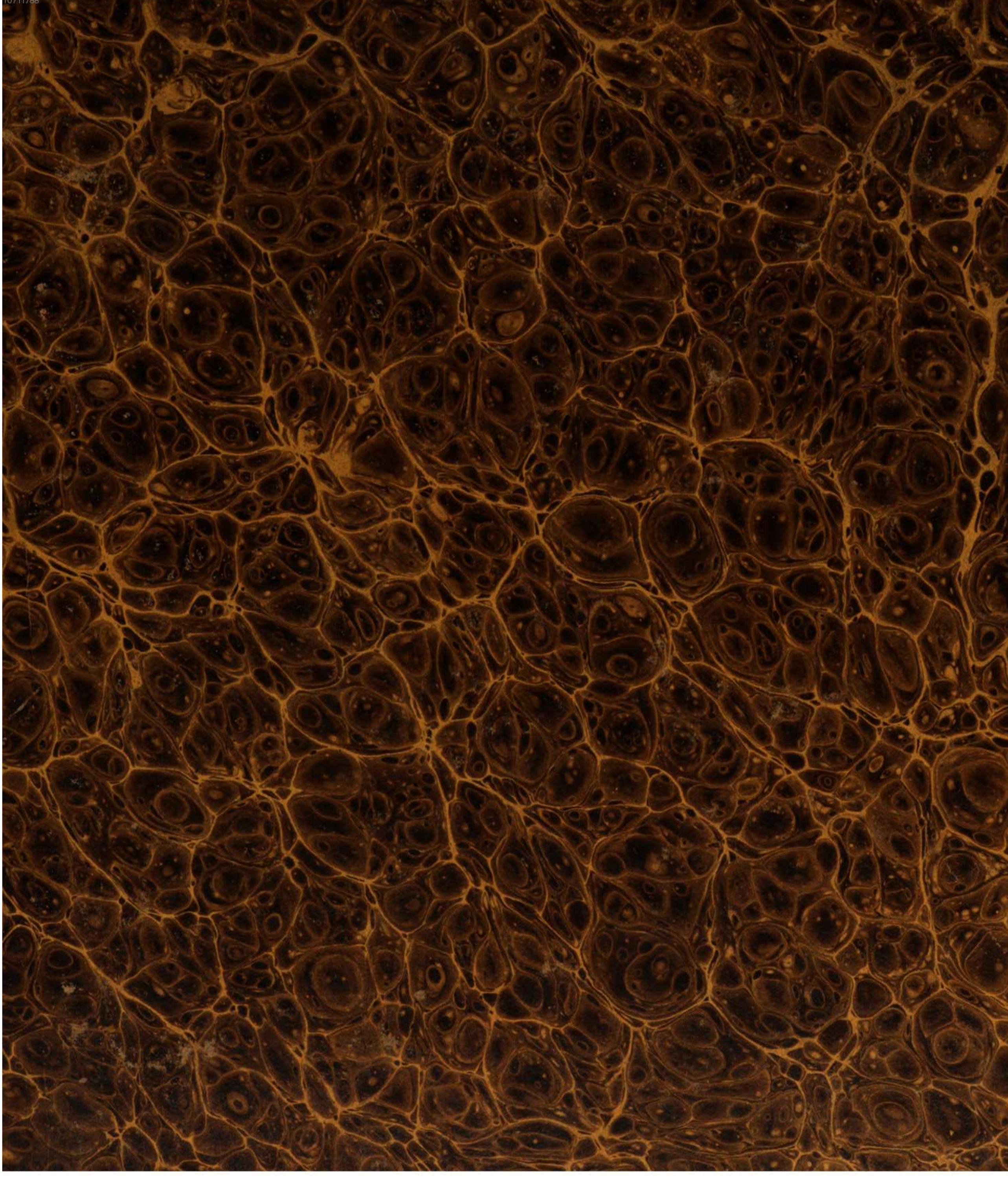
BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 2. 1836 = Jan. - Juni

München 1836
4 Bibl.Mont. 167-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10711788-3



10711788

167-2 Bibl. Mont.

10711788

<36631805360010

<36631805360010

Bayer. Staatsbibliothek

10711788

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Zweyter Band.

München,
im k. Central-Schulbücher-Verlage.

10711788

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1836.

München.

Im k. Central-Schulbücher-Verlage.

10711788

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. Erster Band. München. Auf Kosten der Akademie. 1835. 845 Seiten, 15 lithographische Zeichnungen, darunter 3 colorirte.

Nach der neuen Geschäftsordnung der königlichen Akademie der Wissenschaften hat jede der drey Klassen der Akademie nach der Reihe ihre Abhandlungen in einem besondern Bande herauszugeben. Zu Folge dieser Anordnung hat jetzt die erste Klasse in dem vor uns liegenden Bande folgende einzelne Abhandlungen geliefert.

1.

Genaue Beschreibung der unter dem Namen der Teufelsmauer bekannten römischen Landmarkungen; zweyte Abtheilung. Die Teufelsmauer von Kipfenberg bis an die Straße von Ellingen. Von Herrn Dr. Franz Anton Mayer, Stadtpfarrer zu Eichstädt. Mit 1 Abbildung.

Als die Römer im Besitze der südlichen Länder an der Donau und dem Neckar waren, fanden sie sich, um die Einfälle der germanischen Völker in die zwischen beyden Flüssen gelegenen Länder, in diesen sinus imperii abzuwehren, wie bekannt, veranlaßt, von der Donau bis zum Neckar eine Landwehr zu ziehen, bestehend aus einem steinernen Wall, der in Zwischenräumen mit Thürmen, aufgeworfenen Verschanzungen und Kastellen verstärkt war. Dieses für alte und mittlere Geographie und für die Geschichte gleich wichtige Werk ist unter dem Namen der Teufelsmauer noch in großen Ueberresten und einzelnen Strichen vorhanden, und hat, so weit es in Bayern liegt, seit Aventin die Aufmerksamkeit und Forschung auf sich gezogen. An die lange Reihe der Gelehrten, welche der Auffindung und genaueren Verzeichnung jener römischen Landwehr ihre Muße gewidmet haben, schließt sich der Verfasser in zwey Abhandlungen an, von welchen die erste, welche den Lauf der Teufelsmauer von der Donau bis zu dem Marktflecken Kipfenberg verfolgte, schon vor mehreren Jahren durch die königliche Akademie zum Drucke befördert worden ist.

Nach einem Vorwort des zeitigen Klassensekretärs äußerte Herr Baron von Gumppenberg, Hauptmann im General-Quartiermeisterstabe, welcher bey den militärisch-topographischen Vermessungen des auf Alterthum Bezügliche zu beachten hat, und welchem die Abhandlung mitgetheilt worden war, in einer Zuschrift an den genannten Sekretär sich über dieselben wie folgt:

„Ich habe alle Angaben des Herrn Pfarrers Mayer auf den Detailplänen verfolgt, deren ich mehrere selbst geometrisch aufgenommen habe, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß Herr Mayer mit der größten Genauigkeit die Spuren der Teufelsmauer verfolgt hat, und auch nie einen Schritt von der wahren Richtung derselben abgewichen ist.“

Der Anfang jener Landmarke und Landwehr ist am westlichen Ufer der Donau zwischen Hindheim und Straußeck in der Nähe des am andern Ufer liegenden Veltenburgs. Sie zieht nördlich bey Laimerstadt und Hagensull, südlich bey Altmannstein vorbey, berührt Neusingenhausen, durchschneidet in der Mitte zwischen

Schamhaupten und Sandersdorf die Landstraße und weiter vorwärts das Dorf Gant, läuft nördlich bey Denkendorf, südlich bey Gelbelsee vorbey und langt dann bey dem Schlosse Kipfenberg an. Das ist der Zug und die Ausdehnung dieser Landwehr, welche von dem Verf. in der ersten Abhandlung nachgewiesen wurde, wobey derselbe bemüht war, die zahlreichen Irrthümer seiner Vorgänger über ihre Richtung zu verbessern.

Von Kipfenberg folgt nun der Verf. ihrem Laufe in ähnlicher Weise nach dem Pfahldorfer Berge, wo sie noch deutlich zu Tage liegt. Die Breite der Grundfläche mißt zehn, die Höhe beyläufig drey Fuß. Die Steine, aus denen sie gebildet ist, haben mittelmäßige Größe und liegen ohne Ordnung und ohne Kalk aufeinander. Von dem Pfahldorfer Berge gelangt der Verf., ihren Spuren, Thürmen und Verschanzungen folgend, in die Nähe der Schollenburg, auf deren Rücken sich ein ansehnliches römisches Lager mit berghohen Schanzen und Wällen erhalten hat, gegenüber von Romburg oder Rumburg, das seinen römischen Ursprung auch durch den Namen bezeugt.

Wir überlassen dem Leser, den Verfasser auf seinem weitern Wege selbst zu begleiten, welche der Landmarkung durch Feld und Wald, über Einöden, Burgen und durch die Ortschaften Edlertshofen, Kehldorf, Burgsallach und andere folgt, wo dieses Werk nicht Teufelsmauer, sondern Pfahl, und wie anderwärts Pfahlgraben (limes) genannt wird. Auch findet man überall die römischen Alterthümer in der Nähe und die germanischen Gräber beachtet, die sich in ihrem Gefolge häufig finden. Mehrere der in ihnen gefundenen Geräthe sind auf der beygegebenen Tafel abgebildet. Schlüßlich bemerken wir, daß der Verf. sich mit einer dritten Abhandlung beschäftigt, welche den Pfahlgraben bis nach Gunzenhausen verfolgen wird.

2.

Ueber die Materie im platonischen Timäos. Von Dr. Fr. Ast.

Der Verf. bemüht sich, die platonische Ansicht von der Materie gegen die Annahme neuerer Gelehrten in ihrer eigentlichen Bedeutung wieder herzustellen, indem er die Hauptstellen darüber im Timäos unter sich vergleicht und wörtlich erklärt, so daß nichts Fremdartiges hineingetragen wird. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß Platon in der mehr mythischen, als philosophischen Darstellung der Weltbildung die Materie als den formlosen Stoff betrachtet und nur zum Behufe der aus ihr zu bildenden Welt (S. 30 A.) gesetzt hat, indem er die Weltbildung als Ordnung und Zusammenfügung des schon Vorhandenen, aber noch Regellosen (des mythischen Chaos) betrachtete. Von dieser kosmogonischen Darstellungsweise ist zu unterscheiden die spätere speculative Ansicht. Dieser zu Folge ist ihm die Materie das entwickelte Substrat des Sichtbaren und Gewordenen, also ein unsichtbares, schwer zu begreifendes Wesen (49 A.) das nur ein Fehlschluß erfaßt. Was wollte wohl Platon damit bezeichnen? Unläugbar dieses, daß die Materie im reinen und eigentlichen Sinne des Wortes, d. h., als das rein Formlose, allgemeine Seyn, nicht als etwas reales und wirklich bestehendes gedacht werden könne, sondern nur eine subjective Vorstellungsweise sey, indem wir die veränderlichen Erscheinungen des Lebens dadurch fixiren und jedes als momentan für sich bestehend uns denken, daß wir dem äußerlich Wechselnden ein innerlich Beharrliches oder ein bleibendes Substrat, dem besonderen Seyn also ein reines und allgemeines unterlegen. Zum besonderen Seyn also denken wir das allgemeine hinzu; und so entsteht in uns die Vorstellung der Materie die demnach eine bloß subjektive Vorstellungsweise und Annahme ist.

Die Abhandlung beschließen Erläuterungen, der Begriffe χώρα und Chaos und des Wortes ὕλη.

3.

Ueber die Risalet des Koschairi. Von H. Dr. Allioli.

Die Abhandlung über die Risalet des Koschairi gibt eine nähere Nachricht über eine arabische Handschrift der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, die rücksichtlich ihres Inhaltes sowohl als ihrer Seltenheit gleich wichtig ist. Dieselbe ertheilt Aufschluß über die Beschaffenheit der ältesten mohammedanischen Mystik, und entscheidet über die von den Orientalisten neuerer Zeit öfter besprochene Frage: ob die mohammedanische Mystik sich aus dem Wesen des Mohammedanismus selbst entwickelt habe, oder indisch-persischen Ursprungs sey. Koschairi (geb. 376 d. H. 986 n. Chr.), der seine Lehre auf ununterbrochene Tradition gründet, und diese bis in die Zeiten Mohammeds hinaufführt, läßt erkennen, daß die älteste Mystik der Moslemin nicht pantheistisch wie die spätere sey, und daß diese wohl der indisch-persischen Alleinslehre angehöre, nicht aber jene, die in rein mohammedanischen Lehren ihre Erklärung findet. In dieser ältern Mystik ist die göttliche Substanz nicht in das All verflossen, sondern ächt mohammedanisch ist Schöpfer und Geschöpf strenge aus einander gehalten, und die moralische Vervollkommnung besteht nicht in einer Vernichtigung, Auflösung ins All (Quietismus, wirkungsloser Beschaulichkeit), sondern bloß in Läuterung der Seele und Willenseinigung mit dem Einen Gott. Die Abhandlung Koschairis zerfällt in drey Theile, wovon der erste die Quellen der altmystischen Lehre, der zweyte die Terminologie der Mystik, der dritte die mystische Lehre selbst gibt. In dem ersten Theile macht sich Koschairi zum eigentlichen Geschäfte, jene alten Lehrer anzugeben, worauf sich seine Lehre stützt, und zu zeigen, wie diese in einer ununterbrochenen Reihe von alten Meistern auf eine Ueberlieferung sich gründet, die sich bis ins Zeitalter des Propheten hinaufführen läßt. Von mehr denn 80 Scheichen führt er mit historischer Genauigkeit Zeitalter, Lebensumstände und nicht selten ausführliche, den Geist derselben charakterisirende Sprüche und Lehren an, so daß sich daraus ein vollkommenes Urtheil über die ascetischen Lehren fällen läßt, die er aus alter Zeit überliefert. Der zweyte Theil gibt die Erklärung drr technischen Ausdrücke über die Geisteszustände der Mystiker. Er ist um so wichtiger, als man bey einer Vergleichung derselben mit den vorhandenen Wörterbüchern wahrnehmen muß, daß darin die Bedeutung vieler solcher Ausdrücke entweder mangelhaft oder ganz unrichtig gegeben ist. Der dritte Theil erörtert die verschiedenen Geisteszustände, Tugenden und Tugendmittel.

4.

Numismata nonnulla graeca, ex Museo Regis Bavariae hactenus minus accurate descripta, edidit Dr. Franc. Streber, Numothecae reg. bav. Adjunctus.

Bekanntlich ist dem Studium der Numismatik und mit diesem der gesammten Archäologie ein großer Nachtheil erwachsen durch die vielen falschen Münzen, welche allenthalben mit großer Geschicklichkeit theils nachgeahmt, theils erfunden und überall mit ziemlichem Erfolge verbreitet wurden, und zum Theile noch werden. Allein es werden dieser Wissenschaft noch andere Wunden geschlagen, die um so schmerzlicher und gefährlicher sind, als sie gerade von dort her kommen, von wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, nämlich von den eifrigsten Beförderern dieser Wissenschaft, von den Dienern der Moneta selbst, und zwar durch die unrichtigen oder falschen Beschreibungen der Münzen. Denn es geschieht hie und da, daß derjenige, so irgend eine alte Münze beschreibt uud erklärt, auf der Münze selbst nicht das sieht, was wirklich darauf geprägt ist, sondern was er eben sehen will, und auf gleiche Weise geschieht es auch manchmal, daß derjenige, so eine alte Münze zeichnet, nicht das zeichnet, was er selbst sieht, sondern was der Beschreibende ihm angibt, daß er sehen soll. Welchen Nutzen aber soll man aus den alten Münzen ziehen für Paläographie und Iconographie und Geo-

graphie und Mythologie u. s. w., wenn man weder den Aufschriften, noch den Typen, die man in numismatischen Büchern beschrieben oder abgebildet findet, Glauben schenken darf? Und in der That findet man dergleichen unrichtige Beschreibungen nicht wenige! Wenn daher die Numismatik diejenigen Früchte bringen soll, die man von ihr erwartet, so ist vor allem nöthig, daß man die falschen Beschreibungen der Münzen berichtige.

Dieß ist der Standpunkt, von dem der Verf. ausgegangen, eingedenk dessen, was Eckhel so richtig sagt: Potest accidere, ut numos jam vulgatos refingas utilius, quam proferas nondum vulgatos; quis enim inficiabitur, plus saepe imminere periculi a numis false descriptis, quam penitus ignoratis? ut sane Graecis, Troja profectis, minus infestae fuere tenebrae, quam ignes dolosi ex Caphareo collucentes.

Zu den unrichtig beschriebenen Münzen gehören auch mehrere in der Münchner Sammlung befindliche, und auf diese ist hier zunächst ein besonderes Augenmerk gerichtet. Die unrichtigen Beschreibungen aber fraglicher, in der Münchner Sammlung befindlicher, griechischer Münzen sind enthalten in den verschiedenen Schriften von Sestini und in Mionnets description de médailles grecques.

Ein großer Theil nämlich der jetzigen Münchner Sammlung war früher im Besitze von Cousinery, weiland französischem Consul in Macedonien. Cousinery hatte über seine Münzsammlung einen Catalog angefertigt, der, zunächst nur für seinen Privatgebrauch bestimmt, nicht überall mit gehöriger Sorgfalt und Genauigkeit ausgearbeitet ist. Mionnet aber benützte diesen Catalog und hat die meisten darin enthaltenen Beschreibungen, sie mochten nun richtig seyn oder nicht, in sein Werk: Description de médailles grecques aufgenommen. Dadurch geschah es, daß von mehreren, nun im Münchner Museum befindlichen Münzen unrichtige Beschreibungen unter das literarische Publikum kamen.

Ein noch größerer Theil jedoch ist in Sestini's verschiedenen Schriften enthalten. Sestini, Aufseher des Florentiner Museums, hat vor mehreren Jahren in München sich über verschiedene Münzen Notizen gemacht und Zeichnungen angefertigt und diese sodann nach und nach publicirt. Aber seinem literarischen Ruhme und seinen großen Verdiensten um die Numismatik unbeschadet, kann man keck behaupten, Sestini hat sich bey der Beschreibung dieser Münzen manchmal sehr geirrt und hat sich große Nachläßigkeiten zu Schulden kommen lassen.

Die Berichtigung der von ihm begangenen Fehler ist um so nothwendiger, als Sestini, ein Mann, der fast ein halbes Jahrhundert in diesem Felde gearbeitet, dessen Kennerblick bey allen Numismatikern hoch in Ehren steht, der sich unstreitig ganz außerordentliche Verdienste um die Numismatik erworben hat, als die Angaben eines solchen Mannes allemal ein großes Gewicht haben. Doch, wie gesagt, Sestini hat sich manchmal sehr geirrt, und bey genauer und sorgfältiger Prüfung und Vergleichung der Beschreibungen mit den Münzen selbst gestaltet sich Manches ganz anders, als er angegeben und andere ihm nachgeschrieben.

So war, um nur einige Beyspiele anzuführen, Ktemenä in Thessalien eine in der numismatischen Geographie vorher unbekannte Stadt, bis Sestini aus dem Münchner Museum und aus einer Privatsammlung in Triest eine kleine Silbermünze bekannt machte, welche einen Pallaskopf und ein springendes Pferd und die Buchstaben *KTH* zum Gepräge haben sollte. Allein die Buchstaben *KTH* sind weder auf dem Münchner, noch auf dem Triester Exemplare sichtbar, sondern auf beyden muß gelesen werden *KAH*; folglich kann auch von keiner Münze der Thessalischen Ktemenä die Rede seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. ꝛc.

(Fortsetzung.)

4.

Numismata nonnulla graeca, ex Museo Regis Bavariae hactenus minus accurate descripta, edidit Dr. Franc. Streber, Numothecae reg. bav. Adjunctus.

Auf ähnliche Weise glaubte Sestini durch mehrere im Münchner Museum befindliche ganz kleine Silbermünzen die numismatische Geographie mit einer neuen Stadt, nämlich Tyrissa in Macedonien, bereichern zu können; allein eine genauere Prüfung zeigt, daß auf diesen kleinen Silbermünzen nicht die Buchstaben $\begin{matrix} T & P \\ Y & I \end{matrix}$ sondern $\begin{matrix} T & P \\ H & I \end{matrix}$ zu lesen seyen, daß folglich Tyrissa aus dem Verzeichnisse der Münzstädte eben so wie Ktemenä wieder ausgestrichen werden müsse. Allier de Hauteroche, der einen ähnlichen Obolus besaß, glaubte, es müsse THPI gelesen und diese Münze nach Teria, einer Stadt in Troas, gelegt werden; allein die Schreibart, die man κονιηδὸν oder Taepocon nennt, und die nach dem Zeugnisse Diodors nur auf der Insel Taprobane üblich war, kömmt auf Münzen nur äußerst selten vor, und da überdieß diese Obolen, der Fabrik nach zu urtheilen, in Macedonien geprägt wurden, so müssen die vier Buchstaben, wie auf anderen Münzen macedonischer Städte z. B. Olynthus, Amphipolis, Trälium, Neapolis, βουστροφηδὸν oder vielmehr in einem Zirkel gelesen werden, nämlich TPIH.

In den neueren numismatischen Schriften wird unter den Münzstädten auch Aspledon in Böotien genannt, eine Stadt, von der man um so weniger Münzen erwarten sollte, als sie, wegen Mangel an Wasser, schon in sehr früher Zeit verlassen wurde. Es ist Sestini, der drey Münzen mit der Aufschrift *ΑΣΠ* oder *ΑΣΠΛ* bekannt machte, die eine aus dem Münchner, die zweyte aus dem Wiener Museum, die dritte aus einer Privatsammlung. Alle diese Münzen gehören aber nicht nach Aspledon, denn die Legende ist nicht, wie Sestini gelesen, *ΑΣΠ* oder *ΑΣΗΛ*, sondern *ΣΠΑ*. Der Typus entspricht ganz genau den Münzen von Olynthus — ein springendes Pferd und ein fliegender Adler. Es ist daher kein Zweifel, daß viele Münzen der in den Olyntischen Bund aufgenommenen Stadt Spartolus angehören. Die numismatische Geographie, der Stadt Aspledon beraubt, muß sonach mit der neuen Stadt Spartolus bereichert werden.

Sestini beschreibt eine im Münchner Museum befindliche Kupfermünze mit einem Widder und der Aufschrift *ΑΛΟΝΗΣ*, als der Insel Halonesus angehörig, gleichfalls die einzige, welche von dieser Insel bekannt ist. Allein auch hier war Sestini wiederum sehr ungenau, denn die ersten zwey Buchstaben *ΑΛ* sind auf der Münze selbst nicht sichtbar, die übrigen vier Buchstaben aber sind nicht *ΟΝΗΣ*, sondern *ΟΝΝΕ*. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Legende *ΟΝΝΕ*, die auf Halonesus nicht paßt, ergänzt werden muß *ΙΟΝΝΕΩΝ*, daß sonach diese

Münze nach Gonneis in Thracien gehört und der Widder, wie auf den Namen der Stadt, so auf die in Thracien einheimischen Mysterien der Cabiren sich beziehe.

Ein anderes merkwürdiges Beyspiel, wie wenig genau es Sestini mit seinen Beschreibungen genommen habe, liefert die pag. 161 beschriebene Silbermünze mit der Aufschrift *TMIAΦ*, welche sich schon durch ihre Fabrik als cretisch ankündigt. Diese Schrift muß offenbar retrograde gelesen werden; der Buchstabe *M* ist, wie auf den Münzen von Sybaris, Posidonia und anderen Städten, für ein *Σ* der ältesten Form zu nehmen und das ganze Wort muß *ΦAIMTιαον* ergänzt werden. Es ist dasselbe Wort, das auch auf andern alten cretischen Silbermünzen vorkömmt und das Pellerin und Eckhel irriger Weise für den fremdartigen Namen einer Magistratsperson ansahen, indem sie bald *EAIMTIAON* bald *EAIMTIAON* lasen, während die Stadt Phästus (*ΦAIΣTIAON*) gemeynt ist. Sestini aber nimmt gar keinen Anstand, diese Münze, statt nach Phästus, nach Gortyna zu legen und statt *ΦAIΣTιαον* zu lesen *ΓOPTYNION*, wovon auf der Münze selbst auch nicht Ein Buchstabe zu sehen ist.

Dasselbe ist der Fall mit einer andern cretischen Silbermünze, die Sestini derselben Stadt Gortyna zuschreibt, welche aber richtiger nach Myrina gelegt wird. Auf dieser Münze liest Sestini MYNOTAYROS, während von diesem Worte auf der Münze selbst, und zwar auf zwey Exemplaren, weiter nichts, als die ersten zwey Buchstaben YM sichtbar sind. Es kann nun allerdings geschehen, daß auf nicht vollkommen gut erhaltenen Exemplaren der eine dieß, der andere das liest, allein gegen die Legende Sestinis spricht offenbar schon der Umstand, daß das Wort *Μυοταυρος* niemals mit ϒ (*Μϒοταυρος*) geschrieben wurde.

Fast alle diese Irrthümer hat auch Mionnet, gestützt auf Sestinis Autorität, in seine Description de médailles grecques aufgenommen, wodurch sie

denn, da das Mionnetsche Werk fast überall bekannt ist, gewissermassen eine öffentliche Autorität erhielten.

Diese wenigen Beyspiele mögen sattsam zeigen, daß es nicht überflüßig war, manche Legende alter Münzen einer Prüfung und Berichtigung zu unterwerfen, und ist es erlaubt, aus den Beschreibungen, welche Sestini von mehreren im Münchner Museum befindlichen Münzen gegeben, einen Schluß zu ziehen auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Münzbeschreibungen überhaupt, so dürfte auch in den übrigen öffentlichen und Privat-Sammlungen, deren Sestini so viele ganz oder theilweise beschrieben, noch manche Münze aufbewahrt liegen, deren Legende einer Berichtigung bedarf.

Doch nicht nur manche Aufschrift, sondern auch mancher Typus bedarf einer andern Erklärung. Auf den Münzen z. B. von Pherä in Thessalien erscheint ein Weib, welches auf einem Pferde sitzt und mit beyden Händen eine Fackel hält. Eckhel, Stieglitz, und andere Archäologen glaubten, in diesem Bilde die Phigalische Ceres erkennen zu müssen, welche, von Neptun verfolgt, sich in ein Pferd verwandelte und unter dem Beynamen „Die Schwarze“ in Arkadien einen eigenen Tempel und eine besondere Bildsäule hatte. Allein was soll diese örtliche, nach Arkadien gehörige Fabel in Thessalien? Was soll die Ceres von Phigale in Pherä? Ueberdieß gibt uns Pausanias eine genaue Beschreibung von der Gestalt der Phigalischen Ceres; sie war sitzend auf einem Stein, mit einem Pferdekopfe, in der einen Hand einen Delphin, in der andern eine Taube haltend. Wie soll dieß Bild in dem reitenden Weibe wieder erkannt werden?

Viel wahrscheinlicher scheint es, daß die reitende Fackelträgerin von Pherä die Diana Pheraea sey, die als *ιπποσσόα*, wie sie Pindar nennt, mehrmal reitend abgebildet wird, und als zürnende Brimo besonders am Böbeischen See verehrt wurde.

Dieselbe Diana ist auf einer andern, äußerst merk-

würdigen Münze von Paträ wiederum zu erkennen. Dort erscheint der arkadische Pan, mit seinem Horne an der Stirne, und dem Pedum in der Hand auf einem Felsen sitzend. Er winkt einer reitenden Frau, die sich langsam nähert. Sestini zweifelte, ob unter dieser Reiterin die Kaiserin Faustina, oder die Venus, oder die Diana Laphria vorgestellt sey, allein Virgil gibt uns die Erklärung dieser Vorstellung, wenn er von der Diana schreibt:

Pan deus Arcadicus, captam te, Luna, fefellit,
In nemora alta vocans, nec tu adspernata vocantem.

Wir haben hier, auf der Münze von Paträ, den Pan, wie er die Luna verlockt, und wie ihm die Luna, obgleich langsam, folgt. Die Luna aber ist, wie die Diana in Pherä, reitend dargestellt.

Merkwürdig sind einige, in vorliegender Schrift genauer beschriebene Münzen, für die Kunstgeschichte. Auf einer Silbermünze von Epidaurus in Argolis erscheint Aesculap, sitzend auf einem Throne, in der Linken hält er den Scepter, die Rechte hält er ausgestreckt über dem Kopfe der sich aufrichtenden Schlange; zu seinen Füßen liegt der Hund. Vergleichen wir nun, was Pausanias von dem berühmten, zu Epidaurus aufgestellten Bilde Aesculaps schreibt. „Das Bild Aesculaps ist etwa um die Hälfte kleiner als das des Olympischen Jupiters zu Athen; es ist von Elfenbein und Gold, und, wie die Inschrift bezeugt, verfertiget von Thrasymedes, dem Sohn des Arignotus aus Paros. *Κάθηται δὲ ἐπὶ θρόνου βακτηρίαν κρατῶν, τὴν δὲ ἑτέραν τῶν χειρῶν ὑπὲρ κεφαλῆς ἔχει του δράκοντος, καὶ οἱ κύων παρακατακείμενος πεποίηται.*“ Diese Beschreibung stimmt so genau mit dem Bilde auf der Münze überein, daß kaum bezweifelt werden mag, letzteres sey ein Abbild der von Thrasymedes in Elfenbein und Gold verfertigten Statue. Auffallend ist noch, daß auf der Münze unter dem Throne die Buchstaben **ΘΕ** angebracht sind, aber so klein daß man sie mit unbewaffnetem Auge kaum entdeckt. Ob nicht etwa diese beyden Buchstaben bedeuten *Θρασυμήδης Εποίησε*?

Von ähnlichem Interesse ist eine Münze von Ephesus. Bekanntlich hat in einer Stelle bey Strabo der Ausdruck *σκολιὰ ἔργα* den Archäologen viele Schwierigkeiten gemacht. Dieser Geograph benachrichtet uns, daß zu Ephesus ältere und neuere Tempel gewesen seyen. In den ältern, fügt er hinzu, sind alte Bildnisse, in den neuern aber *σκολιὰ ἔργα*. Es entsteht nun die Frage, was unter *σκολιὰ ἔργα* zu verstehen sey. Tyrwhit, Uhden, Jacobs, Lessing, Penzel, Winkelmann versuchten jeder eine andere Erklärung zu geben. Vielleicht kann eine Münze von Ephesus bey Lösung dieser Frage von großer Wichtigkeit seyn. Auf dieser Münze erscheint nämlich Ortygia mit den Kindern, Apollo und Diana, auf den Armen; nun führt Strabo, wo er von Ephesus spricht, gerade die Ortygia, mit den beyden Kindern auf den Armen, als ein *σκολιὸν ἔργον* an, *ἡ δ' ὀρτυγία*, schreibt er, *παρέστηκεν ἑκατέρᾳ τῇ χειρὶ παιδίον ἔχουσα*. Wenn nun die Ortygia, mit den beyden Kindern auf den Armen, auf einer Münze von Ephesus nicht unwahrscheinlich das Abbild ist jener Ortygia, welche in einem der Tempel von Ephesus stand, gleichfalls mit den beyden Kindern auf den Armen, und welche Strabo als ein *σκολιὸν ἔργον* anführt, so hätten wir auf dieser Münze eine anschauliche Vorstellung von einem *σκολιὸν ἔργον*, nämlich eine Figur von heftiger Bewegung mit einem Gewande von vielen und sehr tiefen Falten.

Auf einer Münze von der Stadt Jasus in Carien haben wir das Bildniß des *Ζεὺς ἄρειος*, der bey den Schriftstellern des Alterthums öfter genannt, dessen Gestalt aber nirgend beschrieben wird. Winkelmann glaubte diese Gottheit in der unbärtigen, unbekleideten Figur auf einer, in der Stoschischen Sammlung befindlichen, mit dem Namen *ΝΕΙΣΟΥ* beschriebenen, Gemme gefunden zu haben; durch eine Münze aber, mit der Aufschrift ΖΕΥC ΑΡΕΙΟC, erfahren wir,

daß er bärtig, mit Helm und Kriegsrüstung, mit Schild und Lanze vorgestellt wurde. Es ist um so wichtiger, von diesem Jupiter nun auch die Gestalt zu kennen, als Pausanias berichtet, es hätten ihn einige Eleer mit dem Vulkan für gleichbedeutend gehalten.

Auf einer Münze von Halicarnassus in Carien sehen wir auch ein Bildniß des Dodonäischen Jupiters zugleich mit den zwey, aus den Eichen weissagenden Tauben.

Doch es würde zu weit führen, alle die Legenden und Typen, welche hier beschrieben, berichtiget und erklärt sind, namhaft zu machen, darum bemerken wir nur noch eine durch ihren redenden Typus merkwürdige Münze von Laodicea, worauf zwey Thiere abgebildet sind. In den verschiedenen Beschreibungen werden diese beyden Thiere bald für zwey Füchse, bald für Hirsch und Löwe, für Hund und Löwe, für Wolf und Löwe erklärt; allein es ist ein Eber und ein Wolf vorgestellt, und diese beyden Thiere sind die Sinnbilder der bey Laodicea in Phrygien vorbeyströmenden Flüsse Lykos und Kapros — (Wolf und Eber).

Am Schlusse dieser, 22 Bogen starken Abhandlung findet sich ein Index und auf vier Tafeln die Abbildung von 54 Münzen.

6.

Ueber die Beschreibung des Tempels des heiligen Grales in dem Heldengedichte Titurel Kap. III. von Sulpiz Boißeree. Mit drey Abbildungen.

Der Titurel enthält bekanntlich eine umständliche Beschreibung des Tempels, den sich der Gral erbaut. Da dieß die einzige Nachricht ist, die über die alte Baukunst sich bey den Dichtern des Mittelalters findet, mußte die Stelle natürlich die Aufmerksamkeit des V. auf sich ziehen, der diesen Gegenstand sich zum vorzüglichen Studium genommen. Schon bey flüchtiger Betrachtung der Angaben des Dichters entdeckt sich ein Grundriß, der sich nahe an Werke des vordeutschen Styles früherer Jahrhunderte in der Grabeskirche von Jerusalem, der Sophienkirche in Byzanz, der Markuskirche in Venedig, und den jener ersten nachgebildeten Kirchen der Tempelherren knüpft.

Derselbe Entwurf zeigt aber andere ihm wesentliche Elemente, die eben so entschieden der eigentlich deutschen Bauweise angehören, und nur in ihr sich finden. Das leitete also ganz einfach dahin, in diesem Bauwerke der Poesie eben auch ein Solches zu erkennen, wie die Wirklichkeit uns so Viele bietet, der an eine Uebergangszeit gestellt, im Geiste einer frühern angefangen, in dem einer Spätern vollendet, aus den Elementen Beyder sich zusammensetzen.

Eines schien dieser Annahme in den Weg zu treten. Die Zeit von der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts hat erweislich kein Gebäude des neuen Styls von solcher Bedeutung gegründet, daß es die Einbildungskraft des Dichters zu einem solchen Entwurfe hätte hinreichend erwärmen mögen; Wolfram von Eschenbach aber, der als Dichter des Titurel gilt, gehört der letzten Hälfte des zwölften und der Ersten des dreyzehnten Jahrhunderts an. Sollte sich also jene Ansicht behaupten, dann mußte sie auch auf das Gedicht ausgedehnt werden, und das mußte dann gleichfalls als ein Uebergangswerk erscheinen, in wesentlichen Theilen von einem Dichter in eigener Weise angefangen, von Andern dann wieder in eigenthümlicher überarbeitet, fortgesetzt und zur Vollendung geführt. Die Dichtung sprach schon in räthselhaften Worten von zweyen Meistern; dem alten Wolfram, der zuerst von Kyot die Civentüre übernommen, und von einem jüngern Albrecht, der als jener mit Tod vom Werke abgelassen, es nach wohl fünfzig Jahren für ihn aufgenommen. Es traf sich, als der Verfasser um 1810 jene Vermuthung zuerst gefaßt, daß Docen aus der hiesigen Bibliothek das Fragment eines älteren Titurels bekannt machte, in dem A. W. Schlegel sogleich Wolframs ursprüngliche Arbeit erkannte, und die Ansicht mit so guten Gründen unterstützte, daß sie bald allgemein als die richtige angenommen wurde. Es war der Theil des alten Meisters somit gefunden; der neuere Albrecht hatte ihn in sein Werk verbaut, und nach seiner Weise ihn überarbeitend, dann zum jetzigen Titurel vollendet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. ꝛc.

(Fortsetzung.)

6.

Ueber die Beschreibung des Tempels des heiligen Grales in dem Heldengedichte Titurel Kap. III. von Sulpiz Boißerée. Mit drey Abbildungen.

Wer aber dieser Meister Albrecht gewesen, war die nächste Frage, die sich bieten mußte. Man hatte auf Albrecht von Halberstadt gerathen, ohne einen andern triftigen Grund, als die Namens-Aehnlichkeit aufzubringen. Ein zweyter glücklicher Zufall kam, um hülfreich in der Ungewißheit zu entscheiden. Auf den Decken einer der Handschriften, die 1815 von Rom nach Heidelberg wiedergekehrt, fand der Verf. zwey seither verlorne Pergamentblätter aufgeklebt, die dem Gedichte selbst angehörten und von derselben Hand geschrieben waren. Er schrieb sie glücklicherweise mit Genauigkeit ab, und so sind sie uns erhalten. Hier nennt sich Albrecht wieder, erklärt ausdrücklicher Weise, nachdem er dem Wolfram großes Lob gesprochen, daß er gleich denen von Venedig gethan, die, nachdem sie auch ein reiches Werk zu bauen angefangen, nach dem Hintritt des ersten Meisters es nicht verderben lassen, sondern Andern zum Fortbau es übergeben. Wie er darauf zum Lobe des Fürsten, unter dessen Schutze er das Unternehmen angefangen, übergeht, entdeckt sich *leicht*, daß der Herzog Lois und Palatinus, der Adler, dessen Ehre sich weit ausbreitet, kein anderer, als Kaiser Ludwig der Bayer seyn kann. Da jene Stelle dem Anfang seiner Arbeit angehörte, gegen Ende derselben aber eine andere die Kargheit der Söhne des Verstorbenen anklagt, so wird dadurch der Beginn derselben nicht früher als 1310, die Beendigung nach 1347 festgestellt, wobey die fünfzig Jahre nur als eine runde Zahl genommen werden müssen. Diese Zeitangabe führt dann wieder auf Albrecht von Scharfenberg, den Minnesänger der Manrissischen Sammlung hinüber, den Ulrich Fürterer in seinem cyklischen Titurel und der Tafelrunde hochpreisend als den bezeichnet, dem er gefolgt, weil er der Dinge wahrlich zu Ende gekommen. Da nun Wolfram von Eschenbach aus Pleinfelden in der Oberpfalz gebürtig war; Albrecht von Scharfenberg dem Kaiser Ludwig als seinem Herrn diente, wie selbst Fürterer dem Herzog Albrecht IV., so ist also der Titurel mit Wurzel, Stamm und Aesten bis in die Blätter hinein ein eigentlich bayerisches Werk. Da uns dann auch die Abtissin von Eichstädt mit ihren beyden Meistern das Heldenbuch und in ihm den Wolf Dieterich erhalten, und immer noch die überwiegenderen Gründe für österreichischen Ursprung der Nibelungen in ihrer epischen Form sprechen, so verdanken wir mithin dem südöstlichen germanischen Stamme an der Donau und den Ostalpen die drey bedeutendsten Dichtungen des alten Sagenkreises.

Nachdem dieses ausgemittelt war, mußte daran gegangen werden, die fragliche Stelle kritisch zu bearbeiten, und ihr dann ihren rechten Inhalt abzugewinnen. Beydes ist nicht leicht, weil Püterich von Reicherzhausen schon im 15. Jahrhundert die Abweichung in den Handschriften, damals noch dreyßig an

der Zahl, überaus groß befand, und überdem die Sprache, besonders im neueren Titurel nicht geringe Schwierigkeit bietet. Es kam nun darauf an, die noch vorhandenen Handschriften, so weit sie zugängig waren, zusammenzustellen; aus ihnen einen möglichst gereinigten Text abzuleiten und diesen dann so viel thunlich, in seinen dunklen Stellen sich und Andern klar zu machen. Da unglücklicherweise das Fragment des alten Titurel die Beschreibung des Tempels nicht enthält, und unter den neun übrigen Handschriften sie gleichfalls in dreyen ausgefallen, so blieben, neben dem alten Drucke, dem Verf. nur noch sechs für jene Arbeit übrig. Er ordnete sich diese nun nach der Ordnung ihres innern Werthes und, da er gefunden, daß die frühere Heidelberger Handschrift, als die älteste, auch das meiste Vertrauen verdiene, legte er ihren Text zum Grunde und berichtigte ihn dann aus der Jüngeren von eben dort, aus der Wiener und Berliner, der Regensburger, der Karlsruher und dem alten Drucke, deren gegenseitiger Werth in der Folge, wie sie hier genannt sind, sich ihm abzustufen schien. Daraus ist nun der hergestellte Text hervorgegangen, den er in seiner Abhandlung mitgetheilt und in den Noten mit den nöthigen Erläuterungen versehen.

Es galt nun, in der also aufgeschlossenen Beschreibung des Gebäudes die verschiedenen Elemente, aus denen es sich zusammengesetzt haben mochte, zu sondern, und da boten sich die der deutschen Bauweise Angehörigen, eben weil sie nach der Voraussetzung am letzten hinzugetreten, natürlich als die Ersten. Als Solche wurden nun bald erkannt: Erstens die achteckig vorgeschossenen Kapellen, die, den altdeutschen Kirchengebäuden eigenthümlich, sonst nirgendwo erscheinen. Zweytens die gereiften und an ihren Reifen und Rippen verzierten und mit einer Scheibe d. i. dem Schlußstein geschlossenen Gewölbe. Drittens die gemalten, mit lichten Beryllen, Cristallen und vielen anderen farbigen Edelgesteinen ausgefüllten Fenster, worauf man, um den brennenden Glanz zu stillen, Gemälde

mancher Art entworfen. Viertens die mit vielen Fenstern durchbrochenen und inwendig mit von aussen sichtbaren Spindeltreppen durchzogenen Thürme. Fünftens die Wiederhohlung des Gebäudes im Kleinen, in Mitte des Ganzen aufgestellt, und zur Aufbewahrung des hl. Grales dienend, worin sich die kunstreichen hochansteigenden Tabernakel neben den Hochaltären der altdeutschen Kirchen nicht verkennen ließen. Mehr anderes in den Verzierungen der Kapellen, Altäre, Gestühle gehörte gleichfalls dahin, und diente zur Bestättigung der gemachten Voraussetzung.

Diese Elemente sind nun dem Grundelemente des ganzen Baues, der Rotunde, also eingeordnet, daß zwey und siebenzig jener achteckigten Chöre, paarweise immer je einen Thurm tragend, sich in solcher Weise im Kreise aneinander schließen, daß immer je achtzehn auf einen Quadranten fallen. Da alle sechs und dreyßig Thürme einen sieben und dreyßigsten im Centrum umkreisen, der zweyer Andern Weite und Höhe zeigt, so wird dadurch unter ihm im Innern, gerade im Centrum des Gebäudes, eine Pfeiler- und Säulenstellung und darüber ein Gewölbe, ebenfalls von doppelter Weite und Höhe bedingt. Da ferner auch dieser mittleren Räumlichkeit, im Osten am Umkreis, ein drey und siebenzigster Chor entspricht, der zweyer Andern Breite hat, ihm gegenüber aber der Haupteingang mit angemessener Breite sich im Westen findet; so ist dadurch eine Mittelhalle von diesem Eingange bis zu jenem Altare gegeben, und weil nun auch zwey andere Eingänge gegen Nord und Süd sich ordnen, wird eine zweyte gleiche Säulenhalle diese im rechten Winkel durchkreuzen müssen. So ist also die der Rotunde eingeschriebene Kreuzesform als Grundform des ganzen Gebäudes ausgefunden. Es fordert aber jener Doppelthurm in Mitte, weil er nicht prall und steil gleich einem Mastbaume aus den Segelstangen sich erheben kann, auch eine verhältnißmäßige Erhöhung des Kirchengebäudes um ihn her, um den Uebergang von den Centralthurm zum Umkreise zu vermitteln. Die

Gesetze der Proportion und der Fortschritt durch gerade Zahlen, die im ganzen Grundriß herrschen, machen es dann nothwendig, den vier Armen des kleineren Kreuzes an diesem Mittelgebäude die Hälfte der Dimensionen des größeren, dem es sich eingeschrieben findet, zuzutheilen und sohin jeden aus vier Säulenstellungen von der mittleren Größeren her, zusammenzusetzen, und wie dieser den kleinen Tempel, so der Oestlichsten den Fronaltar zuzuweisen. So waren die wesentlichsten Theile des ganzen Gebäudes ausgefunden, und es bedurfte nun nur noch einiger Kenntniß der Weise, wie die alten Meister das Einzelne behandelt, um den Begriff des Ganzen zu vervollständigen, und es dann in einem Entwurfe zu fassen.

Auf diesem Wege sind die drey Zeichnungen hervorgegangen, die die Abhandlung begleiten. Die Erste enthält den Grundriß der zwey und siebenzig Chöre in der Runde gestellt; die beyden sich durchkreuzenden Säulenhallen nach den vier Weltgegenden gerichtet; um den Mittelraum her das kleinere Kreuz des eingeschriebenen Gebäudes, aussen zur Rechten der Kreuzgang der Tempelchen. Die zweyte Tafel stellt den Aufriß des Werkes dar: die Ansicht des Vorderportals; zur Rechten und Linken je achtzehn Kapellen mit je neun Glockenthürmen; darüber das Mittelgebäude ragend, und über dieß hinaus dann endlich der mittlere Thurm. Ein Durchschnitt ergänzt die Ansicht des ganzen Werkes, das hier ungefähr in den Dimensionen des Domes von Cöln genommen ist. So wie es dasteht, drückt es eine schöne, reiche, in sich wohl geschlossene und gerundete Idee aus, die Zeugniß gibt von dem tiefen Verständnisse der Kunst, das dem Dichter eingewohnt, und bey aller Einfalt durch die Pracht und Herrlichkeit der Entfaltung überrascht. Das Gedränge von Chören um die hohe Mittelkirche; dieser Kranz von Thürmen, achteckig wie die Chöre durchbrochen, in lichter Durchsichtigkeit, mit ihren Kreuzen und Adlern um den doppelhohen Mittelthurm her; die reichen Lauben an

den Eingängen; alles zusammen bildet nach aussen ein harmonisches, wohl gefugtes, gut ineinandergegliedertes Ganze. Nach innen dann ist großer Reichthum und Pracht dem Auge nicht minder wohl geordnet und überschaulich. Dieser Wald von Erzsäulen in Mitte von der Kreuzallee durchbrochen und in vier Massen abgetheilt; dieß engere Kreuz, das mit gesteigerter Verzierung sich dem Weiteren eingelegt; dieser Boden in seiner Durchsichtigkeit, wie in Wellen bewegt; diese in zahlreichen Gewölben gegliederte Decke in der Höhe, und dann als gemeinsamer Augenpunkt in Mitte die Wiederhohlung des ganzen Werks umkreist von den Altären: das alles drückt sich leicht und gut der Einbildungskraft zu klarer Ueberschauung ein. Man könnte in Versuchung gerathen, den Wunsch zu äußern, in Bayern, wo diese Idee ursprünglich ausgegangen, sie auch durch einen König, der schon so viel in diesem Gebiete hervorgerufen, in der Wirklichkeit ausgeführt zu sehen; wenn man sich nicht bescheidete, daß die Poesie zwar vor der Ueberschwenglichkeit nicht zu erschrecken nöthig hat, die Praxis aber sich durch Mittel und Möglichkeiten beschränken lassen muß, um nicht ins Abentheuerliche sich zu verlieren.

7.

Ueber das Grabmal des Alyattes. Von Dr. Fr. Thiersch.

Das Grabmal des Alyattes, welcher des Krösus Vater war, wird von Herodotus, dem wir seine Beschreibung verdanken (I, 93.), als das größte Werk nächst den ägyptischen und babylonischen bezeichnet und ist eben so merkwürdig als historisches Denkmal, an welches sich Untersuchungen über die Geschichte von Lydien und die Verbindung Lydiens mit andern Ländern knüpfen lassen.

Der Verfasser erläutert zuerst ausführlich die Beschreibung des Herodot, nach welcher sich über dem oberen Ringbau des Denkmals fünf thurmähnliche Kegel erhoben, und findet sofort vollkommene Ueber-

einstimmung zwischen ihm und dem Grabmale des Porsenna bey Clusium, dessen Beschreibung bey Plinius ebenfalls erläutert wird. Es wird zugleich gezeigt, daß dieselbe großen Theils aus des M. Varro Annalen geflossen ist und in so weit vollkommen Glauben verdient, als sie aus dieser Quelle stammt. Hierauf sucht der Verf. die Uebereinstimmung beyder Denkmäler mit dem noch aufrechtstehenden Grabmal in Albano zu zeigen, das gewöhnlich, wiewohl ohne Grund, das Grab der Horatier und Curiatier genannt, und als ein Baudenkmal der Etrusker nachgewiesen wird. In der bis in das Einzelne gehenden Uebereinstimmung jener Grabdenkmäler, besonders in der allen drey gemeinsamen Fünfzahl der über ihnen sich erhebenden conusförmigen Massen findet der Verf. einen Beweis für den ursprünglichen Zusammenhang der Völker, welchen sie angehören, und eine Bestätigung der Nachrichten, welche eine lydische Colonie nach Etrurien einwandern lassen. Die darüber gepflogenen Untersuchungen werden dargelegt und durch Erörterung ihrer Beschaffenheit wird der Gang der lydischen Geschichte beleuchtet.

Nach dem Verf. wendet sich die ganze lydische Geschichte um den Kampf der drey durch Abkunft und Sprache verwandten Völker der Mäonen, Lyder und Torrheber, nicht ohne Beymischung der benachbarten Thrazier und selbst des fernen assyrischen Asiens, die Gründung der Monarchie, welche jene drey Stämme begriff. Die Kriege, in welchen den Lydern erst die Mäoner, dann die Torrheber unterlagen, und die Auswanderung eines Theils der besiegten Torrheber (bey den Griechen eine lydische Auswanderung unter Tyrrhenus genannt) werden erläutert. Nach einem Zusatz S. 713 erscheint hiernächst dem Verf. hinter dem fabelhaften Namen des Gyges, der nach dem Etymol. M. aus Tyrrha gebürtig, d. h. ein Torrheber und Anfangs daselbst König war, sich ein Dynastiewechsel zu verbergen, so daß die königliche Macht in Folge eines Krieges von den Lydern auf die

Torrheber überging, damit aber die Hörigkeit der Unterworfenen endete, und die Stärke der neuen Dynastie der Mermnaden, die bis Krösus wuchs, in der Rechtgleichheit der unter dem lydischen Namen vereinigt gebliebenen Völker zu suchen wäre.

Zum Schlusse wird eine Abhandlung des Hrn. Quatremrre du Quincy über das Grabmal des Porsenna beurtheilt.

8.

Ueber die Vasa murrina der Alten. Von Dr. Fr. Thiersch.

Zuerst wird das Geschichtliche des Streites über die murrinischen Gefäße vorgetragen, welche seit beynahe drey Jahrhunderten Antiquare, Mineralogen, selbst Theologen und Aerzte beschäftiget und sich trotz aller Bemühungen einer festen Bestimmung entzogen hatten. In den neuesten vor 25 Jahren gedruckten Abhandlungen von E. H. Roloff, deren Resultaten Ph. Buttmann beytrat, wurden die Murrinen von Neuem für eine Art von Porzellan erklärt. Der Verf. sucht nun diese durch die Auctorität des letztgenannten großen Philologen beglaubigte Ansicht zu enkräften, und vorzüglich aus den Nachrichten im XXXVII. Buche des Plinius zu zeigen, daß die Murrinen allerdings ein Mineral gewesen seyen, und wenn bey Propertius murrina cocta genannt werden, daß dieses nicht gebrannte, sondern geschmolzene Waare gewesen sey, eine Nachbildung der ächten, das vitrum murrinum des Plinius, wie es auch ähnliche Nachbildungen von allen Edelsteinen gab. Bey der Bestimmung des Minerals geht der Verfasser von der Stellung aus, die es in der Beschreibung des Plinius einnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. ꝛc.

(Fortsetzung.)

8.

Ueber die Vasa murrina der Alten. Von Dr. Fr. Thiersch.

Dort erscheint es zwischen den halben Edelsteinen und dem Krystall, in einer Folge und Stellung, welcher unter den jetzt bekannten Mineralien der Flußspath, vorzüglich in den schönen farbigen und krystallisirenden Exemplaren entspricht, in denen derselbe in England, in der Grafschaft Devonshire gefunden wird. Da nun auf eben dieses Mineral, welches in England von neuem zu kostbaren und schönfarbigen Vasen verarbeitet wird, auch die übrigen Kennzeichen der plinianischen Schilderung passen, so wird der Flußspath als die Murra der Alten angenommen, obgleich zugegeben wird, daß derselbe in Exemplaren von einer Schönheit vorgekommen, welche die seit einiger Zeit wieder ausgegrabenen Exemplare desselben noch nicht erreichen, und man erst bey genauer Erforschung der asiatischen Mineralien jene feinsten Stücke wieder finden werde, aus welchen die murrinischen Gefäße von der ersten Schönheit gemacht wurden. Schlüßlich werden einige Bruchstücke von zwey Gefäßen mit Figuren erklärt, deren Masse — dieselbe, aus welcher die Portlandsvase besteht, der Vf. für jene murrina cocta des Propertius hält, die so große Störung veranlaßt haben. Der Verf. empfieng jene beyden kostbaren Bruchstücke von Sr. Durchlaucht dem Hrn. Fürsten Gagarin, kais. russ. Gesandten in München, welchem die Abhandlung auch gewidmet ist, und zieht zur Vergleichung noch andere Werke von Glas mit eingelegten Massen verschiedener Farben bey, von denen zwey Gefäße aus attischen Gräbern in seinem Besitze den kolorirten Zeichnungen der beyden andern Bruchstücke beygegeben sind.

9.

Ueber die Sprache der Zakonen. Von Dr. Fr. Thiersch.

Auf dem Gebirge zwischen Argolis und Lakonien und an einigen Punkten der Küste, zu welchen sie gegen Ost abfallen, lebt, jetzt auf etwa 1500 Familien zusammengeschmolzen, der Stamm der Zakonen, welcher durch die Eigenthümlichkeit seiner Sprache schon früher die Aufmerksamkeit der Reisenden, vorzüglich Villoison's und Leake's auf sich gezogen hat. Der Verf. nahm die Gelegenheit, welche sein Aufenthalt unter ihnen und in Nauplia ihm darbot, wahr, um diese Sprache, welche nie geschrieben wurde, aus dem Munde der Zakonen selbst zu erforschen und theilt hier die Hauptergebnisse seiner Nachforschung mit. Er sucht zuerst durch Behandlung der Lehre von den Vokalen und Consonanten die Analogie und das Gesetz ihrer Bildung zu bestimmen, und gelangt dadurch zu dem Resultate, daß bey weitem das Meiste, so abweichend es auch scheine, doch in der Wurzel mit dem Griechischen übereinstimme, und z. B. ϑσχοῦ mit τρώγω, τσχέου mit τρέμω, κοῦφα mit κεφαλή, κεινοῦ mit πεινάω, κρέφου mit κλέπτω u. s. w. zusammenhängt.

In den Formen der Casus findet er nur die Anfänge der später ausgebildeten Endungen. Nicht nur leben die Nominative ποιητὰ, προφῆτα, entsprechend dem lateinischen poeta, propheta, unter den Zakonen, und werden die aus der neuen Sprache eingeführten entwickelten Formen auf den alten Typus zurückgeführt (so wird διοικητής, was die Zakonen neuzugeführt erhielten, bey ihnen ϑσχοικητά); sondern auch auf die Wörter der zweyten und dritten Declination erstreckt sich diese Entblößung der Stämme von Bildungssylben z. B. ὁ χορέ, ὁ οὐρανέ, was ohne den Artikel sich in der später entwickelten Sprache als Vocativform erhalten hat.

Die Pronomina zeigen eine hohe Eigenthümlichkeit. So erscheinen im Genitiv die drey Personalia in voller ursprünglicher Reinheit μί, σί, τί, andere Formen ganz eigenthümlich z. B. ἐνίου me, κίου se, ἐνί nos, νάμου noster u. s. w.; doch sucht der V. die Analogie derselben durch Beyziehung fremder Sprachen nachzuweisen und mit dem Griechischen in der alterthümlichsten Form zu verknüpfen.

Uebergehend zu den Zeitwörtern gibt und erläutert er zuerst das Verbum Substantivum, von welchem allein folgende Formen gefunden werden:

Gegenwart. Ich bin.

S. ἔνι, ἔσι, ἔννι

Pl. ἔμμε, ἔτε, ἔννι.

Vergangenheit. Ich war.

S. ἔμα, ἔσα, ἔκι

Pl. ἔμμαϊ, ἔταϊ, ἔγκιαϊ.

Nachdem diese Formen erläutert sind, wird die Verbalbildung gezeigt, in welcher eine Reihe von Formen, wenn auch mit mehr oder weniger Abweichung den griechischen folgen, z. B. γράφου (γράφω), Aor. γράψα (ohne Augment), Conj. γράψου, ἀγαπου̃, Aor. ἀγαπῆσα, Conj. ἀγαπήου, und Pass. ἀγαπηϑου̃ (ἀγαπηϑω̃) u. dgl. Perf. Act. ὠρᾶκα, ἐγρᾶβα, Perf. Pass. ὠρᾶμα, ἐγρᾶμα u. a.; oder nach Art anderer Sprachen aus Hülfswörtern zusammengesetzt werden z. B. εἶχα γραφτέ ich hatte geschrieben, oder ganz eigenthümlich und so beschaffen sind, daß sie die ursprüngliche Sprachbildung in ihren ersten Anfängen zeigen. So das Praes. und Imperf., welche die Personalformen aus der zum Nomen ausgebildeten Wortform γραφ, in γράφου und γράφα (einer der schreibt, eine die schreibt), und den oben erwähnten Formen des substantiven Zeitwortes zusammensetzen, so daß dieselben den Verbalformen entweder vor oder nachtreten, in dem letzteren Falle jedoch ihnen durch ρ́ verbunden werden. So kommt es, daß die zakonische Sprache γράφω in vier Formen hat: γραφουρένι und γραφαρένι, dann ἔνι γράφου und ἔνι γράφα. Auch fällt das ρ nach α aus, so daß γραφαένι, γραφαέσι, γραφαέννι eine fünfte Reihe der Formen liefert.

Ebenso im Imperf. γραφουρέμα und γραφαρέμα, ἔμα γράφου und ἔμα γράφα, endlich γραφαέμα. Im Plural liegt das gemeinsame Pluralnomen γράφουντε beyden Geschlechtern zu Grunde: γραφουντερέμμε (γράφαμεν) und γραφουντερέμμαϊ (ἐγράφομεν) oder ἔμμε γράφουντε und ἔμμαϊ γράφουντε, in welcher Form zugleich die der lateinischen Sprache gebliebene dritte Person des Präsens γράφουντε, scribunt zum Vorschein kommt; denn da, wo über die Person kein Zweifel besteht, fällt das substantive Verbum ganz weg, z. B. ἄϑσχοιποι γράφουντε homines scribunt.

Nachdem der Verf. diese Analogie weiter verfolgt und die verba irregularia durchgegangen, auch einige Proben der zakonischen Sprache im Zusammenhange, das Vaterunser und zwey Fabeln, gegeben hat, geht er auf die Untersuchung über das Verhältniß dieser Sprache zu anderen und über ihren Ursprung ein. Er zeigt, daß die Sprache mit dem Slavischen, wie Herr Kopitar geglaubt, keinen Zusammenhang, sondern ihre Wurzeln im Griechischen oder das Griechische in ihr hat, mit wenigen Ausnahmen, die selbst auch keine slavische Analogie haben, ferner, daß diese

Sprache aus dem Neugriechischen vieles aufgenommen, aber auch vieles bewahrt hat, was uns auf anderem Wege als Eigenthümlichkeit des alten Dorischen, Aeolischen und Jonischen oder Homerisch-achäischen entgegen kommt, ja über diese Sprachbildungen hinaus mit andern Formen in eine Zeit reicht, in welcher das Lateinische und Griechische noch unmittelbar zusammenhieng, und sich demnach als ein Mittelglied zwischen beyden Sprachen darstellt, der Ursprache in mehreren Punkten näher, als sie, und mit ihnen beyden in den Punkten zusammentreffend, wo sie selbst sich jener Ursprache nahe gehalten haben. Diese aber sey offenbar die pelasgische, und der Verf. sucht nun den Zusammenhang der Zakonen mit den Pelasgern und ihrer Sprache auch historisch nachzuweisen. Der Name der Zakonen, aus Lakonen verdorben, erscheint zuerst in den byzantinischen Geschichtschreibern. Sie sind ein Rest jener *Ἐλευθερολάκωνες*, die ihre Befreyung dem Augustus verdankten. Der Name ist demnach ein politischer, kein nationaler, der Stamm aber mit dieser eigenthümlichen Sprache bewohnt das Hochgebirge, welches ehedem ein Theil des kynurischen Landes und die festeste Burg desselben war. Dort leben sie in alter Sitteneinfalt, die sie am reinsten bewahrten als Hirten in Dörfern mit altgriechischen Namen, z. B. Aegithûra (Ziegenthor) und Reonta, Ruin einer Altstadt über den Quellen eines Baches. Es wird demnach aus dieser Festigkeit alter Wohnsitze und Namen, wie aus der hohen Alterthümlichkeit ihrer Sprache geschlossen, daß in den Zakonen ein Rest der Kynurier erhalten sey, welche Herodot (VIII, 73) als eines der Urvölker des Peloponneses und als Jonier kennen lehrt. Jonisch ist also der Grundcharakter des Kynurisch-zakonischen, doch ist die Sprache nicht einer der bekannten Zweige der viele Mundarten umfassenden Jas, sondern ein besonderer, der von den übrigen so weit verschieden, als sie der gemeinsamen Mutter aller hellenisch-italischen Sprachen, der pelasgischen, näher geblieben ist, und von mehr als

Einer Seite bis in die Urform jener fernen Sprache hineinblicken läßt.

10.

Ueber Paros und parische Inschriften. Von Dr. Fr. Thiersch.

Der Verfasser theilt aus seinen Reisebemerkungen Nachricht über die Lage, die Beschaffenheit, den Marmor, die Bevölkerung und die Hülfsmittel der Insel Paros mit, und geht dann auf die Inschriften über, die er während seines Aufenthalts daselbst gesammelt hat. Am merkwürdigsten ist darunter ein dreyfaches Psephisma zu Ehren von Killos, Sohns des Demetrios aus Paros, dem wegen Wohlverhaltens in öffentlichen Aemtern Ehren und Belohnungen zuerkannt worden, in 65 Zeilen. Der Verf. fand es in einer Mauer der Burg, welche ganz aus Blöcken und Platten alter Tempel und anderer Denkmäler zusammengesetzt ist. Er ergänzt die Ränder zur linken Hand, die alle fehlen, und die Lücken im Innern, erläutert ausführlich den Sinn und verbreitet sich dabey theils auf die Sprache der Psephismen, die ihm in dem vorliegenden Denkmale die Phraseologie der alexandrinischen Griechen zu haben scheint, und über mehrere Punkte der Alterthümer ausführlich z. B. über Amt und Geschäft der Agoranomen, über die Theoxenien, die er auf den Cultus des Apollo und der Dioskuren, deren Theoxenien in dem dritten Beschlusse in Verbindung mit Speisung des Volkes erwähnt werden, beschränkt und als Erwiederung der Gastfreundschaft erklärt, welche diese Götter und Heroen auf der Erde gefunden. Die übrigen Inschriften werden kürzer erläutert. Die merkwürdigsten stammen aus einem Tempel des Aesculap und der Hygieia, denen in Folge von Gelübden die Haare von Knaben, die zu Epheben erwachsen waren, und Spiele geweiht werden

11.

Aristophanea scripsit Fr. Thiersch.

Diese Abhandlung enthält theils ausführliche, theils kurze Erläuterungen schwieriger Stellen des Ari-

stophanes, welchen der Verf. durch genauere Erklärung oder durch Conjecturen zu helfen sucht. Ausführlich behandelt wird Nubb. 176 und f., wo er die von Hermann betretene Bahn weiter verfolgt und mit Hülfe einer Umstellung aus dem Codex Ravennas die ganze dort fingirte Erzählung deutlich zu machen sucht. Nach der Conjectur von Hermann, welcher δοίματιον in δυμάτιον verwandelt und der Umsetzung des Ravennas, der κατὰ τῆς παλαίστρας ursprünglich zu Anfang hatte, lauten die drey Verse:

κατὰ τῆς παλαίστρας καταπάσας λεπτὴν τέφραν,
κάμψας ὀβελίσκον, εἶτα διαβήτην λαβών,
ἐκ τῆς τραπέζης δυμάτιον ὑφείλετο.

Ferner v. 1362 aus derselben Komödie, eine Stelle, deren zahlreiche Schwierigkeiten durch eine leichte Aenderung in πρῶτον gehoben werden; und Acharn. 558 seqq., wo der Hauptknoten der Schwierigkeiten in οἷς ὑπὲρ ἐράνου τε καὶ χρεῶν durch Verwandlung von χρεῶν in κρεῶν gelöset wird. Die kürzer behandelten Stellen sind aus den beyden genannten Komödien, aus den Rittern und dem Frieden.

12.

Ueber die Nothwendigkeit eines ethnographischen Gesammtnamens für die Deutschen und ihre nordischen Stammverwandten, und über die Einsprüche der letztern gegen die Benennung Germanen. Von J. A. Schmeller.

Das Bedürfniß eines solchen Gesammtnamens, einerseits den romanischen, andererseits den slavischen Völkern Europas gegenüber, erfordert um so weniger einen Beweis, als in der That schon mehrere Ausdrücke, die ihm abhelfen sollen, seit langem im Umlauf sind. Diese geht der Verf. der Reihe nach durch, um aus Gründen sowohl der Geschichte als der Sprache zu ermitteln, welcher unter ihnen etwa am meisten geeignet seyn möchte, nicht bloß in einzelnen,

sondern in allen europäischen Litteraturen zu diesem Zwecke gebraucht zu werden. Die Entscheidung fällt für Germanen, germanisch und gegen teutonisch wie auch gegen deutsch, noch mehr aber gegen das jenseits der Ostsee beliebte gothisch und gotho-germanisch aus.

13.

Ueber Quantität im bayerischen und einigen andern oberdeutschen Dialekten, verglichen mit der in der jetzigen und in der ältern hochdeutschen Schriftsprache. Von J. A. Schmeller.

Das dem Ohre ganz anders als dem lesenden Auge wichtige Verhältniß, welches in den alten Sprachen Quantität heißt, ist in den neuern fast durchaus durch die Accentuirung verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt worden. Was die deutsche Sprache betrifft, so sind in dieser Verschlimmerung ihre Volksdialekte und ist namentlich der bayerische theils auf andere Weise, theils mehr oder minder weit vorgeschritten, als die gemeinsame Büchersprache. Am Maßstab des ältern Schrift-Idioms, diesem in solchen Dingen allein gültigen Canon, prüft nun der Verf. die beyderseitigen Erscheinungen und hebt die Fälle hervor, in welchen mehr der Dialekt, und die, in welchen mehr die jetzige Büchersprache den Weg eines organischen Fortschreitens verloren hat.

Da inzwischen die letztere durch die That in die Lage, also auch zum Recht, dermalen für uns als alleinige Richtschnur zu gelten, gekommen ist, so berührt der Verf. auch die Eigenheiten, welche, in Bezug auf Dehnung und Schärfung der Sylben, im Munde vieler, selbst gebildeter Eingebornen, wenn sie Bücher deutsch lesen oder sprechen, auffallen und in den Provinzialschulen vielleicht weniger, als sie sollten, erörtert oder überhaupt nur zum Bewußtseyn gebracht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ueber das Bild des Weltbaumeisters, Visvakarman, in einem der Felsentempel bey Illora in Indien, gelesen in zwey Sitzungen der philos. philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften im April und May 1834, von Othmar Frank, mit Anmerkungen von demselben und einer lithographirten Zeichnung.

Nach Zeichnungen und Nachrichten von Augenzeugen, die S. 793 — 795 genannt sind, wird an diesem Bilde, gemäß seiner offenbaren Beziehung auf andere, auch noch vorhandene Felsenwerke und auf die Mythologie der Hindu bewiesen, daß man es als den Repräsentanten der wesentlichen Bedeutung einer über Indien weit ausgedehnten Thatsache alter Zeit anzusehen habe. Der Gott, von dem dieses Bild unter dem Namen Visvakarman am Orte des Heiligthums vor einer großen Kugelform zu sehen ist, und der sonst in mehreren alten Felsentempeln Indiens u. a. a. O. vorkommt, nimmt nicht nur im Ganzen des Brahmaismus eine der ersten, nothwendigen Stellen ein, er bezeichnet auch die Macht eines großen Ausgangspunktes der vorzüglichsten Religionen Asiens, und ist besonders von den Dschainen und Bauddhen aus dem Brahmaismus als Hauptgegenstand ihres Cultus nach ihren Begriffen aufgenommen und festgehalten worden.

Erst wird das Bild nach allen seinen äusseren Merkmalen und Umständen untersucht (S. 767 — 770) und nachgewiesen, wie man in Folge jener Merkmale das Bildniß nicht für einen Buddha halten könne, sondern genöthigt sey, dasselbe in seinem individuellen brahmanischen Charakter als das Bild des Siva in der Gestalt des Betrachtenden anzuerkennen. Dafür werden weitere Beweise gesucht (S. 771) durch Vergleichung der ähnlichen Bilder in den Felsentempeln Indiens, die mit dem Ausdrucke der Betrachtung für Siva angenommen werden, indem wie in Elephanta die ganze Umgebung und Begleitung des Siva dafür Zeugniß gibt; ferner durch andere ähnliche Bilder zu Kenery, Addshunta, Karli, in Dshava und mehrere bey Illora selbst (S. 773–775). Diese Auseinandersetzung führt dahin, daß in allen diesen und ähnlichen Bildern mit dem Ausdrucke der ruhigen Betrachtung — ursprünglich nur einer und derselbe Gott, Siva dargestellt worden, und man genöthigt sey, gegen die allgemeine Voraussetzung, die ähnlichen Buddha- und Dshina-Bilder nur als Nachahmungen der Sivaischen anzusehen. Siva's Charakter des Betrachtenden wird S. 776 f. auch durch seine entgegengesetzten Eigenschaften näher bestimmt, indem er den Gegensatz selbst in sich durch Denken versöhnend, auch die Namen des Ruhegebenden, Sankara, des Herrn der Einigung, Jogaesa trägt. S. 777 wird dann weiter untersucht, in welcher Beziehung diese Form des ruhig betrachtenden Siva stehe zu seinen andern vorzüglichen Gestalten in den Felsen zu Illora, Elephanta u. a. in der Reihe der aufeinander folgenden Formen seiner Entwicklung und demnach in der ganzen Theogonie der Hindu. Es wird hierbey gefordert, daß man in die-

ser ganzen Untersuchung nicht ausgehe von einem unerklärbaren Zusammenfinden zwey sich feindlicher Religionen an einem Orte, von einem doppelten Cultus der Brahmanen und Bauddhen in einem Tempel, so fern sie sich schon fremd geworden sind, ohne die vorauszusetzende Rücksicht auf ihre ursprüngliche Einheit. Vielmehr hat man alle diese zusammengehörigen Bau- und Bildwerke in den Felsen als aus einem Geiste, einer Anschauung entstanden zu betrachten, und auf das schon Erkannte aus alter brahmanischer Mythologie und Philosophie nach zuverlässigen Urkunden zurückzuführen.

In nächster Beziehung zu dem betrachtenden Siva zeigt dann der Verf. das Bild des Trimurtti (S. 778) in Elephanta kolossal, zehnmal in Illora, an dessen mittleren, vorderem Leibe das Angesicht den gleichen Ausdruck der Ruhe trägt, so wie überhaupt an jedem dieser drey Leiber die Attribute des Siva und seiner Gemahlin unverkenntlich sind. Das Haupt rechts stellt das des Siva, das Haupt links das seiner Gemahlin dar. Beyde zeigen nicht den Ausdruck ruhiger Betrachtung, wozu sie sich vielmehr erst in dem mit ihnen verwachsenen vorderem Bilde zu vereinigen scheinen (S. 779), dessen Ausdruck nach dem Verf. die Auflösung des Gegensatzes in der höhern, versöhnten und versöhnenden Einheit beurkundet. Aber das Moment des Sivaischen Lebens, das am vordern Leibe, wie über den noch äußerlich mit ihm verbundenen, sich Entgegengesetzten innerlich erhoben, siegend scheint, sey deswegen als vor dem Momente des einzelnen Betrachtenden, des Visvakarman, vorhergehend anzusehen, an dem der innerlich aufgehobene Unterschied nicht mehr äußerlich angezeigt ist.

Vor dem Trimurtti aber, auf dem Standpunkte der äusseren Verhältnisse seiner geschiedenen Momente, kommt Siva auf sehr mannigfache Weise in diesen Felsen vor, besonders als Siva und Parvati, umgeben von den großen Göttern, Brahma und Vishnu u. a., die alle in der nämlichen Stellung als um den betrachtenden Siva in Elephanta, auch auf denselben Seiten umher, Antheil an seinem Stande nehmen. Vor den Verhältnissen dieses Standes, wo beyde getrennt, für sich selbstständig, auch kämpfend, siegreich u. s. w. erscheinen (S. 780), und wovon diese Felsen voll sind, kommt man auf das, allen äusseren Beziehungen vorhergehende Moment der Scheidung, in der Sivaischen Entwicklung, wodurch die Formen des Differenten erst möglich werden, nämlich auf den Einen, der eben noch begriffen ist im Scheiden seiner von sich selbst, im Doppelmenschen, um in die äusseren Verhältnisse treten zu können, wie diese androgynische Gestalt so oft dargestellt wird, z. B. in Illora, in Elephanta u. a. O., und zwar in demselben, eben so gehaltenen Kreise der dabey gegenwärtigen Götter. Diesem Momente des Actes der Scheidung im Doppelmenschen mußte jedoch sein einiges, noch nicht in diesem Uebergange begriffenes Moment vorhergehen (S. 780), der reinere, einfachere, theogonische und kosmogonische Inhalt der Betrachtung des Visvakarman. Auch gerade von diesem vor jener Scheidung undarstellbaren Momente findet sich überall im Heiligthum der Felsen- und anderer Tempel das Symbol in einem unförmlichen Steine. Zum näheren Verständniß dieses Symbols in Bezug auf Visvakarman, so wie der Bedeutung der hinter dem Bilde befindlichen, noch unerklärten Sphäre und ihres architektonischen Aufsatzes hielt der Verf. für nöthig, sich nach authentischen Urkunden der Hindu auf den Standpunkt ihrer alten Denkart zu setzen, zu sehen, wie sie jene, ursprünglich einige, übersinnige Persönlichkeit, oder den vorerst innerlich eingeleibten Geist faßten, den sie sich vor dem Doppelmenschen gedacht, und aus dem sie erst diesen erhoben, begriffen haben (S. 781 — 783). Aus Manu's Gesetzbuch weist er nach, wie, mittelst Gliederung der geistigen Substanz der organisirten hohen Form des übersinnlichen Leibes, die mit Brahma verwachsene, schöpferische Macht des Verstandes (Manas, der Potenz des Siva) die ganze übersinnliche Welt hervorbringend gedacht werde, und alles dieses entstehend

durch die übersinnlichen fünf Geistesmomente, welche die umwandelnden der zehen halben sind. Darauf wird erst der Doppelmensch hervorgebracht, indem der Einige seinen Leib in Halbmann und Halbweib theilt, wovon Manu selbst entstehend, die äussere Schöpfung fortsetzt. Uebereinstimmend damit wird vom Vâdanta der übersinnliche, geistige Leib, Lingasarira oder Sukshmasarira, in dem Brahma und Siva einig sind, noch ausführlicher und bestimmter, dem Wesen der indischen Mythologie und Philosophie gemäß, aus den Vâden dargestellt. Hier werden mehrere Stellen aus dem (vom Verf. herausgegebenen) Vâdanta-Sara des Sadananda angeführt (S. 783 — 790), worin die Hauptmomente des Siva enthalten sind, besonders so fern er als Visvakarman charakterisirt ist. Man sieht daraus, wie er zum Wesen des höchsten Geistes u. s. w. sich verhaltend gedacht werde.

In der II. Abtheil. S. 811 f. wird nach Vâdanta-Sara die Hervorbringung der äußerlich materiellen Welt beschrieben, und wie sich Siva zu Brahma in dieser weiter ausgebildeten Sphäre verhalte S. 812. Vor derselben gibt es keine individuelle äußere Anschauung des übersinnlichen und ungetheilten Organismus, und keine andere Darstellung von ihm als durch den genannten unförmlichen Stein (S. 813) als Linga, Zeichen des Gottes, das noch äußerlich Gestaltlose, aus dem jede Gestalt durch Kunst erhoben werden kann. So ward nach dem Verf. in Indien wahrscheinlich bald nach dem Lichtkultus, die Sivaverehrung als Lingacultus allgemein verbreitet (S. 813 — 816), und das Linga im Heiligthume als Andeutung eines wesentlichen Momentes auch nachher immer noch zugleich erhalten, als die Wände der Tempel schon mit einem großen Reichthume der mythischen Gestalten bedeckt waren. S. 817. Aber an die Stelle dieses Symbols des Siva trat nach der weiteren Entwicklung und Ausbildung seiner Persönlichkeit, nach den oben angegebenen verschiedenen Momenten (S. 778 — 781), er selbst in reinerer menschlicher Gestalt als Visvakarman in das Heiligthum mehrerer Tempel, mit dem Ausdrucke seiner Eigenthümlichkeit, des durch die Macht des ruhigen Gedankens, im Uebergange, innerlich geistig allwirkenden, der die Beziehungen der Theilung und Einigung der geistigen Urelemente und äußeren Welt beherrscht. Wie dieses höhere, umfassende Moment an unserem Bilde des Siva im Sinne der Hindu gefaßt und angedeutet seyn könne, zeigt der Verf. aus einer anderen S. 818 angeführten, mit Manu I. 27 einstimmigen Stelle, nach welcher vermittelst Theilung der fünf in zehen Halbe auf eine eigenthümliche Weise aus Zufünfgemachten die Ausbreitung der äußern Welt entstehen soll. Nämlich der Lichtmächtige (Siva) sey hier (vgl. S. 820) mit dem Maaßgebenden Geiste (Brahma) einig, und eben sowohl zuerst der mit dem Theilkundigen einige Herr, Isvara, als zuletzt im Zufünfmachen und in der daraus hervorgebrachten äußeren Welt der mit dem Allseyenden einige Allmensch. Dieser konnte nun nach den Entwicklungen in menschlichen Gestalten, hier alle in sich fassend, persönlich in diese menschliche Gestalt gebildet werden, als Allwirkender mit dem Ausdrucke des ruhigen Denkens. Das in seinem allwirkenden Denken so wesentlich begriffene Fünf und Zufünfmachen sollte äußerlich am Bilde angedeutet werden durch Anwendung der von Natur auch äußerlich an ihm durchgebildeten Fünf und ihrer Theilung mittelst der Fingerhaltung S. 821 vgl. S. 838 f. Dieses Theilen der Fünf schien ursprünglich ein Ausdruck der bildenden Kunst an einem, alle Momente in sich vereinigenden Menschenbilde, an dem nun auch die oben genannte androgynische Theilung als verinnerlicht, nur noch so symbolisch angedeutet werden sollte. Diese Kunstdarstellung faßte jedoch der Vâdanta auf bestimmtere Art. Aus den angeführten Stellen hat nun auch die Kugelform hinter dem Bilde ihre Deutung, indem sie das Brahmaey bezeichnet, aus dem die vier Gattungen der Lebenden entstehen, S. 822. Demnach kam in das Heiligthum der Sivatempel oft nur die sphärische Form, und ward von da aus häufig in den Buddha- und Dshinatempeln. Der berühmte Dagop

der Bauddhen hat darin seine Erklärung. Schon deswegen aber kann man den Tempel des Visvakarman nicht als einen Buddhatempel anerkennen, weil sich in diesem das Bild des Buddha nicht mit dem Dagop zusammen finden würde, S. 823. Endlich der Aufsatz in fünf Stufen auf der Sphäre ist offenbar nichts zu tragen bestimmt, kann nur in Beziehung auf Visvakarman eine architektonische Form bezeichnen, wie sie auch sonst öfters vorkommt. Visvakarman ist nämlich der herrschenden Mythe gemäß, Sohn des Brahma, Baumeister und bildender Künstler der Götter, Allbildner (wie auch Manas, die Macht des Siva genannt wird), von dem mehrere Künstlergeschlechter stammen, und der Unterricht zu den bildenden Künsten selbst kommen soll.

Nach Allem war demnach (S. 826) Visvakarman dieses Tempels Siva, der Allmensch, der von der Natur, die er in sich vereint faßt, unabhängige Herr der übersinnlichen Organisation, von dem erst in einer früheren Stufe ein unförmlicher Stein als Symbol aufgestellt ward, der dann nach seiner mannigfachen Entwicklung, endlich im Heiligthume des Temvels, umgeben von seinen symbolischen Formen, den Grundformen der Architektur, dargestellt wurde, nicht bloß nach einer alten Sage im Bilde des Baumeisters dieses Tempels, sondern in dem des durch den Gedanken thätigen Weltarchitekten, der auch die im Trimurtti noch abgebildeten drey Getrenntverbundenen innerlich in einer geistigen Einheit persönlich begreift. Im Ganzen der indischen Mythologie macht er den Uebergang zu den Incarnationen des Geistes, Vishnu, welchen die Hindu als in Rama, Krishna u. a., in dem mehr individualisirten Göttlichmenschlichen, erschienen ansehen. — So sind hier von dem Bilde des Visvakarman aus, wie von einem Mittelpuncte die Grundzüge der sonst so verwirrten, indischen Mythologie gegeben, wo die Hauptgötterformen im Zusammenhange, jeder Gott an seiner Stelle seinen bestimmten Charakter hat, — in einem Ganzen, in welchem nun alle übrigen Götter, die nicht aus dem Bande der Einheit getreten, sondern nach dem Vädanta darin zu begreifen sind, verstanden werden können.

Von dem Bilde des Visvakarman haben die Bauddhen und Dshainen die Bilder ihrer Buddhen und Dshinen, mit mehreren Atributen des Siva aus dem Brahmaismus genommen und festgehalten. Die Hindu stellten es zu einer Zeit auf, als noch sein Gedanke in ihnen am herrschendsten war, ehe sie sich einer folgenden, concreteren Geistesmacht ergaben, wo sie denn zum Theil auch andere Werke der bildenden Kunst, mehr über der Erde hervorbrachten (S. 827). Die Abweichungen in den Felsenwerken von einander haben ihren Grund nicht in den gewöhnlichen Vorurtheilen und in dem genannten unauflöslichen Widerspruche, sondern in anderen Umständen.

Durch diesen Ausgang von einem festen Standpunkte kommt man von selbst zu einer weiten Aussicht auf einen großen Zusammenhang sonst losgerissener alter Thatsachen, die aus einem Geiste und von einer, mit sich nicht im Widerspruche stehenden, mächtigen Thätigkeit einer Nation aus, als eine große That zu begreifen sind, welche uns eine merkwürdige Zeit des indischen Alterthums, eine urkräftige seiner Wissenschaft und Kunst beweiset. — Die vielen, noch stehenden alten Kunstwerke, die meist in harten Felsen unter der Erde, von Bamian an über die ganze Halbinsel und weit südlich verbreitet, in wesentlichen Formen und im Inhalte sich fast alle gleichen, und wohl nicht verschiedenen Zeitaltern zugeschrieben werden können, setzen eine große, bey weitem größere Kraftanstrengung und mehr Kunstfertigkeit voraus, als man gegenwärtig kennt (S. 828).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. The History of the Boroughs and Municipal Corporations of the united Kingdom from the earliest to the present time: with an examination of Records, Chartes and other Documents, illustrative of their constitution an powers. By Henry Alworth Merewether and Archibald John Stephens. In three Volumes. 8. London. 1835.
2. First Report of the Commissioners appointed to inquire into the Municipal Corporations of England and Wales. 1835.

Erster Artikel.

Das vorliegende Werk von Merewether und Stephens steht in dem nächsten Zusammenhange mit der wichtigen Frage, welche seit Anfang Juny bis zum September des Jahres 1835 das englische Parlament beschäftigt hat, mit der Frage, ob die städtischen Corporationen in England und Wales, ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit nach, einer Reform bedürftig seyen oder nicht? Die Verfasser würden sich gefreut haben, wenn ihre wohlgemeinten, auf ihre historischen Untersuchungen begründeten Vorschläge beachtet worden wären, jetzt würden sie mit uns, als Zuschauer des großen Dramas, bedauern, daß England abermals einen bedeutenden Schritt zur Vernichtung seiner Verfassung gethan hat. Der erwähnte Report der Commission, welche, mit sehr ausgedehnten Vollmachten versehen, im Namen des Königs dazu beauftragt war, den Zustand der Municipalverfassung von England und Wales zu untersuchen, wird uns weiter unten die Gelegenheit darbieten, die höchst wichtige politische Seite des auf jenen Bericht gegründeten Gesetzvorschlages hervorzuheben, zunächst wollen wir hier auf die Beurtheilung des Werkes der beyden englischen Juristen eingehen. Der eine derselben, Merewether, hat sich schon früher dem Publikum seines Vaterlandes durch einige denselben Gegenstand betreffende Schriften, namentlich durch einen an den „Vater der Reform“ — wie man Lord John Russel häufig in England nennt — gerichteten Brief (A Sketch of the History of Boroughs and of the Corporate right of Election. London. 1822) bekannt gemacht. Seither hatte er sich mit seinem Freunde Stephens zur Sammlung alter, die städtische Verfassung des ganzen Königreichs, betreffender Dokumente vereinigt, um dann auf Grund derselben eine vollständige Städtegeschichte seines Vaterlandes zu schreiben. Unterdessen beeilte man sich, diesen Gegenstand im Parlamente zur Sprache zu bringen, und jene Commission mußte, obschon sie ihre Arbeit keineswegs als beendet ansehen konnte, doch dem Könige ihren Bericht abstatten. Die Verfassung von ein und zwanzig Städten war noch gar keiner Untersuchung unterworfen worden (Report p. 14), in neun Städten hatten sich die Behörden geweigert, theils überhaupt, theils über einzelne Verhältnisse, der Commission Auskunft zu geben; ähnliche Erklärungen waren auch von einer Mehrzahl der Zünfte in London abgegeben worden. Aber nicht allein in dieser Hinsicht mußte der Bericht unvollständig ausfallen, sondern die Commission wurde so beeilt, daß sie selbst zugestehen muß, sie könne kein hinlänglich

durchgearbeitetes Werk vorlegen, sondern müsse sich mit einer allgemeinen Uebersicht nebst einigen Erläuterungen begnügen (We have therefore confined ourselves to a statement with only few illustrations, Rep. p. 15). Unter diesen Umständen mußten nun auch die beyden Verfasser der vorliegenden History of Boroughs sich entschließen, das überaus bedeutende von ihnen gesammelte Material schon jetzt dem Publikum, und wohl vorzüglich den Mitgliedern des Parlaments vorzulegen, um auf diesem Wege eine möglichst genaue Kenntniß der Geschichte und der ganzen Bedeutung der englischen Städteverfassung zu verbreiten. Dieß schien um so nothwendiger, da mit zweyen Ausnahmen die Mitglieder der Commission in dieser Hinsicht nicht sehr viel Zutrauen erregten; außer dem Vorstande derselben, einem praktischen Juristen, Namens Blackburn und dem Historiker Sir Francis Palgrave, waren die übrigen achtzehn lauter bisher in Westminster unbekannte Personen. Um nun die Erreichung ihres Zweckes zu erleichtern — und das war in der That nothwendig — haben Merewether und Stephens ihr umfangreiches Werk, dessen 2484 Seiten in drey dicke Bände vertheilt sind, mit einer einleitenden Abhandlung versehen, in welcher die Resultate ihrer historischen Forschungen in Kürze zusammengestellt sind. In dieser Einleitung wird durch Citate stets auf den übrigen Theil, auf die eigentliche Materie des Buches verwiesen; ohne dieses Verfahren würde, trotz der vollständigen Register, welche dem Werke beygefügt worden sind, die Uebersicht und das Studium desselben noch viel schwerer und ermüdender gewesen seyn, als es jetzt schon ist. Es sind nämlich nach den einzelnen Königen chronologisch die verschiedenen auf die Municipalverfassang sich beziehenden Nachrichten und Angaben der Urkunden zusammengestellt und oft mit eingeschalteten erläuternden Commentationen versehen. Hier konnte eine Menge von Wiederholungen nicht fehlen, ja die von den Verfassern aufgestellten Hauptsätze, auf deren Beweis es ihnen vorzüglich ankam, kehren fast auf jeder Seite wieder, und eben dieß macht das Buch zu einer eigentlichen und anhaltenden Lectüre wenig genießbar. Indem also eine systematisch-dogmatische Darstellung der englischen Städteverfassung von den Verfassern nicht geliefert wird, haben dieselben zu einer solchen jedoch Alles vorbereitet und wir würden uns nicht wundern, wenn nunmehr auf den Grund ihres Werkes eine Menge anderer Bücher entstünde. Daß sie selbst dieser Aufgabe noch nicht genügt haben, kann ihnen jedoch wegen der vorhin berührten Zeitumstände nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Eines hätten wir jedoch an ihrer Arbeit auch jetzt auszustellen, daß sie nämlich die wichtigsten und entscheidendsten Urkunden nicht in der Sprache anführen, in welcher sie geschrieben sind. Wir hätten dieß insonderheit von der Urkunde König Heinrichs VI. für die Stadt Kingston upon Hull vom Jahre 1439 (Vol. II. p. 861) gewünscht, welche in der That die Begründung der Ansichten der Verfasser enthalten soll. Sie liefern sie hingegen nur in der Uebersetzung, und auch diese in der oratio obliqua, so daß der Leser wahrlich nicht wissen kann, ob einige erläuternde Zusätze, die mit den Worten: „that is to say“ beginnen und auf welche es besonders ankommt, der Urkunde angehören, oder nicht.

Im Allgemeinen haben aber die Verfasser einen sehr richtigen historischen Sinn zu ihrer Arbeit mitgebracht und sind dadurch vor manchen bey ihren Landsleuten gewöhnlichen Vorurtheilen bewahrt geblieben. Insonderheit sind zwey falsche Vorstellungen in England sehr häufig: nach der einen will man noch jetzt in der Verfassung Großbritanniens, in den Instituten des Privatrechts u. s. w. eine große Menge von Ueberbleibseln aus der Römerzeit, ja sogar aus der Zeit der alten Briten entdecken. Ausgezeichnete Forscher, wie der oben genannte Sir Francis Palgrave in seinem Werke: the rise and progress of the english commonwealth (Anglo-saxon period) und E. Cathcart, der Uebersetzer von v. Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, gehen hierin

unstreitig viel zu weit. Um hier ein die Städteverfassung betreffendes Beyspiel zu wählen, so möge bemerkt werden, daß letzterer sogar in dem praeco oder sergandus der Städte des nördlichen Englands und Schottlands den römischen Defensor wieder erkennen will (widerlegt von Lappenberg, Geschichte von England. Bd. 1. S. 613). Auf der andern Seite reduciren die meisten englischen Geschichtforscher den Ursprung und die Entstehung aller wichtigen Grundsätze der Verfassung ihres Vaterlandes auf die Zeit Wilhelms des Eroberers, indem sie sich eine falsche Vorstellung von der Bedeutung und Wirkung der Succession des normannischen Herzogs in das angelsächsische Königthum machen. Der Fehler liegt hierbey an einer Unkenntniß und nicht genügenden Würdigung des der englischen Verfassung zum Grunde liegenden germanischen Elements, welches nicht durch die Normannen, sondern durch die Angelsachsen nach Britannien gebracht worden ist. Die Anglo-normannische Verfassung ist die bloße Fortsetzung und weitere Entwicklung der angelsächsischen, wie der Unterzeichnete in dem zweyten Bande seiner englischen Reichs- und Rechtsgeschichte ausführlich zu beweisen sich bemüht hat. Vorzüglich aber gilt Jenes von dem Feudalsysteme, welches schon zur angelsächsischen Zeit eine sehr bedeutende Ausbildung erfahren hat. Die Verfasser des vorliegenden Werkes sind von diesen Ansichten durchdrungen, daß die Keime der ganzen englischen Verfassung, insbesondere auch der städtischen bey den Angelsachsen zu suchen seyen und somit erklärt es sich auch, daß sie der älteren britischen und römischen Zeit nicht mehr Aufmerksamkeit schenken, als eben nöthig war und daß sie, nach ausführlichen Erörterungen über die Zeit vom Jahre 450 bis 1066, sich bey der weitern Darstellung immer dahin bemühen, den Zusammenhang der zu schildernden Institute mit den in der zuletzt erwähnten wichtigen Periode der englischen Geschichte bereits vorkommenden nachzuweisen. Auch wir können hier füglich mit Uebergehung der vorsächsischen Zeit uns zu den Resultaten wenden, welche den Verfassern das Studium der angelsächsischen Zeit geliefert hat. Dem deutschen Leser des Werkes wird es vielleicht nicht unwillkommen seyn, wenn wir die Erläuterung einiger Begriffe und Institute des engschen theils voranschicken, theils gelegentlich einschalten, da die Kenntniß derselben zum Verständniß des ganzen Werkes nicht unwesentlich seyn dürfte; zunächst einige Worte über die englischen Städtenamen.

Es findet sich in der englischen Sprache auch noch jetzt eine Mehrzahl von Worten vor, welche eine Stadt bezeichnen; das altbritische Caer ist verschwunden, dagegen haben sich die angelsächsischen Worte: Wic (z. B. Harwich, Norwich), Byrig (borough) Tune (town) und Port erhalten; ihnen haben sich die römischen Ausdrücke Civitas (City) und — wenn man will — Castrum (angelsächsisch ceastre), welches in vielen Städtenamen fortdauert, z. B. Wincheſter, beygesellt. Daß sich an die Verschiedenheit dieser Ausdrücke nicht auch durchweg streng juristische Verschiedenheiten anknüpfen, geht daraus hervor, daß z. B. die eine Stadt London (ehedem auch Caer-Lund genannt) unter den Benennungen: Lunden-Byrig, Lunden-Wic, City of London, ja schlechthin Town vorkommt, weßhalb auch die daselbst verfertigten Waaren noch jetzt als die vorzüglichsten mit dem Ausdrucke: town-made bezeichnet werden. Das Wort Wic ist auch uns aus den Städtenamen Bardewik, Ryswik, Braunschweig bekannt genug. Port bedeutet keineswegs bloß einen Hafen, sondern wird allgemeiner in England sowohl als in den Niederlanden (Warnkönig, flandrische Staats- und Rechtsgeschichte Bd. 1. S. 316) für Stadt gebraucht. Eben so würde auch das Wort Borough sehr unrichtig verstanden werden, wenn man, wie es in Deutschland öfters übersetzt wird, sich darunter Burg-Flecken denken wollte, denn jede auch noch so große City ist immer zugleich ein Borough (Merew. I. p. 49), so wie es auch Boroughs gibt, die viel größer als manche Cities sind. Auch in Deutschland gibt es Na-

men mancher kleiner Städte, welche mit Burg zusammengesetzt sind, wir haben aber auch solche Namen großer Städte, und es ist wohl noch Niemand eingefallen, Regensburg oder Augsburg, Burgflecken nennen zu wollen. Der Ausdruck Borough ist nun aber von allen hier erwähnten allein derjenige, mit welchem nach dem englischen Sprachgebrauche ein juristischer Begriff verbunden wird; unrichtig aber ist es wiederum, wenn man glaubt, man habe darunter eine solche Stadt zu verstehen, welche Mitglieder in's Parlament sendet, sondern man hat vielmehr parlamentarische und nichtparlamentarische Boroughs von einander zu unterscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2c.

(Schluß.)

Ueber das Bild des Weltbaumeisters, Visvakarman, in einem der Felsentempel bey Illora in Indien, 2c.

Demselben Mythenkreise, vorzüglich einem herrschenden Brahmanischen Sivacultus angehörig, scheinen sie, durch eine einmüthige Begeisterung entstanden, wie im Siege des Sivacultus über den astralen zu einer Zeit, als deren Repräsentant Visvakarman angesehen werden kann. Denn eine so innigst zusammenhängende Auseinandersetzung seiner oben bestimmt angegebenen Momente ist ohne Totalanschauung, ohne den hohen Begriff ihrer inneren Einheit nicht denkbar. Eine Bestätigung hievon liegt darin (S. 829), daß die Begeisterung, welche die Sivaischen Felsenwerke hervorbrachte, und den Cultus des Siva als Herrn des Joga in Indien gründete, keine andere war, als welche dem alten berühmten, weitverbreiteten Jogismus selbst unmittelbar seinen Ursprung gab, der hier

in seinen verschiedenen Formen näher angegeben wird. S. 830 f. vgl. 843 f.

So bestimmt aber der alte Jogismus für Siva als den Herrn des Joga in unserem Bilde und in den ähnlichen Zeugniß gibt, so sehr schließt er auch den Gedanken aus, darin überall vorerst Buddha sehen zu wollen, dessen Verhältniß hiezu nicht so angesehen werden kann. S. 831. — In den Anmerkungen S. 835—846 werden einige Puncte noch ausführlicher erörtert, z. B. in Betreff des Sankhja, des Lingacultus, des Jogismus, des Parsismus u. a. In letzter Hinsicht bemerkt der Vrfr. eine noch weit innigere Beziehung zwischen der Lehre des Zend-Avesta und dem Brahmaismus, als man bisher erkannt hat. Denn die entgegengesetzten Principien der Parsen stammen ihrem Namen und ihrer Bedeutung nach, nämlich als Sepéanto-Meeniosh und Engréhe-meeniosh, von meeniosh (nach Anquetil du Perron) oder von mainjus das eines und dasselbe, nur mit entgegengesetzten Bestimmungen ist, wie von Manas, der Macht und dem Wesen des Siva, des Gottes des Gegensatzes, im Sanskrit Sumanas und durmanas kommt, was sich auch aus Burhani Kati bestättigt.

Einige Verbesserungen sind:

Seite 779 Zeile 5 statt Wrimurtti lies: Trimurtti,
„ „ „ 11 „ hier in der Mitte aus lies: hier aus
Seite 787 Zeile 10 statt Urtheis lies: Urtheils
„ 827 „ 27 „ kräftigste, die Blüthe lies: kräftigste
Seite 835 Zeile 14 statt Karik lies: Karika

Berichtigungen.

Seite 16 Z. 14. von unten lies: Aventüre statt: Civentüre. — S. 17 Z. 14 v. u. lies: Papierblätter statt: Pergamentblätter. — S. 18 Z. 24 v. unt. lies: Manessischen statt: Manrisschen. — S. 21 Z. 18 v. u. lies: Kreuzgang der Tempeleisen, d. h. Tempelritter statt: der Tempelchen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. The History of the Boroughs etc.
2. First Report of the Commissioners etc.

(Fortsetzung.)

Die richtige Bedeutung dieses Ausdruckes ist die, daß er eine solche Stadt bezeichnet, welche von der Grafschaft (Shire) dadurch eximirt ist, daß sie ihre eigene Jurisdiction hat. Es kommen demnach auch Beyspiele verschiedener Art vor, nämlich: daß nicht eximirte Städte zu Boroughs gemacht werden, und umgekehrt, daß Boroughs ihre eigenthümliche Natur verlieren, und von der Grafschaft gleichsam wieder absorbirt werden. Dieß Loos traf namentlich die Stadt Whitby, welche schon vor dem 23sten Regierungsjahre König Edwards I. aufhörte, ein Borough zu seyn, (vergl. *Vol. I. p.* 388. 389). Das Prinzip selbst, daß dieß juristisch möglich sey, wird ausdrücklich in dem sechsten Jahrbuche (aus der Zeit Heinrich's IV.) ausgesprochen (Vol. II. p. 805. 806) und es mußte dasselbe natürlich besonders dann seine volle Anwendung finden, wenn die Einwohnerzahl eines Ortes so gering geworden war, daß sie nicht mehr hinreichte, um die städtischen Beamtenstellen zu besetzen (Vol. III. p. 1651. u. f.). Was endlich den Namen Borough selbst anbetrifft, so liegt die deutsche Erklärung des Wortes wohl zu nahe, als daß man die von den Verfassern gegebene, von dem allerdings verwandten griechischen πύργος (Vol. I. p. 7), anzunehmen genöthigt wäre. —

Nächst den Benennungen der Städte sind auch die ihrer Bewohner zu bemerken; in älterer Zeit wird häufig der Ausdruck liberi et legales homines, in neuerer: *Men* of (mit Hinzufügung des Namens der Stadt), Freemen oder Freeholders gebraucht. Obschon diese letzteren Worte allerdings nicht in besonderer Beziehung zu den Städten vorkommen, indem mit ihnen auch andere Bewohner der Grafschaften bezeichnet werden, so ist doch auf ihre Bedeutung näher einzugehen, da ohne ihre Erläuterung alle englischen Städteverhältnisse unklar bleiben. Zunächst ist so viel gewiß: jeder Freeholder ist zugleich auch Freemen, aber nicht auch umgekehrt. Jener ist nämlich ein solcher, welcher sich im Besitze eines freyen Lehengutes (Freehold, liberum tenementum) befindet, und dieser Besitz hat in England seit lange als Beweis der Freyheit gedient. (Vol. I. p. 103). Diese konnte aber auch auf anderen Gründen beruhen, und zwar wesentlich auf der Geburt, indem bis zu den Zeiten Karls II. noch das Villenagium (Villainage), der Zustand der Hörigkeit, im Gegensatze zur Freyheit bestand. Außerdem wurden die Bewohner der Städte Citizen, Burgesses, in einigen Portmen, oder auch schlechthin Inhabitants, und in älterer (angelsächsischer) Zeit, Waran, z. B. Lundenwaran, die Bewohner von London, genannt. Eine, dem Wortstamme nach ähnliche Bezeichnung hat sich noch für die Einwohner der sogenannten Cinque Ports, und vorzugsweise für die von ihnen in's Parlament gewählten Mitglieder, nämlich Barons erhalten, welches Wort zu erläutern wir schon einmal in diesen Anzeigen Gelegenheit gefunden haben (s. 1835 Nr. 7. S. 58). Für die Bewohner Londons, die in einer Urkunde König Johanns vom Jahre 1214 ebenfalls Barons genannt werden (Vol. I. p. 385), kommt aber auch der sehr wichtige Ausdruck Lithsmen vor, ein Wort, welches wohl mit dem altnordischen

Leid (iter, conventus; s. Grimm, deutsche Grammatik, Bd. 2, S. 15, Nr. 164) zusammenhängt. Die Bedeutung Conventus erklärt dann auch die Bezeichnung einzelner Grafschaftsabtheilungen in manchen Gegenden Englands mit dem Ausdrucke: Leth. Eine solche Leth umfaßt mehrere der kleineren Abtheilungen, die unter dem Namen der Hundreds vorkommen; auch werden in manchen Städten die kleineren Districte, in welche dieselben getheilt sind: Leets genannt, z. B. in Ipswich (Vol. I. p. 519 u. f.), während sie in London Wards heißen. —

Das Wort Leet in der angegebenen Bedeutung führt uns nun aber von selbst zu der Erläuterung eines für die städtischen Verfassungen Englands ungemein wichtigen Verhältnisses. Es ist ein alter Grundsatz des germanischen Rechtes überhaupt, und insbesondere des englischen, daß für Jedermann eine Bürgschaft vorhanden seyn müsse, er werde den Frieden bewahren. Aus diesem Grunde mußte nicht nur jeder Hausvater seine Familie, jeder Herr seinen Knecht, jeder Wirth seinen Gast vertreten, sondern die freyen Leute waren überhaupt verpflichtet, sich untereinander und für einander dem Könige Bürgschaft zu leisten. Es war daher ein seit alten Zeiten in England übliches Verfahren, daß der Sheriff (Scire - gerefa, Shire – Graf) in seiner Grafschaft herumzog und in verschiedenen Gegenden Zusammenkünfte der freyen Leute hielt, in welchen diese dem Könige die Huldigung leisteten und sich für einander verbürgten, wie sich auch ganz Aehnliches im fränkischen Reiche zu Zeiten der Karolinger findet, wo eben jene Thätigkeit der Sheriffs zu dem Geschäftskreise der Missi dominici (in vieler Hinsicht den späteren englischen Justitiarii itinerantes, Justices of the Eyre vergleichbar) gehört. Außerdem wurde es aber in England frühzeitig üblich, daß auf vielen Puncten der Grafschaft die reicheren Grundbesitzer (Lords of the manors, Barons) in jener Hinsicht an die Stelle des Sheriffs traten, und eine Jurisdiction über die freyen Leute an sich brachten. Auf diese Weise vereinigten sie eine zweyfache Gerichtsbarkeit in ihrer Person, und handhabten sie in verschiedenen Gerichten, nämlich: 1) in dem Court Baron im eignen Namen über die auf ihren Gütern Eingesessenen, und 2) in dem Court Leet im Namen des Königs über freye Leute. Hier wurde dann auch ein- oder mehrmals im Jahre, bey Versammlung der zu einem solchen Court Leet gehörigen Leute die Untersuchung angestellt, ob Jeder von ihnen hinlänglich verbürgt sey, und ob nicht einer derselben inzwischen einen Friedensbruch begangen habe; für dieses Verfahren wird dann der Ausdruck: Visus franci plegii (View of frankpledge) gebräuchlich. Gewöhnlich ernannte ein solcher Lord für sich einen Stellvertreter (Steward), der, wo der eximirte Bezirk (Franchise) eine Ortschaft war: Wic-gerefa, Tun-gerefa, Byrig-gerefa oder Port-gerefa genannt wurde. Eben hierin, in der Entstehung der eximirten Jurisdiction eines solchen Court Leet, liegt aber der erste Anfang der besonderen städtischen Verfassungen, der erste Anfang der Boroughs in dem oben angegebenen juristischen Sinne des Wortes. Wurde nun eine solche Stadt bedeutender, so hörte oft der Einfluß des Lords auf, wie auch häufig der König eine Stadt schlechthin vom Sheriff in der Weise eximirte (wie es auch noch jetzt geschehen kann), daß er ihr eigne Beamte unter jenen Bezeichnungen gab.

Die weitere historische Ausbildung dieser Verhältnisse, insonderheit die Bestellung der städtischen Behörden wird noch vielseitig zu berücksichtigen seyn; blicken wir einstweilen auf die Geschichtsforschungen der Verfasser, soweit sie die angelsächsische Zeit betreffen, zurück. Es werden uns hier zunächst viele Extracte aus den Geschichten der ältern Könige geliefert und diese mit erklärenden Bemerkungen begleitet. Bey den in der Originalsprache aus den angelsächsischen Quellen angeführten Citaten hätten wir aber wohl eine größere Genauigkeit gewünscht, da es in der That auffallend ist, wie viele Fehler sich in dieser Hinsicht vorfinden, z. B. utlati statt utlah (I. p. 31) unfriwe statt unfrithe (p. 42), wrid statt thrid (p. 51) Lundenise für Lundenisc (p. 58). Im Gan-

zu genommen enthalten indeß die jenen Extracten beygefügten Erläuterungen für den deutschen Leser nicht gar viel Neues, da die Verfasser für diesen Zeitraum eben nur die bey uns schon hinlänglich bekannten Quellen haben benützen können und wir eine zweckmäßige Zusammenstellung und Entwicklung der städtischen Verhältnisse jener Zeit in dem angeführten Werke von Lappenberg (Bd. 1. S. 600) besitzen. Mit Recht erklären sich die Verfasser gegen die Ansicht Palgrave's, welcher die angelsächsischen Freomen geradezu für Unfreye erklärt, die Aeusserung aber, daß die älteren Gesetze eine überaus starke Freyheitstendenz gehabt hätten, ist eine in England übliche Schmeicheley, die dem Freyheitssinne des Volkes gebracht zu werden pflegt. Die Verfasser folgern jene Tendenz daraus (Vol. I. p. 15), daß König Ina verordnete, daß zur Strafe für den Herrn, der am Sonntag seinen Knecht arbeiten lasse, dieser frey werden sollte. Daraus folgt aber nur eine starke Hinneigung jener Gesetze dahin, die Heiligung des Sonntags zu befördern und darin hätten die Verfasser auch für das heutige England ein richtigeres Compliment finden können. Was aber insbesondere die städtischen Verhältnisse jener Zeit anbetrifft, so machen die Verfasser mit Recht auf die damals schon oft vorkommenden Aldermen aufmerksam und widmen diesem Gegenstande eine längere nicht uninteressante Erörterung (Vol. I. p. 18 u. f.). Es ist nicht zu übersehen, daß dieser Ausdruck zur Bezeichnung sehr verschiedener Beamten sich findet. In der politischen Hierarchie des angelsächsichen Reiches stehen die Aldermen auf der nächsten Stufe nach dem Könige und sind die höchsten Stellvertreter desselben im Heerbanne und im Gerichtsbanne, weßhalb sie auch hin und wieder Hoch-Grafen (High-Gerefan) genannt werden. Dagegen werden mit jenem Ausdrucke auch diejenigen Beamten bezeichnet, welche die städtischen Angelegenheiten, so weit sie nicht durch die Burggrafen beschränkt waren, verwalteten (vergl. Lappenberg a. a. O. S. 612).

Das Wichtigste aber, was wir für die städtische Verfassung in der angelsächsischen Zeit, zugleich aber auch als das Hauptresultat und Thema des ganzen Buches hervorzuheben haben, ist das: daß es nach der Ansicht der Verfasser weder damals noch überhaupt vor der Zeit Heinrichs VI. (oben S. 44), also: daß es bis zum fünfzehnten Jahrhundert hin keine städtischen Corporationen in England gab. An die historische Entwicklung dieses Hauptprincips, welches gleichsam den Leitfaden durch das ganze gelehrte Werk bildet und daher vorzugsweise von uns beurtheilt werden soll, wollen wir unsere weiteren Bemerkungen anreihen.

Die hier in Rede stehende Frage: gab es denn wirklich in England vor dem fünfzehnten Jahrhundert keine städtischen Corporationen? führt uns nothwendig dahin, einige Grundzüge der germanischen Verfassung überhaupt zu berühren. Betrachten wir die von den Germanen gestifteten Reiche genauer und wählen wir uns unter diesen allen das Deutsche heraus, so kann wohl kaum die Bemerkung entgehen, daß das Reich als solches ein gegliedertes organisches Ganze bildet. An der Spitze steht der König, an ihn reihen sich die Bischöfe und weltlichen Fürsten, die freyen Herren, deren Vasallen und die Ministerialen an, und alle diese Klassen oder Stufen oder Heerschilde, wie der Sachsenspiegel sie nennt, sind mit einander durch das Band der Treue innig verbunden und verschlungen. Jeder hat auf seiner Stufe, in seiner Sphäre, seine individuelle Freyheit, die ohnehin durch das germanische Recht in einem so hohen Grade begünstigt wird, ist aber dennoch selbst wiederum ein Glied an dem großen Körper des Reiches, welches in der That als eine kriegerische Hierarchie dasteht. Zuerst ist diese Idee vorzüglich verwirklicht in der karolingischen Monarchie; das Reich, der Körper des Reichs lebt durch diese innere organische Gliederung, die etwas ganz anderes ist als die moderne französische Centralisation. Somit scheint der Ausdruck Corporation auf das Reich als solches füglich anwendbar; es ist dasselbe eine große Genossenschaft, ja man kann sagen Eidgenossenschaft, da alle Glieder des Reiches

durch heilige Eide gebunden sind; jeder Eidgenosse hat seine Rechte und Pflichten, darum brauchen aber noch nicht die Rechte und Pflichten Aller einander gleich zu seyn. Das Reich selbst aber ist wiederum aus einer Menge von Genossenschaften zusammengesetzt, und von jeher stand jedem freyen Manne die Befugniß zu, jede Genossenschaft, die nicht gegen den Frieden des Reichs war, einzugehen. So entstanden Bundesgenossenschaften aus freyer Willkühr, andere bestanden seit unvordenklicher Zeit, hervorgegangen aus der Natur der Verhältnisse, aus dem Bedürfnisse des Volks. Ueberall gab es Gemeinden, deren Mitglieder in ihren Verhältnissen gegen andere wegen ihres gemeinschaftlichen Interesses eine Genossenschaft bildeten. Die Rechte der Einzelnen, z. B. in Betreff des ihnen gemeinschaftlichen Grund und Bodens, waren darum auch nicht nothwendig vollkommen gleich, sondern das deutsche Recht, oder eigentlich der deutsche Volksgeist und Sinn war überaus reich an Mitteln, in all dergleichen Verhältnisse eine vollkommene Harmonie zu bringen, wie neulich ein junger Schriftsteller diesen Gegenstand so schön erörtert hat (S. Beseler, von den Erbverträgen Bd. I. S. 80 u. f.). Führt man die Gemeinden auf ihre ursprüngliche Bedeutung, die Familie, zurück, so sehen wir auch hier, wie in dem germanischen Rechte von jeher die Familien als Bundesgenossenschaften im Verhältnisse zu einander erscheinen; man stelle sich hier nur das Bild der Fehde vor Augen oder wie die Familien als Eidgenossenschaften einander vor Gericht gegenüber stehen. Indem nun solche Genossenschaften immer als ein ausschließliches Ganzes erscheinen, in welchem immer nur das dazu gehörige Mitglied Rechte hat, und jeder Andere, nach Verschiedenheit des Verhältnisses der Familie, der Gemeinde oder dem Reiche als fremd, d. h. als nicht rechtsfähig gegenübersteht, so scheint aus diesen hier nur angedeuteten Beyspielen doch so viel zur Genüge hervorzugehen, daß das germanische Recht mehr als irgend ein anderes das corporative Element begünstige, oder vielmehr, daß es einen wahrhaft corporativen Bildungstrieb in sich trage. Da nun diese Verhältnisse auch noch weiterhin in Betracht gezogen werden müssen, so mag noch hingewiesen werden auf die Gilden und Innungen, die wir frühzeitig in den Städten, theils unter den freyen Leuten, theils unter den in älterer Zeit unfreyen, nach Magisterien vertheilten, Handwerkern antreffen. —

Dem gegenüber behaupten Merewether und Stephens, daß es in England, in dem Reiche, in welchem sich die Grundsätze germanischer Verfassung in fast ungetrübter Reinheit beynahe das ganze Mittelalter hindurch behauptet haben, wohin der fruchttragendste Zweig des Baumes des germanischen Rechtes verpflanzt worden ist, daß es also in England vor dem fünfzehnten Jahrhunderte keine städtischen Corporationen gegeben habe. Wir können nicht läugnen, wir sind erstaunt gewesen über diese kühne Behauptung; wir haben das Buch bald hier bald dort aufgeschlagen, und sind auf den ersten 850 Seiten immer auf den Satz gestossen: „somit ist es klar, daß es damals noch keine städtischen Corporationen gab.“ Wir müssen daher den Autoren nach den Hauptepochen der Geschichte und den von ihnen benützten wichtigsten Quellen folgen, wobey zunächst folgender Punkt zu berücksichtigen ist: das englische Recht zerfällt bekanntlich in die beyden Hauptbestandtheile: Statute Law, das geschriebene, und Common Law das ungeschriebene Recht. Zu dem letzteren werden auch alle Gesetze von der prima coronatio regis Ricardi primi (3. Septbr. 1189) gerechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Die
Redaktion der Gelehrten Anzeigen

hat, vermöge ihrer Statuten, die Arbeiten, deren sie bedarf, selbst anzugeben, zu veranlassen und zu vertheilen; sie verbittet daher alle, von ihr nicht ausdrücklich begehrte, Beyträge.

München den 8. Januar 1836.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. The History of the Boroughs etc.
2. First Report of the Commissioners etc.

(Fortsetzung.)

Dieser Zeitpunkt, mit welchem, wie man sich in England auszudrücken pflegt, die legal memory beginnt, wurde durch das Statut von Westminster (ann 3. Edw. I. A. D. 1275) festgesetzt, (vergl. Matth. Hale, Hist. of the comm. Law. Vol. 2. p. 4), und hat nunmehr die Bedeutung, daß von Institituten, welche von so hohem Alter sind, daß sie über jene legalis memoria hinausreichen, gesagt wird, sie verdankten der Prescription ihren Ursprung.

Dieser Begriff ist aber dem englischen Rechte nicht erst durch das Bekanntwerden des römischen zugeführt worden, sondern es war ein schon seit längerer Zeit übliches Verfahren der Könige von England, solche Rechte auch für die Zukunft als unzweifelhaft bestehen zu lassen, für welche sich ein Normaljahr, welches nach dem Regierungsantritte eines ihrer Vorgänger auf dem Throne bestimmt wurde, angeben ließ. (Vergl. z. B. Glanvilla, Tract. d. legib. et consuetud. reg. Angliae. Lib. IV. c. 6). Das Hauptaugenmerk der Verf. ist nunmehr zunächst darauf gerichtet, zu beweisen, daß es keine Municipal Corporations by prescription gäbe (s. Vol. I. p. 364. p. 376); ist dieß bewiesen, so ist die Aufgabe dann nur die, zu zeigen, wann zuerst in dem Statute Law solche Corporationen sich finden.

Um nun den ersten Theil ihres Beweises zu führen, gehen die Verfasser die ihnen zu Gebote stehenden Quellen, Schritt vor Schritt durch. Bewundernswerth ist der Fleiß, mit welchem sie das bekannte, zur Zeit Wilhelms des Eroberers verfertigte und kurz vor dessen Tode im Jahre 1086 vollendete Landbuch des Königreiches, das sogenannte Domesdaybook erläutern; sie beschränken sich hierbey indeß nicht bloß auf jene Zeit, sondern schalten in ihre Erörterungen über einzelne im Domesdaybook erwähnte Städte auch vieles aus deren späterer Geschichte ein. Es möge vergönnt seyn, aus dem mehr als 200 Seiten füllenden Commentar zur gedachten Quelle ein Beyspiel herauszu wählen, welches vorzüglich zur Feststellung ihrer Ansichten dienen kann. Wir heben zu diesem Zwecke die in der Grafschaft Berkshire, an der Themse belegene Stadt Wallingford hervor, welche schon in den früheren angelsächsischen Zeiten von Bedeutung, und wegen ihrer militärischen Wichtigkeit, als Uebergangspunkt über jenen Fluß, mit einem Kastell versehen worden war. Wilhelm der Eroberer, welcher nach der Schlacht bey Hastings hier die Themse passirte, gab das Schloß einem normannischen Edeln, Brientius, der dasselbe, nachdem er zum Marquis von Wallingford erhoben worden war, bedeutend erweiterte. Es sind nun sehr kennbare Spuren vorhanden, daß dieser Ort sogar schon vor Anlegung des Schlosses ein Borough war, ganz bestimmt war dieß aber der Fall zu der Zeit, als das Domesdaybook aufgezeichnet wurde. Schon daraus dürfte dieß hervorgehen, daß die Bewohner von Wallingford eben damals abgesondert von den übrigen freyen Leuten der Grafschaft um die Verhältnisse ihres Ortes befragt worden sind, während in andern Fällen, wo die Exemtion einer Stadt von der Grafschaft nicht erfolgt war, überhaupt die

Bewohner der einzelnen Hundreden Auskunft zu ertheilen hatten. Allein aus dem Domesdaybook erhellt deutlich, daß die Stadt ihren eigenen Port-gerefa hatte, ferner, daß gewisse dem Könige zu prästirende Dienste und gewisse Abgaben (die man gewöhnlich unter dem Ausdrucke Scot and Lot versteht), zu welchen die Burgesses verpflichtet waren, auch nur denjenigen oblagen, die wirklich ihren Wohnsitz dort hatten (qui ibi manebant), so wie auch nur diese an den mit dem Bürgerrechte verbundenen Privilegien Theil nahmen. Wichtig ist außerdem noch der Umstand, daß die Abgaben von den Bewohnern Wallingfords erst dann erhoben wurden, nachdem die übrige Grafschaft bereits besteuert worden war, ebenfalls ein sicheres Zeichen, daß diese Stadt in allen Verhältnissen als abgesondert von der Shire erscheint. Sollte indeß über die Exemtion der Stadt, über ihre Eigenschaft eines Borough, trotz der Angabe des Domesdaybook, ein Zweifel obwalten, so wird dieser durch ein Privilegium Heinrichs II. gänzlich beseitigt. Außerdem, daß der König den Männern von Wallingford in dem ganzen Umfange seiner Besitzungen, in England, in der Normandie, in Aquitanien und Anjou Freyheit von allen Zöllen und Geleitsgeldern bewilligt, bestätigt er ihnen auch alle ihre Rechte, die sie zu Zeiten Edwards des Bekenners, Wilhelms I. und II. und Heinrichs I. gehabt haben; dahin wird dann auch ausdrücklich gerechnet, daß keiner der Bürger verpflichtet sey, vor dem Gerichte des Sheriff zu erscheinen, sondern jeder sein Forum vor dem Port-Mote, dem städtischen Gerichte haben solle. Zur Beförderung des Handels bewilligt (wahrscheinlicher ist dieß aber wohl auch nur eine Bestätigung) der König den Bewohnern von Wallingford eine Kaufmannsgilde, in deren Angelegenheiten sich der Sheriff ebenfalls nicht zu mischen hat, indem diese, in Unterordung unter das städtische Gericht, lediglich dem Alderman anheimgestellt werden. Das Verhältniß dieser Gilden zu den Boroughs ist merkwürdig und da sich bey manchen Schriftstellern gerade hierin erfolgreiche Irthümer angeschlossen haben, so möge das Beyspiel Wallingfords ebenfalls dazu dienen, um auch diesen Gegenstand zu beleuchten. Ein Mitglied jener Kaufmannsgilde durfte auch außerhalb der Stadt wohnen, damit waren dann aber die übrigen Rechte eines Burgess unvereinbar und so geht daraus zur Genüge hervor, daß Gilde und Borough zwey von einander getrennte, verschiedene Körperschaften (— die Verfasser bedienen sich bey dieser Gelegenheit des Ausdrucks: bodies —) waren. Der bekannte Dr. Brady in seinem Werke: Historical Treatise of Cities and Boroughs, London 1690, sucht aber gerade in der Constituirung jener Gilde die Erhebung Wallingfords zu einem Borough, indem er gleichzeitig ohne alle Kritik die wichtigen eben aus dem Domesdaybook hervorgehobenen Punkte nicht nur mit Stillschweigen übergeht, sondern im Gegentheil ausdrücklich behauptet, in jenem Buche stünde nichts von Burgesses. Auch ist so viel klar, daß, wenn zur Begründung eines Borough (— vielleicht dürfte man im Englischen sagen: boroughfication —) eine Gilde nothwendig gewesen wäre, so müßte jeder Borough eine Gilde haben, was, wie die Verfasser bezeugen, nicht der Fall ist, so wie es auch umgekehrt Orte gibt, welche Gilden haben, ohne Boroughs zu seyn (Vol. I. p. 118. vergl. p. 381). Doch fahren wir fort, einige Punkte aus der belehrenden Geschichte dieser Stadt hervorzuheben.

Ein Ereigniß, welche dieselbe im Jahre 1227 betraf, bot ihr die Gelegenheit dar, sich ganz in ihrer Eigenschaft als Borough zu behaupten; der Sheriff von Berkshire nämlich forderte die Bürger von Wallingford zu mancherley Diensten auf, zu denen sie nach ihren Privilegien nicht verpflichtet waren. Da sie sich nun dessen weigerten, nahm er ihnen mit Gewalt die Stadt weg, wurde aber durch einen Ausspruch König Heinrichs III. zur Rückgabe derselben verpflichtet, weil sie ein Borough sey. Von demselben Könige erfolgte dann im Jahre 1266 noch eine ausdrückliche Bestätigung der Urkunde seines Vorgängers gleichen Namens. Nicht lange darauf (21 Edw. I. A.

D. 1293) erscheint Wallingford aber auch als ein parlamentarischer Borough, hätte indessen zu Anfang des sechszehenten Jahrhunderts bald das Schicksal anderer Städte getheilt, mit der Grafschaft wieder zusammengeschmolzen zu werden. Wegen einer Ueberschreitung ihres Exemtionsprivilegiums wurden nämlich: „the mayor and the other burgesses“ mit Einziehung der Stadt bestraft, erlangten dieselbe aber auf dem Wege der Gnade zurück. Ueber die Art, wie daselbst die Parlamentswahlen vorgenommen wurden, haben wir Nachrichten seit dem Jahre 1410; sie gingen aus von dem mayor and all the combargenses; die Acte über die geschehene Wahl ist von zwölf Personen, wahrscheinlich von den Mitgliedern der städtischen Jury für jenes Jahr, unterzeichnet, die man fälschlich für die einzigen Wähler, und gleichzeitig für die städtische Commune gehalten hat. Aehnlich heißt es beym Jahre 1418 the mayor and others with the consent and assent of all the burgesses hätten die Parlamentsglieder erwählt, und beym Jahre 1465 die bailiffs with the unanimous assent and consent of the combargenses (p. 120). Bey dieser Gelegenheit dürfte wohl eine Bemerkung über die Namen der städtischen Beamten an ihrer Stelle seyn. Es bietet sich hier auch wiederum die Erscheinung dar, daß eine Menge von Bezeichnungen für dieselben, ganz ohne wesentliche Unterscheidung gebraucht wird; die angelsächsische Bezeichnung Gerefa hatte sich allmählig in die Form Reeve umgestaltet; gleichbedeutend damit wird das normännische Mayor gebraucht und in Wallingford ist unbedenklich der vorhin mehrmals erwähnte Beamte dieses Namens ganz derselbe mit dem Reeve (Port gerefa) des Domesdaybook, in andern Orten heißt er auch Baillif oder Provost oder Alderman (vergl. p. 384). War die Stadt von einiger Bedeutung, so wurden mit den nämlichen Ausdrücken die dem Vorstande zunächst beygeordneten Beamten bezeichnet. So gab es in Wallingford einen Mayor, einen Alderman (für die Kaufmannsgilde), zwey Bailliffs, die es wohl vorzüglich mit Erhebung der städtischen Abgaben und neben dem Mayor mit der Leitung der Parlamentwahlen zu thun hatten, einen Coroner (Leichenbeschauer) und zwey Constables; daß auch die höheren unter diesen Beamten aus der Zahl der Bürger selbst gewählt wurden, geht aus den vorhin angeführten Beyspielen hervor. Mit den bisherigen Verhältnissen dieser Stadt stimmte ein in neuerer Zeit erlassener Freyheitsbrief König Karls II. vom Jahre 1663 wenig überein. Es wurden auch hier die alten Privilegien und die Vergabungen von Ländereyen, die frühere Könige an: The „Burgesses of Wallingford“ oder The Mayor, Burgesses and Inhabitants of the „Town of W. oder The Mayor, Burgesses and Commonalty of The Borough and Town of W.“ gemacht hätten, anerkannt und erklärt, daß die Bürger unter dem letzteren Ausdrucke eine für sich bestehende politische Körperschaft bilden sollen. Ferner wurde die Zahl der städtischen Beamten vermehrt, insonderheit angeordnet, daß achtzehn der angesehensten Leute der Stadt zur Unterstützung des Maire's in seinen Geschäften ihm zur Seite gestellt werden sollten; ihnen wurde — und hierin besteht die große Veränderung — in Gemeinschaft mit dem Mayor, den nunmehr eingesetzten sechs Aldermen und den beyden Bailiffs das ausschließliche Recht der Parlamentswahl eingeräumt. Dagegen entschied das Parlament selbst im Jahre 1688, das Wahlrecht stehe allen Bewohnern Wallingfords zu, welche Scot und Lot zahlten. Bald darauf (1690) erschien aber das oben erwähnte mit vielen falschen Theorien angefüllte Buch des Dr. Brady, welches auch ganz mit der durch Karl II. eingeführten Abänderung übereinstimmte, und war aller Wahrscheinlichkeit nach die Ursache, daß im Jahre 1709 zur Zeit der Königin Anna wiederum eine Entscheidung des Parlaments gegen das Wahlrecht aller Scot and Lot bezahlenden Einwohner abgegeben wurde, welche seither in Kraft geblieben ist.

Somit haben wir hier versucht, in gedrängter Kürze die Verfassungsgeschichte Wallingfords als ein, wie wir glauben, unterweisendes Beyspiel zu verarbeiten; es

wäre überflüßig, noch die Geschichte anderer im Domesdaybook erwähnten Städte beyzufügen, da dieselben — unerhebliche Modificationen abgerechnet — doch zu dem nämlichen Resultate führen, nämlich: daß ein Borough eine Franchise sey (s. oben S. 52), und daß das Bürgerrecht in derselben von der eigentlich ganz natürlichen Bedingung der an einen bestimmten Ort geknüpften exclusiven Jurisdiction (vergl. p. 380) abhänge, daß man in dem Orte selbst sein Domicilium habe, ferner, daß man bey dem Court Leet vereidigt und einregistrirt sey, und die städtischen Abgaben, Scot and Lot, zahle.

Ehe wir jedoch das Domesdaybook verlassen, muß noch auf den auffallenden Umstand aufmerksam gemacht werden, daß Londons in jenem wichtigen Monumente nicht mit einem Worte gedacht wird. Schon damals galt London für das Caput Regni et Legum (s. Leg. Edw. Conf. p. 206), und vielleicht ist es gerade die große Bedeutung der Stadt gewesen, welche es veranlaßte, daß man mit der Beschreibung und Aufzeichnung ihrer Verhältnisse ein eigenes ähnliches Werk füllen wollte. Daß auch London ein Borough im eigentlichen Sinne des Wortes war, versteht sich fast schon von selbst; allein die Verfasser haben auch für die Geschichte dieser Stadt alle vorhandenen Nachrichten gesammelt, und ein so reichhaltiges Material zusammen gebracht, daß wir uns den Abbruch thun müssen, selbst eine kurze übersichtliche Darstellung der Verfassungsgeschichte Londons (so interessant diese auch wäre), zu geben. Wir müssen uns daher, um einen Abschnitt unseres Buches zu beendigen, damit begnügen, Folgendes fest zu stellen: die Verfasser haben bewiesen, daß bis zum Regierungsantritte König Richards I. für die meisten einigermassen erheblichen Städte Englands das oben aus dem Domesdaybook entnommene Resultat in Betreff der Bedeutung eines Boroughs und des Bürgerrechtes als Regel gelte; ob sie dadurch gleichzeitig bewiesen haben, daß es in England keine Corporations bey prescription (s. oben S. 57) gäbe? diese Frage soll weiter unten untersucht werden. Hier ist nur noch

zu bemerken, daß in dieser Zeit das bekannte wichtige Rechtsbuch, welches den Namen Glanvilla führt, gehört, und daß dasselbe fleißig von den Verfassern benutzt worden ist; ihrer Ansicht aber, daß das schottische Rechtsbuch: Regiam Majestatem das Original zum Glanvilla sey, können wir nicht im mindesten beystimmen, indem wir keinen Zweifel daran haben, daß Glanvilla, der in Schottland praktisches Ansehen erhielt, erst im vierzehnten Jahrhunderte mit Hinzufügung einiger eigenthümlichen Grundsätze des schottischen Rechts zu jenem Rechtsbuche verarbeitet worden ist, (vergl. Biener, Beyträge zur Gesch. des Inquisitionsprozesses S. 219. 229, und meine engl. Reichs- und Rechtsgeschichte, Bd. 1, S. 231 u. f.)

Wir wenden uns demnach nun zu dem zweyten Abschnitte des vorliegenden Werkes, den wir von dem Regierungsantritte Richards I. (1189) bis 18 Henr. VI. (1439) reichen lassen wollen, weil in diesem Jahre nach der Ansicht der Verfasser die erste städtische Corporation in England entstanden seyn soll. Dieser von uns gemachte Abschnitt (denn die Verfasser theilen, wie schon oben bemerkt wurde, nicht anders als nach den königlichen Regierungen ab), nimmt in dem vorliegenden Buche einen Raum von 500 Seiten ein (Vol. I. p. 364 — Vol. II. p. 857). Der wesentliche Inhalt ist immer die sehr glückliche Führung des Beweises, daß sich im Ganzen genommen an der städtischen Verfassung in England Nichts während jener Zeit geändert habe, sondern daß immer dasselbe Resultat sich herausstelle. Fürchteten wir nicht, unsere Leser zu ermüden, so würden wir auch hier den in großen Massen aufgehäuften Stoff zu einer kurzen übersichtlichen Bearbeitung der Geschichte einer einzelnen Stadt benützen, um daran die Richtigkeit der von den Verfassern gelieferten Beweisführung jenes Satzes zu zeigen. So mühevoll die Lectüre des Buches selbst auch ist, so würden sich auszugsweise doch sehr interessante Punkte hervorheben lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. The History of the Boroughs etc.
2. First Report of the Commissioners etc.

(Fortsetzung.)

Als besonders wichtig erscheint für die Entwicklung und Ausbildung der städtischen Verfassung die Regierung König Johanns, der die Boroughs in England mit zahlreichen Privilegien beschenkte. Bey den deshalb ausgestellten Urkunden machen die Verfasser besonders auf den Umstand aufmerksam, daß dieselben immer ertheilt worden seyen: „den Burgesses und ihren Erben (heirs),“ niemals aber den Burgesses und ihren Nachfolgern (successors); von solchen ist bis daher immer nur bey kirchlichen Personen die Rede (s. Vol. I. p. 422). In die Zeit Heinrichs III. fällt das überaus wichtige Rechtsbuch Henricus Bracton de Legibus et Consuetudinibus Angliae Libri quinque, aus welchem alle hierher gehörigen Stellen mitgetheilt sind. Da auch dieser Schriftsteller zur Bezeichnung eines Bewohners einer Stadt ganz einfach sich des Ausdruckes: de tali villa bedient, so veranlaßt dieß die Verfasser zu der ganz richtigen Bemerkung, daß es damals in der That noch Niemand eingefallen sey, eine wirklich in einem Orte lebende Person anders, als gerade so zu beschreiben, und daß erst in neuerer Zeit die Verhältnisse sich geändert hätten, indem nunmehr oft Personen, die nicht in einem bestimmten Borough ihr Domicil hätten, doch Burgesses desselben seyn könnten. Bracton ist aber in einer andern Hinsicht noch für das hier in Rede stehende Hauptthema über die Bedeutung der Corporationen sehr wichtig. Wir erkennen an ihm einen durch fleißiges Studium des canonischen und römischen Rechtes gebildeten Juristen; er weiß mit einer großen Feinheit und einem logischen Scharfsinne sein einheimisches englisches Recht zu behandeln, wie keiner vor ihm es gethan hat. Dieß ist der wissenschaftlichen Ausbildung des englischen Rechtes sehr vortheilhaft gewesen; wäre dieß der Einfluß des fremden Rechtes auf unser einheimisches deutsche gewesen, wir würden uns nicht anders als glücklich preisen können, während jetzt durch die Reception des römischen Rechtes unsere Nationalität zu Grabe getragen worden ist (Vergl. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer. Vorrede S. XVI. u. f.) Bracton entlehnt hingegen hauptsächlich nur die Methode aus dem fremden Rechte, das einheimische bleibt in seiner Eigenthümlichkeit beynahe unangetastet; wir sagen beynahe, denn allerdings läßt sich nicht läugnen, daß der eine oder andere einflußreiche Begriff des römischen Rechts durch Bracton auch den Engländern, wenn zwar nicht zuerst zugeführt, so doch geläufiger gemacht worden ist; wir haben hier hauptsächlich den Begriff des römischen Rechts von der Universitas im Auge, der auch auf die städtischen Verhältnisse nicht ohne Einwirkung geblieben ist. Damals zeigte sich indessen noch nichts davon, alles blieb (Vol. I. p. 485) unverändert und der Umstand, daß einige Städte mit Recht (wegen ungesetzlichen Benehmens) oder mit Willkühr auf eine Zeitlang von den Königen eingezogen und ihrer Privilegien verlustig (seized into the Kings hands), dann aber wiederum restituirt wurden, trug immer mehr dazu bey, sie in ihrer Bedeutung als Boroughs zu befestigen. Wesentlich aber wirkte dazu noch der vielfältige Streit Heinrichs III. mit seinen Lords oder Baronen mit; dieß nöthigte ihn

immer mehr, theils bey dem niedern Adel der Grafschaften (Knights of the shire), theils bey den Städten, besonders wo es sich um Geldbeyträge handelte, Hülfe zu suchen. Er lud daher zu einer Zusammenkunft der ihm noch anhänglich gebliebenen Lords mehrere Knights aus jeder Grafschaft ein und sendete auch Schreiben mit derselben Aufforderung nach den beyden Städten Sandwich und Winchelsea (1261). Dieß Beyspiel fand in einem sehr ausgedehnten Umfange bey dem Haupte der Opposition, dem Grafen von Leicester, Nachahmung, welcher im Jahre 1265 zu gleichem Zwecke Ausschreiben an mehrere Cities, Boroughs und an die Cinque Ports ergehen ließ, wobey wohl zu bemerken ist, daß diese Briefe nicht an die Sheriffs der Grafschaften, in welchen jene Städte gelegen waren, auch nicht an die städtischen Beamten, sondern geradezu an die Citizens, Burgesses und Barons gerichtet waren. So kam eine Versammlung zu Stande, die, obschon sie nicht legitim war, doch für ein Vorbild der spätern Zusammensetzung des Parlaments dienen kann. Diese trat wirklich unter der Regierung Edwards I., Heinrichs III. bereits ins Leben. Die Zahl der Boroughs hatte sich bis dahin bedeutend vermehrt; im Domesdaybook werden 77 genannt (Vol. III. p. 2273), wozu bis auf Richard I. außer London noch sechs neue hinzukamen, sodann unter dem zuletzt genannten Könige selbst: 7, unter Johann: 23 und eben so viel unter seinem Sohne Heinrich III., endlich unter Edward I., bis zum Jahre 1297, in welchem zuerst Burgesses in's Parlament berufen wurden, noch: 32. Somit würde sich also die Gesammtzahl aller Boroughs (— wenn wir in dem nicht druckfehlerfreyen Register des uns vorliegenden Buches im Einzelnen richtig gezählt haben —) damals belaufen haben auf einhundert neun und sechzig, von welchen Edward I. durch seine Aufforderung, Abgeordnete in sein Parlament zu schicken, 76 zu parlamentarischen Boroughs machte; diesen Charakter erhielten nachmals unter demselben Könige noch 32 andere Boroughs, unter diesen auch die oben erwähnte Stadt Wallingford, und mehrere neuerdings zu Boroughs erhobene Städte. Das Recht der Parlamentswahl hängt also, wie aus diesen Angaben und der ganzen Bedeutung der Boroughs erhellt, ganz und gar nicht wesentlich mit der städtischen Verfassung zusammen, sondern ist eben bloß ein neues Recht (— damals indessen für manche auch eine lästige Pflicht, weßhalb einzelne z. B. Ely, eine City, es auch aufgaben —), welches viele Boroughs erwarben, viele nicht. Anfänglich ahndete Niemand, wie wichtig dieses Recht werden würde, aber in der damaligen Verfassung Englands bis auf eine spätere Zeit hin, lag es noch keineswegs, daß nicht allmählig eine Stadt nach der andern ein parlamentarischer Borough hätte werden können. Denn — um einstweilen bey unserm Zeitabschnitte bis in Heinrich VI. stehen zu bleiben — Edward II. berief 24 außer den schon bestehenden parlamentarischen Boroughs in's Parlament, Edward III.: 33, und Heinrich VI.: 5. Indem wir somit auf diesen Hauptpunkt in der gesammten englischen Verfassung, auf die Ausbildung des Parlaments hingewiesen haben, (welchen Gegenstand wir ausführlicher in mehreren Aufsätzen im Berlin. polit. Wochenblatt Jahrg. 1831 Nr. 3. 4. 10. behandelt haben), wollen wir nunmehr den Schluß unseres Zeitabschnittes in's Auge fassen, da es zu weit führen würde, auf die weiteren Details der Städtegeschichte bis zum Jahre 1439 einzugehen. In dieses gehört nämlich die schon erwähnte Urkunde Heinrichs VI. für Kingston-upon-Hull, (s. oben S. 44), von der wir vermuthen, daß sie in den uns bisher noch nicht vollständig zugegangenen Anhängen zu dem Report of the Commission in der Originalsprache enthalten seyn wird. In dieser Urkunde, welche wir ihres großen Umfanges wegen hier nicht mittheilen mögen, heißt es unter Anderm: daß der König aus Wohlwollen für die Stadt Kingston-upon-Hull, den Beschluß gefaßt habe: „that the town should be for ever incorporated of a mayor and burgesses. That the mayor, burgesses and their successors, mayors and burgesses of the town so incorporated, should

be one perpetual corporate commonalty in deed and name, by the name: „The mayor and burgesses of the said town“ and should have perpetual succession.“ Ganz besonders wird nun aber im weiteren Verfolg der Urkunde dieser städtischen Corporation das Recht ertheilt, unter dem ihr beygegebenen Namen vor Gericht als Kläger oder Beklagter aufzutreten, vornemlich aber auch die Befugniß eingeräumt, Grundstücke zu erwerben, ohne Rücksicht auf die in Betreff der Veräußerungen an die todte Hand gesetzlich festgestellten Beschränkungen. Die Stadt wird dann ferner für eine Grafschaft erklärt, die in Unabhängigkeit von dem Grafschafts-Sheriff, sich an die Stelle der vier Bailiffs, die sie bis dahin gehabt hatte, ihren eignen Sheriff wählen sollte, der mit dem Mayor concurrirende Gerichtsbarkeit auszuüben hätte. Der letztere war einer der dreyzehn Aldermen, die ebenfalls aus der Zahl der Burgesses von diesen zur Leitung der städtischen Angelegenheiten gewählt wurden.

Dieß also ist die wichtige Urkunde, mit welcher nach der Ansicht der Verfasser eine neue Aera in der Geschichte der englischen Städteverfassung beginnt, (Vol. II. p. 914); bis zum Jahre 1439 hat es keine städtischen Corporationen in England gegeben, jetzt ist der erste Anfang mit der Einführung derselben gemacht. Unsere Aufgabe möchte daher nunmehr die seyn, die etwaigen Unterschiede hervorzuheben, die aus jenem städtischen Freyheitsbriefe im Vergleiche zu den früheren Verhältnissen zu entnehmen sind. Wir wollen also auf diese zuvörderst zurückblicken: die in einem Borough ansässigen, zu Scot und Lot verpflichteten, bey dem Court Leet eingeschwornen Bewohner bildeten eine Gemeinde oder Genossenschaft, die sich theils auf dem Wege natürlicher Succession theils dadurch immer wieder ergänzte, daß Auswärtige in einem solchen Borough ihr Domicil ergriffen, (gewöhnlich gehörte dazu ein Aufenthalt von Jahr und Tag), und allen Pflichten eines Burgess sich unterwarfen (vergl. Vol. II. p. 874). Ferner: in diesen Boroughs gab es andere Genossenschaften, Gilden, die hauptsächlich zum Zwecke der Beförderung des Handels und der Gewerbe errichtet worden waren. Alle diese verschiedenen Genossenschaften werden auch von unsern Verfassern regelmäßig mit dem Ausdrucke Bodies, auch wohl politic oder aggregate bodies bezeichnet (s. Vol. I. p. 117, p. 385, p. 401, p. 424. Vol. II. p. 691, p. 873); häufig werden sie Commonalties genannt, (vergl. Vol. II. p. 571, p. 638, p. 658). Es erhielten dieselben, insonderheit die Gesammtheiten der Burgesses in einer Stadt viele Privilegien und Freyheitsbriefe für sich und ihre Erben; bey vielen von ihnen wurden schon seit einer über die legalis memoria hinausreichenden Zeit, die eignen Angelegenheiten durch selbstgewählte Beamte geleitet, die sich bey Ausfertigung von Urkunden eines der Genossenschaft angehörigen gemeinschaftlichen Siegels bedienen (Vol. I. p. 394, Vol. II. p. 591). Endlich haben mehrere dieser Boroughs seit den Zeiten Edwards I. das Recht erworben, Abgeordnete in's Parlament zu schicken. Sind nun diese Bodies, diese Aggregate und politic bodies, sind diese — auf daß wir es zu deutsch wiedergeben — Körper, sind diese Körperschaften keine Corporationen? Nein, sagen die Verfasser, sie sind es nicht, dazu werden jene Bodies erst dadurch, daß sie durch eine Urkunde ausdrücklich den Namen einer Corporation nebst der Eigenschaft einer perpetual succession erhalten, und für berechtigt erklärt werden, unter diesem Namen Land zu erwerben und vor Gericht zu stehen, (vergl. Vol. I. p. 424); alles dieß hat aber für die Boroughs mit dem Jahre 1439 begonnen. Wir erlauben uns dagegen einstweilen die Einwendung, daß die Bodies vor ihren (von den Verfassern gleichsam als Corporisations-Urkunden bezeichneten) Freybriefen diese Eigenschaften bereits hatten, denn Erstens: die Commonalties besassen gemeinschaftliches Grundeigenthum, wovon sie hin und wieder die Benützung einzelner Stücke als Belohnung für ihre Beamten aussetzten (s. Vol. I. p. 395). Zweytens konnten sie den Bestand dieses Gemeindevermögens durch neue Erwerbungen vermehren

und als Gemeinden, durch die Perſon ihres Mayor repräſentirt, vor Gericht erſcheinen. Dieß beweiſt außer andern Beyſpielen der von den Verfaſſern angeführte Fall von Southampton, deſſen Mayor Peter James in jener Eigenſchaft belangt wurde (Vol. I. p. 879); dieß beweiſen auch die oben (S. 66) erwähnten Fälle, wo eine Gemeinde dadurch beſtraft wurde, daß ihre Stadt „in des Königs Hand genommen wurde.“ Drittens iſt es ſchon längſt in England üblich geweſen, daß die einzelnen ſtädtiſchen Gemeinden der Boroughs einen eigenen Namen geführt haben (vergl. oben S. 61). Viertens iſt zu bemerken, daß ſchon ſeit längerer Zeit vor dem Jahre 1439 in Freyheitsbriefen der Städte die successors neben den heirs genannt werden (Vol. II. p. 618. p. 704), und daß namentlich bey London ausdrücklich die perpetual succession erwähnt wird (Vol. II. p. 638). Dieß iſt auch ganz natürlich, brauchte gar nicht erſt durch Privilegium feſtgeſtellt zu werden, denn jeder, der ohne Widerſpruch Jahr und Tag ſein Domicil in der Stadt gehabt hatte, wurde unter den ſonſtigen weſentlichen Bedingungen dadurch Burgess (vergl. oben S. 69). Fünftens findet ſich der Ausdruck Corporation auch für die ſtädtiſchen Commonalties bereits vor dem Jahre 1439, z. B. 5. Rich. II. Stat. 1. c. 9. (1382 vergl. Vol. II. p. 715. p. 716) und 4. Henr. IV. c. 1. 1402; (Vol. II. p. 781).

Die Verfaſſer haben dieſe Einwendungen keineswegs überſehen, wir haben uns dieſelben, wie die angeführten Stellen beweiſen, auch aus ihrem Buche zuſammengeſucht. Dem letzten Einwande begegnen ſie damit, daß ſie eine Interpolation des Wortes Corporation annehmen. Da dergleichen Interpolationen ſich in der That für jene Zeit häufig nachweiſen laſſen, ſo wollen wir ihnen hierin beyſtimmen, die übrigen Ausſtellungen geben ſie aber ſelbſt auch zu, indem ſie ſagen:

The essential character of the former (boroughs) is the separation of the borough from the county, and the establishment of an

exclusive jurisdiction — with courts belonging to the district: — and the sole effect of the latter (corporations) is to recognize in the aggregate body of the inhabitants that capacity which in point of fact they possessed before, but which we have observed, in the last preceding reigns, had begun to be disputed in law — namely — the power of pleading and being impleaded by that name; and the capacity of purchasing and possessing property.

Dieſer Stelle, welche nur wie eine gelegentliche Bemerkung enthaltend in die Darſtellung einiger die Stadt Plymouth betreffenden Verhältniſſe (Vol. II. p. 873) eingeſchaltet wird, hätten wir gewünſcht, daß ſie im Gegenſatze zu dem im Voraus ſo vielfältig angekündigten Eintreten der Corporiſationen der Boroughs etwas mehr hervorgehoben worden wäre, denn in ihr ſind die wichtigſten Punkte angedeutet, auf die es hier ankommt, gleichzeitig aber auch bemerklich gemacht, daß jene Corporiſation an und für ſich nicht gar zu viel zu bedeuten habe. Ja man könnte ſehr zweifelhaft werden, ob der Ausdruck Corporation, der (unter Vorausſetzung der vorhin bemerkten Interpolationen) allerdings erſt ſeit dem Jahre 1439 zur Bezeichnung der ſtädtiſchen Communen vorkommt, nicht vielleicht für weiter nichts zu halten iſt, als für ein neues Wort, welches an die Stelle eines älteren tritt, ohne daß an dem Begriffe geändert wird, wie etwa im Latein des Mittelalters das Wort Feudum das Wort Beneficium in den Hintergrund gedrängt hat. Wenn gleich dieſer Einwand auch gegen eines der Hauptargumente der Verfaſſer gerichtet werden kann, ſo wollen wir ihnen doch nicht darin entgegen ſeyn, daß wirklich der Name Corporation nicht nur damals zuerſt auf die ſtädtiſchen — wir glauben mit Recht ſagen zu dürfen — Körperſchaften angewendet worden ſey, ſondern, daß in den damaligen Verhältniſſen auch ein ausdrückliches Motiv gelegen habe, ihnen dieſen Namen beyzulegen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Königl. Geheimen Staats- und Kabinets-Archiv zu Berlin. Herausgegeben von Ludwig Franz Hoefer, Geheimen Staats- nnd Kabinets-Archivar ꝛc. Hamburg bey Fr. Perthes 1835; VIII. u. 408 Seiten 4.

Ueber Entstehung, Zweck, Einrichtung und Werth dieses Buches gibt in der Vorrede der Verfasser selbst seine Stimme ab, und theilt so den Maßstab mit, nach welchem er es gemessen und gewürdigt wünschen muß.

„Während der Revision und Organisation der vielen reichen Archive des Preußischen Staats, entstand im großen Central-Institut zu Berlin, eine in jeder Hinsicht sehr bedeutende und umfangreiche antiquarisch-diplomatische Sammlung von Urkunden aus allen Theilen des Staats. Eine sorgfältig bis in's Einzelne gehende Bearbeitung dieser Sammlung in Form ausführlicher Regesten (deren Mittheilung das Publicum gleichfalls erwarten darf), machte den Verfasser wiederholt auf den Reichthum der in ihr vorhandenen Urkunden in deutscher Sprache (auch in holländischer, französischer, polnischer und russischer besitzt sie viele) aufmerksam, von welchen eine Auswahl der ältesten, mehrentheils noch ungedruckten, dem Publicum vorzulegen, ihm eben so verdienstlich als beruflich erschien. Ohne Bedenken hat der Verfasser für diese Arbeit die chronologische Ordnung als die allein angemessene gewählt, und die Urkunden, sämmtlich unmittelbar, nach ihren ihm vorliegenden Originalen und in der Regel in ihrer völligen Ausdehnung mit mikrologischer Beachtung aller Eigenheiten der Paläographie und Orthographie wiederzugeben gesucht. Nur die Interpunction wurde dem heutigen Gebrauch angeformt, indem die im Mittelalter übliche in ihren willkührlichen Abweichungen nur für den Archivar und hauptsächlich zur Ermittelung des Alters einer undatirten Urkunde oder Handschrift von Bedeutung ist, beym Abdruck der Urkunden jedoch als sinnverwirrend erscheint. Für wichtig und sogar unerläßlich hat er dagegen die genaueste Beachtung der altdeutschen Doppellaute, für das richtige Accentuiren, und so oft auch für den wahren Sinn des Wortes gehalten.“

Mehrere zu diesem Behuf erforderliche Typen hat der Verleger eigens anfertigen lassen, so wie ihm denn die ganze Ausstattung des Werkes zum Lobe gereicht. Dem Text jeder Urkunde, welchem immer eine kurze Angabe des Betreffes vorsteht, sind über äußere Beschaffenheit, Siegel und Schrift derselben einige kurze Bemerkungen angehängt, welche der Herausgeber, auf den Wunsch mehrerer Freunde, darum mit hat abdrucken lassen, weil sie als ganz summarische Criterien der Aechtheit derselben, wenn auch eigentlich nur für den Archivar, Werth haben, namentlich aber dem Central-Institut, wo diese Arbeit als ein Real-Repertorium über diese Special-Abtheilung in demselben dienen soll, als Controlle über den Befund der Originalien nützlich seyn können. Es mag dieses Verfahren als ermunternder Beweis gelten, wie leicht mit der Vorsorge für das Innere solcher Institute zugleich die für das große Publicum, wie das Esoterische mit dem Exoterischen vereint werden könne.

„Daß in diese Auswahl mehrere bereits gedruckte Urkunden aufgenommen wurden, rechtfertigt eine Vergleichung mit den bisherigen Abdrücken. Wie überaus precär erscheint das bisherige sogenannte Quellenstudium, wenn man frühere Abdrücke von Urkunden paläographisch mit ihren Originalen vergleicht und aus Unkenntniß der Diplomatik und ihrer Hülfswissenschaften, Orts- und Personen-Namen, Verbindungs-

und Zeitwörter bis zur Unkenntlichkeit entstellt, oder ganz willkührlich errathen sieht. Auf welcher Grundlage ruht hiernach eine Chorographie, Genealogie und die Geschichte überhaupt, wenn sie aus solchen Abdrücken ihre Angaben entnimmt? Unter den ältern Herausgebern von Quellen können nur die französischen Benedictiner, Erath, und dieser auch nur in seinen Facsimiles, der Verfasser des Chronicon Gotwicense, Guden, Schöpflin und wenige Andere als Paläographen gelten; es ist daher ein neuer kritisch-richtiger Wiederabdruck der meisten uns vorliegenden Urkunden nach ihren Originalen eine höchst verdienstliche und dankenswerthe Arbeit."

Ref. möchte hinzusetzen, daß bisher von Herausgebern, selbst Deutschen und solchen, welche lateinischen Urkunden ihr volles Recht angedeihen ließen, gerade die deutschen oft auf die unzuverläßigste Weise behandelt worden sind. Man kann vollkommen sein Latein aller Zeitalter inne haben, ohne darum der ältern Muttersprache und ihrer dialektischen Erscheinungen in gleichem Grade kundig zu seyn. Und ein Lesen, dem nicht durchweg ein befriedigendes Verstehen zur Seite geht, wird, selbst bey der größten paläographischen Genauigkeit im Wiedergeben des Textes, genug der Zweifel im Hinterhalt lassen.

Nachdem der Verfasser ausgeführt, wie Styl und Sprache der Urkunden nicht gerade nach den Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, sondern vielmehr nach Lebensaltern der gewöhnlichen Ausfertiger ihre Eigenheiten ändern, daß also den deutschen Urkunden des XIII. Jahrhunderts eben kein besonderer Werth vor denen der ersten Hälfte des XIV. zuzuerkennen sey, erklärt er sich über den Zweck und Werth dieser Sammlung.

„Das Gebiet der eigentlichen Geschichte, ohne specielle Verhältnisse dabey zu erwähnen, zu deren Erforschung vorliegende Urkunden Gelegenheit und Aufforderung geben, tritt bey dieser Sammlung in den Hintergrund gegen den Gewinn für deutsches Recht und deutsche Sprache, welchen sie dem Forscher verspricht. Die Entwickelung der deutschen Sprache im Mittelalter ist bisher vorzugsweise nur in der Poesie verfolgt, das deutsche Recht des Mittelalters mußte sich, mit Ausnahme einiger größern Sammlungen, zumeist in lateinische Formen kleiden, und zwar in

der wichtigen Zeit, wo es hauptsächlich durch die Schrift festgehalten und bewahrt wurde. Die lateinische Sprache reichte aber oft für deutsche Rechtsbegriffe nicht aus, und die Dichtkunst ist arm an Formen für Gegenstände des gewöhnlichen aber lebendigen Verkehrs. Daher sind selbst einzelne deutsche Urkunden aus dem Anfange der mittelhochdeutschen Sprach-Entwicklungsperiode immer mit großem, aber zu rechtfertigendem Interesse aufgenommen. Und so dürfte es denn nur zeitgemäß seyn, wenn gegenwärtig den großen Talenten, die sich (vorerst im Norden des Gesammtvaterlandes) der alten deutschen Muttersprache annehmen, für ihre Forschungen ein Material dargeboten wird, das mit einer Zeit anhebt, in der man früher kaum deutsche Urkunden vermuthete. Es umfaßt dabey einen großen Raum des deutschen Vaterlandes, fast den ganzen Norden und einen Theil Mitteldeutschlands, und begreift somit die verschiedenen Idiome, welche seiner größern Hälfte angehören. Ihr Entwickelungsgang liegt uns hier klar zu Tage, eben so wie wir die Eigenthümlichkeit deutscher Rechte und Sitten hier vor uns haben. Die Zusammenstellung dieser Idiome muß wichtige Aufschlüsse für die Sprache, ihre Abstammung und allmählige Ausbildung geben."

„Wenn", so schließt die Vorrede, „bey Sammlungen dieser Art das Publicum mit Recht einen critisch-treuen Text verlangen darf, so kann der Herausgeber dieser Erwartung die Genugthuung gewähren, daß nach menschlicher Einsicht und nach dem, was menschliche Augen vermögen, daran nichts gespart, und so diese Arbeit zu Tage gefördert ward, welche, wie er annehmen darf, für den Gebrauch den Originalen nicht nachstehen wird."

Diesen Worten des Herausgebers läßt Ref. eine kurze Uebersicht dessen, was, ihnen entsprechend, im Buche zu finden ist, folgen.

a) Erster Abschnitt (S. 1 — 62). Urkunden in deutscher Sprache bis zum Ausgang des XIII. Jahrhunderts, 30 an der Zahl.

Als Nr. 1. steht an der Spitze eine in Urkundenformat mit angehängtem großen Insiegel der Stadt Erfurt, übrigens ohne Datum, ausgefertigte Eidesformel für die Juden dieser Stadt.

Der Herausgeber setzt sie, nach der Form der Schrift urtheilend, in die letzten 40 Jahre des XII. Jahrhunderts. Hierauf folgen datirte Urkunden, eine Nr. 2. von 1248, Nr. 3. von 1251, Nr. 4. von

1259, Nr. 5, 6. von 1261, Nr. 7. von 1263, Nr. 8. von 1270, Nr. 9 — 11 von 1272 — 1280, Nr. 12 — 19. von 1281 — 1290, Nr. 20 — 30. von 1292 — 1300, unter ihnen die sämmtlichen ältern am Nieder-Rhein ausgefertigt.

b) Zweyter Abschnitt (S. 63 — 350). Urkunden in deutscher Sprache vom Jahre 1301 bis zum Jahre 1341. Nr. 1 — 15. von 1301 — 1310, Nr. 16 — 69. von 1311 — 1320, Nr. 70 — 141. von 1321 — 1330, Nr. 142 — 224. von 1331 — 1341. Mit jenen 30 ältesten zusammen 254.

c) Anhang (S. 351 — 374). Aelteste Urkunden deutscher Sprache aus dem königl. Provincial-Archive in Stettin, dem Herausgeber durch freundschaftliche Bemühung des dortigen Vorstandes, Herrn von Medem in den Originalen vorgelegt. Nr. 1. von 1306, Nr. 2 — 10. von 1320 — 1330, Nr. 11 — 17. von 1331 — 1339.

Es sind also im Ganzen, mit jenen 254 Berliniſchen, 271 deutsche Urkunden vom Jahre 1200, resp. 1248 bis 1341, welche hier mit einer Zuverläßigkeit, wie früher wenige, dem Publikum mitgetheilt werden.

(Fortsetzung folgt.)

1. The History of the Boroughs etc.
2. First Report of the Commissioners etc.

(Schluß des ersten Artikels.)

Da jenes Hauptargument von einem sehr interessanten concreten Falle hergenommen ist, so möge dasselbe hier noch besonders erwähnt werden. In den Parlamentsrollen aus der Zeit König Heinrichs IV. (13 Henr. IV. A. D. 1421) findet sich eine Petition der Bewohner der Stadt Sutton Priour und der benachbarten Dorfgemeinde Sutton Vautort, worin sie den König darum angehen, Stadt und Dorf gegen feindliche Angriffe von der See her mit gemeinschaftlichen Mauern umgeben, ein body corporate bilden, und Länder ohne des Königs besondere Erlaubniß kaufen zu dürfen u. s. w. (Vol. II. p. 801. u. f.). Diesem Wunsche wurde damals nicht gewillfahrt, wohl aber wurde die Bitte im Jahre 1439 nochmals wiederholt und zwar in Vereinigung mit einer andern Gemeinde Sutton Raf (Vol. II. p. 870. u. f.); ungefähr um dieselbe Zeit, als Kingston-upon-Hull die mehrfach erwähnte Urkunde erhielt, wurden jene Gemeinden unter dem Namen Borough of Plymouth von Heinrich VI. als ein corporate body anerkannt. Man könnte auch hierin, wie wir zuvor bemerkten, wenn man von der Ansicht ausgeht, wie unwesentlich der Name Corporation sey, annehmen, eben durch die Urkunde, welche Plymouth erhielt, sey dieser Ort oder dieser Complex mehrerer Ortschaften, durch Absonderung von der Herrschaft zu einem Borough gemacht worden. Dieß geschah allerdings, es hat aber mit dem Namen Corporation auch dabey seine besondere Bewandtniß.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seit lange der Ausdruck Corporation in England immer in einem gewissen Gegensatze zu den städtischen Genossenschaften gebraucht worden ist; mit ihm wurden die kirchlichen Gemeinschaften regelmäßig bezeichnet. Zu diesen gehörten insonderheit auch die Universitäten Oxford und Cambridge, in Betreff welcher sich der Gegensatz recht deutlich herausstellt. So befand sich in der Stadt Oxford die städtische Gemeinschaft (municipal body) der Burgesses und die kirchliche Corporation der Universität, jene beruhend auf dem in England herrschenden gemeinen Rechte, diese sich stützend auf die Principien des römischen und canonischen Rechtes. Während nun die kirchlichen Genossenschaften von jeher in den Urkunden und Gesetzen Corporationen genannt wurden, geschah dieß bey den städtischen nicht. So konnte bey dem Vorwalten der kirchlichen Verhält-

nisse leicht die Ansicht entstehen, daß den städtischen Genossenschaften manche Gerechtsame, die sie eben so wohl ausübten, wie die kirchlichen, doch juristisch nicht zustünden (s. oben S. 71) die aus dem vorliegenden Werke angeführte Stelle). Es schien daher für die städtischen Genossenschaften Bedingung zu werden, sich vom Könige für Corporationen erklären zu lassen. Dieser Ausdruck war für die bestehenden kirchlichen Genossenschaften in das Statute Law übergegangen, er fehlte für jene andern. Wurde nun aber damit der Anfang gemacht, so wurde damit allerdings die Ansicht eines Unterschiedes festgestellt und somit lag darin für alle Städte, welche im ungetrübten Genusse ihrer Rechte bleiben wollten, fast die Nöthigung, sich noch ausdrücklich für das, was sie schon waren, für Corporationen, erklären zu lassen. Dazu kam aber noch ein anderer Umstand: eine kirchliche Corporation fiel unter den Begriff der manus mortua, an welche nicht anders, als mit königlicher Erlaubniß veräußert werden durfte. Wollten sich nun die städtischen Genossenschaften den kirchlichen, wie sie in jeder Hinsicht das Recht dazu erworben hatten, gleichstellen, so konnte daraus weiter gefolgert werden, auch sie seyen auf gleiche Weise in der Erwerbung des Eigenthums behindert. Sie trugen daher immer dafür Sorge, daß, wenn sie auch auf der einen Seite es erlangten, daß ihnen der im Statute Law begründete Name Corporation beygelegt wurde, auf der andern doch hinzugefügt wurde, daß die Principien in Betreff der Mort main auf sie keine Anwendung finden sollten (Vol. I. p. 861).

Fassen wir also jetzt in Kürze die Resultate zusammen, die sich uns aus diesen Betrachtungen ergeben, so möchten dieß etwa folgende seyn:

1) Es gab in England seit den Zeiten der Angelsachsen städtische Körperschaften, sowohl die Genossenschaften aller Burgesses, als einzelne Gilden.

2) Neben ihnen gab es kirchliche Genossenschaften, welche Corporationen hießen, während jene diesen Namen nicht führten.

3) Es war Gefahr vorhanden, daß durch den Mangel dieses Namens, den städtischen Körperschaften auch Rechte verloren gehen könnten, sie bewarben sich um denselben und erhielten ihn.

4) In der Sache selbst hat sich damals wesentlich nichts geändert, denn die nunmehr Corporations genannten Körperschaften bestanden aus denselben Mitgliedern, wie zuvor, nämlich aus den zu Scot und Lot verpflichteten, im Court Leet eingeschwornen Bewohnern der Boroughs (vergl. Vol. II. p. 844).

Wir sagten ausdrücklich, damals hätten sich noch keine Aenderungen in den städtischen Verfassungen gezeigt; diese gehen späterhin allerdings vor sich, theils durch Einwirkungen fremder Rechtsgrundsätze, theils aber dadurch, daß sehr viele Mißbräuche sich einschlichen, die allmählig auf den Grund solcher Theorien gesetzliche Sanction erhielten (vergl. z. B. oben S. 62). Die Beurtheilung dessen, was unsere Verfasser über die historische Ausbildung der städtischen Verfassungen seit dem fünfzehnten Jahrhunderte und insbesondere jener Mißbräuche Belehrendes in ihrem Werke zu Tage gefördert haben, so wie die zum Zwecke der Abhülfe dieser Mißbräuche ergriffenen vorbereitenden Maßregeln, versparen wir uns für einen andern Artikel.

Phillips.

Berichtigungen.

S. 46 Z. 6 von ob. ist nach englischen das Wort: „Rechts" einzuschalten. — S. 53 Z. 9 von unten statt: Geschichten ließ: Gesetzen. — S. 54 Z. 14 von u. statt: verschlungen lies: umschlungen. — S. 56 Z. 3 von unten statt: von lies: vor.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache ꝛc.

(Fortsetzung.)

d) Verzeichniß der Urkunden nach den Landschaften, welche sie betreffen, (S. 375 — 383).

I. Erzstift Trier	23 Urk. v.	1248 — 1337
II. Grafschaften Sayn u. Sponheim	17 Urk. v.	1259 — 1333
III. Erzstift u. Stifter in Köln . .	17 Urk. v.	1251 — 1340
IV. Rheinlande .	44 Urk. v.	1270 — 1341
V. Westphalen .	11 Urk. v.	1292 — 1337
VI. Henneberg, Franken, Kevernberg	23 Urk. v.	1315 — 1340
VII. Erfurt . . .	33 Urk. v.	1200 resp. 1287 — 1341
VIII. Stift Halberstadt	15 Urk. v.	1307 — 1325
IX. Quedlinburg	12 Urk. v.	1312 — 1339
X. Erzstift Magdeburg . . .	20 Urk. v.	1310 — 1340
XI. Sachsen u. Lausitz, Thüringen	20 Urk. v.	1310 — 1339
XII. Mark Brandenburg . . .	16 Urk. v.	1505 — 1336
XIII. Pommern .	20 Urk. v.	1306 — 1339

e) Alphabetisches Verzeichniß der vorkommenden Orte (S. 384 — 489).

f) Alphabetisches Verzeichniß der vorkommenden Personen (S. 390 — 407).

Der Herausgeber hat, besonders da dieser Druck zugleich als ein Real-Repertorium über diese Special-Abtheilung im Central-Archiv selbst dienen sollte, ohne Zweifel seine guten Gründe gehabt, die Urkunden lediglich nach ihrem Datum, und ohne Rücksicht darauf, welcher Landschaft und welcher Mundart sie angehören, auf und durch einander folgen zu lassen. Sonst hätte man glauben dürfen, daß eine solche Ausscheidung die Uebersicht des in Bezug auf Sprache Gleichartigen und seines Fortschreitens bedeutend erleichtert und in so fern dem Hauptzwecke der ganzen Auswahl besser entsprochen haben würde.

Das landschaftliche Urkunden-Verzeichniß auf S. 375 — 383 hilft zwar diesem Bedürfnisse ab; man kann darnach ungefähr ermessen, unter welchen Nummern man hochdeutsche, und unter welchen niederdeutsche — rheinische, westelbische, ostelbische — Mundart zu verfolgen habe. Allein die Mühe wäre bey anderer Anordnung vielleicht erspart gewesen. Auch möchte in jenem, wie in diesem Falle eine durch beyde Zeit- resp. Mundart-Abtheilungen hindurch laufende Numerirung der Stücke für das Citiren bequemer gelassen haben, als die bey der gegenwärtigen Einrichtung nöthig gewordene Verweisung auf Blattseiten des Buches.

Ref. könnte nach Mittheilung dessen, was im Wesentlichen der Verfasser selbst über seine Arbeit sagt, und einer kurzen Uebersicht ihres Inhalts die ihm gewordene Aufgabe für vollkommen abgethan halten. Doch man wird einem Dilettanten im Fach vaterländischer Sprach-Alterthümer, der, weniger um Sippschaft, Mein und Dein, Zank und Hader längst gewesener Personen, als um den sie selbst überdauernden, an sich harmlosen Ausdruck ihrer Gedanken bekümmert,

solcher Urkundensammlungen auch andere durchgangen hat, verzeihen, wenn er einige Ähren, die er in der Freude, endlich ein Feld zu finden, auf dem er sicher seyn durfte, sich nicht mit bloßen aus Lese-, Schreib- oder Druckfehlern entsprungenen Phantomen zu behängen, flüchtig aufgelesen hat, als freylich überflüßige Zugabe beyfügt. Und dieß wird man um so mehr, als gerade die vorliegende, ohne Rücksicht auf die Sachen und deren Zusammenhang, der Sprache zu Lieb ausgehobene Sammlung auf eine dereinstige sorgfältige Ausbeutung solcher Art recht eigentlich angelegt ist.

Es ist allerdings wahr, daß Urkunden in ihren Ausdrücken eine ganz andere Klasse von Gegenständen aufgreifen, als jene sind, die in Schöpfungen der Poesie vorkommen können, und daß sie zur Ergänzung unserer Kenntniß der ältern Sprache ein wesentliches Contingent liefern. Inzwischen darf die Erwartung von Fülle und Mannichfaltigkeit darum nicht zu hoch gespannt werden, weil es denn doch nur ein gewisser Kreis einmal beliebter Formularien für Verkäufe, Abtretungen, Vergabungen, Testamente, Belehnungen, Verpfändungen, Bestätigungen, schiedrichterliche Sprüche, Vergleiche, Sühnen, Urfehden, Bündnisse u. drgl. ist, innerhalb dessen sich viele, wohl die meisten, urkundlichen Ausfertigungen mutatis mutandis herumdrehen. Der größere Gewinn, der sich daher aus solchen Sammlungen ergeben mag, wird in juridischen Formeln und Ausdrücken bestehen, die sich in ihnen mehr, als sonst wo, wiederholt und zusammengedrängt finden. Was außerdem nur durch solche Sammlungen erreicht werden kann, ist eine datirte urkundliche Evidenthaltung des allmählichen Wechsels in den Formen, besonders der eigenen Namen von Orten und Personen.

Es hat der Herausgeber in beyden Rücksichten dankenswerthe Verzeichnisse angehängt. Ref. hätte, wieder in Bezug auf den Hauptzweck dieser diplomatarischen Monographie, wünschen mögen, daß, wodurch vielleicht ein abermaliges Durcharbeiten erspart seyn konnte, neben den gegenwärtigen Formen der Ortsnamen, auch ihre, in der Sammlung vorkommenden, früheren aufgeführt, sodann in's Personen-Verzeichniß auch die eigentlichen, wenigstens die deutschen, Person- oder Taufnamen eingereiht worden wären. Denn über die Bedeutsamkeit auch dieser Sprachgebilde, der einzigen, die sich urkundlich bis in die frühesten Jahrhunderte zurück verfolgen lassen, und die ihrerseits meistens die Grundlagen der Ortsnamen sind, ist man dermalen so ziemlich einig.

So wäre es z. B. schon interessant, die vielen Diminutivnamen auf — **eke** wie **Gheike, Gheldeke, Godeke, Heneke, Ritzeke, Tileke, Vritzeke, Werneke, Willeke,** Genitiv **Wilekins** mit den ältern auf — **eko,** — **iko,** — **oko,** — **ikin** der Freckenhorster Rolle zu vergleichen. Auffallend ist es, die Formen **Henriche, Arnolde, Gyliise, Wigande, Dideriche, Luprechte** u. dergl. z. B. S. 14, 32, 66, 77, 89, 273 als Accusative, wie nach der Regel als Dative, zu finden. Neben der gewöhnlichern, nähern Bestimmung der Personen nach Orten, Aemtern oder Gewerben, findet sich hie und da die nach dem Vater, dessen Name im Genitiv beygesetzt ist, z. B. **Herman Helferichis** S. 54, **Henninge Marcwardes** S. 105, **Conrad Marquardes, Herman Scaties, Johannes Scelen, Sivert Siverdes** S. 223, **Heinrich irn Huges** S. 171. Dabey kommt das abgekürzte Ehrenprädicat **Herre** im Nominativ als **Er, ar,** in den obliquen Casus als **Arn, Ern, Irn,** S. 57, 106, 143, 171, 190, 202, 203), **Vrouwe** aber als **Ver, Vir, Wir, Vor, Vur** (S. 60, 81, 248 ꝛc.) vor.

Wohlthätig treten im Drucke durch gesperrten Satz alle eigenen Namen heraus. Ref. kann bey dieser Erwähnung von Aeußerlichkeiten nicht umhin, die Methode des weiter unten nochmal zu nennenden schweizerischen Sammlers J. E. Kopp zu empfehlen, der durch senkrecht gestellte, dem Auge ganz unanstößige, sogenannte Gedankenstriche durchweg auch im Abruck seiner Urkunden die Stellen bezeichnet,

wo im Original jede Zeile abbricht. Daß dieser Umstand oft nicht ganz gleichgültig sey, weiß jeder Leser älterer Denkmäler.

Nachläßig und zum Theil wild genug ist die Orthographie, welche viele, besonders die niederrheinischen Urkunden der Sammlung zur Schau tragen. Sie scheint nicht eben in sämmtlichen Fällen auf die wirkliche jedesmalige Mundart gegründet. Da eine für andere Zwecke unerläßliche Ausscheidung nach den Mundarten für den gegenwärtigen umgangen werden darf, wird hier, bloß um im Allgemeinen einen Begriff zu gewähren, bemerkt, daß sich z. B. a, nicht bloß das lange, sondern mitunter auch das kurze, durch ai, daß e, langes und auch kurzes, durch ey, daß i durch ey, ie, und sogar durch u (S. 18, 19, 52, 60, 181); daß o, nicht immer bloß das lange, durch oi gegeben findet. Dem u scheint meistens, wie noch dem u der jetzigen deutschen Cursivschrift, bloß zur Unterscheidung vom n eine Art Häubchen übergesetzt. Nur zufällig entspricht es mitunter auch dem oberdeutschen uo, ue, für welches einige Male richtig ui steht. Dem altsächsischen zwischen b und v schwebenden Laut entsprechend, findet sich (S. 142 ff.) noch mit bu statt mit v oder b geschrieben gebuen, nebuen, gelobuen. Statt c, k oder ch steht, außer am Anfange (S. 5, 18, 22) g oder gg, und statt ht, cht öfter bloß t. Für ft kommt dem Dialekt gemäß, manchmal cht vor: (gekocht, gekoicht gekauft, gestichte, gestihte, gestite, gesteyt Stift, gescrihte, gescriehte Schrift. Das g wird vor in oder en ausgeworfen; (sain, wain, wein, sagen, Wagen, wegen). Das b steht manchmal überflüßig: (Hauft, har, heyme, herben, zuehin August, oder, einem, erben, zweyn), das n am Infinitiv wird gerne weggelassen, eine bekannte Dialekt-Eigenheit, die demnach schon alt genug ist, (S. 86, 93, 116, 136, 145, 181, 206), das r in gewissen Fällen nach dem Hange niederdeutscher Zunge verschoben, (dird, chirzdag, Sifert, Sivert, Godeverd, dritt, Christtag, Sigfrid, Gottfrid. Dagegen S. 327 notruygte, wie es scheint, für notdurfte). Statt f steht d, in under S. 201, statt sc oder sch bloß s (gesag, besirmen, sayden, vrintsaf, suldig, geschah, beschirmen, Schaden, Freundschaft, schuldig). Für t (althochdeutsch z) erscheint einigemal d (dad, did, id, alled, weyde, das, dieß, es, alles, Weizen), aber oft und früh auch schon in Niederdeutschland z, sogar s und sch. Kein Laut hat den niederdeutschen Schreibern mehr Sorge gemacht als dieser. S. 3, 4 zum Jahre 1248 steht nicht bloß cit, virceb, sondern auch inchuzzen, palcgreuo, darco, cuene, (zwischen, Pfalzgraf, dazu, zween.)

Bey solchen Originalen ist jede Vermuthung, daß dennoch das eine oder andere, was im Abdruck auffällt, auf des Abschreibers oder Correctors Rechnung zu setzen sey, nur eine gewagte. So fällt auf z. B. S. 3 Nr. 2. Zeile 3 siuo (side?); S. 5 Zeile 13 seyuere (seyuene und dieß statt sceiuene, scevene d. h. scabinus?), S. 23 Z. 4 gesciore (gesuore, gesuoren?); S. 37 Z. 10 beguden (begunden?); S. 38 Z. 8 dehems (deheins); S. 39 Z. 11 von (vor?); Z. 12 hemken (heinken), zenne, (zeime); S. 44 Z. 9. 10 scigere (seigere? vergl. bayer. Wörterbuch III. 209); S. 50 Z. 17 Heinrike boten (Boten nom. propr.?); S. 57 Nr. 28. Z. 3 eywige (Abbreviatur für erwirdige?); S. 58 Z. 8 Vultbande (Wiltbande statt Wiltbanne?); S. 78 Nr. 9. Z. 4 urzicht (urgicht?); S. 87 Z. 9 gevargin (?); S. 100 Z. 25 mit unsen tweieden (mit unsen. Tweieden); S. 102 Z. 8 allir dir leben dir uns lediger (alliv div l. div u. ledigev); S. 114 Nr. 40. Z. 4 manschfene (?); S. 121 Z. 21 engenzegel (engezegel); S. 145 Nr. 68 Z. 18 ein (en ?); S. 147 Z. 25 dicheme (dicheine); S. 151 Zeile 12 kueymem (kueymen statt quaemen?); Z. 21 mybe (myme?); S. 165 Z. 10 beschenunge (beschermingе?); S. 174 Z 18 gheseeuen (gheseeuen); S. 178 Z. 22 under lange (und er lange?); S. 179

Nr. 78 Z. 8 wenz (werz); S. 194 Z. 2 marzal (manzal); S. 207 Z. 25 beschudichten (beschedichten); S. 213 Z. 14 Wingardat (?); S. 222 Z. 11 Wenghen (Wegben, Wechen?); S. 236 Z. 6 umbe Tvungen (umbetvungen); S. 275 Z. 5 matate (machate?); S. 318 Z. 5 gefummet (gefrummet?); S. 319 Nr. 200 Z. 8 achtme (?); Seite 363 Zeile 12 uns werret (werren?).

Doch diese Mikrologie, die so manchem andern Werke der Art gegenüber fast lächerlich seyn würde, soll dem Herausgeber nur beweisen, welche Achtung das seinige eingeflößt hat.

Etwas erheblicher sind vielleicht die Zweifel, die sich über ein paar Ausdrücke aufdringen, die im Drucke als eigene Namen ausgezeichnet und als solche in das Verzeichniß der Ortschaften aufgenommen sind, nämlich **Veldegelich**, **Wikbelde** und **Zwirnt**.

In der Urkunde Nr. 26, vom Jahre 1299, Seite 55 (cf. S. 379. 388) kauft „**Ditheric von Winmar (eyn burger von Erford) umme zwey unde zwenzic phunt phenningi VI ackere in Veldegelich. In deme ostern vlure ligin VII ackire, in deme mittilstin velde ligin IV, in deme western velde ligin VII ackere.**“ Es sind also im Ganzen 18 Äcker in allen drey Feldern oder Fluren. Und dieser Summe entsprechend, scheint der Ausfertiger der Urkunde, freylich nicht sehr richtig, 6 in jedem Felde, oder nach dem Sprachgebrauch jener Zeit, VI **in velde gelich** (vrgl. bayr. Wörterbuch II 581) gesetzt zu haben. Derselbe Ditheric hatte kurz vorher (S. 54) eine halbe Hufe von 15 ebenfalls auf drey Feldern liegenden Äckern um 21 Pfund Pfenninge gekauft. Doch dieser Zweifel wird verfliegen, wenn sich um Erfurt wirklich die Existenz einer Ortschaft **Veldegelich** nachweisen läßt.

In der Urkunde Nr. 176 vom J. 1334 S. 268 (cf. S. 382. 389) bekennet „**Her Jan von Buch, dat he dat Hus Wikbelde unde dat Lant tu Jerchowe unde wat darzu gehort weder scal gheuin tu cope deme Nargreuen Ludowich von Brandenburch** (als Lehenherrn) **umme feuentein hundert mark Br. S.**“ Stürbe er aber ohne rechte Lehenerben, so sollte der Markgraf „**dat vorgenante Hus Wicbelde unde Lant weder cöpen umme tvolfbundert mark Br. S.**“ Auch hier scheint die Fassung auf **Wicbelde** (Weichbild) als bloßes Appellativum in der bekannten Bedeutung, in welcher es als **Wippilde** auf S. 41. 46 und als **Wikbelde** auf S. 292 auch in dieser Sammlung vorkommt, zu gehen. Seite 312 ist bloß von dem **Hus** (Schloß, Veste) **tzu Jerichowe** die Rede. Und demnach scheint oben zu interpungiren „**Hus, Wikbelde unde lant**“. Doch auch hierüber wird die Topographie der einschlägigen Gegend entscheiden.

In der Urkunde Nr. 201 von 1337 Seite 320 (s. S. 389) gibt „**Boppe, Grefe von Hennimberg dem Cappitil zu Vezzer zu koufe acht pfunt Haller geildes uz dem Rodegeilde zu Wachenbrun uud Zwirnt achzig Huenregeildes, die da geborn zu derselben gulde**“ ꝛc. Die ganze Fassung scheint bloß auf **zwirnt** (d. h. zweymal) **achtzig** scilic. **Haller** zu deuten, welche als zwey Drittel Pfund mit den übrigen $10\frac{1}{2}$ Pfund so ziemlich den jährlichen Zins ausmachen, der damals (vergl. bayr. Wörterbuch II. 42. 168) dem Kaufcapital von 108 Pfund entsprechen durfte. Gibt es aber, was Ref. nicht ermitteln kann, um Vessra in der That einen Ort **Zwirnt**, so war endlich auch dieser Zweifel sehr überflüßig.

Sollten in dieser Auswahl an speciellen Rechts- oder sonstigen Ausdrücken wenige vorkommen, die nicht bereits anderswoher bekannt und in den bisherigen Glossaren und namentlich im bremisch-niedersächsischen Wörterbuche registriert wären, so ergeben sich doch für viele daraus neue, nicht minder willkommene Belege.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache ꝛc.

(Schluß.)

Unter den, wenigstens dem Ref., bisher unbekannten Ausdrücken bemerkt er z. B. Seite 66 Z. 20 **mit yde** (mit Anstrengung, Gewalt? isländisch idia opera, labor); S. 103 Z. 6. S. 123 Nr. 48 Z. 6. **Weth m.** (Wall oder doch feste Mauer? gothisch **vaddjus** f.). — Unklar sind die auf Grundstücke bezüglichen Benennungen **Gebint** (S. 52 Z. 9), **Bende** (S. 176 Z. 11), **Beimen** (Bennen? S. 188 Z. 12); vergl. Haltaus 160. 161. — **Beught** S. 204 Z. 25 Vergütung?

Ist die „**machate zu sente marien gredin zu Kolne**“ (S. 273 Z. 23, 28, 33. S. 275 Z. 5, 6) nom. appellativ. oder aber propr. einer Oertlichkeit? — „**Umbeschrodelinge der phenninge, daz da heizzet genoste**“ (S. 43 Z. 25, 26), jedenfalls betrügerisches Beschaben oder Beschneiden der Münzstücke. — **occasunen** (S. 274, 288) belästigen. — **Satel** (S. 52, 53, 55) Ackermaß. — „**Nutze und Schare, die gevallent von einem hove.**“ (S. 347, 348). — **Wermotgelt** S. 57 Nr. 28. Z. 6) Irrung? — **zouen** (S. 58 Z. 33) zeigen?

Unter den Wörtern, zu denen nicht unwillkommene Belege vorkommen, hebt Ref. aus z. B. **an-dag** (Otfrids **antdago**), der einem Feste als Wochentage antwortende in der nächsten Woche (S. 79, 251, 277). — **an-erve, gan-erve** (S. 60, 80, 156, 157). — **berve, birve,** (**biderve** S. 58, 59, 84, 196, 244, 256, 323). — **blek** Raum, Platz (S. 72, 73, 222) — **bole, bule** Oheim (S. 178, 258, 335). — **Dinsdag, dinsedag, dincedag, dinsdag, dingsdag** (S. 12, 103, 142, 258, 259, 354). — **dogen** leiden (S. 6), Heliand 149 Z. 10 **adogian**. — **enczel** (S. 108) einzeln. — **Gose**, eine Art Bier (S. 257 ad annum 1332). — **gruz, gruis** ein Amt zu Cölne (S. 13 Z. 4. S. 16 Z. 22. S. 24 Z. 23). — **Gudinsdag** Mittwoch (S. 15, 134). — **goder hande** guter Art (S. 272). — **Holwerk**, Gefäße (S. 41). — **eriettin daz si ber**, es aussuchen (S. 45). — **wat kunne, alre kunne, einger kunne**, welcherley, allerley, ein gerley (S. 121, 182, 221, 237, 276). — **ledig man** (S. 6 Z. 14, 32) amtlich übersetzt (S. 9 Z 2, 29) ligius homo, wodurch die Identität des mittelalt. Feudalterminus (ital. ligio, franz. lige, engl. liege) mit dem deutschen Wort, das sich in ältern Stellen bey Haltaus bloß durch absolutus erklärt findet (vergl. bayer. Wörterbuch II. 437), sehr wahrscheinlich wird. — (Nach einer ähnlichen Ausstoßung des d ist **berve, birve**, entstanden). — **menlich, mellich, melch, mallich, mallik, malk** quisque (S. 93, 147, 265, 131, 120, 130, 284, 367). — **merren** hindern (S. 29). — **moshus** (S. 103), vergl. bayer. Wörterb. II. 636, Haltaus 1376. — **mutsune** concordia (S. 6 Z. 6. S. 8, 28. S. 187 Z. 3.) — **genow** (Seite 61 Z. 12) vergl. bayer. Wörterb. II. 667. — **pfant losen** (S. 93, 146, 193, 207, 374), vergl. bayer. Wörterb. II. 502. — **Scherph** kleine Münze (Seite 43 — 47). — **sid** (127, 212) niedrig. — **slegeschatzen** (S.

41, 42), dem Münzherrn den Schlagschatz, der sich beym Kaufen mit neuer Münze von selbst versteht, auch bey dem mit alter entrichten, vergl. Haltaus 2215. — **Schollschatz** (S. 373) Schuldbuße. Haltaus 1659. — **tirmen, tirmt**, terminus (S. 28, 75). — **veleghen**, sicher stellen (S. 92, 372), **velych, vielich, veilich**, sicher (S. 305, 353, 364). — **Vulbort** Zustimmung (S. 72, 105, 118, 143, 233, 247). — **Waret** (S. 6). — **wedergade** (S. 144) cf. brem. Wörterb. II. 474. — **Were** (S. 35, 45, 58, 106, 255, 349) vergl. brem. Wörterb. 187. — **Lenwere** (S. 90, 91, 98, 284). — **Gewerde** (S. 60, 89, 80). — **wischepel** (S. 71, 199) Wispel. — **Wort** (S. 141, 144, 218) Hofstatt, cf. Sachsenspiegel Homeyer S. 102. Haltaus 2132.

In grammatischer Hinsicht fällt, wenigstens einem Oberdeutschen, auf: **bi der nuwer Burch** (S. 31), zu der **alder** Lyningen S. 290, **an der niderre burg** (S. 80), **Gekelen der alder** (S. 31), **in der selber wis** (S. 37), **to einer rechter liftucht** (S. 180), **in einre ganzer bescrevenre sunen** (203). — **Echsche, colsche, trielsche, erfirze** ꝛc. **Penninge** (Pfennige von Achen, Cöln, Trier, Erfurt), eine bloß dialektische, freylich in deutsch (dudesch S. 125, duitzsch S. 31, 34, duch S. 188) allgemein gewordene Elision, nach welcher Einige auch bayerisch in bayersch entstellen. — **Bit aller slachter nut** (S. 180), mit Nutzen aller Art. **Monster-slager penninge** (Pfenninge nach Münsterischem Schlage. — **der erzsche Bischof, des ertzschen Bischofes**, Erzbischof (S. 21, 240, 271).

Merkwürdig ist die Weglassung des Pronom. relativ. in gewissen Redensarten. **Von suntage nu wirt** (S. 87). S. 11 steht wohl: **Mechtilden, die wilen grevinne was zu Seyne**, aber S. 29: **ich Mechtild wilen grevinne was ze Seyne**; S. 135: **Her Heinrich Decan was zu Stendal**; S. 256: **ich Merbode Henrich son von Crufte Heren Jacopis eins ritters wilne was enkelin von Crufte**; S. 143: **ich Erniſth eren Erniſtis ſun wilne was eynis Rythers von Burenzheym .... zu eyme ſelengerede eren Jocobz von Eych des Ritters wilne was inde Irmegurte ſinre vroen minre ſwerheren inde vroen wilne min waren.** Diese, im Dänischen, Englischen auch sonst übliche, Auslassung hat gerade in denselben Redensarten auch bey den Italienern und Franzosen statt: la fù Regina, feu le Roi, feu la Reine, — le feu Roi, la feue Reine (Furetière I. p. 670 erwähnt in diesem Sinne für Pluralfälle noch furent), wo der Spanier gewöhnlich, mit dem Relativum, que fué sagt.

Sonstige bemerkenswerthe Redensarten:

„**Of lude ſchade deden under hundert mannen niet mit upgebundene banyeren**“, so trägt der Pächter den Schaden. **Sich eines Dinges verzeihen „mit Vorſchiſſung der halme“** (S. 219). **„Dat ſiner to kort worde,“** daß er stürbe (S. 95, 96, 124). Sich mit Einem verbünden **„up alle de dar leven“** (S. 130, 140, 357 ꝛc.), worunter jedoch gewöhnlich Einige ausgenommen werden z. B. S. 133 **„Herczog Vrederiche von osterriche, de ſich vor eynen ghekorenen Kuninc helt zo Almanien.“**

Alliterierende Formeln: **Dien** (gedeihen) **unde verderben** mit Einem (S. 140). **To nud unde to nod** (S. 156). **Wiſt und wille** (S. 197). So und so viel Mark Silbers **„Erfortiſchis gewichtis, wizze und were“** (S. 349).

Die Frage endlich, wie frühe man in Deutschland zur Ausfertigung von Urkunden die eigene Sprache gebraucht haben werde, ist schon vielfältig besprochen worden. Daß der mündliche Gebrauch derselben bey gerichtlichen so gut wie bey andern Verhandlungen unter Personen, die nicht Latein verstanden, ein unfürdenklicher sey, leidet wohl keinen Zweifel. Aber

Latein verstehen, hieß in frühester Zeit so ziemlich was lesen und schreiben können überhaupt; und Deutsches, Vulgares schreiben, muß sich zum gewöhnlichen, d. h. Lateinisches schreiben, verhalten haben, wie etwa jetzt das Schreiben in irgend einem gemeinen Volksdialekt zum Schreiben in der hochdeutschen Bücherspra-che. Es wird jenes nur ausnahmsweise, bloß als Unvermeidliches hie und da vorgekommen seyn. Dieser Unvermeidlichkeit allein verdanken wir, um hier von kirchlichen Formeln abzusehen, z. B. schon vom Jahre 779 die deutschen Stellen in der Würzburgischen Marken-beschreibung (Eccard Francia orient I. 674), die deutschen Eidesformeln von 842 (Pertz Monum. Germ. II. 666), und so viele unübersetzbare deutsche Benennungen besonders von Orten und Personen durch die Urkunden aller Jahrhunderte herab. So findet sich in einem canonistischen Sammelwerk des IX—X. Jahrh. (cod. Fris. B. F. I. der Münchner Bibliothek fol. 100) sogar die Formel eines von geistlichen, also ganz gewiß litteraten Personen, abzulegenden Eides in deutschen Worten eingetragen, mit zum Beweis, das gar vieles, was die Schrift bloß als lateinisch auf die Nachwelt gebracht, seiner Zeit ohne anders auf gut deutsch abgethan worden ist.

Zu solchen Beweisen gehört, außer den niederdeutschen Gefälleverzeichnissen von Essen und Freckenhorst, auch die in eine andere Münchener Handschrift (Cod. Aug. Eccl. 14 fol. I.) deutsch eingetragene Notiz über eine unter Augsburg's Bischof Embrico (gestorb. 1077) vollzogene Güterschenkung an das Stift St. Moritz daselbst, am richtigsten abgedruckt in W. Wackernagel's altdeutschem Lesebuch, Basel 1835, S. 101, einem Werke, an welchem, beyläufig gesagt, von so vielem nur nicht der Titel zu loben ist, weil weniger er, als die Vorrede sagt, was es eigentlich enthalte, und Vorreden gewöhnlich erst mit ihrem Buch selbst zu Lesern gelangen.

Der bayerische Genealogist Dr. Wig. Hund hatte (Stammenbuch I. 46) noch ein, dem in monum. boic. VII. 433—503 abgedruckten lateinischen entsprechendes, deutsches Salbuch von 1160—1170 unter den Händen. Hernach könnte der Zweifel an der Aechtheit des viel angefochtenen, zuletzt von Kiefhaber in einer eigenen Schrift, Sulzbach 1827, in Schutz genommenen, nunmehr wirklich im Münchner Reichsarchiv liegenden Erbtheilungsbriefes der Waldecker von 1170 in seinem Datum weniger, als in einigen, für so frühe Zeit bisher unnachgewiesenen, Diphthongesierungen langer Vocale einen Grund finden.

Als die auf diesen Waldeckischen Brief folgenden ältesten unter den bisher bekannt gewordenen deutschen Urkunden werden bey Kiefhaber S. 24 eine von 1219, welche die Stadt Isny betreffe, dann eine von 1221, welche nach v. Raumer im Besitze des Schultheißen von Mülinen zu Bern sey, aufgeführt. Uebrigens gibt ein anderer, schon oben erwähnter, schweizerischer Geschichtforscher, Kopp, in seiner vorläufig erschienenen Sammlung von „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde". Lucern 1835, deren Vorrede Ref. ebenfalls für alle unbefangenen Geschichtsfreunde besonders abgedruckt wünschen möchte, als die ihm bekannten ältesten deutschen Urkunden der Schweiz, zwey von 1251 und zwey von 1252 an. Unter denen des Münchener Reichsarchives steht, eine undatierte vielleicht schon auf 1225—1233 fallende ungerechnet, dem seligen Ritter von Lang zu folge, eine von 1240 an der Spitze. Die älteste bey Neugart (Cod. diplom. Constant.) lautet auf 1260, bey Ried (Cod. diplom. Ratisbon.) auf 1267, bey Meichelbeck (Hist. Fris.) auf ohngefähr 1270.

Man sieht aus diesem und der Vergleichung mit der vorliegenden Sammlung, daß im frühen Gebrauch der Muttersprache zu schriftlicher Ausfertigung von Urkunden der deutsche, großentheils über Slawen eroberte Norden, keineswegs hinter dem Süden zurück zu stehen scheint. Es bliebe noch die Frage, ob die Totalsumme deutscher Ausfertigungen des XIII. Jahrh. in dieser Zone des Gesammtvaterlandes, oder ob sie in jener

die größere seyn würde. Sammlungen, wie die gegenwärtige, würden eine solche, wie noch manche andere, bedeutsamere Frage lösen.

J. A. Schmeller.

Geschichte der Philosophie bey den Katholiken in Altbayern, Bayerisch Schwaben und Bayerisch Franken; von Dr. Th. A. Rixner. München, Franz 1835, S. 175.

Der würdige Verfasser dieser Schrift, welcher eine Reihe von Jahren hindurch das philosophische Lehramt an den Lyceen zu Freysing, Paßau und Amberg verwaltet, nun aber sich ganz literärischen Forschungen und Arbeiten gewidmet hat, war allerdings vorzüglich geeignet, eine Geschichte der Philosophie, in Bayern zu schreiben. Aber Ref. muß seine Anzeige der vorliegenden Schrift mit der Bemerkung beginnen, daß sie ihrem Titel nicht entspricht, und der Verf. weit hinter den erregten Erwartungen zurückgeblieben ist. Er selber sagt in der Vorrede:

> „Es ist nicht unnütz, in den abgelebten und verschollenen Lehrgebäuden nach den unvergänglichen und bleibenden Erkenntnissen zu forschen, die sie aussprechen und erweisen; wobey einem sinnigen und bedachtsamen Leser unter der Menge von unnützen Subtilitäten und Distinctionen mancher genialer Gedanken, manches gründliche Urtheil und manche helle Einsicht begegnet, die werth ist und verdient, aus längst vergessenen Büchern ausgezogen, neuerdings an's Licht gefördert und erhalten zu werden."

Aber warum hat er dieß in seinem Buche nicht gethan? Warum hat er nicht, seinem Versprechen gemäß „die bedeutendsten Bestrebungen und die gewonnenen Einsichten während des Verlaufes der letztverwichenen Jahrhunderte" ausgesprochen? Sein Buch besteht eigentlich aus einer dürren und dürftigen Aufzählung von Professoren und Schriftstellern nebst kurzer, aber bey weitem nicht vollständiger Angabe ihrer Schriften, welcher nur selten eine Bemerkung oder

Hinweisung auf die in diesen Schriften eingeschlagene Richtung beygefügt ist. Völlig unbedeutende, meist schon gleich nach ihrem Erscheinen vergessene Dissertationen und akademische Gelegenheitsschriften von wenigen Seiten, stehen hier unter und neben umfangreichen Werken, und bey der mangelhaften Angabe der Titel bleibt man nicht selten ungewiß, ob eine Flugschrift oder ein ausführliches Werk gemeint sey.

Ueberhaupt scheint Hr. R. seine Aufgabe sich nicht klar vorgestellt zu haben. Er verspricht erst eine Geschichte der Philosophie in Bayern, dann aber wieder nur eine Geschichte „des Unterrichts in der allgemeinen philosophischen Encyclopädie in Bayern." Nun sind dieß aber zwey sehr verschiedene Dinge, und die letztere Aufgabe ist eine viel engere und beschränktere, als die erste. Wer nur erzählen will, wie die Philosophie als Gegenstand des öffentlichen Unterrichts bearbeitet und vorgetragen wurde, braucht von vielen Männern und ihren Werken, mögen sie auch für die Wissenschaft selbst von hoher Bedeutung gewesen seyn, keine Notiz zu nehmen; er kann sich auf die eigentlichen Lehr- und Schulbücher beschränken. Dieß hat aber der Verf. nicht gethan, und doch hat er seine Geschichte erst mit der Gründung der Universität Ingolstadt 1472 begonnen, was nur dann zu rechtfertigen ist, wenn er in der That nichts weiter, als eine Geschichte des öffentlichen philosophischen Unterrichts geben wollte.

Der Verf. hat seine Geschichte in drey Perioden abgetheilt, von 1472 bis 1517, von 1517 bis 1781 und von 1781 bis 1834. Die zweyte Periode zerfällt in 4 Abschnitte; im 1. Abschnitte 1556—1600 wird 1) von den Lehrern der Philosophie und Mathematik aus dem Jesuitenorden zu Ingolstadt, 2) von anderen gleichzeitigen Professoren daselbst und im übrigen Altbayern, 3) von den Klosterschulen in den landständischen Abteyen und Probsteyen in Altbayern geredet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Memoirs of the life of the right honourable Sir James Mackintosh, edited by his son, B. J. Mackintosh etc. Vol. I. IV. und 527 S. Vol. II. 516 S. gr. 8. London. 1835.

Der Mann, dessen Leben in diesen zwey starken Bänden mit ungleicher Ausführlichkeit, — sehr umständlich nur, wo sein eignes oder eines Freundes Tagebuch half, — beschrieben ist, war einer der edelsten von denen, welche dem vorigen Jahrhundert und dem gegenwärtigen fast in gleichem Maße angehört haben. Ist gleich von ihm nicht so viel geleistet worden, als manche seiner Zeitgenossen erwarteten und er selbst immer begehrte, oft auch hoffte, so bleibt doch sein Name nicht allein mit Ehren in die Geschichte der Zeit verflochten, sondern auch durch Schriftwerke von vorzüglichem Werth erhalten. Selbst an den Hindernissen, die ihn zu einer umfassenderen und eingreifenderen Thätigkeit nicht gelangen ließen, ist Manches bemerkenswerth. Auf unsere Aufmerksamkeit hat er einen Anspruch mehr durch seine Hochschätzung und Benützung der deutschen Litteratur zu einer Zeit, wo diese in seinem Vaterlande fast noch unbekannt war.

Jacob Mackintosh war 1765 auf dem Gute seines Großvaters, unweit Inrerneß in Schottland geboren. Seine Erziehung fiel ganz der Mutter heim, weil seinen Vater, der im siebenjährigen Kriege auch in Deutschland gedient hatte, der Kriegsdienst nach Amerika, dann nach Gibraltar rief. Er konnte auf sich anwenden: in sinu matris indulgentiaque educatus. Minder unschädlich war ihm in der Schule, wo er bis zum 15ten Jahre blieb, die Gunst und Nachsicht seines Lehrers. Er brachte es im Latein nicht weit, las aber vielerley begierig in der Muttersprache, und erwarb schon damals Fertigkeit der Rede, indem er mit den aufgeweckteren unter seinen Mitschülern in den Erholungsstunden das Haus der Gemeinen vorstellte und, als Fox oder Burke, gegen das Ministerium donnerte, bis die Stimme ihm versagte. Schmerzlich empfand er in der Folge den Mangel eines regelmäßigen und angestrengten Fleißes in den Knabenjahren; denn er fand ihn unersetzlich, ob er gleich später sehr viel nachholte, und mit römischen Dichtern, besonders aber mit den Schriften Cicero's die vertrauteste Bekanntschaft machte. Auf der hohen Schule zu Aberdeen begann er mit dem Griechischen, kam aber darin auch nicht weit. Am meisten zogen philosophische Vorlesungen ihn an; noch mehr die Uebungen im Disputiren, die er mit seinem Freunde Hall (der nachher der berühmteste Prediger der Dissenter geworden ist) in einer von ihnen gestifteten Gesellschaft hielt, woran die besten Köpfe Theil nahmen. Der Ruf seiner Gaben ging ihm nach Edinburgh voraus, wohin er sich nach Endigung der philosophischen Studien begab, um Medicin zu studiren, weil ihm seine Vermögensumstände nicht erlaubten, die kostspieligere Laufbahn der Rechtswissenschaft zu betreten. Auch hier war er in einer „medicinischen," einer „physikalischen" und einer „speculativen" Gesellschaft junger Leute ungleich fleißiger, als in den Vorlesungen. Selbst Brown's besuchte er nicht regelmäßig, ob er gleich für dessen System, von der Kühnheit desselben hingerissen, mit großem Feuer Parthey nahm; daher einst Brown, mit auf ihn gerichtetem Blicke, seine Zuhörer warnte,

Bayerische Staatsbibliothek München

dem Beyspiele eines geistvollen jungen Mannes zu folgen, der seine Lehre vertheidige, anstatt sie zu studiren. So vergnügt M. später an seine Thätigkeit in jenen Gesellschaften, besonders der speculativen, (an welcher einige Zeit auch Benjamin Constant Theilnehmer war,) zurückdachte; denn ihr verdankte er hauptsächlich eine Gewandtheit in mündlichem und schriftlichem Vortrage, die ihm nachher sehr förderlich wurde; so mischte sich in die angenehme Erinnerung doch Bedauern, daß er Zeit und Gelegenheit zur Einsammlung gründlicher Kenntnisse nicht besser benutzt hatte. Darauf bezieht sich folgende, von ihm in viel späterer Zeit niedergeschriebene, Bemerkung.

„Damals, (1785 — 87) war unter den Studirenden zu Edinburgh der Fleiß so allgemein, das Lesen so beliebt, die Unwissenheit so verachtet, wie vielleicht auf keiner anderen hohen Schule. Alle Geister waren wie in Gährung. Aber die Richtung dieser geistigen Thätigkeit ging, zwar nicht ausschließend, doch vorherrschend auf metaphysische Untersuchungen. Anstatt genauer, anwendbarer Kenntnisse hielt man sich an Speculationen, die zu keiner Gewißheit führen, noch in irgend einer unmittelbaren Beziehung zu den Aufgaben des Lebens stehen. Jünglinge, die speculirten, konnten nicht bescheidene Schüler bleiben. Wer lernen soll, muß eine Zeit lang seinem Lehrer vertrauen, und an dessen Ueberlegenheit glauben. Wer aber zu frühe selbstständig denkt, wird sich manchmal weiser dünken, als der Meister, und sich einbilden, von diesem nichts erhebliches mehr lernen zu können. So wird die Fähigkeit zu lernen oft verloren geben, wenn der Unterricht kaum begonnen hat. Es wäre vergeblich, diese nachtheiligen Folgen und andere sehr ernste Gefahren von einer zu früh gegebenen speculativen Richtung, für Einzelne sowohl, als für das Gemeinwesen, läugnen zu wollen.“

Nachdem er eine Abhandlung de motu musculari geschickt vertheidigt und den Doctor-Grad erlangt hatte, ging er nach England und versuchte zuerst in London, dann in zwey Landstädten sein Glück als Arzt. Diese Versuche schlugen fehl, und da er um diese Zeit in den Besitz des, freylich nicht beträchtlichen, großväterlichen Erbgutes kam, so gab er die Arzneykunst auf und erging sich zu London theils in freyen Studien, theils in der Gesellschaft. Bald aber zeigte sich sein Einkommen desto weniger zureichend,

weil er bereits geheirathet hatte. Aus Noth wurde er nun Mitarbeiter an einer politischen Zeitschrift. Jedoch war das nur Nebenbeschäftigung. Er faßte jetzt, in seinem 25ten Jahre, den Entschluß, die Rechte zu studiren, und führte ihn binnen fünf Jahren aus. Dazwischen nahm er nicht nur an einer „Gesellschaft der Volksfreunde“ so thätigen Antheil, daß ihn diese zu ihrem Secretär wählte, sondern trat auch 1791 wider Burke's berühmtes Werk über die französische Revolution mit einer Schrift, Vindiciae Gallicae, auf, die sich von den übrigen sehr zahlreichen Gegenschriften in Gehalt und Ausdruck auf das glänzendste unterschied. Sie erwarb ihm einen großen Ruf und nicht nur die Zuneigung der Gleichgesinnten, sondern auch die Achtung ihrer Gegner. Des Uebergewichtes ungeachtet, welches die letzteren in der vornehmsten unter den damaligen debattirenden Gesellschaften zu London hatten, wurde er in diese ohne Anstand aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Philosophie bey den Katholiken in Altbayern, Bayerisch Schwaben und Bayerisch Franken; von Dr. Th. A. Rixner. München, Franz. 1835. S. 175.

(Schluß.)

Für Ingolstadt ist Mederer natürlich die Hauptquelle; fränkische Gelehrte werden hier und in der Geschichte der ersten Periode nicht erwähnt. Das trockene Verzeichniß unbekannter oder wenig bekannter Namen und Titel von längst vergessenen Dissertationen wird nur selten durch eine kurze Bemerkung oder Erläuterung unterbrochen. Manche der letzteren sind schief und nur halbwahr. Sogleich in der Einleitung S. 6:

„Dieser war ein Albertist, ein Anderer Thomist, ein Dritter Skotist, ein Vierter Occamist; der folgte dem alten Weg der Realisten, ein Anderer dem Weg

der Nominalisten; jeder beharrte auf seiner eigenen Meinung, und kriegte, haderte und zankte mit allen Andern."

Dieß ist zum Theil nichtssagender Gemeinplatz, zum Theil unrichtig. Herr R. weiß wohl, daß philosophische Streitigkeiten in der Regel im Mittelalter lange nicht mit der Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit geführt wurden, wie dieß in der neueren und neuesten Zeit in Deutschland geschehen ist. Auch sind hier die Albertisten, wohl nur um die Menge der isten zu vermehren, mit aufgeführt; eine Schule von Albertisten, die mit den Thomisten im Zwiespalt gewesen wäre, ist dem Ref. nicht bekannt, und des Verf. Handbuch der Geschichte der Philosophie erwähnt nichts davon.

Schwer zu begreifen ist ferner, wie der Verf. die Behauptung S. 4 hinschreiben konnte:

„Ungern gaben die Päpste immer ihre Einwilligung zur Errichtung einer theologischen Fakultät, weil sie die mehr freysinnige Bildung des Klerus, der außer den bischöflichen Seminarien nicht wohl den Geist eines besonderen Standes annehmen oder beybehalten werde, scheuten."

Dieß ist gesagt von der Zeit vor dem 16. Jahrhunderte, d. h. von einer Zeit, wo es fast gar keine bischöflichen Seminarien gab, die bekanntlich erst durch die Synode von Trient angeordnet wurden; von einer Zeit, wo im Ganzen genommen weit mehr Geistliche auf den Universitäten studirten, als jetzt der Fall ist, von einer Zeit endlich, in der die Päpste zum theologischen Studium an den Universitäten auf's Nachdrücklichste ermunterten. Möge der Verf. doch einen Blick in das Corpus juris Canonici werfen, und daselbst die Privilegien nachsehen, welche die Päpste den an Universitäten studirenden Geistlichen bewilligt haben. Auf diesen völlig grundlosen Tadel folgt unmittelbar ein eben so grundloses Lob der deutschen Fürsten, deren Mehrheit „Freunde der Wissenschaften gewesen, und eine mehr staatsbürgerlich gesinnte Geistlichkeit verlangt habe, u. s. w." Der Verf. scheint hiebey vergessen zu haben, was er selber kurz vorher bemerkt, daß Deutschland seine erste Hochschule erst gegen Ende

des 14. Jahrh. erhalten hat, d. h. Jahrhunderte später, als andere Länder, als Frankreich, Italien, England, welche längst schon blühende Universitäten hatten.

Im zweyten Abschnitte (1600 — 1648) bemerkt der Verf., daß die Philosophie in jener stürmischen Zeit nur wenige Fortschritte habe machen können. Wenn er es aber als die Ursache des häufigen Wechsels der Lehrer angibt, „daß man allgemein die Philosophie nur als Vorbereitung und Hülfswissenschaft zu den drey höheren Fakultäts-Wissenschaften betrachtet habe" — so ist nicht recht zu begreifen, wie diese Ansicht, die ja auch heute noch die vorherrschende ist, und es wohl bleiben wird, jenen Professorenwechsel verschuldet haben solle. Den dritten Abschnitt (1648 — 1700) bezeichnet er als den Uebergang von der Scholastik zur versuchenden und raisonnirenden Atomistik, und erwähnt dann den Angriff, den Kaspar Manz 1648 zu Ingolstadt auf die Scholastik gemacht, und wobey er alle Verständigen auf seiner Seite gehabt habe. Hätte es ihm nur auch gefallen, kurz anzugeben, worin dieser Angriff bestanden, und was Manz an die Stelle der Scholastik zu setzen beabsichtigt habe. Der vierte Abschnitt (1700 — 1781) wird in zwey Stadien getheilt. Das 1. Stadium begreift das „allmählige Verkommen der alten Scholastik und Fortschreiten der neuern Philosophie bis zur Herrschaft des Wolfianism und der atomistisch-mechanischen Naturlehre." Die Behauptung, „daß seit dem Tode Leibnitzens (1716) die Metaphysik fast nur noch dem Namen nach vorhanden gewesen sey," dürfte wohl sehr ermäßigt werden, im Falle damit mehr gesagt seyn soll, als das, daß man großentheils bey der alten Metaphysik stehen geblieben sey. S. 58 werden auch die Professoren der Geschichte zu Ingolstadt von 1729 an, genannt; weiterhin aber wird von Lehrern der Geschichte und historischen Leistungen in Bayern sehr wenig mehr erwähnt. Ganz übergangen sind z. B. die für ihre Zeit trefflichen Historiker zu Würzburg, Adrian Daude und Thomas Grebner, beyde Jesuiten, von denen der letztere

1757 ein Handbuch der Universal-Geschichte herausgab, welches wohl alle bis dahin in Deutschland erschienenen Werke ähnlichen Inhalts übertraf. Leider werden auch die ausgezeichnetesten Männer, welche Bayern wahrhaft Ehre machten, ohne alle nähere Charakteristik bloß genannt, so S. 62 Anselm Desing, einer der vielseitigsten Gelehrten, gründlicher Historiker, Physiker, Architekt und Philosoph. Seine merkwürdigen Schriften gegen Pufendorf's Naturrecht und gegen Montesquieu's Geist der Gesetze hätten besonders eine genauere Würdigung verdient.

Nachdem der Sieg des Leibnitz-Wolfischen Dogmatismus über die Aristotelisch-Thomistische oder Skotistische Scholastik erwähnt worden, wird im 2ten Stadium der Verlauf dieses Dogmatismus und der atomistisch- und mechanisch-erklärenden Physik bis zur Erscheinung der Kantischen Vernunft-Kritik berichtet. S. 91 beginnt die dritte Periode: Verlauf der Philosophie in der neuesten Zeit seit Kant. Der Verf. bemerkt, daß gegen Ende des Jahrh. fast sämmtliche jüngere Lehrer der Philosophie in Bayern zu den vermeinten Kantianern, d. h. zu denen gehört hätten, die das negative Resultat der Vernunft-Kritik als ein positives erfaßten. Unter den Anti-Kantianern nennt er als die vornehmsten: Stattler und Wolfg. Fröhlich, vergißt aber gerade den bedeutendsten, Zallinger und dessen Disquisitiones Antikantianae. Die philosophischen Lehrer und Schriftsteller der jüngsten Zeit sind noch in zwey Stadien vertheilt, in das 2te: Verlauf der Fichte'schen und Jacobi'schen Philosophie, und in das 3te: Verlauf von Schelling's und Hegel's Philosophie. Einige gehören kaum hieher, z. B. Dietl, der in der That nichts Philosophisches geschrieben hat; bey den meisten vermißt man eine Angabe des Verhältnisses, in dem sie zu dem einen oder dem andern der philosophischen Systeme stehen; Georg Mich. Klein, der 1820 zu Würzburg starb, kommt im 2ten und im 3ten Stadium vor; in jenem ist zugleich seine erste Schrift: Beyträge zum Studium der Philosophie als Wissenschaft des Alls, aufgeführt, was die Meinung veranlassen muß, als habe er hier noch einem früheren Systeme gehuldigt, und sich erst in seinen späteren Schriften der Schelling'schen Schule zugewendet, dieß ist aber nicht der Fall. Franz v. Baader's Schriften werden unpassend als „Flugschriften" bezeichnet; wenn die geringere Seitenzahl zu dieser Benennung berechtigen soll, müßten auch Platon's Dialogen so heißen können. — Zuletzt folgt eine Reihe literärischer Belege über die frühere Behandlung der Physik, Naturgeschichte, Metaphysik.

In der Vorrede hat der Verf. als Grund, warum eine historische Uebersicht, wie er sie gegeben, wünschenswerth sey, den angeführt, „daß man sich der Vorzüge der Gegenwart ohne deutliche Vorstellung der früheren unvollkommenen Vergangenheit nicht verständig erfreuen könne." Er scheint also mit dieser Gegenwart, im Vergleiche mit der Vergangenheit, völlig zufrieden und nichts weniger als ein laudator temporis acti zu seyn. Ref. erlaubt sich indeß, den bescheidenen Zweifel zu äußern, ob der gegenwärtige chaotische und anarchische Zustand des philosophischen Unterrichts, der allgemein gefühlte Mangel an zweckmäßigen Lehrbüchern, und der gänzliche Abgang logischer und dialektischer Durchbildung bey unsern Studirenden — ob Alles dieß uns wirklich berechtige, vornehm auf die Vergangenheit zurückzublicken, und uns zu rühmen „wie wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht". Die alte Scholastik hatte auf jeden Fall den Vorzug, eine treffliche Gymnastik des Geistes zu seyn; die Metaphysik war durch und durch christlich, und daher weit entfernt, in die Seele des Studirenden einen unauflöslichen Zwiespalt zwischen philosophischer und religiöser Erkenntniß zu werfen, und die Einheit der philosophischen Terminologie und Begriffsbestimmung gestattete den wissenschaftlich Gebildeten, sich in jedem philosophischen Werke schnell zu orientiren, und mit Andern sich zu verständigen. Männer vom Fache mögen entscheiden, wie fern das, was jetzt unter dem Namen Philosophie tradirt wird, gleiche Vortheile gewähre, oder die genannten durch andere größere Vorzüge aufwiege.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Memoirs of the life of the right honourable Sir James Mackintosh etc.

(Fortsetzung.)

Die Berührung, in die er hier mit Anhängern des Alten kam, mag dazu beygetragen haben, daß er gegen das Neue, welches er mit so viel Wärme gegen Burke vertheidigt hatte, kälter und mißtrauischer wurde; doch gehört davon, wie sich bey der niemals gebrochenen Selbständigkeit seiner Denkart nicht zweifeln läßt, das Meiste der Wirkung an, die auf ihn theils der unheilvolle Verfolg der französischen Revolution, theils das aufrührerische Treiben ihrer Partheygänger in England machte. Er gab diese Aenderung in seiner Ansicht durch Aufsätze in dem Monthly Review kund, worin er Burke's letzte Schriften besprach. Burke selbst errieth sogleich den Verfasser, und erkannte mit Achtung den alten, und mit Freude den jetzt freundlicheren Gegner. M. hörte von seinen Aeußerungen und schrieb an ihn:

„Ihre Schriften waren, seitdem ich fähig war, sie zu lesen, mein vornehmstes und liebstes Studium. Die Belehrung, die ich daraus schöpfte, bleibt mir von den frischesten Gefühlen der Jugend wie umwunden. Jetzt ist diese frühe Begeisterung durch Erfahrung und Nachdenken eines reiferen Alters zu gründlicher Ueberzeugung geworden. Ließ ich mich einst von Liebe zur Freyheit, oder was ich dafür hielt, zur Widerrede gegen den Schriftsteller hinreissen, dem ich die gesundeste Nahrung meines Geistes zu danken hatte, so erlitt doch meine Verehrung gegen ihn dadurch keinen Abbruch. Ich erzähle nur, ich schmeichle *nicht*; denn Sie sind für Schmeicheley zu hoch, und *ich*, lassen Sie es mich gestehen, bin dazu, selbst *gegen Sie*, zu stolz. Seit jener Zeit ist mir durch eine traurige Erfahrung der Zauber gelöst worden, mit welchem über manche Dinge meine Begeisterung mich täuschte. Zwar kann ich selbst jetzt nicht sagen, (und Sie müßten mich verachten, wenn ich das Gegentheil heuchelte,) daß ich Ihrer ganzen Ansicht von dem Zustande Europa's vollkommen beypflichte. Aber das kann ich in Wahrheit versichern, daß Ihre allgemeinen Grundsätze die meinigen sind, und daß ich bereit bin, Leib und Leben an die Vertheidigung der Gesetze und der Verfassung meines Vaterlandes zu setzen. Dieß ist mein Bekenntniß; ich würde es aber gegen Sie nicht abgelegt haben, wenn Sie zu den Machthabern gehörten.“

Burke antwortete ihm sehr wohlwollend und lud ihn zu sich auf das Land ein. Die Tage, die M. dort zu Ende 1796 mit dem Greise zubrachte, der von Krankheit gebeugt und schon sein Ende nahe fühlend, aller Kraft und Habe seines Geistes noch mächtig war, gehörten zu den bedeutendsten und eindruckvollsten seines Lebens. Da er, zwey Jahre darauf, einem Freunde davon erzählte,

„sprach er von Burke mit der höchsten Bewunderung, der seines Gleichen, aus allen Zeiten, vielleicht nur zwey gehabt hätte: Cicero und Baco; in dessen Werken ein reicherer Schatz politischer und moralischer Wahrheit, als bey irgend einem andern Schriftsteller, zu finden sey, und dessen Gedankengang in seiner ganzen Größe und Stärke nur darum von Manchen nicht erkannt werde, weil eine so blendende Pracht der Rede sich darauf verbreite.“ *)

*) Dieß führte M. einige Jahre später in einem Briefe an Windham (I. 309) weiter aus. „Die Mehrzahl der Leser, selbst der denkenden, selbst der bewundernden, sieht in Burke nur den Redner. Weil seine Werke theils Reden, theils Flugschriften über Zeitverhältnisse und Zeitumstände sind, wird gewöhnlich ihr Gehalt verkannt und nur die Schönheit ihrer Form gepriesen. Ein gewöhnlicher Mensch bildet sich leicht ein, wo große Beredsamkeit, da sey nichts anderes als Beredsamkeit: und der innere

Er rühmte den Gehalt und Fluß, die Anspruchlosigkeit und Anmuth seines Gespräches, theilte aber auch von dem ernsten Tone, den es annahm, wenn die höchsten Angelegenheiten berührt wurden, folgende Probe mit. Als die Rede auf die ruchlosen Lehren gewißer angeblicher Philosophen von der neuen Schule gekommen sey, habe Burke gesagt:

„Was sie vorbringen, ist erbärmliche Wortverdrehung, schändliche Entweihung der Gaben der Vernunft und Rede. Die Elenden sind nicht einmal aufrichtig; denn, glaubten sie wirklich was sie aufstellen, so wüßten wir, daß man sie als Wahnsinnige zu behandeln hätte. Aber nein, Herr, was diese Bücher erzeugt, ist die schmutzige Absicht, aus dem natürlichen Hange der Menschen zu Neuigkeiten, auch verderblichen, einen ärmlichen Gewinn zu ziehen. Die Ansicht, welche darin vorgetragen wird ist baarer Atheismus. *) Ihr Ziel ist, alles, was in dem Menschen gutes ist, von Grund aus zu verderben, seine unsterbliche Seele auszutilgen, Gott vom Throne der Welt zu stoßen.“

Werth einer Gelegenheitsschrift sey, wie ihr Anlaß, vorübergehend. Ich dachte nicht, daß von diesem Vorurtheile, das an Burke's Schriften ihren größten Vorzug übersieht, auch bessere Köpfe befangen seyn könnten; aber ein Versuch, den ich anstellte, Sätze aus jenen Schriften ihrer Beziehungen auf den Anlaß zu entkleiden und in die Schulsprache zu übertragen, bewies mir das Gegentheil; denn sehr urtheilsfähige Leute hielten diese Arbeit, die ihnen wohl gefiel, für mein Eigenthum. Leicht ist es freylich nicht, in dem Redner den Denker, in dem Sprecher zu seinen Zeitgenossen über Gefahr und Noth ihrer Zeit, den Belehrer aller zukünftigen Geschlechter über Wohl und Wehe der Menschheit zu erkennen; aber das ist Burke.“

*) Im Jahre 1800 schrieb Mackintosh gegen einen gewissen Flower, welcher den oben erwähnten Hall in Anmerkungen zu einer, von diesem bekannt gemachten Predigt wider den neuen Unglauben, als unduldsam angegriffen hatte. Dieser, in einer Lebensbeschreibung Hall's wieder abgedruckte, Aufsatz von M. enthält folgende merkwürdige Stelle: „Hat Hr. Flower nie gehört, daß die Bergleute in Cornwall verlockt worden sind, Kleidungsstücke zu verkaufen, damit sie Tom Payne's ruchlose Raserеyen kaufen könnten? oder daß diese in Schottland hie und da unentgeltlich vertheilt worden sind, worauf nicht

Die feyerliche Aufforderung des Greises an M., mit seiner wohlgeübten Jugendkraft ein Sprecher der ewigen Wahrheiten zu werden, ging diesem tief zu Herzen. Er war als Sachwalter in den ersten Jahren nicht viel beschäftigt. In der reichlichen Muße, die ihm blieb, entwarf er Vorlesungen über das Natur- und Völkerrecht *), und ließ, als Ankündigung derselben, die Einleitung drucken. Diese Schrift, die in Kurzem mehrmals aufgelegt wurde, hob alles Mißtrauen, das die Erinnerung an seine vindiciae gallicae gegen jenes Vorhaben erregen mochte. Selbst Pitt, dem er sich nie genähert, gegen den er sogar einst, als Sekretär der Gesellschaft der Volksfreunde, nicht ohne Bitterkeit geschrieben hatte, gab ihm in einer Zuschrift die achtungsvollste Theilnahme zu erkennen. Der Großkanzler vermochte die Vorsteher von Lincolns Inn (der großen Körperschaft der Anwälte zu London), daß sie M. erlaubten, seine Vorlesungen in ihrem Saale zu halten. Er hielt sie 1799, und

wenige Leute, dem neuen Apostel zu Ehren, ihre Bibeln in das Feuer geworfen haben? Weiß er nicht, daß die correspondirende Societät zu London in Berathung gezogen hat, ob sie nicht Tom Payne ausstoßen sollte, weil er abergläubigerweise noch etlichermaßen an das Daseyn Gottes glaube? Ist ihm nicht bekannt geworden, daß dieselbe Societät entschieden hat, der Glaube an einen Gott sey eine so verderbliche Meynung, daß der allgemeine Grundsatz der Duldung keine Anwendung darauf finden dürfe?“ — Wie kraftvoll die Regierung damals gegen diese Gräuel einschritt, ist bekannt.

*) Aus der Zeit seiner Vorbereitung darauf ist Folgendes von seiner Hand in seinem Exemplare von Baco's Werken: Jus naturae et gentium diligentius tractaturus, omne quod in Verulamio ad jurisprudentiam universalem spectat, relegit J. M. apud Broadstairs in agro Rutupiano Cantiae, anno salutis humanae 1798, late tum flagrante per Europae felices quondam populos misero fatalique bello, in quo nefarii et scelestissimi latrones infando consilio, aperte et audacter virtutem, libertatem, Dei Immortalis cultum, mores et instituta majorum, hanc denique pulcherrime et sapientissime constitutam rempublicam labefactare et penitus evertere conantur.

wiederholte sie im folgenden Jahre, vor einer großen Anzahl Zuhörer, unter welchen sechs Mitglieder des Oberhauses und zwölf des Unterhauses waren, aber, wie er nicht ohne Verdruß bemerkte, nur zwey von der Whig-Parthey, zu welcher er sich doch fortwährend hielt. In der ersten Vorlesung legte er seinen Plan dar, und fuhr dann fort:

„Es entgeht mir nicht, daß Männer von reifer Urtheilskraft und Erfahrung vielleicht Abneigung, sogar Widerwillen empfinden werden, wenn sie sich auf die ersten Grundlagen der Erkenntniß sollen zurückmahnen lassen. Ich kenne die Verachtung, mit welcher sie auf die sophistischen Streitigkeiten der Schulen herabsehen, und gestehe, daß sie damit oft nicht Unrecht haben. Allein ich bitte diese Männer, die Verhältnisse der Zeit in Betrachtung zu ziehen. In allen Ländern Europa's ist eine Schaar Schriftsteller aufgestanden, von denen alle geltende Meynungen, alle oberste Grundsätze, alle ehrwürdig geachtete Einrichtungen vorgestellt werden, als entsprungen aus der Unvernunft, als gestützt durch Unterdrückung und Betrug, als führend zur Herabwürdigung und zum Elend. Dieser Angriff geschieht nach Grundsätzen, die für philosophisch ausgegeben werden; und Europa ist in einem solchen Zustande, daß ich kein Bedenken trage zu behaupten, wenn unsere alten Meynungen und Einrichtungen nicht auch nach philosophischen Grundsätzen vertheidigt werden können, so werden sie der Zuneigung und Ehrfurcht, worin ihre ganze Stärke besteht, nicht lange sicher seyn. Darum möge mir gestattet seyn, tief aus der Theorie zu schöpfen, die Hülfe der Philosophie zur Vertheidigung der Erfahrung zu gebrauchen. Lassen Sie es mich aussprechen, die unnatürliche Trennung und noch mehr die oft vorkommende Feindschaft der Theorie und der Praxis hat der Wissenschaft und hat der menschlichen Gesellschaft großen Schaden gebracht. Von Natur sind sie einander nicht entgegengesetzt, vielmehr befreundet und bestimmt einander zu beleuchten und zu unterstützen. Freylich giebt es eine, fälschlich sogenannte Philosophie, die, indem sie einen flüchtigen Blick auf die Oberfläche des Lebens wirft, alle unsere Einrichtungen der Fortdauer unwürdig findet, unsere natürlichsten Gefühle für Vorurtheile erklärt, und alles, was das menschliche Leben veredelt, austilgen will. Sie bringt ihren Schülern einen Eckel an dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft bey; eine Verachtung dessen, was ihnen lieb und ehrwürdig seyn muß, wenn sie tugendhaft und glücklich seyn *wollen*. Sie lehrt, was wir als Tugend achten, nur *als geschmücktes Laster* ansehen, oder höchstens nur *als niedrige* und verächtliche Pflichten eines versunkenen Zustandes, aus welchem das menschliche Geschlecht sich bald emporarbeiten müsse und werde. Von diesem Stande künftiger Vollkommenheit, der mit der Vernunft so unvereinbar ist als mit der Erfahrung, sprechen die Anhänger dieser Lehre so zuversichtlich, als von einer geschichtlich feststehenden Begebenheit. Sie stellen ihn als ein Ziel auf, nach welchem man streben müsse. Andere sehen darin das Urbild einer vollkommenen Gesellschaft, das vor Augen zu haben immer gut sey, ob es gleich nicht ausgeführt werden könne. Noch Andere sprechen davon als von einem harmlosen Gedankenspiele gutmüthiger Träumerey. So verhält es sich aber nicht. Mögen die Absichten der Verkündiger dieser Lehre nicht böse seyn, in ihr erscheint einmal die ganze gegenwärtige Ordnung des menschlichen Lebens so häßlich und eckelhaft, daß nichts daran bleibt, das man lieben, für das man sich anstrengen, wornach man nur streben möchte. Solch eine Philosophie, welche das Gute zerstört, um ein eingebildetes Besseres zu erlangen, muß allerdings in beständiger Zwietracht mit der Praxis seyn, weil sie in beständigem Kriege mit der Wahrheit ist."

Wie weit M. sich in seinen Vorträgen ausbreitete, zeigt eine andere, von dem Herausgeber mitgetheilte, Stelle der Handschrift.

„Ich bin keiner von denen welche meynen, in den englischen Unterrichtsanstalten werde zu viel Zeit und Arbeit auf das Erlernen der griechischen und der römischen Sprache verwendet, wie ein beliebter, meines Erachtens aber seichter, Vorwurf lautet. Es ist nicht dieses Orts, die Unentbehrlichkeit des Studiums, welches wir das classische nennen, zur Bewahrung eines reinen Geschmack's nachzuweisen. Auf die Wichtigkeit dieses Studiums für die sittliche Bildung wünschte ich Sie aufmerksam zu machen; sie ist eben so groß, obgleich weniger beachtet, als seine Wichtigkeit für die Geschmacksbildung. Hätten wir auf Mittel zu sinnen, Moralität in das jugendliche Gemüth zu pflanzen, so würden wir dazu gewiß nicht Lehrsätze und Beweise wählen, sondern Geschichte, Poesie und Beredsamkeit zu Hülfe nehmen, und unsere Lehren in die Erzählung ergreifender Begebenheiten und in Beyspiele hoher Tugend kleiden. Wie das auszuführen, braucht nicht erst untersucht zu werden; es ist durch den classischen Unterricht schon ausgeführt. An seine Stelle kann die neuere Litteratur nicht treten. Keine Beyspiele aus neuerer Zeit werden den großen, übermögenden Gedanken in dem jugendlichen Geiste erregen, daß in den entferntesten Zeiten und in den verschiedensten Verfassungen, die Verehrung der Menschen eben denselben Tugenden gewidmet war. Männer der neue-

ren Zeit stehen uns zu nahe, als daß sie so begeistern könnten, wie die Alten. Jene sind uns gewöhnlich so genau bekannt, daß unsere Bewunderung, so willig sie auch seyn mag, oft durch die Erinnerung an gewisse Schwächen gefährdet, wenigstens oft durch Nebensachen gestört wird, die, obgleich unbedeutend, immer in das Auge fallen. Die Helden und Weisen des Alterthumes sind für uns schon durch die Verschiedenheit der Sprache und Lebensweise allem Gemeinen und Alltäglichen entrückt. Zwar ist auch an ihnen Manches, das sich zur Nachahmung nicht eignet, Manches das nicht zu billigen ist; allein die Ferne, in der sie stehen, macht ihre Gestalten nicht nur ehrwürdiger sondern auch milder. Das Harte verliert sich in solcher Ferne; das Edle gelangt allein zu uns."

„Diese Studien sind es, die das Band des Wissens und der Bildung zwischen den entferntesten Zeiten und Geschlechtern erhalten. Die Menschheit würde auf den schmalen Vorrath eines kurzen Zeitraumes eingeschränkt seyn, wären nicht die späten Geschlechter mit den frühen durch eine vertraute Bekanntschaft mit ihrer Sprache und Litteratur verbunden. Die Erfahrung hat gezeigt und macht es gewiß für alle Zukunft, daß niemand in den Wissenschaften etwas Großes zu leisten vermag, dem nicht das Wissen und der Geist seiner Vorgänger voranleuchtet. Von der Sittenlehre und dem, was davon abhängt, gilt dieß noch weit mehr als von den anderen Wissenschaften. In ihr sind neue Entdeckungen nicht möglich. Dieser, schon in meiner gedruckten Einleitung aufgestellte Satz ist wohl Manchem wunderlich vorgekommen, zu einer Zeit, wo alte Meynungen so fremd geworden sind, daß, wer sie vorbringt, fast als ein Sonderling oder Neuerer betrachtet wird. Ich bleibe dabey. Es ist nicht von der Theorie die Rede, sondern von dem Inhalte, dem Sittengebote. Ist in diesem, von den frühesten Zeiten an, irgend eine Verbesserung oder auch nur Veränderung gemacht worden? Betrachten Sie Moses Gesetzgebung. Ich führe sie hier, ohne Rücksicht auf die göttliche Eingebung, als Moses Werk an. Dieses Gesetz ist vor mehr als dreytausend Jahren gegeben worden; und es wird wohl Niemand etwas erhebliches nachzuweisen vermögen, das seitdem an dem Sittengebote sich geändert hätte. Sogar in den Büchern der falschen Religionen ist dieses, seinen Hauptzügen nach, dasselbe. Die Betrüger, von denen sie gestiftet wurden, durften es nicht wagen, der allgemeinen Ueberzeugung zu widersprechen. Selbst die kühnsten Zweifler, von denen sonst Alles angegriffen wurde, haben dieses uralte Heiligthum nicht angetastet. Ueber die Pflichtenlehre ist Hume einig mit Bossuet. Wie das Sittengebot im Anfange der Geschichte war, so ist es noch. Jahrhunderte gehen über das Menschengeschlecht hinweg; Nationen schwinden wie ein Schatten dahin; das sittlich Gute allein bleibt stets dasselbe, unsterblich, unwandelbar."

Von dem großen und heilsamen Eindrucke, welchen diese Vorlesungen machten, zeugt unter anderem ein Brief, den ein angesehener, noch lebender Mann an den Herausgeber dieses Buches schrieb, voll anmuthiger Erinnerungen aus seinem Umgange mit M. Besonders anziehend ist die Erzählung von dem Anfange dieser Bekanntschaft.

„Ich kam von der Universität Cambridge zu Anfang 1795 nach London um ein Rechtsgelehrter zu werden. Ich gerieth bald in Gesellschaften, in denen die Lehren der französischen Revolution galten; sie rissen mich, gleich anderen jungen Leuten, hin. Da hörte man, der Mensch sey von Natur so gutherzig, daß er nichts als das Glück aller seiner Mitmenschen begehre, so verständig, daß er das Beste ganz leicht herausfinde, und so stark an Willen, daß er jede Versuchung zum Unrecht überwinde. Dankbarkeit, hieß es, sey ein Laster, die Ehe ein ungeeigneter Zwang, das Gesetz ein Betrug. Ich hatte bis dahin mein Rechts-Studium sehr fleißig getrieben, jetzt gab ich es beynahe auf und beschäftigte mich fast nur mit den neuen Lehren. Einst wurde ich dem berühmten Sheridan als ein junger Mann vorgestellt, der aus einer kürzlich erschienenen Schrift gelernt habe, Dankbarkeit sey ein Laster. Ich hatte immer gedacht, sagte Sheridan, die Leselust sey ein Laster, und jetzt bin ich davon überzeugt. Ernster belehrte mich etwas später Mackintosh. Ich suchte seine Bekanntschaft, weil ich gehört hatte, daß er mit den Gegenständen, von denen ich eingenommen war, sehr vertraut sey. Meine erste Ansprache nahm er so kalt auf, daß ich beynahe den Muth verlor. Glücklicherweise traf ich ihn nachher in dem Hause eines Freundes unweit Bristol. Hier brachte ich eine Woche mit ihm zu. Ich sprach von der neuen Philosophie, die ich mir angeeignet, ohne allen Rückhalt. Er griff sie hart und heftig an, jedoch mit so zarter Schonung meiner Person, daß ich nicht unwillig, nur aufmerksam seyn konnte. Meine vermeyntliche Ueberzeugung wurde bald erschüttert.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Memoirs of the life of the right honourable Sir James Mackintosh etc.

(Fortsetzung.)

„Ich mußte abreisen; er war unpäßlich, rief mich an sein Bett und sagte, indem er meine Hand ergriff: Lieber Montagu, Sie sind ein Jüngling, der jetzt eben in die Welt eintritt; lassen Sie sich rathen, vor Allem in den Werken Belehrung zu suchen, worin die Meynungen, von denen Sie, ich muß es sagen, irre geleitet wurden, gründlich untersucht sind; Hooker, Taylor, Baco werden Ihnen nützlich seyn. Doch bauen Sie nicht auf Schriftsteller allein, beobachten Sie selbst, aber unbefangen und genau; entweder werden Sie dann einsehen, daß Sie irrten, oder, im entgegengesetzten Falle, nur um so kräftiger Ihre Meynung vertreten.“ Ich war gerührt und fest entschlossen, diesen Rath zu befolgen.

Sogleich machte ich den Anfang mit Baco's großem Werke und fühlte mich davon so angezogen, daß ich nicht abließ, bis ich am Ende war. Die herrliche Stelle von dem Zauberkreise des Orpheus*) ging mir sehr tief zu Herzen. Bald darauf fand ich in einer von Bischof Taylor's Schriften das Irrthümliche der Meynungen, denen ich mich ergeben hatte, vortrefflich nachgewiesen. Dazu kam, daß ich Erfahrungen machte, die das Licht, welches mir nun aufgegangen war, verstärkten. Ich kam wieder auf den rechten Weg, und ehrte und liebte M. als den, der mich darauf geleitet. Ich schloß mich nun an ihn wie an einen Vater an; er hatte an mir Freude wie an einem geretteten Sohne; und vielleicht gab der Erfolg seines Zuspruches an mir den ersten Anlaß zu den öffentlichen Vorlesungen, durch welche er sich um die Gesellschaft so hoch verdient gemacht hat.“

Allmählig bekam M. als Anwalt mehr Beschäftigung, meist in staatsrechtlichen Sachen vor Parlaments-Ausschüssen und dem geheimen Rathe; doch trat er auch nicht selten vor Gericht auf. Eine Vertheidigung, die er im Februar 1803 vor dem Obersten Gerichtshofe führte, stellte ihn den größten Sachwaltern gleich. Das Oberhaupt der französischen Republik hatte der englischen Regierung zugemuthet, einen gewissen Peltier, der eine royalistische Zeitschrift herausgab, wegen der darin enthaltenen Schmähungen gegen den Ersten Consul aus dem Lande zu weisen. Dieß geschah nicht, aber eine gerichtliche Klage, auf Bestrafung des ausgewanderten Franzosen, glaubte die englische Regierung ihrem damals friedlichen Verhältniß zu Frankreich schuldig zu seyn. Die Klage war sehr schwer; sie hob aus Peltier's Zeitschrift Stellen aus, die nicht nur als tödtlichen Haß erregend, sondern als zum Morde auffordernd bezeichnet wurden. M. übernahm die Vertheidigung. Er hatte viel Zeit, sich darauf vorzubereiten; und was er kurz vorher bey

*) ... de theatro Orphei; ubi singulae bestiae avesque congregatae sunt, quae appetituum suorum innatorum immemores, praedae, ludi, pugnae, amice placideque una stetere, citharae concentu et suavitate captae; cujus sonus ubi aut cessaret, aut majori sonitu obrueretur, omnes illico animantes ad ingenium redibant. Qua in fabula eleganter describuntur ingenia et mores hominum, qui variis et indomitis cupiditatibus agitantur, lucri, libidinis, vindictae; qui tamen, quam diu aures praebent praeceptis et suasionibus religionis, legum, magistrorum, in libris, sermonibus et concionibus eloquenter et suaviter modulantibus, tam diu pacem colunt et societatem; sin ista sileant, aut seditiones et tumultus obstrepant, omnia dissiliunt et in anarchiam et confusionem relabuntur. De Augm. Scient. I. Vielleicht eine lehrreichere Vorstellung des Staatszweckes, als in irgend einem der zahlreichen Lehrbücher zu finden ist.

einem vierwöchentlichen Aufenthalte zu Paris gesehen und gehört hatte, kam ihm dabey trefflich zu Statten. Am Gerichtstage fand sich eine ungewöhnliche Menge Zuhörer ein. Der Kronanwalt warnte sie im Eingange seiner Rede, sie möchten nichts die Neugierde befriedigendes erwarten, weder von ihm noch von seinem Gegner, dessen überlegene Gaben er anerkenne, von dessen Besonnenheit er aber auch erwarten dürfe, daß er sich streng an die Sache halten werde. M. sprach mehrere Stunden, (seine Rede nimmt fünf engedruckte Bogen ein), und hielt sich allerdings an die Sache, griff aber zu ihrem Behufe mit so viel Kraft und Kunst nach Mitteln aus den höchsten Kreisen und Verhältnissen, z. B. indem er die Geschwornen aufmerksam machte, daß von den freyen Verfassungen in Europa die englische allein noch übrig sey:

„Dieser alte Bau, den die Weisheit und Tugend unserer Väter allmählig aufgerichtet hat, steht immer noch, er steht, Gott sey es gedankt, noch fest und ganz; aber er steht allein und mitten unter Trümmern;“

daß er seine Zuhörer auf den größten Schauplatz der Welt versetzte, ohne daß ihn der Vorwurf traf, von der Sache abgegangen zu seyn; diese selbst hatte er auf jenen Schauplatz übergetragen. Der Kronanwalt äußerte sich in seiner Schlußrede besorgt über den bewältigenden Eindruck, den auf die Geschwornen ein so glanzvoller Vortrag gemacht haben möchte; und der Oberrichter fand eine umständliche Angabe der Gründe nöthig, aus welchen er, trotz der mit unvergleichlicher Kunst geführten Vertheidigung, die Anklage begründet erachtete. Die Geschwornen sprachen das Schuldig aus. Indessen wurde das Straferkenntniß ausgesetzt, und da bald darauf der Krieg wieder anfing, so wurde es gar nicht gefällt. M. erhielt am Abend dieses seines Ehrentages von Thomas Erskine (nachher Großkanzler Lord Erskine) folgenden Brief:

„Ich kann die Wirkung Ihrer gewaltigen, wundervollen Rede nicht los werden. Ich mußte, während Sie sprachen, zu mir sagen: O terram illam beatam, quae hunc virum acceperit, hanc ingratam, si ejecerit, miseram, si amiserit. Ich finde den Ausspruch der Geschwornen ganz richtig; Ihren Kampf dagegen aber werde ich immer als eines der herrlichsten Denkmäler von Geist, Wissenschaft und Beredsamkeit betrachten.“

Von jetzt an hatte M. sichere Aussicht auf anhaltende und sehr einträgliche Beschäftigung in dem Berufe eines Sachwalters. Allein er scheute nicht sowohl die Mühe, als den dabey unumgänglichen Verlust der Muße, die er bisher für Studien behalten hatte. Sein Wunsch war ein Amt, das ihm etwas von solcher Muße übrig ließe, und ihm nach einiger Zeit Anspruch auf einen mäßigen Ruhegehalt gewährte. In dieser Absicht hatte er sich bereits um ein Richteramt auf einer der westindischen Inseln beworben; darauf ist in obigem Briefe von Erskine angespielt. Er durfte weit mehr als das erwarten, wollte er sich an das Ministerium anschließen; und eine schottische Herzogin gab sich viele Mühe, ihn dazu zu vermögen. Allein er konnte sich nicht so hingeben, wie dieses Ministerium begehrte; hatte doch selbst Burke sich mit Pitt nicht befreunden können, obgleich diese eiserne Seele allein fähig war auszuführen, was jener rieth und forderte. M. schränkte sich also auf ein richterliches Amt ein, das er annehmen konnte, ohne von dem Ministerium abhängig und der Whigparthey entfremdet zu werden. Er erhielt auf sieben Jahre, wie es gewöhnlich ist, die Stelle eines Gerichtsvorstehers zu Bombay, und trat sie 1804 an.

(Fortsetzung künftig.)

Die Probirkunst mit dem Löthrohre,

oder Anleitung, Mineralien, Erze, Hüttenprodukte und verschiedene Metallverbindungen vor dem Löthrohre, mit theilweiser Anwendung des nassen Weges, qualitativ fast auf alle Bestandtheile, und quantitativ auf Silber, Gold, Kupfer, Bley und Zinn in kurzer Zeit zu untersuchen. Von Karl Friedrich Plattner, Gewerkenprobirer an der königl. sächs. Halsbrückner Schmelzhütte bey Freyberg. Leipzig, 1835. 8. 358 S.

Der Verfasser ist, wie aus der Vorrede erhellt, ein Schüler von Harkort, welcher zuerst den Versuch

machte, mit Hülfe des Löthrohres quantitative Untersuchungen über den Metallgehalt von Erzen und Hüttenproducten anzustellen. Von Harkort's Probirkunst ist das erste Heft 1827 erschienen, und enthält die Silberproben. Harkort äußert darin, daß es ihm zur Zeit noch nicht gelungen sey, seine Untersuchungen über Bley-, Kupfer- und Zinnproben zu beendigen. Sein Versprechen, dieselben bald folgen zu lassen, blieb bis jetzt unerfüllt, da ein Ruf nach Mexico, welchem er folgte, wahrscheinlich die Fortsetzung seiner Probirarbeiten unterbrach. Es ist daher sehr erfreulich, daß es dem Verfasser des vorliegenden Werkes gelungen ist, ein Verfahren auszumitteln, womit auf ähnliche Weise, wie bey den Harkort'schen Silberproben, der Gehalt eines Erzes, Hütten- oder Kunstproducts an Gold, Kupfer, Bley, größtentheils durch das Löthrohr quantitativ bestimmt werden kann. Das Werk umfaßt übrigens nicht diese Untersuchungen allein, sondern enthält zugleich eine vollständige Anleitung über den Gebrauch des Löthrohres überhaupt, über die Reagentien und Apparate, und über die Art und Weise, wie mit Beyziehung einiger Versuche auf nassem Wege die meisten Bestandtheile einer gegebenen Probe qualitativ aufgefunden werden können.

Im Allgemeinen ist, was in diesem Theile des Werkes, die beyden ersten Abtheilungen begreifend, vorkommt, wohl jedem bereits bekannt, welcher das Werk von Berzelius über das Löthrohr kennt, und mit analytischer Chemie vertraut ist. Es werden die nichtmetallischen und metallischen Substanzen, welche Gegenstand der Untersuchung seyn können, jede besonders abgehandelt, und dabey die Mineralien mit den Formeln ihrer Zusammensetzung angeführt, worin der betreffende Mischungstheil wesentlich ist.

Gewöhnlich wird eine auf nichtmetallische Mischungstheile zu untersuchende Probe vor dem Löthrohre im Platinlöffel mit Soda und Borax oder sauerm schwefelsauerm Kali aufgeschlossen und dann mit Salzsäure oder Wasser die Auflösung bewerkstelligt. Wir bemerken hiebey, daß das Aufschließen von Mineralien, wie Tafelspath, Eudialyt, Gadolinit, Helvin u. a., eine sehr überflüssige Operation ist, und wundern uns, daß dem Verfasser nicht bekannt zu seyn scheint, daß diese Mineralien unmittelbar von Säuern sehr leicht zersetzt werden. Auch dürfte in den meisten Fällen der Borax wegzulassen seyn, da durch die Gegenwart der Borsäure mancher Irrthum herbeygeführt werden kann. Wo die Soda zum Aufschließen nicht ausreicht, könnte vortheilhafter das Kalihydrat angewendet werden.

Beachtung verdient die Zersetzung mancher Mineralien durch Schmelzen mit sauerm schwefelsauerm Kali. Dieses gilt besonders von den Talkerde-haltigen Substanzen, welche durch Säuern nicht unmittelbar zersetzt werden. Bey Mineralien aber, welche, wie Meerschaum, Serpentin, Boracit von der Salzsäure leicht zersetzt oder aufgelöst werden, oder bey Kalkerdehaltigen, wie Datolith und Botryolith, welche vollkommen gelatiniren, wird man dieses Verfahren nicht leicht anwenden. Ueberhaupt hätte der Verfasser bey mehr Beachtung des gegenwärtig hinlänglich bekannten Verhaltens der Mineralien auf nassem Wege diesem Theile seines Werkes einen größern Werth verschaffen können, da er neben der Bestimmung einzelner Mischungstheile auch die Bestimmung und Unterscheidung der Mineralien beabsichtigte. Die Versuche zur Erkennung metallischer Substanzen sind mit besonderm Fleiße angestellt, und berücksichtigen die mancherley Modificationen der Erscheinungen in besondern Fällen.

Diesem allgemeinen Theile schliessen sich Beyspiele an. Es wird der Gang der Untersuchung vor dem Löthrohre an verschiedenen Verbindungen gezeigt, und zwar an eigentlichen Salzen, Aluminaten, Silicaten, Verbindungen von Metalloxyden, Schwefel-Arsenik- und Selen-Metallen und Legirungen.

Die dritte Abtheilung begreift die quantitativen Metallproben. Da der Gang der Untersuchung, je nach dem größern oder geringern Gehalt der Probe, und je nach der Qualität der verbundenen Mischungstheile mancherley Abänderungen erfordert, so hat der Verfasser mit großem Fleiße das Verfahren für die möglichen Fälle speciell und ausführlich angegeben.

So findet man z. B. bey der Silberprobe die Bestimmung des Silbergehaltes von Erzen, Mineralien und Hüttenproducten, welche

a) flüchtige Bestandtheile enthalten,

b) welche außer Chlor keine flüchtigen Bestandtheile enthalten,

c) welche aus Metalloxyden bestehen, die sich auf der Kohle leicht reduciren lassen, und

d) welche nicht durch Schmelzen mit Borax und Probirbley zerlegbar sind; ferner in Metallverbindungen:

a) in denen Silber der Hauptbestandtheil ist,
b) in denen Gold als Hauptbestandtheil erkannt wird,
c) wo Kupfer und Nickel den vorwaltenden und Silber nur einen geringen Bestandtheil ausmacht,
d) in denen Bley oder Wismuth der Hauptbestandtheil ist,
e) wo Antimon oder Zink der Hauptbestandtheil ist,
f) wo Zinn den Hauptbestandtheil ausmacht,
g) in denen Queckſilber der vorwaltende Bestandtheil ist, und
h) wo Eisen oder Stahl der Hauptbestandtheil ist.

Die Operationen bestehen in dem Abwägen und Beschicken der Probe, in dem Schmelzen und Ansieden, im Abtreiben des erhaltenen Werkbley's, im Feintreiben und in der Bestimmung des Gewichtes der durch die Probe erhaltenen Silberkörner. Bey sehr kleinen Körnern bedient sich der Verf. des von Harkort angegebenen Maßstabes, bey größern einer feinen Wage.

Eine eigene Tabelle gibt den in Rechnung zu bringenden Capellenzug an.

Die Art, wie man in den angeführten Fällen zu verfahren habe, welche Beschickungen genommen werden müssen ꝛc. ist sehr genau und umständlich angegeben, was auch um so nothwendiger ist, als dessen ohngeachtet eine große Uebung und Geschicklichkeit des Blasens erfordert wird, um genaue Resultate zu erhalten.

Für die Goldprobe wird, wo Silber vorhanden, die Scheidung durch die Quart angewendet. Das erhaltene Gold wird noch einmal mit Probirbley zusammengeschmolzen und dann abgetrieben. Der Verfasser hat, für Fälle, wo das Korn nicht gut zu wägen ist, einen ähnlichen Maaßstab, wie für die Silberproben, berechnet.

Zur genauen Bestimmung des Kupfers, wo es mit Bley, Eisen, Zink oder Antimon verbunden ist, wendet der Verfasser das Zusammenschmelzen mit Borsäure an. Er fand nämlich, daß sich Bley in jedem Verhältnisse zum Kupfer durch Borsäure mit Kohle mit Leichtigkeit trennen läßt, und daß geringe Mengen anderer oxydirbarer Metalle gleichzeitig auf dem Bley

aufgelöst werden, ohne daß man einen Verlust von Kupfer zu besorgen hat. In einigen Fällen besteht die Operation des Gaarmachens in der Concentration des Kupfers und im eigentlichen Gaarmachen.

Zur Bestimmung des Bleygehaltes einer Probe wendet der Verfasser zwey Verfahrungsarten an. Die erste besteht darin, daß nach vorhergegangener Röstung, wenn Schwefel, Arsenik, Antimon ꝛc. vorhanden, die Probe mit Soda und Borax zwischen Kohlenpulver in zwey Thonschälchen reducirt wird, die zweyte, daß man Schwefel- oder Arsenikhaltige Proben, ohne Antimon, ungeröstet in Thontiegelchen mit Soda, Borax, Weinsteinsäure und metallischem Eisen schmilzt, wobey sich das Bley ausscheidet, und die erdigen und nicht reducirbaren Metalloxyde sich verschlacken.

Bey einem Gehalt der Probe an Silber wird nach der Wägung der Regulus abgetrieben, bey einem Kupfergehalt wird derselbe mit Borsäure behandelt. Antimon kann auf trocknem Wege vom Bley nicht sicher geschieden werden.

Um das Zinn aus Proben rein darzustellen, fand der Verf., daß der trockne Weg allein dazu nicht ausreiche, weil vorzüglich bey einem Kupfer- und Eisengehalt kein Mittel bekannt ist, die vollkommene oder partielle gleichzeitige Reduction dieser Metalle zu verhindern. Deßhalb wird die Probe nach einer guten Röstung mit Salzsäure behandelt, und das rückständige ziemlich gereinigte Zinnoxyd mit Soda, Borax und Kohle zwischen zwey Thonschälchen reducirt. Ist Bley vorhanden, so wird der Regulus mit Salpetersäure behandelt, und das rückständige Zinnoxyd gewogen.

Im Anhange wird die Beschreibung eines zweckmäßigen Blaseapparats für quantitative Löthrohrproben mitgetheilt.

Drey Kupfertafeln enthalten die Abbildung der nöthigen Instrumente und Apparte. Das Werk zeigt, daß der Verfasser mit seinem Gegenstande vollkommen vertraut ist, und daß es ihm nicht an Geduld und Fleiß gebrach, um seine Aufgabe genügend zu lösen. Wir wünschen im Interesse der Wissenschaft, daß er seine Versuche fortsetzen und uns von Zeit zu Zeit mit den Resultaten bekannt machen möge.

Druck und Papier sind sehr gut.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Beyträge zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens von T. E. Gumprecht. Berlin 1835. VI. und 238 S. in 8. mit 9 Tafeln.

An geognostischen Publikationen fehlt es zwar in neuerer Zeit nicht; allein nur zu viele derselben verrathen schon beym ersten Anblick einen solchen Mangel an Genauigkeit oder an Beobachtungsgabe, dagegen eine solche überschwengliche Fülle von den unwahrscheinlichsten und seltsamsten Ansichten, daß es Einem recht wohl thut, an diesen Beyträgen von Gumprecht endlich wieder einmal eine ruhige, nüchterne und umsichtig durchgeführte geognostische Untersuchung zu erhalten, die frey ist von allen absonderlichen paradoxen Meynungen, und die Thatsachen nicht im Lichte vorgefaßter Hypothesen besieht oder vielmehr entstellt. Diese Untersuchung hat übrigens nicht bloß lokales Interesse, sondern ihre Resultate geben wichtige Aufschlüsse für die Theorie der Gebirgsgenesis überhaupt, und eben dieser allgemeineren Bedeutung wegen, haben wir die Anzeige dieser kleinen Schrift übernommen.

Dieselbe zerfällt in drey Kapitel von sehr verschiedener Länge. Am ausführlichsten sind die Lagerungs-Verhältnisse der Grünsand-Formation in Bezug auf den Granit und Porphyr zwischen Meissen und Teplitz, nächstdem das Granitgebirge zu Nebilau bey Pilsen behandelt, und am Schlusse folgen noch einige Bemerkungen. Für unsern Zweck bietet das erste Kapitel, welches sich mit der Untersuchung der beyden Elbufer Sachsens befaßt, das meiste Interesse dar.

K. von Raumer war es, der in Verbindung mit M. von Engelhardt die überaus wichtige und für die damalige Zeit nicht wenig unerwartete Entdeckung machte, daß sich in der Nähe der Elbe, auf ihrem linken Ufer, ein Granit fände, der dem Thonschiefer nicht unter-, sondern aufgelagert wäre. Die Ermittlung dieser Thatsache, durch welche Werners großartige Lehre von der Reihenfolge der Felsarten in allen ihren Grundlagen erschüttert wurde, erfüllte den, nach einem festen Gesetze in der Anordnung der Gebirgswelt suchenden Naturforscher nicht mit eitler Lust über die Wichtigkeit seiner aufgefundenen Ergebnisse, sondern, wie er in seinen Vermischten Schriften klagt, mit einem tiefen Kummer, daß nun die schöne Gesetzmäßigkeit in der Reihenfolge der Gebirgsarten, an welche er auf Werners Autorität fest geglaubt hatte, verloren gegangen sey. Diese, im Erzgebirge gemachte, neue Entdeckung erregte natürlich die allgemeinste Aufmerksamkeit. Werners Schüler aus der Nähe und Ferne strömten herbey, um das Unglaubliche selbst zu sehen, und wo möglich zu verwerfen, allein auch wider Willen konnten sie nur das Faktum bestätigen.

Der von K. von Raumer beschriebene Fall blieb jedoch nicht der einzige, welcher in Sachsen eine Ausnahme von der gewöhnlichen Reihenfolge der Gebirgsarten machte. Weiß beschrieb nämlich später auf dem rechten Elbufer bey Weinböhla eine Lagerung des Granits sogar über den Plänerkalk, und eine ähnliche bey Hohenstein über Quadersandstein. Diese Beyspiele wurden vermehrt durch die Schürfversuche zwischen Lohmen und Hinter-Hermsdorf, wo auf der

ganzen Grenze das Lagern des Granits auf Pläner und Quadersandstein constant befunden wurde.

Kühn suchte sich diese Thatsachen dadurch zu erklären, daß er das Elbthal für eine Meerenge ansah, deren unterwaschene granitische Klippenränder durch die später niedergeschlagenen Grünsand-Bildungen ausgefüllt worden wären. Weiß dagegen und mit ihm fast die ganze Menge der Geognosten, behaupten, daß die granitischen Gebilde von unten her aufgestiegen und über die Oberfläche der Flötzformation mit Gewalt hinüber geschoben seyen. In Folge dieser Ansicht erklärte Weiß denn auch den Ursprung der dunklen Lettenschicht, welche zwischen dem Granit und Plänerkalk zu Weinböhla, so wie zwischen dem Granit und Quadersandstein bey Hohenstein vorkommt, an welch letzterem Orte ihr der Kalkstein eingelagert ist, als hervorgegangen aus einer mechanischen Reibung des Granits bey seinem Durchbrechen nach oben, wodurch auch der Hohensteiner Kalk mit in die Höhe über den Quadersandstein geschleppt, und also trotz seiner gegenwärtigen Auflagerung auf letzterem doch älter, als derselbe sey. Diese Ansicht mußte eine nicht geringe Stütze in dem Umstande finden, daß Graf zu Münster und L. von Buch die Versteinerungen im Hohensteiner Kalke für solche, die dem Jurakalke eigenthümlich wären, erklärten, so daß man demnach einen Anhaltspunkt zu haben vermeinte, um jenen Kalkstein der Juraformation zuzuzählen.

Aus dieser Darstellung ersieht man, daß die von Weiß begründete Annahme eines Granits auf dem rechten Elbufer, der jünger, als Pläner sey, allerdings auf mehrere Thatsachen sich berufen konnte. Auf eine ganz andere Weise sucht aber Leonhard bey Zscheila, das nicht weit von Weinböhla abliegt, darzuthun, daß der Granit jünger, als der Pläner sey, und zwar nicht, wie Weiß auf Lagerungsverhältnisse beyder Formationen sich stützend, sondern im offenen Widerspruch mit diesen, indem hier der Granit dem Pläner nicht auf-, sondern, wie dieß auch auf dem ganzen linken Elbufer stattfindet, untergelagert ist. Man muß gestehen, daß unter solchen Verhältnissen es keine der leichtesten Aufgaben ist, den Beweis zu liefern, daß der aufgelagerte Pläner älter, als sein Fundament, der Granit, ist, und eben diese Bedeutsamkeit des Gegenstandes mag die Ursache seyn, warum der Verf. mit der Prüfung dieser von Leonhard beygebrachten Beweisgründe die Reihe seiner geognostischen Untersuchungen beginnt.

Leonhard stützt seine Behauptung auf den Umstand, daß er bey Zscheila „mehrere eckige Plänerkalk-Bruchstücke im Granit und zwar ringsum eingeschlossen“ gesehen hätte; „nichts erinnerte, auch nur im entferntesten, an gangartige Spalten, welche das kalkige Gebilde durch Infiltration aufgenommen hätten.“ Diese Kalktrümmer sollen zu Folge Leonhards mit dem Granit ganz verschmolzen seyn. Aus ihrem Umschlossenseyn von letzterem folgert dann derselbe, daß sie bereits vorhanden seyn mußten, als der Granit im feurigen Fluße hervorbrach und sie nach allen Seiten umwickelte.

Wenn das Faktum, wie es Leonhard anführt, seine Richtigkeit hätte, so möchte sich allerdings eine solche Annahme mit einigem Scheine aufstellen lassen; allein bey den sorgfältigsten Nachsuchungen konnte der Verf. niemals einen von Granit ringsum umschlossenen Plänerbrocken auffinden, sondern bey allen diesen ließ sich der Zusammenhang mit der obern Plänerdecke nachweisen. Ganz im Gegensatze von Leonhard also sagt der Verf.: „Nirgends aber sieht man — das behaupte ich mit Bestimmtheit — ganz umschlossene Plänerstücke im Granit.“ Zeigt sich demnach bey ihnen deutlich die Verbindung mit der aufliegenden Plänerdecke, so ist es auch klar, daß diese Weitungen im Granit nur von oben durch Infiltration erfüllt worden sind, daß also auch der Pläner hier offenbar jünger, als der Granit ist, wie dieß schon augenscheinlich die Lagerungs-Verhältnisse ausgewiesen haben. Leonhard hat also diese Verbindungskanäle entweder ganz übersehen, oder, was wahrscheinlicher ist, sie waren be-

reits weggesprengt und deshalb von ihm geläugnet worden.

Gegen die Annahme übrigens, daß der feurig flüssige Granit den Plänerkalk auf den Rücken genommen und in die Höhe getragen habe, hätte bey Leonhard und seinen Reisegenossen denn doch schon deshalb Bedenklichkeit entstehen sollen, daß, wie unser Verf. (S. 13) nachweist, der Pläner daselbst in horizontalen Bänken deutlich geschichtet ist, und keine Spur von Zerbrechung oder Störung der Schichten auf eine gewaltsame Veränderung des Planers seit seiner Ablagerung hindeutet. „Wie unglaublich nämlich," bemerkt der Verf. (S. 20) mit Recht, „wäre eine solche Erscheinung, hätte der Granit die Plänerdecke auch nur um 50 Fuß aus ihrem früheren Niveau in die Höhe geschoben! In der That muß ich gestehen, habe ich von der Art, wie die Idee eines Durchbruches des Planers mit dem dortigen Auftreten desselben, als unmittelbare Bedeckung des Granits in Uebereinstimmung zu bringen wäre, keine Vorstellung. — Ich glaube demnach, daß man unter jeden Umständen den Pläner bey Zscheila für ein jüngeres Gebilde, als den Granit erachten darf, und daß man gezwungen ist, die Lösung des Problems, warum hier der Pläner den Granit bedeckt, bey Weinböhla aber von ihm bedeckt wird, aus den in der Natur gegebenen Daten auf einem ganz andeken Wege, als dem von Leonhard eingeschlagenen, zu versuchen." Welcher unbefangen Prüfende sollte hierin nicht vollkommen dem Verf. beystimmen! Wäre Leonhard mit seinen Reisegenossen von den vulkanistischen Hypothesen nicht bereits befangen gewesen, so hätte ihn der einzige Umstand allein, daß die Schichten des Planers horizontal und unzerbrochen auf dem Granit liegen, von der Meynung abbringen müssen, daß dieser Kalkstein beym Hervorbrechen des Granits in die Höhe getrieben worden sey. Denn wo in aller Welt ist auch nur ein einziges geschichtlich begründetes Faktum aufzufinden, daß eine feurig flüssige Lava, die aus dem Erdinnern hervorquoll, mit aller Behutsamkeit

ein starres Kalkgebirge so wohlbehalten in die Höhe führte, daß weder dessen wagerechte Lagerung, noch der Zusammenhalt im geringsten dadurch gelitten hätte? Da hätten also die alten Feuerschlünde auf eine ganz andere Weise operirt, als die gegenwärtigen, deren Ergebniß weiter nichts, als eine grausenhafte Zerstörung und Zertrümmerung des Verhandenen ist. Man führe nicht die angebliche Emporhebung Schwedens als ein Beyspiel von ähnlichen geregelten Wirkungen feuriger Kräfte der Gegenwart an. Der Kontinent von Schweden wird sicherlich eben so wenig gehoben, als dieß der Fall mit dem Pläner bey Zscheila gewesen ist.

Mit besonderer Sorgfalt hat der Verf. auch die geognostischen Verhältnisse bey Weinböhla untersucht. Im Allgemeinen bestätigt er, wie schon vor ihm Kühn gethan hat, und ohnedieß nicht anders zu erwarten war, die Richtigkeit der Angaben über die Lagerungs-Verhältnisse, wie sie Weiß beschreibt; dagegen macht er auf mehrere Unrichtigkeiten aufmerksam, die in Leonhards Darstellung dieses weltberühmt gewordenen Steinbruches vorkommen. Dieser nämlich hat den Angaben von Weiß noch folgende beygefügt: Im Pläner erkenne man Spuren gewaltsamer Erschütterungen, welche er erlitten. Nahe beym Syenit sey das Gestein von unendlich vielen Reibungs- oder sogenannten Rutsch-Flächen durchzogen. Der Syenit, der auf dem Plänerkalk liege, sey an mehreren Stellen von Granitgängen durchsetzt, die offenbar jüngerer Entstehung wären, als dieser Syenit. An den Saalbändern dieser Gänge sehe man, zumal im Liegenden, ein auffallendes Kontakt-Produkt. Ferner sey der Syenit in der Nähe jener Gänge sehr zerrüttet und oft in eine Art Reibungs-Conglomerat umgewandelt. Endlich zeige sich zwischen dem Syenit und Pläner noch ein besonderes Trümmergestein, mit granitischen Einschlüssen in „Bombenform", das auch als hakenförmige Masse in den Syenit hineingedrängt sey. Bey so bewandten Verhältnissen schließt nun Leonhard, daß der jüngere Granit es sey, der den

Syenit über den Plänerkalk hinübergeschoben habe. Die geringe Mächtigkeit dieser Granitgänge widerstreitet nach seiner Versicherung dieser Ansicht keineswegs, denn „jene Gänge sind nur Verzweigungen sehr mächtiger Granitmassen, welche in größerer Tiefe ihren Sitz haben.“ Daß diese Granitmassen übrigens noch kein Mensch gesehen hat, thut gleichfalls nichts zur Sache.

Leider weist auch hier der Verf. nach, daß Leonhard mit seinen Reisegefährten fast in allen angegebenen Stücken ganz oder doch theilweise unrichtig gesehen hat. Die sogenannten Erschütterungen des Planers nämlich sieht der Verf. als Zerbrechungen an, herbeygeführt durch das bedeutende Gewicht der Syenitmasse, welche auf dem Kalkstein lastet, der seinerseits bloß auf einer Lettenschicht aufliegt, die durch Tagewasser aufgeweicht, natürlich keinen Widerstand dem Drucke von Oben entgegen setzen kann. Die Granitgänge an mehreren Stellen reducirt der Verf. auf einen einzigen 16′ langen und 1 – 1 1/4, breiten gangförmigen Streifen von festem Granit in Syenit. „Weitere deutliche granitische Gänge„ sagt er, “sind in dem Syenit nirgends vorhanden. Dieß kann ich nach einem fünfmaligen Besuche Weinböhla's mit Bestimmtheit versichern. Namentlich habe ich noch nach dem Erscheinen der Abhandlung Leonhards mit der größten Aufmerksamkeit die Wände untersucht, und nicht die mindeste Spur eines zweyten, ähnlichen Vorkommens gefunden.“ Eben so wenig ist ein Saalband im Liegenden vorhanden, und der Syenit ist an der Gränze dieses Streifens nicht im Mindesten conglomeratischer Natur; der zerrüttete Zustand des Syenits und Granits im Hangenden des Kalksteins läßt sich mit dem Verf. ganz einfach aus der Einwirkung des in den granitischen Formationen bey Weinböhla in Menge vorhandenen, und sich oxydirenden Schwefelkieses erklären. Durch die von ihm ausgehende chemische Zersetzung zerspaltet sich der Granit in fragmentarische Massen, die keineswegs abgerundet, sondern durchgängig scharfkantig sind. Die angeblichen Reibungsconglomerate, und noch mehr die Granitbomben, die in den Pläner hineingeschossen seyn sollen, existiren also nicht in dem Steinbruche zu Weinböhla, sondern nur in der Theorie von Leonhard; seine Angaben beruhen deßfalls, wie der Verf. S. 120 sagt, auf einer „Täuschung“. Endlich weist Gumprecht noch nach, daß der Granit an der Elbe keineswegs jünger als Syenit, sondern eine, mit diesem gleichzeitige Ausscheidung sey, und daß unter andern Gründen auch schon deßhalb der granitartige Streifen in dem Syenite bey Weinböhla diesen nicht in die Höhe geschoben haben könne. Mit Recht tadelt auch der Verf. die von Leonhard begangene petitio principii, indem dieser seine Granitgänge von mächtigen unterirdischen Granitmassen ableitet, die doch durch keine Beobachtung dargethan sind. *)

Wir kommen jetzt auf den dritten der vorhin angeführten Puncte, nämlich auf Hohenstein zu sprechen, wo Leonhard gleichfalls außer den bereits bekannten, sehr absonderliche Verhältnisse geschildert hat, die eine nicht geringe Stütze für die Feuer- und Hebungs-Hypothese abgeben mußten. An der Ostrauer-Mühle sieht man ihm zu Folge, wie in unmittelbarer Nähe des Granits und des Quadersandsteines die Schichten der letzteren Felsart gestört, und mitunter wahrhaft zerrissen worden; die Schichten des neptunischen Gebildes fallen der plutonischen Masse zu, und ihre Windungen, die in der Tiefe nicht unbedeutend sind, nehmen gegen oben allmählig ab. Was aber diese Mühle, nach Leonhard, besonders denkwürdig macht, sind die Reibungs- oder Rutschflächen, welche der Sandstein da zeigt, wo der aufsteigende Granit durch ihn gewaltsam durchgebrochen; zugleich ist der Sandstein in solchen Fällen auffallend härter, was natürlich alles den feurigen Fluß des Granits darthun muß.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Art der Beweisführung: Argumente aus Behauptungen zu ziehen, die vor Allem selbst erst hätten erwiesen werden müssen, ist übrigens gegenwärtig nicht mehr selten, und scheint eine der Hauptstützen für die Hebungstheorie abzugeben. Wenn z. B. Walchner (Geognosie S. 971) sagt, daß die Augitporphyre völlig unter denselben Verhältnissen, wie die Basalte, nur in ungleich größeren Massen aus dem Innern hervorgebrochen sind, so wird man auf geognostischen Karten gerade das Gegentheil davon sehen: den Basalt nämlich allenthalben, und nicht selten ganze große Districte constituirend, den Augitporphyr nur als die größte Rarität. Wie kann sich also Walchner's Behauptung rechtfertigen lassen? Offenbar nur dadurch, daß er in die Tiefen jene Augitmassen verlegt, die bisher noch kein Geognost beobachtet hat. Bey Zulassung solcher Prämissen sind freylich alle möglichen Hypothesen zu begründen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Beyträge zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens von T. E. Gumprecht. Berlin 1835. VI. und 238 S. in 8. mit 9 Tafeln.

(Fortsetzung)

Wie hat nun der Verf., der vor und nach der Erscheinung der Abhandlung von Leonhard diese Gegend mit der größten Sorgfalt durchforschte, die geschilderten Verhältnisse gefunden? Ganz unumwunden gibt er hierüber (S. 159) folgendes Resultat: „Mit voller Ueberzeugung kann ich behaupten, daß die ganze Darstellung Leonhard's durchaus unrichtig ist; der Sandstein ist nicht im mindesten verändert, weder gefrittet, noch gehärtet, noch conglomeratisch. — Von polirten und Rutschflächen ist ebenfalls nicht das mindeste vorhanden. — Finden sich auch Klüfte zunächst der Scheide, die derselben zufallen, so gibt es eben so viele andere, die eine ganz entgegengesetzte Richtung verfolgen. — Die Figur 8 (Tafel IV. bey Leonhard) endlich, welche ein höchst regelmäßiges Einschiessen der Sandsteinschichten gegen den Granit darstellt, beruht auf Voraussetzungen, die weder an der Ostrauer noch an der Mitteldorfer Mühle durch die Erscheinungen in der Natur sich bestätigt finden; sie ist eben ein solches Product der Fantasie, wie ich auch die Behauptung von dem auffallend härteren Zustande des Sandsteins in der Berührung mit dem Granit dafür erklären muß."

So ist denn also auch hier der Thatbestand ein ganz anderer, als ihn Leonhard und seine Reisegenossen geschildert haben, und es ist dieß abermals eines von den vielen Beyspielen, wie gefährlich und irreführend es ist, mit vorgefaßten Meynungen an die Untersuchung eines Gebirges zu gehen, um in demselben bloß die Belege für die bereits fertige Theorie zu finden. Das Auge übersieht dann leicht die der Doktrin ungünstigen Verhältnisse, und faßt andere nur in einer solchen Weise auf, wie sie ihr allein günstig sind.

Die Untersuchungen des Verf. über die sächsischen Elbgegenden sind aber nicht bloß deßhalb von Wichtigkeit, weil sie den durch Leonhard entstellten Thatbestand in seine wahre Beschaffenheit restituiren, sondern sie sind es auch deßhalb, weil sie in Verbindung mit den Angaben von Kühn einen sichern Anhaltspunct zur Beurtheilung der von Weiß und Andern versuchten Erklärung der geognostischen Verhältnisse bey Weinböhla und Hohenstein geben.

Wie im Eingange schon gesagt, erklärt Weiß die zwischen dem Syenit und Plänerkalk bey Weinböhla vorkommende Lettenschicht für ein Reibungsproduct des über die Kalkfläche hingeschobenen Syenites. Der Verf. widerlegt jedoch (S. 111) diese Ansicht sehr bestimmt dadurch, daß er ähnliche Lettenmassen an andern Orten in dem Liegenden des Kalksteins nachweist, wo die Sohle desselben Syenit ist, der also nach der einstimmigen Annahme aller Geognosten älter, als die Lettenschicht seyn muß, die eben deßhalb nicht „durch Friktion des über die Kalkfläche hingeschobenen Syenites" entstanden seyn kann. Dieß ist um so weniger möglich, wenn, wie bey Postelwitz, solcher schwarzer Letten zwischen den Sandsteinen eingelagert ist.

Am wichtigsten aber sind des Verf. Ergebnisse in Bezug auf die Verhältnisse von Hohenstein. Das In-

teressante daselbst liegt nicht etwa bloß in der durch viele Schürfversuche nachgewiesenen allgemeinen Ueberlagerung des Quadersandsteins durch Granit — solche Fälle sind ja jetzt anderwärts mehr bekannt — sondern es besteht in dem Umstande, daß der dem Quadersandstein aufgelagerte Kalkstein, der seinerseits von dem Granite überdeckt ist, älter, als die Plänerformation, folglich in seine jetzige Stellung durch den hervorquellenden Granit aus der Tiefe empor geschoben seyn soll. Diese Thatsache wäre so einzig in ihrer Art, und für die Theorie von der Gebirgsbildung von so überaus bedeutenden Folgen, daß es gegenwärtig vielleicht die wichtigste Aufgabe für die Geognosie gewesen ist, die Richtigkeit des Faktums darzuthun.

Als Stützpuncte für die Ansicht von der Emporhebung des Kalksteins über den Quadersandstein bey Hohenstein, werden im Wesentlichen folgende aufgeführt: a) das Auftreten von Mergeln auf der Scheide, wie bey Weinböhla; b) die oryktognostische Verschiedenheit des Kalksteins von dem gewöhnlichen Pläner, so wie das abweichende Ansehen des Sandsteines im Liegenden dieses Kalkes, c) die fragmentarische Einlagerung des Kalksteins in den Letten, und d) die Uebereinstimmung der Hohensteiner Petrefakten mit denen der Juraformation.

Hiegegen macht nun der Verf., wie schon früher Kühn in seinem trefflichen Handbuche der Geognosie, mehrere Bemerkungen, die uns gleichfalls von größter Wichtigkeit erscheinen. Was zuerst die Mergelschichten betrifft, so hat bereits Klippstein nachgewiesen, daß bey ihnen eine regelmäßige Sonderung in schwarze und rothe Lagen stattfinde. Diese strenge Sonderung, ohne irgend eine gegenseitige Vermischung, fand der Verf. (S. 138) nicht allein in dem bekannten Kalkbruche daselbst, sondern allenthalben, wo er nachsuchen konnte. Mit Recht bezweifelt er daher die Möglichkeit, daß eine solche strenge Scheidung sich hätte erhalten können, wenn die Mergel in Folge eines gewaltsamen Emportretens des Granits auch nur einen

Weg von 1000—2000 Fuß an die Erdoberfläche hätten zurücklegen müssen.

Bey b) bemerkt der Verf., daß allerdings der Hohensteiner Kalkstein durch seine dunkelgraue, bis in das Schwarze sich verlaufende Farbe, durch seinen feinsplittrigen, nicht erdigen Bruch, und durch seine scharfkantigen Bruchstücke, auffallend von dem gewöhnlichen Pläner abweicht. Diese Verschiedenheit läßt sich indeß wohl aus dem Umstande erklären, daß in dem Hohensteiner Kalksteine ein Kohlengehalt nichts Seltenes ist; wo dieser fehlt, wird der Kalkstein ganz lichtgrau, und dem von Hinterhermsdorf, der von Sandstein bedeckt und im ächtesten Quadersandsteine selbst ruht, so auffallend ähnlich, daß Stücke von beyden Lokalitäten miteinander verwechselt werden können. Auch der Sandstein unterhalb des Kalksteins, von den Arbeitern die Sandwand genannt, enthält Kohle, und kündigt hiedurch, so wie durch seine Kalkstein-Einschlüsse das baldige Auftreten des Kalksteins selbst an. Nun ist es zwar wahr, daß die Schichten der Sandwand ganz abweichend von dem sonstigen horizontalen Lagerungs-Verhältniß der Schichten des Quadersandsteins parallel mit der Auflagerungsfläche des Granits, also in einer geneigten Lage, verlaufen. Erwägt man indeß alle sonstigen Umstände, wie sie der Verf. schildert, so ist kein Grund vorhanden, warum man die Gesteine der Sandwand von dem wahren Quadersandsteine trennen sollte. „Die Schichten der Sandwand bilden nämlich ein äußerst regelmäßiges Ganzes, wie ein solches nur durch den ruhigsten Niederschlag entstehen konnte. Es findet sich in derselben nicht die mindeste Spur einer Zertrümmerung. Die Schichten wechseln in einer Dicke von wenigen Zollen bis zu 1 und 1 1/2 Fuß unter einander ab, und zeigen nicht einmal Verwerfungen oder Klemmungen. — Wie es aber bey einem gewaltsamen Heraufstreiben der Schichten der Sandwand aus einem relativ sehr tiefen Niveau überhaupt hätte gelingen können, die dünnen Schichten in einem durchaus unverrückten und ungestörten Zustande über das mächtige Quadersandstein-Gebirge hinaufzuheben,

ist ein vollkommenes Räthsel, dessen Lösung ich bey keinem Beobachter versucht finde.“

Auch die Aussage des Steigers über das fragmentarische Vorkommen des Hohensteiner Kalkes kann c) nicht zu Gunsten einer Emporhebung desselben benützt werden, da Kühns wiederholte Untersuchungen im Gegentheil das Lager stets als ein Ganzes erfunden haben.

Wenn man also auch aus den Gesteins-Verhältnissen keineswegs dem Hohensteiner Kalkstein ein höheres Alter, als dem Quadersandsteine beylegen kann, im Gegentheil ihn nur für ein dem Pläner identisches Gebilde halten muß, so kommt man gleichwohl d) in keine geringe Verlegenheit, da zwey berühmte Kenner der Petrefakten, Graf zu Münster und L. von Buch, die Versteinerungen dieses Kalksteins für solche, die der Juraformation zukommen, erklärt haben. Leider bekennt der Verf. nicht hinlängliche Kenntnisse zu haben, um die vorliegenden Angaben prüfen zu können; indeß macht er doch aufmerksam, daß der Nautilus aganiticus, Terebratula perovalis und bicanaliculata, die sich bey Hohenstein finden, nicht bloß dem Jurakalke, sondern auch der Kreide angehören. Ref. setzt hinzu, daß Terebratula inconstans Sow., die Graf zu Münster angibt, nach Dechen (Handb. von de la Beche. S. 330) gleichfalls in der Kreide vorkommt. Vielleicht gelingt es bey fortgesetzten sorgfältigen Prüfungen, wobey man nur auf die unzweydeutig bestimmbaren Exemplare Rücksicht nimmt, noch mehr Versteinerungen aufzufinden, die der Kreideformation angehören. Ohnedieß hat diese und der Jurakalk viele Versteinerungen mit einander gemein, sey es nun in identischen oder verwandten Arten, so daß es eine Frage seyn könnte, ob man beyde als verschiedene Formationen trennen dürfe. Daß die Kreide, außer den mit dem Jurakalk gemeinschaftlichen Arten von Petrefakten, auch noch eine Menge anderer hat, die ihr allein eigenthümlich sind, wäre kein Grund, beyde Formationen auseinander zu halten, da auch der lithographische Schiefer eine Fülle von Petrefakten aufzuweisen hat, die weder dem Dolomit, noch dem Jurakalk zukommen, welche beyde doch mit ihm ganz entschieden zu einer und derselben Formation gehören. Auf jeden Fall würde Ref. sich eher dazu verstehen, Jurakalk und Kreide unter einer Formation zu begreifen, als im Widerspruche mit Gestein- und Lagerungs-Verhältnissen den Hohensteiner Kalk seiner Petrefakten wegen für Jurakalk zu erklären. Da die Untersuchungen über die Hohensteiner Versteinerungen erst begonnen haben, und keineswegs der ganze Vorrath derselben bereits kritisch geprüft ist, so wird eine mit reichlicherem Material und der größtmöglichsten Behutsamkeit angestellte Vergleichung den Hohensteiner Kalk mit dem Pläner auch hinsichtlich der Petrefakten in eine größere Uebereinstimmung bringen, wie dieß wenigstens einige mit der Kreide identische Arten bereits hinlänglich andeuten.

So hätten wir denn hinsichtlich des Hohensteiner Kalkes keine ungewöhnliche Erscheinung vor uns, die uns zur Annahme einer gewaltsamen Hebung desselben nöthigen könnte. Das einzig auffallende Phänomen daselbst bleibt also die Auflagerung des Granits auf Quadersandstein, die auf weite Strecken als constant befunden wird. Noch auffallender ist es, daß dann gleichwohl hie und da (S. 174, 183) die Glieder des Quadersandsteins doch wieder den Granit bedecken, so daß der Verf. die Vermuthung ausspricht, „daß die Bildung der Oberlausitzer Granite noch während der Ablagerung der Grünsandformation selbst erfolgte.“ Um indeß entscheiden zu können, ob des Verf. oder Kühn's Ansichten mehr Wahrscheinlichkeit hätten, sind freylich zahlreichere und mehr Aufschlüsse liefernde Beobachtungen nöthig, als wir sie bisher haben, und es wäre zu wünschen, daß die von Dr. Cotta bey der letzten Versammlung der Naturforscher zu Bonn beantragte Subscription, um durch anzustellende bergmännische Untersuchungen die angeregte Frage über das Alter der Granite auf dem rechten Elbufer, zur endlichen Entscheidung zu bringen, ihren Zweck erreichen möchte. Zur Führung einer solchen Untersuchung

möchte wohl Niemand tauglicher, als Gumprecht seyn, nicht bloß, weil er das Terrain bereits kennt, sondern vielmehr deshalb, weil er im vorliegenden Werkchen dargethan hat, daß er mit vorurtheilsfreyem Sinne und ungetrübtem Auge geognostische Erscheinungen aufzufassen wisse.

Außer den erwähnten Lokalschilderungen enthält das erste Kapitel dieser Beyträge noch einige eingeflochtene Darstellungen von allgemeinerem Belange, die wir hier kürzlich andeuten wollen. Es hat in Sachsen wie der Verf. S. 27 sagt, die Erfahrung gründlicher Beobachter, unter denen vor allen K. v. Raumer zu nennen ist, den Uebergang des Syenits in den Granit und Porphyr zur Genüge nachgewiesen, so daß man die Identität der drey eben genannten Gebirgsarten eigentlich als ein sicher für die Geognosie begründetes Faktum anzusehen hätte, wenn nicht neuerlichst wieder durch Cotta und Naumann das Resultat in Frage gestellt worden wäre. Die eigenen Untersuchungen des Verf. aber, in Verbindung mit denen anderer Beobachter, weisen auf's Bestimmteste die Unrichtigkeit der Ansichten von letztgenannten Geognosten nach, und sie bestätigen das schon früher aufgefundene Resultat, daß nämlich Granit, Syenit, Eurit- und Syenitporphyr an den Ufern der Elbe nur als ein und dasselbe Gestein, das in verschiedenen Gegenden verschieden entwickelt ist, anzusehen seyen. Leider hat die neuere Schule noch öfters alte wohlbegründete Ergebnisse durch ihre vorgefaßten Hypothesen so entstellt, daß es gegenwärtig ein wesentliches Verdienst des Geognosten ist, längst bekannte und bewährte Resultate von Neuem zu constatiren. Auf solche Weise können wir gegenwärtig nur durch Rückschritte zu Fortschritten gelangen.

Indem der Verf. (S. 41) die lächerliche Hypothese von der Erhebung des Erzgebirges auf dem linken Elbeufer nach der Bildung des Pläners, durch Beobachtungen als vollkommen unhaltbar erweist, geht er zu allgemeinen Betrachtungen über die Schichtenstellung über,

welche uns sehr zugesagt haben. Von dem Umstande, daß bei Töltschen im plauen'schen Grunde der Pläner sich genau an die Contouren der Syenitkuppe anschließt und diese mantelförmig umlagert, leitet er eine Anziehungskraft der bereits gebildeten Gesteine auf das sich später Niederschlagende ab. „Die Anziehung starrer Massen auf einander ist längst bekannt; die einfachsten chemischen Niederschläge belehren, daß dergleichen aus einer Flüßigkeit an den Wänden der Gefässe, vermöge der Anziehungskraft derselben, Statt finden; ja die ganz gewöhnlichen Niederschläge nicht krystallisirender Materien selbst an senkrechten, in der Auflösung stehenden Stäben beweisen, daß der Einfluß der festen Masse der Stäbe auf das sich Niederschlagende groß genug ist, um die Einwirkung der Schwere auch da zu überwinden, wo sie am kräftigsten wirken könnte.“ Da wir nun wissen, fährt der Verf. fort, daß das Hauptstreichen der Schichten in den meisten Gebirgen mit der Hauptrichtung der Gebirge selbst zusammenhängt, und wo ein kuppenförmiger Gebirgskern vorhanden ist, daß die jüngern Schichten sich fast immer mantelförmig um denselben herumlegen; da es ferner bekannt ist, daß die ältern Schichten stets die aufgerichteten, die jüngeren die mehr horizontalen sind, scheint es da nicht in der That, daß die älteren Gebirgsmassen einen solchen Einfluß auf den Niederschlag der jüngern Gebilde ausübten, daß dieser parallel den Contouren der älteren erfolgen mußte?“ „Durch die fortschreitende Bildung der Erdrinde mußten die in den älteren Perioden noch vorhandenen Niveaudifferenzen des Erdbodens allmählig ausgeglichen werden, und so ist es wohl erklärlich, warum die jüngeren Schichten bei dem Mangel von Anlehnungs- oder Anziehungspunkten der horizontalen Lage sich immer mehr nähern.“ Wenn auch mit dieser Ansicht nicht alle Erscheinungen der Schichtenstellung erklärt sind, immerhin erklärt sich doch Vieles.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Beyträge zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens von T. E. Gumprecht. Berlin 1835. VI. und 238 S. in 8. mit 9 Tafeln.

(Fortsetzung.)

Unsere volle Zustimmung hat auch das, was der Verf. (S. 66 u. f.) über die Bildungsweise der jüngeren Gebirgsarten sagt. Es ist gewiß ein großer Mißgriff der Wernerschen Schule gewesen, daß sie sämmtliche jüngere Formationen aus zusammengeschwemmten Trümmern älterer entstehen läßt. Schon Jameson und K. v. Raumer haben eine Reihe von Thatsachen über die sogenannten Conglomerate aufgestellt, welche im vollen Widerspruche mit einer solchen Annahme stehen. Auch unsere eigenen Untersuchungen, die sich über die Formationen vom Zechstein an bis zum Grünsandstein hinauf erstrecken, haben in uns die entschiedenste Ueberzeugung hervorgerufen, daß alle diese Kalk- und Sandsteinbildungen Erzeugnisse chemischer Prozesse sind. Mit den Verf. erkennen wir aus dem regelmäßigen Wechsel der Kalk-, Sandstein- und Lettenbildungen, der vom Uebergangsgebirge an durch alle Flötzgebirge hindurchgeht, statt eines die chaotischen Massen entwirrenden Zufalls, vielmehr ein den Wechsel hervorrufendes Gesetz.

Sehr merkwürdige Verhältnisse hat auch der Verf. in dem zweiten Kapitel, wo er das Granitgebirge zu Nebilau bei Pilsen behandelt, geschildert. Schon Reuß hat zu Ende des vorigen Jahrhundertes eine Einlagerung des Syenits im Thonschiefer daselbst beschrieben, indeß ist seine Beschreibung nicht genau, auch ist das feldspathige Gestein daselbst nicht Syenit, sondern Granit. Dieser Granit nun tritt in gangartigen Verhältnissen, die nur selten lagerartig werden, im Thonschiefer auf, und wechselt auf diese Weise mehrmals mit demselben; mitunter sind auch im Granit Thonschiefer-Stücke eingeschlossen. Der Verf. hat diese Erscheinungen an vielen Punkten wahrgenommen, und stellt mehrere derselben bildlich dar. Granit und Schiefer schneiden in der Regel an ihrer Gränze scharf von einander ab, nur einmal wird erwähnt, (S. 199) daß es wirklich scheine, als wenn an einigen Stellen der Kieselschiefer, welcher in einem sehr kieselreichen Thonschiefer eingeschlossen ist, in den Granit übergienge; hier greifen auch die Schiefer zackenförmig in den letzteren ein. Man hat also bey Nebilau analoge Verhältnisse, wie sie bey Trappgebilden so häufig vorkommen, und auf die man bekanntlich in neueren Zeiten vornehmlich die Lehre von der feurigen Emporquellung der massigen Gebirgsarten begründet hat. Auf welche Bildungsweise deuten nun die eben beschriebenen Granitgänge im Thonschiefer hin? Der Verf. sagt uns hierüber S. 202: „Die Scheide zeigt, wie an allen übrigen bis jetzt beobachteten Grenzen des Granits und Thonschiefers, nicht die mindeste Veränderung des letzteren. Eine solche Erfahrung aber, ferner der unzerrüttete Zustand der dünnen schiefrigen Blätter des Thonschiefers, endlich das durchaus regelmäßige, sich gleich bleibende, Streichen derselben, der Thonschiefer möge senkrecht von den Granitgängen durchsetzt werden, oder die Granitmassen über- oder unterlagern, möchte einiges Bedenken gegen die unbedingte Annahme der Richtigkeit der Vorstellung, daß die bey Nebilau im Thonschiefer auftre-

tenden Granitgänge einst flüssige, das Uebergangsgebirge durchbrechende Strahlen größerer empor gehobener Massen gleicher Beschaffenheit gewesen wären, erwecken.“ Ganz consequent ziehen wir hieraus die weitere Folgerung, daß der Granit von Nebilau nicht bloß gleichartiger Entstehung mit den Schiefern, sondern auch gleichzeitigen Ursprunges mit diesen ist.

Indem der Verf. bey Schilderung der eben erwähnten Verhältnisse beziehungsweise an die des Harzes erinnert, sey es uns gestattet, einige Worte über diese, so wie über verwandte Erscheinungen in Erzgebirge anzuschliessen, zumal da auch hier in neueren Zeiten die klaren Resultate, die sich aus den gefundenen Ergebnissen herleiten, getrübt worden sind und ihre Purification daher nothwendig wird. Die vergleichende Zusammenstellung dieser Verhältnisse wird überdieß beitragen, allgemeine Gesichtspunkte über einige der merkwürdigsten Phänomene der Geognosie zu gewinnen.

Wir haben schon früher erwähnt, daß Karl v. Raumer *) am linken Elbufer einen auf Thonschiefer aufruhenden Granit nachgewiesen hat, der jünger, als der weiter westlich liegende Gneuß und Granit bei Freiberg ist. Als Beleg für eine solche Behauptung hat er angeführt: a) das auf der Streichungslinie 3 Stunden weit verfolgte Einschiessen des Thonschiefers unter diesen Granit; b) die Auflagerung des letztern auf die Schiefer an mehreren Punkten, namentlich aber am linken Müglitzufer, wo man im Profile sieht, „wie sich der Granit in einer, den Schichten des Grundgebirgs parallel geneigten Fläche über Schiefer und Trapp hinweg, von der größten Höhe des Thalgehänges auf die Thalsohle herabzieht, so daß unten im Thale wohl an dreißig bis vierzig Schritte Schiefer und Trapp anstehen, während oben schon alles Granit ist;“ c) der unmittelbare Uebergang des Granits in den Schiefer, so daß man seine allmählige Entwicklung aus diesem heraus vor sich sehen kann.

*) Geognostische Fragmente S. 1.

Dieser Uebergang wird auch durch den Hornfels (hornartigen Trapp) vermittelt, der deutlich aus dem Thonschiefer hervorgeht, gleichwohl aber auch zwei Bestandtheile des Granits, nämlich Quarz- und Feldspathpünktchen, erkennen läßt; endlich d) untergeordnete Granitlager in den Schiefern, gleichsam als Vorläufer der weiter im Hangenden herrschend auftretenden Bildung.

Ueber diese Lagerungsverhältnisse haben nach langem Stillschweigen sich neuerlich zwei Stimmen geäußert. Hoffmann *), indem er von dem nordwestlichen Deutschland spricht, springt auf das Erzgebirge über, und sagt von den eben erwähnten Verhältnissen, daß sie allerdings der Befestigung solcher Ansichten, wie sie v. Raumer ausgesprochen habe, sehr günstig seyn müssen, „denn die Schieferschichten streichen oft sehr nahe an die Granite und Syenite, ununterbrochen der Hauptrichtung der Grenze gemäß, von S. O. nach N. W., und fallen ihnen stets gleichförmig zu, unter oft nur sehr mäßiger Neigung.“ Nachdem er also Streichen und Fallen eben so, wie v. Raumer gefunden, auch den Uebergang des Thonschiefers in Granit und Hornfels gleichfalls bestatigt hat, erzählt er einen Fall, im Müglitzthale, wo man sehr deutlich sehen soll, daß hier der Granit den Schiefern nicht aufgelagert sey. „Man sieht ihn nämlich aus der Sohle des Thales treten, und in einer bogenförmig gekrümmten Linie schneidet er die hier seiger stehenden Hornfelstafeln, schräg aufwärts steigend, in der Tiefe sehr deutlich ab. Dann aber steigt er senkrecht an ihnen in die Höhe, und ich will nicht in Abrede stellen, daß er sich oben in der Schlucht, die nach Falkenhain führt, wieder zurück über sie hinbiegen möge, wie es v. Raumer und Engelhardt beschrieben haben.“ Hiemit bricht Hoffmann unerwartet ab, und ohne seine abweichende Beobachtung mit den in den geognostischen Fragmenten aufgeführten Punkten in weitere

*) Uebersicht der orograph. und geognost. Verhält. im nordwestl. Deutschland. S. 407.

Vergleichung zu bringen, um ein die früheren Ansichten bestätigendes oder widerlegendes Resultat zu erhalten, geht er zu einem ganz andern Gegenstande über, sich begnügend, auf eine der bewährtesten Untersuchungen einen Verdacht geworfen zu haben.

Ein solches Verfahren müssen wir aber als ein ungeziemendes zurückweisen, denn die Achtung vor bewährten Autoritäten, wie vor der Wahrhaftigkeit, legen die heilige Verpflichtung auf, auf frühere achtbare Zeugnisse nicht eher einen Verdacht zu werfen, bevor man sie nicht mit voller Sicherheit als unhaltbar nachweisen kann; und in einem solchen Falle spricht man sich dann in bestimmten, unzweydeutigen Ausdrücken darüber aus. Was soll es nun heißen, wenn Hoffmann sagt: ich will es nicht in Abrede stellen, daß sich die Auflagerung in der Falkenhainer Schlucht so verhalten möge, wie es v. Raumer geschildert hat? Darf ein Augenzeuge in seinem Berichte über Thatsachen es von seinem Willen abhängig machen, ob er dieselben so, oder anders schildern wolle? Ist ihm nicht die strengste Verpflichtung aufgelegt, ohne alle Rücksicht und ohne allen Rückhalt, unumwunden der Wahrheit die Ehre zu geben? Hier giebt es kein Wollen und kein Mögen; nur die Alternative bleibt: entweder hat Hoffmann in Uebereinstimmung mit v. Raumer, v. Engelhardt, v. Schenk, v. Przystanowski, Bonnard — Namen, die im Lande noch einen guten Klang haben — am linken Müglitzufer gleichfalls gesehen, wie sich daselbst der Granit von der Höhe des Thales auf dessen Sohle herabzieht, und in einem solchen Falle hat er entschieden Ja zu sagen; oder er hat es nicht so gefunden, und hat alsdann entschieden Nein zu sagen. Wir wiederholen es, die Achtung vor der Wahrheit läßt hier kein Wollen, kein Mögen zu.

Wir gehen indeß weiter. Diese zweydeutige Wendung, mit der Hoffmann die auf dreißig bis vierzig Schritte wahrnehmbare Auflagerung des Granits auf Thonschiefer abzufertigen sucht, ist sie nicht der klarste Beweis, daß der Thatbestand seine volle Richtigkeit

hat? Wenn es nicht so wäre, würde wohl Hoffmann sich eben so zweydeutig ausgedrückt haben? Dieß wird wohl Niemand wahrscheinlich finden. Doch ich will abbrechen, um den von ihm selbst geschilderten Fall ins Auge zu fassen. Dieser Hornfels, der seiger auf dem Granit steht, ist, wie aus der ganzen Darstellung hervorgeht, weiter nichts, als einer von jenen Keilen, mit denen so häufig Schiefer, Hornfels und Granit ineinander greifen. Diese kommen in allen Richtungen vor, und geben daher über Lagerungsverhältnisse ihrer Hauptmassen keinen Aufschluß. Wir haben solche Keile schon auf der Grenze der Schiefer und Granite bey Nebilau kennen gelernt, wo man häufig genug sehen kann, wie der Granit in einer bogenförmigen Linie die fast seiger stehenden Schiefer abschneidet, ohne daß es Gumprecht eingefallen ist, daraus die Folgerung zu ziehen, die Hoffmann im Sinne hat. Doch, wir werden diese Verhältnisse in noch größerem Maaßstabe und überdieß diesen Hornfels nur als einen modifizirten Granit kennen lernen, wenn wir dann unsere Aufmerksamkeit dem Harze widmen. Daß sie aber auch in den von den geognostischen Fragmenten bezeichneten Gegenden ebenfalls nicht fehlen, darauf hat neuerdings Naumann *) in Freyberg aufmerksam gemacht.

Dieser eben genannte Geognost macht auch einige Ausstellungen an dem Berichte in den g. Fragmenten, indem er zuerst die Streichungs- und Fall-Richtung der Schichten im Allgemeinen etwas anders gefunden haben will. Da man sich indeß in dieser Beziehung leicht irren kann, indem man einzelne Fälle zur Regel erhebt, da überdieß Hoffmann sich vollkommen in dieser Beziehung mit den g. Fragmenten einverstanden erklärt, so kann sich Naumann hier leicht versehen haben, wie ihm denn dieß bey andern Gelegenheiten nicht selten von Gumprecht nachgewiesen worden ist. Er bestreitet ferner die gleichförmige Auflagerung, und hat hiemit allerdings gewonnen Spiel, da diese in

*) Karstens Archiv für Mineralog. IV. 1. S. 184 — 198.

den g. Fragmenten nicht behauptet ist. Dagegen fällt es ihm nicht ein, das Faktum der Auflagerung selbst in die Schwebe zu bringen; dieses bestätigt er vollkommen, indem er sagt: „der Granit ist den Schiefern nicht gleichförmig aufgelagert, sondern sehr ungleichförmig auf- und angelagert, indem die Schiefer in einer regellos zerrissenen, nach dem Granite hin abfallenden Fläche endigen, über welcher der letztere sich ausbreitet."

Mit gleicher Bestimmtheit können wir für den Granit des Brockens ein jüngeres Alter, als für das ihn umgebende Schiefergebirge nachweisen. Auch hier war K. von Raumer *) der erste, der die gewöhnliche Annahme widerlegte, daß das Schiefergebirge, über welchem der Granit des Brockens sich erhebt, mantelförmig um denselben gelagert und demgemäß nach allen Seiten von ihm abfallend sey. Im Gegentheil wies er nach, daß die Schiefer dem Granit des Brockens und des Ramsberges von N. W. her zufallen, in S. O. aber von ihm abfallen. Dieß in Verbindung mit der Familienähnlichkeit zwischen den Gebirgsarten des Harzes und denen des östlichen Erzgebirges, welche an sich schon ähnliche Lagerungsverhältnisse vermuthen lassen, bestimmte ihn, die Hypothese aufzustellen: „daß der Granit des Harzes mächtige Lager im Schiefergebirge bilde."

Zu dieser Annahme konnte sich nun Hoffmann *) nicht bequemen, da er, von der Hypothese ausgehend, daß aller Granit durch Feuer gebildet sey, nothwendig behaupten mußte, daß auch der Granit des Brockens von unten her aufgetrieben und durch die Schiefer hindurch sich gebrochen habe. Ist diese Ansicht hier begründet, so ist sie es auch im Erzgebirge, so ist sie es auch bey Nebilau, nnd unsere, wie Gumprechts Erklärungen, wären alsdann irrig. Wir müssen daher Hoffmanns Gründe für die feurige Emporquellung des Granits genau prüfen. Als solche haben wir bey ihm folgende aufgefunden:

*) Geognost. Fragm. S. 33.

*) A. a. O. Seite 384 u. f.

a) Granit und Hornfels greifen im Bodethal scharf zackig ineinander ein, und zwar, indem der erstere von unten auf seine Keile emportreibt. *)

b) An der Achtermannshöhe sieht man es deutlich, daß die Hornfels-Massen, welche die Kuppe bilden, "in der That nur lose aufliegende Schalen, Theile der gesprengten Decke des Schiefergebirges, nicht aber die Ausgehenden in der Granitmasse selbst wurzelnder Lager sind, welche mit ihr gleichzeitig gebildet seyn könnten."

c) Als Hauptbeweis gelten die Erscheinungen an der Rehberger Klippe. Hier wird nämlich der Granit gleichfalls von wagrecht aufgelagertem Hornfels bedeckt, der indeß dießmal nicht als lose Schale, sondern als in innigster Verbindung mit der Granitmasse begriffen anzusehen ist. Die Berührungsfläche beyder hat jedoch keine ebene Gestalt, sondern der Granit greift in keilförmigen Vorragungen, wie im Bodethal, oder in gangförmigen Adern ein, die sich mannigfach verzweigen, und zuletzt öfters in ein feines Geäder verlaufen. Dieses Aufwärtssteigen der Granitäste soll nun evident dafür sprechen, daß der Granit im glühend flüssigen Zustand von unten her in den Hornfels hineingetrieben worden ist.

Die Unstatthaftigkeit dieser Gründe ist leicht nachzuweisen. Denn a) können dieselben nur für den eine Bündigkeit haben, der bereits schon von der feurigen Emporquellung des Granits überzeugt ist; für den, der nicht daran glaubt, sind sie völlig werthlos.

(Schluß folgt.)

*) Hoffmann gebraucht zwar bey der Zusammenfassung seiner im Bodethal gemachten Beobachtungen das Wort Thonschiefer für Hornfels, dagegen in der Beschreibung seines Ganges im Bodethal spricht er nicht vom Thonschiefer, sondern durchaus nur vom Hornfels und Granit, die zackig ineinander greifen.

Gelehrte Anzeigen

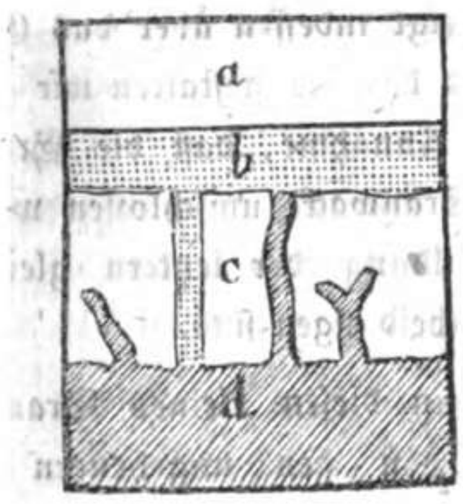
München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Beyträge zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens von T. E. Gumprecht. Berlin 1835. VI. und 238 S. in 8. mit 9 Tafeln.

(Schluß.)

Dann ist es aber auch b) nicht richtig, daß nur die massigen Gebirgsarten allein senkrechte Ausläufer in die überliegenden Gesteine hineinschicken. Um gar nicht weiter davon zu reden, daß im Liassandsteine feinkörnige Thoneisenstein-Lager, im Alpenkalkstein Kalkspath-Nester ihre Verzweigungen nach allen, auch der senkrechten Richtung aussenden, will ich nur nachstehendes Täfelchen, das Jameson *) nach bey Edinburg vorkommenden Verhältnissen gezeichnet hat, für mich sprechen lassen.



Es bedeutet hier:

a) Grünstein,

b) kieseligen Kalkstein,

c) Schieferthon,

d) Sandstein.

So lange nun nicht diese aufrechten Sandstein-Ausläufer, die selbst bis auf den Kalkstein hineinziehen, als die nothwendigen Ergebnisse eines feurigen Flusses nachgewiesen sind, so lange wird man schon mit uns Nachsicht haben müssen, wenn wir uns auch bei den senkrechten Granit-Ausläufern nicht dazu verstehen können.

Endlich c) ist es ein Mißgriff, wenn Hoffmann, wie es scheint, den Hornfels bloß als einen modifizirten Thonschiefer, nicht aber auch zugleich als einen modifizirten Granit ansieht. Er selbst schildert ja (S. 388) nicht bloß die allmähliche Umwandlung des Thonschiefers in Hornfels, sondern auch (S. 397) die des Granits in dieses Gestein. Nicht minder gedenkt Hausmann des Uebergangs des Granits in Hornfels, und Zinken *) sieht ihn daher geradezu als einen modifizirten dichten Granit an. Nimmt man hinzu, daß dieser letztgenannte Beobachter, so wie auch Hoffmann, (S. 394) vereinzelte Hornfelsbrocken mitten im Granitgebiet, dagegen Zinken auch umgekehrt Granitbrocken im Hornfels getroffen hat, so geht nicht nur die innigste Verwandtschaft, sondern auch die gleichartige und gleichzeitige Entstehung beider Gesteine auf's Entschiedenste hervor. Weil aber auch der Hornfels in gleicher Verwandtschaft zum Thonschiefer, wie zum Granite steht, so dürfen wir ihn nicht einseitig dem Einen oder dem Andern allein zurechnen, sondern beiden zugleich; er ist das Mittelgestein, das auf der Scheide der Schiefer und Granite entstanden und das Bindeglied zwischen beiden ist.

Vergleichen wir damit die analogen Erscheinun-

*) *Edinb.* philosoph. Journ. I. p. 144.

*) Breislaks Lehrbuch übers. von Strombreck. III. S. 670.

gen im Erzgebirge, so liefern uns a) die gegenseitigen Verwandtschafts-Verhältnisse des Granit, Hornfelses und Thonschiefers zu einander den ersten Beweis für eine gleichzeitige und gleichartige Entstehung des Schiefers und Granites am Harze. Dasselbe Resultat haben uns auch nach Gumprecht's Anleitung die Verhältnisse bey Nebilau ergeben. b) Den zweyten Beweis giebt uns die Bestätigung der von K. v. Raumer nachgewiesenen Gleichförmigkeit im Streichen und Fallen der Thonschiefer. „Mit seinen Angaben" sagt Hoffmann (S. 386), „stimmen auch in dieser Beziehung die Wahrnehmungen aller späterer Beobachter. Insbesondere aber scheint es durch die sehr schätzbaren und ausgedehnten Untersuchungen des Hrn. v. Veltheim erwiesen: daß die ganze Masse des Schiefergebirgs in ihrer ursprünglichen Streichungslinie sowohl, als in der Richtung ihres Fallens bis selbst in die unmittelbare Nähe der Granitmassen keine bemerkenswerthe Veränderung erleiden." — Wie kann nun aber diese merkwürdige, weit ausgedehnte Regelmäßigkeit des Schiefergebirgs mit der Annahme zusammengepaßt werden, daß Granitmassen wie der Brocken, sich durch dasselbe gewaltsam hindurch gebrochen hätten, ohne auch nur im mindesten eine Störung, selbst nicht einmal an den Grenscheiden, hervorgebracht zu haben? Könnte man zur Erklärung eines solchen Phänomens eine unwahrscheinlichere Hypothese auffinden, als die eben erwähnte? Sicherlich ist diese auffallende Gesetzmäßigkeit des Schiefergebirges der erste Beweis für die in den G. Fragmenten aufgestellten Ansichten.

Für die Richtigkeit derselben können wir endlich c) aus Hoffmanns Werk noch einen sehr sprechenden Beleg beibringen. Derselbe theilt nämlich (S. 379 — 382) die interessante Wahrnehmung mit von Granitmassen in entschieden für Grauwacke des Uebergangsgebirges erkannten Gesteinen, und zwar in regelmäßigen Lagerungsverhältnissen. Wie man solche Thatsachen berichten und dabei noch an der Emporquellung des Granits festhalten kann, ist unbegreiflich und freilich auch nur bei nicht geringer Inconsequenz möglich. Wenn nämlich Hoffmann (S. 377) aus der Einlagerung von Grauwacke in Thonschiefern, die Folgerung gewiß mit allem Rechte zieht, daß eben deßhalb beide gleichzeitiger Entstehung seyn und eine einzige Formation ausmachen müssen, so unterläßt er nun, wenn von der Einlagerung des Granits in Grauwacke die Rede ist, den gleichen Schluß zu ziehen, weil er in solchem Falle die Ansicht von dem feurigen Ursprung des Granits als unhaltbar aufgeben müßte. Diese Meinung läßt sich übrigens gleichwohl nicht retten, denn wenn der Granit wirklich erst später, als das Grauwacken Schiefergebirge aufgestiegen seyn sollte, so möchte Ref. doch die Frage beantwortet wissen, woher denn diese Granittrümmer sind, da ja bey der Bildung der Grauwacke noch keine Granitberge vorhanden waren. Wenn sie von unten im glühenden Flusse sich in die Grauwacke hineingedrängt hätten, so müßte sich ja leicht ihr Stiel, durch welchen sie mit den Graniten der Tiefe verbunden wären, nachweisen lassen. Wären sie als Bomben — ein jetzt sehr beliebter Ausdruck — von oben oder seitwärts in die Grauwacke hineingeschleudert worden, auch in diesem Falle müßten sich nicht unschwer die Wirkungen eines solchen Ereignisses darthun lassen. Der genannte Beobachter schweigt indessen über das Eine wie über das Andere, und deßhalb gestatten wir uns in voller Consequenz die Annahme, daß die Granittrümmer, welche von der Grauwacke umschlossen werden, chemische, mit der Bildung der letztern gleichzeitige und gleichartige Ausscheidungen sind.

Was aber von diesen kleinen Granitmassen gilt, das gilt auch von den ungeheuern Granitkolossen, welche, wie der Brocken, hoch über das Schiefergebirge ihr Haupt emporheben. Die einfachste und naturgemäßeste Ansicht von den geognostischen Verhältnissen des Harzes wird also die seyn, wenn wir das Grauwacken-Thonschiefergebirge, den Hornfels und Granit als gleichartige Erzeugnisse, als Glieder eines und desselben Bildungsprozesses ansehen.

A.

Memorie della Reale Academia delle scienze di Torino. Tomo XXXVII. Torino, 1834. in 4.

Die Denkschriften der Turiner Akademie, welche bereits bis zum 37ten Bande vorgeschritten sind, haben sich von jeher durch reichhaltige Aufsätze ausgezeichnet. Auch die Abhandlungen des vorliegenden Bandes sind meistentheils von großem Interesse, und sie würden es noch mehr seyn, wenn den italienischen Gelehrten Gelegenheit gegeben würde, mit der deutschen Litteratur sich vertrauter zu machen. Die Aufsätze, welche theils in italienischer, theils in französischer Sprache geschrieben sind, betreffen die beyden Klassen der Akademie, nämlich die Classe di scienze fisiche e matematiche und die Classe di scienze morali, storiche e filologiche. Den Anfang dieses Bandes (S. I — LIX.) macht ein Verzeichniß der Mitglieder, so wie der Veränderungen, welche seit dem letzten Bande in der Akademie sich zugetragen haben; ferner die Geschenke, und ein Bericht über die allgemeine Sitzung am 31. October 1833. Dann kommen die Arbeiten der physikalisch-*mathematischen* Klasse von I — LIV. und von 1 — 333: *zuerst* ein Bericht über die Sitzungen von Anfang 1832 bis Ende 1833, hierauf die Biographien von Vichard und Borson, dann die Abhandlungen selbst, unter welchen aber auch drey Biographieen, nämlich die von Bonelli, Rolando und Vagnone enthalten sind. Am Schlusse folgen die Aufsätze der Classe di scienze morali, storiche e filologiche von S. 1 — 182. Im Nachfolgenden soll allein ein kritischer Bericht von den Arbeiten der physikalisch-mathematischen Klasse geliefert werden.

I. Zoologische Abhandlungen.

Diese machen den größten Theil von den naturwissenschaftlichen Abhandlungen aus und sind von Losana, de la Marmora und Gené bearbeitet.

1) Essai sur l'os hyoide de quelques Reptiles, par Mathieu Losana (S. 1 — 23).

Obwohl bereits Cuvier und vorzüglich Meckel das Zungenbein der Reptilien zum Gegenstande genauer Untersuchungen gemacht haben, und wichtige neue Entdeckungen deshalb nicht leicht weiter zum Vorschein kommen werden, so verdient doch Losana's Arbeit eine besondere Berücksichtigung, da er das Detail dieses Apparats bey den einheimischen Reptilien mit größerer Ausführlichkeit, als seine Vorgänger beschrieben und überdieß durch gute Abbildungen erläutert hat. Seine Abhandlung beschränkt sich nicht auf die Erörterung des Zungenbeins allein, sondern sie erstreckt sich auch auf die Muskeln, die demselben zukommen. Zur Untersuchung wurden genommen Lacerta agilis, Seps, Anguis fragilis, Coluber Natrix, Vipera Berus, Bufo cinereus, Rana esculenta, ocellata, pentadactyla, temporaria, Hyla arborea, Salamandra palustris, lacustris etc. Die Tafel, auf welcher die Zungenbeine dieser Reptilien abgebildet sind, gewährt eine schöne Uebersicht über die mannigfaltigen Formen derselben und ihre gegenseitigen Uebergänge.

2) Determination et description des différences d'age de l'Aigle Bonelli (Falco Bonelli Temm.) par le Chevalier Albert de la Marmora (S. 110 — 125).

Temminck ist der erste Naturforscher, welcher eine Beschreibung und Abbildung von Falco Bonelli geliefert hat. Das einzige Exemplar, welches er hiezu verwenden konnte, verdankte er dem thätigen Bonelli, der es selbst wieder von de la Marmora aus Sardinien erhalten hatte. Die Kenntniß von dieser Art war jedoch noch lange nicht als vollständig anzusehen, da weder die Altersverschiedenheiten, noch die Lebensweise, noch die geographische Verbreitung dieses seltenen Adlers ermittelt waren. Um diese Lücken auszufüllen, hatte Bonelli viele Notizen sich gesammelt, und der Verf. dieses Aufsatzes hatte ihm gleichfalls die seinigen, welche er von mehr als 25, in der Umgegend von Cagliari binnen 7 — 8 Jahren zusammengebrachten Exemplaren entnommen hatte, mitgetheilt. Der Tod verhinderte jedoch Bonelli an der Vollendung seines Unternehmens, und vergebens bemühte sich der Verf., unter den Papieren des Verstorbenen obige Notizen aufzufinden. Er mußte daher die Arbeit von Neuem vornehmen, die ihm indeß dadurch erleichtert wurde, daß er in dem zoologischen Museum zu Turin nicht weniger, als 13 Exemplare zur Vergleichung benützen konnte. Da bisher nur das zweyjährige Junge bekannt war, so hat sich la Marmora durch die höchst genaue Beschreibung des verschiedenen Farbenwechsels dieses Vogels den Dank aller Ornithologen erworben. Wir finden in dieser Abhandlung die ausführlichste Schilderung des Farbenkleides 1) vom einjährigen Weibchen, 2) vom dreyjährigen Männchen, 3) vom sehr alten Vogel. Diese drey Altersverschiedenheiten sind zugleich auf einer vortrefflich ausgeführten und kolorirten Kupfertafel anschaulich gemacht, und auf einer zweyten sind von eben diesen Altersperioden einzelne Federn der Hauptregionen des Gefieders mit größter Genauigkeit abgebildet. Aus diesen Darstellungen ersieht man, daß die Isabellfarbe des jungen Vogels mit dem Alter immer mehr verschwindet, bis sie endlich der schwarzbraunen auf dem Oberleib und der weißen mit schwarzen Schaftstrichen auf dem Unterleib Platz macht, Wachshaut und Zehen blei-

ben immer gelb; die Läufe sind befiedert. Als größte Länge gibt der Verf. 2′ 3″ 6‴ an, das Männchen ist um 2″ kürzer, als das Weibchen.

Die Heimath dieses Vogels beschränkt sich nicht bloß auf das südliche Sardinien, wo er zuerst bekannt wurde, sondern der Verf. hat ihn später auch im südlichen Frankreich gefunden. Sein Nest legt er in hochgelegenen Felsenklüften an, so daß der Zugang zum Horste sehr gefährlich und häufig unmöglich ist. Die Hauptnahrung desselben scheint in Wasservögeln zu bestehen, doch jagt er auch Landvögel, und selbst Kaninchen und Hasen; Ueberbleibsel von Reptilien sind niemals in seinem Magen gefunden worden.

3) Observations sur quelques particularités organiques du Chamois et des Moutons par J. Gené, Professeur de Zoologie et Directeur du Muséum d'Histoire naturelle (S. 195 — 205).

Bekanntlich bemerkt man auf dem Kopfe der Gemsen gegen die Basis der Hörner, an der hintern Seite, in der Haut zwey Löcher. Diese Eigenthümlichkeit ist schon von den älteren Schriftstellern beachtet worden, ohne daß man jedoch bisher die Funktion dieser Theile erkannt hätte. Durch viele Untersuchungen hat Prof. Gené die Beschaffenheit und Bestimmung derselben ausgemittelt, und im vorliegenden Aufsatze auseinander gesetzt.

Die erwähnten Löcher kommen bey beyden Geschlechtern vor. Den größten Theil des Jahres hindurch liegen sie unter den Haaren versteckt, und stellen zwey schmale, seichte, buchtige Querfurchen ohne erhöhte Ränder dar; in diesem Zustand läßt sich ihre Funktion nicht wohl ausfindig machen, denn sie enthalten weder eine besondere Materie, noch zeigt ihr Bau irgend eine Eigenthümlichkeit an, aus der man auf ihre Bestimmung schließen könnte. Es gibt aber eine Zeit, wo das Geheimniß von selbst sich löset, und dieß ist die Brunstzeit, welche mit Anfang Novembers eintritt. Bey Annäherung derselben nämlich erlangt erwähnter Apparat allmählig ein anderes Ansehen: die Hautfalten blähen sich auf, treten aus den Haaren heraus, und erscheinen auswärts fast in der Gestalt und dem Umfange einer Nuß. Ihre Oberfläche ist bräunlich, fein gekörnt, und mit einigen sehr kurzen Haaren besetzt; sie haben die Consistenz des Fleisches, und ihr Inneres besteht aus einem Haufen sehr dünner Gefäße, die nach allen Richtungen verschlungen und mit Blut erfüllt sind. Die spiralförmige Falte, welche sich auf ihrem Rücken öffnet, dringt in ihre Masse bis zum Niveau der umhüllenden Haut ein; ihre Wände sind hell röthlich, sehr platt und von einer gelblichen, dicken und fettigen Schmiere angefeuchtet, welche einen sehr starken und unangenehmen Bockgeruch verbreitet, den man an den andern Theilen des Körpers nicht wahrnimmt.

Durch diese Beobachtungen hat demnach Gené erwiesen, daß die erwähnten Organe Sekretionswerkzeuge von ähnlicher Beschaffenheit sind, wenn auch von anderer Lage, wie man sie bey mehreren Raubthieren, Nagern, Wiederkäuern und Pachydermen findet. Da sie, wie bey diesen, in innigster Beziehung zur Geschlechtsfunktion stehen, so entwickeln sie sich nur während der Brunftzeit, und die von ihnen abgesonderte Schmiere ist es, welche der Gemse in dieser Periode den sehr starken, widrigen Bocksgeruch gibt.

An die Untersuchung der Sekretionsorgane, welche sich auf dem Kopfe der Gemsen finden, reiht Gené die Betrachtung von Absonderungswerkzeugen der Schafe an, die jedoch eine ganz andere Lage haben und auch zu andern Funktionen bestimmt sind. Als er nämlich ein fettschwänziges Schaf, das er in der darauf folgenden Abhandlung unter dem Namen Ovis Aries recurvicauda beschreibt, nach dem Tode untersuchte, wurde er durch eine Eigenthümlichkeit desselben, die ihm vorher nicht bekannt war, sehr überrascht, indem sich an der Theilung der Zehen ein Loch zeigte, das die Mündung eines innerlich liegenden, mit vielen Drüsen besetzten und eine schmierige Feuchtigkeit aussondernden Säckchens war. Gené hielt es auf nas nur für ein besonderes Merkmal jener Rasse, allein als er darauf ein fettschwänziges Schaf von einer andern Unterrasse und eine Menge einheimischer Schafe, so wie Mouflons, Merinos und andere Ra en, die in der zoologischen Sammlung zu Turin aufgestellt sind, untersuchte, fand er bey allen denselben Appar t, so daß dieser ein gemeinsames Kennzeichen für alle Schafe seyn wird. Was nun aber diesem aufgefundenen Resultate eine besondere Wichtigkeit verleiht, ist der Umstand, daß Gené jenes Klauensäckchen weder bey den gemeinen Ziegen, noch bey denen von Koshmir und Tiber, noch bey der buckelnasigen Ziege (Bouc de la Haute-Egypte Fr. Cuv.), noch bey dem Steinbocke und dem Beden (Capra nubiana Auct.) wahrnehmen konnte, so daß man also annehmen darf, daß es wohl allen Ziegen fehlen wird. Da es nun bisher kein einziges Merkmal gab, durch welches Ziegen und Schafe in allen Arten und Rassen unterschieden werden konnten, so hätte man demnach durch das Vorhandenseyn oder den Mangel des Klauensäckchens ein untrügliches Kennzeichen zur richtigen Unterscheidung beyderley Thiergruppen gefunden. Wenn übrigens auch Gené der erste gewesen ist, welcher dieses Merkmal zur Unterscheidung der Schafe und Ziegen in Anwendung brachte, so ist das Klauensäckchen der Schafe doch schon früher bekannt gewesen, wie dieß Ref. bereits in seiner Fortsetzung von Schreber's Säugethieren (V. S. 1346) dargethan hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1) M. A. Plauti Fabulae ad optimos libros partim non antehac collatos emendatae. Accesserunt observationes criticae et grammaticae studio Friderici Lindemanni. Lipsiae Sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXXIV. M. A. Plauti Amphitruo, emendavit Fridericus Lindemannus. XII. 120.

2) M. Acci Plauti Epidicus. Ad Camerarii veterem codicem recognovit Fridericus Jacob, Director Lubecensis. Lubecae apud bibliopolam de Rohden. 1835. VIII. 47.

3) M. Acci Plauti Bacchides. Ad codicum Palatinorum fidem cum integra scripturae discrepantia reliquorum librorum edidit Fridericus Ritschelius professor Vratislaviensis. Halis Saxonum, Anno. CIↃIↃCCCXXXV. in libraria orphanotrophei. XXVI. 181.

4) M. Acci Plauti Bacchides. Ad codicum palatinorum fidem cum numerorum notatione edidit Fridericus Ritschelius. Halis Saxonum, A. CIↃIↃCCCXXXV. in libraria orphanotrophei. IV. 96.

Die römische Komödie, uns noch in zwanzig Stücken des Plautus und sechs des Terentius erhalten, ist, obschon in Schilderung von Sitten und Charakteren nicht ohne vielfache Beziehung auf Zeit und Ort, wo diese dargestellt worden, ihrem Stoffe nach doch dem italischen Boden ganz fremd und nur Umarbeitung griechischer Originale; selbst das Wort comoedia bezeichnet den Römern nur ein aus dem griechischen übertragenes, mit griechischen Charakteren für die Bühne eingerichtetes Stück, und wird nie von Darstellungen des eigentlichen italischen Lebens gebraucht. Hätten wir nur eine oder die andere der einst in solcher Fülle vorhandenen Togatae, das häusliche Leben des römischen Volkes wäre uns weit anschaulicher, als durch die Uebersetzung vieler griechischer Muster. Anderseits aber müssen uns Plautus und Terentius, weil auch die griechischen Dichter der mittleren und neuen Komödie, die Quellen der Römer gänzlich fehlen, Ersatz für die verlornen Originale bieten, und da sie außer griechischen Sitten schon ihrem Publikum zu Gefallen, fremden Personen oft römische Denk- und Handlungsweise unterzulegen genöthigt waren, der Inhalt aber und die Durchführung solcher Lustspiele, so bestimmt und beschränkt auch ihr Kreis ist, durch ächt komische Situationen höchst ergötzlich und anziehend gehalten ist, endlich die Sprache des Umgangs und gewöhnlichen Lebens der Römer nur aus diesen Dichtern erlernt werden kann, so erklärt sich der außerordentliche Beifall, mit welchem beide zur Zeit der Wiederauflebung der Wissenschaften allgemein aufgenommen worden; der lateinische Styl der Gelehrten jener Zeit zeigt nicht selten zur Unzeit und in Ueberfülle plautinische Färbung. Diese besondere Vorliebe und Neigung für Plautus verschwindet in der Mitte des siebenzehnten Jahrhundertes, und erst in unsern Tagen ist besonders durch G. Hermanns Verdienst um die Metrik die Aufmerksamkeit wieder auf das älteste Denkmal der römischen Literatur gerichtet. Kenntniß der metri-

schen Gesetze ist zur richtigen Herstellung unentbehrlich und selbst dem Verständnisse des Dichters zuträglich; durch diese Abwechslung des Rythmus drückt sich die verschiedene Stimmung der sprechenden Personen auf das deutlichste aus und der Numerus unterstützt die Lebendigkeit und die Kraft des Vortrages. Diese Metrik ist es besonders, welche die Nothwendigkeit einer strengen Kritik unerläßlich machte; aber auch hier mußte der Schriftsteller durch die aufgestellten falschen und wahren Theorien auf das Empfindlichste büssen, bis das Uebermaß wieder zur Besinnung und damit auf den richtigen Weg leitete. Hermanns Trinumus ist der erste allzu rasche und gewagte Versuch, Bothe's zweimal versuchte Kühnheit in hohem Grade abschreckend; befangen in eigends ersonnenen Hypothesen, wird er schon dadurch unfähig, dem wahren oft auch nur nahe zu kommen; zwar ist er in der zweiten Bearbeitung um vieles von seiner Willkühr abgekommen, aber noch immer, obschon im Besitz der einen Heidelberger Handschrift, nicht minder weit entfernt, eine diplomatische Kritik zu üben; doch zwang ihn sein richtiger Takt, oft seinen Grillen zum Trotz das wahre zu finden und so ist seine Ausgabe eine besondere Mischung von geistreichem und gemeinem, wahrem und falschem, gutem und schlechtem. Göller hält sich an Hermann, viel zu wenig um historische Forschung des Textes besorgt; mit mehr Glück und Geschick bearbeitete Lindemann bis jetzt vier Stücke, von denen das letzte Amphitruo ist, vorzüglich beachtungswerth sind die Bacchides von Ritschel.

Wie bey den meisten Autoren, hat die Kritik auch bey Plautus fast ganz von vorne zu beginnen, nicht durch unsere, sondern der Vorfahren Schuld, die in einer sehr productiven Zeit, welche stets Neues zu erzeugen schien, mehr zum Auffinden des Neuen geneigt waren, als das Gefundene mit Ruhe und Muße zu betrachten, und mehr das Ganze überschauten, als dem Einzelnen die erforderliche gewissenhafte Untersuchung widmeten. Dem Mittelalter war durchaus nur die kleinere Hälfte von Plautus, nämlich die ersten acht

Stücke bekannt: Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Captivi, Curculio, Casina, Cistellaria, Epidicus; diese besaß Italien in zahlreichen Abschriften; die größere Hälfte, von den Bacchides bis zum Truculentus, war gänzlich nnbekannt. Ich wenigstens kenne keine Erwähnung dieser zwölf letztern Comödien in der ganzen mittlern Zeit, so wenig, als Niebuhr und andere und was etwa in noch ungedruckten Glossarien, wie des Osbernus, aus diesen angeführt wird, ist nicht von eigenem Gebrauche entnommen, sondern aus den Büchern des Priscianus, Diaconus u. s. w. zusammengetragen.

Erst im XV. Jahrhunderte, um das Jahr 1428 oder etwas früher, wurde in Deutschland, wir wissen nicht wo, von Nicolaus Trevirensis ein Codex des Plautus (A.) der 16 Comödien, die die vier ersten der alten und die zwölf letztern vorher ganz unbekannten, enthielt, aufgefunden und nach Rom gebracht; auf den Zustand dieser alten, schwer leserlichen (vielleicht noch in Rom oder Florenz vorhandenen) Handschrift hat aus den Briefen des Poggio Ritschel Nro. 3. pag. XI., und gleichzeitig mit ihm, aber genauer von Orelli im Lections-Kataloge der Zürcher Universität 1835 pag. 7 — 9 aufmerksam gemacht. Eine andere vollständige Handschrift (B.) — aus Basel 1433 — später im Besitze des Ugoletus, wird von Ritschel, Pareus und andern für die Quelle der gedruckten Ausgaben gehalten; dieß ist nicht erwiesen, und wenig wahrscheinlich, auf jeden Fall gab es mehrere Abschriften des ersten Exemplars und die Notizen lassen sich viel weiter, als vom neuesten Herausgeber geschehen, verfolgen; wichtiger aber bleibt, daß nach Angabe des ersten Editors von Plautus, Georg Merula, dessen für die Geschichte der Kritik wichtige Vorrede nie hätte umgangen werden sollen, seinem Drucke das Original des Nikolaus nicht zu Gebot gestanden, und falsche, ganz unverständliche und interpolirte Abschriften zu Grund liegen, nur zu den letzten sieben Stücken von Pseudolus an habe er eine bessere erlangt und darnach vieles hergestellt.

Aber Deutschland besaß noch zwei andere vorzügliche Quellen, welche Joachim Camerarius gebrauchte, die später sogenannten Palatini, wovon die eine, (C.) codex vetus die sämmtlichen Comödien enthält, jetzt in Rom, die zweite (D.), jetzt wieder in Heidelberg, nur die letztere größere Hälfte, daher decurtatus genannt, beide nach Camerarius von Scioppius, Pareus, Gruter, letztere von Bothe vorglichen; aber die Angaben dieser sind, die merkwürdige Ausgabe des Pareus von 1619 ausgenommen, nicht vollständig und um so unzuverläßiger, als persönliche Abneigung zwischen Gruter und Pareus oft bewirkte, daß beide aus denselben Handschriften, an denselben Stellen Verschiedenes mit gleicher Keckheit und Entschiedenheit behaupten und das Urtheil des Lesers ganz verwirren. Eine neu aufgefundene, zugleich die wichtigste und älteste Quelle (E) bildet der durch Angelo Maio berühmt gewordene Mailänder Codex rescriptus. Dieß oder deren Abschriften, wie von A. u. B., sammt den Familien der schon früher bekannten ersten acht Komödien (F) sind für jetzt die Hilfsmittel zu einer diplomatisch genauen Herstellung des Textes und Orelli, dem doch Manches von dem hier bemerkten und aufgezählten entgangen, schließt mit der wehmüthigen Bemerkung: vides igitur minimum quatuor editiones diplomaticas requiri, priusquam nepotibus nostris Plauti lectione vera frui licebit; doch ist diese Besorgniß durch die Thätigkeit und das günstige Geschick des Herausgebers von Nr. 3 gehoben und die Hoffnung der Erfüllung jenes Wunsches so nahe gerückt, daß wir selbst noch mit ziemlicher Zuversicht der Vollendung entgegen sehen können.

Ein Herausgeber, welcher die Handhabung der Kritik als besonderen Zweck seines Strebens voranstellt, muß den Werth des bereits Vorhandenen kennen und zu beurtheilen verstehen, wenn von ihm selbst etwas Durchgreifendes erwartet werden soll. Hr. Professor Lindemann hat durch die Bearbeitung einzelner Stücke, wenn man seine Ausgabe mit der seiner Vorgänger, vorzüglich Bothes, vergleicht, Vieles weiter gefördert und das Vorzüglichste, was bis dahin für Plautus im Einzelnen geschehen war, ist von ihm geleistet; wie weit aber auch die neueste Bearbeitung des Amphitruo der einzelnen Vorzüge ungeachtet, von den Anforderungen der Kritik überhaupt entfernt sey, mögen nachfolgende Bemerkungen darthun.

Da der Amphitruo zu den in Italien stets bekannten Comödien gehört, wovon es nie an Abschriften fehlte (F) und alte Exemplare bis jetzt nicht aufgefunden sind, dieses Stück aber in der einen Heidelberger (D) und der Mailänder Handschrift (E) fehlt, die oben bezeichneten Originale (A B) verschwunden sind und nur in ungenauen und interpolirten Abschriften existiren, so bleibt als einzige sichere Grundlage und Autorität des Textes der alte Camerarische Codex (C); dieser ist es, den auch Bentlei zu Terentius Andr. II. 2, 25. IV. 3, 13. Eunuch. II. 2, 38, 51. so rühmend hervorhebt (in wie fern dessen an letzter Stelle ausgesprochenen Worte: idque in codice qui Terentio illi Bembino aetate non cedit. richtig oder vielmehr unrichtig sind, vergl. Gruter zu Plaut. Amph. v. 192. p. 37 kann nur eigene Anschauung lehren.) Die einzige vollständige Vergleichung aber lieferte Pareus in seiner Ausgabe von 1619, und diese ist Hrn. L. entgangen und völlig unbekannt geblieben, so wie ihm die ältesten Ausgaben größtentheils fehlten, und er daher mit der Geschichte und Veränderung des Textes seit dem Erscheinen des ersten Druckes zu wenig vertraut ist, dagegen auf Abschriften von A. oder B. viel zu großen Werth legt. Die sehr merkliche und natürliche Folge ist außer dem Mangel von oft nicht unwichtigen die Unsicherheit u. Ungewißheit der Ueberlieferung, hier um so mehr, als die Metriker schon im Anfange des XVI. Jahrhunders (Buccardus 1506) ihr Geschäft thätig übten. Doch ist der Uebelstand noch weit erträglicher, als die metrische Behandlung des Stückes selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie di Torino etc.

4) Descrizione di una singolare varietà di pecora a coda adiposa e della femina de Becco selvatico dell' Alto Egitto (Capra nubiana Fr. Cuv.) del Professore Gené (S. 275 — 289).

Der sardinische Konsul zu Alexandrien hatte im Jahre 1832 mehrere seltene Thiere nach Turin eingeschickt, welche in der Menagerie zu Stupinigi aufgestellt wurden. Unter ihnen befanden sich 7 Stücke fettschwänzige Schafe, welche Gené für eine von den bisher bekannten verschiedene Rasse ansah, und von der er deshalb eine genaue Beschreibung, nebst zwey schönen kolorirten Abbildungen von beyden Geschlechtern liefert.

Diese Thiere haben die Größe der Merinos, und zeichnen sich auf den ersten Anblick durch die sonderbare Beschaffenheit ihres Schwanzes aus. Dieser nämlich bildet eine dicke Fettmasse, steigt zuerst nach unten gegen den After herab, schlägt sich dann um und richtet sich wieder aufwärts, und erst von da an hängt das dünne Schwanzende herab, das allein einigermassen ein normales Ansehen hat. Aehnliche aber kleinere Fettanhäufungen finden sich zwischen den Hinterbeinen, am Unterleibe und an den Wangen; von der Unterkinnlade hängt gegen den Hals eine kleine Wamme herab. Die Hörner fehlen beyden Geschlechtern, und die Ohren sind hängend. Der Pelz besteht äußerlich aus Haaren, unter denen eine sehr feine Wolle liegt. Kopf und Hals sind glänzend schwarz; der ganze übrige Körper weiß.

Diese fettschwänzigen Schafe waren von einem Araber aus einer nicht weiter benannten Gegend Arabiens erkauft worden. Die Hoffnung, sie in Stupinigi fort-erhalten zu können, ging nicht in Erfüllung, indem die Thiere, trotz aller Vorsorge, den Winter nicht überlebten.

Gené macht aus den fettschwänzigen Schafen 6 Varietäten, über die Ref. seine kritischen Bemerkungen bereits ebenfalls in seiner Fortsetzung von Schreber's Säugthieren (V. S. 1334) mitgetheilt hat.

Im zweyten Abschnitt dieser Abhandlung liefert Gené die Beschreibung und Abbildung des Weibchens vom Beden (Capra nubiana Fr. Cuv., s. Aegoceros Beden Mus. Monac.), weil er der Meynung ist, daß bisher nur der Bock bekannt gewesen sey. Allein auch hier ist Gené, wie bey der Klauendrüse der Schafe, bereits um die Priorität gekommen, indem schon vier Jahre zuvor, nämlich 1830, Ehrenberg in seinem bekannten Prachtwerke, Symbolae physicae Dec. II., von dem Weibchen dieses Steinbockes eine Beschreibung so wie eine Abbildung geliefert hat, welche die von Gené an Richtigkeit und Schönheit weit übertrifft.

5) Description de quelques espèces de la collection zoologique de Turin, indiquées par le Prof. Bonelli comme inédites ou mal connues, par le Prof. Gené (S. 291 – 305).

Bonelli hatte die Absicht, mehrere Thiere, welche ihm in der zoologischen Sammlung zu Turin als neu oder doch wenig gekannt vorkamen, zu beschreiben. Sein Dahinscheiden vereitelte zwar dieses Vorhaben, allein Gené hielt es für Pietät, dasselbe in Erfüllung zu bringen, und somit übergibt er in dieser Abhandlung die Beschreibung von 4 neuen Arten. Wie er richtig bemerkt, ist ein so einfach scheinendes Vorhaben nicht ohne seine besondern Schwierigkeiten, indem die zoologische Litteratur der neueren Zeit so angeschwollen, und zugleich in so vielerley Schriften und Sprachen zerstreut ist, daß bey der Unmöglichkeit alle zu benützen, es nur zu leicht geschehen kann, daß man, statt mit reellen neuen Arten das System zu bereichern, bloß mit Nominalspecien dasselbe beschwert. Leider ist dieß auch dem als Zoologen sonst so ausgezeichneten Gené begegnet, indem von seinen 4 neuen Arten drey uns schon vorher bekannt waren, und mithin nur Nominalspecies sind. Da er versichert, allen Fortschritten der Wissenschaft, so weit es ihm in seiner Stellung möglich war, gefolgt zu seyn, so scheint es, als ob in Turin die deutsche Litteratur im Gebiete der Zoologie dem größten Theile nach fehlen muß, so daß es den tüchtigsten Gelehrten dort nicht mehr möglich wird, gleichen Schritt mit den übrigen Zoologen zu halten. Die 4 Arten, welche Gené beschreibt, sind folgende: a) Garrulus melanocephalus Gené (Corvus melanocephalus Bonell.). Dieser Vogel hat die größte Aehnlichkeit mit Corvus glandarius, doch ist er kleiner, als letzterer, der Scheitel ist ganz schwarz, und die Wangen, statt röthlich grau, sind weiß. Die beyden Exemplare des Turiner Museums sind in der Gegend von Balbeck am Libanon erlegt worden; in Syrien sind sie überhaupt gemein. Wie beym Beden ist auch hier Ehrenberg (Symbolae physicae. Aves) dem Turiner Professor mit der Publikation zuvor gekommen, und hat den syrischen Häher als Corvus (Pica) stridens bezeichnet. Einen dritten Namen führt Gloger (Naturgesch. der Vögel Europa's I. S. 142) an, nämlich Corvus iliceti Hempr.; letzterer mag wahrscheinlich im Berliner Museum angenommen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1) M. A. Plauti Fabulae etc.
2) M. A. Plauti Epidicus etc.
3) M. A. Plauti Bacchides etc.
4) M. A. Plauti Bacchides etc.

(Fortsetzung)

So lange nämlich nicht der Text sämmtlicher Comödien vollständig nach den besten Handschriften mit genauer Angabe aller Varietät gegeben, wird keine der vielen metrischen Fragen, wie über Position, Hiatus, *Elision*, Anwendung und Uebergang der verschiedenen Rhythmen, Clauseln u. s. w., wenn sie auch im allgemeinen uns nicht ganz unbekannt seyn sollten, ihre völlige Erledigung finden, und so lange dieses alles nicht völlig entschieden ist, ist eine eigentliche Recension des Textes noch nicht an der Zeit und führt nur zu Mißgriffen, die man im Fortgange der Arbeit, durch größere Erfahrung und Uebung eines bessern belehrt, wieder aufzuheben und gut zu machen genöthigt ist. Die Metrik hat unsern Herausgeber zu einer Menge von Aenderungen geführt, die theils unbegründet, theils, weil die Entscheidung noch nicht an der Zeit ist, unwahrscheinlich sind, an einigen Stellen hat das Verkennen des richtigen Numerus Irrthümer erzeugt, anderes, nothwendig einer bessernden Hand bedürftige, ist vernachläßigt und übergangen. Dadurch ist auch dieser Text, obschon weniger, als der Bothe's, vielfach interpolirt und mit großer Vorsicht zu gebrauchen.

Wir fügen diesen allgemeinen Bemerkungen, damit niemand das Gesagte als von überspannten Forderungen ausgehend betrachte, einige Belege bey und erwähnen noch, daß im vierten Acte, zweyter Scene eine große Lücke vorhanden, welche das Komische aufs Aeußerste steigernd, den Streit des wahren und falschen Amphitruo enthielt. Die Ergänzungen, von fast zwey hundert Versen, welche schon alte Ausgaben liefern und von Fulvius Ursinus und andern für ächt plautinisch gehalten worden, gelten auch H. L. p. 1. 101. für älter, als sie wirklich sind; er wußte nicht, was durch Niebuhr schon 1828 bekannt geworden, daß sie zum Behuf einer wirklichen Aufführung dieser Komödie, also ohne alle Absicht von Verfälschung, erst um das Jahr 1480 geschrieben worden und ihr Verfasser Hermolaus Barbarus sey, gegen dessen Willen sie später den Ausgaben eingereiht wurden. Das ächte glaubt L., des frivolen Inhalts wegen, absichtlich ausgerissen; in solchen Dingen herrscht mehr Zufall, als Absicht, auch in andern Stücken des Plautus fehlt Manches, was wohl weniger frivol gewesen, und alles Rathen ist hier umsonst. Hält doch H. v. Raumer in seinen Briefen aus Paris (und was uns am meisten wundert, H. L. stimmt ihm bey) selbst die noch vorhandenen Scenen zwischen Alcumena, Jupiter und Amphitruo für ganz verwerflich, gleich als müßte so ein ehelicher Zwist zwischen Mann und Frau über vermeinte Untreue nicht nach den herrschenden Sitten der Zeitgenossen des Plautus betrachtet werden, und wäre nicht in Alcumena ein Muster weiblicher Zärtlichkeit dargestellt.

Der letzte Vers des Argumentum acrostichum, das, wenn auch nicht von Plautus Hand, wie Linge de Hiatu glaubt, doch aus guter alter Zeit stammt, vielleicht von einem der vielen Exegeten, die in den letzten Zeiten der Republik den Plautus commentirten,

(der Verfaſſer hatte wie v. 6 — 7 beweiſt, den Amphitruo vollſtändig) heißt bei Lindemann:

Omnem rem noscunt; geminos illa enititur.

wozu die Note: illa enititur metri causa cum Bothio scripsimus pro vulgato Alcmena, quod ex interpretatione in ordinem acceptum est. Hätte der Herausgeber bedacht, daß Plautus nie Alcmena, ſondern ſtets Alcumena ſagt, wie auch der Verfaſſer unſers Acroſtichum am Anfange: Amore captus Alcumenas Juppiter, und daß nach Pareus Angabe der alte Codex des Camerarius und alle übrigen Pfälzer Handſchriften auch hier Alcumena haben, ſo konnte er leicht ſehen, daß Bothe's Urtheil ganz verfehlt ſey, vielmehr geminos (nach I. 2, 18. V. 2, 8.), zumal dieſes hier unpaſſend iſt, von fremder Hand beigeſetzt und der Vers urſprünglich geweſen:

Omnem rem noscunt; Alcumena enititur.

Der Anfang des erſten Canticum iſt nach Hermann Elem. d. metr. p. 103. gegeben, aber übergangen, daß dieſer an der Richtigkeit der letzten zwei Verſe

nec causam liceat dicere, mihi neque in hero
quidquam auxili
siet, nec quisquam sit, quin me omnes esse
dignum deputent.

und wohl mit Recht Bedenken trug; denn die Symetrie, welche Plautus ſoſehr beachtet, iſt geſtört, siet, welches den einen Gedanken ſchließt, iſt nicht am Ende des Verſes, ſondern in den Anfang des Folgenden gedrängt, und nec, welches mit dem erſtern auf gleicher Linie ſteht, zurückgeſchoben, dazu die Leſeart aller Handſchriften qui non, welche zugleich dieſen Vers ausfüllt. Die folgenden Verſe ſind keine Anapäſten, die der furchtſamen Stimmung des Soſia keineswegs entſprechen; durch die Herſtellung des paſſenden Numerus wird jede Aenderung unnöthig; eben ſo wenig ſind 11 — 14 eine beſondere Art von Sotadei, die Hermann zwar in den Elem. als ſolche vorgeſchlagen, in der ſpäter erſchienenen Epitome aber vorſichtig umgangen hat. Offenbarer und deutlicher iſt der Mißgriff v. 25:

Sátius est, mé queri illó modo sérvitutem
Hódie qui fúverim líber, quem núnc potivit
patér servitútis.

mit der Bemerkung: Proximi duo versus sunt Cretici tetrametri hypercatalecti. Fuverim metro jubente rescripsi pro vulgato fuerim, und überdieß mit der willkührlichen Aenderung von eum in quem. Allerdings wird fuverim nothwendig, wenn es cretiſche Verſe ſind, aber wer wird hier hinkende Cretici mit ein paar Bacchiaci finden, wo die vorhergehende Rede des Soſia in Bacchiacis an ſich ſchon mahnt, daß Mercurius in demſelben Rhythmus fortfährt? hat man dieß erkannt, dann iſt alles vollſtändig und richtig:

Satiúst me queri íllo modó servitútem
hodié qui fuerím liber, eúm nunc potívit
patér servitútis.

I. 1, 36 ſteht potiremur, mit kurzem i, das heißt poteremur, eine den Alten nicht fremde Form. Vergl. Nonius p. 475. Faernus zu Terent. Phorm. V. 5, 2; ſelbſt in dem Florentiner Tacitus iſt poteretur und poterentur eine gewöhnliche Erſcheinung. Eben ſo mußte vorher v. 34 die Kürze von fecerunt erwähnt und die Leſeart der erſten Ausgaben fecerint keineswegs ſtillſchweigend übergangen werden. — v. 71. Die Worte legiones item ſtehen in der editio secunda auch außer dem Ziele, man übergehe ſie als Erklärung und der Vers iſt vollkommen. — v. 88 Kühn wird die allerdings auffallende Structur: Sed fugam in se tamen nemo convertitur, in das gewöhnliche lateiniſche umgeſtellt: in fugam sed tamen nemo convertitur; ſchon Muretus II. pag. 581 edit. Ruhnk. hat zu beſſern geſucht; doch iſt die Aenderung offenbar gegen die Autorität des Nonius, welcher bemerkt: convertitur pro convertit, nicht umgekehrt, wie H. L. aus Verſehen geſchrieben, und ſolche Pleonasmen ſind der alten Sprache nicht ungewöhnlich. Ueberhaupt iſt das Streben des Herausgebers mehr darauf gerichtet, Eigenheiten der älteren Sprache zu verwiſchen, und in

die gewöhnliche Diction zu verwande'n, als sie vielmehr aufzusuchen und gehörig zu würd gen: so lesen wir an unserer Stelle animam omittunt in den Handschriften, was man sogleich mit amittunt vertauschte, während bei Plautus auch sonst omittunt steht, wo man die andere Form erwartete. In obigen Worten halten wir daher auch se..convertitur für richtig und wenn die ältesten Codices des Nonius das bestehende geben, wenig, vielleicht gar nichts zu ändern. — v. 96 wird die den cretischen Versen zugefügte Clausel: jure injustas gestrichen und da v. 95 unvollständig ist, jene Worte als Corruptel von inruunt gehalten und bezeichnet; solche paläographische Spielereien sind ein gewöhnlicher Stützpunkt und vertreten die Stelle eines Beweises; inruunt hat Plautus nicht geschrieben, weil einige Zeilen vorher bereits ingruunt steht und des Dichters Sprache nicht so arm ist, um in Kurzem dasselbe Wort wieder geben zu müßen. — v. 233 verdiente Osanns Versuch (Jahns Jahrb. XI. p. 183) die Vulgata zu schützen, wohl eine Angabe. — v. 305 ist die Bezeichnung des Ictus unrichtig:

úbi ego perii? ubi immutatus sum? úbi
ego formam pérdidi.

Der Accent fällt immer auf ubi daher, úbi immutatus, obschon leichter, doch nicht absolut nothwendig, úbi mutatus, wäre; im Tetrameter findet sich diese Wiederholung öfter z. B.

égo mi sapio, égo mi video, égo mi credo
plúrimum.

vorzüglich schön ist II. 1, 73.

Vigilans vidi, vigilans nunc te video, vigilans
fábulor,
vigilantem ille mé jam dudum vígilans pugnis cóntudit.

auch hier ist der Ictus falsch, er fällt auf video, statt auf das dritte vigilans, welches Wort mit besonderer Kraft hervorgehoben und deßwegen fünfmal wiederholt ist; überdieß fehlt in dem Codex Camerar. und den sämmtlichen alten Ausgaben te, wahrscheinlich das

Metrum auszufüllen eingesetzt; vielleicht ist etwas vor fabulor zu ergänzen, gewiß aber zu verbinden

vigilans vidi, vigilans video, vigilans * *
fábulor.

vergl. II. 2, 65. — II. 1, 45.

néque tibi istuc mirum magis vidétur. quam
mi, Amphitruo.

mit der Note: Amphitruo in fine versus desideratur in libris omnibus, quippe absorptum a sequente nota personae. Addidit jam Camerarius, omisit vulg. So leicht das Ausfallen des Namens zu erklären ist, so unrichtig bleibt doch diese Einsetzung; Amphitruo hat die zweite Sylbe immer kurz, nie lang, das konnte die häufige Wiederholung dieses Namens bald lehren; übrigens zeigt der folgende Vers, in welchem Sosia das Vorhergesagte noch einmal ausspricht; nihilo, inquam, mirum mágis tibi istuc, quam mihi, welche Worte den Schluß des Verses bilden, zur Genüge, daß auch im obigen kein anderer Ausgang, als: magis videtur quam mihi möglich sey, folglich das Verderbniß ganz anderswo liege, als worin man es bisher gesucht hat. II. 1, 51 neque lac lactis magis est simile; einige Handschriften von Lange, die aber ohne Bedeutung, ferner eine bessere des Victorius und nach H. L. Priscianus aliquoties (ich weiß nicht wo) geben: neque lacte lactis. Hr. L. meint, man könnte, wenn man diese Autorität hoch schätze, lesen: neque lacte est lactis magis simile, doch spreche die unangenehme Accentuation nicht dafür. Der alte Coder Camerarii hat gewiß lac lacti, da Pareus letzteres ausdrücklich erwähnt und lacte nur aus den Langeschen Büchern anführt; doch ist die alte Form auffallend, sie konnte sich aus der Familie F. erhalten haben, und was noch mehr zu beachten, Plautus selbst gebraucht in diesem Sprichworte nur lacte lacti. Menaechm. v. 9, 30.

nec aqua nec lacte lacti crede mihi usquam simílius,
quam hic tui est.

Miles glor. II. 2, 85.

tam similem quam lacte lacti est.

(Schluß folgt.)

Memorie di Torino etc.

(Fortsetzung.)

Ref. kann jedoch so wenig als Gloger, den syrischen Häher mit schwarzem Scheitel für eine von unserem Häher (Corvus glandarius) verschiedene Art ansehen; er betrachtet ihn im Gegentheil nur als eine klimatische Abänderung desselben. Ganz richtig hat deshalb auch Gené bemerkt, daß der schwarzköpfige Häher in Syrien den unserigen eben so vertrete, wie es dort mit der Fringilla cisalpina in Bezug auf unsere Sperlinge der Fall ist. Wir sind nur darin einer anderen Meynung, als der Turiner Gelehrte, daß nämlich dieser von verschiedenen Arten, wir dagegen bloß von den verschiedenen Abänderungen sprechen. Wenn nun aber auch dieser Häher uns schon etwas früher, als durch den neuesten Band der Turiner Akademie bekannt geworden ist, so bleibt ihm dagegen das Verdienst, die erste, und überdieß vortreffliche Abbildung dieser schönen Varietät geliefert zu haben.

b) Turdus Werneri Bonell. Auch bey dieser angeblich neuen Art muß Ref. bemerklich machen, daß sie schon seit längerer Zeit gekannt, und also keineswegs eine neue Entdeckung Bonelli's sey. Zwar erwähnt dieser selbst, daß von gedachter Drossel bereits Werner in seinem Atlas des oiseaux d'Europe eine sehr erkenntliche Abbildung, jedoch unter der falschen Benennung als Turdus Naumanni geliefert habe; indeß behauptet doch Gené, daß man in den Beschreibungen nicht die geringste Anzeige von der neuen Art finde, und daß also wenigstens die von ihm entworfene die erste sey, welche wir von derselben besitzen. Allein diese Behauptung ist keineswegs begründet, indem bereits Pallas die neue Art unter dem Namen Turdus pallens, den Latham in Turdus pallidus umänderte, beschrieben hat. Auch Brehm hat diese Drossel schon gekannt, und nach seiner Gewohnheit gleich eine neue, von Turdus pallens verschiedene Art daraus gemacht, welcher er den Namen Turdus Seyffertitzii beylegte. Selbst Naumann hat dieser Species gedacht, jedoch sie bloß als eine Varietät der Rothdrossel angesehen und daher Turdus iliacus pallidus (Naturgesch. der Vögel Deutschl. II. S. 279) genannt. Wie jedoch Brehm in der Trennung, so ist Naumann in der Vereinigung zu weit gegangen; der Turdus pallens ist sicherlich selbstständige Art.

Können wir also auch dem Turiner Zoologen nicht die Ehre der ersten Bekanntmachung dieser Drossel zugestehen, so behält doch die sorgfältige Beschreibung eines so seltenen Vogels, und die sehr schöne kolorirte Abbildung, welche, bey der geringen Verbreitung von Werner's Atlas außerhalb Frankreich, für die meisten Naturforscher die einzig benützbare seyn wird, ihren großen Werth. Die beyden Individuen, welche das Turiner Museum besitzt, wurden zu Anfang Novembers 1827 und 1828, also in der Zeit, wo die Singdrosseln in der Gegend von Turin durchziehen, erlegt. Auch die von Brehm beschriebene Drossel wurde im September 1823 unter den Singdrosseln gefangen, so daß demnach die eigentlich in Asien einheimische Turdus pallens nur zuweilen durch eine zufällige Anschließung an die Singdrosseln mit diesen auf ihrer Wanderung in die südlicheren Gegenden Europas gelangt.

c) Coluber Diadema Bonell. (Coluber Hippocrepis Linn.). Während des Abdrucks der Beschreibung dieser Natter, welche Bonelli für neu hielt, wurde Gené durch den Prinzen von Musignano benachrichtigt, daß er dieselbe jetzt für den Coluber Hippocrepis Linn. erkannt habe. Gené vertauschte deshalb in der Abhandlung den Namen, welchen Bonelli gewählt hatte, mit dem ältern Linneischen; allein auf der Abbildung, welche bereits abgedruckt war, konnte diese Veränderung nicht mehr vorgenommen werden. Ist nun auch gleich diese Art nicht mehr neu, so ist doch die ausführliche Beschreibung von Gené mit Dank anzunehmen; wenn er dagegen der Meynung ist, daß seine Abbildung, mit Ausnahme der ganz mittelmäßigen von Linné, vielleicht die einzige ist, welche wir von dieser Art besitzen, so kann Ref. leider hier abermals nicht damit einstimmen, indem bereits Wagler 2 schöne Abbildungen geliefert hat, wovon die eine den Namen Natrix bahiensis (Serp. bras. tab. 10. Fig. 2.), die andere den von Periops Hippocrepis (Icon. Amphib.) trägt. Bonelli hatte seine Exemplare aus Sardinien erhalten, von wo sie jetzt häufig eingeschickt werden. Wenn Wagler früher diese Natter als einen Bewohner Brasiliens aufführt, so rührt dieß, wie er später selbst berichtet, nur davon her, daß die von Spix in Spanien gefangenen Schlangen erst aus Brasilien mit andern Amphibien letztern Landes eingeschickt und dadurch mit einander vermengt wurden.

d) Cantharus fasciatus Gené. Diese Art ist für neu anzusehen, da sie mit keiner, welche Cuvier in seiner Hist. nat. des poissons beschrieben hat, übereinstimmt. Sie ist vor mehreren Jahren an der Küste von Cagliari gefangen, und durch von Prunner, dem auch die zoologische Sammlung zu Erlangen manche Beyträge verdankt, an das Museum in Turin abgegeben worden. Gené entwirft von ihr folgende Diagnose: C. ovalis, griseo argenteus b. fasciis utrinque verticalibus obscuris septem; pinnis dorsi caudaeque violaceis. Die Länge beträgt 11″ und die Höhe 4″. Durch ihre senkrechten Binden ist diese Art von allen andern, bisher bekannten verschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1) M. A. Plauti Fabulae etc.
2) M. A. Plauti Epidicus etc.
3) M. A. Plauti Bacchides etc.
4) M. A. Plauti Bacchides etc.

(Schluß.)

Daher auch hier wahrscheinlich: nec magis lacte lacti est simile, herzustellen ist. Zu solchen und ähnlichen Bemerkungen bietet jede Seite Gelegenheit genug und bey der unsichern Grundlage des Textes und den vielfachen Aenderungen — die schwierigen Stellen, vorzüglich die Cantica sind aus besondern Mittheilungen G. Hermanns nach dessen Herstellung geordnet, wovon einiges entschieden richtig ist, wie II. 1, 30 durch einen Palatinus bestätigt wird, Anderes aber wegen Zusätzen und Auslassungen sehr gewagt erscheint — können wir nicht umhin, diese in so vieler Hinsicht höchst achtungswerthe Ausgabe, die alles bis dahin Gelieferte weit übertrifft, doch nur als einen annähernden Versuch zu dem, was in diesem Dichter geleistet werden soll und kann, zu betrachten.

Einen Gegensatz zu dieser Bearbeitung bildet der Epidicus des H. Friedr. Jakob; während H. L. auf Alles mehr achtete, als den alten Codex des Camerarius, und die werthvolle Vergleichung des Pareus in der Ausgabe von 1619 ihm ganz unbekannt geblieben ist, legt H. Jacob nur diese Handschrift zu Grunde und glaubt alle andern übergehen zu müssen; aber die Anfangs allein bekannten ersten acht Comödien bilden eine eigene unabhängige Quelle (F.) und sind keineswegs, wie die Vorrede in der Parabase des Epidicus ausspricht, aus den deutschen geflossen, auch zeigen sie dieß oft genug, vergl. IV. 3, 38. Sonst ist keine Erklärung beigegeben, keine Citation der Grammatiker nachgewiesen, (nur einigemal lesen wir den Namen Nonius) und hierin des Guten viel zu wenig gethan. Die metrische Anordnung ist, wie sie sich ohne Aenderung herstellen ließ, daher finden wir manche, den Bothe'schen ähnliche, halbe und anderthalbe Verse in abwechselndem Rhythmus, und dieß ist das beste und klügste, bis man mit der Zeit durch eine genaue Vergleichung des Einzelnen und Ganzen zu einem sichern und unbestrittenen Resultate gelangen wird. Die meisten Vermuthungen sind sehr scharfsinnig, obgleich manches höchst unsicher, wie I. 2, 41 (unmetrisch), auch Hr. Classen hat dem Herausgeber Einiges mitgetheilt und es ist stets mit Dank anzuerkennen, wenn einzelne Comödien auf eine einfache und einladende Art behandelt werden.

Das Wichtigste und Bedeutendste hat Hr. Prof. Ritschel geleistet. Um zu zeigen, was durch die ganze Reihe von Ausgaben, von der ersten des Georg Merula 1472 bis zur letzten des Bothe gewonnen worden, und dadurch eine Uebersicht aller Aenderungen, des Ursprunges und der Fortpflanzung, zu geben, stellte er alles zum kritischen Gebrauche Nöthige, (nicht weniger als ein und zwanzig Ausgaben) zusammen, verglich außerdem selbst den Heidelberger Codex decurtatus und erledigte dadurch die Streitigkeiten zwischen Pareus und Gruter, zum entschiedenen Vortheile des Erstern. Hier zum erstenmale ist was von den sämmtlichen vorhandenen Hilfsmitteln zu erwarten steht, vollständig gesammelt, auch sollte der Versuch nur mit einem Stücke gemacht werden, da die meisten gedruck-

ten Bücher, zumal wenn noch neuere ungedruckte aufgefunden werden, ihren Unwerth deutlich genug enthüllen. Die Wahl fiel auf die Bacchides, das erste Stück der zweiten Hälfte; diese müssen wir unglücklich nennen; daß er keines der ersten Hälfte genommen, ist klar, weil der Codex decurt. nur die letztern zwölf enthält; eben so begreifen wir nach seiner Erklärung p. V., warum nicht eines der verdorbensten, den Miles, Truculentus, die Mostellaria; dennoch konnte glücklicher gewählt werden; die Bacchides sind nicht vollständig, es fehlen vom Anfange mehrere Blätter und die Comödie ist keine der vorzüglichsten; hier durfte nicht lange gezweifelt werden, da der Pseudolus aus allen hervorragt, wozu auch der Ambrosianus von Maio einigen Beitrag liefern konnte. Der Text ist fast ganz nach dem Palatinus, mit genauer Angabe aller Verschiedenheit, keine Aenderung aufgenommen, wohl aber in den Noten das Urtheil des Herausgebers angedeutet, so daß wir, was sehr zu loben ist, keine eigene Recension, sondern nur den Stoff und die Gelegenheit zu einer solcher haben. Die zweite kleinere Ausgabe, welche die Komödie ohne alle Zuthat enthält, giebt ihrem Zwecke gemäß die Vermuthungen des Herausgebers im Texte; mit den aufgenommenen Aenderungen können wir uns oft nicht verständigen, und der größeren Ausgabe, die davon frey ist, bleibt auch dieser Vorzug. Außerdem hat die kleinere noch die Bezeichnung der Accentuation und H. R. führte die Neuerung ein, diese Bezeichnung nicht nach den Dipodien, wie seit Bentlei gewöhnlich, sondern nach den Versfüssen zu stellen, wofür die Präfatio p. XXIV. das Wort sprechen soll. Dieß halten wir für gänzlich falsch und unnöthig, da die Natur der Sache selbst das Richtige zeigt, übrigens diese sämmtliche Accentuation nur für Ungeübte und Anfänger ist, also am wenigsten vervielfacht werden darf; sie ist in der größeren Ausgabe übergangen, nicht weil H. R. sie für unnöthig hielt, sondern weil bei den von ihm beachteten Verfahren, den ältesten Text herzustellen, sie einzuhalten unmöglich gewesen.

Das Erfreulichste lesen wir p. VI.; das königliche preußische Ministerium hat den Herausgeber in den Stand gesetzt, eine literärische Reise nach Italien zu unternehmen, wobei Plautus vorzüglich bedacht werden soll, und so haben wir von ihm eine Gesammtausgabe dieses Dichters zu erwarten, die durch eine vollständige Sammlung der bedeutendsten handschriftlichen Quellen die Vollendung der einen Seite bewirken, und wenn das in der größeren Ausgabe der Bacchides beachtete Verfahren befolgt ist, die einzige ächte und feste Grundlage aller weiteren Untersuchungen, die jetzt in Ermanglung eines solchen nirgends genügend und erschöpfend geführt werden können, für alle künftigen Zeiten bilden wird.

Flora japonica sive Plantae, quas in imperio japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit Dr. Ph. Fr. de Siebold etc. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini etc. Centuria prima. Fasc. 1. 2. Lugduni Batav. 1835. Imper. 4. (Jeder Fascikel mit 5 Tafeln).

Japan und China hatten bisher gewetteifert, ihre Gränzen gegen jede wissenschaftliche Erforschung abzusperren. Nicht allein dem Geographen nnd Statistiker, deren Kundnahme freylich gar oft den außereuropäischen Völkern zum zweyschneidigen Schwerte geworden ist, auch dem friedlichen Naturforscher verweigerten sie jeden Zugang. In Japan gelang es rücksichtlich der Botanik außer Engelbert Kämpfer, welcher für seine Zeit Außerordentliches geleistet (Amoenit. exot. fasc. V. Lemgo 1712) nur Thunberg, auf Burmanns Empfehlung von der Holländischen Regierung der Gesandtschaft nach Japan als Oberarzt beygegeben, in den Jahren 1775 — 76 uns nähere Aufschlüsse über die Vegetation des räthselhaften Inselreiches zu verschaffen. Aber auch er sah sich durch das

Mißtrauen der Eingebornen in seiner Thätigkeit vielfach und auf die peinlichste Weise gehemmt. Geschenke und ärztliche Dienstleistungen öffneten ihm zwar nach langem Harren die Thore der kleinen holländischen Inselstation Dezima bey Nangasaki, um in den Umgegenden zu botanisiren, eine große Vergünstigung vor andern Europäern, denen kaum ein Mal die Merkwürdigkeiten der Stadt selbst zu besehen vergönnt wurde; aber dieser Vorzug war mit so vielen Kosten für die begleitenden Wachen, Dollmetscher u. s. w. verknüpft, daß er desselben wenig froh werden konnte. Auch sollte er ihn nicht lange geniessen. Der Gouverneur, welcher keine Neuerung in den rücksichtlich der Fremden bestehenden Gesetzen wagen durfte, hatte nämlich für ihn die frühere Thatsache geltend gemacht, daß einem holländischen Schiffsarzt gestattet worden war, in der Umgegend von Nangasaki Heilkräuter zu sammeln, weil der sämmtliche Arzneischatz seines Schiffes aufgebraucht war. Nun fand aber die japanische Subtilität gar bald, daß jenes Individuum nur Unterarzt gewesen sey, und nahm neuen Anstand, dem im höheren Grade als Oberarzt angestellten Botaniker gleiche Befugniß einzuräumen. Unter nutzlosen Remonstrationen darüber verfloß der Rest des Sommers 1775, während welches Thunberg sich zuletzt darauf reducirt fand, in dem Grünfutter zu botanisiren, welches täglich für das Milch- und Schlachtvieh an's Schiff gebracht wurde. Das folgende Jahr 1776 war zwar besonders durch die Reise der Gesandtschaft nach der Hauptstadt den Zwecken des Naturforschers günstiger, konnte ihm aber doch nur das dürftige Material verschaffen, dessen fleißige Benutzung in der Flora Japonica wir eben so dankbar rühmen, als seine Mangelhaftigkeit bedauern müssen. Seit der Publication dieser Flora (im J. 1784) bis auf unsere Tage geschah nichts mehr für die Pflanzenkunde Japans, denn Banks Abbildungen aus dem Nachlasse Kämpfers gehören des letzteren früherer Periode an. Es war abermals einem Deutschen und diesesmal einem Bayer vorbehalten, dort eine neue weitere Bahn zu

brechen. Hr. Dr. von Siebold erhielt als Stabsarzt in Diensten der Niederländisch-Ostindischen Compagnie im Jahre 1823 den Auftrag, die holländische Gesandtschaft von Java nach Japan zu begleiten. Er verweilte von da an in dem mysteriösen Lande bis zum Jahre 1830, und machte in der Zwischenzeit (1826) die Reise nach der Hauptstadt Jeddo mit der Ambassade. Schon Kämpfer und Thunberg hatten die rege Theilnahme gerühmt, welche die gebildeten Stände in Japan der Naturgeschichte widmeten, und einer nicht unbedeutenden inländischen Literatur in diesem Fache Erwähnung gethan. Hr. v. Siebold fand diese Angabe auf die erfreulichste Weise bestätiget. Allenthalben auf seiner Reise kamen die eingebornen Aerzte und Naturforscher seinen Wünschen um Aufschlüsse durch Mittheilung von Literatur, Sammlungen und eigenen Beobachtungen auf das Freundlichste entgegen, und als er nach Dezima zurück gekehrt, in dem im Jahre 1824 angelegten botanischen Garten eine vollständige Flora des Landes zu versammeln begann, verdankte er dem Eifer seiner japanischen Schüler und Freunde die kostbarsten Beiträge, vorzüglich aus den Gebirgsgegenden Nordjapans, die noch kein europäischer Fuß betreten hate So konnten in wenigen Jahren nicht nur ohngefähr 2000 Phanerogamen im Herbarium zusammengebracht, sondern mehr als 700 derselben auch nach dem Leben abgebildet werden. Viele dieser Abbildungen sind durch Japanesen selbst gefertigt und solche zeichnen sich durch Treue der Umrisse und Wahrhaftigkeit des Colorits sehr vortheilhaft aus.

Im Jahre 1831 kam Hr. v. Siebold mit allen seinen literarischen Schätzen nach Europa zurück, und begann nun deren Verarbeitung und Herausgabe. Seinen Reisebericht, so wie die Excurse über Geographie, Statistik, Geschichte, Mythologie, Sprach- und Alterthumskunde von Japan hat er sich für ein großes, in Lieferungen erscheinendes Prachtwerk „Nippon Archiv“ vorbehalten.

(Schluß folgt.)

Memorie di Torino etc.

(Fortsetzung.)

6) Saggio sopra le Formiche indigene del Piemonte, del Preposto M. Losana S. 307 — 333.

Dieser Aufsatz enthält eine Aufzählung der in Piemont einheimischen Ameisen, und verdient die besondere Berücksichtigung der Entomologen. Die bekannten Arten sind mit einigen Bemerkungen begleitet, die neuen sind vollständig beschrieben, und durch schöne Abbildungen anschaulich gemacht. Nach Losana finden sich in Piemont folgende Arten.

1) Formica herculanea *, 2) ligniperda, 3) pubescens, 4) Aethiops, 5) marginata, 6) Merula *, 7) coerulescens *, 8) Gagates, 9) fuliginosa, 10) cunicularia, 11) nigra, 12) fusca, 13) rufa, 14) emarginata, 15) brunnea, 16) qnadrinotata *, 17) flava, 18) quadripunctata, 19) rufescens, 20) capitata, 21) Galbula *, 22) caespitum, 23) trinodis *, 24) megacephala, 25) rubra, 26) unifasciata, 27) leonina *. — Die mit einem * bezeichneten Arten hält Losana für neue.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Plantae rariores in regionibus chilensibus a cl. M. D. Bertero nuper detectae et ab A. Colla in lucem editae. Fasc. I — III. cum Tab. XX.

Der durch den hortus ripulensis und andere deskriptive Werke bekannte Verfasser liefert hier Definitionen und zum Theil kurze Beschreibungen von 47 Pflanzenarten, welche er unter den von Bertero aus Chili gemachten Sendungen auswählt. Zu entscheiden, ob dieselben sämmtlich auch neu seyen, ist im gegenwärtigen Augenblicke, wo von allen Seiten Beyträge zur chilesischen Flora publicirt werden, eine schwierige Sache, welche wir unsern berühmten Floristen dieses Landes, Pöppig und Endlicher zur Entscheidung überlassen. Wir geben hier nur die Namen der Arten mit einigen Bemerkungen.

1. Bottionea thysanothoides, als neue Gattung aufgestellt und (Tab. I.) abgebildet, ist schon bekannt und heißt bey Lindley (Botan. Register. vol. XVIII. tab. 1535) Trichopetalum gracile. Es wächst um Valparaiso auf steinigen Anhöhen. 2. Geranium Berterianum ebendaselbst. 3. Geranium intermedium. 4. Erodium Botrys. 5. Tropaeolum azureum (Tab. II.) Gebüsche an Ufern bey Quillota. 6) Tropaeolum chilense. Wälder um Valparaiso. 7 — 11. Oxalis perdicaria, arenaria (Tab. III.), gyrorhiza, Bridgesii (Tab. IV.), micrantha, alle um Valparaiso. 12. Zanthoxylon Magu (Tab. V.). 13. Ruta fernandeziana. Auf Juan Fernandez. Wahrscheinlich verwilderte Form von R. graveolens oder angustifolia, zwischen welchen sie das Mittel halten soll. Bekanntlich ist außerdem die Gattung Ruta in der neuen Welt nicht heimisch. 14. Colletia spartioides (Tab. VI.) Juan Fernandez. 15. Coll. Trabu, Chili auf Gebirgen, Wundmittel. 16. Coll. Tralhuen (Tab. VII.) Ebendaselbst, das Holz dient zum Rothfärben. 17. Trifolium triaristatum (Tab. VIII.). Chili auf dem Berge la Leona. 18. Sutherlandia Darumbium. Chili bey Rancagua. 19. Astragalus Berteri (Tab. IX.) Chili. 20 — 23. Adesmia arborea, vesicaria, viscida, balsamica (Tab. X.). Sämmtlich aus Chili. Der Gattung Adesmia gebührt übrigens eigentlich der Name Patagonium, unter welchem von Schrank schon im Jahre 1808 das ehemalige Hedysarum muricatum Jacq. als eignes genus sonderte. 24. Lathyrus sericeus? Bergwälder in Chili. 26. Lathyrus? 26. L. Berterianus (Tab. XI.). 27. Acacia Cavenia (Tab. XII.). Sehr häufig in Wäldern in Chili. 28. Kageneckia ovata (Tab. XIII) Chili. 29. Myrtus Raran, rufa, Gudilla (Tab. XV.). Mit Recht klagt Hr. Colla über die Verwirrung, welche in manchen Pflanzenfamilien daher eingerissen ist, daß man große Gattungen nach trocknen Exemplaren in viele kleine theilen wollte, bey der Unzulänglichkeit des Materials aber zuletzt immer eine Anzahl von Arten übrig behielt, an welchen die aufgestellten Merkmale nicht nachgewiesen werden konnten und die man deßhalb nicht unterzubringen weiß. 32 — 36. Talinum minimum (Tab. XIV. f. 2.), diffusum (Tab. XV. f. 1.), T. Linaria, gracile, trigonum, sämmtlich aus der Gegend von Valparaiso. Bey dieser Gelegenheit schlägt Hr. Colla vor, die Gattungen Anacampseros, Calandrinia und Talinum wieder zu vereinigen. Rücksichtlich der beyden letztern amerikanischen genera sind wir einverstanden, Anacampseros ist aber doch wohl schon durch den Habitus sehr verschieden und enthält lauter afrikanische Pflanzen. 36 — 42. Cactus curvispinus (Tab. XVI. f. 2.), horridus (T. XVII. f. 1.), Berteri (T. XVII. f. 2.). Sämmtlich Mammillarien, die nächstfolgenden drey, angeblich Cerei, ohne Namen. Auch hier will Hr. Colla die Gattung Cactus in der Linnéischen Bedeutung wieder hergestellt wissen und die neuen Gattungen nur als Unterabtheilungen bestehen lassen. Das scheint uns nun allerdings zu weit gegangen. Wir geben zu, daß Echinocactus von Cereus kaum getrennt werden könne, wir würden sogar der Vereinigung beyder mit Opuntia nichts entgegenstellen, aber Mammillaria und Melocactus mit den nicht in den Zweig versenkten, sondern einfach mit dem Kelche verwachsenen Fruchtknoten — sind doch gewiß gute Gattungen!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Flora japonica sive Plantae, etc.

(Schluß.)

Zur Bearbeitung der Fauna Japonica haben sich die Herren C. J. Temmink und H. Schlegel (für die Wirbelthiere) und W. de Haan (für die Wirbellosen) vereinigt. Mehrere Hefte beider Abtheilungen sind bereits erschienen.

Die botanische Ausbeute zu bearbeiten, erhielt der Unterzeichnete die ehrenvolle Aufforderung. Nach reiflicher Ueberlegung schien es am räthlichsten, die Masse des Materials in zwei Abtheilungen zu sondern. In der einen sollten alle vorliegenden Arten nach natürlichen Familien geordnet, die bekannten mit zweckmäßigen Definitionen, die neuen mit ausführlichen Beschreibungen und den nöthigen Abbildungen erscheinen. Die ausgezeichnetsten Botaniker unserer Zeit haben ihre gütige Mitwirkung an dem Unternehmen sowohl in monographischer Bearbeitung einzelner Pflanzenfamilien, als durch Mittheilung von Materialien u. Notizen aller Art zugesagt, und mit solcher Unterstützung dürfen wir hoffen, dem gelehrten Publikum bald die ersten Hefte einer umfassenden Flora Japonica vorlegen zu können. Die zweite Abtheilung sollte sich lediglich auf die in Japan zum Nutzen, oder zur Zierde angebauten Gewächse beschränken. Der Reichthum der japanischen Kultur und ihr wesentlicher Zusammenhang mit dem europäischen Pflanzenanbau schien uns diese Trennung zu rechtfertigen. Japan ist seit Jahrtausenden im Besitze einer sehr entwickelten und mannigfachen Feld- und Garten-Wirthschaft. Insofern dieselbe in frühester Zeit sich größtentheils aus China übersiedelt hatte, wird ihre genauere Kenntniß auch helleres Licht über den gleichen Kulturzweig in letzterem Reiche verbreiten. Für Europa hat sie aber noch ein viel näheres und lebendigeres Interesse. Unsere eigenen Nutz- und Zier-Pflanzen stammen größtentheils aus Mittel- und Nordasien, und die Aehnlichkeit im Klima und in der Folge der Jahreszeiten verbürgt uns die Möglichkeit, aus jenen Gegenden noch wesentliche Bereicherungen zu erlangen. Die meisten der von Hrn. v. Siebold lebend aus Japan nach den Niederlanden gebrachten hieher einschlägigen Gewächse gedeihen daselbst sehr gut im Freyen und fangen bereits an, sich in den übrigen europäischen Gärten gemäß ihrer Bedeutsamkeit einzubürgern. Dem Vernehmen nach sind auch bereits von hochgestellten Gönnern der Pflanzenkunde großmüthige Aufmunterungen erfolgt, diese Uebersiedlungen noch weiter auszudehnen.

Zur Würdigung solcher Bestrebungen scheint uns die merkwürdige Thatsache wohl Berücksichtigung zu verdienen, daß im Allgemeinen die asiatische Flora sich viel mehr zu nutzenreicher Acclimatisation bey uns eigne, als die amerikanische aus gleichen Breiten. Die Zeit der Blüthe und der Fruchtreife fällt nämlich bey ersterer viel genauer mit unserer milden Jahreszeit zusammen. Die meisten nordamerikanischen Pflanzen von den vereinigten Staaten bis Mexiko hinab (in noch südlicheren Gegenden einheimische eignen sich für unser Klima ohnedieß nicht) sind für uns Herbstgewächse, deren Blüthezeit bereits in den Beginn unserer Frühfröste fällt. Wir sind deßhalb in der Auswahl aus jener Flora rücksichtlich der Zier- und Nutz-Gewächse, denn von andern ist hier nicht die Rede, fast lediglich

auf die mehr geschützten und mannigfacherer Fortpflanzung fähigen Knollengewächse, oder auf einjährige Sommerpflanzen beschränkt. Die asiatische Flora liefert uns dagegen fast durchaus Gewächse, deren Vegetations-Periode mit jener unserer einheimischen Pflanzen vollkommen übereinstimmt, oder dieselbe sogar noch überholt. Das ist z. B. bey der Aprikose, einem in Mittelasien einheimischen Baume der Fall, welcher nicht wegen der Strenge unserer Winter, die er vortrefflich aushält, sondern nur wegen des allzufrühen Erscheinens seiner ebendeßhalb so häufig von Frösten zerstörten Blüthen unserer Kultur Schwierigkeiten entgegensetzt. Auch sind, so mangelhaft unsere Kenntnisse der chinesischen und japanischen Flora im Ganzen noch seyn mögen, in neuester Zeit dennoch bereits eine große Anzahl von dort einheimischen Nutzgewächsen bekannt geworden, welche als wesentliche Zuwüchse für unsern Feld und Gartenbau zu betrachten sind. Neue Obst- (vorzüglich Steinobst-) Arten, Beerenfrüchte, Kürbisgewächse, mannigfache Oel- und Farbepflanzen, die Firnißbäume und eine Menge der prächtigsten Ziergewächse werden demnach in verschiedenen Breiten Europas eben so noch in Zukunft eine zweyte Heimath finden, wie dieses früher bey unsern jetzt überall angebauten der Fall gewesen ist.

Von dieser Abtheilung der japanesischen Flora sind nun bereits zwey Hefte, jedes mit fünf Tafeln, erschienen und die nächsten zwey werden in wenigen Wochen folgen. Der lateinische, von dem Unterzeichneten verfaßte, Text enthält die ausführlichen Beschreibungen, so wie Excurse über die natürliche Verwandtschaft, geographische Verbreitung u. s. w. der abgebildeten Pflanzen. Herr v. Siebold fügt diesem jedesmal in französischer Sprache Bemerkungen über Kultur und Nutzen der einschlägigen Arten bey.

Das erste Heft liefert nachstehende Pflanzen: 1) Illicium religiosum, bisher fälschlich für die Mutterpflanze des unter dem Namen Sternanis bekannten Gewürzes gehalten. Hr. v. Siebold weist nach, daß der ursprünglich aus China oder Korai eingewanderte Strauch in Japan eine religiöse Bedeutsamkeit habe, indem die blühenden Zweige und die aromatische Rinde bey dem Buddha-Kultus bestimmte Anwendung finden. Die Früchte sind aber ohne alles Aroma und der echte Sternanis wird auch nach Japan aus China eingeführt, wo er nach Loureiro in den südlich von Kanton gelegenen Provinzen wächst. 2) Quercus cuspidata, eine immergrüne Eiche, deren kleine Früchte, wie die mancher südeuropäischen Arten eßbar sind. Die in einer Note des lateinischen Textes gemachte Bemerkung, daß man die Gattungen, Eiche, Buche und Kastanie nur künstlich gemäß der Beschaffenheit der Keimlappen im Samen getrennt halten können, verliert ihre scheinbare Paradoxie, wenn man dabey nicht allein die in Europa einheimischen, allerdings sehr leicht unterscheidbaren, sondern auch die asiatischen und amerikanischen Arten im Auge behält. Hier finden wir z. B. Eichen, welche nicht allein in den stechend gezähnten Blättern, sondern auch in den dornigen die ganze Eichel einschließenden und zuletzt in Klappen unregelmäßig aufspringenden Fruchtschüsselchen unserer zahmen Kastanie sehr nahe treten und, wie schon erwähnt, kein anderes Merkmal mehr giltig lassen, als, daß bey den Eichen die fleischigen Keimlappen des Embryos flach auf einander gelegt, bey den Kastanien und Buchen dagegen umeinander gewunden und gefaltet sind. 3) Forsythia suspensa, ein unserem Flieder verwandter, frühblühender Zierstrauch mit gelben Blumen, ursprünglich aus China, welcher in Holland und England bereits im Freyen sehr gut gedeiht. 4) und 5) Anemone cernua und A. japonica, zwey aus dem wilden Zustand in die Gartenkultur gezogene Zierpflanzen Japans. Erstere ist unserer A. pratensis sehr nahe verwandt, die letztere aus den japanesischen Gebirgen hat die größte Aehnlichkeit mit A. vitifolia Ham. aus dem obern Nepal. Ueberhaupt scheinen zwischen der Gebirgsflora Japans und der von Nord-Indien wesentliche Beziehungen statt zu haben. Die Gattung Deutzia zählt in Japan drey

und im Himalaya-Gebirge ebenfalls drey, ersteren sehr nahe verwandte, Arten. Lilium speciosum Wallch. ist dem japanischen L. cordifolium nahe gestellt. Benthamia fragifera aus Nepal ist durch eine neue Art derselben Gattung auch in Japan repräsentirt u. s. w. — Ein eigenes Titelkupfer für die Abbildungen und die Dedication an Ihre Königl. Hoheit die Kronprinzessin der Niederlande sind dem ersten Hefte beygefügt. Ersteres stellt das Denkmal dar, welches Hr. v. Siebold den um die Pflanzenkunde Japans verdientesten Botanikern, Kämpfer und Thunberg, in dem Garten auf Dezima errichtet hat.

Das zweyte Heft enthält auf Tabula 6, 7 und 8 zunächst drey Ziersträucher aus der Gattung Deutzia (D. crenata, scabra und gracilis). Die Aehnlichkeit mit unsern Kronenjasmin hatte die englischen Botaniker veranlaßt, die Gattung in die natürliche Familie des letztern zu bringen. Es wird nachgewiesen, daß Decandolle besser that, indem er sie mit den Hydrangieen vereinigte. Die Blätter von D. scabra dienen in Japan statt unsers Schachtelhalms zum Poliren von Holz und Metall. Sie ist ebenfalls in England bereits acclimatisirt. Tab. 9. Rhododendron Metternichii, eine neue prachtvolle Alpenrose aus Nord-Japan, gleichfalls mit ostindischen Arten (Rh. campanulatum) nahe verwandt, aber durch siebentheilige Blumen und vierzehn Staubgefässe sehr ausgezeichnet. Blume hatte in seinen Bijdragen (15 H. p. 862) eine neue Gattung, Hymenanthes daraus gebildet, und diese mit Befaria zusammengestellt. 10) Paulownia imperialis, ein neues genus aus der Familie der Scrofularinen; von Thunberg irrig als eine Bignonia (B. tomentosa) aufgeführt. Die Schönheit des Baumes und seiner Blüthen, so wie der Umstand, daß das Blatt mit drey vorliegenden Blüthenähren das Wappen einer uralten japanischen Fürstenfamilie gewesen ist, veranlaßten Hrn. v. Siebold die Gattung Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzessin von Holland zu widmen.

Rücksichtlich der äußern Ausstattung des Werkes glauben wir zur Ehre der dabey beschäftigten Künstler noch beyfügen zu müssen, daß dasselbe jedem in neuerer Zeit erschienenen naturhistorischen Prachtwerke sich würdig zur Seite stelle und somit abermals ein rühmliches Denkmal der Fortschritte jeder künstlerischen Richtung in Bayern bilde.

Prof. Dr. Zuccarini.

Memorie di Torino etc.

(Fortsetzung.)

Ebenso können wir rücksichtlich der physiologischen Funktion einiger Organe der Cacteen mit dem Verfasser nicht übereinstimmen. Er vergleicht z. B. mit Decandolle, die Warzen der Mammillarien mit den Blättern der bartigen Mesembryanthema. Wäre aber diese Vergleichung richtig, so könnten nicht bey einigen Arten die jungen Triebe regelmäßig aus der Spitze der Mammillen hervorbrechen, eine Erscheinung, welche die letzteren unstreitig als stark vorspringende Blattkissen bezeichnet, auf welchen Knospen sitzen, die sich ausnahmsweise zu grünen Trieben entwickeln, gewöhnlich aber nur bis zur Ausbildung haariger Knospenschuppen gelangen. So wird auch erklärlich, wie die meisten Echinocacten in der Jugend völlig wie Mammillarien aussehen können, indem die später zu fortlaufenden Kanten verschmelzenden Blattkissen noch getrennt als Warzen erscheinen, während man nach Decandolle und Colla annehmen müßte, daß diese Pflanzen in der Jugend dicht beblättert, später aber plötzlich blattlos wären. Daß an den ältern Stämmen die Mammillen allmählig vertrocknen, spricht für unsere Ansicht, sie verhalten sich hierin wie alle Rindengebilde. Rücksichtlich des Milchsaftes, den Hr. Colla nur bey einer Art von Mammillaria, die er für M. Coronaria hält, gefunden hat, muß bemerkt werden, daß derselbe charakteristisch für alle Arten ist, welche eckige Mammillen haben, also z. B. bey M. polyëdra, subpolyëdra, Karwinskii, carnea, uncinata etc. reichlich und zwar bey jeder Temperatur und in der ganzen Fleischmasse vorhanden sey und an der Luft keineswegs völlig verdunste, sondern sich zu einem weißlichten Gummi verdichte. 43. Escallonia thyrsoidea (T. XVIII.) Chili in Wäldern. 44. E. rubricaulis. 45. Bowlesia uncinata (Tab. XIX.) Valparaiso. 46. B. multiradiata. Chili. 47. Sanicula macrorrhiza (Tab. XX.). Das

auf Tab. XIV. f. 1. abgebildete Lythrum divaricatum kömmt im Texte nicht vor, ist auch wohl kein Lythrum.

Die Abbildungen sind, was die Umrisse betrifft, ziemlich gut, aber leider fehlen bey den meisten die Analysen völlig.

2) Plantae chilenses novae minusve cognitae auctore Professore Josepho Moris. Cum Tab. VI.

Der gelehrte Vorstand des Turiner Gartens gibt hier ausführliche Beschreibungen und gute Abbildungen von sechs Pflanzen, die aus chilesischen von Bertero gesendeten Samen gezogen und demnach lebend von ihm beobachtet worden sind. Sie heissen:

1. Lithospermum calycinum. ☉. 2. Calandrinia procumbens. ☉ 3. Taraxacum caulescens. ☉ 4. Phaca chrysantha ♂. 5. Ph. Berteriana ☉. 6. Sicyos bryoniaefolius ☉.

III. Chemische und mineralogische Abhandlungen.

1) Observations physiologiques et chimiques sur divers produits des vers à soie. Par le Prof. Lavini.

Der Verfasser stellt Untersuchungen an über die Eyerschaalen der Schmetterlinge der Seidenraupe, ferner über den Einfluß und die Wirkung vergiftender Substanzen und verschiedener Gasarten auf die Raupen, über die Zusammensetzung ihrer Excremente, der in den Cocons eingeschlossenen Luft, die Säure der Puppe und des von den Schmetterlingen ausgeschiedenen Saftes, so wie über die Produkte der Verkohlung und Einäscherung der Schmetterlinge selbst.

Nachstehendes sind die Resultate der ausführlich angegebenen Versuche.

Die durch trockne Destillation zersetzten Eyerschaalen gaben auf 45 Grammen:

Wasser, Ammoniak und empyreumatisches Oel	19,630
Kohlensäure	7,030
Kohle	16,910
Kieselsaures Kali	0,480
Schwefelsaures Kali	0,060
Kohlensaures Kali	0,080
Kohlensaurer Kalk	0,366
Phosphorsaurer Kalk	0,080
Eisenoxyd	0,175
Kohlensaure Talkerde	0,072
Verlust	0,117
	45,000

Diese Schaalen haben also eine wesentlich verschiedene Zusammensetzung von den Eyerschaalen der Vögel oder den Gehäusen der Muschelthiere, welche größtentheils aus kohlensaurem Kalk und thierischer Materie zusammengesetzt sind.

Die Vergiftungen betreffend, so stellte der Verfasser Versuche mit Kaliumeisencyanür und Jodkalium an. Das Resultat war, daß die Raupen nicht starben, aber dünne Cocons und kleine Schmetterlinge hervorbrachten. Von den angewandten Salzen konnte weder in den Excrementen, noch in der Seide, noch in den Schmetterlingen eine Spur aufgefunden werden, sie fanden sich aber in der Schaale der Puppe. Queckfilbersublimat tödtete die Raupen. Im Sauerstoffgas athmeten die Raupen schnell und gaben Kohlensäure. In Stickgas athmeten sie einige Zeit, dann starben sie. In kohlensaurem Gas starben sie sehr schnell, eben so in Wasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas ꝛc.

Die Excremente fand der Verf. zusammengesetzt aus Chlorophyll, einer harzigen Substanz und vegetabilischem Eyweißstoff.

Die in den Cocons eingeschlossene Luft bestand aus:

Sauerstoff	15
Kohlensäure	10
Stickstoff	75
	100

Eine Untersuchung über die in der Puppe enthaltene Säure zeigte, daß diese, von Chaussier acide bombique genannt, von der Essigsäure nicht wesentlich verschieden sey. Der Saft, welchen die Schmetterlinge ausspritzen, gab bey einer vorsichtigen Destillation Wasser und einen pulverförmigen Rückstand. Dieser enthielt in 5 Grammen:

Animalisches Harz	1,000
Harnsäure	2,000
Unreine Materie	0,800
Phosphorsaures und harnsaures Ammoniak, freye Essigsäure und essigsaures Kali	1,200
	5,000

Die Verkohlung der Schmetterlinge gab kohlensaures Ammoniak und ein sehr stinkendes animalisches Oel. Im Rückstande der verbrannten Kohle fand sich freye Phosphorsäure und phosphorsaurer Kalk.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Reise in Chili, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827 — 1832 von Eduard Pöppig, Professor an der Universität zu Leipzig. Zwey Bände, V. 466 und 464. 4. Leipzig, Fr. Fleischer und J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 1835.

Eine Vergleichung zwischen älteren Reisebeschreibungen und denen der neuesten Zeit läßt große Verschiedenheiten in der gesammten Richtung und Behandlungsweise dieser literärischen Erzeugnisse wahrnehmen. Sonst wurden selbst wissenschaftliche Reisen mit minder ausgebreiteten Kenntnissen unternommen, und beabsichtigten Forschungen in engeren Kreisen. Die Darstellung war einfacher; und für eine gewisse Monotonie in Beziehung auf die vorzugsweise behandelten Gegenstände, wurde der Leser durch das Interesse entschädigt, welches die Erzählung persönlicher Schicksale und Ereignisse einflößten. Diese letztern waren oft höchst eigenthümlich und frappant, denn man reiste sonst unter größeren Gefahren, als gegenwärtig. Nur wenige Reisende der früheren Epochen, ein Chardin, Tournefort oder Niebuhr u. s. w. machten sich durch ihre Vielseitigkeit, durch Gründlichkeit mannigfaltiger Untersuchungen bemerklich, so daß wir sie auch jetzt noch als Muster aufzustellen gewohnt sind. In neuerer Zeit wurden die Ansprüche an wissenschaftliche Reisende immer größer. Das ausgedehnte Werk der französischen Expedition nach Egypten, zwar nicht eines Einzigen Leistung, aber doch von einer wandernden Akademie, als einer moralischen Person, bearbeitet, zeigte, wie sich die Blicke des Gelehrten, des Forschers in der Fremde, nach allen Seiten hin zu richten haben. Was aber ein einzelner Mann vermöge, davon lieferte Alex. von Humboldt ein glänzendes Vorbild. An Tiefe, wie an Breite der Untersuchung, an gelehrter und dabey doch freyer und schöner Darstellung steht dieses Werk unerreicht da, und, man darf es sich nicht verhehlen, es erschwert jedem Reisebeschreiber sein Geschäft, so fern es als Maaßstab gebraucht wird. Dennoch liegt besonders bey jeder Reise in Amerika die Vergleichung mit jenem großen Muster nahe. Die naturhistorische Richtung nämlich, welche in jenem Werke vorwaltet, wird, mehr oder weniger, von einem Jeden dort reisenden einzuhalten seyn, denn Amerika — und insbesondere Süd-Amerika, dessen Bevölkerung und Civilisation im Vergleiche mit den Vereinigten Staaten sehr gering erscheint — ist, wenn auch keine neue, doch eine junge Welt. Die Schilderungen werden immer einen naturhistorischen Charakter annehmen, denn dort macht sich der Mensch als Staatsbürger weniger geltend, als bey uns; er ist, wenn man ihn nicht in größern Städten beobachtet, selbst nur ein Naturfactum, und von ihm zu den Eigenthümlichkeiten des Thier- und Pflanzenreiches, des Bodens und der Erdoberfläche geht die Untersuchung in gerader Linie fort; sie braucht nicht, wie dieß der Charakter einer historischen Forschung ist, in sich selbst umzukehren.

Diesem Verhältnisse entsprechend, besitzen wir denn auch bis jetzt, namentlich über Süd-Amerika, größtentheils Reisebeschreibungen von Naturforschern. Solche Reisende sind angewiesen, nicht bloß zu sehen, zu beobachten, das Beobachtete zu notiren, sondern auch

Naturproducte einzusammeln, und in ihr Vaterland zurückzubringen. Diese Aufgabe des naturforschenden Reisenden bestimmt ihn mehr oder weniger zu seinen Planen, ja sie bedingt nicht selten die Ausführbarkeit derselben. Ein anderer Reisender kann in seinem Tagebuche und seinen Portefeuille's alle Früchte seiner Arbeiten leicht bey sich haben; nicht so der Sammler, der oft eine bedeutende Menge Diener und Thiere für den Transport mit sich führen, und wie ein Feldherr auf feindlichem Gebiete für deren Erhaltung und Bewaffnung sorgen muß, der, umgeben von Müheseligkeiten und Gefahren, zugleich Jäger, Ausstopfer, Pflanzen- und Mineraliensammler seyn, und seine mit Aufopferungen jeder Art erworbenen Schätze oft mit unglaublichen Schwierigkeiten, durch Wüsteneyen oder über reißende Ströme an die Küste bringen muß.

Dieser Maaßstab ist auch an das vorliegende Reisewerk zu legen. Es wird dann um so verdienstlicher erscheinen, als der Verfasser die Pflichten des Sammlers überall voranstellen mußte. Der Zweck seiner Reise war, wie er in der Vorrede selbst sagt,

„die Einsammlung von naturhistorischen Gegenständen in möglichster Menge. Zur Erreichung dieses Zweckes hatte sich in Deutschland eine kleine Zahl von warmen Freunden der Naturgeschichte vereinigt, und mir mit anerkanntem Vertrauen die Ausführung des Planes übertragen. 17,000 Exemplare von getrockneten Pflanzen, viele Hunderte von ausgestopften Thieren, und eine Menge anderer Naturprodukte, welche an die Beförderer der Reise vertheilt wurden, die Verbreitung mancher früher unbekannten interessanten Gewächse in unseren Gärten, an 3000 an Ort und Stelle gemachte Pflanzenbeschreibungen, 30 ausgeführte Tafeln landschaftlicher Ansichten, 40 Blätter von Zeichnungen über die Aroideen, 30 über Orchideen, manche Skizzen, und eine sehr reiche botanische Privatsammlung sind Früchte jener Reise. Es darf wohl behauptet werden, daß die zur Reise ausgesetzte Summe die kleinste war, mit welcher je ein solches Unternehmen angetreten und glücklich ausgeführt wurde. Die unvermeidliche Beschränkung erlaubte nicht das Mitnehmen eines Begleiters, sie verwies in die innersten Wälder und zwang zum ruhigen Ertragen mancher harten und dauernden Entbehrungen.“

Gewiß, solche Verhältnisse müssen dem Reisenden, der nun die vaterländische Literatur mit einem ausgezeichneten Werke bereichert, zu doppeltem Verdienste angerechnet werden. Wer immer sich ein Bild von den Mühseligkeiten und Gefahren einer Reise über die eisigen Gipfel der Cordilleras, durch die dichten, nur von wilden Indianerhorden bewohnten Urwälder, auf den meerähnlichen, unwirthlichen Strömen des amerikanischen Continentes zu denken vermag, der wird den Bericht unseres gelehrten Landsmannes mit Theilnahme zur Hand nehmen, und wenn er den Einsamen durch so zahlreiche Gefahren seinen Zweck rüstig verfolgen, endlich mit wissenschaftlichen Schätzen beladen, ins Vaterland zurückkehren sieht, seinem Muthe und Unternehmungsgeiste dankbare Bewunderung zollen. Nicht das Reisen ist die Kunst, sondern das glückliche Wiederkehren.

Der Verfasser hatte sich früher schon in Cuba und Nordamerika aufgehalten, um naturhistorische Sammlungen zu machen. Im August 1826 verließ er Baltimore, umschiffte das Kap Horn, und kam nach einer Reise von 110 Tagen, am 15. März 1827 in Valparaiso, dem Haupthafen von Chili an. Nach einem monatlangen Aufenthalt in dieser Stadt, bezog er das Thal von Concon, einige Stunden nördlich davon gelegen. Nachdem der Sommer und mit ihm die seinen naturhistorischen Forschungen ungünstige Zeit der Dürre im nördlichen Chili eingetreten war, unternahm er eine Reise nach den östlich von Valparaiso gelegenen Andes de S. Rosa, auf welchem Wege er die Hauptstadt Santjago besuchte. Von diesen einsamen, ewiggrünen Thälern des Hochlandes zurückgekehrt, schiffte er sich im Januar 1828 zu Valparaiso, nach dem südlichen Chili, einer minder trocknen fruchtbareren Landschaft ein. Er brachte den dortigen Winter in Talcahuano, dem Hafen nächst Concepcion, zu. Mit dem wieder eintretenden Frühlinge, „welcher in den südlichen Provinzen von Chili durch seinen friedlichen und weniger beflügelten Gang an die schönsten Monate des mittleren Europas erinnert,“ verließ er Ende Oktobers Talcahuano, und nahm in dem äußersten bewohnten Orte nach Osten, dem Dorfe An-

tuco, unter 38° s. B. das Standquartier für den zweyten Sommer. Von hier aus besuchte er die merkwürdigen Andes von Antuco, welche wohl schwerlich von einem wissenschaftlichen Reisenden vor ihm gesehen worden sind. Die Beschreibung dieser Reisen nimmt den ersten Theil des Werkes ein.

Am 13. May 1829 verließ unser Verfasser Chili, von Talcahuano aus, und ging auf einem englischen Schiffe nach Callao, dem Hafen von Lima, welche Hauptstadt Peru's er noch im May-Monate erreichte. Doch verweilte er hier, in einer seinen Forschungen ungünstigen Gegend, nur zwölf Tage lang. Er folgte der Einladung eines Besitzers bedeutender Ländereyen am Huallaga, in der Absicht, die tiefen, äußerst fruchtbaren Schluchten und Thäler in den Andes von Huanuco, welche durch die Untersuchungen der spanischen Botaniker Ruiz, Pavon und Tafalla (im J. 1787) eine gewisse Celebrität erhalten haben, und seitdem von keinem Reisenden besucht worden waren, zu durchforschen. Am 12. Juny verließ er mit drey Maulthieren und zwey Führern die Hauptstadt. Sein Weg nach Huanuco führte ihn über den merkwürdigen Flecken Cerro de Pasco, den wichtigsten Punkt für die bergmännische Bearbeitung des Silbers in Peru, welcher, obgleich unter dem eilften Breitengrade, aber nahe an 12000 Fuß über dem Meere gelegen, die klimatische Rauhheit und Armuth unserer höchsten Alpenfirsten darbietet. Nach zwölftägigem Aufenthalte in diesem Sibirien Peru's stieg unser Reisender in das herrliche Thal von Huanuco hinab, wo er mit jedem Schritte abwärts dem Reichthume und der friedlich süßen Ruhe eines wahren Tropenlandes näher kam. In Huanuco, der Hauptstadt der Provinz Junin, welche, obgleich man seit 1770 in ihrer Nähe China entdeckt hat und zu sammeln pflegt, immer mehr verfällt, und jetzt nur 4200 Einwohner zählt, war er gewissermaassen an die Gränzmarke des jetztbewohnten Perus in dieser Breite gekommen, denn acht bis zwölf Legoas in N. und O. von Huanuco beginnt der Urwald, welcher fast ohne Unterbrechung in das tiefe Becken des Amazonenstromes hinabzieht, und somit gewissermassen erst an den Mündungen jenes Riesenstromes sein Ende erreicht. Die sonst zahlreichen Colonien am Rio Pozuzo, östlich von Huanuco sind jetzt alle verlassen. Unser Reisender wählte zu seinem Standquartiere das o. n. östlich von Huanuco, schon in der Waldregion (Montanna) gelegene Hacienda de Pampayaco. Als er auf dem Wege dahin die Cuesta de Carpis erreicht hatte, war er an der Schwelle jener von ihm schon seit der Kindheit ersehnten tropischen Urwälder. Ein Blick rückwärts zeigte ihm noch die riesenhaften Ketten der Andesgebirge, deren Hochpässe er zwischen Canta und Cerro del Pasco überschritten hatte. Die obere Grenze der Hochwaldungen bildet, längs den Gebirgen hinan die Ceja de la Montanna, ein Gürtel niedrigeren Baumwuchses von undurchdringlicher Dichtigkeit. Am 5. July 1829 ward jener Meierhof erreicht. Hier verweilte der Verfasser bis zum April des folgenden Jahres. Die Entbehrungen, denen er während dieses langen Aufenthalts ausgesetzt war, hätten die Geduld eines minder leidenschaftlichen Naturforschers gebrochen. Oft Monate lang hatte er kein Brod, nur an den Sonntagen ward zuweilen aus den benachbarten Höfen und von Huanuco her frisches oder gesalzenes Fleisch erhalten, und größtentheils war er auf höchst rohe und einfache vegetabilische Kost beschränkt. Die Hütte, worin er wohnte, hatte er sich selbst erbauen müssen. Diese Entbehrungen und eine Verwundung schwächten den Körper des muthigen Reisenden, so daß sich endlich ein heftiges Wechselfieber ausbildete. Nachdem die gemachten Sammlungen von ihm selbst nach Huanuco zurückgeleitet worden waren, um nach Lima versendet zu werden, und er dagegen von dort die nöthigen Waaren, namentlich Tauschartikel für den Verkehr mit den Wilden, so wie Geld für die Weiterreise erhalten hatte, verließ er am 26. May 1830 seinen einsamen Wohnort. Zum Diener hatte er einen Mestizen aus Huanuco bey sich. Sechs Cholones-Indianer mit

ihren Weibern hatten es übernommen, sein Gepäcke zu tragen, und ihn durch diese Wildnisse zu geleiten, in welchen er, bey Cuchero auf Strickleitern aus Lianen, in die grauenvollen Schluchten des Huallaga hinabgestiegen, für lange Zeit keine Ansiedelung finden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Memorie di Torino etc.

(Fortsetzung.)

2) Esame fisico-chimico delle sostanze trovate nell' interno d'alcune urne negli scavi attorno a Torino nel 1830, 1831. del Prof. Lavini.

Die Substanzen, zum Theil Sägspänen, zum Theil Knochen ähnlich, gaben bey der Analyse phosphorsauren Kalk und bey der Verkohlung kohlensaures Ammoniak und ein empyreumatisches Oel.

3) Analyse d'une idocrase violette de la vallée d'Ala par Ange Sismonda.

Das Mineral wurde mit kaustischem Kali aufgeschlossen. Das Resultat war:

Kieselerde	39,54	— — 20,44	= 5	
Thonerde	11,00	— — 5,00	= 2	
Manganoxyd	7,10	— — 2,14		
Kalkerde	34,09	— — 9,57	= 3	
Eisenoxydul	8,00	— — 1,82		
	99,73			

Daraus leitet der Verf. folgende Formel ab.

$$2 \begin{Bmatrix} A \\ Mn \end{Bmatrix} Si + 3 \begin{Bmatrix} C \\ f \end{Bmatrix} Si$$

Der Mangangehalt ist ungewöhnlich groß.

Uebrigens ersieht man, daß, wenn das Eisen als Oxyd in Rechnung kommt, dieser Vesuvian von andern nicht verschieden ist und auf ihn die gewöhnliche Granatformel paßt. In den chemischen Versuchen ist keiner angegeben, welcher für die Gegenwart von Eisenoxydul spräche.

Diese Varietät von Vesuvian ist sehr selten, kommt krystallisirt vor und von mehr oder weniger gesättigter roth-violetter Farbe.

4) Analisi chimica della farina di fromento etc. del Prof. Lavini.

Der Verfasser findet im Weitzenmehl Spuren von Manganoxyd, Eisenoxyd und Kupferoxyd. Im unreifen Weitzen findet er weniger Amylum als im reifen, schleimigen Extractivstoff, Albumen, etwas grünes Harz und Kleber, ferner ebenfalls Spuren der angegebenen Metalloxyde.

IV. Astronomische Abhandlungen.

1. Alcune Riflessioni sul Circolo-Meridiano dell' Osservatorio di Torino, Memoria di Pietro Capelli, Astronomo Aggiunto.

Diese Abhandlung umfaßt mehrere auf die astronomischen Instrumente der Turiner Sternwarte bezügliche Bestimmungen, als: die Angabe einer Veränderung in der Befestigungsweise der Libelle an der Alhidade des Meridiankreises, eine Untersuchung der Biegung des Fernrohres am Meridiankreise, eine ähnliche Untersuchung für das Fernrohr eines 18 zölligen Theodoliten von Ertel, nebst einer Bestimmung der Polhöhe mit diesem Instrumente, endlich eine Methode zur Ermittelung der Vergrößerung bey Fernröhren.

Häufige unregelmäßige Veränderungen, in der Zenithdistanz des Poles, deren Daseyn man durch vielfache Beobachtungen am Meridiankreise erkannt hatte, wurden von dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Abhandlung der Befestigungsweise der Libelle zugeschrieben. Diese befand sich nach Reichenbachs bekannter Construction in einer messingnen Röhre, und wurde durch eine unterhalb liegende Feder gegen vier Schrauben hinaufgedrückt, die oben zum Reguliren angebracht waren. Man entfernte nun die Röhre und ersetzte deren Stelle durch zwey messingne Lager, auf welche die Libelle frey aufgelegt werden konnte. Zum Beweise, daß die Veränderlichkeit des Zenithpunktes von der Libelle herrührte, führt der Hr. Verf. zwey Reihen von Bestimmungen der Polhöhe an, die erstere aus den unmittelbar vor und nach dem Umkehren des Kreises abgelesenen Zenithdistanzen des Polarsterns abgeleitet, die andere aus Vergleichungen der ein oder mehrere Tage vor nnd nach jener Operation gefundenen Zenithdistanzen berechnet, und zeigt alsdann, daß die Abweichungen vom arithmetischen Mittel bey der zweyten Reihe im Durchschnitte fünfmal größer sind als bey der erstern.

Der erste Versuch zur Bestimmung der Biegung des Fernrohres am Turiner Meridiankreise wurde durch direkte und Reflexions-Beobachtungen des Polarsterns gemacht, die keine merkliche Biegung anzeigten, die aber der Hr. Verf. für zu unsicher und zu wenig zahlreich hält, um ein entscheidendes Resultat zu geben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Reise in Chili, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827 — 1832 ꝛc.

(Fortsetzung.)

In dem Hafen von Cuchero war Hr. Pöppig allein mit seinen halbwilden Gefährten. Wahr und schön schildert er die Empfindungen, welche ihn, den Hülflosen, beherrschten, als er hier, neben den in den Sand zum Schlafe niedergestreckten, neuen, vielleicht ungetreuen Gefährten, den Strom lautlos vorüberziehen sah, um sich die düsteren Uferberge, über sich den tropischen Sternenhimmel. Die Reise auf dem oberen Huallaga war äußerst mühvoll und gefährlich. An mehreren Stromschnellen und Fällen (malpasos) mußten die Ladungen ausgeschifft und durch den dichten Uferwald weiter gebracht werden. Doch ward die nächste Mission, Uchiza, wo ein alter spanischer Missionär, der seit vielen Jahren keinen Weißen gesehen hatte, unsern Landsmann mit armer Gastfreundlichkeit beherbergte, glücklich erreicht. Einem Aufenthalte von anderthalb Monaten in der weiter nördlichen, jetzt ganz verlassenen Mission von Tocache verdankte der Reisende sehr merkwürdige, schätzbare Zuwüchse seiner Sammlung. Er lebte hier ganz allein mit seinem Diener, „nachdem die alte Indianerin gestorben, und von ihrem Sohne unter schauerlichem Klagegeheul verscharrt worden war, worauf jener, der letzte Einwohner des Dorfes, in die Wälder entwich.“ Diese Einsamkeit ward einmal durch die Ankunft des Pfarrers von Uchezà unterbrochen, um ein Kirchenfest zu feyern, bey welcher Gelegenheit sich die, der Mission angehörigen Cholonen-Indianer aus den benachbarten Wäldern einfanden. Die Schilderung von dieser Versammlung erfüllt mit den schmerzlichsten Gefühlen; sie ist ein Beweis, wie seit der Abtrennung des spanischen Amerika's von seinem Mutterlande, die Einwirkung des Clerus auf die verkümmerten Urbewohner immer schwächer wird, und mit der sogenannten Emancipation ein allgemeiner Rückfall derselben in ihre ehemalige Rohheit eingeleitet worden.

„Man sieht,“ sagt der Verfasser, „daß jener braune Mensch die Fähigkeit des tiefen Fühlens und ein kindliches Gemüth eben so wenig besitze, als scharf richtende Urtheilskraft, daß in ihm das Thierische unverhältnißmäßig vorwiege, und man gesteht sich mit Bedauern ein, daß es wohl möglich seyn dürfte, ihm etwas mehr Civilisation in seinem Aeußeren aufzuprägen, daß aber keine Kunst und Sorgfalt ihn je zu einem Wesen umschaffen könne, das geistig frey und hoch erhaben dasteht. Ist die Kirche gefüllt, so gebieten die Beamteten Ruhe, und befehlen mit lauter Stimme das Niederknieen und die vielfachen, dort vorzugsweise eingeführten Ceremonien. Bisweilen wohl bricht Einer von ihnen im stolzen Gefühle seiner Autorität in eine Strafpredigt gegen die Unachtsamen oder Nachläßigen aus, unbekümmert um den gleichzeitig in den Verrichtungen der Messe begriffenen Priester. Fast ununterbrochen ist der furchtbare Lärm, den man dort mit dem Namen Musik belegt, denn Trommeln und Knochenpfeifen, Guitarren aus einem einzigen Block von Holz mühsam genug gearbeitet, Thevetia-Klappern und Schellen bilden das unliebliche Orchester, Feuerwerke, von dem Pfarrer selbst besorgt, prasseln, wie gewöhnlich, in der hellen Morgensonne, und das Chaos der Töne wird vollständig, wenn der Zug der Jäger sich dem Altare nähert, um den Segen zu empfangen, und die Weiber in einen gellenden Gesang ausbrechen. Die Männer tragen paarweise auf Stangen die Beute ihres Jagdzuges, und je näher dem Altar, um so grotesker werden ihre Verdrehungen, um so drolliger ihre Luftsprünge, die ein lautes und wildes Jauchzen, ein vermehrter Lärm der Musik begleitet. Hoch fliegen zwischen ihnen die

schwarzgeräucherten Affenleichen empor, denen ein Indier mit Onzenfell bekleidet, von den Wächtern stets zurückgetrieben, nachstellt; unter wüstem Geschrey bewegt noch während der Messe sich der Zug um den Altar, und kaum wird die Posse in jenen Momenten unterbrochen, welche die katholische Kirche durch Todtenstille zu heiligen gebietet. Hat endlich der Missionär sich herumgedreht, so beginnt um den Altar ein wilder Tanz, und so bewegt sich, den Pfarrer in die Mitte schließend, der Haufe aus der Kirche hinaus, vielleicht nicht wenig erfreut, daß der religiöse Theil des Festes überstanden. Von jener Zeit an steigert sich der Aufruhr, weil das Trinken das einzige Geschäft des Tages bleibt. Ohne Unterbrechung tönt die Indiermusik, und bald sind nur wenige noch nüchtern.“ (II. 300).

Einige sehr gefährliche Tagreisen, wobey sieben Stromschnellen und Wirbel zu bestehen waren, brachten den Reisenden nach der Mission von Sion (am 4. Sept. 1830). Hier wohnen Xibitos-Indianer. Es ist dieß die größte Mission am obern Huallaga; doch zählt sie nur 53 Paare, und der Pfarrer, kein Mönch, wohnt weit davon in Tayabamba. Zwischen Sion und dem Dorfe Juanjuy hatte unser unermüdeter Reisender den Kummer, einen Theil seiner Sammlungen durch das Versinken des leckgewordenen Kahns zu verlieren, und in letzterem Orte ward er auf Anordnung des Subpräfecten von Maynas gefangen genommen. Erst nachdem ein Befehl des Ministers, der in Lima durch einen eigenen Boten ausgemittelt werden mußte, eintraf, erhielt Hr. Pöppig seine Freyheit wieder, worauf er am 25. Nov. die Reise fortsetzte. Aus der Waldregion trat er hier für einige Tage in die der Berghaiden (Pajonales) über. Er kam an den berühmten Salinas de Pillvana vorüber, wo „eine, größtentheils aus Steinsalzpyramiden bestehende, Bergwand senkrecht aus dem Flusse emporstrebt.“ Bey Tarapoto, in dessen Nähe, wegen unüberwindlicher Fälle die Stromfahrt ausgesetzt werden mußte, näherte sich der Reisende der großen, meerähnlich sich ausbreitenden Central-Ebene von Südamerika, als deren Grenzen am östlichen Horizonte die auslaufenden Hochgebirge der Andes sichtbar waren.

Nachdem er das Felsenthor des Pongo durchschifft hat, sieht er sich in einer neuen, ganz fremden Umgegend. Jetzt hat er das Gebirgsland (die oberen Missionen von Maynas), dessen letzte Bergzüge hier vom Strome durchbrochen werden, hinter sich. Ein feuchter, ebener Grund, mit üppigster Vegetation uralter himmelhoher Waldung bedeckt, ohne alle Steine, in dem Strome ein Delphin (Delphinus amazonicus Mart.) Schaaren von Krokodilen, Rochen und andern gefährlichen Fischen, die über allen Begriff zunehmende Plage der Stechfliegen, eine andere, zahlreichere Thierwelt, namentlich Heerden von Brüll- und anderen Affen, die größere Hitze, zeigen dem Wanderer, daß er in ein Land von ganz anderer Beschaffenheit übergetreten sey. In diesem, dem unteren Maynas (Missiones baxas), welches mit großer Monotonie sich bis an die Westgrenze Brasiliens erstreckt, verweilte unser Reisender vom 6. December, wo er die Missionen von Yurimaquas erreichte, bis zum letzten July 1831. Ein großes, von den Reisenden aus leichten Baumstämmen erbautes Floß nahm die beträchtlich voluminösen Sammlungen auf, und wurde von vier Indianern, als Ruderern, und einem Halbweißen aus Moyobamba bedient. Die Fahrt auf dem Huallaga bis zu seiner Einmündung in den Marannon, und auf diesem stromabwärts bis zur Grenze von Brasilien ward schnell zurückgelegt, und Tabatinga, der brasilianische Grenzort gegen Maynas, ward am 19. August, die Villa de Ega am 4. September erreicht. Dieser Ort ward zum Standquartiere ausersehen, um die Naturproducte des Solimoes zu sammeln. Doch ward der Aufenthalt, obgleich dieser entlegene, aber im Vergleiche mit Maynas noch wohlhabende und civilisirtere Theil Brasiliens den Europäer mancher Entbehrung überhob, immer schwieriger, ja gefährlich, wegen der revolutionären Erschütterungen, die schon damals die unglückliche Provinz von Parà heimsuchten. Die gutgesinnte Bevölkerung mußte, aus Furcht vor den Anarchisten stets unter den Waffen seyn, und selbst unser friedlicher Landsmann wurde zu nächtlichen Patrouillen aufgefordert. Als endlich der wohlhabendste

Kaufmann der Gegend ein Segelfahrzeug ausrüstete, um Landesproducte nach Parà zu bringen, erhielt der Reisende eine sichere Gelegenheit, diesen Hafen zu erreichen, wo er endlich, nach mancherley, besonders durch die politische Aufregung des Landes veranlaßten Mühseligkeiten am Ostertage (23. April 1832) ankam.

Dieß ist eine kurze Uebersicht der von Hrn. Prof. Pöppig ausgeführten Reise. Wir haben uns bey der Erzählung des ersten Theiles derselben, in Chili, weniger aufgehalten, weil dieses Land in letzterer Zeit vielfach bereist und geschildert worden ist, während die Gegenden zwischen Lima und dem Huallaga, diesem Strome entlang und in dem obersten Flußgebiete des Marannon in unserm Vaterlande fast ganz unbekannt, und vor unserm Verf. theilweise noch niemals von einem deutschen Naturforscher besucht worden sind. Chili ist, seitdem unser dichterischer Forscher Chamisso es gesehen, und seine Küsten in einem lebendigen Bilde gezeichnet hat, von mehreren Engländern, Miers, Caldcleugh, Basil Hall ꝛc. beschrieben worden, und viele Sammler, wie die des Capt. Beechey, Cuming, Gillies, Alex. Cruikshanks, und der unglückliche Bertero, dessen hinterlassene botanische Schätze jetzt durch den würtembergischen Reiseverein bekannt gemacht werden, haben die Formen der chilesischen Vegetation in den Herbarien, theilweise auch in den Gärten heimisch gemacht. Dagegen ist das Hochland von Peru, welches Hr. Pöppig auf seinem Wege nach dem Marannon durchschnitten, äußerst wenig bekannt. An die mineralogischen Aufklärungen über jene Gebirge durch Baron Nordenflycht, der bekanntlich lange im Cerro de Passo als Minendirector lebte, und an die Werke von Ulloa und J. Juan schließt sich an, was über den peruvianischen Theil der Humboldtschen Reise bekannt geworden ist, so wie die Flora peruviana der spanischen Expedition von Ruiz und Pavon, deren Hauptwerk die Flora peruviana wegen der ungünstigen Verhältnisse in Spanien nicht zu Ende geführt worden. *) Ueber den Huallaga fehlten bis jetzt wissenschaftliche Berichte gänzlich, und über Maynas besitzen wir in Deutschland kaum etwas Zuverläßigeres als den von Murr im Jahre 1785 bekannt gemachten Bericht einiger deutscher Missionäre.

(Schluß folgt.)

Memorie di Torino etc.

(Schluß.)

Die sicherste Art die Biegung zu ermitteln, besteht darin, daß man zwey Punkte am Horizont, den einen im Süden, den andern im Norden so herstellt, daß die gerade Linie, welche beyde verbindet, mit der Axe des Meridiankreises in einer Ebene liegt: alsdann sollte die Summe der Zenithdistanzen beyder Punkte 180° seyn, und die Abweichung der wirklichen Messung hievon ist der doppelten horizontalen Biegung gleich. Bessel bediente sich zu diesem Zwecke zweyer Fernröhre, deren Fadenkreuze in gehörige Lage gebracht wurden: Carlini gebrauchte nur Ein Fernrohr und ein terrestrisches Objekt am Horizont. Diese letztere Methode modificirte der Hr. Verfasser, indem er einen 18 zölligen Theodoliten von Ertel nördlich und zwar etwas tiefer als die Axe des Kreises stellte, so zwar, daß er unter dem Fernrohre des Kreises auf das im Süden befindliche Meridianzeichen hinsehen konnte: er erhielt auf diese Weise ein Dreyeck, wovon ein Winkelpunkt in der Axe des Meridiankreises, der zweyte in der Axe des Theodoliten, und der dritte im Mittel des Meridianzeichens lag, und konnte zur Bestimmung der Biegung den Umstand benützen, daß die drey Winkel dieses Dreyecks 180° geben sollten. Nur die zwey ersten Winkel wurden durch unmittelbare Messung bestimmt, der dritte aber durch trigonometrische Berechnung aus dem zweyten mit Zuziehung der bekannten Entfernung des Meridianzeichens vom Kreise, und des Kreises vom Theodoliten abgeleitet. Nach dieser Methode, welche den besondern Vortheil gewährt, daß der Meridiankreis nicht aus seinen Lagern gehoben zu werden braucht, ergab sich im Mittel aus einer großen Zahl von Beobachtungen die horizontale Biegung 1″,71, die zur gemessenen Zenithdistanz hinzuzufügen ist.

Hiernach gibt der Hr. Verf. eine Reihe von Bestimmungen der Polhöhe mit dem 18 zölligen Ertel'schen

*) Nur drey Folio Bände dieses schätzbaren Werkes sind erschienen, und von dem vierten circuliren die Kupfertafeln in einzelnen Abrücken; die Hälfte des Ganzen ist unedirt.

Theodoliten, dessen Biegungsconstante nach Carlini's Methode 2″,74 gefunden wurde: das Resultat derselben weicht von der Bestimmung am Meridiankreise um eine Sekunde ab, ein Unterschied, der wohl nicht den Beobachtungsfehlern allein zugeschrieben werden dürfte.

Die Methode, wodurch der Herr Verf. die Vergrößerung der Oculare des Meridiankreises bestimmt hat, beruht auf dem Satze, daß der Winkel, den ein terrestrischer Gegenstand mit der optischen Axe bildet, um eben so vielmal verkleinert wird, wenn man durch das Objectiv hineinsieht, d. h. das Ocular zum Objective macht, als er für den umgekehrten Fall vergrößert worden wäre. Der Winkel selbst wird auf dem Kreise abgelesen, der verkleinerte Winkel aber mit einem Theodoliten gemessen, den man vor das Objektiv aufstellt. Derselbe Zweck läßt sich erreichen, wenn man die Zeit beobachtet, die ein Stern braucht, um den Zwischenraum zwischen zwey im Focus befindliche Faden zu durchlaufen, dann die Beobachtung wiederholt, indem man das Ocular gegen den Stern wendet, und ein anderes Fernrohr vor das Objectiv stellt. Der Hr. Verf. findet in diesem Falle die Vergrößerung gleich dem Quotienten aus den Quadratwurzeln der Durchgangszeiten.

Wir können die Inhaltsanzeige dieser Abhandlung nicht schließen, ohne die Bemerkung beyzufügen, daß die zur Bestimmung der Biegung beym Meridiankreise angewendete Methode nicht diejenige Sicherheit gewährt, die bey einem so wichtigen Elemente erforderlich ist. Sie setzt nämlich voraus, 1) daß sowohl beym Meridiankreise, als auch beym Theodoliten die optische Axe des Fernrohres mit der Rotationsaxe in Einer Ebene liege; 2) daß die Fernrohre bey den vorkommenden Winkelmessungen so gegen einander gerichtet werden, daß ihre optischen Axen in derselben geraden Linie liegen. Die erstere Bedingung wird auch bey den Reichenbach'schen Instrumenten selten erfüllt, die Abweichung aber kann und muß bey der Zenithdistanz terrestrischer Gegenstände berücksichtiget werden. Die letztere Bedingung ist nothwendig, damit man ein Dreyeck erhalte: da jedoch die optischen Axen jedenfalls parallel gestellt werden, so würde auch ohne diese Bedingung die Summe der drey oben erwähnten Winkel 180° geben, vorausgesetzt, daß man den Winkel am Meridianzeichen durch eine unmittelbare Messung bestimmt hätte. Eine ähnliche Betrachtungsweise wird gleichfalls die Unrichtigkeit der Carlinischen Methode zeigen.

Unbemerkt können wir auch nicht lassen, daß der Hr. Verf. in einem vorkommenden Falle den halben Unterschied zwischen dem größten und kleinsten Werthe unter einer Reihe von Beobachtungen für den mittlern Fehler einer Beobachtung genommen hat, was wohl unter keiner Bedingung zuläßig ist. Endlich wird eine leichte Untersuchung lehren, daß nicht der Quotient der Quadratwurzeln aus den Durchgangszeiten, wie am Ende der Abhandlung vorkommt, sondern der Quotient dieser Zeiten selbst die Vergrößerungszahl eines Oculars bestimme.

K. L. v. Knebel's litterarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Leipzig bey Gebrüder Reichenbach 1835. B. I. LXIII. u. 264 S. Bd. II. 512 S.

Der litterarische Nachlaß, der auf dem Titel zuerst genannt wird, soll erst in dem dritten Bande folgen. Die zwey gegenwärtigen enthalten eine Lebensbeschreibung Knebel's von Hrn. Mundt; Knebel's Gedichte, (die zu seinem Nachlasse nicht gehören; sie waren fast alle längst gedruckt;) und eine große Anzahl Briefe an Knebel; von ihm nicht viele.

Knebel war, da er 1834 in seinem neunzigsten Jahre starb, vermuthlich der älteste Quiescent in deutschen Landen; wenigstens der, welcher es am längsten gewesen war. Von der Universität Halle war er, eines Ansbachischen Geheimen Rathes Sohn, in den preußischen Kriegsdienst gegangen, hatte daraus nach zehen Jahren als Lieutenant den Abschied erhalten, dann eine Anstellung zu Weimar, als Hofmeister des Prinzen Constantin, angenommen, und war 1780 in den Ruhestand gesetzt worden. Zuweilen mag ihm dieser fast so drückend geworden seyn, als es seinem Freunde Herder eine mannigfache Amtsthätigkeit war; dieser hatte sein Leben lang zu wenig, Knebel zu viel Muße. Allein Herder, angetrieben von Sorgen der Nahrung, wußte die Zeit, die er erbeuten mußte, so gut zu nutzen, daß er eine große Anzahl Schriften, alle voll Gehalt und theilweise vortrefflich, hervorbrachte; wogegen aus dem ungleich längeren, sorgenfreyen, ganz der Wissenschaft und Kunst zugewandten Leben Knebel's, außer den Gedichten, die sich wohl nicht halten werden, bisher nur zwey Arbeiten bekannt waren, Uebersetzungen des Lucretius und des Propertius. Von den Vorschritten, die Knebel that, aus diesem allzu bequemen Ruhestande auszutreten, wurde er immer von seinen Freunden und selbst von seinem Fürsten abgemahnt. Er war in dessen geistreichem Cirkel, nächst Wieland, der Aelteste; dieß kann als seine litterarische Würde gelten. Auch war es nur durch Erinnerungen an jenen, in der deutschen Litteratur einzigen, Kreis möglich, die Beschreibung eines so thatlosen Lebens ergiebig und ansprechend zu machen, wie Hr. Mundt gethan hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Reise in Chili, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827 — 1832 ꝛc.

(Schluß.)

Hier also bewegt sich unser Reisender auf einer ganz neuen, uns unbekannten Bahn; und seine Schilderungen von Maynas werden die Autorität des ersten genauen Beobachters für sich in Anspruch nehmen. Im letzten Theile der Reise endlich schließt sich Herrn Pöppigs Bericht unmittelbar an den der bayerischen Reisenden Spix und Martius an, welche den Solimoes (oberen Amazonenstrom) im Jahre 1819 und 1820 bereisten.

Diese Andeutungen mögen hinreichen, um zu beweisen, daß das vorliegende Werk eine wichtige Stelle in der Literatur der südamerikanischen Reisen einnimmt, so wie die Reise selbst, ihrer Ausdehnung nach, eine der größten ist, welche bis jetzt von wissenschaftlichen Reisenden in Südamerika ausgeführt worden. Bedenkt man die zahlreichen Gefahren dieses wechselvollen Weges, die Mannichfaltigkeit der Beobachtungen und Entdeckungen, vergleicht man damit die geringen Hülfsmittel des einsamen, oft nur von seinem treuen Hunde beschützten Reisenden, so weiß man in der That nicht, ob man mehr seinem persönlichen Muthe und seiner Charakterstärke oder seinen vielseitigen Kenntnissen und seiner Liebe zur Wissenschaft größeres Lob spenden soll.

Der Verfasser hat es für zweckmäßig erachtet, die Form des Tagebuches in seinem Berichte gänzlich aufzugeben. Er hebt für jeden Abschnitt dasjenige heraus, was in demselben als besonders charakteristisch gelten mag. Manche für das allgemeine Publikum zu concrete Materien werden als Noten mit engerem Drucke den einzelnen Kapiteln angefügt. Bey dieser Behandlungsweise gibt der Verf. einen Vortheil auf, welchen der entschiedenere Verfolg nach dem Tagebuche mit sich gebracht hätte. Der Leser wird nämlich nicht so leicht in das wechselvolle Spiel der Begegnisse hineingezogen, die epische Bewegung des Berichtes wird schwächer. Andererseits aber gewinnt der Leser bey dieser Art der Darstellung an allgemeinen, weiteren Blicken, und die großartigsten, am meisten bezeichnenden, gleichsam massenhaften Erscheinungen treten stärker hervor, der Leser erhält Gelegenheit, sie gleichsam in Vogelperspective zu überblicken. Nur hätte Ref. gewünscht, daß das, was über einen und denselben Gegenstand zu sagen war, mehr compact, an einem Orte zusammengestellt worden wäre, wodurch gewisse Wiederholungen vermieden, und der Eindruck entscheidender geworden wäre. Doch dieß hängt von der Subjectivität des Schriftstellers ab, welche die Kritik anzuerkennen hat. Das Buch ist übrigens reich an wohlgelungenen ergreifenden Schilderungen, die besonders der Naturforscher mit großem Vergnügen genießen wird. Dieß gilt besonders vom zweyten Theile, in welchem sich unser Landsmann der, nach vieljähriger Entwöhnung fast entfremdeten Muttersprache mit alter Freyheit wieder bemächtigt zu haben scheint. Mit Freude erkennen wir besonders in solchen Stellen den Deutschen, der das Deutsche Herz mit sich durch die Fremde führt, und in welchem mancherley schwere Mühen und glücklich bestandene Gefahren jene heitere, fromme Hebung des Gemüthes erhalten haben, welche wir für eine Zierde des Mannes halten.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wird es dem Leſer dieſer Anzeige offenbar werden, daß das Werk eines Auszuges in ſtrengerem Sinne hier nicht fähig ſey. Der Naturforſcher findet eine Menge höchſt intereſſanter Nachrichten über das Thier- und Pflanzenreich jener unbekannten Gegenden. Beſonders ſchätzbar ſind die häufigen Schilderungen von den Eigenthümlichkeiten der Vegetation an den Küſten von Chili, auf den baſaltiſchen Bergabhängen und ſteilen Gipfeln der öſtlichen chileniſchen Andes um Antuco (38° ſ. Br.), der verarmten, froſtigen Hochebenen am Cerro de Pasco, der dichten, feuchten, überſchwänglich reichen Urwälder in den Schluchten und ſteilen Flußthäler im Gebiete des Huallaga und der ebenen, mit dicker Waldung bekleideten Gelände im Gebiete des oberen Maranon. Dieſe Schilderungen füllen zum Theil große Lücken in der Lehre von der Verbreitung und der Vertheilungsweiſe der Pflanzen auf dem Erdball aus, und werden von den Pflanzengeographen dankbar hingenommen werden.

Auch über die Thiere jener Länder findet man manche allgemeine merkwürdige Nachrichten und ſpecielle ſyſtematiſche Nachweiſungen. Ueber die Agrikultur in Chili, am Huallaga und im untern Maynas verbreitet ſich der Verfaſſer gründlich in eigenen Kapiteln.

Statiſtiſche und politiſche Geographie erhalten eben ſo höchſt ſchätzbare Beyträge, die zum Theil aus officiellen Quellen geſchöpft ſind. Insbeſondere verdienen die Nachrichten über Maynas genaue Würdigung, da ſie größtentheils die alten Data von Alcedo (in ſeinem geogr. Wörterbuche), und die neueren von Lister Maw (in deſſen Reiſe von Peru den Marannon abwärts nach Parà) erweitern und vielfach berichtigen.

Für die Ethnographie hat Hr. Pöppig nicht bloß durch mancherley Schilderungen von dem Character, dem bürgerlichen Leben und den Sitten der europäiſchen Abkömmlinge und Anſiedler in jenen Gegenden geſorgt; ſondern vorzüglich intereſſant ſind ſeine Nachrichten von den wilden Stämmen von Chili, am Huallaga und Marannon. Da er oft längere Zeit bloß unter dieſen rohen Naturkindern lebte, ſo war es ihm leicht, ſeinen Schilderungen auch jene kleinen, bey kürzerer Anweſenheit überſehenen Züge einzuverleiben, ohne welche das Character- und Sittengemälde an Wahrheit, wie an innerer Harmonie und Verſtändlichkeit verlieren muß. Leider ſind die Erfahrungen, welche Hr. Pöppig unter den Ureinwohnern Südamerikas zu machen Gelegenheit hatte, nur eine neue Beſtätigung der Anſichten, welche Ref. über die Unverbeſſerlichkeit jener rothen Menſchenraçe ausgeſprochen. Ueberall fand er dieſelbe Kurzſichtigkeit, dieſelbe Trägheit des Urtheils, die launenhafte Unentſchloſſenheit, das träumeriſche Hinbrüten, die Unempfindlichkeit für höhere Reize, — mit einem Worte die geiſtige Dürre und Unfruchtbarkeit, worin die ganze Raçe einer ſchnellen Vernichtung entgegen geht. Auch ihn hat der Anblick dieſes tragiſchen Geſchickes einer weit verbreiteten, höchſt eigenthümlich organiſirten Menſchheit mit Wehmuth erfüllt: und dieſes Gefühl vermehrt ſich ihm und wird zur gerechten Bitterkeit, bey dem Anblicke der geiſtigen Unmacht und Fäulniß, wovon das halbeuropäiſche Zwittergeſchlecht erkrankte, deſſen Händen jetzt das Schickſal von Südamerika zugefallen iſt. Durch welche wunderbare Kataſtrophen übrigens dieſe amerikaniſche Menſchheit von einer längſtverſchollenen Blüthe — einer verhältnißmäßig ziemlich hohen und höchſt eigenthümlichen Bildung, wovon wir faſt täglich neue Zeugniſſe auffinden — in den gegenwärtigen troſtloſen Zuſtand tiefſter Verſunkenheit und Entartung herabgeſtoſſen worden ſey, dieß iſt dem Verfaſſer eben ſo wenig klar geworden, als irgend einem andern Reiſenden, der im Anblicke Amerikas eines der ſchwerſten und ſchmerzlichſten Räthſel unſerer menſchlichen Natur erkannt hat.

Martius.

K. L. v. Knebel's litterariſcher Nachlaß und Briefwechſel ꝛc.

(Fortſetzung und Schluß.)

Nur iſt daran viel falſcher Schmuck, im Eingange beſonders, der in mehreren Variationen ausführt, Knebel ſey eine der Naturen geweſen, welche Göthe, (wie der Verf. meynt, ſehr glücklich) die anempfindenden genannt habe.

»Die neuen Ideen ihrer Periode, die das daran krankende producirende Genie nur eben, wie die kranke Muschel die kostbare Perle, von sich ausgeschleudert, und noch als bange Wagnisse in der Welt gelassen hat, werden in diesen aufnehmenden Geistern am ersten zu Fleisch und Blut, und treten in die sich bethätigende Wirklichkeit über.«

Welche Wahl eines Bildes, und welche Ausführung!

Der Briefwechsel ist großentheils sehr unbedeutend. Es finden sich darunter Stücke, wie von dem Buchhändler Nicolai, die nur mit Frachtbriefen zu vergleichen sind. An Matthisson's acht Briefen ist gar nichts. Sogar der Schauspieler Großmann nimmt hier einen Bogen ein. Dieser Ueberfluß vermindert den Werth der Sammlung; ein anderer vermehrt ihn, jedoch auf eine unerfreuliche Art. Eine Anzahl Briefe, namentlich von Herder und seiner Frau, voll eng vertraulicher Mittheilungen, sind hier in einer Vollständigkeit ausgelegt, von der aus der besseren Zeit unserer Literatur kaum ein Beyspiel, aus den letzten Jahren aber freylich mehr als eines ist. Für die Neugierde, wenn sie auch nicht boshaft ist, allerdings erwünscht; aber eine schwere Verletzung des Rechtes der Todten. Dieses Recht fordert, in Ansehung der Bekanntmachung von Briefen Verstorbener, daß sie nicht weiter gehe, als von diesen selbst wahrscheinlich zugelassen worden wäre, wenn sie darüber eine Anordnung für eine weit spätere Zeit zu machen gehabt hätten. Nun ist anzunehmen, sie würden nicht gewollt haben, daß ihre augenblicklichen, oft leidenschaftlichen, oft auch leichtsinnigen Stimmungen, welche sie gegen einen Freund in größter Zutraulichkeit äußerten, jemals der Welt bekannt würden; besonders, wenn solche Aeußerungeu sich nicht zu der Haltung schicken, die sie in ihrem Leben beobachteten. Mit Voltaires Briefen durfte ganz anders verfahren werden, als mit Herder's. Von diesem weiß man, wie er auf den Anstand hielt, den er sich vorgesetzt, man kann wohl sagen, zur Pflicht gemacht hatte; und daß er gegen den Leser, wo nicht Mißtrauen, wie Winkelmann räth, als gegen einen Feind, doch Zurückhaltung als gegen einen Fremden übte. Hier wird er mehrmals nackt, wie er sich nie gezeigt hat, aufgeführt, und was mit ihm hätte sollen zu Grabe gehen, das wird aufbehalten.

Das vorzüglichste in der Sammlung sind die Briefe des Herzogs (nachher Großherzogs) Carl August, die aber nur bis 1800 gehen, und Herder's. Unter den ersteren ist einer vom 13. Jan. 1793 aus Erfurt, wo der Fürst als preußischer General sein Winterquartier hatte, von historischem Werth als Urkunde einer ächt deutschen, ächt fürstlichen Gesinnung in damaliger Zeit.

— — — »das hessische Volk hat eine wahre Charakteristik der Deutschen geliefert, dadurch, daß es sich gleich vor bürgerlicher Unordnung scheute und trotz aller Raisonnements derben Widerstand allen beleidigenden neufränkischen Witzen entgegensetzte. Gäbe es nur ein Mittel, diesen Geist, der in allen deutschen Adern fließt, allgemein und in Einem Augenblicke wirken zu machen, so wäre unser Vaterland nicht so geplagt, wie jetzt in diesem Moment. — — Die wirkliche Schlappe in Hochheim hat die Franzosen etwas gedemüthigt. Wer diese Nation in der Nähe sieht, muß einen wahren Eckel für sie fassen, sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines menschlichen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht. Ich habe nichts ähnlicher mit dem jüdischen Charakter gefunden, als den der Franzosen. — — Die Nachrichten, welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir Freude; auch schreiben sie mir bisweilen recht artige Briefe; ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Eckel vor dem Geiste derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stätig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es sonst nennen will,) den Franken, dieser Nation, bey der sonst alles Honette, Dauerhafte, Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde gänzlich erloschen ist?

Der Mensch war nie, die Zone unter welcher er lebt, mag seyn, wie sie wolle, er war nie, sage ich, zur Treibhauspflanze bestimmt. Sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde; auch beurtheilt man die Franzosen falsch, wenn man glaubt, ihre Reife habe sie auf den jetzigen Punct gebracht. Eines unterdrückte das andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten selbst ihre alten Beherrscher, weil diese nachläßig und stupid waren. Nicht das mindeste Moralische liegt dabey zum Grunde, sondern man hat jetzt eine Art Moralität oder eine philosophische Zunft zum Werkzeug gebraucht. Es ist nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomo, und dieses ist lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald so alt seyn, daß auch der mindeste Grad von Neuheitssucht von mir entfernt bliebe, alsdann wäre ich glücklich bei euch, und theilte Gutes und Böses mit meinen Freunden.« — —

Der mannhafte Wunsch, der hier so trefflich eingeleitet ist, und der ohne Zweifel aufrichtig war, frey von der Neuheits-Sucht zu bleiben, steht ohne Zweifel Niemand besser an, als einem Fürsten; aber die Erreichung desselben ist schwer, weil dazu die seltene Vereinigung eines starken Verstandes mit einem gleich starken Willen erfordert wird.

Herder schreibt an Knebel schon 1784:

»So sehr Sie es auch verbergen mögen, so sitzt eine geheime Unruhe in Ihnen, wie das Küchlein im Ey; und um Gotteswillen machen Sie nicht, daß es Wärme gewinne. Nehmen Sie sich etwas Bestimmtes zu thun vor; dieß ist der einzige Weg, die Gedanken sowohl als die Begierden abzuthun, oder wenigstens zur Form unsrer selbst zurückzuzwingen. Gleichviel, was es sey; aber der Mensch muß Tagarbeit haben sein inneres Wesen ist zu weit und zu unbestimmt zum Kreise seines äußeren Daseyns. Verzeihen Sie meiner flachen Philosophie; sie ist aber die Erfahrung meines Lebens und selbst der vergan-

genen Wochen und Tage, in denen ich nur ein iniquae mentis asellus zu Treibereyen von außen gewesen. Ich eile wie ein verschmachtender Hirsch zur Quelle eilt, zu irgend einer zusammenhängenden Arbeit.«

In einem Briefe von 1790 spricht er ihm zu, sich in den Ruhestand zu schicken.

»Das Ringen nach Stellen in unserem Staate ist doch auch nichts; Sie kennen ihn, und ich darf nichts weiter darüber sagen. Ich an Ihrer Stelle würde mich gewiß nach keiner sehnen. Die Idee, daß man Sie als Pensionär ansehe, will doch auch nichts sagen; denn gibts nicht mehrere solcher Pensionärs hier? ja wer wäre es nicht?«

In einem andern Briefe von demselben Jahre zieht er für sich und seinen Freund eine schöne Lehre aus ihrem Aufenthalte in Carlsbad.

»Nach Ihrer Abreise ist in Carlsbad nicht so gar Merkwürdiges vorgefallen; die Alten zogen allmählig fort, und mit den Neuen machten wir uns wenig zu schaffen. Es war wie im Leben der Menschen, wenn man zu Jahren gelangt. Göthe blieb noch da, und er hat tapfer ausgehalten, überhaupt die Kur, wie ein vernünftiger Mensch gebraucht und abgewartet. Wir haben sie nur durchjagt; zumal Sie, und überhaupt haben wir die Hauptlektion des Lebens, „warten zu lernen", noch nicht gelernt. Dafür sieht er auch sehr wohl aus.«

Ein scharfes Urtheil spricht ein Brief von 1791.

»Das Buch des Erreurs ist mir immer abscheulich gewesen. Mit dem Uebersetzer Claudius habe ich mich deßhalb einmal als über eine Giftmischerey ordentlich überworfen.«

Da er an Knebel 1791 seine Paramythien sendet, schreibt er:

»Sie sind nichts als Jugendträume, wie ich sie auch nennen werde, wenn mir kein besserer Name einfällt, und die meisten sehr alt. — Haben Sie die Güte, frey anzuzeichnen, was Ihnen gefällt oder mißfällt, was Sie des Druckes werth oder unwerth achten. Auch bitte ich zu bemerken, wo Ihnen etwas zu einfach und gemein vorkommt; denn ich berge Ihnen nicht, daß mir in Gedichten Simplicität als die höchste Kunst vorkommt. In unserer geschmückten Zeit aber, da auch die Poesie voll Wortblumen und gedrehter Phrasen ist, muß diese Einfalt nothwendig an Gemeinheit zu gränzen scheinen.

Seine Bestrebung in der Philosophie beschreibt er 1799 so:

»Gelänge es mir, die Philosophie sectenlos wie die Mathematik, frey vom Worttande, wie der Verstand sie will, und was dazu nothwendig ist, sie unserer Sprache natürlich, einheimisch zu machen! Jedem Denkenden sein Wort, seinen Verstand auf die Zunge zu legen, und was er weiß und hat, ihm zum Gefühl des Eigenthums, des Wissens und Gebrauchs zu bringen!«

Ueber Knebel's Lucrez schreibt er 1800:

»Lucrezischer Geist herrscht in ihrer Uebersetzung genugsam; eine Treue bis zum Erstaunen; hie und da etwas mehr Geschmeidigkeit und Wohlklang wird sich auch hineinbringen lassen. Und am Ende ist das unbezahlbare Köstliche der Arbeit die Arbeit selbst, Anstrengung und Uebung des Geistes, Bearbeitung der Sprache, ein Ringen mit dem Geiste des Autors.«

In folgenden schönen Zeilen erkennt er die Freundlichkeit die einem seiner Söhne von Knebel erwiesen wurde:

»Ich danke Ihnen aufs Beste, Lieber, daß Sie sich des Augusts so freundlich annehmen. Da es seine erste Reise auf eigne Hand ist, und er an Ihnen einen Freund und Vater findet, so wird sich dieser Ausflug als ein liebliches Bild in seine Seele zeichnen, nnd er bekommt gewiß auch dadurch auf sein ganzes Leben hin Zutrauen zu Menschen: denn es ist doch gewiß, daß der größte Theil unseres geselligen Charakters aus Jugend-Eindrücken entspringt, und wie Menschen uns zuerst in der Welt aufnahmen. Haben Sie also die stille Freude des Knaben und den unauslöschlichen Eindruck, den sie seinem zarten Gemüthchen geben, statt alles Danks in Worten, und bringen Sie ihn uns gesund wieder.«

An solchen grünen Stellen ist gut verweilen; auf andere, wo nichts zu sehen ist als Versengung durch die Hitze oder den Frost des Tages, werde kein Blick geworfen.

The Birds of Europe, most respectfully dedicated by permission to the President et Council of the Zoological Society of London by J. Gould. London 1832 — 1835. Part. 1 — 13 in imp. fol.

Nächst Audobon's Birds of America, die Ref. übrigens aus eigener Ansicht nicht kennt, ist die eben angezeigte Arbeit von Gould das luxuriöseste Prachtwerk, welches die Ornithologie in neueren Zeiten aufzuweisen hat. Alles ist bei der äußern Ausstattung aufgeboten, um dieselbe so kostbar, so prachtvoll, als es nur immer möglich ist, zu machen. Das Papier ist sowohl für die Abbildungen als den Text, im Imperial-Folio, von blendender Weiße und englischer Solidität. Die Schrift ist mit großen Lettern gedruckt, und von einer Schärfe, Deutlichkeit und Eleganz, wie man sie in deutschen Werken nicht leicht finden wird. Die Abbildungen auf Stein ausgeführt, und wo möglichst den Vogel in Lebensgröße vorstellend, sind zwar nicht so detaillirt ausgearbeitet, wie in dem bekannten Werke des Prinzen von Musignano (L. Bonaparte), kommen demselben aber in leichter, naturgemäßer Auffassung der Stellungen gleich, und übertreffen es durch das ungleich lebhaftere und sorgfältiger behandelte Kolorit, auf welchem der Blick mit Vergnügen verweilt, und am Sehen und Wiedersehen nicht satt werden kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

De la Métaphysique d'Aristote. Rapport sur le Concours ouvert par l'Académie des sciences morales et politiques; suivi d'un Essai de traduction du premier livre de la Métaphysique. Par V. Cousin. Paris, 1835. 8. VII. 184 S.

Die philosophische Klasse des französischen National-Instituts hatte im Jahre 1833 die Prüfung der Metaphysik des Aristoteles zur Preisaufgabe gemacht. Sie verlangte 1) den Entwurf des Planes derselben, nebst einer ausführlichen Anzeige und Zergliederung ihres Inhaltes. 2) Die Geschichte dieses Werkes und des Einflusses, den es auf spätere Systeme bis zu unseren Tagen herab geübt hat. 3) Eine Beurtheilung desselben durch Nachweisung sowohl der Irrthümer, als auch insbesondere der Ideen und Wahrheiten, welche darin erörtert sind, und theils noch gelten, theils gelten könnten und sollten.

Nach Verlauf des anberaumten Jahres waren neun Abhandlungen eingelaufen, über die Bericht zu erstatten Hr. V. Cousin von der Klasse erwählt ward; und dieser Bericht ist es, den er hier dem Publikum mittheilt; demselben hat er beygegeben seine Uebersetzung des ersten Bandes der Metaphysik, ohne erläuternde Anmerkungen.

So wichtig an sich selbst und ehrenvoll für die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften die Preisaufgabe gewesen, so erfreulich und anerkennenswerth ist das Resultat. Wenn man auch die zwey deutschen Concurrenten abzieht, so sind sieben Bearbeiter einer so umfassenden und schwierigen Aufgabe überall keine geringe Zahl, und vollends nicht für das gegenwärtige Frankreich. Es liegt darin ein Beweis vor, wie überraschend mächtig das Studium der Philosophie im Vaterlande des Des Cartes und Mallebranche durch Royer Colard und Cousin angeregt und ausgebreitet worden ist. Die neue Richtung, die hiedurch dem französischen Geiste gegeben wird, verspricht in mehr als einer Hinsicht viel Gutes, nicht nur für eine ernstere und bessere Denk- und Sinnesart des Volkes, sondern auch namentlich für die Zukunft der Wissenschaft selbst. Einmal, weil hier gleich beym ersten Wiedererwachen eines emsigern Studiums der Philosophie die Geschichte derselben mit der Wissenschaft selbst in die allernächste und freundlichste Verbindung gesetzt wird, wie dieß eben die obige Preisfrage lehrt, und auch die für das Jahr 1836 gegebene bezeugt, welche ganz auf dieselbe Weise das Organum des Aristoteles, die Aechtheit desselben, die genaue Entwickelung des Inhaltes, die Zeichnung des Planes und Zweckes, ferner die Geschichte dieses Werkes und seiner Einwirkung auf alle späteren Systeme der Logik, endlich eine Beurtheilung desselben nach seinem fortdauernden Werth und Gehalt, zum Gegenstand neuer Untersuchungen macht. Eben diese enge Verbindung der Wissenschaft mit ihrer Geschichte hat sich auf eine rühmliche Weise Hr. Cousin in seinen philosophischen Vorträgen zum Ziel gesetzt, wie er prèf. p. IV. sagt: j'ai considéré comme un devoir de lier intimement l'histoire de la science à la science elle-même, et d'encourager particulièrement l'histoire de la philosophie ancienne qui se rattache de

toutes parts aux études classiques etc. Und S. 4. Ceci (die eingegangenen Antworten überhaupt) prouve encore, qu'il s'est fait en France un grave changement dans les esprits; que l'histoire de la philosophie est enfin incorporée à la philosophie elle-même, et que cette alliance intime, les fécondant l'une et l'autre, a ramené le goût des grands problèmes, et fait naître celui de l'étude des grands époques et des grands monumens de l'esprit humain u. s. w.

In Deutschland knüpfte sich weder die Wolfische, noch die Kantische Philosophie zunächst an die Geschichte, am allerwenigsten der alten Philosophie an, wiewohl aus der letzteren Schule Reinhold zuerst die Geschichte der Philosophie nach bessern Ideen entwarf, die in der Schelling'schen Schule erweitert und hie und da benützt, erst seit Schleiermacher und Hegel durchdringen und Früchte tragen.

Sodann verspricht die in Frankreich vorherrschende Liebe und Neigung zu den exacten Wissenschaften der gesammten Mathematik und Naturforschung auch die philosophische Speculation auf eigenthümliche und heilsame Weise zu wenden und zu befruchten. Wie viel Einfluß aber die erste jugendliche Richtung und Bildung des Geistes auf Gehalt und Gestalt eines philosophischen Systemes übe, dieß liegt gleich an Plato und Aristoteles jedermann vor Augen. Plato nach damaligem attischen Erziehungsgang, in seiner Jugend in den musischen Künsten und in der antiken Geometrie eingeübt, hat, wie von dorther die schöne vollendete Form in seinen Werken nachgebildet, so von dieser die ihm eigenthümliche Anschauungs- und Constructionsweise ins Heiligthum seiner Philosophie übergetragen, dergestalt, daß Ideenlehre und Größenlehre im allerengsten Verband stehen, eine die andere bey ihm erklären und beyde zusammen die alleinigen Gegenstände des wahren Wissens sind. Rep. VI. extr. Hinwiederum gründet sich das System des Aristoteles ganz und gar auf die ungeheuere Masse des

historischen und empirischen Wissens, welches er, von Jugend auf demselben zugewendet, sich unterworfen hatte. Nach dem, was, abgesehen von der Naturgabe, jeder als unmittelbares Wissen aus innerer oder äußerer Erfahrung in sich trägt, entfaltet sich die Speculation in ihm reicher oder ärmer, tiefer oder flacher; und darnach baut er sich sein System weiter und fester, oder enger und gebrechlicher.

Bis jetzt zeigt sich indessen nur der Einfluß deutscher Philosophie auf den französischen Geist. Es finden sich unter den französischen Concurrenten für obige Preisfrage Kantianer u. s. w. bis zu Hegel herab, wie der gegenwärtige Bericht bezeugt, der mit musterhafter Klarheit, Einsicht und Unpartheylichkeit abgefaßt ist, und die eingelieferten Schriften von der unbedeutenden ersten, bis zur beßten, der neunten mit wachsendem Interesse an der Sache, und gesteigerter Erwartung und Befriedigung des Lesers hindurch geht.

Die Akademie hat sich um die griechische Philosophie ein ungemeines Verdienst erworben, wenn, wie zu wünschen und zu hoffen ist, die 2 gekrönten Preisschriften bald dem Publikum übergeben werden. Die erste (unter Nr. 9. p. 90 — 117) hat zum Verfasser Hrn. Ravaisson, einen noch sehr jungen Mann von eben so viel Geist und Beurtheilungskraft als Gelehrsamkeit. Die zweyte (unter Nr. 5. p. 55 fl.) V. Prof. Michelet in Berlin. Ja auch die von der Akademie ehrenvoll erwähnte Arbeit des Hrn. Tissot scheint als Beytrag zur Förderung der Aristotelischen Philosophie und ihres Verständnisses, wie ihrer Geschichte, werth zu seyn, daß sie veröffentlicht werde. Endlich darf wohl auch im Buchhandel erwartet werden, die unter Nr. 3. in deutscher Sprache eingereichte Schrift, die den Titel hat: Aristoteles Kritik der Lehre von dem Uebersinnlichen in 9 Büchern. Neu übersetzt, mit kritischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen von A. L. F. in S. Dieser Verf. betrachtet als authentisch nur 9 Bücher und in folgender Ordnung: 5, 4, 3, 6, 7, 8, 9, 12, 13.

Ueberhaupt was in der Metaphysik des Ar. ächt sey, was nicht? was hieher gehörig, was nicht? wie sich die einzelnen Theile folgen könnten oder sollten? — hierüber weichen diese Abhandlungen, die eine von der andern mehr oder minder ab; s. S. 10, 30, 39, 40, 56 fgg. 94. Ich finde nicht, ob hiebey irgendwo Rücksicht genommen sey auf Metaph. B. c. 1. Hier zählt Ar. die Probleme auf, die er in der abzuhandelnden Wissenschaft vorerst erörtern muß. Obgleich sie dann nicht gerade in derselben Ordnung vorgenommen werden, so müssen sie doch irgendwo alle untersucht seyn; es sey denn, daß einige der vorläufigen Fragen in solcher Verbindung unter einander ständen (wie es wirklich der Fall ist), daß mit der Beantwortung der einen die andere oder mehrere beseitigt wären. Achtet man auf die a. a. O. vorgelegten Aufgaben, so erhellet sofort, daß das 13te und 14te B. hieher gehören, und daß sie wahrscheinlichst deßhalb ans Ende des Werkes gestellt sind, weil ihr Umfang den Zusammenhang des Ganzen zu lange unterbrochen und ungebührlichen Raum eingenommen hätte. Daraus erklären sich meines Bedünkens auch mehrere wörtliche Wiederholungen. Zu dieser Ausführlichkeit nöthigte aber den Ar. die damals vorherrschende Philosophie des Plato und seiner Anhänger, Speusippus, Xenokrates u. a. die mehr und mehr Pythagorische Zahlensymbolik in die Platonische Größenlehre einführten. In diesem Kampf entgegengesetzter Ansichten hat, was die Grundlegung für die Mathematik betrifft, Aristoteles auf die entscheidendste Weise gesiegt. Minder entschieden erklärte sich der Sieg für ihn in der Ideenlehre, überhaupt in der Erkenntnißlehre. Zwar seine Logik als Naturbeschreibung und Aufzählung der Denkformen hat allgemeinen Eingang und unerschütterliches Ansehen gewonnen; aber die Begründung derselben und ihre Anwendung, wie sie Aristoteles will, ist weniger beachtet worden. Dieß ist ein Punct, über den hier vorläufig Einiges zu erinnern ist, zumal er mit der in diesem Bericht mehrmals erwähnten Methode und dem Verdienst des Ar. um die gesammte Philosophie, und mit den Speculationen unserer Zeit im Zusammenhange steht.

An der 6ten Abhandlung wird von Hrn. Cousin besonders das Capitel von der Methode gerühmt: „Où l'auteur met parfaitement en lumière la nature de la méthode d'Aristote, laquelle consiste d'une part dans l'argumentation appuyée sur le principe de contradiction, et de l'autre dans les recherches historiques dirigés par la Critique.“ S. 35, Vgl. S. 46 u. 47. Vermißt wird an Ar. la méthode psycologique qui consiste dans l'étude de nos facultés, de leur lois, de leur portée et de leur limites. p. 36. Diese Methode habe zuerst Sokrates, späterhin Des Cartes gewiesen; S. 47 wird neben diesem auch Kant genannt. Mit letzterem müßte Ar. in Parallele gesetzt werden, wenn das Wesen seiner Methode, überhaupt seine Erkenntnißlehre, eindringender untersucht würde. Allerdings verlangt Ar. die Wissenschaft (ἐπιστήμη) soll beweishaft, apodiktisch seyn. Allein über der apodiktischen und lehrhaften — διδασκαλικὴ — Wissenschaft, erkennt er auch noch ein Höheres, den νοῦς (Vernunft), der der Quell der Principien ist, auf denen der Beweis überhaupt, und alle Speculation beruhet. Ar. post. II. c. ult. coll. Eth. Nic. VI. c. 6. Metaph. B. c. 2. Unter diesen Principien ist das des Widerspruches (ἀντίφασις) allerdings das allgegenwärtigste, offenbarste und durchgängigste. Daher erörtert er keinen Grundsatz, kein Princip so umständlich, keines bemüht er sich so nach allen Beziehungen und Rücksichten zu rechtfertigen und festzustellen, als eben dieses Princip des Widerspruchs, das als erstes Princip nicht bewiesen, sondern nur als Nöthigung, oder als Natur des Denkens anerkannt werden kann. Metaph. Γ (IV) c. 4. sq. c. 7. sq. Soph. El. I. c. 4. p. 427. Sylbe π. ερμ. c. 6. p. 60. 63. etc. „Τὸ γὰρ αὐτὸ ἅμα ὑπάρχειν καὶ μὴ ὑπάρχειν, ἀδυνατὸν τῷ αὐτῷ κατὰ τὸ αὐτό καὶ ὅσα ἄλλα προσδιορισάιμεθ' ἄν, ἔστω προσδιωρισμένα πρὸς

τὰς λογικὰς δυσχερείας.“ Diese προσδιωρισμένα gibt er in den Soph. El. a. a. O. Widersprechendes läßt sich wohl sagen, aber nicht denken, wie Ar. gut ausführt. Auch das Wörtlein ἅμα, zugleich, ist nicht überflüßig; denn es bezeichnet nicht nur das zugleich der Zeit nach, sondern auch das Zugleich oder die Einheit des Bewußtseyns, des Denkaktes. Kant in der Kr. d. r. V. S. 191. der 2ten Ausg. (Vom obersten Grundsatz aller analytischen Urtheile) hat daher mit Unrecht den Ar. wegen dieses Zugleich getadelt, da mit diesem Zugleich Ar. auf eben dasselbige dringt, worauf Kant mit der Einheit der Apperception u. s. w. Da gerade jetzo unter uns von zwei sehr ausgebreiteten Schulen — Hegels u. Herbarts so viel von Widersprüchen geredet wird, die sich im Denken jeder Art leicht hervorthun, und welche denkend überwunden, wie die einen; wie aber die anderen wollen, durch das Denken beseitiget und weggeschafft werden sollen: so ist es wohl an der Zeit, zu erinnern, daß das Gesetz des Widerspruchs vor, wie nach, in seiner Kraft und Gültigkeit besteht und bestehen wird, wenn man es im Sinne des Ar. auffaßt, und und nur auf die Sätze, auf die Urtheile bezieht, und da es eben mit den προσδιωρισμένοις anwendet.

(Schluß folgt.)

The Birds of Europe, etc.

(Schluß.)

Kurz, dieses Werk ist eine Zierde für jede große Büchersammlung; ein Prachtwerk, auf dessen Besitz die königliche Hof- und Staatsbibliothek dahier stolz seyn darf; das leichteste und sicherste Mittel für den, der schnell und zuverläßig die europäischen Vögel aus Abbildungen kennen lernen will.

Gould's Werk ist mehr auf den reichen Liebhaber und Freund der Naturgeschichte, als auf den Ornithologen vom Fache berechnet, für den es daher nicht den Werth, wie für jenen haben kann. Der Ornithologe, welcher in seinen Privat- oder in Staatssammlungen die europäischen Vögel, welche leicht zu haben sind, in ziemlicher Vollständigkeit aufgestellt findet, zieht natürlich gut ausgestopfte Exemplare den besten Abbildungen vor. Der neuen Darstellungen kann ihm ein solches Werk nur wenig bringen, da die hieher gehörige Litteratur bereits sehr reichhaltig ist, und eben deshalb die Auffindung reeller neuer Arten in Europa eine Seltenheit wird. Auch ist nicht der Text mit einer solchen Vollständigkeit, wie etwa Naumann's noch unübertroffenes Werk bearbeitet, sondern nur so viel gegeben, als eben zur Charakteristik der Art nöthig erscheint, daher jeder Species von dem ihm bestimmten Folio-Blatte nur die eine Seite, und selbst von dieser nicht selten bloß die Hälfte, gewidmet ist. Was den wissenschaftlichen Naturforscher im Texte am meisten ansprechen wird, sind die vielen einzelnen Angaben über die geographische Verbreitung der Arten; ein wichtiger Gegenstand, zu dessen vollständiger Erörterung die Engländer, welche jetzt aus allen ihnen zugänglichen Ländern die Naturschätze zusammenbringen, am ersten Gelegenheit haben.

So wünschenswerth es aber auch ist, einmal Abbildungen von allen europäischen Vögeln in einem einzigen Werke vereinigt zu finden, um so mehr ist es im Interesse der Wissenschaft zu bedauern, daß, ihres enormen Preises wegen die vorliegende Sammlung mit ihren wunderschönen Tafeln nicht zu einem Gemeingute der Leute vom Fach werden kann; daß sie vielmehr nur höchst wenigen, durch äußerliche Umstände begünstigten Naturforschern zugänglich ist. Der hohe Preis dieses, so wie mancher anderer Werke der neuern Zeit ist zum großen Theil dadurch mit herbeygeführt, daß man einmal unnöthiger Weise das größte Format wählt, und dann, daß man gezwungen wird, mehr weißes, als bedrucktes oder bemaltes Papier zu kaufen, indem mit leerem Papier die größtmöglichste Verschwendung getrieben wird, so daß Gould in der Regel selbst den kleinen Vögeln, die mitunter, wie z. B. Sylvia Troglodytes, Parus cristatus u. a. nur in einer einzigen Figur dargestellt sind, ein ganzes Folio-Blatt gewidmet hat. Es ist daher nicht zu wundern, daß der Preis eines jeden dieser 13 Hefte auf drey Guineen fünf Schilling, ohne die sehr kostspieligen Bezugskosten, zu stehen kommt, weßhalb auf dem Kontinente selbst nur die wenigsten öffentlichen Bibliotheken an die Anschaffung dieses Prachtwerkes denken können.

Jedes Heft enthält 20 von diesen schönen Tafeln, also die 13 Hefte, die bereits vorliegen, 260, auf welchen ohngefähr 271 Arten abgebildet sind. Nach englischer Manier fehlt es an Aufführung neuer Gattungsnamen nicht, doch weiß Gould glücklicher Weise von Brehms Zersplitterung der Arten nichts. Ueber die systematische Anordnung läßt sich vor der Hand nichts sagen, da das Werk noch nicht vollendet ist, auch die Arten in gar keiner Ordnung erscheinen. Zum Ende ist ein Schema versprochen, nach welchem das Ganze geordnet werden soll, weßhalb auch weder Tafeln noch Text paginirt sind. Wenn dieses prachtvolle Kupferwerk eine der schönsten Zierden der ornithologischen Litteratur, vollendet ist, was der englische Reichthum auf keine späte Frist hinausschieben wird, so hoffen wir auf dasselbe noch einmal und mit größerer Ausführlichkeit zurückzukommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel. Vierten Theiles erste Abtheilung. (Fünfter Band.) Cassel im Verlage von Friedrich Perthes von Hamburg 1835. Auch mit dem besonderen Titel: Neuere Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel. Erster Band; XXIV S. Vorbericht und 862 S. Text, Anmerkungen und Anhang.

Der uns benachbarte historische Boden des Gesammthauses Hessen, d. h. des Kurfürstenthums Hessen-Cassel, und des Großherzogthums Hessen-Darmstadt, ein mächtiger integrirender Theil des teutschen Reiches, in seiner nordwestlichen Stellung, mit all' den Beziehungen der innern nationalen Entwicklung, und der äussern politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, hat, was schon bey dem Erscheinen des ersten Bandes des vorliegenden in vieler Hinsicht ausgezeichneten Geschichtswerkes allseitig bemerkt worden ist, von jeher fleißige und tüchtige Bebauer gefunden; und es sind zunächst die erleuchteten Fürsten des Hauses selbst, welche solcher mehr heilsamen, als prunkvollen Geistesthätigkeit durch freysinnige und ermunternde Gewährung der Mittel entgegenkommen. Da hiedurch auch die noch nicht im Zusammenhang aufgefaßte, geschichtliche Bearbeitung der in jüngster Zeit im Nordwesten von Bayern erworbenen Provinzen bedeutenden Vorschub erhält, so achten wir es, ehe der erste Band der neuern Geschichte von Hessen hier näher besprochen werden soll, für zweckgemäß, ja für nothwendig, in diesen Blättern auch die vorausgegangenen historischen Schriften von und über Hessen, aus der Feder des Hrn. v. Rommel näher zu berücksichtigen, und, abgesehen von den Bearbeitern einzelner Gegenstände, z. B. von Senkenberg, v. Seckendorf, Strobel, von den beyden Kopp's u. s. w. insbesondere noch von dem umfassenden Werke eines frühern Historiographen, des verdienstvollen Wenks, kurzen Bericht zu geben. Zugleich erfahren wir aus Hrn. v. Rommel, der die einem gründlichen und unbefangenen Geschichtschreiber so wohlanstehende Tugend hat, keinen seiner Vorgänger oder Nebenmänner zu ignoriren, sondern auf einen jeden nach Verdienst und Gebühr hinzuweisen, daß auch ein Herr K. R. Schmidt bereits zwey Bände einer hessischen Landesgeschichte, wie es oben scheint, mehr in Compendienform, herausgegeben hat; wie denn auch schon eines hessischen Historiographen Winkelmann vom Ende des XVII. Jahrh. öfter erwähnt wird.

Helfr. B. Wenk, hessendarmstädtischer Consistorialrath ꝛc., hatte seinen Standpunct und sein Augenmerk zunächst zu und für Darmstadt, während Christoph Rommel als Professor zu Marburg, von dort und Cassel aus die geschichtlichen Fäden aufnahm — ein für die Vollständigkeit und Vielseitigkeit der Aufgabe Beyder sogar förderlicher Umstand.

Der I. Band von Wenk's hessischer Landesgeschichte mit Urkunden und Karten in 4. erschien zu Darmstadt und Giessen im J. 1783. Er enthält a) eine werthvolle Abhandlung von den Quellen der hessischen Geschichte, auf die auch Rommel öfter zurückkömmt; b) Die Geschichte der Grafschaft Katzen-

elenbogen, woraus das Fürstenthum Hessen-Darmstadt hervorgieng, in 6 Abschnitten; c) ein Urkundenbuch. Der II. Band, im J. 1789 zu Leipzig aufgelegt, begreift Hessen von den ältesten Zeiten an bis zum Ausgang des thüringischen Mannsstamms in 5 Abschnitten, wieder mit einem schätzbaren Urkundenbuch. Der III. Band, vom J. 1803, behandelt, den fünften Abschnitt fortsetzend, Hessen unter Grafen und Dynasten. Mit dem sechsten Abschnitte, den hessisch-fränkischen Landschaften im engern Verstande gewidmet, ist dieses, seinen Werth für alle Zeiten behauptende Werk, das der Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt großmüthig unterstützt hatte, durch den Tod des Verfassers unterbrochen worden.

Im J. 1820 erschien zu Marburg und Cassel im Selbstverlage des Verf. der I. Theil der Geschichte von Hessen durch Christoph Rommel, Professor in Marburg, in 8. zu 356 S. Text und 296 S. Anmerkungen. Auch diese Unternehmung war nur durch die vom Kurfürsten Wilhelm I. gewährten Mittel und durch eine zahlreiche, dem Werke vorangedruckte, Subscribentenliste, welche dem lesenden Publikum aller Stände in beyden Hessen und der Nachbarschaft wahrhaft zum ehrenden Zeugniß gereicht, möglich geworden. Dieser erste Theil begreift die ältesten Zeiten bis zum Anfang der Landgrafschaft Hessen (1242) und zerfällt in drey Bücher, als: I. B. Urgeschichte, oder vom Anbau des Landes, in 4 Abschnitten, wovon der letzte Hessens Bekehrung zum Christenthum erzählt; II. B. Hessen unter Grafen Herren, mit Karl dem Großen beginnend, bis 1130; III. B. Hessen unter dem Landgrafen von Thüringen, von 1130 bis 1247. Hinter den drey Büchern laufen die Anmerkungen, Stammtafeln, genealogischen Uebersichten ꝛc. nach eigenen Nummern fort.

Der II. Theil der Geschichte von Hessen durch Christoph Rommel erschien zu Kassel im J. 1823, wieder im Selbstverlage des Verfassers, der inzwischen der Unterzeichnung der Vorrede zufolge bereits zum kurhessischen Hofarchiv-Director und Historiographen vorgerückt war, und begreift mit XXII S. Vorrede, 348 S. Text, und 290 S. Anmerkungen, Registern und Anhängen, das vierte Buch in sieben Abschnitten, von 1247 bis 1458, nämlich die Zeiten der Begründung und der Entwicklung des Fürstenthums und der Landgrafschaft Hessen unter den ersten sechs Landgrafen, von Heinrich dem Kinde (brabantischen Stamms) bis zum Tode Ludwigs des Friedsamen.

Der III. Theil, vielmehr des dritten Theils erste Abtheilung, erschien zu Kassel, im J. 1827, abermals im Selbstverlag des Verfassers, der die Vorrede nunmehr als kurhessischer Haus- und Staats-Archiv-Director und Historiograph unterzeichnet; und begreift auf 393 S. Text und 350 S. Anmerkungen das fünfte und sechste Buch. Jenes handelt in drei Abschnitten, von der Zeit der Theilung seit dem Tode Ludwigs des Friedsamen, bis zum Tode Wilhelms des Mittleren: 1458 — 1569: Dieses, gleichfalls in drey Hauptstücken, liefert den ersten Theil der Geschichte Philipps des Großmüthigen: 1509 — 1528.

(Fortsetzung folgt.)

De la Métaphysique d'Aristote etc.

(Schluß.)

Was unter uns jetzt unter dem Namen Widersprüche zusammengenommen wird, das hat Aristoteles in vier und mehr Arten geschieden und unter dem Namen *Ἀντικείμενα* befaßt. Metaph. Δ (V.) c. 10. Categ. c. 8. p. 47. sq. u. a. m. O. Widersprüche der Art, Gegensätze, widerstreitende Elemente, Widernisse (*ἐναντία*) u. d. gl., wo sie sich im Denken ergeben, zu überwinden, oder zu entfernen und zurechtzustellen, hat Aristoteles seine besondern Methoden, Grundsätze und Begriffe (wie δύνα-

σις, ἐνέργεια, ποιότης, διάθεσις u. s. f.) die er nicht nur anwendet, sondern auch in der Metaphysik und anderwärts erörtert hat. Beispiele liefert er überall, wo er Begriffe untersucht, z. B. den der Natur, der Bewegung, der Zeit, des Raumes, der Tugend, der Seele u. s. f. Auf diese seine Methode, Begriffe zu gewinnen und zu bestimmen, scheint nicht genug Achtung gegeben zu seyn, wiewohl sie Ar. als einen Hauptpunct der Erkenntnißlehre nicht nur in der Analytik (Ar. post. II. 6—10) u. Topik (l. VI) sondern auch in der Metaph. l. VI. (Z.) cc. 4—6. u. 10—12 aufs genaueste erforscht hat, und hier die Keime einer transcendentalen Logik entfaltet, die sich von dem Kantischen subjectiven transscendentalen Idealismus darin unterscheidet, daß sie auf objective Uebereinstimmung des Geistes und der Natur bauet. Daher wiederholt Ar. so oftmal: ἡ φύσις καὶ ὁ νοῦς οὐδὲν μάτην ποιεῖ. Gerade in diesen Untersuchungen ist Ar. zumeist philosophisch; gerade da braucht er auch die psychologische Methode, um alle diejenigen Begriffe und Grundsätze zu gewinnen, die nöthig sind, wenn irgend wie argumentirt werden soll. Denn die Argumentation ist allerdings der Weg der Begründung, aber hauptsächlich nur für das Untergeordnete; sie ist der Weg des Fortschrittes. Allein da der Schluß in seiner geradlinigen Form für den nächstfolgenden Beweis immer nur den Obersatz geben kann, so muß der Untersatz in einer andern Reihe erschlossen, bewiesen oder sonst auf einem andern Wege gefunden uud geführt — der Eintrag zu dem Zettel des Denkgewebes muß von einer andern Seite her gewonnen und eingeschossen seyn. Dieser Theil der Aristotelischen Logik, die ὁριστική, ist in der alten, wie in der neuern Zeit über seiner συλλογιστική und ἀποδεικτική ungebührlich vernachläßiget worden. Zu jener ὁριστική — Bestimmungskunst, ist seine Dialektik und Topik Vorbereitung und Ergänzung; und aus den mannichfaltigen Zweigen der Logik, wie sie Ar. in dem Organon und der Metaphysik entwickelt hat, kann man schon vermuthen, daß er keine Methode einseitig durchsetzet, daß er diese nach und mit den Gegenständen wechseln lässet, wie es die Natur der Objecte erheischt. Ein anderes Verfahren, das dialektische — verlangt die Ontologie, ein anderes die Natur; wieder ein anderes die Ethik oder die Mathematik. Diese ist eine streng apodiktische Wissenschaft und läßt sich nicht in den dialektischen Proceß hineinziehen, in dem in unsern Tagen von einer Seite her alles Ideelle geschmolzen wird. —

Aus dem Bericht erhellet nicht, ob in der geschichtlichen Würdigung der Metaphysik die Wirkung des Aristoteles auf die christlichen Lehrer in den ersten Jahrhunderten, und dann auf die Araber sattsam durchforscht sey. Diese sind aber die beiden Quellen, aus denen zunächst die Scholastik des Mittelalters den Aristoteles kennen lernte; die von diesen Seiten her angeregten Probleme sind es, welche der Scholastik ihr hauptsächlichstes Interesse geben, z. B. die Averroistische Lehre von mens universalis u. a. Dagegen ist vortrefflich, was Herr Cousin aus der gekrönten Preisschrift des Hrn. Ravaissou über unsern Leibnitz heraushebt. Es ist höchlich zu bedauern, daß wir im Vaterlande dieses tiefen, gewendigen Geistes noch keine umfassende und eindringende Darstellung seiner Philosophie nach allen ihren Richtungen besitzen, daß sie überhaupt niemal recht bekannt und zugänglich geworden ist. Zunächst darf man wohl von Hrn. Feuerbach in der Fortsetzung seiner Geschichte der neueren Philosophie eine genügende Entwickelung und Würdigung des Leibnitzischen Systems erwarten.

Ueber die Uebersetzung des ersten Buches der Metaphysik mögen Franzosen urtheilen; einzelnen Stellen in 8ten u. 9ten Cap. ließe sich wohl ein etwas anderer Sinn und Bezug abgewinnen. Indessen, da keine erläuternden Anmerkungen beygegeben sind, so läßt sich darüber nicht füglich streiten.

P. K.

Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren. Von J. Ritter von Xylander, Hauptmann im k. bayer. Ingenieur-Corps ꝛc. Frankfurt am M. 1835. XVI. und 320 S. gr. 8.

Die Albanesen (ἀρβανῖται) bewohnen seit undenklicher Zeit das gebirgige Küstenland (Epirus der Alten) am adriatischen und jonischen Meere, und schon bey Ptolemäus kommen an dieser Küste Albani mit ihrer Stadt Albanopolis, vielleicht dem jetzigen Elbasán, vor. Sie theilen sich in vier Hauptstämme, deren jeder seinen besondern Dialekt spricht. Einige sind theils griechisch, theils römisch katholische Christen geblieben, andere haben vor nicht gar langem den Islam angenommen. Die Montenegriner, Skutariner, Sulioten ꝛc. sind keinem europäischen Zeitungsleser, der Held des 15. Jahrhunderts Georg Castriota, genannt Skanderbeg, ist keinem Gebildeten unbekannt.

Man schätzt die gegenwärtige Seelenzahl dieses merkwürdigen Volkes auf ungefähr 300,000. Sie muß früher weit größer gewesen seyn, denn seit dem 14ten und 15ten Jahrhundert haben sich Albanesen in starken Colonien nicht bloß über den größern Theil des griechischen Festlandes (Böotien, Attika und Argolis, Spezzia, Poros, Salamis) verbreitet. Ja bis nach beyden Calabrien und nach Sicilien wandten sich 1461, 1532 und noch 1744 albanesische Auswanderer. Ueberdieß sind Leute dieser Nation über das ganze türkische Reich zerstreut und wie sie weiland als Miethsoldaten den Venetianern, unter Piccolomini auch dem deutschen Kaiser dienten, so sind sie als solche fortwährend von den Großen des Orients gesucht.

Albanesen, uralte Nachbarn Griechenlands, ein kräftiger und unverwüsteter Volksstamm, bilden heut zu Tage einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung des neuen Königreichs Hellas, und eben sie sind es, welche (wie ein Sachkenner sich ausspricht) im Freyheitskriege die größten Thaten zu Wasser und zu Lande verrichtet haben. Kleiderschnitt, Sitteneinfalt und republikanischer Trotz ist mit diesem harten Volke aus Epirus nach Griechenland gekommen.

Mit seltener Regsamkeit und Leichtigkeit, sich in Fremdes zu finden, vereinigt dieses Volk die hartnäckigste Kraft, dennoch das Eigene fest zu halten. Es sind ihm hierin im übrigen Europa nur die Basken und Iren vergleichbar. In seiner Nähe haben die Donau-Thracier (Wlachen) ihre frühere Sprache in der der römischen Herren, wie später die von der Wolga gekommenen Tataren (Bulgaren) die ihrige sogar in der der besiegten Slawen untergehen lassen.

Diese Epiroten aber, wenigstens die Männer, einst gewiß der althellenischen, dann der lateinischen, wie später nach Umständen der slawischen, türkischen, besonders aber der neugriechischen Sprache mächtig, haben am häuslichen Herde, im Verkehr der Frauen und Kinder zu jeder Zeit ihre angestammte Muttersprache zu bewahren gewußt. Zu den wesentlichen Vortheilen, die ihnen jene Leichtigkeit, sich nach Andern zu richten, gewährte, brachte sie den Nachtheil, daß sich von jeher Nachbarn und Fremde, mit denen sie in Verkehr kamen, um das eigentliche albanesische Idiom, das von allem schriftlichen, ja sogar vom gottesdienstlichen Gebrauch ausgeschlossen blieb, wenig oder gar nicht zu bekümmern brauchten. Und so ist es gekommen, daß von einer Sprache, die an hoher Alterthümlichkeit vielleicht keiner ihrer asiatisch-europäischen Stammschwestern weicht, da eine im Jahre 1664 von der Propaganda veranlaßte Uebertragung des bellarminischen Katechismus, und ein in den Jahren 1685 und 1691 albanesisch gedrucktes theologisches Werk des Peter Bogdán nicht so hoch anzuschlagen sind, erst in unsern Tagen ein Probestück jener Art erschienen ist, wie sie bey andern längst unter die bahnbrechenden Erstlinge ihrer Litteratur gehören, eine Uebersetzung der Bibel. Davon ist im Jahre 1827 unter Aufsicht des Bischofs Gregorios, ohne Zweifel auf Veranstaltung der Londoner Bibelgesellschaft, zu Corfu vorerst das neue Testament gedruckt worden.

Bey solchem beynahe gänzlichen Mangel an schriftlichen, geschweige denn gedruckten Contexten in dieser Sprache, ist es kein Wunder, wenn das Wenige, was in Absicht auf grammatische und lexicale Kenntniß derselben bisher hatte geschehen können, gar sehr ungenügend blieb. Und selbst von diesem Wenigen, was von Bianchi (1635) an, bis Martin Leake (1814), geleistet worden, ist manches nur in seltenen Exemplaren über die Berge gekommen, anderes sonst schwer zugänglich. So hatte der Verfasser an sich selbst die Erfahrung gemacht, mit welchen Schwierigkeiten man zur Zeit noch zu kämpfen habe, wenn man sich über eine Sprache, die wohl weder in linguistischer und ethnographischer, noch auch in neuerlich ganz nahe gelegter practischer Hinsicht länger mehr ignorirt werden darf, auch nur einige bestimmtere Auskunft verschaffen will. Und er hat wohl keineswegs geirrt, wenn er einen Versuch, das, was er durch seine Bemühung zusammengebracht, Andern als eine das Weitersteigen erleichternde Stufe zurecht zu legen, für zeitgemäß und nicht unverdienstlich hielt.

Es kam ihm darauf an, alle bis jetzt erschienenen Angaben und Hülfsmittel, die er hatte aufbringen können, zu jedermanns, insonderheit manches nach jenen Gegenden gezogenen Landsmannes Bereich in eine Art von Grammatik nebst Lehrbuch und Vocabular zu verarbeiten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Des III. Theiles zweyte Abtheilung, (vierter Band,) trat im Jahre 1830 zu Cassel *) wieder im Selbstverlage des Verf., der sich nun von Rommel schreibt, ans Licht; und setzt, mit 392 S. Text u. 500 S. Anmerkungen und Nachträgen in neun Hauptstücken die Geschichte des L. Philipps des Großmüthigen bis zu seinem Tode fort, von der völligen Einführung der Reformation in Hessen bis zum Anfang der jetzigen hessischen Hauptlinien 1528 — 1567.

Hier muß eingeschaltet werden, daß Herr von Rommel im J. 1830 die Biographie vom L. Philipp dem Großmüthigen mit Urkunden, einer Briefsammlung, besonders herausgegeben hat.

Endlich folgte im Laufe d. J. 1835 der oben im Eingange aufgeführte fünfte Band der Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel, oder der neuern Geschichte erster Band ꝛc. Sr. Hoheit, dem Kurprinzen und Mitregenten Friedrich Wilhelm von Hessen gewidmet, zerfällt dieser, an der Bogenzahl jeden vorhergehenden bedeutend überwiegende Band in zwey Bücher, wovon das erste in sieben Hauptstücken Hessen überhaupt, wie es Landgraf Philipp der Großmüthige seinen Söhnen hinterlassen, die gemeinsame Staats- und Landesverfassung, darstellt; das zweyte Buch, auch in sieben Hauptstücken, aber Hessen-Cassel, und die Zeiten des L. Wilhelms des Vierten, und des Weisen, von 1567 — 1592, begreift. Berichtigungen und Zusätze sind, wie bey den frühern Bänden, hinten angefügt; Anmerkungen und Beylagen aber, mit Berücksichtigung der von mehreren Recensenten gleich anfangs geäußerten Wünsche, nun unmittelbar unter und hinter den Text gesetzt.

Bey der Ungunst der Zeit zur Förderung wissenschaftlicher, und insbesondere historischer Werke von größerm Umfang einerseits, und anderseits bey der Engherzigkeit des nicht minder dem mißverstandenen Principe der freyen Concurrenz anheimgefallenen teutschen Buchhandels, hatte sich, wie wir sehen, bisher auch Herr von Rommel, seiner persönlich günstigern Aussichten ungeachtet, dem Selbstverlage, dieser bleyernen Schleppe der Autorschaft, hingegeben; erst zum fünften Bande hat er einen auswärtigen Verleger an einem Manne gefunden, der sich durch sein Streben für gediegenen Verlag rühmlich auszeichnet. Da zur Vollendung dieses Geschichtswerkes des Herrn von Rommel, so wie er es einmal aufgefaßt, und bisher ungeachtet mancher Gegenrede, insbesondere, was den angehäuften vielfältig anderwärts gedruckten Apparat in den Anmerkungen anbelangt, fortgesetzt hat, ein halbdutzend Bände von gleicher Corpulenz kaum zureichen möchte; so dürfte hier die Ausdauer ein und desselben Verlegers ihre Probe bestehen. Die Unterbrechung eines so trefflichen pragmatischen Werkes, wie es jedem Lande und Volke auf

*) Mit diesem vierten Bande beginnt der Verf. selbst Cassel anstatt Kassel zu schreiben, der richtigern Ableitung wegen, wie er in einer Note sagt.

teutscher Erde zur Mannsnahrung und zum bleibenden Hausrathe wohl anstände, müßte jedoch lebhaft bedauert werden; wenn auch für das bessere Geschick des würdigen Verfassers selbst nichts zu besorgen wäre.

Herr v. Rommel ist in der That mit höherem Berufe an sein Werk gegangen, sich all die Anforderungen, die Mühen und Sorgen vergegenwärtigend, die heut zu Tage von der Bearbeitung einer speciellen Landes- und Volksgeschichte unzertrennlich sind. Sein Vorhaben war nicht eine

> „Geschichte der Menschheit, nicht selten entstellt durch allgemeine, kühne, oder gehaltlose Schilderungen, — im Geschmacke der Zeiten;“ nicht „die Verkennung dessen, was der Würde, und dem Interesse der Geschichtschreibung gemäß ist;“ nicht „der trügerische Glanz allgemeiner Betrachtungen, und die leichtsinnigen Freuden gelehrter Mannigfaltigkeit; — — vielmehr war sein Augenmerk: „das ernste Studium vaterländischer Geschichte, billig jeder Obrigkeit (und Repräsentation!) erste Kunst; nirgends ersetzbar durch Gewandtheit der Rede; — allenthalben die nothwendige Grundlage der Verbesserung der Verfassung.“—

Nur eine solche Geschichte schien ihm vor allem zweckgemäß,

> „in den Zeiten der Bewegung, wo es nicht genug ist, nichts zu fürchten, sondern nothwendig, sich zu prüfen, — zwischen ungeregeltem Schwindel, und eigensinniger Beschränktheit; — da eine feste Richtschnur, im Fortschreiten zum Guten, nicht möglich ist ohne Glauben, und ohne die Eintracht aller Stände.“ — (Vorrede zum I. Theil.) „Da erhob mich der Muth der Wahrhaftigkeit,“

ruft Herr v. Rommel seinem Fürsten zu, (Dedication des I. Thls.) und so schritt er zum Werke. — In der beharrlichen Fortsetzung desselben erkannte der würdige Verf. immer mehr, (Vorrede zum II. Thl.)

> „das Dauernde, das Unauslöschliche des Volkscharakters als jene moralische Grundlagen, die keine Regierungsthätigkeit ersetzt, die aber selbst so vieles ersetzen — unter angestammten Fürsten; — Institute in freyer Entwicklung; — wie der städtische Fleiß seinen ersten sichern Lohn erhielt; — wie Halbheit der Einsichten sehr hinderlich seyen der Annahme guter Grundsätze, selbst bey den staatsklugsten Männern, wenn sie unbekannt sind mit der Entstehung und ersten Ausbildung der Staaten ꝛc.“ — „Ein durch Studium der Geschichte nicht geschärfter Geist beurtheilt (fährt der Verf. fort,) die Räume der Vergangenheit, das oft so aberwitzig, als kurzsichtig gedeutete Mittelalter nach dem immer einseitigen Lichte seiner Zeit. — „Jedes Zeitalter hat seine Größe und seine Menschenwürde.“

In früher Zeit wurden die Fundamente unserer Staaten gelegt: diese Zeiten darf der Geschichtschreiber nicht mit leichtsinniger Gefälligkeit übergehen; er muß belehren, nicht unterhalten: — „Dunkelheiten — lassen sich erhellen:“ — „Nur dadurch — (durch das Studium der Staaten-Geschichten aus Urkunden und Urschriften, sagt v. Rommel in der Vorrede zum III. Thl.)

> „kann das Verderben jener geistreichen Armuth von uns abgewendet werden, welche den Mangel der Quellen durch den Firniß der Rede zu bedecken sucht. — Mehr Zeit und größere Ausführlichkeit ist zur Bearbeitung einzelner Staatengeschichten unerläßlich. Die Schönheit der Geschichte besteht in ihrer Wahrheit; hierin zugleich ihre Schwierigkeit.“ —

Und so manifestirt unser Geschichtschreiber in der Vorrede zu jedem Bande, worauf wir daher auch zunächst hinweisen, die Erfahrungen und Leitungssätze, welche auch er bey Construirung seines Werkes fortan erprobt hat, und die gleichzeitig wissenschaftliches Gemeingut werden sollen. Von dem Daseyn, Bau und Umfang dieser Geschichte von Hessen möchte nun genug gesagt seyn, auch haben die kritischen Blätter jeden der vorausgegangenen vier Bände, mit mehr oder minderer Anerkennung des Autors besprochen: was im IV. Bande des Archivs für Geschichte und Literatur von Schlosser und Bercht, zunächst über die Biographie von L. Philipp dem Großmüthigen, — und „die Lutheriade“ — abgehandelt wurde, hat, im Vorbericht zum V. Bde., zu mehreren Erläuterungen geführt. — Allerdings mahnt der Styl der ersten Bände an den des Johannes von Müller, und die Materien sind, da das Werk in einer strengen chronologischen Ordnung fortschreitet, mehrfältig zerstückt, was nothwendig zu Wiederholungen, und zu Weitläufigkeiten, insbesondere in den Anmerkungen, führt; Was sollen aber diese und andere Eigenheiten

gegen die unverkennbaren Vorzüge wissenschaftlicher Anordnung, der Wahrhaftigkeit, und des muthigen Strebens darnach, der lebendigen Anschauung von Land, Volk und Sitte des von daher und aus den Archiven geförderten Reichthums und der Neuheit des Stoffes, der Darstellung — Berufs-Eigenschaften, wodurch sich der wahre Geschichtsforscher und Geschichtschreiber selbständig hoch über den knechtischen Haufen der Taglöhner und der platten Decorateurs erhebt? Wenn auch die frühern Bände dieses Geschichtswerkes außer dem nähern Bereiche dieser Blätter liegen, so mag uns dennoch die Bemerkung gestattet seyn, daß der erste Band, welcher die Ur- und älteste Geschichte von Hessen, des Landes Anbau, dessen Christianisirung uud s. w. enthält, für uns ein eigenthümliches Interesse um so mehr haben mußte, als wir uns nach wiederholten Wanderungen durch jene Landschaften *) und zum Grabe Bonifacius, mit dem dortigen Volke und seinen historischen Quellen auch nicht unbekannt, schon vor einem Jahrzehent in einem Beytrage „zur Culturgeschichte der Buchania," insbesondere in näherer Beziehung auf die Hochstifter Würzburg und Fulda versuchten, wovon die eine Tendenz, manigfaltige Vergleichungen zwischen Thüringen, dieser nördlichen Völkerheimath des teutschen Reiches, und dem volksthümlichen Bestande unserer südlichen Ulzen, mehrseitig anerkannt wurde.

Wir verhehlen es nicht, damals von dem Werke des Hrn. von Rommel noch keine Notiz gehabt zu haben: wie denn auch er von unserm Artikel und andern der süddeutschen damit verwandten historischen Litteratur, wie aus dem bisherigen Verlaufe seines Werkes bemerkbar ist, noch eine Notiz nicht zu haben scheint; was Niemand befremden mag im Hinblicke auf unsern südteutschen Buchhandel, wodurch übrigens ein solidarisches Verhältniß der Wissenschaft zwischen dem Norden und Süden nicht, und am allerwenigsten im Bereich der historisch-topographischen Thatsachen und Hülfsmittel, aufgehoben werden kann. Ohnehin haben die heimathlichen Denkmäler, die Sprachlaute, die Bilder frommer, gläubiger Sitte ꝛc. überall örtlich angedeutet, wie der tiefere Forscher von Beruf das wohl versteht, für jedes empfängliche Gemüth einen ganz besondern Reitz der Blutsverwandtschaft; — und bey den v. Rommel mit ziemlicher Zuversicht entworfenen aber mehr nach Westen gekehrten Stammtafeln möchte wohl mancher unserer eifrigen Genealogen noch einmal versucht werden, die dynastischen Geblüte Bojoariens mit denen Austrasiens und Franconiens zu verknüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im ersten Bande unserer: Beiträge zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde: 1825: unter andern beurtheilt in der Jenaer Literatur Zeitung 1825 in den Ergänzungs-Blättern.

Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren. Von J. Ritter von Xylander, ꝛc.

(Schluß.)

Unter diesen Hilfsmitteln räumte er, als dem reichhaltigsten und zuverläßigsten, dem erwähnten neuen Testamente die erste Stelle ein. Daß er diesem Werke auch, was die Wahl eines Alphabets für die noch wenig geschriebene Sprache betrifft, folgte, ist natürlich. Vielleicht würde er sich, wenn ihm auch Bogdan's Buch, das überdieß nur einen über hundert Jahre frühern Stand der Sprache zur Anschauung bringen konnte, zugänglich gewesen wäre, dennoch für das lateinische, gewissermassen europäische, und auch dem praktischen Zweck seiner Arbeit zusagendere, entschieden haben. Möge auch, wenn je Bildung nach Albanien dringen soll, diese, wie der Verf. sagt, vom neuen Königreich aus zu erwarten seyn, so ist doch nicht minder gewiß, daß es dem albanischen Küstenlande zu keiner Zeit an lebhaften Berührungen mit der gegenüber liegenden lateinischen Welt gefehlt hat, und nach des Verf. eigner Berechnung sind unter den vielen fremden Wörtern, die diese Sprache aufgenommen, bey weitem die meisten gerade lateinische. Ohne Zweifel mußte, so wie das von den alban. Bibelübersetzern beliebte griechische, auch das lateinische Alphabet durch einige neue Zeichen vervollständigt, und was die Geltung aller betrifft, im Sinn der bekannten Volneyschen Preisaufgabe fest gestellt werden. Die albanesischen Bibelübersetzer wenigstens lassen den europäischen Leser über den eigentlichen Laut ihrer griechischen

Zeichen und Zeichenverbindung, mitunter in ziemlicher Ungewißheit.

Daß die Zusammenstellung sowohl der Ergebnisse der Vorarbeiten als die der Daten, die der Verf. selbst gewonnen, mit eben so viel Umsicht als Gewissenhaftigkeit durchgeführt sey, muß Ref. vor Allem hervorheben. In solcherley Dingen ist ein redliches Getrennthalten des Gewissen und Verbürgten vom bloß Vermutheten so wichtig als irgendwo, und sind Zweifel und Fragen nicht selten gewinnbringender, als Behauptungen. So gibt denn der Verf., immerdar streng unterscheidend, was je dieser oder jener seiner Vorgänger gelehrt, und das, was er selbst aus der Bibelübersetzung geschöpft oder durch sie bestätigt gefunden, zuerst eine kurzgefaßte Grammatik, hierauf als Sprachproben, das Vaterunser, die Parabel vom verlornen Sohne, das ganze Evangelium Marci, den Brief Pauli an die Epheser, ein Capitel aus der Apocalypse, und Bruchstücke von alban. Volksliedern nach Hobhouse und Byron. Den Sprachproben folgt eine deutsch-albanesische und alban. deutsche Wörtersammlung. Zum Schlusse wird die interessante Frage über Verwandtschaft und Abstammung der alban. Sprache in's Auge gefaßt, indem der Verf. die bisherigen Meynungen durchgeht, und die, welche sich ihm selbst bey Bearbeitung dieser Schrift gleichsam aufgedrungen, in Form von unmaßgeblichen Bemerkungen beyfügt. In Erwägung, daß mehr, als die Hälfte, und zwar mitunter die wichtigsten Wörter dieser Sprache, namentlich ihre Pronomina und ihre Zahlwörter, dann mehrere grammatische Formen unverkennbare Verwandtschaft mit europäischen des indisch-germanischen Sprachstammes zeigen, glaubt der Verf., daß dieselbe ohne Bedenken mit zu dieser großen Familie gerechnet und etwa als ein freylich sehr verkümmerter und entstellter Rest des alten, sonst ganz verschollenen, illyrischen Idioms betrachtet werden müsse. Es ist überflüßig, zu bemerken, daß es in einer durch zwey Jahrtausende herab von Einwirkungen so verschiedener Art betroffenen Sprache, welche überdieß aller Urkunden über frühere Zustände entbehrt, ehe alle Gesetze und Analogien dessen, was man im eigentlichsten Sinne ihre Mundart nennen kann, ermittelt sind, mit der Nachweisung des Ursprungs ihrer Bestandtheile immerhin sehr mißlich aussieht.

Möge dieser vom Herzen Deutschlands und von einem dem Publikum bisher durch Arbeiten ganz anderr Art bekannten Maunne ausgegangene dankenswerthe Versuch auch bald noch das weitere Verdienst ansprechen dürfen, europäisch gebildete Albanesen selbst zu andauernder genauerer Beobachtung und Erforschung ihrer interessanten Muttersprache, deren Erscheinungen nur dem Leben gehörig abgehorcht werden können, veranlaßt und ermuntert zu haben.

J. A. Schm.

Die Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim. Eine historische Monographie. Von Johann Geissel, Domcapitular, bischöfl. geistl. Rathe, k. Kreis-Scholarchen und Mitgliede des historischen Vereins für den Rheinkreis, zu Speyer. Im Auftrage des historischen Vereins. Speyer, 1835.

Unter den deutschen Königen hat zwar Adolf von Nassau „kein besonderes Lob," wie Seb. Frank wohl bemerkt; ihn zeichnet aber das Geschick aus, daß er in der Schlacht um seine Krone, am 2. July 1298, da für den Gegenkönig Albrecht nur dessen Uebermacht entschied, auf diesen persönlich stieß und wahrscheinlich von desselben Hand fiel. Auf der Stätte, wo dieß geschehen war, (ganz nahe dem Städtchen Göllheim im Rheinkreise,) ließ die Verwandtschaft des Gefallenen ein Gemäuer setzen und in dessen Mitte ein Crucifix und eine Inschrift einfügen. Dieses einfache Denkmal steht noch, hat zwar Schaden gelitten, ist jedoch 1828 ausgebessert worden. Kürzlich aber stand ihm bevor, ganz umbaut zu werden. Der historische Verein des Rheinkreises wandte dieß ab, indem er die anstoßenden Grundstücke ankaufte. Die Mittel dazu gab der Ertrag der sehr zahlreichen Subscription auf gegenwärtige, zu diesem Zwecke nnternommene Schrift.

Diese leistet ungleich mehr, als der Titel verspricht. Sie erzählt umständlich, in einem geordneten und lebhaften Vortrage, mit sorgfältiger Angabe der Quellen, wie Adolf zur Königswürde kam und wie er sie verlor. Daß mehrmals Personen redend eingeführt sind, ist nicht zu tadeln, da meist nur wieder gegeben wird, was gleichzeitige oder nicht viel spätere Schriftsteller jenen in den Mund legen. Eine sehr genaue Beschreibung des Schlachtfeldes und der Umgebung, aus der eigenen Ansicht des Verfassers, erhöht den Werth dieser verdienstlichen Arbeit.

Aus einer Schluß-Anmerkung ersieht man, daß eine Erneuerung des Denkmales im Werke ist, wozu der Entwurf in einem lithographirten Risse mitgetheilt wird. Die Zweckmäßigkeit dieses Entwurfes möchte zu bezweifeln seyn. Er setzt an die Stelle des alten, gleichzeitigen, von der Verwandtschaft gesetzten Denkmals ein neues, eine offene Feldkapelle. Dazu scheint ein Motiv zu fehlen. Der Herzog von Nassau hatte ein sehr gutes, auf der Grabstätte Adolf's in dem Dome zu Speyer ein Monument errichten zu lassen. Der historische Verein des Rheinkreises thut vielleicht des Guten etwas zu viel, wenn er sich nicht begnügt, das alte Denkmal zu erhalten und zu schützen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die individuelle Stimmung des Verfassers anbelangend, so ist uns unter andern sein Einspruch gegen die höhere Hierarchie, als wozu, wie er irgendwo im I. Bde sagt, Christus keine Anweisung gegeben — aufgefallen; ob wir gleich des *Unterschieds* „der leitenden Grundsätze“ *wie* sich Herr v. Rommel auch einem Katholiken, dem Hrn. v. Buchholz in Wien gegenüber, im Vorberichte zum V. Bde., ausdrückt, wohl eingedenk sind. Liegt denn diese höhere Hierarchie, dieser analoge Höhenzug aller Autoritäten nicht kategorisch in der Natur der Sache und in der Geschichte aller aus der Barbarey heraustretenden Völker, wäre ohne sie, insbesondere wie ein Karl der Große diesen Organismus, diese Kirchenfürsten, gegenüber den Heeresfürsten, auch rings um Hessen, als Grundfesten und Haltpuncte so vieler für Bodencultur, für Intelligenz, Erziehung und Unterricht thätiger Körperschaften, (der einzelne Mensch] geht spurlos vorüber!) hervorrief, die Einführung und Fortpflanzung des Christenthums, mit allseinen Bürgschaften für das gesellschaftliche Leben möglich gewesen? möglich irgend ein Aufschwung nivellirter Kirchen? wie solcher Staats-Gemeinden?! Oder hätten nicht eben diese Cathedralen und Abteyen längs dem Rhein und Mayn, wie es auch Herr v. Rommel an seinem Ort umständlich nachweiset, durch ihre den hessischen Fürsten gewidmeten Lehen zur Macht und Herrlichkeit dieser am meisten beygetragen? Und in Beziehung auf das gemeinsame deutsche Vaterland — bezeichnet nicht auch Hr. v. R. selbst, der Hierarchie gegenüber, die Ritterschaft als die Grundsäulen des gemeinsamen Reichsguts? Thl. II. 3. Aus diesem zweyten Bande nur eine Stelle, S. 329.

„Wahre Freyheit ist auch in Fürstenthümern, wenn Friede und Recht gilt in Hütten und Palästen, und wenn weise Gesetze, übereinstimmend mit dem Gange der Natur und hervorgehend aus der Bildung der Völker von dem Höchsten gehalten werden, wie von dem Geringsten.“

Bey solchen Voraussetzungen klingt uns immer der Prologus der LL. Bajuvariorum ins Ohr: „Deinde una quaeque gens propriam sibi ex consuetudine elegit legem; — mos est vetustate probata consuetudo, lex est constitutio scripta. *)

Im dritten Bande spricht der Verfasser aus Anlaß der Begründung der Universität Marburg durch L. Philipp den Großmüthigen von den Universitäten überhaupt sein Ideal aus. S. 189.

„Die Universitäten, anfangs befangen in scholastischen Formeln, oder gemißbraucht zur Förderung des geistlichen nnd weltlichen Despotismus schufen durch den Adel der Wissenschaft ein Gegengewicht gegen den Adel der Geburt, und gegen die in den geistlichen Stiftern neu eingeführte Ahnenprobe, und erweckten endlich Köpfe, welche zu denken wagten.“ Und S. 280. „Die Kirchenreform war ein Licht, welches allen Ständen der Menschen leuchten sollte.

*) S. Ueber den Standpunct der Staatskunde als Bürgschaft der Landesordnungen und Freyheiten. München 1827.

Statt der bisherigen Vormundschaft der Priester mußte daher ein Freystaat der Gelehrten, ein neues Reich der Wahrheit errichtet, hiedurch die verfallenen Künste des bürgerlichen Lebens, und die öffentlichen Einrichtungen von Neuem belebt und begründet werden."

Alles mit Maaß und Ziel! Wohin hat die Vormundschaft der Doctrinärs, der Neologen, der Rationalisteu und Industrialisten ꝛc. geführt? Ist der Absolutismus der sogenannten reinen Vernunft nicht die Geißel der Völker geworden? Die Reformation, so wie sie sich Herr v. Rommel dachte, ist ihm die Achse, um welche sich das Heil seines Staaten-Systems dreht.

„Die Kirchen-Reformation (S. 191.) war ein nothwendiges Glied in der Kette der Welt-Begebenheiten. Sie war der Ausbruch des gesunden Menschenverstandes, nach der langen Herrschaft eines trüben (?) wenn gleich in seinen ersten Entfaltungen herrlichen Gemüths, der Triumpf der öffentlichen Meinung; eine durch Bevölkerung (?), Verkehr und Aufklärung herbeygeführte Länder- und Völker-Entwicklung. Die Hierarchie des Mittelalters, dies große Werkzeug der moralischen Bildung Europens, gieng unter, nicht sowohl, weil die Päbste es versäumten, das Ihrige zur Besserung derselben zu thun; als, weil alle menschlichen Einrichtungen, selbst, wenn sie sich mit dem Heiligsten schmücken, der Verderbniß der Zeit und dem Wechsel der Begriffe ausgesetzt sind. Das Christenthum war zu einer Ceremonie und zum Monopol eines verdorbenen Priesterstandes geworden."

Solche Belege über die vorherrschenden Ansichten eines Geschichtschreibers, dessen in die deutsche Geschichte überhaupt so tief eingreifendes Werk in diesen Blättern, und vor einem, zum Theil katholischen, Publikum angezeigt werden soll, darf der Refer. nicht ganz übergehen; wenn auch hier von Gegenüberstellung anderer, dem Verfasser vielleicht nur zum Theil bekannten Autoritäten aus unserer aufgeklärten Zeit Umgang genommen werden mag. Dem vielfältigen Bedauern des Herrn von Rommel über das theilweise Mißlingen der Reformation, nach seinem schönen und wohlwollenden Ideale, erlauben wir uns nur die einzige Bemerkung entgegen zu setzen, daß sie, abgesehen von den mannigfaltigen Triebfedern und Charakteren der dazu auserwählten Rüstzeuge, bey dem Mangel eines höhern Princips der Einheit nicht allgemein heilbringend werden konnte. Landgraf Philipp der Großmüthige, der sich in Hessen zuerst zu Luthers Lehre bekannte und die Reformation in Deutschland mit allen ihm zu Gebote gestandenen Mitteln förderte, ist darum eigentlich auch der Held dieser Landesgeschichte, die sich in zwey dicken Bänden fast ausschließlich mit ihm beschäftigt. Unstreitig besaß dieser Philipp große Regenten-Eigenschaften; uns aber hat dennoch das stille gemäßigte Walten und Wirken seines Sohnes, Wilhelms des Weisen, (s. V. Bd.) weit mehr angesprochen! Eine Reform war unabweislich. Aber so, wie sie nicht in der Einheit und Reinheit des christlich germanischen Princips, sondern mittels politischer Buhlerey um auswärtige Gunst und Vortheile durchgeführt wurde, machte sie uns nur den auswärtigen Staaten und Systemen und zunächst an Frankreich tributär. Und eben Hessen hat in unsern Tagen Frankreich gefühlt.

Ein L. Philipp der Großmüthige hatte von der Tiefe eines deutschen gläubigen Gemüths, noch dem Anker des teutschen Volkes! — wohl keinen Begriff, und also auch nicht den wahren Beruf zum Reformator, wenn er, der Schirmherr, mit fürstlichem Gefolge umgeben, an jenem Schauplatze werkthätiger Humanität, im Spitale zu Marburg den Sarg der h. Elisabeth, seiner Ahnfrau, deren frommes Andenken noch heutzutage in dem Herzen aller Hessen lebt, gewaltsam zu eröffnen, und die Gebeine auf den gemeinen Friedhof zu streuen befiehlt. (Bd. III. 372 ꝛc.) Die Digamie oder Nebenehe Philipps mit der Margarethe von der Saal, welche im IV. Bd. S. 230 ꝛc., und in den Noten S. 209 ꝛc. sehr ausführlich erzählt wird, erinnert unwillkürlich an das, was wenige Jahre früher, unter ganz ähnlichen Formalitäten, der Beherrscher von England sich erlaubte. Es ist kein Zweifel, daß auch die schönen Weiber an den Transitorien der Welt ihren Theil haben. Noch

veranlaßt uns der III. Bd. Text S. 312 und Noten S. 207., wo von den teutschen Bauernkriegen die Rede ist, und wo der Verf. von dieser Katastrophe im Allgemeinen, und insbesondere auch von Süddeutschland wahren Bericht geben zu können glaubt, zu einer wesentlichen Berichtigung.

Nicht österreichische Truppen haben den Erzbischof von Salzburg (Matheus Lang) eingesetzt, sondern die Herzoge von Bayern, deren großes Land auch eines von denen war, worin die Empörung durchaus keinen Anklang fand, kommen im ersten Aufstande dem Fürsten zu Hülfe; und was ein Jahr später Oesterreich von Steyermark her, wo Dietrichstein jene Niederlage erlitten hatte, durch Niclas Salm in einem entlegenen Theil des Erzbisthums bewirkte, war mehr um seiner selbstwillen geschehen. Es war kein fortdauernder „Bürgerkrieg;“ die Bürger der Hauptstadt, von Augsburg und Nürnberg her aufgeregt, hatten sich schnell zum Ziel gelegt. Es waren die noch einmal aufgehetzten Bauern des innern Gebirgs, in deren Thälern die flüchtigen Horden auswärtiger Landsknechte, und was ja nicht zu übersehen ist, Tausende von Bergknappen, gleichsam die stehende mit ganz Teutschland verkehrende Miliz jenes Zeitalters, den Meister spielten. Allzu mangelhaft und oberflächlich ist des Sartorius Geschichte des Bauernkriegs. Um über Ursachen, Charakter und inneren Zusammenhang desselben im südlichen Deutschland, vom Rhein bis zur Enns, eine klare und richtige Ansicht gewinnen zu können, muß außer der vom Hrn. v. Rommel bezeichneten Literatur, wie wir im Besitze specieller Quellen und als Eingeborner inzwischen nachgewiesen haben, *) noch aus andern gründlichern und vollständigern Schriften geschöpft werden.

*) „Zur Elementar- und politischen Geschichte der Glaubensspaltungen, der Bauernaufstände, der Adelskämpfe ꝛc. in Südteutschland“ im III. Bde. unserer Beyträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde ꝛc. München, 1833.

Wir rechnen noch dahin: Jägers Geschichte des Bauernaufruhrs in Franken; Zauners und Hübners Werke über Salzburg; des Domcapitularen J. Geissel Kaiserdom zu Speyer, den Bauernkrieg in den Rheingauen enthaltend; des Chorherrn Fr. Kurz Geschichte des Bauernkriegs in Oberösterreich ꝛc. Wir sind nicht gemeynt, über einiges Mangelhafte in dieser Beziehung mit Hrn. v. Rommel zu rechten um so weniger, als wir erst durch ihn die Gewißheit erhielten, daß selbst in der österreichischen Literatur noch eines der wichtigsten Aktenstücke über den österreichischen Bauernkrieg mangelt. Es ist dieses die: „Verantwortung des steyerischen Landeshauptmanns Sigmund von Dietrichstein an den Erzherzog Ferdinand, die Niederlage bey Schledming, und die derselben in Innerösterreich längst vorausgegangenen Umstände betr. Wir haben nämlich dieses so Vieles aufklärende und berichtigende Aktenstück in der Geschichte Ferdinands I. von Fr. von Buchholz, wo im II. Bde., Wien 1833 §. XXIX der steyermärkische Bauernkrig behandelt wird, und wozu es, neben andern Beylagen, unstreitig hätte bekannt gemacht werden sollen, nicht nur vergebens gesucht; sondern auch aus der Erzählung selbst entnommen, daß der sorgfältige Geschichtschreiber hier noch den bisherigen Volkssagen gefolgt sey. Ein Hinderniß von Seite der Censur können wir uns für diesen Fall nicht denken, und somit mag unser längst gemachter Fund, wie wir ihn eben erst in den oben bezeichneten Beyträgen (III. Bd. S. 267—310) wortgetreu wieder gaben, zur Läuterung der Geschichte des Bauernkrieges desto willkommener seyn.

Zum IV. Bde. bemerkt Hr. v. Rommel im Vorwort, daß, nachdem er „die Zeit der Aufklärung dieses Landes, die Zeit Philipps des Großmüthigen, des unsterblichen Theilnehmers an allen großen Angelegenheiten der Reformation und des sechszehnten Jahrhunderts vollendet hatte“ ein Theil des reichen Stoffes, ein Vorrath bisher unbekannter in den hessischen Archiven zerstreuter Notizen, dem engern Drucke der ausführlichen Anmerkungen anvertraut werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben. I. Bandes I. Abtheilung. Wien, bey Rohrmann und Schweigerd. 4. II. und 190 Seiten mit 16 Kupfertafeln und Lithographien.

Die Absicht dieser Annalen wird in der Vorrede von dem verdienstvollen Direktor der k. k. Hofnaturalien-Kabinete, Regierungsrath von Schreibers, selbst folgendermassen angegeben:

„Für die Naturwissenschaften besteht in den, mit kaiserlicher Munifizenz ausgerüsteten Hofnaturalien-Kabineten eine Anstalt, deren eigentliche Bestimmung nicht in der Zusammenbringung und Aufbewahrung einer großen Anzahl von Naturgegenständen allein liegt, sondern die vor Allem ihren materiellen Reichthum nur als das nöthige Mittel zur Förderung der Wissenschaft ansieht, und deßhalb das emsig Vermehrte und sorgfältig Erhaltene nutzbringend zu machen streben muß. Ihrer Einrichtung nach vorzugsweise für die beschreibende Naturgeschichte bestimmt, war man an dieser Anstalt von jeher bemüht, die in den einzelnen Abtheilungen derselben angehäuften Schätze wissenschaftlich zu bearbeiten, und wir könnten eine nicht geringe Anzahl von Schriften anführen, die entweder unmittelbar von dem k. Hofnaturalien-Kabinete ausgegangen, oder wenigstens mit Hülfe desselben theils von den bey demselben Angestellten, theils von andern fremden und einheimischen Gelehrten bearbeitet worden sind, und zum Theile Epoche in der Wissenschaft gemacht haben. Inzwischen haben, vorzüglich die jüngeren, österreichischen Naturforscher, die großentheils aus der Schule dieses Instituts hervorgegangen sind, lange schon das Bedürfniß eines geeigneten Organs gefühlt, um die Resultate ihrer Beobachtungen bekannt zu machen, — und diesem Mangel abzuhelfen, ist die Bestimmung vorliegender Blätter."

Bekannt mit dem ausserordentlichen Reichthum des k. k. Naturalien-Kabinetes in Wien, daß in manchem Theile von keinem andern ähnlichen Institute übertroffen wird, und mit einem wahrhaft kaiserlichen Etat (so viel wir wissen von jährlichen 20,000 Kaisergulden) dotirt ist, müssen wir der Wissenschaft Glück wünschen zu der Unternehmung, die hier glänzend debütirt, und können es uns nicht versagen, namentlich auch die Thätigkeit eines Mitarbeiters, des Kustos Dr. Endlicher, zu rühmen, der, voll Hingebung für die Wissenschaft, die Kosten für die beygegebenen Tafeln übernommen hat. Ihrer Bestimmung gemäß, lassen sich also diese „Annalen des Wiener Museums" am ersten mit den Mémoires du Muséum d'histoire naturelle von Paris vergleichen, und wir wünschen, daß die deutsche Unternehmung, welche von Seite des zu bearbeitenden Stoffes wohl über eben so große Mittel gebietet, als die unserer westlichen Nachbarn, sich zum Frommen der Wissenschaft, und zur Ehre des gemeinsamen deutschen Vaterlandes eines eben so glücklichen Fortganges erfreuen möge.

Wir geben eine Ansicht von den hier gelieferten Abhandlungen, deren fünf zoologischen und zwey — fast von gleich starker Ausdehnung mit jenen — botanischen Inhalts sind.

I. Zoologische Abhandlung.

1) Versuch einer Monographie der Gattung Pentastoma von Dr. Karl Moriz Diesing. (S. 1 – 32. Mit 4 Kupfertafeln).

Diese Monographie ist einer der wichtigsten Beyträge, welche die Naturgeschichte der Binnenwürmer im vorigen Jahre bekommen hat. Sie behandelt mit gleicher Ausführlichkeit und Gründlichkeit die äußeren, wie die inneren Verhältnisse dieser Gattung, und fast durchgängig auf eigene Untersuchungen gestützt, dient sie zur Bestätigung und Berichtigung des bereits von Anderen Beobachteten, und zur reichlichen Ergänzung des bisher Fehlenden. Wir geben nur in aller Kürze die Resultate, aus welchen die Wichtigkeit dieser Arbeit ersehen werden kann.

Das Vorkommen der Gattung Pentastoma beschränkt sich auf Wirbelthiere, jedoch mit Ausnahme der Vögel, wo nur einmal ein solcher Wurm als zufälliges Ueberbleibsel eines schon halb verdauten Fisches gesehen wurde. Die Arten mit stielrundem Körper finden sich meistentheils in kaltblütigen Thieren und bloß in Amerika; die mit zusammengedruckten Körper kommen in Säugethieren und fast nur in Europa vor; P. subtriquetrum, welches die plattgedrückten Arten mit den stielrunden zu vermitteln scheint, ist einmal in Crocodilus Sclerops wahrgenommen worden.

Die äußere Körperform ist drehrund oder zusammengedrückt. In einiger Entfernung vom Kopfende, auf der untern Fläche, liegt der runde Mund und jederseits von demselben 2 spaltförmige Vertiefungen, als Scheiden von hornartigen, zurückziehbaren, an Zahl verschiedenen Häckchen. Unterhalb der Mundöffnung steht bey den Männchen in Form einer kleinen Warze die Ruthe hervor. Bey diesen liegt der After an der Schwanzspitze, bey den Weibchen mehr von derselben entfernt. Ringartige Hautfalten umgeben mehr oder minder deutlich, bisweilen auch ganz verschwindend, den Leib, auf ihnen sieht man bey starker Vergrößerung warzige Erhöhungen, welche der Verfasser mit Nordmann für Athemlöcher hält.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Januar 1836.

(Fortsetzung.)

2. Von dem ausserordentlichen Mitgliede Hrn. Professor Dr. A. Wagner: Bemerkungen über die Dolomite einiger süddeutschen Formationen.

Ueber den Dolomit des bayerischen Juragebirges habe ich bereits vor einigen Jahren meine Erfahrungen und Ansichten ausgesprochen, *) und ich würde nicht wieder auf denselben Gegenstand zurückkommen, wenn mich nicht bestimmte Veranlassungen hiezu aufforderten. Es hat nämlich Herr Tantscher **) neuerdings Beobachtungen über den Muggendorfer Dolomit bekannt gemacht, die mit den von mir früher publicirten in größerem oder geringerem Widerspruche stehen, so daß ich also genöthigt bin, die Richtigkeit meiner Mittheilungen und die Unrichtigkeit der seinigen darzuthun. Dann hat sich auch seitdem meine Kenntniß der bittererdigen Kalksteine erweitert, denn während ich früher mit meinen Untersuchungen nur auf den Juradolomit beschränkt war, habe ich seitdem auch den Dolomit der Zechsteinformation im Spessart durch wiederholte eigene Beobachtungen, wie durch die gefälligen Mittheilungen des Herrn Bergassessors Bezold, aufs Genaueste kennen gelernt. Ferner sind uns nun auch durch Herrn von Alberti ***) treffliche Aufschlüsse über den Dolomit der Muschelkalk-, so wie der Keuper-Formation, in welch letzterer er mir ebenfalls theilweise durch Autopsie bekannt ist, zugekommen. Endlich habe ich seitdem den Dolomit des Urgebirgs, wie er gangartig in der Nähe Aschaffenburgs auftritt, in Augenschein nehmen, und mich über sein geognostisches Verhalten belehren können. Wenn ich also auch in diesem Vortrage an einige meiner früheren Mittheilungen erinnern muß, so kann ich doch mehrere, nicht unwichtige neue zufügen, überhaupt aber meine Ansichten über die Bildungsweise der süddeutschen Flötzdolomite, um welche letztere mir hier zunächst zu thun ist, auf eine breitere Basis als vordem gründen.

Ich mache den Anfang mit der Prüfung der von Herrn Tantscher mitgetheilten Beobachtungen über den Muggendorfer Dolomit, weil sie als von denselben Localitäten entnommen, die ich beschrieben habe, mich zunächst betheiligen; auch ist es gerade die Gegend von Muggendorf, welche ich vor allen andern in unserm Juragebirge am häufigsten und sorgfältigsten zu wiederholtenmalen untersucht habe. Dieß kann nun freylich Hr. Tantscher nicht von sich sagen; seine Bemerkungen sind im Gegentheil nur in Folge „einer flüchtigen Reise," wie er sie selbst nennt, entstanden, auch kennt er offenbar weder meine, noch Hrn. von Voith's Arbeiten über diesen Dolomit. Es zeigt sich hier, wie in so vielen andern Fällen, daß zwar die Bereisung eines Gebirges nach bloßen Längenmeilen allenfalls wohl eine allgemeine Vorstellung von der Construktion desselben im Großen, keineswegs aber ein treues Bild von der Gliederung und Beschaffenheit desselben im Einzelnen, mithin auch

*) Isis 1831. S. 451 und bayerische Annalen 1833. S. 146.

**) Karstens Archiv für Mineralogie. 1835. S. 488.

***) Monographie des bunten Sandsteins.

keinen sichern Anhaltspunkt zur Beurtheilung seiner Bildungsweise liefern kann. Dieß beydes allein ergiebt mit Sicherheit nur die Untersuchung der Quadratmeilen; sie führt zwar langsam, aber sicher zum Ziele.

Unter den Merkmalen, welche Herr Tantscher für den fränkischen Dolomit als charakteristisch heraushebt, sind folgende als ganz oder theilweise unrichtig zu bezeichnen:

Herr Tantscher sagt (S. 494): 1) „Der Dolomit nimmt immer nur die höchsten, schroffsten Kuppen und Abhänge ein, und eben so findet man auch die Höhlen z. B. bey Muggendorf, Gailenreuth und Rabenstein. Es giebt deren außerordentlich viele; von den bekannten größeren zählt man nahe an 70 nur im höhern Niveau über dem Wiesentthale."

2) „Die Schichtung fehlt ganz, und die massenförmige Bildung tritt überall deutlich hervor."

3) „Die Versteinerungen fehlen fast ganz, und wo sie vorkommen, sind sie zerstört und selten zu erkennen."

Was den ersten Punkt betrifft, so ist es allerdings richtig, daß der Juradolomit um Muggendorf herum von keiner andern Felsart überdeckt ist, folglich die höchsten Kuppen daselbst aus ihm bestehen müssen. Allein er nimmt nicht immer nur die höchsten Punkte, sondern selbst mitunter auch die tiefsten ein, d. h. der Dolomit bildet zuweilen die ganzen Bergmassen, wie dieß namentlich bey Rabenstein der Fall ist, wo eine der bekanntesten Höhlen, die Ludwigshöhle, nur wenige Lachter über dem Niveau der Wiesent liegt, während der Dolomit, in dem sie ausgehöhlt ist, noch einige hundert Fuß darüber in die Höhe steigt. Dagegen fehlt der Dolomit stellenweise wieder in Höhen, wo er anderwärts in großer Mächtigkeit noch vorkommt. Seine wahren Verhältnisse in der Umgebung von Muggendorf sind nämlich folgende.

Der ganze nördliche Jurazug ruht auf Keupersandstein als seinem Fundamente, welches jedoch auf der östlichen Seite meist um mehr als 200 Fuß höher liegt, als auf der westlichen. Die Folge davon ist, daß, wenn man das Gebirge von Osten nach Westen durchschneidet, die unterliegenden Formationen allmählig zum Vorschein kommen. Will man sich hievon überzeugen, so darf man nur der Wiesent folgen, welche von ihrem Ursprunge bis nahe zu ihrer Ausmündung in die Rednitz (Regnitz) ganz innerhalb des Jurazuges verläuft. Dieser Fluß verfolgt zuerst in geringer Entfernung vom Ostfuße desselben, und ziemlich parallel mit ihm, die Richtung von Nord nach Süd, indem er an Hollfeld, Weischenfeld, dem schönen Bergschlosse Rabeneck und der grotesk gestalteten Felsenparthie, die Riesenburg genannt, vorübereilt, und mit seinen Wellen die Dolomitfelsen bespült, welche hier zu beyden Seiten die Thalwände in ihrer ganzen Höhe constituiren. Bey Gößweinstein wendet sich die Wiesent und nimmt die Richtung von Ost nach West an. Indem sie jetzt also das Gebirge nach der Quere durchschneidet und sich zugleich immer tiefer senkt, fängt nun der Jurakalk an sich hervorzuheben, so daß er bey Muggendorf bereits die untere Hälfte der Thalwände bildet, und die zerklüfteten thurmartigen Felsen, welche die Ruinen von Neudeck und Streitberg tragen, sind nicht mehr, wie aus ihrem Ansehen sich schließen ließe, Dolomit, sondern Jurakalk, über welchem erst jene Felsart sich auflagert, die obere Hälfte der Thalgehänge ausmachend.

Im weiteren Verlaufe der Wiesent wird denn auch eine dritte Felsart, der Griessandstein (Liassandstein), am Fuße der Thalwände aufgedeckt und steigt schnell über den Wasserspiegel in die Höhe. Am Ottostein, einem 1/4 Stunde unterhalb Streitberg gelegenen Berge, macht er bereits die untere Hälfte desselben aus, und die steilen Felsen, welche wie ein Mauerwerk den Gipfel umfangen und ein kleines Lusthäuschen tragen, gehören bloß dem Jurakalk an. Der Dolomit fehlt hier in einer Höhe, wo derselbe sich noch bey Streitberg vorfindet. Tiefer hinab, am Fuße der Reifenberger Kapelle tritt nun eine vierte Felsart, der Liaskalk mit seinen Schiefern auf, der nur wenige Fuß über den Spiegel der Wiesent hervorragt. Steigt man das rechte Thalgehänge hinauf, so sieht man, daß die Hälfte oder Dreyviertel dieses Höhenzuges aus Griessandstein, und der Gipfel aus Jurakalk besteht; der Dolomit ist hier ganz verschwunden. Nähert man sich endlich, immer im Thalgrunde fortgehend, dem Dörfchen Reuth, wo die Wiesent aus dem Gebirge heraustritt, so stößt man auf die fünfte Felsart, den Keupersandstein.

Aus dem Gesagten ergiebt sich's, daß bey Muggendorf die Höhlen, welche allein dem Dolomit zukommen, an der östlichen Gränze des fränkischen Jurazuges in

allen Höhenpunkten, um die Mitte herum nur auf den Gipfeln, an der Westgrenze in der Regel gar nicht zu suchen sind. Einige wenige Fälle an dem Westfuße, wo wie an der Ehrenbürg und dem Staffelberge die hochgelegenen Kuppen derselben abermals aus Dolomit bestehen, sind nur Ausnahmen vom allgemeinen Verhalten.

Was die beyden andern Merkmale, die Herr Tantscher dem fränkischen Juradolomit beylegt, nämlich den Mangel an Schichtung und Versteinerungen betrifft, so wiederholt er hier nur die schon früher von Andern angeführten Behauptungen, die von mir in den erwähnten beyden Aufsätzen hinlänglich eingeschränkt oder widerlegt worden sind. Indem ich in aller Kürze nochmals davon sprechen muß, knüpfe ich bey dieser Gelegenheit meine eigenen Beobachtungen über den Zechstein-Dolomit im Spessarte, so wie die Mittheilungen von Hrn. v. Alberti über den Dolomit des Muschelkalks und Keupers an.

Die Schichtungsverhältnisse anbelangend, so *ist* es allerdings richtig, daß in der Regel unserem Juradolomite nur die großmassige, meist irreguläre Absonderung zukommt. Wenn diese aber in bestimmter Regelmäßigkeit auftritt, so geht sie bereits in Schichtung über; ein solches Beyspiel liefern die gewaltigen, horizontal über einander gethürmten Dolomitbänke, welche die Klaussteiner Kapelle und das Schloß Rabenstein tragen. Ganz deutlich geschichtet zeigt sich aber eine Felsenparthie auf der Höhe des Streitberger Berges, wo Tafeln von geringer Mächtigkeit herausgesprengt werden.

Wenn also Mangel an regelmäßiger Absonderung nicht durchgängig ein unterscheidendes Merkmal des Dolomits vom Jurakalksteine ist, so ist dagegen letzterer auch nicht in allen Fällen geschichtet. Mitten im geschichteten Jurakalke kommen, wie bey der Ruine Neudeck, ungeschichtete Parthieen von massiger Absonderung vor, und die steile Felsenwand aus festem schönem Jurakalkstein, welche von Regensburg am linken Donauufer hinabzieht, hat ebenfalls keine regelmäßige Schichtung, sondern nur eine irreguläre massige Absonderung.

Während jedoch im Juradolomite die regelmäßige Absonderung eine Seltenheit ist, ist sie in der Zechsteinformation des Spessarts eine Regel. *) Die Rauchwacke, welche das Hauptglied derselben ist, ist durchdängig dolomitisch und von folgender Beschaffenheit. Ihre Farbe geht aus dem Schwärzlichen, ins Braune und Gelbe über. Aus dem fast Dichten und Splitterigen verläuft das Gestein durchs zuckerartig Körnige ins krystallinisch Körnige und stellt mitunter einen ausgezeichneten Roggenstein dar. Die Festigkeit ist verschieden, mitunter beträchtlich; die kleineren Zerklüftungen und Blasenräume des Juradolomits sind ebenfalls in der Rauchwacke nicht selten anzutreffen. Bisweilen findet sie sich in kugeligen Zusammenziehungen, die man bey dem Basalte mit einem sehr unglücklich gewählten Namen vulkanische Bomben genannt hat. An fremdartigen Bestandtheilen enthält sie Schwerspath, Kalkspath, Bitterspath, Kupferlasur, Malachit, Fahlerz, Schwefelkies, Eisenrahm und Eisenocker. Was aber für den Zweck gegenwärtiger Abhandlung die Hauptsache ist: diese Rauchwacke ist meist ausgezeichnet geschichtet, und namentlich in einem Steinbruche am südlichen Abhange des Berges, der vor Feldkahl liegt und über den die Straße nach Aschaffenburg führt, zeigt sich die Schichtung mit horizontalen, nicht sehr mächtigen Bänken in einer Vollkommenheit, wie sie nur in ausgezeichneten Fällen dem Jurakalke zusteht.

Eben so deutlich, als der erwähnte Zechstein-Dolomit ist auch nach den Angaben von Hrn. v. Alberti *)

*) Einen schönen Durchschnitt der Zechsteinformation, obgleich nicht alle Glieder derselben aufschließend, sieht man auf der Straße, die von Aschaffenburg nach Kahl führt. Ehe man nämlich nach Feldkahl kommt, hat man einen bedeutenden Berg zu passiren, der größtentheils aus Urgebirg besteht. Hat man beym Hinaufsteigen die obere Grenze desselben erreicht, so folgt das Weißliegende in geringer Mächtigkeit, und darüber Kupferletten von ungefähr 1 Fuß Stärke. Auf ihn legt sich die Rauchwacke, die besonders schön in einem rechts an der Straße liegenden Steinbruche (derselbe, von dem gleich nachher die Rede ist) aufgeschlossen ist, und weiter den Berg hinauf folgt ungeschichteter Rauhstein. Ganz oben kommt eine dünne Lage von Eisenstein, welche man auch an andern Punkten (z. B. an der Kahler Ziegelhütte) wieder findet, und die in Bieber so mächtig wird, daß sie den Gegenstand eines bedeutenden Bergbaues ausmacht. Beym Hinabsteigen des Berges nach Feldkahl sieht man längs des Weges dieselben Gebilde wieder.

*) A. a. O. S. 100: „Er (der Dolomit) ist eben so

der Dolomit des Muschelkalkes geschichtet. Nicht minder giebt er den Dolomit über der Lettenkohle, welche der Keuperformation angehört, als geschichtet an. **)

Die vorstehenden Beyspiele, welche noch durch viele andere vermehrt werden könnten, beweisen demnach hinlänglich, daß für den Flötzdolomit die massige Absonderung durchaus nicht charakteristisch ist, daß er im Gegentheil ebenfalls, und nichts weniger als selten, höchst ausgezeichnet geschichtet vorkommt.

Was die dritte Behauptung des Herrn Tantschers betrifft, daß nämlich dem Juradolomite die Versteinerungen fast ganz fehlten, oder wo sie ja vorkämen, doch zerstört und selten erkennbar wären, so ist auch diese in ihrer allgemeinen Fassung nicht begründet. Ich habe schon früher nachgewiesen, daß, obgleich ein großer Theil dieses Dolomits (wie es übrigens mitunter auch bey dem Jurakalksteine der Fall ist) keine Petrefakten enthält, doch ein anderer Theil desselben reich an denselben ist, und ich habe zum Beleg ausgezeichnete Exemplare davon, die mir in der Gegend von Muggendorf aufgestossen sind, in der königlichen Petrefakten-Sammlung dahier, so wie in den Universitätssammlungen von Erlangen und Würzburg deponirt. Die Exemplare, welche ich gegenwärtig der hochgeehrtesten Versammlung vorzulegen die Ehre habe, werden hinlänglich darthun, daß diese Versteinerungen vollkommen deutlich, mitunter selbst mit der Schale sich erhalten haben. Andere Exemplare aus dem bayerischen Juradolomite sind von Herrn Oberbergrath Fuchs gesammelt, und der königl. Mineraliensammlung übergeben worden. Die Petrefakten in dieser Felsart sind mithin weder undeutlich, noch selten, jedoch nicht allenthalben.

Vom Zechsteindolomit des Spessarts habe ich selbst lange geglaubt, daß er ganz frey von Versteinerungen wäre, was allerdings um Kahl auch der Fall ist; neuerdings aber hat Herr Bergassessor Bezold versteinerungsführende Rauchwacke von Eichenberg gefunden, und die von ihm mir mitgetheilten Exemplare, welche ich hiemit gleichfalls vorlege, zeigen eine Menge kleiner und sehr vollständiger Bivalven.

deutlich, als der Kalkstein von Friedrichshall (der eigentliche Muschelkalk) geschichtet."

**) S. 130: „Er gleicht vollkommen dem Dolomite des Muschelkalkes."

Reich an Versteinerungen sind die Dolomite Würtembergs, wie dieß die fleißigen Untersuchungen von Hrn. v. Alberti dargethan haben. Ihm zu Folge enthalten die Dolomite der untern Abtheilungen des Muschelkalks (S. 50), wie der obern (S. 101) viele Versteinerungen; letztere allein 17 Arten. Der Dolomit über der Lettenkohlengruppe (S. 130) „besteht in einzelnen, namentlich den obern Schichten, beynahe ausschließlich aus Versteinerungen, und ist eine wahre Muschelbank." Dieser Dolomit wird, wo er von Gips bedeckt ist, von diesem in ein graues Gipsgestein verwandelt, das größtentheils dieselben Versteinerungen, darunter Myophoria Goldfussii „millionenweise" enthält.

Auch dem, noch so wenig untersuchten Dolomite der bayerischen Alpen, der mir bisher nur aus einer einmaligen flüchtigen Ansicht bekannt ist, gehen die Versteinerungen nicht ganz ab, *) und der Dolomit des Fassathals ist mit einer „ungeheuren Menge" von Petrefakten durchwachsen. **)

So wenig also dem Flötzdolomite die Schichtung abgeht, eben so wenig ist er von Versteinerungen entblöst; sie finden sich im Gegentheil nicht selten in solcher Häufigkeit, daß Herr v. Voith gar nicht Unrecht hatte, wenn er ihn einen blättrig-körnigen Muschelkalkstein nannte.

Nach dieser Feststellung der durch Beobachtung gefundenen faktischen Ergebnisse über den Flötzdolomit, sey es mir vergönnt, einige Worte über die Entstehungsweise desselben hinzuzufügen, indem die vorliegenden Thatsachen mir es noch immer unmöglich machen, den neueren Ansichten hierüber auch nur eine entfernte Wahrscheinlichkeit einzuräumen. Eine richtige Ansicht über den Dolomit ist um so wichtiger, da er, wie Herr v. Alberti mit Recht sagt, „unstreitig der interessanteste Begleiter aller Gebirgsformationen" ist, und mithin in denselben, vielleicht aber noch mehr im Bereiche der geologischen Opinionen, eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Bekanntlich hat Herr v. Buch, der im Fassathale den Dolomit in der Nähe von Augitporphyr sah, zu-

*) L. v. Buch, in den Abh. der K. Akadem. der Wissenschaften in Berlin von 1828 S. 73—84.

**) Leonhard's Zeitschrift für Mineralog. 1829 S. 409.

erst die Meynung ausgesprochen: „dieser Augitporphyr sey es eigentlich, der auf die Schichten des dunkel gefärbten, dichten Kalksteins einwirkend, sie entfärbt, Versteinerungen und Schichten vernichtet, mit Talkerde die Masse durchdringt, sie dadurch zu körnigem Dolomit umändert, und endlich sie als senkrecht zerspaltene Kolosse über die Thäler in die Höhe stößt.“ Die Celebrität, welche mit dem Namen des Urhebers dieser Hypothese verknüpft ist, verschaffte derselben einen fast allgemeinen Eingang. Je mehr sich indeß meine Kenntnisse über den Flötz-Dolomit erweitert haben, desto weniger habe ich Ursache gefunden, von meinen früheren Ansichten abzugehen, und während ich meine Gründe sonst bloß vom Juradolomite allein entnehmen konnte, kann ich mich jetzt auf die verschiedensten Flötzformationen stützen, *) und somit, wie vorhin bey den Thatsachen, so nun auch bey dem Raisonnement — auf eine allgemeinere Gültigkeit rechnen.

Was zuerst die Behauptung betrifft, der Dolomit sey ein Kalkstein ohne Schichtung und ohne Versteinerungen, so haben die bisher angeführten Thatsachen evident ergeben, daß beydes ihm in allen Flötzformationen, in denen er sich findet, und nicht selten im eminenten Grade zukomme. Alle Folgerungen also, die aus diesem angeblichen Mangel abgeleitet worden sind, fallen dadurch, als unstatthaft, von selbst weg.

Um aber die andere Behauptung zu rechtfertigen, daß nämlich der Augit es sey, der seine Bittererde in Gasform abgegeben, und den kohlensauren Kalkstein damit geschwängert habe, hätte zuvor zweyerley nachgewiesen werden müssen. Einmal nämlich hätte das bisher den Mineralogen unbekannte Gestein, das für einen, seiner Bittererde beraubten Augit zu halten wäre, genannt werden sollen, und dann wäre darzuthun gewesen, daß allenthalben, wo Dolomit vorkommt, auch Augitporphyr oder vielmehr das seiner Bittererde beraubte Gestein zu finden sey. Nun hat aber schon Hr.

*) Nach einer neulichen Privatmittheilung, die ich von meinem Freunde Hrn. Dr. Vogel von Bayreuth, gegenwärtig Professor in Schaffhausen, erhalten habe, ist mit dem Liaskalk von Gesees bey Bayreuth, den wir vor einigen Jahren gemeinschaftlich an Ort und Stelle betrachteten, gleichfalls Dolomit verbunden, wie dieß die von ihm angestellte chemische Analyse ergeben hat.

Zeuschner gezeigt, daß nicht einmal im Fassathale allenthalben Dolomit mit Augitporphyr in Berührung sey, und für den bayerischen Juradolomit habe ich es nachgewiesen, und wiederhole es von Neuem, daß weder in seinem Liegenden, noch in seinem Hangenden, noch sonst in seiner Nähe ein augitisches Gestein vorkomme.

Eben so wenig habe ich den Zechsteindolomit des Spessarts mit Augit in Berührung finden können, obschon dort bey Kahl der Bergbau genug Gelegenheit gegeben hätte, denselben zu entdecken, wenn er anders vorhanden wäre. Die Unterlage der Zechsteinformation daselbst ist das Weißliegende, unter dem Gneiß oder Glimmerschiefer zum Vorscheine kommt. So oft man aber auch diese Unterlage entblößt hat, nirgends hat man ein augitisches Gestein wahrnehmen können, und wenn man auch im Hangenden, nämlich im bunten Sandsteine, einige Basaltparthieen im Spessarte und den angrenzenden Bezirken getroffen hat, so sind diese doch so weit von der Gegend, in welcher der Bergbau betrieben wird, entfernt, zugleich auch so unbedeutend, am wenigsten aber in einem direkten Zusammenhang mit der Rauchwacke, daß von einer Einwirkung auf den Zechstein gar keine Rede seyn kann. Auch besondere Schluchten und Spalten, aus welchen die Bittererde, vielleicht aus unergründlichen Tiefen, durch das Urgebirge aufgestiegen seyn möchte, hat der Bergbau daselbst nicht auffinden können.

Eben so wenig ersieht man aus den Angaben von Hrn. v. Alberti, daß die Dolomite des Muschelkalkes und Keupersandsteins im Gefolge von Augitporphyren auftreten; ich habe diese eben so wenig im fränkischen Keuper auffinden können. Von den Schwarzburger Dolomitfelsen des Zechsteins sagt Hr. Tantscher, daß sie häufig durch den Bergbau in größerer Teufe unterfahren seyen. „Wenn auch in ihrer Nähe öfters bedeutende Klüfte oder Gänge aufsetzen, welche zu einer Umänderung des Kalksteins in Dolomit Veranlassung gegeben haben könnten; so bin ich es doch der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß die untere Abtheilung des Flötzkalkgebirgs oft auch nicht die geringste Spur einer Veränderung an sich trägt. Von wo ist also die Umänderungsursache ausgegangen?“

Offenbar kann in den eben angeführten Fällen der Augitporphyr es nicht seyn, der die Dolomitbildung

bewerkstelligt hat, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil er nicht einmal vorhanden ist, oder vielmehr, weil das Gestein nicht nachzuweisen ist, das für einen, seiner Bittererde beraubten Augit zu halten wäre. Denn eigentlich ist dieses letztere auszumitteln, und nicht der Augit, indem dieser als solcher gar nicht mehr existiren könnte, wenn er einen seiner integrirenden Bestandtheile verloren hätte.

Eine besondere Modifikation der eben besprochenen Hypothese von der Dolomitbildung hat Hr. v. Alberti angebracht, dadurch aber nur die Schwierigkeiten gehäuft, anstatt die Erklärung wahrscheinlicher und einfacher zu machen. Indem er nämlich die Anhydritgruppe des Muschelkalkes, so wie den Keupergips von dolomitischen Gesteinen umgeben fand, scheint ihm (S. 307) „eine unmittelbare Verwandlung durch schwarzen Porphyr, eine Verwandlung von unten nach oben, sehr unwahrscheinlich zu seyn.“ Unter dem Dolomit der Lettenkohlengruppe, sagt er, liegt der Muschelkalk an 400′ mächtig, der fast rein von Bittererde ist. „In der chemischen Zusammensetzung beyder liegt kein Grund, weßhalb der letztere nicht wie ersterer in Dolomit hätte verwandelt werden können.“ Hierin stimme ich Hrn. v. Alberti gerne bey, denn wenn die gasförmige Bittererde von unten aufgestiegen wäre, so hätte sie zuerst die unter dem Dolomite liegenden Kalkarten umwandeln müssen. In jenem Falle könnte der Muschelkalk nicht mehr als ein fast von Bittererde reiner, kohlensaurer Kalk auftreten. Eben so wenig wäre dieses der Jurakalkstein, welcher in Bayern das Liegende des Dolomits ausmacht; es müßte derselbe, so wie der tiefer vorkommende Liaskalk, zu einem bittererdehaltigen Gesteine umgewandelt seyn. Dasselbe gilt von dem bituminösen Mergelschiefer und festen Kalkschiefer, auf welchem der Dolomit des Spessarts aufliegt. Dasselbe gilt von andern ähnlichen Fällen, die hinlänglich bekannt sind, als daß ich sie weiter anführen sollte.

Wenn wir also durch das Gewicht der Thatsachen genöthigt, Hrn. v. Alberti gerne beystimmen, daß die Dolomitbildung nicht durch ein von unten nach oben aufsteigendes Bittererdegas veranlaßt seyn kann, so können wir ihm doch in seiner weitern Deduction nicht mehr beypflichten, wenn er die Grundlage jener Hypothese, die angebliche Einwirkung des Augitporphyrs, gleichwohl noch ferner bestehen läßt, und sie nur in so

weit modificirt, daß die Bittererde-Dämpfe nicht von unten nach oben, sondern umgekehrt, von oben nach unten gewirkt haben sollen. Als Hauptbeweis führt er an, daß die erwähnten Dolomite nach unten in den Muschelkalk zerfließen, also eine Abnahme des Bittererde-Gehalts von oben nach unten statt findet. Der Gips aber, in manchen Fällen auch der Schwerspath, soll es seyn, der in Breiform aufsteigend das Ausströmen von Bittererdegas vermittelt habe. Gerne gestehe ich indeß, daß ich gar keinen Begriff von einer solchen Vermittelung fassen kann; auch ist uns keineswegs gesagt, woher denn dieses Gas gekommen; es wird uns dieß übrigens Hr. v. Alberti nicht sagen können, da er selbst in den von ihm besprochenen Formationen keine Spur von Augitporphyr hat aufgefunden. Und wenden wir diese modificirte Hypothese auf den Dolomit der Juraformation an, so verliert sie den letzten Schimmer von Wahrscheinlichkeit dadurch, daß diesem, in dem größten Theile seiner Erstreckung durch Bayern, gar keine andere Felsart aufgelagert ist, in der etwa ein versteckter Augitporphyr enthalten wäre; der Dolomit liegt dort meist frey zu Tage. Hätte ihn ein augitisches Gestein von oben bearbeitet, so müßte sich dieses selbst aufgezehrt haben.

Als Schlußresultat aus diesen aufgeführten Untersuchungen glaube ich also jetzt mit noch größerem Rechte als früher die Behauptung aufstellen zu können, daß der Dolomit keineswegs ein durch Augitporphyr umgewandelter Kalkstein sey. *) Dieses Resultat ist freylich nur ein negatives, allein ich denke, daß es doch wenigstens von einer solchen Sicherheit ist, wie es nur immer auf dem Wege factischer Untersuchungen gewonnen werden kann. Mit solcher Zuverläßigkeit läßt sich allerdings kein positives über die Bildungsweise des Dolomits auffinden; wenn wir jedoch die nähern Verhältnisse seines Vorkommens genau betrachten, so lassen sich doch einige Anhaltspuncte gewinnen, die auf seine Entstehungsweise hindeuten. Wir sehen nämlich in vielen Fällen, daß er als besondere Gebirgsart zwischen ge-

*) Gelegentlich muß ich doch bemerken, daß ich auch bey Betrachtung des Dolomits im Urgebirge von Aschaffenburg vergebens mich bemüht habe, die Spuren plutonischer Einwirkungen aufzufinden. Ich kann ihm daher keinen andern Ursprung als dem Flötzdolomite zuerkennen.

schichteten und versteinerungsreichen Formationen, so z. B. der Juradolomit zwischen Jurakalkstein und lithographischem Schiefer bey Eichstädt — mitten inne liegt, mitunter auch nur in kleinen Nestern, wie der Dolomit im Keupermergel vorkommt; wir sehen ihn ferner selbst häufig geschichtet, und voll von Versteinerungen; wir finden keine auffallenden Erscheinungen, weder in seinem Hangenden, noch in seinem Liegenden; kurz, wir treffen ihn mit allen den Eigenschaften, die den entschieden und unbestritten neptunischen Bildungen zustehen. Warum sollten wir nun eine plutonische Umwandlung für den Dolomit annehmen, da eine solche Annahme keine einzige Thatsache für sich, wohl aber viele gegen sich hat? Der äußere Anschein von seiner mitunter sonderbaren Gestaltung darf uns hierbey nicht irre führen; des Geognosten Aufgabe ist es eben, nicht durch den Schein sich verleiten zu lassen. Behalten wir also den Dolomit unter der Reihe der sogenannten neptunischen Gesteine, so stehen wir mit keinen Erfahrungen im Widerspruche, und räumen ihm dann dieselbe Bildungsweise ein, die diesen zukommt. Von welcher Art aber diese gewesen sey, liegt außer dem Ziele, das ich mir in diesem Vortrage gesteckt habe.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. Februar 1836 wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1) Von Herrn Conservator Dr. Lamont. Bericht über die Aufstellung des großen Refraktors an der k. Sternwarte zu Bogenhausen.

Im Spätherbste des verflossenen Jahres wurde das neue Lokal zur Aufnahme des großen Refraktors im Wesentlichen vollendet und das Instrument daselbst aufgestellt.

Der Bau ist nach einer von Liebherr ursprünglich angegebenen Idee, deren Ausführung von Soldner vorbereitet war, hergestellt worden und unterscheidet sich von den bisher gebrauchten Einrichtungen darin, daß beym Beobachten nicht durch Oeffnungen in einem beweglichen Dache hinausgesehen, sondern mittelst Hinwegschieben des ganzen Daches das Instrument selbst unter freyen Himmel versetzt wird. Hiermit hebt sich alle Ungleichheit einer innern und äußern Temperatur und deren nachtheilige Wirkungen auf das deutliche Sehen von selbst auf. Dieser Umstand, verbunden mit dem Vortheile einer weniger kostspieligen Ausführung, hatte für die Wahl des Soldner'schen Planes entschieden und die bisherige Erfahrung, so weit sie reicht, hat dessen Zweckmäßigkeit bestätiget.

Rücksichtlich der übrigen zu dem Gebrauch des Fernrohrs nöthigen Einrichtung wurde es als ein Hauptzweck betrachtet, die möglichste Erleichterung der Mühe beym Beobachten zu erzielen, zugleich aber den Beystand eines eigenen Gehülfen, wie dieß die ursprüngliche Construction des Refraktors erfordert, durch Anwendung besonderer Vorrichtungen gänzlich entbehrlich zu machen.

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, auch über die Wirkung des Refraktors selbst in Vergleich mit andern großen Fernrohren, die bisher gebraucht worden, Einiges hier zu erwähnen. Eine Vergleichung mit dem Dorpater Refraktor, dem einzigen, von Fraunhofer selbst in allen seinen Theilen vollendeten Instrumente dieser Art findet sich in Schumachers „astronomischen Nachrichten." Herr Staatsrath Struve hatte von Dorpat Täfelchen mit Punkten und Linien, an denen er die Wirkung des Dorpater Fernrohrs versucht hatte, hieher gebracht, um sie hier unter ähnlichen Umständen durch den Bogenhauser Refraktor zu betrachten. Das Resultat war, daß dieser letztere nicht nur alle Punkte und Linien, wie sie im Dorpater Instrumente sichtbar waren, gezeigt hat, sondern auch die kleinsten derselben mit etwas größerer Deutlichkeit wahrnehmen ließ. Auf eine sorgfältige Prüfung gründet Struve sein Urtheil, „daß der Bogenhauser Refraktor ganz in Fraunhofers Geiste ausgeführt ist und allen Forderungen entspricht, indem er die beyden Haupttugenden, Schärfe der Bilder und Farbenlosigkeit in sich vereinigt." Eine Vergleichung mit Herschels großen Telescopen habe ich dadurch zu erlangen gesucht, daß ich mehrere von Herschel als schwer zu unterscheiden, oder als außerordentlich lichtschwach bezeichnete Objekte durch unsern Refraktor betrachtete. Der Erfolg scheint die Superiorität des letzteren außer Zweifel zu setzen; denn ich konnte nicht nur die schwierigsten derselben, wie z. B. den

kleinen Doppelstern bey β Equulei, den kleinen Begleiter von α Cancri u. s. w. deutlich erkennen, sondern war sogar im Stande, was Herschel unmöglich gefunden hatte, Position und Distanz bey dem letzterwähnten Sterne zu messen. Das Gesagte betrachte ich natürlich bloß als eine vorläufige Bestimmung der relativen Güte unseres Fernrohres; ein eigentliches Urtheil kann nur in Folge zahlreicher, unter verschiedenen Umständen angestellter Beobachtungen ausgesprochen werden. So viel läßt sich aber jetzt schon unbedenklich entscheiden, daß der Refraktor zu den schwierigsten Untersuchungen geeignet ist. Hierauf gründe ich die Wahl der Aufgabe, die ich mit demselben durchzuführen beginne. Sie besteht darin, die relativen Stellungen lichtschwacher und nur mit den stärksten Sehwerkzeugen wahrzunehmender Sterne, die als Begleiter größerer Sterne erscheinen, durch Messungen zu bestimmen. Diese bisher von Herschel allein, und zwar bloß theilweise berücksichtigte Aufgabe scheint nicht nur für die mächtige Wirkung des großen Refraktors einen würdigen Gegenstand darzubieten, sondern auch Resultate zu versprechen, die wesentlich mit der Erweiterung der Wissenschaft verknüpft sind. Denn, sey es, daß bey einem Sternenpaar der eben bezeichneten Art die große Verschiedenheit der Lichtstärke ihren Grund in einer verhältnißmäßigen Verschiedenheit der Entfernung hat, oder sey es, daß der kleinere Stern dem größeren als Bestandtheil eines engeren Systems angehört, so werden die erhaltenen Messungen jedenfalls ihren Nutzen für die Wissenschaft bewähren. Im ersten Falle erlangen wir Bestimmungen in Beziehung auf Doppelsterne im engeren Sinne des Wortes, — diese merkwürdigen Systeme, deren Bewegungsgesetze zu ergründen mit Recht als ein Hauptzweck der beobachtenden Astronomie seit Herschels Epoche angesehen wird.

Indem ich Vorstehendes als besonderen Gegenstand einer systematisch durchzuführenden Reihe von Beobachtungen bezeichne (die ich jetzt in derselben Art, wie früher die Meridianbeobachtungen, unternehme) wird keineswegs beabsichtiget, andere Zwecke gänzlich auszuschließen; vielmehr werden stets die vorkommenden Phänomene von Interesse, und auch sonstige Objekte, die sich bey einer Durchmusterung des Himmels darbieten könnten, entsprechende Berücksichtigung finden.

---

2. Von Hrn. Professor v. Kobell.

Derselbe übergiebt der königl. Akademie in Auftrag des Hrn. Staatsrathes von Kobell in Athen zwey große Stalaktiten aus der Höhle von Antiparos. Er bemerkt, daß, abgesehen von dem Fundorte, diese Stalaktiten noch deshalb ein besonderes Interesse haben, weil sie großentheils aus Arragonit bestehen, welcher entweder in ganz reinen Massen erscheint, oder rhomboëdrischen Kalkspath überkleidet. Die Analyse dieses Arragonits gab unzweydeutige Spuren von kohlensaurem Strontian. Der Kalkspath ist auf Höhlungen in den Stalaktiten in der Form — ½ R krystallisirt. Man sieht zuweilen büschelförmig zusammengehäufte Krystalle von Arragonit in ziemlich frey stehenden Gruppen, deren eines Ende solche Kalkspathkrystalle bilden. Uebrigens kommt der Arragonit stänglich bis fasrig vor, und bildet mannigfaltig zackige und krause, zum Theil Blumenkohl-förmige Gestalten, oder erscheint in Zapfen wie gewöhnlicher Kalksinter.

3. Von Herrn Oberbergrath und Conservator Fuchs: Bemerkungen über den Isomerismus und Amorphismus.

Der Herr Verfasser erklärt dem Klassensekretär, daß er diesen Aufsatz für das Schweigger'sche Journal zur Publication bestimmt habe.

5) Hr. Prof. Dr. Steinheil theilt der Klasse ein Schreiben des Hrn. Hofrath Gauß in Göttingen, welches die Ergebnisse seiner neuesten galvano-magnetischen Forschungen enthält, im folgenden Auszuge mit:

„Electro-magnetische Versuche sind noch mehrere interessante vorgekommen. Die Inductionsstöße gingen, wenn der menschliche Körper, etwa mit angefeuchteten Händen, in die Kette gebracht war, auch durch diesen, wie das Magnetometer zeigte; aber ohne eine merkliche Empfindung. Es ergab sich aber zugleich, daß der Hauptwiderstand (der den Strom schwächt) an der Oberhaut war; denn die Stärke des Stroms war nach Ausweis des Magnetometers fast eben so groß, wenn er von einer Hand zur Andern durch den Körper gehen müßte, als wenn er an einem Punct einer Hand eintrat, und an einem andern Puncte derselben Hand wieder austrat. Daraus wurde geschlossen, daß der Strom viel stärker

ausfallen würde, wenn Ein- und Austritt an solchen Theilen des Körpers geschähe, wo die Haut viel dünner ist. Dies bestätigte wieder das Magnetometer vollkommen, zugleich aber war nun auch die Empfindung sehr merklich. Am Zahnfleisch, Zunge oder Gaumen angebracht, sah man zugleich starke Blitze; an wundgelegten Stellen der Arme angebracht, war die Empfindung äußerst schmerzhaft. Die allerwichtigste Bemerkung aber scheint mir die zu seyn, daß, an beyden Lippen angebracht, man auf das Bestimmteste die Richtung des Stroms unterscheidet, was bey vielen hundert Versuchen nie gefehlt hat. Immer empfindet man den Strom an der Lippe, wo der negative Strom eintritt, und zwar an dieser Lippe allein (etwa wie einen scharfen Wind), in so fern der Strom eine mäßige Stärke hat, oder wenigstens ganz überwiegend vorherrschend, falls der Strom sehr stark wird. Höchst merkwürdig ist noch, daß, während die Wirkung auf die Magnetnadel fast ganz gleiche Größe behält, man möge die Rolle schnell oder langsam bewegen, (wie solches der Theorie gemäß und von mir schon früher wiederholt öffentlich ausgesprochen ist), die physiologische Wirkung von der Schnelligkeit der Manipulation wesentlich abhängt, so daß man nach Gefallen von völliger Unmerklichkeit bis zur unerträglicher Stärke steigern kann. Dadurch wird nun auch über das Verhalten der gewöhnlichen (Reibungs)-Electricität mehr Licht verbreitet. Wir haben über die elektro-magnetische Wirkung der Letzteren auch viel experimentirt (bekanntlich hatte Colladon zuerst Wirkung gesehen, die jedoch anfangs vielfach bezweifelt, aber später auch von Faraday bestätigt ist). Unsere Experimente gelangen vortrefflich, und die Reibungs-Elektricität geht (unter gehöriger Vorsicht) eben so sicher durch unsere ganze Kette vom physikalischen Kabinete zur Sternwarte, und eben so ohne merklichen oder erheblichen Verlust, wie ein hydro-galvanischer, oder ein Inductionsstrom.

Seit einigen Wochen habe ich nun meinen Inductor abermals verstärken lassen (von 3527 Umwendungen auf etwa 6800), wo nun Alles in noch helleres Licht tritt. Die physiologische Wirkung durch den Körper (von Hand zu Hand, ohne Wundlegung, bloß mit einiger Befeuchtung, ja bey Dr. Goldschmidt ohne alle Befeuchtung) ist nicht nur sehr merklich, sondern bey sehr schneller Bewegung fast unerträglich. Am interessantesten aber ist mir gewesen, daß es mir seit einigen Tagen gelungen ist, Funken zu erzeugen, indem eine sehr feine Nadelspitze einer Metallplatte gegenübersteht, in fester Distanz, was ich dem Gebrauch von Quecksilber vorziehe, in sofern die Funken in demselben Saal hervorkommen sollen, wo die Inductionsbewegungen gemacht werden,

weil dann durch diese das Quecksilber immer in einige Bewegung kommt. Daher gelingen die Versuche bey meiner Einrichtung, nachdem die Nadel Einmal gestellt ist, nachher jedesmal unausbleiblich wieder (was beym Gebrauch des Quecksilbers nicht der Fall ist), bis etwa die Spitze der Nadel abgeschmolzen ist, was schon öfters vorgekommen. Der merkwürdigste Umstand aber bey diesen Versuchen ist, daß die Funken eine, nach der Richtung des Stroms verschiedene Farbe haben, nämlich, wenn der positive Strom durch die Nadel zur Platte geht, ist der Funken gelb oder gelbgrün; geht hingegen der negative Strom aus der Nadel zur Platte, so ist der Funken violett. Unter hunderten von Versuchen hat dieß nicht ein einziges Mal gefehlt, wenn nur die Funken nicht gar zu schwach ausfielen.

An diese Mittheilungen knüpft Hr. Prof. Steinheil einen mündlichen Bericht über die gegenwärtige Gestaltung des mathematisch-physikalischen Attributes der Akademie. Er berichtet, daß durch Allerhöchste Gnade die akademische Werkstätte des physikalischen Kabinets nun organisirt und unter seiner Leitung bereits in Thätigkeit gesetzt sey. Er entwickelt die großen Vortheile, welche hiedurch für das physikalische Staatsattribut erwachsen. Hiedurch sey es möglich, nicht nur alle Instrumente des Kabinets in den brauchbarsten Zustand zu versetzen, sondern auch neue Instrumente, welcher Art sie auch seyen, gleich bey ihrer Bekanntwerdung ausführen zu lassen. Nicht blos ein sicherer Erfolg rücksichtlich deren Brauchbarkeit, und schnellerer Besitz würde auf diese Weise herbeygeführt, sondern es würden auch wenigstens um die Hälfte billigere Preise oder bey demselben Aufwande des Staats Anschaffungen für den doppelten Werth erlangt. Endlich bestehe der größte Vortheil, welcher aus der Benutzung einer mechanischen Werkstätte bey physikalischen Untersuchungen hervorgeht, darin, daß die stets nöthige mechanische Beyhülfe in jedem Augenblicke zu Gebote steht und also bey Forschungen eine Zeitersparniß und Annehmlichkeit von unberechenbaren Folgen herbeyführt.

Er berichtet ferner, daß gegenwärtig ein Saal des Kabinets ausschließlich zu physikalischen Beobachtungen bestimmt sey, so daß der Wirkungskreis der hiesigen physikalischen Anstalt sich nicht nur auf höheren Unterricht und historische Repräsentation durch das Kabinet beschränkt, sondern durch ein eignes Observatorium factischen und thätigen Antheil an den Forschungen zur

Erweiterung der Wissenschaft nimmt. Die Instrumente, welche das Kabinet besitzt, erreichen hierdurch ihren wesentlichsten Zweck, indem sie als Mittel zur Forschung dienen.

In diesem Observations-Lokale seyen gegenwärtig auch die magneto-galvanischen Apparate des Hofrath Gauß aufgestellt und es werde regelmäßig an denselben beobachtet. Dieser Apparat, welchen das Kabinet ebenfalls einer außerordentlichen Allerhöchsten Bewilligung verdankt, diene dazu, die absolute magnetische Deklination und Intensität der magnetischen Kraft für München zu bestimmen. Obschon die Lokalität zu diesem Zwecke nicht ganz geeignet sey, so gewähre der Apparat doch durch die Zweckmäßigkeit seiner Einrichtung eine Präcision in den Beobachtungen und Bestimmungen, die nur mit den feinsten astronomischen Messungen verglichen werden könne. Er diene aber auch zugleich, um die continuirlichen Variationen der magnetischen Deklination zu messen. Nach Vorschlägen des Hofrath Gauß werde bekanntlich dieses Element von Upsala bis Palermo an bestimmten verabredeten Termintagen an vielen Orten gleichzeitig beobachtet und es bilde München einen, zur Verbindung des Nordens mit dem Süden, namentlich der Nähe des Hochgebirgs wegen, nicht uninteressanten Beobachtungspunkt. Durch die gefällige Mitwirkung mehrerer seiner Freunde und Collegen seyen auch bereits die letztverflossenen magnetischen 24stündigen Termine am 28. November 1835 und 30. Januar 1836 daselbst beobachtet und die Originalbeobachtungen an Hofrath Gauß gesendet worden, von wo aus sie zur Publicität gelangen werden. Er legte der Klasse Kopien der graphischen Darstellungen dieser beobachteten Deklinations-Variationen von München und Göttingen vor, wobey die Aehnlichkeit der Münchner und Göttinger Kurven, welche aus gleichzeitig wirkenden Ursachen hervorgegangen seyn müssen, überraschend ist.

Der Apparat diene aber ferner auch als Galvanometer, indem der an einem feinem Drathe aufgehängte Magnetstab von einem Multiplikator umgeben ist, durch welchen die leisesten galvanischen Ströme meßbare Ablenkungen bewirken.

Nicht nur der galvanische Strom, welchen ein Plattenpaar von kaum einem Zoll Durchmesser in Quellwasser versenkt, hervorbringt, zeige deutliche Ablenkungen, über deren Größe und Richtung man mittelst des Gauß'schen Commutators oder Gyrotrop's disponiren könne, sondern es werden auch ähnliche Ablenkungen durch Induction, d. i. durch Abziehen eines über eine Rolle gewundenen Multiplicators über Magnetstäbe bewirkt.

Es sey hier die Vorrichtung getroffen, daß mittelst eines Hebels die Induktions-Rolle mit beliebiger Geschwindigkeit über zwey 25pfündige Magnetstäbe bewegt werden könne, wodurch in Verbindung mit dem Commutator der Magnetstab auf jedem Puncte der Ablenkung festgehalten werden kann. Dieses Mittel habe Hofrath Gauß zum Telegraphiren vorgeschlagen, in so fern ein zweyter ähnlicher Apparat, dessen Magnetstab mit Ersterem gleiche Schwingungsdauer hat, und mit ihm blos durch zwey Metalldrähte in leitender Verbindung steht, auch auf sehr beträchtliche Entfernungen mit Ersterem gleichzeitig und proportional abgelenkt wird. Steinheil habe auch hier nach dem Beyspiel des, von Hofrath Gauß und Professor Weber in Göttingen ausgeführten Telegraphen dieser Art, welcher die Sternwarte mit dem physikalischen Kabinete verbindet, eine ähnliche Einrichtung getroffen. Die in dem Observations-Saale gegebenen Zeichen werden in einem andern Saale beobachtet, und umgekehrt von diesem aus nach dem Observations-Saale erwiedert. Diese Vorrichtung sey nur bestimmt, das Eigenthümliche und Zweckmäßige des Gauß'schen Vorschlages anschaulich zu machen und dadurch dasjenige Interesse zu erregen, welches nöthig scheint, um dieses Mittel auf bedeutendere Entfernungen, als es bisher geschah, auszuführen.

Er beschloß diese Erörterung mit der Bemerkung, daß es ihm nur durch Beyhülfe der mechanischen Werkstätte, dieses so wesentlichen Theiles des physikalischen Attributes in so kurzer Zeit möglich geworden sey, alle diese Vorrichtungen auszuführen, und bat die Klasse nach geschlossener Sitzung, die hier erörterten Einrichtungen und Experimente in Augenschein zu nehmen, welchem Wunsche auch entsprochen ward.

Bey dieser Gelegenheit zeigte Hr. Prof. Steinheil auch ein nach seiner neuen Theorie ausgeführtes Corrections-Fernrohr den Mitgliedern der Klasse. Es hat bey 28 Zoll Brennweite 37 Linien Oeffnung und gibt bey circa 100maliger Vergrößerung ein überaus scharfes, achromatisches Bild.

Neben demselben war zur Vergleichung ein Fraunhofer'scher Tubus von 42 Zoll Brennweite und 34 Linien Oeffnung, von anerkannter Güte aufgestellt. Das Corrections-Fernrohr kam in der Wirkung dem Fraunhofer völlig gleich, eher schien der Vortheil auf Seite des Ersteren zu liegen. Nur das Gesichtsfeld war beschränkter. Dieser Erfolg, welcher die Erwartungen, die durch die Theorie gegeben waren, völlig bestättigte, gibt dem Gegenstand ein besonderes Interesse.

Dieses Princip, welches sich nicht blos auf die dialytische Construction, wo ein kleines Gesichtsfeld unvermeidlich ist, anwenden läßt, dürfte somit namentlich in dem Bau großer Refraktoren in Kurzem eine wesentliche Reform herbeyführen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dahin müssen wir also die Leser verweisen, indem wir nun erst mit Fug über den Inhalt des V. Bds. oder, der neuern Geschichte von Hessen, ersten Bandes noch Einiges andeuten können.

„Der Verf. hat es bisher weder für nöthig, noch nützlich gehalten — sagt Herr v. R. im Vorbericht zum V. Band — von seinen eigenen politischen Grundsätzen zu sprechen, weil ihm als Geschichtschreiber, welcher durch Thatsachen reden soll, eine eigene, von der Tagespolitik weit entfernte, Sphäre der Unparteilichkeit angewiesen ist, in die er durch voreiliges Urtheil am wenigsten eingreifen wollte.“ (In Wort und Ausdruck spiegelt sich dennoch das Innere des Redners ab.) „Aber eine ausführliche, gründliche Landesgeschichte als die beste Trutzwaffe gegen innern und äußern Despotismus erkennend, begann er dieß Werk kurz nach der Befreyung Hessens vom ausländischen Joch. Schon vor den Ereignissen, denen wir eine neue Anerkennung landständischer Verfassung verdanken, hat er dieses unentbehrliche Organ der Landesbeschwerden (der Verf. erwähnt ausdrücklich des ihm gewordenen Beyfalls der Ständeversammlung, und es schien auch schicklich, daß sich die Landstände überhaupt um die Landesgeschichte bekümmerten) allenthalben seine Stelle in der Geschichte der Fürsten angewiesen ꝛc.“

Das Daseyn der älteren Landstände, die sich zu den modernen ungefähr wie eine geometrische Größe zu einer blos arithmetischen verhalten, wie wir das schon öfter ausgesprochen haben, kann auch in keiner brauchbaren Landesgeschichte übergangen werden. Ferner, wo der Verf. von der Aufhebung der alten Klöster und der Anordnung und Vertheilung der Kirchengüter, wobey das Volk und der Clerus leer ausgingen, erzählt: „Aber abgesehen von der juristischen Entschädigungsfrage, welche fast ohne Ausnahme für die ehemaligen Stifter der Klöster, den Adel und die Fürsten entschieden werden mußte,“ (repräsentirte die höhere Hierarchie nicht allenthalben auch das Volk, die große Masse?!) „war es eigentlich das Volk, Bürger und Bauern, deren materielles und geistiges Capital durch alle (?) Anstalten der Reformation, durch Abschaffung der Feyer- und Faulheitstage, wie durch Stiftung der Schulen gesteigert wurde. Wenn die hessischen Bauern dem Mönchsstand entsagen mußten (bey 800 Mönche rechnete der Verf.), so konnten sie dafür durch die neue Landes-Universität Prediger, Rechtsgelehrte oder Aerzte werden u. s. w.“ Eine mobile Beamten-Hierarchie, und stehende Truppen? Ref., ein paar Jahre in der Nachbarschaft von Hessen und daselbst verweilend, sah da nicht mehr und nicht weniger arbeiten, als in katholischen Gegenden, wenn es gilt; und wären es nur immer der Dreschflegel und der Pflug, der Pfriemen und die Nadel, was den gemeinen Mann in Athem erhalten sollte? Die Unzahl der heutigen politischen Feyertage, nachdem man die religiösen nicht mehr begriff? Es waltet hier doch eine allzu einseitige Ansicht vom Wesen der Klöster und geistlicher Körperschaften vor, die man, wie schon ein Hohenstaufe, K. Friedrich II., verordnete, wohl zeitweisen Reformen, aber nicht einer vandalischen Vernichtung unterwerfen sollte; wobey der humanen und wohl erworbenen Rechte doch allzuviele, und am meisten das Majorat des dritten Standes selbst, und das Stif-

tungsgut verletzt würden. Von vielen entgegentretenden Thatsachen nur eine: das corporative Leben für Intelligenz, Recht und Wirthschaft, diese ausdauernden Sehnen des Staatskörpers, und sein Credit, konnten überall nur durch ein religiöses, auf Grund und Boden fundirtes, Princip verbürgt werden. Geld und Bevölkerung und Facultäten aller Art sichern keine Heimath: ohne jene Halt- und Stützpunkte vermehren sie nur die Hinfälligkeiten und Verlegenheiten der modernen Staats-Elemente. — Näher und also bezeichnet wird auch der Inhalt dieses ersten Bandes der neuern Geschichte:

„Die örtliche Theilung Hessens, die Darstellung seiner untheilbaren Gesammt-Verhältnisse, wie sie den beyden hessischen Hauptstaaten lange Zeit zum Grunde lagen; eine bisher fast gar nicht bearbeitete Verfassungsgeschichte; mit besonderer Rücksicht auf die Lehens-Verhältnisse, Landstände, Ritterschaft, Gerichte, Kirche, Schule, das ist der Hauptinhalt des ersten Buches dieses Bandes. Alsdann folgt die Regierungsgeschichte Wilhelms des Weisen, Stammvaters der Linie von Hessen-Cassel, Gründers und Ausführers jener Gesammt-Verfassung, ein für Hessen, nun für ganz Deutschland wichtiger friedlicher Zeitraum u. s. w.“

Und so konnte Ref. wohl nicht umhin, in das lehrreiche Werk umständlicher, als er es anfangs des Willens war, einzugehen. Der Vorwurf, es nicht gelesen zu haben, mag ihn dann auch nicht treffen. Am Schluße des Vorberichts wendet sich der Verf. des langsamen Fortschreitens seines umfassenden Werkes wegen, das an Vollständigkeit noch durch besondere Abhandlungen in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde gewinnen soll, an diejenigen, „welche eine Ahnung von den Schwierigkeiten einer Landesgeschichte haben.“ — Zum Improvisiren der Geschichte, heute ein gar beliebter Zeitvertreib, bedarf es nur des Verzichts auf Ehrlichkeit und Ehrliebe. Im zweyten Hauptstück des I. Buches, S. 49, sehen wir, daß eine der Töchter des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, Anna, die Gemahlin des Herzogs Wolfgang von Zweybrücken und so die Stamm-Mutter des jetzigen königl. bayer. Hauses ward. Unter andern verfügte Landgraf Philipp in seinem hier (S. 39 ꝛc.) umständlich erörterten Testamente (S. 60.):

„Sich nichts von dem Lande entziehen zu lassen und nichts Erbliches zu verkaufen, denn, wenn man aus einem Garten Aepfel, Birnen vergibt, das wächst wieder; so man aber die Bäume vergibt, so hat man dann nichts weiter, das man nutzen, und vergeben kann.“

Gegen solche Veräußerungen waren auch die Erbverbrüderungen, z. B. mit Sachsen ein wirksames Mittel. Die Hegung der Waldungen Behufs der Gewerbe und für die Nothfälle bey Brand und Krieg und ein mäßiger Holzpreis für die Landleute lagen Philipp auch sehr am Herzen (S. 68); ebenso billige Salzpreise, wofür die Landstände zu wachen hätten. Im dritten Hauptstück wird das tragische Geschick und schnelle Ende der neuen Grafen von Diez, Herren von Lisberg, der sieben Söhne der Margaretha von der Saale, erzählt: gleich den sieben Söhnen der Niobe! in der That fehlte bey der dem letzten, dem Grafen Christoph, von Seite seiner Stiefbrüder gewordenen Behandlung nur noch die eiserne Maske zur Vollendung des Gemäldes.

Im vierten Hauptstücke erscheinen die gemeinsamen Anstalten der Gerichts- und Kirchenverfassung. S. 169:

„Schon Landgr. Wilhelm der Jüngere zu Marburg hatte die oberhessischen Gewohnheitsrechte den wichtigsten und anwendbarsten Sätzen des römischen Rechts unterzuordnen gesucht, und dessen Vetter und Nachfolger Wilhelm der Mittlere als Fürst von ganz Hessen, mit Zuziehung der Landschaft, ein allgemeines Landrecht beabsichtigt: beides umsonst.“

Möchte dafür allenthalben, wo ein ähnlicher Fall vorwaltet, die eine Wohlthat nicht länger vorenthalten werden, mit Ermässigung der Gerichtssprengel, ein schneller, wohlfeiler und entschiedener Rechtsgang und Instanzenzug! S. 178. Der Ruhm der hessischen Sammt-Hofrichter damaliger Zeit, und vor allen der des Hermann Vultejus zu Marburg, durch ein halbes Jahrhundert in der peinlichen Rechtspflege für In- und Ausland ein Leitstern erster Größe. S. 195. „Das größte Werk

Philipps des Großmüthigen, dessen Hauptzweck in dem Freiheitsbrief der Universität (Marburg) ausgedrückt, damit die wissenschaftliche Aufklärung mit der der evangelischen Religion in wesentlicher Eintracht auf gleicher Bahn fortschreite, und einer Wiederkehr zur rohen und verderblichen Geistes-Sclaverei auf immer vorgebeugt werde, ist im Jahre 1529 glücklich erreicht worden!" „Diese Anstalt war ein Asyl der Lehrfreiheit, eine Freistätte verfolgter Gelehrten." S. 211 Nr. VIII. folgt eine merkwürdige Uebersicht der Hauptlehrer der Universität Marburg, von 1567 — 1604.

S. 222. I. Buches fünftes Hauptstück. Obgleich das Land in vier Fürstenthümer getheilt war: so bestanden die Landtage dennoch gemeinschaftlich, deren Leitung die Brüder dem L. Wilhelm in religiöser Eintracht übertragen hatten:

„Es lag hierin ein heilsames Gegengewicht." S. 225. Die Selbstständigkeit (der Landstände) war durch unbestrittenes Herkommen, und durch eine einhellige erbliche Einung aller Curien; — — durch die Anerkennung der Kaiser; — durch die Landesfürsten ꝛc. hinlänglich gewährleistet." — „Ihre Wirksamkeit, die freie Steuerbewilligung, und ein großer Antheil an den Angelegenheiten des Hauses und Landes, stand unter gleichmäßiger Garantie ꝛc."

S. 236. „Zur Abkürzung der (landständischen) Unterhandlung und zur Ersparung der Kosten wählte man noch einigemal die Malstätten unter freyem Himmel;"

(und mit halber Aetzung, wie bey den Geschwornen-Gerichten?) S. 267 Landtagsabschied von 1566,

„Es soll aber die Ritterschaft aus sonderlichen Bedenken und Ursachen in dieser Schatzung frey seyn, ihre Häuser, Vieh, Pferde und Harnisch ꝛc."

also auch da noch nicht jene arithmetische Gleichheit! S. 271 — 284: eine mit großem Fleiße zusammengetragene Steuertafel der Gemeinden von ganz Hessen vom J. 1585; jedoch nur im Gelde ausgeschlagen, und nicht, was als Prüfstein noch einen viel höheren Werth gehabt hätte, nach Areal-, Familien- und Viehstand, nach Dominical- und Rustical-Verhältnissen ꝛc. berechnet, wie wir eine solche Steuertafel auch aus der zweyten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von Altbayern darlegten. *) Sechstes Hauptstück. Reichsverband, Reichs- und andere Passivlehen des hessischen Hauses. In der That zeigt es sich, wie viel Kirchen- und Stiftungsgut die Cathedralen von Mainz, Köln, Würzburg, Fulda ꝛc. den hessischen Fürsten anvertraut haben. S. 322 der deutsche Orden zu Marburg und Schiffenberg; S. 317 die uralte um Hessens Cultur hochverdiente, Abtey Hersfeld, fort und fort ausgebeutet! S. 363. Aus den Verzeichnissen der alten über ganz Hessen verbreiteten Lehen erkannte auch der Verf. „eine große Menge alter früher bebauter Wüstungen." Abermals ein Paradoxon für Hrn. v. Rommel selbst; eine Stimme in der Wüste gegen das verschrieene Lehen- und Zehentsystem, und wieder ein Beleg für den höhern Bestand climatischer Cultur und nachhaltiger Bevölkerung vor dreyhundert und mehr Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben ꝛc.

(Fortsetzung.)

Außerdem kommen bey manchen Arten noch besondere warzige Erhöhungen am Kopfe von einer andern Sorte vor, deren Bedeutung als Augen noch nicht nachgewiesen ist Zur Anatomie wählte der Verf. P. proboscideum und taenioides. Die allgemeine Bedeckung zeigt mehrere Schichten, welche der Verf. sehr sorgfältig von einander geschieden hat. Die letzte, oder innerste Lage bilden Gefäße, die aus Längsfasern bestehend, zu beyden Seiten der Bauchfläche in einen Bündel vereinigt liegen, und in gerader Richtung vom Kopf- bis zum Schwanzende laufen.

Die Verdauungsorgane bestehen aus einer sehr kurzen Speiseröhre, aus einem fast die ganze Körperlänge einnehmenden Magen, und einem äußerst kurzen Darmkanal. An der innern Magenfläche bemerkt man 13 — 15 Längefalten, die sich nicht selten sparrig theilen. Den ganzen Magen umgibt eine äußerst zarte Gefäßhaut, in der man Gruppen von 10 — 12 Gefäs-

*) „Alt- und Neu-Bayern in seinen wesentlichen Theilen und Bedingungen des Grundvermögens, im Verlaufe der drey letzten Jahrhunderte" im III. Bande der oben angeführten Beyträge; oder das Prädialprincip. 1833.

sen, welche nach einem Puncte sternförmig zusammen laufend, von dort einen röhrenförmigen Fortsatz ausschicken, der mit besonderen, die äußeren Hautschichten durchsetzenden röhrenförmigen Gefäßen in Verbindung tritt, und als solche in den äußersten, von der Oberhaut unmittelbar bedeckten Schicht durch feine Verzweigungen endet. Nach des Verf. Vermuthungen, die freylich eine weitere Begründung erwarten, dürfte das den Magen einschließende Gefäßnetz dem Lymphsystem höherer Thiere, die mit demselben in Verbindung stehenden drüsigen Körper dem Fettkörper der Insekten oder Gekrösedrüsen höher organisirter Thiere, endlich der an beiden Seiten des Magens herabsteigende Bündel von Gefäßen mit einer hier noch getrennten Speisesaft-Röhre (Cisterna chyli) verglichen werden.

Die männlichen Geschlechtstheile entspringen nahe am After mit einem spindelförmigen Hoden, der parallel mit dem Magen bis zur halben Körperlänge läuft, und hier in einen dünnen, in ein Knötchen geendigten Oberhoden übergeht. Ueber diesem entsteht das gabelförmige ausführende Samengefäß, dessen Schenkel den oberen Theil des Magens umfassend, in die eiförmigen Samenbläschen, die mit einer wurmförmigen Verlängerung versehen sind, übergehen. Seitlich an den Samenbläschen entspringt die getheilte Ruthe, deren Schenkel sich an der Spitze verbinden, und die allgemeine Bedeckung durchbohren.

Die weiblichen Geschlechtstheile beginnen ebenfalls am After, und zwar mit einem geraden Eierstock, der sich in der Hälfte der Körperlänge gabelförmig theilt, und mit seinen Schenkeln den Magen umfaßt. Diese münden in die zweyhörnige Gebärmutter, in deren Mitte der ausnehmend lange Eierschlauch entspringt, der in unzähligen Windungen den Magen umschlingt und gemeinschaftlich mit dem Darm an den After mündet. Im Eierstock steigt der die Eier tragende, an seinen Seiten vielfach verästelte Eierträger auf. „Die noch im Eierstocke befindlichen Eier bestehen aus einer einzigen sackförmigen Hülle, die am Grunde mittelst eines kurzen Stielchens an den Aestchen des Eierstockes befestigt ist. In der Gebärmutter ist dieses Stielchen bereits verschwunden; und die noch einfache Hülle umschließt eine innere körnige Masse (den Dotter), von der sie ganz erfüllt ist. Bey den bereits in den Eierschlauch gelangten Eiern aber ist die den Dotter umschließende Haut bey weitem weniger straff anliegend, und wird von einer zweyten umgeben, und der Zwischenraum zwischen beyden Häuten, von denen man die äußere mit dem Chorion, die innere aber mit dem Amnion des Eyes höherer Thiere vergleichen darf, wird von einer nicht unbedeutenden Menge von Flüßigkeit (Eyerklar) erfüllt.“ Der Verf. meynt, daß diese nebst der äußern Hülle von 2 ovalen, der Gebärmutter angefügten Organen gebildet werden möchte. Von Keimbläschen ist bey ihm keine Rede.

Die Haken sitzen an kugelförmigen Körpern, welche durch Muskeln bewegt werden.

Das Nervensystem hat über dem Magen ein großes Cerebral-Ganglion, das wie gewöhnlich die Speiseröhre ringförmig umfaßt, und zahlreiche Nervenfaden nach allen Seiten ausschickt. Zwey starke Nervenfaden, die von unten ausgehen, laufen bis zur Schwanzspitze.

Die systematische Stellung dieser Gattung ist schwierig. Von den Saugwürmern, zu denen sie Rudolphi stellte, unterscheidet sie sich durch die Trennung der Geschlechter; von den Rundwürmern aber, denen sie am nächsten steht, differirt sie dadurch, daß der Mund nicht an der Kopfspitze liegt. Der Verf. hält sich daher für berechtigt, eine Ordnung aus ihr zu errichten, die er Acanthotheca nennt.

Hierauf geht der Verf. zur Aufzählung und Beschreibung der Arten von Pentastoma über, die er unter 3 Abtheilungen bringt, wie folgt:

Abth. I. mit einfachen Haken und gedrücktem Körper.

1) P. taenioides Rud. 2) P. subtriquetrum Dies. 3) P. denticulatum Rud. 4) P. serratum Rud.

Abth. II. mit einfachen Haken und rundlichem Körper.

5) P. oxycephalum Dies. 6) P. subcylindricum Dies. 7) P. proboscideum Rud. 8) P. moniliforme Dies. 9) P. megastomum Dies.

Abth. III. mit doppelten Haken und rundlichem Körper.

10) P. gracile Dies. 11) P. furcocercum Dies.

So ist denn durch diese schöne Monographie die Zahl der Arten von Pentastoma mit sieben vermehrt worden. Am Schlusse folgt noch eine systematische Uebersicht der Thiere, in welchen Pentastomen gefunden wurden.

Eine Hauptzierde dieser Monographie sind die 4 Kupfertafeln, welche ihr beygegeben sind. Die beyden ersten gehören zur Erläuterung der Anatomie, und sind, meistentheils in Umrissen, sehr scharf und sauber gearbeitet. Die beyden andern, auf schwarzem Grunde ausgeführt, sind der Darstellung der Arten gewidmet, und man kann wohl ihnen kein größeres Lob beylegen, als wenn man von ihnen sagt, daß sie vollkommen Bremsers Icones erreichen. Durch diese, wie durch frühere Arbeiten hat sich Diesing als ein würdiger Schüler und Nachfolger seines berühmten Lehrers Bremser erwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Von S. 366—451. Uebersicht der vornehmsten hessischen Vasallen, Landsassen und Rittergeschlechter. Man vergleiche damit die schon im II. Bande S. 222 der Anmerkungen ꝛc. gegebene alphabetische Uebersicht des damaligen hessischen Adels. So zweckmäßig und vollständig haben wir diese Zusammenstellung in keiner andern Landesgeschichte gefunden. Wenn der ächte Landadel nur darin und dadurch besteht, daß er Blut, Intelligenz, Moral und Geld Jahrhunderte hindurch dem vaterländischen Boden widmet: so ist er allerdings — auch eine Macht. Oder hätte nach dem heutigen Sprachgebrauch die Notabilität nicht eben wegen ihres fundirten Schwerpunktes vor der bloßen flüchtigen Capacität den staatsklugen Vorzug?

S. 452. Zweytes Buch. Hessen-Cassel. Landgr. Wilhelm der Weise. Noch in zarter Jugend, aber wohl vorbereitet, führte er während der fünfjährigen Gefangenschaft seines vielgeprüften Vaters die Landesregierung; dann trat er wieder in den Privatstand zurück, S. 461, „um sich mehr als je der Herrschaft seines Geistes zu freuen.“ S. 482. Die Presse bereitete den bittern religiösen Kampf zum politischen vor. S. 486. Anfänglicher Widerstand der Protestanten gegen die Einführung des gregorianischen Kalenders. S. 500.

„Herzog Wilhelm V. von Bayern, einer der eifrigsten Papisten seiner Zeit, bediente sich der schlauen Mitglieder von der Gesellschaft Jesu, nicht blos um sein Volk sinnlich“ —

(er verewigte sich wirklich unter andern durch herrliche Baudenkmäler, und reich geschmückte Gotteshäuser standen wohl jeder Landschaft gut an;)

„an den alten Glauben zu fesseln; sondern auch, um die Fürsten der Augsburgischen Confession theologisch dahin zurückzuführen.“

S. 510. Auch des großen Stifters und Wohlthäters seines Landes, des Bischofs Julius von Würzburg, vom Geschlechte der Echter von Mespelbrunn gedenkt v. R. nicht in Ehren. Er gehörte,

„zu den Bischöfen, welche unbekümmert um den Religionsfrieden ihre evangelischen Unterthanen gewaltsam zu dem alten Kirchenglauben zurückführten.“

Und dennoch S. 513:

„Die Hochstifter, früher ein ehrenvoller Unterhalt“ (und Wirkungskreis!) — „so vieler nachgeborner Prinzen — waren jetzt ein Gegenstand doppelter Eifersucht der evangelischen Fürsten, welche die Ausschliessung ihrer Familien im weltlichen Interesse als eine bedenkliche Neuerung — und als eine gewaltige Stärkung des Pabstes und Antichrist's ansahen.“ —

Auf der einen Seite war allerdings auch der Jesuiten-Orden ein thätiges und tüchtiges Rüstzeug; dennoch scheint uns Hr. v. R. desselben allzu oft zu gedenken, und die ihm so geläufige Benennung der Katholiken als Papisten möchte sich durch die Note S. 517 erklären lassen:

„Die Katholiken, ein Ehrentitel, den sich die Evangelischen haben entreissen lassen ꝛc.“

S. 529. Zweytes Buch, zweytes Hauptstück: Wilhelms Verhältnisse zu den spanischen Niederlanden, England, Frankreich.

„Durch Hintansetzung dieses Raths — an die Nie-

derländer, sich etwas mehr der Augsburgischen Confession zu nähern — schlossen sie sich von dem deutschen Religionsfrieden aus, und stärkten die Papisten in ihrem Glauben, daß die alte Religion das Bollwerk unumschränkter Fürsten macht, die neue reformirte Lehre das Panier der Freyheit sey."

S. 538. England.

„Mit keinem auswärtigen Könige stand L. Wilhelm in so vertrautem Briefwechsel, als mit der, ihm an Jahren, gelehrter Bildung und Abneigung gegen des Pabstes und Spaniens Uebermacht ähnlichen Königin Elisabeth."

S. 544. Frankreich.

„Die große Anhänglichkeit L. Wilhelms an das Königliche Haus in Frankreich und seine Verbindung mit demselben — —: aber noch enger war das Freundschaftsband mit den Häuptern der reformirten Parthey (Hugonotten)."

Drittes Hauptstück. S. 578. Wilhelms Religions- und Staats-Verhältnisse zu den deutschen und anverwandten Fürsten: S. 581. Wilhelms Hinneigung zur reinern reformirten Lehre, ungeachtet er die Benennung des Calvinismus von sich wies. S. 583. Sein Bemühen, den hoffnungslosen theologischen Streit über die Natur der Gegenwart Christi beym Sacrament des Abendmahl's — niederzuhalten. S. 618. Die folgenreiche Verbindung Hessens mit Schweden hat diesen Anfang; — — die Vermählung des hochstrebenden K. Carl IX. — nach einander mit zwey Nichten L. Wilhelms. Viertes Hauptstück. S. 622. Landesgebiet und Erwerbungen. Der größere Vorrath Niederhessens an Vieh, Holz, Gewässern, fischreichen Flüssen und Teichen, an nützlicher Weide ꝛc.

Zwey Domstifter, zu Cassel und Rotenburg, und viele wohlbegüterte, zu nützlichen Zwecken verwendete, Kloster-Vogteien.

S. 625. Der Verf. rechnet für die damalige Zeit auf eine Familie, auf einen Hausgesessenen oder Mann nur vier Menschen. Das ist, wie wir vielfältig nachgewiesen haben, um die Hälfte zu wenig. Damals war noch der Gang der Bevölkerung eben so intensiv, latent, Heimathleben! wie heute extensiv, und evident; Marktleben! hinter dem

einen Mann, der allein zählte, und zahlte; stand damals eine Schaar von Hausgenossen, Hintersassen und Hörigen; während heut zu Tage die emancipirte und pulverisirte Masse, momentan allerdings kaum zu 4–4½ Potenzen, Familien genannt, zusammen gekittet werden kann. Das geometrische und cubische Verhältniß in der ehemaligen Societät ist ja ein ganz anderes, als das blos arithmetische, und auf der Oberfläche der heutigen Staaten. S. 649:

> Die Reichsgesetze, die von L. Philipps Söhnen bekräftigte gemeinsame Kirchen- und Staatsverfassung überhoben den Landgrafen jener Menge von Verordnungen, welche den krankhaften Zustand eines Staates verrathen. — S. 652. Die Rechtsgelahrtheit sollte die Kenntniß der Gesetze, eine Wahrheit, und keine Täuschung seyn. S. 654. Während anderwärts, (besonders in Bayern) die Laster der Unsittlichkeit als eine Quelle fürstlicher Bereicherung benutzt wurden,

(waltet hier nicht ein Mißverständniß ob?)

> überließ der Landgraf die gerichtlichen Bußen zur Hälfte der Stadt Cassel zu Brücken und Bauten. S. 658. Die armen Unterthanen sollten — durch Entziehung ihrer Gemeinden, (Weiden), Wälder, Huten und Triften und durch andere Neuerungen keineswegs beschwert werden. *) Alle seine Unterthanen und Lehenleute sollte der Erbfürst, (testamentarische Verfügungen) wie sein eigen Fleisch und Blut lieben. Ungeschmälert blieben den Städten ihre Gerichte, ihr Haushalt, ihre Polizei. **)

Bey Mißwachs und Hungersnoth öffnete der Fürst frühzeitig seine gefüllten Speicher — zu billigen Preisen. Sechstes Hauptstück. Fürstliche Kammergüter und nutzbare Rechte ꝛc. S. 672. Die Erbverbrüderung, (hier mit Sachsen und Brandenburg,) war überhaupt ein ächt germanisches conservatives

*) Aber auch die Hessen haben später allzu viel Wald- und Weide-Boden unter den Pflug genommen, wie Ref. sich aus Beruf überzeugen mußte.

**) Erst durch die zehnjährige französische Gewaltherrschaft erlitt diese patriarchalische Verfassung Hessens den fühlbarsten Stoß; und die hierauf wieder eingetretene Administration hält mehrfältig am neuen Regime. Nur eine kräftige Gemeinde-Verfassung hat sich gerettet.

Princip zur Erhaltung von Land und Leuten, und der Domänen insbesondere, mit Ausschluß des weiblichen Geschlechts. — Was durch die Ritter- und Landschaft wieder eingelößt worden, könnte nur in äußerster Kriegsnoth, und nur wieder mit Vorwissen und Bewilligung der Stände versetzt und vergeben werden. S. 674. Regalien; „nutzbare Rechte von Grund und Boden“ allmählig nach „ausländischen Rechtsbegriffen“ angezogen.

Bekanntlich halten wir die Regalien, wenn sie ihrer wahren Bestimmung nach zur gemeinen Wohlfahrt, insbesondere in der Nationalwirthschaft, ausgeübt werden, als nothwendig im germanischen Recht des fürstlichen Stammguts begründet. S. 686:

Mehr als ein Drittheil der Oberfläche von ganz Hessen war mit Waldung bedeckt; — landesherrliche, gemeine und Adelswaldung genau unterschieden; — der Reinhardswald allein machte in guten Mastjahren zwanzigtausend Schweine feist. —

Bayern hatte einst auch großartige, forstwirthschaftliche Nutzungen der Art. — Die den Unterthanen (S. 688) nach dem Ausdruck des Landgrafen zustehenden Gehölze, heute (dort) halbe Gebrauchswaldungen genannt, gleichen wohl unsern Heimhölzern und Freygelaken, und beweisen abermals die Natur und nationalwirthschaftliche Wichtigkeit der Forst- und Weide-Precarien, und der naturrechtlichen Anwartschaft der nächstgesessenen Gemeinden vor landfahrenden Kostgängern und Freybeutern. S. 693.

Das berühmte Wasserspeiende Götzenbild, Püstrich genannt, das L. Wilhelm dem Herzog von Bayern für eine Anzahl nach Cassel gesendeter Gemse nur mit vieler Mühe von Sondershausen her verschaffte (?) S. 696. Der Landbau, welcher bey gesunden Körpern und vaterländischen Sitten, eine gleichmäßige Vertheilung des Wohlstandes bewirkte, war auch für die Fürsten, als Grundherren, die Grundlage ihres Haushalts — Allenthalben galt die Dreyfelderwirthschaft. — Noch weder Kleebau, noch die künstliche Stallfütterung oder Beschränkung der Waldhut und der Jägerherrschaft. — Das edle Wild — von Gott sogar in der Archen Noe mit geborgen. S. 62 ꝛc. Das Brachfeld für Hülsenfrüchte und

Flachs, und den Schafen preis gegeben. Vortreffliche Schafzucht, die Wolle nach Brabant. Dem unbefugten Zerreissen und Versetzen der geschlossenen Hufengüter — — steuerte der Landgraf durch wiederholte Hufen-Edikte.

Wie seltsam; unsern radicalen Fracasseurs gegenüber. Und doch bewährte sich seine Rentkammer-Ordnung (gleich unsern Kasten-Instruktionen) durch Jahrhunderte. Anstatt der Verpachtung entschied sich der Landgraf für die eigene Bewirthschaftung. Diese Ländereyen bestanden (S. 699) auf 54 Vorwerken in 13,311 Aeckern und 4190 Wiesen, zum (vierten) Antheil des L. Wilhelm, das zugehörige Rindvieh bestand aus 895 Stücken; das scheint uns nicht vollzählig; mit 15600 Schafen waren 2260 Aecker belegt. Daß für die eigene Bewirthschaftnng der Domänen ein höherer Calcul, als der der heutigen Tabellisten in und außer den Kammern entscheide, das ist schon mehrmalen bemerkt worden. S. 701. Bierbrauen, Weinbau; aber noch keine Branntweinbrennerey! S. 712. Den Urheber eines Vorschlags, die Familienfeste der Bürger und Bauern (die Feyertage?) je mit einem Goldgulden zu besteuern, erklärte der Landgraf für würdig, „mit Hunden aus dem Lande gejagt zu werden.“ S. 713.

„Die Haupteinnahmen (der Beamten und Hofdiener) bestund in Erzeugnissen des Landes:“ wobey zugleich für die Stabilität und Haussässigkeit vorgesehen war.

(Schluß folgt.)

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben ꝛc.

(Fortsetzung)

2. **Scaphirhynchus, eine neue Fischgattung aus der Ordnung der Chondropterygier mit freyen Kiemen, beschrieben von Jakob Heckel (S. 69 — 78, mit 1 Steindrucktafel).**

Dem ersten Ansehen nach ist die Schaufelnase (Scaphirhynchus) ein Stör, von welchem sie sich je-

doch durch den Mangel an Spritzlöchern, durch den hinter den Flossen flachgedrückten, wie bey Loricaria beschuppten Körper, und durch das von keiner Flosse umgebene nackte Schwanzende unterscheidet. Der Verf. charakterisirt die neue Gattung durch folgende Merkmale: „Keine Spritzlöcher; der Körper spindelförmig; der Kopf von oben gepanzert, mit vorragender Schnautze; der Mund zahnlos, unter der Schnautze, vor ihm vier Bartfaden herabhangend; der Leib bis zu den Flossen durch fünf Längsreihen von Knochenschildern fünfeckig, nach ihnen flach gedrückt und ganz beschuppt; die Wirbelsäule endet fadenförmig von keiner Flosse umgeben."

Die einzige Art, welche der Verf. beschreibt, nennt er Sc. Rafinesquii, weil Rafinesque sie zuerst, und zwar unter dem Namen Accipenser platyrhynchus, erwähnte, ohne daß dieser jedoch auf den Mangel der Spritzlöcher aufmerksam gemacht hätte. Dieser Fisch wird 2 — 3 Fuß lang, und findet sich im Ohio, Mississippi und Missouri. Die Beschreibung, welche der Verf. entwirft, ist mit musterhafter Genauigkeit gefertigt, und ein nicht minderes Lob verdient die schöne Tafel, welche den Fisch von der Seite, von Oben und von Unten darstellt.

3. Beyträge zur Kenntniß der Lernäenartigen Crustaceen von Vincenz Kollar (S. 79 — 92, mit 2 Kupfertafeln).

Der Verf. hat 2 neue Arten von Lernäen entdeckt, die zu der ausgezeichneten Gattung Tracheliastes Nordm. gehören, von welcher man also jetzt 3 Arten kennt. Die erste Art nennt der Verf. T. stellifer, sie findet sich an den Kiemenbögen und Gaumen der Welse, und erreicht im Ganzen eine Länge von 15 — 16 Linien. Männchen sind zur Zeit so wenig, als von der folgenden Art entdeckt. Die zweyte Art benennt er T. maculatus; sie sitzt an den Schuppen des Brachsen. Beyde Arten sind aufs Sorgfältigste beschrieben, und zugleich noch einige kurze Bemerkungen über die dritte Species, den T. polycolpus Nordm. beygefügt.

Von besonderem Interesse ist zuletzt die Beschreibung der Larve von Basanistes Huchonis Nordm. in mehreren Entwicklungsperioden, die eine merkwürdige Metamorphose zu bestehen hat, und mit großer Genauigkeit beschrieben ist.

Zu diesen schönen Beyträgen des Verfassers gehören 2 Kupfertafeln, von welchen die erste der Darstellung der beyden Tracheliastes, die andere dem Basanistes Huchonis gewidmet ist. Auf letzterer sind nicht bloß die Larvenzustände, sondern auch das Weibchen im vollkommenen Stande, weil von demselben noch keine gute Abbildung existirte, dargestellt.

4. Ueber die sogenannten versteinerten Ziegenklauen aus dem Plattensee in Ungarn, und ein neues urweltliches Geschlecht zweyschaliger Conchylien, von Paul Partsch (S. 93 — 102, mit 2 Steindrucktafeln).

Zu den urweltlichen organischen Ueberresten, welche durch ihre besondere Form die Aufmerksamkeit selbst des gemeinen Mannes erregten, gehören gleich den Pfennigsteinen, Teufelsfingern u. a. auch die Ziegenklauen, eine dem Plattensee eigenthümliche und häufige Versteinerung. Gleichwohl sind sie bisher nicht richtig gedeutet worden, und es hat sich daher Partsch durch ihre Bestimmung ein wesentliches Verdienst um die Petrefaktenkunde erworben. Es wäre nur zu wünschen, daß alle Petrefakten mit gleicher Sorgfalt und Umsicht beschrieben, und in eben so schönen und genauen Abbildungen dargestellt seyn möchten, als dieß hier geschehen ist; dann würde man bald mit größerer Sicherheit und Uebereinstimmung die Bestimmung von Versteinerungen vornehmen können.

Zu den Ziegenklauen und den mit ihnen zunächst verwandten Formen rechnet Partsch auch eine etwas abweichende, bey Wien neuerdings häufig gefundene Muschel. Alle diese faßt er unter der Gattung Congeria zusammen, welche in ihren Merkmalen der Gattung Mytilus Lam. sehr nahe steht, aber durch zwey Charaktere sich von ihr unterscheidet. Das erste besteht in einem besonderen Ligament, das auf einem wandartigen Plättchen unterhalb des Wirbels befestigt ist, was bey Mytilus fehlt. Das andere Merkmal ist vom zweyten Muskular-Eindruck hergenommen, der zwar auch bey Mytilus vorhanden, hier aber unmittelbar unter der Spitze befindlich und mit dem größeren durch einen Pallealeindruck verbunden ist; bey den Congeriren dagegen auf einem, von dem scheidewandartigen Plättchen ausgehenden, gleichsam löffelartigen Vorsprunge liegt, welcher durch eine erhabene Linie bis an den innersten Grund der Schalen fortsetzt und dem Vorsprunge gleichsam als Stütze dient.

Die Gattung Congeria besteht aus 4 Arten, die der Verf. C. subglobosa, C. triangularis, C. balatonica und C. spathulata benennt. Von der zweyten dieser Arten rühren die Ziegenklauen her, welche die abgebrochenen Spitzen oder der stärkere Theil der Schale sind.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

Seite 214 Z. 4 von unten ist zu lesen: Sylb. statt: Sylbe. S. 222 Z. 17 v. u. lies: Ravaisson statt: Ravaissou.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel ꝛc.

(Schluß.)

S. 733. Vor Alba's Schwerdt fliehende Niederländer ziehen ins Land. S. 736.

„Seit der Reformation hatte sich durch Aufhebung der geistlichen Freihäuser und Güter die Einnahme des städtischen Geschosses — gemehrt.“

Waren den Communen gleichzeitig und seither nicht auch größere Lasten und Verpflichtungen zugewachsen?

Siebentes Hauptstück. Wilhelm als Gelehrter und Beförderer der Wissenschaften. S. 738.

„Welch' eine unschätzbare Saat derselben (der Reformation) ohne die verderbliche Rückwirkung des folgenden Jahrhunderts aufgegangen wäre; davon zeugt das geistige Leben L. Wilhelms, seines Sohnes Moriz, des Gelehrten ꝛc.“ S. 759. „Die Büchersammlung der Universität ward auf Kosten der aufgehobenen Klöster gegründet.“ —

und was ward dem platten Lande dafür? S. 765.

„Dryanders erster roher Versuch einer hessischen Charte.“

Wilhelms Natur- und Arzneikunde. S. 772. Alchemie. Hr. v. R. geht in alle diese Fächer selbst, mit einer bewunderungswürdigen Erudition, ein. Sternkunde. Astrologie. S. 785.

„Die Frucht dreyßigjähriger Bemühungen, eine ungeheure Menge von Beobachtungen und Rechnungen; das vollständige, von L. Wilhelm berichtigte Verzeichniß der Längen und Breiten, und der Größe von neunhundert Sternen, zu einer Zeit aufgestellt ꝛc.“

Achtes Hauptstück. Wilhelms Verhältniß zu seinen Brüdern, Gemahlin und Kindern. Erziehung seines Sohnes und letzte Anordnung. S. 811.

„Wo die Liebe nicht ausreichte, da zeigte Wilhelm jene Seelengröße, welche man Uneigennützigkeit nennt.“

S. 817. Sabina, seine Gemahlin, die älteste Tochter des frommen und ruhmvollen Herzogs Christoph von Wirtemberg – eine holdselige, in jeder Hinsicht würdige Nachfolgerin der gefeyerten Stamm-Mutter Elisabeth. Ihre Stiftungen, Heilmittel, Krankenpflege: † 1581. S. 827. Letztwillige Verordnungen.

„Viele ernste Warnungen legte er (Wilhelm) für ihn, (den Erbprinzen), in der Urkunde seines letzten Willens nieder; keine wichtiger, als die gegen jenes Gift der Schmeichelei, wodurch eigennützige und gewissenlose Fürstendiener die Hoffnungen der Völker vernichten.“

Nutztheilungen mit alleiniger Landeshoheit; seit seinem sechszehnten Jahre ward der Erbprinz zu allen Landesgeschäften beygezogen (S. 831) ohne Abbruch der Studien; und im zwanzigsten Jahre für majorenn erklärt. S. 832. Die Abgeordneten der Städte und der Ritterschaft, welchen Wilhelm selbst sein Testament vertraulich mitgetheilt hatte, erklärten es für billig, ehrbar und dem Lande nützlich, und stellten über die Befolgung und Handhabung desselben, eine urkundliche Versicherung aus. S. 835. „Gottesfurcht ohne hypokritischen Schein“ sollte der Thronfolger stets vor Augen haben; jedesmal an seinem Geburtstage ließ Wilhelm doppelt so viel Arme, als er Jahre erreicht hatte, zu Wilhelmsburg in Schmalkalden speisen und beschenken. S. 840. „Wihelms Lob (er starb am 25. Aug. 1586) wird dauern, so lange es eine vaterländische Geschichte gibt.“ Welche Allmacht ist in die Hände der Fürsten gelegt!

Bedürften wir vor unsern Lesern noch einer Entschuldigung, wenn wir in der Anschauung eines, uns benachbarten und befreundeten, Landes, und fürstlicher

Tugenden und Weisheit länger verweilten — und einem so gehalt- und lehrreichen und wahrheitsliebenden Geschichtschreiber gegenüber, der seinen Namen und Ideengang, auch bey mancher differenten Ansicht anderer Forscher, und bey wohlwollender Hinweisung auf verwandte Hülfsmittel, nichts weniger, als beeinträchtigt fühlen kann?

v. Koch Sternfeld.

(Fortsetzung.)

5. Entwurf einer systematischen Anordnung der Schildkröten nach den Grundsätzen der natürlichen Methode von Leopold Fitzinger (S. 103 — 128).

Fitzinger gehört zu den Zoologen der neueren Zeit, welchen die Herpetologie eine tiefer greifende, wissenschaftlichere Begründung zu verdanken hat. Mit seinen Grundsätzen über die Aufstellung von Gattungen sind wir vollkommen einverstanden. „Eine durchgreifende Zersplitterung," sagt er, „war nöthig, um die bekannt gewordenen Naturkörper in allen ihren Theilen genau kennen zu lernen, und hiedurch die Grundlage zu einem Systeme für die Dauer zu legen. — Offenbar ist man aber hierin zu weit gegangen, und hat den eigentlichen Zweck des Studiums verfehlt; denn jede Trennung, welche man für nothwendig erkannt, und welche recht gut hätte als Abtheilung einer wahren Gattung bestehen können, wurde unbedingt zu einer eigenen, selbständigen Gattung erhoben; wodurch nicht nur jeder Ueberblick des Ganzen vernichtet, sondern auch das gemeinsame Band gelöset wurde, welches die einzelnen Abtheilungen nothwendig zusammen halten muß. Es ist nunmehr der Zeitpunkt gekommen, diese Theilungen wieder unter größere, aber mit bestimmteren Merkmalen als bisher, bezeichnete Abtheilungen, unter eigentliche Gattungen zu bringen, in welchen sie immerhin als einzelne Gruppen bestehen können und sollen.

Diesen Grundsätzen gemäß theilt nun auch der Verf. die Schildkröten ab, und wir geben im Nachfolgenden sein Schema bis auf die Hauptgattungen herunter, wobey wir die denselben untergeordneten Gruppen (Untergattungen) weglassen.

I. Subordo. Testudinata.

I. Fam. Tylopoda.
Gen. Cinixys, Geochelone, Testudo.

II. Fam. Steganopoda.
a) Rostrata.
Gen. Emys, Clemmys, Hydraspis.
b) Mandibulata.
Gen. Chelys.
c) Labiata.
Gen. Trionyx.

III. Fam. Oiacopoda.
Gen. Chelonia, Dermatochelys.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Acanthophyllum C. A. Meyer, eine neue Pflanzengattung aus der Ordnung der Sileneen, näher erläutert und von einer Charakteristik aller Gattungen der Alsineen begleitet von Dr. Fenzl.

Der Verfasser hat sich bereits durch seinen „Versuch einer Darstellung der geographischen Verbreitungs- und Vertheilungs-Verhältnisse der Alsineen, Wien, 1833," als gründlicher Kenner der schwierigen Ordnung der Nelkenblümler beurkundet. Es liegt übrigens hier nur die erste Abtheilung dieser Arbeit vor. Die Abhandlung zerfällt eigentlich in drey Theile. a) Die asiatische Pflanzengattung Acanthophyllum wird genau beschrieben und charakterisirt. Zu der einen Art (A. mucronatum) welche auf tab. 5. trefflich abgebildet wird, fügt der Verf. noch als zweyte die Saponaria pungens Ledeb. Das wesentlichste und für die morphologische Betrachtung der Nelkenblümler, wohin Acanthophyllum gehört, sehr bedeutungsvolle Moment scheint uns in der ungewöhnlich niedrigen Entwickelung des freyen Samensäulchens zu liegen, denn dieser sonst bey den Sileneen so starke Theil ist hier nur unter der Form eines kleinen Wärzchens vorhanden, und enthält nur vier aufrechte Eyer. Bekanntlich findet sich dieß Organ nur bey Drypis noch mehr unterdrückt, indem es dort ein einziges Samenkorn entwickelt. Uebrigens hat Acanthophyllum einen geraden Keim, während er bey Drypis spiralig ist. Der Fruchtknoten besteht aus zwey Fruchtblättern, welche den beyden äussern Kelchblatt-Medianen gegenüberstehen. (Die Opposition oder Alternation der Fruchtblätter gegen die Kelchblätter ist von Dr. Fenzl bey der Charakteristik der hieher gehörigen Gattungen mit allem Grunde, als ein sehr wesentliches Moment benutzt worden). b) In der Uebersicht der Gattungen der Alsineen handelt der Verf. hier Sagina, Malachium, Buffonia und das von ihm aufgestellte Dolophragma (Arenaria globiflora und densissima Wallich Catal. ind.) ab. Letztere Gattung wird auch auf einer analytischen Tafel gründlich erläutert. c) Der wichtigste Theil der Abhandlung scheinen uns die eingestreuten Bemerkungen über den Fruchtbau der Alsineen und Sileneen. Der Verf. spricht aufs Bestimmteste den Satz aus, daß hier

das Samensäulchen eine wahre, von jeder Verbindung mit den Rändern der Fruchtblätter, unabhängige, Eyertragende Verlängerung der Blüthenachse sey, oder mit andern Worten, daß die Eyer nicht aus den Fruchtblättern, sondern aus dem Achsensysteme entspringen. Ausser diesem Satze, der dem R. Brown'schen Canon von der Bildung einer Frucht aus dem eingerollten, am Rande Eier tragenden Stempelblatte, eine gewisse Begrenzung anweist, findet der Leser besonders neue und schätzbare Aufklärungen über die sogenannten Leitungsfäden, jene lediglich aus Zellgewebe bestehenden Fäden, die vom Griffel hinab in die Fruchthöhle und bis zu den Eyern hinziehen. Nach des Verfassers Beobachtungen sind dieselben, gemäß der verschiedenartigen Lage der Eyer, bald als eine Fortsetzung des Zellgewebes der Fruchtblätter selbst, bald als unmittelbarer Theil des Samensäulchens zu betrachten. Da die Scheidewände der Fruchtblätter der Caryophyllaceen sich bey einem großen Theil der Gattungen im obern Theil der Frucht ganz zurückziehen, so daß diese hier einfächrig ist, so wird in diesem Falle die Verbindung zwischen den Eyern und den Griffeln aufs Augenfälligste durch diese Fäden vermittelt. Sie sind in gleicher Anzahl mit den Griffeln vorhanden, unter einander entweder frey oder in einen Strang zusammenklebend, und entsprechen in ihrem Verlaufe genau dem der wirklichen oder präsumtiven Scheidewände, d. h. sie wechseln mit den Medianen der Fruchtblätter ab. Die Reihen der Eyer sitzen an dem Samensäulchen, den Rücken der Fruchtblätter gegenüber, und zur Seite dieser Eyerreihen läuft, lose mit der Substanz des Samensäulchens selbst verbunden, je Ein Streifen hin, der die Fortsetzung eines oben frey in die Frucht eintretenden Leitungsfadens ist. An dem Punkte, wo die Scheidewände aufhören, kommen zwey solcher Leitungsfäden (von je zwey Nachbar-Rändern zweyer Fruchtblätter) zusammen, und setzen, mit einander verschmolzen, nach Oben zu den Griffeln fort. Diese eigenthümliche Organisation wird vom Verf. auf das Gründlichste nachgewiesen und für die Charakteristik der Ordnung der Caryophyllaceen selbst benützt. Es folgt nämlich aus der Bestimmung der Leitungsfäden: die Befruchtung unmittelbar (durch Führung der aus den Pollenkörnern tretenden Schläuche?) zu vermitteln, daß die Streifen des die Leitung ausübenden Zellgewebes auf dem Samensäulchen dem innern Eymunde (Micropyle) der Eyer zugekehrt seyn müssen. Nach diesen Verhältnissen gehört es also ferner auch zur Organisation der Caryophyllaceen, daß hier die Micropyle, und im reifen Samen das Wurzelende des Keims, den Wänden des eigenen Fachs, und somit auch dem Wurzelende des entgegengesetzten Samenkorns im Nachbarfache zugekehrt seyn müsse, und daß ferner, besonders bey längeren Nabelschnüren, die Ovula, welche zu einer und derselben Placenta gehören, unter sich weiter entfernt sind, als von jenen der benachbarten Placenten zur Rechten und Linken. Bey cyklischen Embryonen divergiren daher die Wurzelenden der beyden Eyerreihen einer und derselben Placenta, und die Cotyledonar-Enden convergiren im gleichen Maaße.

Dieses Verhältniß stellt sich um so mehr als höchst bezeichnend für die Natur der Fruchtbildung in dieser Pflanzenordnung dar, als bey andern Ordnungen, deren Nabelstränge im innern Fachwinkel aus den Rändern der Fruchtblätter (und nicht aus einem freyen, mit Gefäßbündeln versehenen Mittelsäulchen) hervorgehen, wie bey den Hermanniaceen, den Malvaceen und den Ledocarpeen, die Radicular-Enden der beyden Samenreihen in demselben Fache convergiren. Die Betrachtung dieses eigenthümlichen, höchst gesetzmäßigen Verlaufs der Leitungsfäden, und überhaupt die gesammte Organisation der Frucht bey den Caryophyllaceen, — bey welchen also weder eine Eyer-Produktion aus dem Blattrande, noch eine Bildung von Eyknospen in den Achseln der Carpellarblätter, im Sinne von Agardh, sondern eine entschiedene Entwickelung der Eyer aus dem Samensäulchen selbst, d. h. aus der verlängerten Blüthenachse, Statt findet — veranlaßt den Verf. überhaupt die verschiedenen Arten von Placentar-Bildung schärfer, als es bisher geschehen ist, ins Auge zu fassen. Er vermuthet, „daß jeder, einfache oder zusammengesetzte Gefäßstrang, der in die Bildung eines Carpophylles eingeht, oder als Verlängerung der Blüthenachse innerhalb eines geschlossenen Carpellar-Kreises auftritt, für sich fähig sey, frey zu werden, und als ein, seiner erzeugenden Achse analoges Organ, im Stande sey, an seiner Spitze eine Knospe zu treiben, die sich zum Pflanzen-Eye ausbildet.“ Dieß vorausgesetzt, nimmt er die Möglichkeit von fünf verschiedenen Bildungsweisen der Placenten an. 1) „Erstens können die Gefäße einer Blüthenachse zur Bildung einer einzigen, endständigen einfachen Knospe verwendet werden, deren äussere Blätter (Schuppen) sich zur Fruchthülle (Pericarpium), deren innere hingegen unmittelbar zum Eye sich umbilden. Dieß wäre die einfachste Placentationsweise, ganz im Sinne von Agardh, wie sie z. B. bey den Chenopodeen, Scleranthеen, Polygoneen ꝛc. angetroffen wird. 2) Die Centralgefäße der Knospe setzen innerhalb der Fruchthülle frey fort, und lösen sich in einfache Achsen, welche an ihrer Spitze die Eyknospe produciren, wie z. B. bey den Pedalineen, den Sesameen, Primulaceen, Caryophyllaceen und Portulacaceen. 3) Kann es geschehen, daß innerhalb des oder der zu einem Pistille vereinigten Carpelle sich keine freye Centralgefäße fortsetzen, sondern von den, die Randnerven eines Carpelles bildenden Gefäßsträngen einer oder mehrere frey werden und Ovula tragen, wie bey den Hermanniaceen, Malvaceen, Rosaceen, Amygdaleen, Dryadeen und Leguminosen? 4) Können ausser den Gefäßbündeln der Randnerven der Carpophyllen, noch der größte Theil ihrer Seiten-

nerven zur Eyerbildung verwendet werden, wie dieß ganz unbezweifelt bey Papaver der Fall ist. 5) Dürfte bey einer Fruchtbildung, wie sie im vorhergehenden Fall angedeutet wird, einzig nur der Rückennerve des Carpellarblattes sich in Eyerstränge auflösen, dagegen weder Seiten- noch Rand-Nerven Eyer tragen, sondern sich einfach im Mesocarpio verästeln. Diese Placentation scheint bey den Cucurbitaceen aufzutreten." — Diese Ansicht von den verschiedenen Modalitäten der Fruchtbildung scheint uns von größter Wichtigkeit, und dürfte hinführo bey der Charakteristik der Pflanzenfamilien schwerlich mehr vernachläßigt werden, ohne unsere richtige Deutung der Formen zu beeinträchtigen. Die Bildung der Leitungsfäden scheint dem Verfasser im ersten, zweyten und vierten Falle von dem Zellgewebe der Fruchtblätter, im dritten Falle dagegen unzweifelhaft und im fünften sehr wahrscheinlich von der Blüthenachse selbst auszugehen. Bey dem vom Verf. beliebten Parallelismus der Eybildung mit der Morphose der Knospe überhaupt, drängt sich ihm die Frage auf, warum in den bey weitem meisten Fällen das Wurzelende des Keims von der Basis der Knospe, aus welcher der Keim entspringt, entfernt, ihr gleichsam e diametro gegenüber, liege? „Agardh hält bekanntlich den Embryo für die Axillarknospe der Samenhaut, welche ihm einem Blatte analog erscheint. Wenn dieß der Fall wäre, müßte ja die Radicula als unteres Endtheil der Embryonal-Knospe, wie überall, der Basis ihres Alar-Blattes, mithin der Chalaza, nicht der Micropyle, als der, dem Eindringen des Befruchtungsstoffes geöffneten Spitze desselben, zugewendet seyn! Bischoff erklärt hingegen den Keim für das letzte Erzeugniß der reproductiven Thätigkeit der Pflanze, für das innerste, selbst wieder zur Knospe umgestaltete Blatt der Ey-Knospe Im Ganzen pflichte ich dieser Erläuterung der Embryonal-Bildung lieber bey, als der Agardh'schen, finde aber die umgekehrte Lage des Letzteren zum Grunde der Eyknospe deshalb noch immer nicht erklärt." Der Verfasser deutet sich diese umgekehrte Lage, indem er darauf aufmerksam macht, daß zwar in der gewöhnlichen Blattknospe die Entwickelung bedingt werde durch den mächtigen Impuls der von unten her zuströmenden Lebenssäfte, daß aber in der Embryonal-Knospe gerade in umgekehrter Richtung die wesentlichste Potenzirung oder Polarisirung von Oben her, durch den Befruchtungsact geschehe, und sie erscheine als „eine Verdickung und Verschmelzung der obersten Punkte des, aus der plastischen, noch ganz flüssigen Masse sich eben herausbildenden, innersten Blattes oder Blattpaares." Mit dieser theoretischen Ansicht können wir uns nicht befreunden, sie scheint uns besonders daran zu leiden, daß sie eine primitive Blattbildung annimmt. Uns erscheint vielmehr das, zuerst ausgebildete Wurzelende des Keimes (welches bekanntlich seiner ganzen Natur nach Stengel, oder vielmehr verschlossener Stengel-Knoten ist, und nicht selbst in die Wurzel übergeht, sondern diese vielmehr erst aus sich erzeugt) nicht wie etwas Blattartiges, sondern vielmehr als ein Achsengebilde, welches in die schleimige Matrix des Eykernes, durch den Befruchtungsact eingezeugt, eingepfropft wird. Es ist ein organisch befreyter Ramulus refractus, dem im Moment seiner mysteriösen Entstehung die Richtung nach Unten so mächtig eingeprägt ist, daß er sogar die Continuität mit den Eyhäuten und dem Eyweißkörper aufgibt, um jener Richtung nach unten zu folgen. Wir wissen durch das alte Experiment der Karthäuser, daß das Umbiegen der Zweige nach Unten diese fruchtbarer macht; so ist uns auch der Embryo einer Pflanze der organisch, also zu unüberwindlicher Fruchtbarkeit, nach Unten determinirte Zweig. Er scheint uns ferner, obgleich wahrscheinlich gänzlich das Produkt der zeugenden Fovilla des männlichen Samens, dennoch seinem Wesen nach ein Achsengebilde, und seine Blätter, die Keimblätter, sind das Sekundäre, minder Wesentliche an ihm. Dafür spricht unter Andern die große Zahl ursprünglich ganz einfacher Keime ohne Samenblätter. Ja, wir sind der Meynung, daß auch bey den Pflanzen ohne Geschlecht, und also ohne eigentlichen wahren Embryo, der diesen entsprechende Fortpflanzungskörper, Spora, Gongylus, Propagulum, oder, wie er sonst genannt werden mag, niemals ohne Mitwirkung des Achsengebildes entstehe, — daß er oft (wie z. B. den Lycopodineen) deutlich aus der organischen Zerfällung des Achsengebildes hervorgehe. Schon vor neunzehn Jahren glaubten wir nach mikroskopischen Beobachtungen annehmen zu müssen, daß die Keimkörner in den sogenannten Receptaculis des Fucus vesiculosus nichts anders seyen, als die fort und fort durch Gliederung abgetheilten freyen Zellstränge in den Receptaculis, die, an die äußerste Gränze organischer (centrifugaler) Theilung angekommen, nun plötzlich zur entgegengesetzten Richtung umschlagen, und sich zu den bekannten birnförmigen Tangsamen vereinigen. Auch diesen Bildungsgang, für welchen wir seitdem noch viele Analogien gefunden haben, möchten wir gerne als eine eigenthümliche Metamorphose des Centralen in der Pflanze bezeichnen, und glauben, daß er sich vollkommen mit unserer theoretischen Ansicht von der Natur und ersten Bildungsgeschichte des Pflanzenembryo harmonisiren lasse.

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

In Nr. 28. S. 218 Z. 15 von oben lies: eben statt: oben. — S. 219 Z. 8 und 9 von unten lies: unter Grafen und Herren. — In Nr. 29. S. 226 Z. 3 und 4 von oben lies: oder des Weisen, statt: und ꝛc. — S. 229 Z. 21 von oben lies: Buchonia statt: Buchania. — Z. 15 von unt. lies: südlichen Alpen, statt: südlichen Ulzen. — In Nr. 30. S. 238 Z. 16 von oben lies: Schladming statt: Schledming.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera. Recognovit, brevique annotatione instruxit Franciscus Ritter, Westfalus. Tomus prior. Auch mit dem besondern Titel: C. C. T. Annales. Recogn. etc. Bonnae ad Rh. Habicht. 1834. VI. 478.
2. C. Cornelii Taciti Opera. Ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua instruxit Georgius Alexander Ruperti. Vol. I., sex priores Annalium libros complectens. (Jeder Band auch noch mit besonderem Titel.) Hannov. Hahn. 1834. 8. CXLVI. 550. Vol. II., sex posteriores Annalium libros complectens. 1834. 570. Vol. IV. Libellum de Germania, vitam Agricolae et Dialogum de oratoribus complectens. 1832. X. 848.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt. Emendavit et scholarum in usum illustravit Nicolaus Bachius, Phil. D. Reg. Professor. (Jeder der zwey Bände noch mit besonderem Titel.) Vol. I. Lips. Vogel. 1834. 8. XXXII. 572. Vol. II. 1835. LXXII. 562.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke, übersetzt von Dr. Wilhelm Böttticher, Professor am Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Erster Band. Ann. 1 — 6. Berlin. Bey Enslin. 1831. kl. 8. XIV. 457. Zweyter Band. Ann. 11 — 16. 1832. 389. Dritter Bd. Hist. 1 — 3. 1834. 336. Viert. Bd. Hist. 4. 5. und die kleinern Schriften. 1834. 351.

Die Hauptaufgabe, welche Nr. 1. sich gemacht hat, ist die Herstellung eines möglichst reinen Textes zum Gebrauche des Buchs auf Universität und Gymnasium. Diesen Zweck suchte der Hg. dadurch zu erreichen, daß er sich möglichst genau an die beyden Handschriften hielt, die man seit J. Bekkers zweyter Ausgabe gewöhnlich durch M. und Ma bezeichnet. Abweichungen davon hat er unter dem Texte bemerklich gemacht. Erklärende Anmerkungen, sagt er in der kurzen Vorrede, habe er da beygegeben, wo er Andere schweigend oder im Irrthume gefunden habe. Man könnte gegen das Letztere, das an sich durchaus keinen Tadel verdient, einwenden, daß der Titel: brevi annotatione instruxit, mehr als bloß gelegentlich gegebene Anmerkungen zu versprechen scheine. Im Allgemeinen ist anzuerkennen, daß die eigentliche Absicht des Hg., nehmlich die, einen möglichst reinen Text des Tacitus herzustellen, meist glücklich durchgeführt sey, wie auch schon das Aeußere des Buchs empfehlend und zum Gebrauche einladend ist, dem nur selten ein Druckfehler Eintrag thut. Ueber die aufgenommenen Lesearten lassen sich freilich in gar manchen Stellen Zweifel erheben, wie z. B. (außer den weiter unten zu berührenden) über Ann. 1,10 cepere statt fecere, c. 19 desideria ferenda, c. 31 impellere st. implere; c. 47 erklärt er die Worte: ac ne postpositi contumelia incenderentur — für eingeschoben nnd unächt, und bezeichnet sie auch so durch Klammern im Texte. In den vorhergehenden Worten: quos igitur anteferret — sagt die Anm. — liege schon das, was der Interpolator mit den von Hn. R. für unächt erklärten Worten zugefügt habe. Und ac ne, obwohl es grammatisch vertheidigt werden könne, wäre da gar zu ungeschickt gebraucht. An diesem elliptischen ac ne, welches Hn. R. in der Meynung über die Unächtheit der Stelle bestärkt, erkennt Wolf ger-

manum Tacitum. Ref. ist von der Aechtheit der angegriffenen Worte vollkommen überzeugt, schon wegen der durch die Periode gehenden doppelten Gliederung, wo immer das zweyte Glied den Gegensatz des ersten (multa et diversa angebant) vorstellt: eines der aufrührischen Heere ist das stärkere, das andere ist das nähere; das eine kann Galliens Hülfsmittel an sich ziehen, das andere der Hauptstadt gefährlich werden; die Wahl ist darum einerseits ungemein schwer zu treffen, andererseits – und das sagen die angegriffenen Worte — wegen der Eifersucht der Heere gegeneinander gefährlich. Ebenso bedenklich erscheint dem Ref., daß Hr. R. Ann. 2, 2 moribus st. majoribus, c. 15 terga st. tergum, c. 26 esset st. est, c. 29. interrogari st. interrogare gegen die Lesart von M. in den Text aufgenommen, daß er c. 32 auf gleiche Weise ut vor dona gestrichen, c. 46 des Lips. transfugiis der Lesart transfugis, c. 55 desgleichen das suos dem suo, c. 69 maleficia dem malefica vorgezogen hat. Man sieht an diesen Beyspielen, denen aus den folgenden Büchern noch viele zugegeben werden könnten, daß es möglich ist, eine Recension des tacitischen Textes herzustellen, welche noch bedeutend genauer sich an die Handschriften anschließt, als Nr. 1. gethan hat. Was unter dem Texte steht, ist theils Anführung von handschriftlichen Lesearten, Emendationen, theils grammatisch und Sacherklärung. Was das erste betrifft, so sollte allerdings die Lesart der Handschrift überall angeführt seyn, wo ein Andrer etwas Andres, als der Hg., daraus machen kann; niemals aber, woferne die Ausgabe nicht etwa die Bestimmung hat, dem Leser den Zustand des Ms. bekannt zu machen, offenbare Schreibfehler. Im ersten B. der Annalen hat Ref. zwey und sechzig, im zweyten drey und sechzig Schreibfehler gefunden, die als Lesearten von M. unter dem Texte angegeben werden, und damit einen Raum einnehmen, den Hr. R. sicherlich besser ausfüllen konnte. Unter den exegetischen Noten befinden sich mehrere schätzbare, wie Ann. 2,33 über senatus et equitum census, 3,16 über apud senatum fg.; Dass. 71 über fortuna equestris; 4,33 über consociata reip. forma; 6,4 über noxiam conscientiae; die Nachweisung einer Interpolation 12,45; die Bemerkung 13,12 über irrepserat, 15,68 über subveniri potuisse, 16,28 über requirere cet. Dagegen fehlt es auch nicht an Anmerkungen von geringem Gehalte, die man da am wenigsten erwarten sollte, wo der Hg. sich's völlig frey gelassen hat, etwas oder nichts zu geben, und wo er nur sprechen wollte, wenn das von Andern Geleistete zu ergänzen oder zu berichtigen war. Dahin rechnet Ref. außer einigen der Stellen die unten durchgegangen werden, Hn. R's. Bemerkung über falsi Ann. 1,7: falsi passivam suam significationem tenet: est enim fallacitate induti; die über remisit Ann. 1,8 daß es hier intransitiv sey; über ein Zeugma das. 35; über arcebant das. 56, daß es als Prädicat von juventus non grammaticum vocis numerum sequitur, sed logicum; die Erklärung zu das. 78, was sedecim stipendiorum finis sey; die von nova vitia Ann. 2,2; auch die von praeliorum vias das. 5, daß es seyen Straßen zu Schlachten, welche Erklärung Nr. 1. mit Nr. 3. gemein hat. H. R. meint, zu dieser Deutung nöthige besonders der Plural vias. Dagegen aber scheint vornehmlich der Ausdruck proeliorum zu seyn, da, wenn T. wirklich Straßen gemeint hätte, doch wohl belli inferendi oder agminis ducendi und nicht proeliorum als Object gepaßt hätte. Ref. kennt allerdings keine Stelle, wo viae so, wie Ernesti glaubt, vorkäme. *) Aber einmal darf uns das gerade bey T. am wenigsten befremden, und zweytens ist doch dafür Dial. 19: eloquentiae itinera, wo dieß nicht Wege zur, sondern Wege der Beredsamkeit sind. Ebenso Ann. 2,13: warum die Cherusker perfidi et ruptores pacis genannt werden; c. 31 über cum mit dem Inf. hist.; c. 36 über

*) Näher als die von Ernesti angeführten Stellen kommt vielleicht das intercludere omnes seditionum vias. Pro C. Rabirio. 1.

A. d. R.

tot eligere, tot differre; die Erklärung c. 47 von Magnetes a Sipylo; c. 69 von digreditur.

Von N. 2. ist der vierte Band zuerst erschienen, nach der Vorrede auf Antrieb des Verlegers, welcher bey der bevorstehenden Erscheinung mehrerer Ausgaben durch längeren Verzug der Rupertischen zu Schaden zu kommen fürchtete, so daß der Hg. sich entschloß, in diesem vierten Bande die kleineren Schriften und die Indices als Probe des Ganzen schon 1832 erscheinen zu lassen, während die zwey ersten Bände, die Annalen, 1834 kamen, und der dritte mit den Historien, wie der zweyte Band von Nr. 1. wenigstens dem Ref. noch nicht zugekommen ist. Diese Ordnung im Drucke hat jedenfalls den Nachtheil gebracht, daß die Indices unmöglich so vollständig seyn können, als sie zu machen gewesen wären, wenn Hr. Rup. auch das noch hätte einfügen können, was ihm sicherlich bey der Bearbeitung der drey ersten Bände nachträglich unter die Hand gekommen ist. Die sehr ausführliche Vorrede zum ersten Band gibt als Bestimmung dieser Ausgabe an, daß nicht nur jugendliche Leser, sondern auch Gelehrte hier beysammen finden möchten, was in den andern Ausgaben und mehrentheils auch, was in Monographien Gutes enthalten sey. Im Text habe er sich vorzugsweise an Walther gehalten, Varianten und selbst Schreibfehler der Mss, in Rücksicht darauf, daß sie auf das Richtige leiten können, auch Konjekturen der Ausleger, jedoch mit Uebergehung der ganz unpassenden, und mit der Sprache der Mäßigung im Urtheil über Andere angefügt, wobey er eine Aeusserung von Lipsius über den leidenschaftlichen Ton gelehrter Kämpfer als sein eigenes Bekenntniß anführt. Es ist auch durchweg in dieser Ausgabe decorus sermo senis, quietus et remissus, was des guten Beyspiels wegen insonderheit für die Jugend ein großer Vorzug ist. Hier ist kein Vornehmthun und kein Absprechen, so wenig als ein übel bemänteltes Umsetzen fremder Gedanken in solche Worte, die dieselben als Eigenthum des Editors darstellen sollen. Er giebt in den Anmerkungen, die er meist ins Kurze gezogen, jedem das Seine. Die Praefatio, welche das oben Angeführte erst am Ende gibt, handelt von dem Leben des Tacitus und des Agrikola, sodann von den Schriften des erstern nach ihrer wahrscheinlichen Zeitfolge, so zwar, daß der Dialog unter den zweifelhaften angeführt wird. Die Sachen stehen wohl so, daß die Authentie der kleinen Schrift, wie auch die neuesten Untersuchungen ergeben, nicht bewiesen werden kann. Dennoch möchte Ref. dieselbe nicht mit Hn. Rup. in eine Klasse mit den Schriften setzen, von denen es ungewiß, ja sogar unwahrscheinlich ist, daß sie überhaupt einmal von Tacitus geschrieben worden seyen. Ref. glaubt im Dialog die Rechenschaft darüber zu finden, daß und warum der große Schriftsteller nicht, wie sein Freund Plinius, ein Redner, sondern ein Geschichtschreiber geworden ist, ungeachtet seine Anlage zur Beredsamkeit offenbar die vorherrschende war.

(Fortsetzung folgt.)

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben ꝛc.

(Schluß.)

2. Steph. Endlicher: Bemerkungen über die Flora der Südsee-Inseln (erste oder botanische Abtheilung, S. 129 — 190, mit 4 Kupfertafeln).

Der Verfasser beabsichtigt, nach dem Vorbilde, welches Prof. E. Meyer in seiner trefflichen Schrift „de plantis labradoricis“ gegeben hat, eine gründliche Ansicht der Flora jener zahlreichen, durch den stillen Ocean zerstreuten Inseln und Inselgruppen zu geben, welche man gewöhnlich mit dem Namen Oceanien bezeichnet. Die hier vorliegende Abhandlung nimmt sich demgemäß die Pflanzen dieses weiten und vielartigen Gebietes an sich zum Gegenstand. In einer zweyten wird er die physikalischen und geographischen Verhältnisse der Inseln, in einer dritten die Wechselbeziehungen zwischen Klima, Erdboden, Bewässerung und zwischen den Formen und Lebens-Erscheinungen der dortigen Pflanzenwelt bearbeiten. Wir müssen der Wissenschaft zu dieser Unternehmung Glück wünschen, und den Verf. im Interesse derselben ernstlich auffordern, sie doch ja recht bald zu Ende zu führen. Bearbeiter der Flora der, isolirt zwischen Neu-Caledonien und Neu-Seeland liegenden Norfolks-Insel (Prodromus Florae Norfolkicae, Vindob. 1833. 8.) hat sich der Verf. bereits den Ruhm einer gründlichen Kenntniß der höchst eigenthümlichen und merkwürdigen Pflanzen-Formen jener fernen Gegenden erworben. Er ist überdieß im Besitze möglichst vollständiger literärischer Hülfsmittel, und bringt

zu seinen Untersuchungen einen eben so freyen und unbefangenen, als philosophischen und in die Tiefe dringenden Blick mit. Bey Forschungen, wie die vorliegende, ist es nicht bloß die genauere systematische Bestimmung der Gewächse an sich, was ihnen Werth und Bedeutung verleiht, sondern die Botanik dient hier in's besondere den vielseitig ansprechenden Interessen der Geographie, der Geschichte und Völkerkunde. Die genaue Bestimmung der eigenthümlichen Verbreitungsart und Vertheilungsweise der Gewächse über ein so mannichfaltiges, von so verschiedenen Völkern bewohntes Gebiet, die Bezeichnung der botanischen Charakteristik und Physiognomik im Allgemeinen und in seinen einzelnen Abtheilungen läßt viele frappante Blicke thun auf die ursprüngliche Natur jener Inseln, auf die Art, in der sie bevölkert wurden, und auf ihre Bedeutung in dem Erdganzen, gegenüber dem asiatischen und amerikanischen Continente; sie wird demnach, zugleich mit der Thiergeschichte, zur Basis für jede gründliche, unbefangene Ethnographie jener, bis jetzt größtentheils noch ganz räthselhaften Völkermassen werden, welche erst seit ein paar Hundert Jahren, als seyen sie ein später gewordenes Menschengeschlecht, für uns aus dem Ocean aufgetaucht sind. Wir erwarten daher mit Grund, daß sich die hier begonnene Untersuchung ergänzend und berichtigend besonders Dem hinzugesellen werde, was in den letzten Jahren vorzüglich durch die zahlreichen französischen Weltumseglungen auf diesem Gebiete ist ermittelt worden. Capitän Dumont d'Urville theilt Oceanien, besonders rücksichtlich seiner Bewohner, in vier Regionen: Ost-Oceanien oder Polynesien, Nord-Oceanien oder Micronesien, West-Oceanien (ihm Malaisien) und Süd-Oceanien oder Melanesien. Das erste Gebiet begreift die Gruppen der Sandwichs-, Marquesas-, Fischer-, Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln, und die großen Inseln Neu-Seeland." Es wird von einer olivenfarbigen Menschen-Raçe bewohnt, die der geheimnißvollen Superstition des Tabou unterworfen, den Gebrauch von Bogen und Pfeil nicht kennt, aber in einem geregelten gesellschaftlichen Zustand lebt, und aus gährenden Pflanzenstoffen ein berauschendes Getränk, Kawa, zu bereiten versteht. Dieses Gebiet wird von dem Verf. vorzugsweise berücksichtigt, eben so, wie d'Urville's Nord-Oceanien, das aus den Kingsmill-, Gilbert-, Marschall-, Radeck-, Pelew-, Carolinen- und Marianen-Inseln bestehend, keine „ganz homogene Bevölkerung, von lichterer Farbe als die Polynesier, schmächtigerem Körperbaue und einem längeren Schnitte des Gesichtes aufweist." Man kennt hier das Tabou nicht, eben so wenig Bogen und Pfeil, und zu dem Gebrauch des Kawa kommt auf den östlicheren Inseln noch der des Betel und der Areca. West-Oceanien oder die vorzugsweise malayischen Inselgruppen (die Sunda-Inseln, Moluccen und Philippinen) schließt der Verf. von

seiner Untersuchung aus. Süd-Oceanien ist von wilden, häufig mit Bogen und Pfeil bewaffneten, schwarzen Völkerschaften bewohnt, die zum Theil auf der tiefsten Stufe stehen. D'Urville rechnet hierher ausser Neuholland mit Van Diemensland noch Neu-Guinea, Neu-Caledonien, die Archipele der Louisiaden, Neu-Britanien, Neu-Irland, die Salomons- und Santa-Cruz-Inseln, die neuen Hebriden, die Loyalty und Fidgi-Inseln. Von dem letzten Gebiet zieht Hr. Endlicher nur Neu-Caledonien, die neuen Hebriden und die Fidgi in seinen Bereich. Er theilt, Behufs seiner weiteren Untersuchung, die von ihm zu behandelnden Inselgruppen in Nord-, Süd- und Central-Oceanien.

Nach dieser Darstellung geht er alle einzelnen Archipele durch, und zeigt summarisch, welche Forscher sie besucht haben, und was für botanische Ausbeute bis jetzt von ihnen bekannt geworden sey. Unter den Anführungen über Hawaii haben wir Bennett vermißt, der (unter andern in Loudons Mag. of Natural History) über die pflanzlichen Erzeugnisse jener Gruppe handelt. — Es folgt dann die kritische Aufzählung aller bis jetzt in dem vom Verf. umschriebenen Gebiete entdeckten Pflanzen, nach natürlichen Ordnungen zusammengestellt, und von den Zellpflanzen zu den höheren fortschreitend. Diese äußerst fleißige Arbeit, der sich wohl nur Wenige mit gleicher Ausdauer und gleich glücklichem Erfolge möchten haben widmen wollen, ist sehr verdienstlich, aber keines Auszugs fähig. In 154 Ordnungen werden 1662 Pflanzenarten aufgeführt; außerdem noch 10 Arten (von den Gattungen Argophyllum, Carpodetus, Ceodes, Merista, Xylosma), deren Stellung im natürlichen Systeme dem Verf. zweifelhaft geblieben ist. Zum Schlusse folgen einige descriptive Beyträge. Eine neue Gattung aus der Familie der Urticaceen, Schychowskia wird aufgestellt, und Sch. ruderalis abgebildet, Veronica salicifolia und Panax arboreum Forst. werden nach Forsters Original-Exemplar im k. Herbarium in München abgebildet, und Soulamea amara, der Rex amaroris des Rumph, eine wegen ihrer ausserordentlichen Bitterkeit auf den Moluccen als Medicin gebrauchte Pflanze, die Decandolle bekanntlich zu den Polygaleen gezogen hat, wird nach Chamisso's Exemplaren von Radack abgebildet und durch eine sorgfältige Analyse erläutert.

Dieß ist der reiche Inhalt des ersten Heftes der „Annalen des Wiener Museums," dem wir eine recht schnelle Folge der Fortsetzungen im Interesse der Wissenschaft wünschen müssen. — Druck, Papier und Abbildungen sind sehr gut; doch haben wir mehrere Druckfehler bemerkt.

A. W. N.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera etc.
2. C. Cornelii Taciti Opera etc.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt etc.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Gründe gegen den Beruf des Redners in seiner Zeit sind so vertheilt, daß aus politischer Vorsicht selbst diejenigen, die ihrer Natur nach, wenigstens in der römischen Vorstellungsweise, zusammengehören, wie die in c. 28, 36 und 41, in verschiedenen Absätzen und von verschiedenen Personen vorgebracht werden, und selbst dem Aper c. 19 einiges in den Mund gelegt wird, was für einen Geist, wie Tacitus, Beweggrund genug enthielt, nicht die Beredsamkeit zum eigentlichen Beruf zu machen. Die Sprache des Dialogs hat allerdings von der Eigenthümlichkeit unseres Schriftstellers weniger, als die zwey andern kleinen Schriften und besonders die Annalen. Aber erstens ists natürlich und nicht anders zu erwarten, als daß der Autor seine Form dem Stoffe anpasse; und also, wenn eine bestimmte Art von Sprache seiner Ansicht nach zu Annalen paßt, ebendarum für einen Dialog, dessen Wesen im Ganzen mit einer Abhandlung dasselbe ist, eine andere Sprache, als jene, angemessen seyn werde. Zweitens aber wird niemand die Historien aufmerksam gelesen haben, ohne wahrzunehmen, daß sie der Eigenthümlichkeiten in rhetorischer und grammatischer Hinsicht weit weniger haben, als die Annalen: weßhalb sie auch leichter ins Deutsche übersetzt werden. Wenn daher für den Dialog nicht an sich schon ein andres genus orationis gegeben wäre, so würde diese Beobachtung über die Historien, so ferne sie richtig ist, zum Beweise dienen, daß der Schriftsteller eben jene Eigenthümlichkeiten nur nach und nach, während er schon schrieb, ausgebildet habe, und demnach die geringere Anzahl derselben in einer der frühesten Schriften keinen Zweifel begründen können. Daß Agric. und Germ. in jenem Stücke wieder den Annalen näher kommen, kann wohl Zweifel über ihre erste Erscheinung in der auf uns gekommenen Gestalt, nicht aber über das Verhältniß zwischen dem Dialog und den Historien erregen. Hr. Rup. hat dem Berichte über den Dialog, was für und wider seine Abfassung durch T. von Andern gesagt worden, wann er geschrieben worden, was sein Inhalt, sein Gedankengang und sein Styl sey, den verhältnißmäßig größten Theil seiner Vorrede gewidmet, nachdem er zuvor über die andern Schriften, und von S. XXXI bis LXI über die interior et eximia indoles librorum a Tacito vulgatorum gesprochen hat. Dann ist von S. XCVII bis CXLIV die Rede von den Mss. und Edd. des Tacitus, sowohl der gesammten, als einzelnen Schriften, und von Monographien, die dazu gehören. H. Rup. verfährt fast durchweg nur berichtend, so z. B., daß er S. XXI Walch's Meynung über Abfassung der Germania im J. 98 und Passow's Ansicht von der Herausgabe des Buchs im J. 97 auseinandersetzt, und ohne Entscheidung für oder wider hinzufügt: „Walch's Meinung werde wohl den Meisten einleuchten; aber Viele dagegen die Erscheinung des Buchs später ansetzen; gegen Passow haben Kießling und Hoffmeister geschrieben.“ Wo H. Rup.

seine Wahl zwischen verschiedenen Meynungen Anderer ausspricht, kann man sich meistens gerne an sein Urtheil anschließen. Man findet hier allerdings, wie der Hg. sich vorgesetzt, das Bedeutendste gesammelt, was als Einleitung in die tacitischen Schriften dienen mag, freylich zum Theile in einer Ausdehnung, welche wenigstens für angehende Leser etwas ermüdend seyn wird. Ebenso erfüllt der reichliche Kommentar den von H. Rup. bezeichneten Zweck, über welchen mit einem Veteran zu rechten nicht Sache des Ref. ist, wenn er gleich die Meynung von der Dienlichkeit einer solchen Ausgabe für die Jugend nicht theilt, und der Lehrer durch dieselbe nicht durchgängig der Mühe überhoben wird, in ältern Edd. nachzuschlagen. Es ist eine gewissenhafte Aufzählung der verschiedenen Ansichten früherer und späterer Interpreten über die Stellen, welche einer Erklärung bedürfen, mit den Gründen für und wider, wobey Hr. Rup. wirklich Vieles ins Kurze gezogen, und seine eigene Ansicht mehrentheils durch Anschließung an die Meynung eines seiner Vorgänger ausgesprochen, öfters sogar seine eigene früher dargelegte Meynung über die Art, wie einer korrupten Stelle zu helfen wäre, ohne weitere Vertheidigung mit einem bescheidenen olim conjeceram zuletzt noch angefügt hat. Fragt man, wie sich die Resultate des Ganzen zu dem Standpunkt verhalten, auf welchem die Erklärung des Schriftstellers nach Erscheinung der Waltherschen Ausgabe stand, so muß man zugestehen, daß die Rup. Ausgabe keinen eigentlichen Fortschritt in der Erklärung des Tacitus macht. Dieß wird, soweit der Raum einer Recension es gestattet, die unten folgende Betrachtung einiger Stellen klarer machen.

3) Der Umfang und die Einrichtung dieser Ausgabe ist ihrem Zwecke vollkommen angemessen. Keine Ausgabe eines Schriftstellers für die Jugend sollte mehr Anmerkungen haben, als Bach zu Tacitus gegeben hat, da die abnormen Substructionen, womit manche Schriftsteller, z. B. Cäsar, versehen worden sind, nichts als Bollwerke sind, die den Zugang zum Autor selbst versperren. Auch die Grundsätze welche Hr. B. in der Vorrede zum ersten Bande darlegt, sowohl in Hinsicht auf Kritik des Textes, als auf Erklärung, verdienen im Ganzen unterschrieben zu werden. Er will sich weder an J. Bekkers, noch an Walthers, noch sonst einen gedruckten Text binden, sondern mit möglichster Anschließung an die anerkannt wichtigsten Handschriften selbst seinen Text machen, und dabey die Mss. von geringerem Werthe erst da beyziehen, wo jene nicht ausreichen, oder die Berichterstatter über dieselben nicht pünktlich genug sind. Nicht einverstanden kann sich Ref. mit folgender Stelle der Vorrede und ihrer wirklichen Anwendung erklären: Nec habui quidquam antiquius quam ut tirones ubique ad leges grammaticas revocarem: ideoque C. L. Schneideri, Zumptii, Ramshornii libros utilissimos atque G. T. A. Krügeri quaestiones grammaticas optimae frugis plenissimas quam creberrime laudarem. Denn lat. Grammatik sollten die Schüler an Tac. nicht lernen, wohl aber soll die Grammatik ihnen den Weg zum Verständniß des Autors bahnen. Dieß scheint dem Hg. nach Vollendung seines ersten Bandes klar geworden zu seyn, da er seinem zweyten Bande S. VII. bis LIX. Prolegomena de Grammatica Tacitina vorangeschickt hat. Diese fleißige und von genauer Kenntniß des Autors zeugende, wenn gleich nicht erschöpfende Arbeit, würde aber für die Jugend um vieles nutzbarer geworden seyn, wenn H. B., anstatt in derselben häufig auf das zu verweisen, was er bey einzelnen Stellen des Autors angemerkt hat, die Einrichtung getroffen hätte, daß in den Stellen auf die Prolegomena verwiesen wäre. Auch scheint dem Ref. nicht wohl gethan, daß H. B., wie er S. XI. der Vorrede selbst sagt, bisweilen die Namen früherer Erklärer, besonders wenn er deren Anmerkungen in's Kürzere zog, unerwähnt gelassen hat. Wenn er das einemal dieß unnöthig fand, so hat es das anderemal, z. B. in der sehr häufigen Anführung von Creuzers röm. Alterth., einem für die Jugend unmittelbar nicht zugänglichen Buche, keinen Sinn. Ali-

quoties accidit, ut meas aut explicationes aut emendationes ab aliis jam occupatas viderem, quem tamen consensum non ubique anndtavi. Gerade darum, meint Ref., hätte Hr. R. in Anführung der Namen genauer seyn sollen, damit man unterscheiden könnte, was ihm und was z. B. dem fleißig benützten Walther angehört. Was junge Leser von dem Schriftsteller und seinen Werken wissen sollen, ist Bd. 1. S. XIV. bis XXXII. eben so lichtvoll, als treffend, zusammengestellt. Der Kommentar selbst gibt meist in gedrängter Kürze, theils anderer Kommentatoren, theils des Hgs. Erklärungen, so zwar, daß meistens die bedeutenderen Sachen oder Stellen besprochen werden. Man findet überall Beweise seiner Belesenheit, wie er z. B. zuerst die platonische Stelle (Gorg. S. 524) gefunden und angegeben hat, welche dem Autor bey Ann. 6, 6 si recludantur tyrannorum mentes sq. vorschwebte, nachdem alle frühere und auch noch Walther, dem Lipsius nach, sie im Dialog über den Staat gesucht hatten. Dennoch, wenn gleich anerkannt werden muß, daß Nr. 3 die beste, jetzt vorhandene Handausgabe des Tac. ist, kann auch nicht übersehen werden, daß sie noch viele und bedeutende Mängel hat. Denn einmal erklärt sie doch in der einen und der andern Stelle nicht, was erklärt werden sollte, und zweytens erklärt sie vielfältig, was keiner Erklärung bedarf. So z. B. gibt H. R. zu Anm. 4, 42 über lex Julia weder selbst etwas, noch einen Auszug aus des Lipsius Exkurs. So sucht man vergebens zu Ann. 6, 25 über der ältern Agrippina Tod eine Aufklärung aus Suet. Tib. 53, oder wenigstens eine Verweisung auf Ann. 14, 63, wie man auch in letzterer Stelle über Julia (Ann. 3, 29, Dio p. 947) nichts findet. Ann. 13, 9 sollte evulgari erklärt, zu fascibus des Lipsius Anm. gegeben, das. C. 13 semper atrox ebenfalls erklärt seyn, was in der nicht citirten Parallelstelle 4, 52 auch nicht wirklich geschieht. Das. c. 14 wird pares rationes (vgl. c. 23), das Lipsius und die Bip. erklärt haben, unerklärt gelassen; c. 18 zu viros gravitatem adseverantes, womit Tac. den Seneka offenbar schont, weitere Erklärungen aus Dio p. 989 fg. vermißt; c. 28 eben so, was Lipsius und Vertranius aus den Alten zur Erklärung von intra domum sq. beybringen; c. 31 zu ambitu Pichenas Bemerkungen. Andererseits werden Ausdrücke erklärt, welche den Schülern, mit denen man Tac. liest, entweder von selbst klar oder schon bekannt seyn müssen. In dem dritten Buche der Historien hat Ref. neun und zwanzig solcher Erklärungen gefunden, wie c. 6: primum pilum adepto i. e. postquam primipilaris factus est; c. 27: densa testudine, quam formabant elatis super capita scutis; c. 74: potiente rerum, i. e. adepto summum imperium. Ein dritter bedeutender Mangel, namentlich bey der Bestimmung des Buches für die Schule, ist die große Zuversicht, womit Hr. R. eigene verfehlte Erklärungen als die richtigen hinstellt; die Belege hiezu, so wie die gehörigen Beyspiele von der Behandlungsweise, werden die folgenden Stellen geben, worin Ref. neben den drey Ausgaben auch die Uebersetzungen oder Anmerkungen von Nr. 4 aufführt.

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscences of an intercourse with George Berthold Niebuhr, the historian of Rome. By Francis Lieber, professor of history and political economy in South Carolina College. London, 1835. XXX. und 231 S. 8.

Die erste Schrift zum Andenken des 1831 verstorbenen Niebuhr kommt aus Nord-Amerika. Der Verf., ein preußischer Unterthan, war in dem letzten Jahre, das Niebuhr als Gesandter zu Rom zubrachte, sein Hausgenosse. Aus Griechenland, wo er kurze Zeit an dem Freyheitskriege Theil genommen hatte, war er ganz mittellos nach Rom gekommen; durch seine Erzählung gewann er Niebuhr's Wohlwollen, und wurde in sein Haus aufgenommen. Die gute Meynung, die der berühmte Mann von ihm faßte und behielt, ist durch gegenwärtige Schrift gerechtfertigt. Hr. L., der über das Gespräch des Hausherrn eine Art Tagebuch führte, hatte ohne Zweifel eine Menge Aeußerungen

aufgezeichnet, deren Schärfe für die meisten Leser ergötzlicher seyn möchte, als das Linde vorliegender Mittheilungen. Er hat aber die Versuchung, damit Aufsehen zu erregen, mannhaft bestanden. „Ich theile nichts mit," sagt er S. 6, „das, nach meiner Ueberzeugung, Niebuhr selbst, wäre er auch in meiner Lage gewesen, ausgestrichen haben würde." Das ist deutsche Redlichkeit. Bedauern muß man aber mit dem Verf., daß allerley Mißgeschick, das seine Papiere getroffen hat, auch für gegenwärtige Sammlung sehr nachtheilig geworden ist. Sie wäre der Beschränkung, die er sich auferlegte, ungeachtet viel reichlicher ausgefallen, hätte er nicht einen großen Theil seiner Denkblätter verloren. Hoffentlich ist noch von andern Freunden Niebuhr's Manches aus seinen Gesprächen aufgezeichnet worden, und die Mittheilung desselben, wenn auch nicht schon jetzt, doch später beabsichtigt. Kämen zu vorliegender Sammlung noch einige derselben Art, so könnte daraus ein schönes Gegenstück zu den Scaligerana werden, die unter den sogenannten Ana weit die inhaltreichsten sind.

Wer Niebuhr's römische Geschichte kennt, in welcher die Weltansicht des Verf. mit so großer Offenheit und Klarheit dargelegt ist, wird die Aechtheit gegenwärtiger Mittheilungen aus seinem Munde nicht in Zweifel ziehen. Hie und da ist etwas offenbar unrichtiges, wie S. 115 Palladium statt Pallium, und S. 190, wo den ehemaligen freyen Reichsstädten Bedrückung des Landvolkes Schuld gegeben wird. Doch sind das Kleinigkeiten. Ref. hebt einige der ausdruckvollsten Stellen um so lieber aus, je weniger eine Uebersetzung des Buches zu erwarten seyn dürfte.

S. 65. „Mein Aufenthalt in England" (N. hatte in Edinburgh studirt, und sich darauf einige Zeit in England aufgehalten,) „gab mir einen wichtigen Schlüssel zu der römischen Geschichte. Um Einsicht in die Staats-Verfassungen des Alterthums zu erlangen, muß man ein wirkliches Staatsleben selbst beobachtet haben. Vieles in der römischen Geschichte wäre mir immer unverständlich geblieben, hätte ich nicht England kennen gelernt."

„S. 159. „Es war eine Zeit, da man es für eine Herabwürdigung der Alten angesehen haben würde, wenn ein Philolog versucht hätte, ihre Sprache oder ihre Geschichte durch Hinweisung auf Aehnliches aus der Gegenwart zu erläutern. Die classische Litteratur stand hoch über allem, was die neueren Völker um die Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften besaßen. Daher wurde alles, was von den Alten kam, mit einer Verehrung aufgenommen, die keinem Zweifel Raum ließ, nicht einmal eine Ausgleichung der Widersprüche, die sich bey jenen finden, begehrte. So oft ein praktischer Mann, namentlich ein Staatsmann, sich mit den Classikern beschäftigte, wurden diese ganz anders behandelt, als von den Schul-Gelehrten. Diese gingen mit den Classikern um, wie mit Wesen, die in keiner Beziehung zu der Wirklichkeit stehen; und manche thun so in der That noch jetzt."

S. 99. „Der Pabst (Pius VII.) spricht gern mit mir über meine Nachforschungen in der vaticanischen Bibliothek und gedenkt dabey immer der Zeit, wo er Professor der griechischen Litteratur war. So oft er kann, hält er mich nach der Audienz noch etwas auf, um sich mit mir zu unterhalten. Es scheint mir ein überaus guter und frommer Mann zu seyn; ich fühle wahre Ehrfurcht gegen ihn."

S. 70. „Ich lernte den König der Niederlande wohl kennen, da er zu Berlin sehr eingezogen lebte, nachdem ihn die Franzosen aus Holland vertrieben hatten. Er las und studirte viel; auch meiner römischen Geschichte widmete er große Aufmerksamkeit. Er ist ein Mann von gediegenem Werth: seine Gemahlin, eine vortreffliche Frau; ja ich glaube, daß dieser Königin wenige ihres Geschlechts an Adel der Seele gleich kommen. Das Wohl des Volkes liegt diesem Ehepaar am Herzen, wie je einem, das einen Thron einnahm. Der König befragte mich um meine Meynung über die Vereinigung Hollands mit Belgien: das letztere nahm er bekanntlich ungern. Ich erklärte mich auf das bestimmteste gegen die Vereinigung; sollten die beyden Länder unter Ein Scepter kommen, so müßten sie wenigstens gesondert bleiben wie Schweden und Norwegen."

S. 82. „Wer die Gewalt besitzt, mißbraucht sie, das beweist die Geschichte aller Zeiten; Einer, Mehrere, das Volk mißbrauchen sie auf gleiche Weise; und inne gehabt muß sie doch werden. Die große Aufgabe ist, Einrichtungen zu treffen, welche diesen Mißbrauch so viel als möglich einschränken. Dazu aber ist etwas ganz anderes erforderlich, als daß man bloß die Flügel der Gewalt beschneide. Unverständige Schmälerung der Gewalt hat eben so schlimme Folgen als die Aufhebung aller Beschränkung."

S. 131. „Eine constitutionelle Monarchie kann ohne beträchtlichen Einfluß der Regierung auf die Volksrepräsentation nicht bestehen." (Vrgl. Röm. Gesch. Th. II. S. 201).

S. 152. „Nicht zu viel begehrt! ist ein Grundsatz von der höchsten Wichtigkeit für den armen Fuhrmann, der sich mit der Arbeit seines Pferdes nährt, wie für einen König oder einen Pabst; für Missionare, für obsiegende Partheyen, für Nationen, für Jedermann."

S. 224. „Die Orakel im Alterthume sind eine sonderbare Erscheinung. Es ist bald gesagt, sie seyen Betrug der Priester gewesen; diese Priester waren ja selbst ein Theil des Volkes (nicht Fremde.) Uns genügen solche Erklärungen nicht mehr, mit denen man in den Zeiten der französischen sogenannten Philosophen sich behalf. Wie kommt es, daß die Orakel so lang geachtet blieben? Und was ist die Ursache, daß wir sie in der einen oder andern Gestalt überall antreffen? War der Mensch in jenen frühen Zeiten der Natur näher?"

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera etc.
2. C. Cornelii Taciti Opera etc.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt etc.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Ann. 1, 7 will Nr. 1 lacrimas gaudium, questus adulationes miscebant mit Lipsius gelesen wissen, und sagt, die Abschreiber haben den Strich auf adulatione nicht verstanden, woraus denn die Leseart des M. hervorgegangen sey; nur das sey die Frage, ob adulationem oder adulationes zu lesen sey; er ziehe unbedenklich den Plural vor, der „non ut singularis significat actum adulandi, sed ipsas testificationes et verba adulatoria.“ Nr. 2 gibt Walthers adulationem mit dessen Gründen und Worten. Dagegen sagt Nr. 3 mit Recht gegen den einen Grund, daß questus einen Gegensatz haben, und darum der Akkusat. von adul. stehen müsse: adulationem quis tandem opponeret questibus? Er hätte noch vorher fragen können: woher man denn wisse, daß questus einen Gegensatz brauche? Nr. 3 schreibt demnach mit Recht: lacrimas, gaudium, questus adulatione miscebant, und erklärt den Ablativ durch ob adulationem mit Verweisung auf 1. 59, wo er mehr Ablative der Art beybringt; davon aber kann Ref. sich nicht überzeugen, daß es durior forma ablativi absoluti sey. Nr. 4 übersetzt: vermischten sie Thränen, Freude, K'agen, Schmeicheley. — Ann. 1, 10 behält Nr. 1 Murets vermeintliche Emendation qui cepere im Text, während Nr. 2 und 3 mit Nr. 4 mit Recht sich an Walthers Vertheidigung der Leseart der Handschrift qui fecere anschließen. — Ann. 1., 28 erklärt Nr. 1 prospereque cessura dadurch, daß aus dem vorhergehenden adsimulans ein dazu gehöriges Participium, etwa censens zu suppliren sey. Derselben Meynung ist Nr. 3, welcher durch Verweisung auf die zu 1, 17 gegebenen Stellen andeutet, daß er die Stelle von ac suis laboribus an, als Zeugma genommen wissen wolle. Hiegegen ist aber schon darum Zweifel zu erheben, weil die Stellung der Worte ganz anders ist, als in den andern Stellen, welche durch's Zeugma zu erklären sind. Von denjenigen, die Hr. B. zu 1. 17, anführt, ist 6, 31 mit Unrecht beygebracht: simul veteres Persarum ac Macedonum terminos, seque invasurum possessa Cyro et post Alexandro, per vaniloquentiam ac minas jaciebat. Hr. Bach sagt, man müsse aus dem folgenden seque invasurum zu terminos ergänzen se restituturum. Jedermann sieht aber, daß dieses Zeugma nicht nur unnatürlich, sondern auch dessen Annahme unnöthig ist, da veteres — terminos als unmittelbares Object zu jaciebat zu ziehen ist, und der noch vor jaciebat eingeschobene Infinitivsatz nur eine weitere Erklärung dazu gibt. Es wird kein Beyspiel zu finden seyn, in welchem das Prädikat, worin das Zeugma enthalten ist, voranstände, sondern jedesmal schließt es den Sinn. So wäre 1, 28 adsimulans, prospereque cessura ein unerhörtes und undeutliches Zeugma, dem man abermals auf's leichteste dadurch ausweichen kann, daß man accepit für das Verbum nimmt, von welchem prospereque cessura abhängt.

Nr. 2 neigt sich zu der von Walther und dem Ref. gegebenen Erklärung, wonach das que in prospereque die Bedeutung von quoque hätte. Nr. 4. macht sich's bequem, indem er das que unübersetzt läßt. — Ann. 1, 70 nehmen Nr. 1 und 2 sapiens a rudi, Nr. 3 sap. a ruenti an, und Nr. 4 übersetzt: der Erfahrne vor dem Unerfahrnen. Aber schon Pichena hat offenbar richtiger gesehen, daß die Verderbniß nicht in prudenti, sondern in sapiens zu suchen sey. Denn in der ähnlichen Stelle Ann. 2, 23 heissen dieselben Leute auch prudentes. Und gegen sapiens a rudi ist doch wohl, daß sapiens nirgends der heißt, welcher eine technische Fertigkeit besitzt, was es hier heissen müßte; gegen sapiens a ruenti, daß für ruens keine Stelle angeführt werden konnte, wo es unbesonnen heißt, und daß, wenn man auch diese Bedeutung annähme, der Schriftsteller etwas ziemlich Müßiges damit sagte, während der Gedanke nothwendig erwartet wird: dem, der nichts vom Seefahren verstand, oder dem, welcher (aus Unkenntniß) zagte, oder sich ungeschickt anließ, ging es gerade wie dem, dessen Handwerk das war. Ref. glaubt daher, Pichenas Konjektur insciens a prudenti verdiene bey Weitem den Vorzug. Vielleicht wäre für insciens vorzuschlagen scaevus oder pavens. — Ann. 2, 43 gibt Nr. 1 über insectandi nichts; Nr. 2 rechnet diesen Genitiv des Gerundiums zu denen, welche statt des Infinitivus gesetzt werden, Nr. 3 vergleicht die Stellen, in welchen admonere und monere mit dem Genitiv, z. B. victoriarum steht, und Nr. 4 übersetzt: daß Plancinen wenigstens Augusta aufgefordert, mit Weiberränken Agrippina zu verfolgen. Ref. will nicht wiederholen, was er zu Agr. S. 266 gegen die Verbindung von monuit mit insectandi gesagt hat. Aber das verdient bemerkt zu werden, daß Nr. 3 die Sache denn doch allzuleicht nimmt, wenn er das monere, welches dem jubere der Bedeutung nach am nächsten kommt, und darum auch so oft mit dem Infin. verbunden wird, gleichstellt dem admonere mit dem Genitiv, die Anweisung zu dem was geschehen soll, mit der Erinnerung an das, was früher schon vorhanden ist. Alle Stellen von admonere mit dem Genitiv haben das Wort in der Bedeutung der Erinnerung an Bekanntes, und Ann. 1,67, wo monere eben so wie admonere mit dem Genitiv des Gegenstandes, an welchen erinnert wird, verbunden ist, beweist nur, daß Tac. auch hier das einfache statt des zusammengesetzten Zeitworts liebte, ohne monere mit ut oder dem Infinitiv, oder admonere mit ut jemals zu verwechseln mit dem admonere, welches mit seinem Gegenstand durch den Genitiv oder de verbunden ist. Man sieht an H. Böttticher's Weiberränken, daß man unwillkührlich zu einer falschen Erklärung kommt, indem man monuit mit insectandi verbindet. Denn man fühlt, daß die aemulatio ihrem wirklichen Begriffe nach nicht das Mittel zum insectari seyn kann, und so werden Ränke aus einem Worte, welches, mit so vielen andern noch wichtigern im Lex. Tac. übergangen, dieser Bedeutung gar nicht fähig ist. Wo Tacitus aemulatio allein, ohne Object, gebraucht, darf man immer die aem. potentiae darunter verstehen, wogegen er Ann. 2,72 den sterbenden Germanikus seine Gattin warnen läßt. So Ann. 4,40 aemulatio feminarum; so 13,19: inter Agrippinam et Domitiam infensa aemulatio exercebatur; vrgl. auch 13,9. Ja ib. 13 spricht Agrippina von einer liberta aemula, nurus ancilla, wo sie doch nichts anders, als eine aemula potentiae darunter verstehen kann. Hier ist nun dieselbe aemulatio um Einfluß in Staatssachen; Livia setzt etwas darein, Agrippinen durch Entfernung von dem, wonach auch diese ehrgeizig strebte, wehe zu thun, und diese aemulatio ist muliebris, weil sie nicht aus einem von Agrippinen gegebenen besondern Anlaß, sondern aus dem eigensten Wesen weiblicher Mißgunst hervorgegangen war. — Ann. 3,1 defixit oculos. Walther hat auseinandergesetzt, warum es weder heißen könne die Augen niederschlagen, noch, auf die Urne niederblicken. H. Ritter, welcher mit den Andern wieder erklärt: in terram demisit oculos, glaubt,

hier habe in terram weggelassen werden können wegen der Präposition de, nicht aber Hist. 4,72 fixis in terram oculis. H. Bach will mit einigen Stellen, wie Ann. 1.68, darthun, daß defigere für sich allein niederschlagen heißt. Ref. glaubt in den von ihm angeführten Stellen nur die Bedeutung festbannen, defixus wie eingewurzelt gefunden zu haben, eine Bedeutung, welche mit dem Object oculos völlig unvereinbar ist. Aber abgesehen von der lexikalischen Schwierigkeit ist Walther mit alle dem nicht widerlegt. Wenn man von der Stelle nichts wüßte, und die Frage aufgeworfen würde, wie doch wohl Agrippina, die stolze, männlich starke Frau mit ihrer nicht wehmüthigen, sondern bittern Trauer Italien begrüßt haben werde, ob mit starren aufgeschlagenem Blicke, oder mit niedergesenkten Augen, so würde Niemand, der die zwey ersten Bücher der Annalen gelesen hat, das letztere vermuthen. Es ist in der That wunderbar, wie Murets so ganz natürliche Erklärung keinen Eingang mehr findet: ita omnium oculos in se convertit, ut nemo usquam alio intueretur. Die Augen der Zuschauer waren, bis Agr. ausstieg, auf das ganze Geschwader gerichtet, ohne das gesuchte feste Ziel zu finden. Jetzt als sie ausstieg, waren aller Blicke auf sie allein gerichtet. Freilich kommt auch dieses defigere sonst wohl nirgends vor. Aber es hat doch keine Schwierigkeit an sich selbst, es paßt in den Zusammenhang, und kann endlich auch nicht nur durch die ähnlichen Stellen vertheidigt werden, in welchen ora advertere so vorkommt, daß oculos defigere in unserer Stelle bloß als verstärkter Ausdruck davon erscheint, sondern auch durch das, was Ann. 14,63 von Oktavia gesagt wird: non alia exsul visentium oculos majore misericordia adfecit. In beyden Stellen geht von der Person, welche betrachtet wird, eine Wirkung auf die Augen der Betrachtenden aus, und die activische Darstellung dessen, was in der Wirklichkeit passivisch ist, gibt der Sache besondern Reiz. — Ann. 3,12 lesen alle mit Lipsius: non vi principis und Nr. 4. übersetzt getrost: „Nicht Privatfeindschaft kraft fürstlicher Gewalt bestrafen“ ohne daß ihm das vis statt des potestas auffällt. N. 3. findet nicht einmal nöthig, die Lesart des M. anzuführen. Aber der vorsichtige Tiberius, welcher gerade hier dem Senat scheinbar völlige Freiheit lassen will, wird gerade hier von einer vis principis nicht einmal in einem negativen Satze sprechen. Andre können, wie Ann. 5.5, das Wort in den Mund nehmen, und Tiberius kann es von ihm gebraucht anhören, aber er kann nicht von der vis principis als einer gesondert bestehenden Gewalt sprechen. Daher ist non principis ohne Zweifel viel richtiger, oder non ut principis. — Ann. 3,16 macht N. 1. nach apud senatum das Zeichen der Lakune, womit er freygebiger ist, als andere Herausgeber, und glaubt, hier wohl nicht mit Unrecht, daß etwas ausgefallen sey, etwa wie Marco Pisone coram, weil jemand da seyn müßte, der, gefragt, pleraque sapienter, quaedam inconsultius geantwortet habe. N. 2. u. 3. halten sich an Walthers Erklärung, welcher sagt, man solle sich ja in Acht nehmen, daß man nicht illo respondente auf die eben gestellten Fragen beziehen. Denn die Zeugen, welche über Piso's Lebensende befragt worden, haben nur eben die Thatsachen berichten, nicht sapienter und inconsultius antworten können. Aber wie, wenn das inconsultius auch durch Erzählung dessen, was die Klugheit zu verschweigen gebot, geschehen konnte? Doch Walthers ganze Auffassung ist so gezwungen künstlich, daß man sich wundern muß, wie sie von Andern angenommen werden konnte. Von Zeugen ist nicht die Rede; und ein Zeugenverhör wird nicht durch crebrae interrogationes, sondern durch testium interrogatio bezeichnet, wie Ann. 6,47. Dann soll, nachdem unmittelbar zuvor die wiederholten Fragen des Kaisers berichtet worden, illo respondente nicht auf die Beantwortung dieser Fragen zu beziehen, sondern als sententiam dicebant de iis, quae de morte Pisonis in medium erant prolata — zu erklären seyn. In der That, wenn Tac. so schrieb, wenn er sich so gegen die erste Forderung an den Styl versündigte,

so müssen jene Lobsprüche alle gestrichen werden, die meist in den Eingängen der Ausgaben stehen. Dazu kommt noch, daß den Interpreten, welche respondere ohne alles Bedenken für gleichbedeutend mit sententiam dicere nehmen, nicht unbekannt seyn konnte, in welchen Verhältnissen allein dem Senat ein respondere zugeschrieben wird; Verhältnisse, deren klares Gegentheil hier Statt fand. Ann. 4,3 schreibt N. 1. mit Bekker u. a.: et quia vi tot simul corripere intutum, dolus intervalla scelerum poscebat. Placuit tamen etc. Eben so übersetzt N. 4: und weil mit Gewalt zugleich so viele anzugreifen mißlich war, erforderte die List zu den Verbrechen Zeit, wobei jedoch ein heimliches Verfahren besser schien ꝛc. Hiedurch läßt man aber wiederum den Schriftsteller etwas Ungereimtes sagen, was doch wohl in der Uebersetzung jedem klar werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscences of an intercourse with George Berthold Niebuhr, etc.

(Fortsetzung)

S. 127. „Auf die Franzosen, sagte N. zu dem Grafen de Serre (franz. Botschafter zu Neapel, S. Römische Gesch. Th. III. Anm. 320.), würde kaum etwas anderes so heilsam wirken, als die Rückkehr zu einem recht gründlichen Studium der Philologie und Alterthumskunde. Es würde sie zur Stetigkeit bringen, und dahin, daß sie die Geschichte ehrten und sich nur als ein Glied in der großen Kette der Völker betrachten lernten. Ja, sagte der Graf, es würde unsere Köpfe von den ewigen Anschlägen etwas ableiten und die Leute gewöhnen, nicht in der Zukunft alles mögliche zu suchen."

S. 182. „Horaz war doch ein großer Mensch. In den Sermonen zeigt sich der tiefe, schwere Kummer über den Zustand seiner Zeit. Er gewinnt sich zwar ein Lächeln darüber ab; es ist aber ein bitteres Lächeln. Mit Ausnahme der Oden, sollte man den Horaz nicht in den Schulen lesen; man bedarf, um ihn zu verstehen, einer umfassenden Erfahrung aus dem wirklichen Leben.

S. 107. „Es ist ein großer Mißgriff, wenn man die alten Römer nur als ein kriegslustiges Volk ansieht. Ihre größte Neigung war die Landwirthschaft; darauf wandten selbst die ersten Männer unter ihnen viel Aufmerksamkeit. Dieß muß bey dem Studium der römischen Geschichte stets im Auge behalten werden; daraus

allein erklären sich eine Menge Erscheinungen in der Entwicklung der Verfassung."

S. 120. (Auf einem Spaziergange in der Gegend des alten Aricia) „Diese schöne Flur ist nicht das Eigenthum der Leute, die darauf wohnen; von ihrer Erndte gehört ihnen nur ein kleiner Theil. Lariccia war einst reich, aber eine furchtbare Hungersnoth suchte es im Mittelalter heim; die Einwohner konnten sich nur durch Verkauf ihres Eigenthums an die Familie Savelli Brod verschaffen. Nur vier Hausväter blieben damals Eigenthümer ihrer Grundstücke. Das Vermögen der Savelli kam an das mächtige Haus Chigi; dieses zog bald auch das Eigenthum jener vier Hausväter noch an sich; seitdem ist das ganze schöne Lariccia sein." *)

S. 167. (Auf dem Rückwege von Assisi.) „S. Franciscus war ein großer Mann. Der h. Benedikt hatte es auf die sittliche Erhebung der höheren Stände angelegt. S. Franciscus widmete den niedrigsten und ärmsten seine verdienstvolle Bemühung. Vieles, das jetzt verrückt erscheint, mag es zu seiner Zeit nicht gewesen seyn; vieles mag die folgende Zeit übertrieben haben; von einer gewissen Verrückung war vielleicht ein Theil seines Wesens selbst nicht frey. Wo ist der große Mann, der nicht einen Schuß gehabt hätte? Daß Franciscus, als ein noch junger Mann, so viele und so feurige Anhänger fand, so einsichtsvoll nach dem Bedürfniß seiner Zeit und seinem Zwecke gemäß die Regel seines Ordens entwarf, beweist genug, wie außerordentlich begabt er war. Das Evangelium sine glossa ist in der That merkwürdig, ja es ist etwas Großes, weit über die Zeit hinaus. Von allen Seiten umgaben ihn Dialektiker, und die Erklärungen der Bibel wurden höher, als sie selbst, geachtet; er aber machte sich freye Bahn und begehrte das einfache Wort Gottes."

(Schluß folgt.)

*) Diese Thatsache scheint geringfügig, ist aber sehr lehrreich. Wären die Leute zu Lariccia Nutz-Eigenthümer gewesen, so wären das ihre Nachkommen wahrscheinlich noch jetzt. Ein Ober-Eigenthümer hätte wohl eine Veräußerung des Nutzeigenthums auf die eine oder die andere Art verhindert und unnöthig gemacht. Weil jene das volle Eigenthum hatten und nicht behaupten konnten, so haben die Nachkommen jetzt gar keines. In den Gegenden Deutschlands, wo jetzt das liberale Vorurtheil nicht auf Festsetzung und Ermäßigung, sondern auf gänzliche Ablösung der Grundzinse dringt, die es Feudallasten zu nennen pflegt, wird in der Folge manche Bauerschaft, die man jetzt zur Ablösung reizt oder treibt, das Schicksal Lariccia's treffen. Auch ohne daß eine außerordentliche Noth eintritt, wird schon das (in Kriegszeiten gewöhnliche) Steigen des Zinsfußes eine Menge Veräußerungen freyer Bauerngüter veranlassen; an Savellis wird es nicht fehlen; und aus den Bauern werden Taglöhner, höchstens Pächter werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera etc.
2. C. Cornelii Taciti Opera etc.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt etc.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Denn, wie ist es möglich, daß darum die List Zeit zum Verbrechen erforderte, weil mit Gewalt Mehrere zugleich anzugreifen mißlich war? Aber mit dem Ausdruck Zeit verräth der Uebersetzer, daß er intervalla scelerum nicht verstanden hat, ungeachtet das Wort wie sein Numerus ihn auf das Richtige hätte leiten können. Intervalla sind Absätze, Pausen, in denen die Hindernisse der ehrgeizigen Bestrebungen weggeräumt werden mußten, wobey auch das Wort List zu dem, was Tac. unter dolus versteht, durchaus nicht paßt. Nr. 2. u. 3. nehmen Walthers Interpunction und Erklärung an. — Dagegen hat Hr. Böttticher ohne Zweifel Ann. 4, 7 bey precandam modestiam das Richtige getroffen: „und noch bitten müsse man nach allem dem, daß er bescheiden sich damit genügen lasse“. Denn man muß zugeben, was Walther der Gronovschen Erklärung einerseits entgegenhält, welche Ref. früher vorzog: parum salis inesse verbis e Gronovii interpretatione acceptis, wiewohl Tac. den Prinzen nirgends so sprechen läßt, daß man viel Geist bey ihm vermuthen müßte. Aber andererseits ist die Rückkehr Walther's, Ruperti's und Bach's zu des Lipsius Deutung doch nur die Wirkung einer gewissen Verzweiflung, in der sie sagen, zum Theile gegen Gronov, eben darin liege die Spitze des Satzes, daß Drusus die modestia, die keine Göttin sey, in Gedanken zur Göttin mache, wie wenn sonst nirgends mehr Hülfe zu erwarten wäre, wobey Walther warnt, man solle ja nicht denken, daß der Römer an solche Gottheiten wirklich geglaubt habe. Freilich läßt sich darüber kaum streiten, ob, wie H. Bach sagt, in eo vis summa inesse videtur, oder nicht, und so kann Ref. nur bekennen, daß ihm keine vis darin zu seyn scheine. Aber behaupten kann man gegen diese Erklärung, daß sie dem Römer eine Vorstellung aufnöthigt, welche ihm ganz fremd geblieben ist. Der Römer kann sagen: man muß die Götter bitten, ihm den Sinn zu geben, (Liv. 6, 18, 9.) daß er zufrieden sey; nicht aber: man muß die personificirte modestia bitten, daß sie ihm eingebe, daß er zufrieden sey. Denn auch bey den wirklich personificirten, wie bei der clementia, ist dieses ganz ferne von der Vorstellung des Volkes, daß sie sich gleichsam selbstthätig in ein Menschenherz herabsenken. Darum ist die Wiedereinführung der Erklärung von Lipsius auch dann unstatthaft, wenn die Personifikation der modestia angeht, was Walther durch seine Warnung zu erleichtern sucht. Wenn aber das so wäre, daß sie das Deas facere in diesem Sinne so leicht genommen hätten, so müßte es in solcher Art nicht blos Ann. 4, 7 vorkommen. Walther hat auf die Voranstellung des precandam aufmerksam gemacht. Tac. wollte ein stärkeres Wort, das die Stellung Sejans über den menschlichen Verhältnissen ausdrückte, in welchen einer vom andern die Bescheidenheit als eine Pflicht fordert. Daher precandam: was Sejan noch nicht nimmt, ist allein sein guter Wille. —

Ann. 4, 28 ist Hr. Bach der einzige unter den vieren, welcher es für überflüssig erklärt, zu ab exsilio retractus cet. ein Subject zu setzen, da ja pater ganz leicht wegen des folgenden perorante filio hinzugedacht werden könne. Aber obgleich allerdings niemand anders, als der Vater, unter dem retractus, obsitus, vinctus, verstanden werden kann, so entscheidet dieß doch für sich allein nicht bey einem Schriftsteller, der bey aller Kühnheit der Form sich doch selbst sehr streng an die stilistischen Regeln bindet, welche ihm die richtigen scheinen; und eine von dieser ist, Gegensätze nicht zu verwischen, sondern in scharfer Klarheit hinzustellen. Ebendeßwegen ist Ref. überzeugt, daß nach inducti sunt nicht mit Nr. 3. ein Komma, sondern ein Kolon zu setzen ist; und daß im folgenden pater einzuschieben, das ausgefallene Wort aber nicht mit Gron. und Ern. in perorante, sondern mit Acid. in praeparatur — pater; paratus — zu suchen sey. — Ann. 6, 19 bleiben Nr. 2. u. 3. bey der Lesart des M.: ac ne dubium haberetur, magnitudinem pecuniae malo vertisse, aurariasque ejus, quanquam publicarentur, sibimet Tiberius seposuit. Das Komma nach vertisse hat Nr. 3. nicht. Nr. 1. wirft das que weg und lobt den Muret, welcher das zuerst gethan. Nr. 2. deutet es als quoque. H. Bach aber merkt an: aurariasque, i. e. auri fodinas. Hunc locum ab interpretibus male vexatum simpliciter explica: ne dubium haberetur magnitudinem pecuniae Mario malo fuisse (vertisse cf. ad I. 18.) Tiberius ejus pecuniam et auri potissimum fodinas sibimet seposuit. Die einfache Explication soll also darin bestehen, daß der Leser in der Apodosis, die H. Bach nicht durch Interpunction im Texte, wohl aber in der Anmerkung genau bezeichnet, vor aurariasque das aus der Protasis herzuholende pecuniam hineindenkt. Denn mit der bloßen Andeutung des Sinnes, wenn er auch hier richtig getroffen wäre, ist es nicht abgethan, sondern es wird vielmehr gefragt: wie dieser Sinn in diese Form gekommen sey? wie es zu erklären sey, daß Tac. für diesen Gedanken gerade diesen Ausdruck gewählt habe, und wie dieser Ausdruck sich zum allgemeinen lateinischen Sprachgebrauch verhalte? Aber gerade darüber gibt die Anmerkung nicht den geringsten Aufschluß. Anders, aber nicht mit mehr Glück, hilft sich Nr. 4: „Damit kein Zweifel übrig bliebe, daß die Größe seines Vermögens sein Unglück geworden sey, und seine Goldgruben, behielt sich diese Tiberius, obwohl sie für Staatsgut erklärt wurden, selber vor.“ Man braucht nicht erst zu bemerken, daß H. B. durch das Wort diese etwas hineinschiebt, was Tac. niemals in solcher Verbindung unausgedrückt läßt, am allerwenigsten, wenn ein Nebensatz, quamquam publicarentur, wie hier nur auf das eine der im Hauptsatze vorkommenden Subjecte bezogen werden soll. Denn H. B. behandelt aurariasque ejus als zweytes Object von malo vertisse. Beyde Nr. 3. u. 4. wollen der Deutung von que als quoque durch Annahmen entgehen, welche ohne Vergleichung härter und unlateinischer sind, als jene Deutung, während sie doch das idque Ann. 4, 74 beyde als id quoque erklären und Hr. Bach auf 6, 33 verweist, wo er eine Reihe von Stellen beybringt, um zu beweisen, daß Tacitus que statt et, etiam, quoque setze. Ja Ann. 14, 42 hält er die Lesart von Ma: senatusque, in quo ipso trotz der außerordentlichen Härte, die in der Erklärung dieser Stelle als senatus quoque liegt, dennoch fest, so daß man glauben sollte, er müßte sich eher 6, 19 dazu entschlossen haben, que als quoque gelten zu lassen. — Ann. 6, 45 lesen alle außer N. 3: uxorem suam immittendo amore juvenem illicere pactoque matrimonii vincire; H. Bach imitando und patrimonio mit M. und sucht in der Anmerkung glaublich zu machen, daß patrimonium quod proprie est res familiaris a patre relicta, commodissime transferre licet ad principatum, cujus successio a Germanico patre Caligulae filio tanquam hereditate erat tradita. Zugleich zeigt er, wie ein Abschreiber habe darauf kommen können, matrimonii statt patrimonio an den

Rand zu ſetzen. Daß imitando ſich vertheidigen läßt, braucht keines Beweiſes. Einen künſtlich angelegten Plan drückt nicht nur das impulerat aus, ſondern auch Dio's bekannte Parallelſtelle 58, 28. Aber Hn. Bachs Deutung von patrimonio thut der Sprache eine, ich möchte ſagen unerhörte, Gewalt an, da es bezeichnen ſoll das Principat, das Germanikus noch nicht einmal gehabt hatte, ja das er gar nicht hoffen konnte, ſo lange Druſus lebte. Ueberdem iſt gar nicht zu begreifen, wie Hr. Bach die entſcheidende Stelle Suet. Calig. 12 unbemerkt laſſen konnte: Enniam Naeviam Macronis uxorem, qui tum praetorianis cohortibus praeerat, sollicitavit ad stuprum, pollicitus et matrimonium suum, si potitus imperio fuisset, deque ea re et jurejurando et chirographo cavit. Ungeachtet Suetonius darin dem Tac. und Dio widerſpricht, daß er die Lockung von dem Prinzen ausgehen läßt, ſieht man doch, wie genau beyde lat. Geſchichtſchreiber in dem Erfolg des angeſponnenen Verhältniſſes für Makro einſtimmen: was der eine durch pacto matrimonio vincire, das drückt der andere durch pollic. matr. und beſonders durch jurej.et chirogr. cavit aus. — Ann. 6, 49 halten ſich n. 2. und 3. an die ältere Erklärung: luctum, quem omnes parentes in morte liberorum capiunt. Ref. glaubt, daß luctus communis hiefür ein unrichtiger Ausdruck wäre, und daß die Angeklagte nur die Trennung von dem jüngern Sohne abwenden will, mit dem ſie luctum communem habe. Denn luctus kommt doch wohl immer nur von dem Trauern in einem konkreten Falle vor, und zum wenigſten würde Tacitus, um jenen Gedanken auszudrücken, communes luctus geſetzt haben, woferne communis allein geſetzt dieſen Sinn haben kann, was Ref. auch bezweifelt. Daß die Angeklagte wußte, welcher Urtheilsſpruch ihrer wartete, und daß ſie darum Gründe gegen die Trennung vom überlebenden Sohne vorbrachte, läßt ſich voraus annehmen. — Ann. 11,23 iſt der Gedankengang von oppleturos an doch wohl der, daß

Gallien, ohnedieß durch ſeinen Reichthum zum Uebermuthe geneigt, ſich dann, wenn es ſich durch Senatoren und Würdenträger in Rom beſonders repräſentirt ſähe, im Andenken an Ereigniſſe der Geſchichte, die noch neuere Geſchichte heißen könne, gehoben fühlen werde, ſo daß es wohl meine, ſeiner Siegerin jetzt gleich zu ſtehen. Eine folgende Periode: quid si memoria eorum . . . . . qui Capitolio . . . . kann dem Sinne nach nicht abwärts, ſondern nur aufwärts gehen, indem eine noch bedenklichere Folge möglich gedacht und wahrſcheinlich gemacht wird, als die vorher in Ausſicht geſtellt wurde. Dieß liegt ſchon in quid si. Aber dieſe noch bedenklichere Folge kann nicht ſo ausgedrückt ſeyn: und wenn man erſt noch vergäße, was dieſelben Gallier dem Kapitolium haben anthun wollen, ſo . . . . Dieß haben wohl die Editoren und Kommentatoren empfunden, welche jene vielen von Nr. 2. angeführten Conjecturen über moreretur gemacht haben.

(Fortſetzung folgt.)

Reminiscences of an intercourse with George Berthold Niebuhr, etc.

(Schluß.)

S. 189. „Hätte Guſtav Adolph den deutſchen Thron beſtiegen, ſo würde er bald als ein Deutſcher angeſehen worden ſeyn. Durch Erziehung und an Geſinnung war er das mehr als Ferdinand, an deſſen Hofe zu Grätz nur ſpaniſch geſprochen wurde. Nach Guſtav Adolphs Tode fand ſich unter den Proteſtanten kein Planmacher, oder, was im Grunde eben das iſt, jedermann wollte ein Planmacher ſeyn; und ſo iſt es in Deutſchland immer geweſen."

S. 102. Auf die Frage des Hrn. L., ob N. nicht meyne, Heinrich IV. würde trefflich für Frankreich und ganz Europa geſorgt und ſeinem Vaterlande die Revolution erſpart haben, wenn er das Verlangen des Volkes nach Einführung des Proteſtantismus unterſtützt hätte, ſagte N. „meynen Sie? Ich bezweifle das gar ſehr; indeſſen bin ich in der franzöſiſchen Geſchichte jener Zeit nicht bewandert genug." Dieß ſagte er, bemerkt Hr. L., auf die anſpruchloſeſte Weiſe, ohne im Mindeſten die Abſicht zu verrathen, mich auf das Ungenügende meiner Kenntniſſe, das mich zu jener Frage verleitet hatte, aufmerkſam zu machen.

S. 83. „Eine ſchlechte Handſchrift iſt etwas unverzeihliches. Was kann doch widerlicher ſeyn, als, wenn man einen Brief erbricht, ſogleich zu ſehen, daß man viel Zeit brauchen werde, um ihn zu entziffern? Der Brief wird ſeine Wirkung verlieren, wenn wir ihn buchſtabirend leſen müſſen. Sonderbar; wir hüten uns ſonſt auch nur mit Kleinigkeiten Anderen zuwider zu ſeyn oder

in einem nachläßigen Anzuge vor ihnen zu erscheinen; nur um die Unlust, die man einem durch einen schlecht geschriebenen Brief bereitet, kümmert man sich nicht. In England gehört eine leserliche Handschrift zur guten Erziehung; bey uns Deutschen scheint das Gegentheil zu gelten. Es mag seyn, daß nicht viele Leute durch ihre gute Handschrift ihr Glück gemacht haben; aber durch ihre schlechte haben es mehrere, die ich selbst kenne, verscherzt. Oft werden Gesuche in wichtigen Angelegenheiten mit einer ungünstigen Stimmung gelesen, oder ganz beyseite gelegt, bloß weil die Handschrift so schlecht ist."

S. 85. „Bemühen Sie sich so zu schreiben, daß Sie nichts einmal niedergeschriebenes mehr auszustreichen haben. Bestrafen Sie sich selbst damit, daß Sie ein Paar mal etwas stehen lassen, das Sie wohl besser geben könnten, das wird Sie für die Folge sorgfältiger machen; Sie werden nicht nur viele Zeit ersparen, sondern auch richtiger und schärfer denken. Ich streiche oder verbessere höchst selten in dem, was ich schreibe, selbst in meinen Berichten an den König. Wer es nie versucht hat, so zu schreiben, daß der Entwurf auch Reinschrift ist, weiß nicht, wie leicht das im Grunde ist, vorausgesetzt, daß die Gedanken klar und geordnet sind; das aber sollten sie immer seyn, bevor man die Feder ansetzt."

Ref. ist nicht ohne Hoffnung, diese Proben aus den Nebenstunden des sel. Niebuhr werden manchem Leser Muth und Lust machen, ihn in seinem großen Werke näher kennen zu lernen, das von Vielen ganz mit Unrecht für eine bloß gelehrte Arbeit gehalten wird, da es doch mit der Tiefe und Gründlichkeit historischer Forschung das vielleicht noch seltenere Verdienst vereinigt, die Geschichte nutzbar für das Leben zu machen, auch durchaus nicht schwerer zu lesen ist, als jedes andere gründliche Werk, die Abschnitte etwa ausgenommen, welche die Geschichte Italiens vor Romulus behandeln, und die, welche nur kritische Untersuchungen enthalten, und ohne Störung des Zusammenhanges übergangen werden können.

First report on the commercial relations between France and Great Britain, addressed to the R. H. the Lords of the committee of Privy Council for trade and plantations by George Villiers and John Bowring, with a supplementary report by John Bowring. Presented to both Houses of Parliament by command of His Majesty. London. 1834. fol. VI. und 251 Seiten.

Die englische Regierung bewirkte im Jahre 1831 bey dem französischen Finanz-Ministerium die Ernennung einer gemeinschaftlichen Commission zur Untersuchung der Handelsverhältnisse zwischen England und Frankreich,

für welche von Seite Frankreichs Baron Freville und Graf Duchatel, englischer Seits George Villiers und John Bowring ernannt wurden. Nächst der Erforschung des gegenwärtigen Zustands des Handels beyder Länder im Ganzen, sollte sie „den Einfluß der Zölle auf den Verkehr beachten, den Umfang des Schleichhandels ins Licht setzen und, mit Rücksicht auf die bestehenden Interessen und die natürlichen Hindernisse, welche der Einführung eines besseren Systems der Handelsleitung im Wege stehen, darlegen, wie weit größere Freyheit des Verkehrs zwischen beyden Ländern möglich sey." Wiewohl man das Vorhandenseyn von Uebelständen und die Nothwendigkeit ihrer Abstellung zugestand, so ging doch die Absicht vorerst nur auf Erkennung derselben. Die Commission hatte nicht zu unterhandeln, sondern zu untersuchen und das Resultat ihren Regierungen mitzutheilen; ohne daß sich diese sofort zu irgend einer Maßregel verpflichteten. Hierdurch erreichte man einen gedoppelten Vortheil. Bey der Negozirung älterer Handelstractate ging man von der Meynung aus, der Handelsgewinn des einen Landes sey nothwendig Verlust des andern und suchte seine Gegner zu überlisten; man verhehlte, was sie abschrecken konnte und erfuhr hinwiederum auch von ihnen nur theilweise die Wahrheit; man beeilte den Abschluß, wenn die Bedingungen günstig schienen, ohne die Störungen gehörig zu bedenken, welche die rasche Durchführung bedeutender Aenderungen im Zollwesen wenigstens vorübergehend hervorbringt. Zwar ist es unmöglich, daß irgendwo die Befreyung des Verkehrs von den Schranken des Verbotwesens auf die Dauer andere als gute Folgen habe, und allerdings waren es bloß Täuschungen des Merkantilsystems, daß man hierbey einander zu übervortheilen hoffte: wenn nun aber hintendrein der Vertrag ganz andere Wirkungen hervorbrachte, als man aus unrichtigen oder unvollständigen Thatsachen erwartete, und wenn insbesondere für bestehende Interessen Nachtheile fühlbar wurden, auf die man nicht vorbereitet war, so konnte es nicht fehlen, daß Unwille in den Völkern entstand, der nicht selten zur Aufhebung eines Handelsvertrages zwang, ehe noch seine störende Erstwirkung überwunden und die dauernden Folgen eingetreten waren, nach denen allein Verwaltungsmaßregeln vollständig beurtheilt werden können. So geschah es, um nur ein Beyspiel anzuführen, bey dem Handelstractat, den England und Frankreich im Jahre 1786 schlossen. Noch heut zu Tage wird er von Anhängern des Verbotwesens als ein für Frankreich schädlicher Vertrag angesehen; obwohl er viel zu frühe aufgehoben wurde, als daß man über seinen wahren und dauernden Erfolg Erfahrungen besäße.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera etc.
2. C. Cornelii Taciti Opera etc.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt etc.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wenn irgendwo, so war hier diese Lesart der codd. wegen des Sinns abzuändern, welche aber Nr. 1 u. 3., jener ohne Erklärung, dieser mit der Anmerkung beybehält: ironice loquuntur, sentientes, nunquam apud Romanos Gallorum memoriam morituram esse, i. e. extinctum iri. Aber wie ist hier eine Ironie der Art denkbar, wo es sich um Gründe gegen die Annahme gallischer Senatoren handelt? Nr. 2. hat inoriretur behalten: Nr. 4. übersetzt: wie, wenn dazu auch derer noch gedacht würde, welche das Capitolium und die römische Burg mit frevelnder Hand entweiht hätten? — ohne daß er damit die Stelle emendirt zu haben behauptet. Ref. versucht auch eine Emendation, der er nicht mehr Werth zuschreibt, als denen, die von andern versucht worden sind: quid, si memoria eorum inoriretur, quid Capitolio et arci Romanae a manibus eorundem praestasset. In des Kaisers folgender Rede können die Worte capti a Gallis sumus nur die Antwort auf unsere corrupte Stelle seyn, welche demnach eben das enthalten muß, daß ausser dem Kapitolium, der römischen Veste, alles andere von den Senonen eingenommen gewesen sey. Dieß, meynt Ref., könnte Tacitus so ausgedrückt haben: und wie dann, wenn ihnen, den Galliern insgesammt, einmal einfiele, was (allein, nicht Kriegsmacht, sondern Geld) einst dem Kapitol der römischen Veste, Sicherheit gegen die Hände derselben, ducum host. nat., gewährt habe. Praestare a manibus wäre so gebildet, wie praestare a vi Cic. ad fam. 1,4. die ungewöhnliche Form und Construktion hätte den Anlaß zur Verwirrung geben können. Ueber die Form s. Bach zu Ann. 4,65. — Ann. 13,14 meynt H. Ritter, indem er verschiedene Deutungen des ejurare bis auf Walther anführt und verwirft, es sey hier ea verbi significatio, qua quis forum sive judicem tanquam iniquum jure jurando interposito recusat. Pallas vero ex pacto olim cum Claudio inito forum judices senatum ut de se judicium ferre haud compotes suo jure potest ejurare et recusare. Itaque Nero dicit ire Pallantem ut multis coram juramento testaretur, se ob praeterita accusari non posse. Acumen sententiae sane modicum, sed tale ipsius Taciti verba (non absurde dixisse) judicant. Aber die Litotes, wie auch zu dieser Stelle bereits bemerkt ist, hebt das Urtheil, anstatt es zu dämpfen. H. Rup. führt die verschiedenen Meynungen an und als die letzte, die ihm am meisten zuzusagen scheint, die von Hr. Ritter, verweist aber auf seine eigene Anm. zu 12, 4, wo ejurare regnum, imperium, praeturam dem ejurare patriam gleichgestellt wird. N. 3. u. 4. weisen auf die Gewohnheit hin, darauf, daß ejurare ein amtlich gebräuchliches Wort für einen Act war, der alle Jahre wiederkehrte. Aber in einem Kommentar hätte doch die, seltsam genug, wenig beachtete Sitte, daß der sein

Amt antretende Consul schwören mußte, seine Stelle wohl zu verwalten, und daß der abtretende Consul wieder schwören mußte, nil contra leges fecisse, wofür der gebräuchliche Ausdruck ejurare war, für die Leser bemerklich gemacht werden sollen, welche wissen möchten, worin Nero's Witz bestand. Man vrgl. über ejurare Cic. in Pis. 3; ad fam. 5, 2 mit Plut. Cic. 23, Dio C. p. 136. 157. 696; 915. 948. Plin. Pan. 64. 65. Herodian. 4, 2. — Ann. 13, 21 erklären Nr. 2. u. 3. judicaturus nach Walther: judicaturus, quoniam Agrippinae ea potissimum pars reip. timenda erat, quae versatur in judiciis, und Nr. 4. übersetzt: und wenn nun Plautus oder irgend ein Anderer als Richter an des Staates Spitze träte ꝛc. Diesem steht entgegen einmal, daß die Annahme, Agr. hätte bey einem Regierungswechsel gerade die richterliche Gewalt des Regenten am meisten zu fürchten gehabt, und wolle diese Furcht hier so ausdrücken, ebenso willkührlich, als unwahrscheinlich ist; und daß das Tempus, worin judicaturus steht, eine Absicht, nicht eine amtliche Thätigkeit ankündigt. So wie diese Editoren mit Walther das Wort erklären, steht es so müssig, daß man es lieber wegwünschen möchte. Ref. glaubt daher übersetzen zu müssen: und wenn Plautus oder sonst einer mit richterlichem Gelüsten regiert, da fehlt es wohl gar an Anklägern gegen mich, die nicht etwa unbedachte Ausdrücke einer ungeduldigen Liebe, sondern solche Dinge mir vorwerfen, bey denen nur der Sohn mich unschuldig erklären kann. Das Wort judicaturus ist das einzige, womit Agr. Nero's Verfahren tadelt. Sie spricht damit aus, was der Sohn sich nicht hätte gegen die Mutter erlauben sollen. Aber sie verknüpft es künstlich in einen Satz, worin sie von andern spricht. — In der besonders schwierigen Stelle Ann. 13, 26 ist H. Bach mit Ref. in der Art zusammengetroffen, wie er die Worte inreverentiam bis intenderent erklärt: inreverentiam eo prorupisse, ut liberti sententiam patronorum consultarent (i. e. ut patronos consulerent, quid sentirent) utrum ipsi vi an aequo cum patronis jure agerent, atque ut ultro (i. q. insuper) manus intenderent ad verbera patronis inferenda. Dagegen scheint dem Ref. ganz unmöglich, das unmittelbar folgende impulere nicht nur beyzubehalten, sondern auch eine neue Periode damit anfangen zu lassen, indem er so erklärt: illi senatores sive patroni cum impetu ac vehementia quadam sententiam suam ceteris persuadere studuerunt, ita ut vel poenam suam (i. e. poenam legibus sibi concessam, qua libertos afficere liceret) dissuaderent. Man sieht leicht, daß dieß weder in impulere, noch in poenam suam liegen kann, wenn gleich Walther diese Erklärung von poenam suam wenigstens frageweise auch gegeben hat. Hier wäre es besonders für Hn. Ritter, welcher die Herstellung des Textes sich zur vornehmsten Aufgabe gemacht hat, aber auch für Hn. Bach nach der ganzen Anlage seiner Edition wohl der Mühe werth gewesen, die Lesearten von A u. C für impulere, nehmlich impudentes u. impudente anzuführen, was nicht geschehen ist. Hr. Rup. erhebt sich dießmal gegen die Auktorität Walthers, der allerdings die ganze Periode verrenkt, um sie zu erklären, mit den Worten: sed ita silices sunt concoquendi. Er selbst scheint sich den Editoren anzuschließen, welche mit Hn. Ritter sagen: locum hunc non tam corruptum esse in singulis vocibus quam lacuna impeditum liquet; itaque emendando abstinendum est. Ref. setzt bey, wie er in einem 1833 erschienenen Programm durch Einschiebung eines ut und Benützung der Lesart impudentes die Stelle zu heilen versucht hat: Sed consules, relationem incipere non ausi ignaro principe, perscripsere tamen consensum senatus: ille an auctor constitutionis fieret, ut inter paucos ei sententiae adversos; quibusdam coalitam libertate inreverentiam eo prorupisse frementibus, ut, vine an aequo cum patronis jure agerent, sententiam eorum consultarent, ac verberibus manus ultro intenderent, impudenter vel poenam suam dissuadentes. Aber die Consuln wagten es nicht zur Abstimmung zu bringen

ohne Vorwissen des Kaisers, indem sie jedoch die einstimmige Meynung des Senats ihm zu wissen thaten, ob er nicht die Verordnung geben wolle, da ja nur wenige gegen diese Meynung seyen: wobey manche unmuthig äußerten, das achtungswidrige Benehmen, im engsten Zusammenhange mit der Freyheit, sey so ausschweifend, daß sie — liberti — ihren Schutzherrn die Frage vorgelegt haben, ob sie ihnen gegenüber Gewalt gebrauchen, oder den Rechtsweg einschlagen sollten, und herausfordernd die Faust zum Schlage geballt haben, schamlos sogar ihre Bestrafung abrathend. H. Böttticher giebt im Ganzen denselben Zusammenhang und eine ähnliche Uebersetzung, nur daß er glaubt, ut ne aequo quidem cum patronis jure agerent, sed sententiam eorum insultarent — annehmen zu müssen. — Ann. 13, 46 liest Nr. 1: at Neronem, pellice ancilla et assuetudine Actes devinctum etc. und fügt unten bey: mira ad h. l. protulit Waltherus. Dieselbe Leseart und dieselbe Aeußerung über Walther giebt Nr. 2. Dagegen Nr. 3. behält pellicem ancillam und beweist mit Festus, daß auch Männer pellices heißen können, indem er aus Suet. Jul. Caes. 49. anführt, daß auch Cäsar zum Schimpfe pellex reginae genannt worden sey. Jam vide, sagt er, quanta acerbitate Poppaea Neronem nuncupaverit pellicem. Dabey aber erklärt er auf keinerley Weise, was ancillam heißen solle, denn, wenn Nero die pellex ist, muß er auch die ancilla seyn. Dieses widerlegt an sich schon Hr. Bachs Erklärung. Aber auch, wenn pellicem allein ohne ancillam stände, wäre die Erklärung unrichtig. Denn auch mit des Festus Stelle ist pellex nur das Nebenweib im Verhältniß zur Hausfrau, s. Ann. 4, 3 und Hor. Od. 3, 27, 65 und Suetons Stelle selbst, in welcher Cäsar nur darum pellex reginae heißt, weil er da das Weib vorgestellt haben sollte, wo schon eine Gattin war. Wenn das, was Ann. 15, 37 erzählt wird, damals schon geschehen, und der dort genannte Pythagoras beweibt gewesen wäre, so hätte Nero pellex genannt werden können. Aber hier ist es reine *Unmöglichkeit*. Nr. 4. sucht dadurch zu helfen, daß

er zwischen pellice und ancilla ein Komma setzt: Nero dagegen, durch eine Buhlerin gefesselt, eine Magd, durch die Gewöhnung nur an eine Acte ꝛc. Die Stelle ist nicht anders anzusehen, als Ann. 2, 1: Phraates partem prolis firmandae amicitiae miserat, haud perinde nostri metu, quam fidei popularium diffisus, oder Ann. 4, 72: Frisii pacem exuere, nostra magis avaritia, quam obsequii impatientes, oder umgewandt Ann. 6, 9: acervatim ex eo Annius Pollio, Appius Silanus — — majestatis postulantur, — — clari genus, et quidam summis honoribus.

(Fortsetzung folgt.)

First report on the commercial relations between France and Great Britain, etc.

(Fortsetzung)

Diese Uebelstände einer unaufrichtigen und unreifen Betrachtung und Behandlung der Merkantil-Verhältnisse wurden nun bey der Commission vermieden, deren Bericht wir hier anzeigen. Sie geht von dem Grundsatze aus, möglichst freyer Verkehr sey beyden Theilen gleich vortheilhaft; aller übermäßige Gewerbschutz, alle Verbote müßten bekämpft werden: aber bey Vorschlägen zu Verbesserungen war sie angewiesen, die Schwierigkeiten zu beleuchten, welche ihrer Durchführung entgegenstehen. Unter diesen Umständen konnte die Commission unbefangen forschen und offene Antworten erhalten und der vorliegende Bericht gewinnt eine weit größere Zuverläßigkeit, als ähnliche Arbeiten sonst wohl haben. Mag man auch einwenden, nur geringfügigen Einfluß habe diese Untersuchung zur Zeit auf die Handelsgesetzgebung von England und Frankreich geäußert; nicht sobald sey an gründliche Abstellung der Gebrechen zu denken, die sie hervorhebt, und läßt sich auch voraussehen, daß noch lange zwischen beyden Nationen der Handelsneid herrschen wird, der sie Jahrhunderte hindurch einander feindlich gegenüber stellte: immer bleibt es ein denkwürdiges Zeichen des Geistes, der gegenwärtig die Staatsverhandlungen zu durchdringen beginnt, daß wenigstens die Regierungen dieser Völker ihre alte Eifersucht vergaßen, und wie verständige Nachbarn eine friedliche Besprechung eben der Handelsverhältnisse veranlaßten, die sie so oft entzweyten. Darum und weil gegenwärtig (Dcbr. 1735) das thätigste Mitglied dieser Commission sich mit einem ähnlichen Auftrag in der Schweiz befindet, endlich, weil unseren Nachbarn wohl allmählich die Nothwendigkeit fühlbar werden mag, auch den Ver-

kehr des großen Marktgebietes näher kennen zu lernen, welches erleuchtete deutsche Regierungen geschaffen haben, glauben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den angezeigten Bericht lenken zu müssen.

Die Verfasser unterscheiden drey Perioden im französischen Handel: die Zeit vor der Revolution bis 1791, von da bis zum Jahre 1815 und die letzten 20 Jahre. Im Munde von Engländern ist das Lob etwas zweydeutig, das sie der Handelsgesetzgebung Frankreichs im XVI. Jahrhundert darüber spenden, daß sie weniger die Einfuhr, als die Ausfuhr mit Zöllen belegte, und noch 1581 alle Fremdwaren zu 2 $\frac{o}{o}$ des Werthes zuließ. Doch sind sie aufrichtig genug, zuzugestehen, nicht von Frankreich, sondern von England sey der Handelskrieg angefangen und unterhalten worden, den beyde Länder von Ludwigs XIV. Schiffahrtsacte, oder richtiger von 1687 an (wo nämlich in Frankreich der strenge Gewerbschutz durchgeführt wurde), bis auf den Handelstractat von 1786 miteinander führten. Denn England war es, das durch den besondern Zoll von 33$\frac{1}{3}$ $\frac{o}{o}$ auf französische Weine den Nationalstolz der Franzosen kränkte, und das unter William III. den Handel mit Frankreich sogar im Parlamente für landesschädlich erklärte: freylich nicht im Widerspruche mit den Grundlehren von der Handelsbilanz, da von 1698 an unter 134 nur 14 Jahre waren, wo in England die Ausfuhr nach Frankreich die Einfuhr von dorther übertraf. *) Wie auffallend die französischen Maßregeln von 1687 den Handel zwischen beyden Ländern hemmten, und wie rasch er durch den Vertrag von 1786 einen Aufschwung nahm, ersieht man aus folgender Zusammenstellung.

*) Folgende Uebersicht der durchschnittlichen jährlichen Ein- und Ausfuhr Englands von und nach Frankreich, die zugleich den Einfluß von Krieg und Frieden auf den Handel nachweist, nehmen wir aus dem Appendix Nr. VIII.

Jahre			Von England nach Frankreich für Lst.	Von Frankreich nach England für Lst.
Friede	1698	— 1701	86025	166115
Krieg	1702	— 1712	8890	16642
Friede	1713	— 1717	54928	155725
Krieg	1718	— 1721	58428	140431
Friede	1722	— 1738	54877	253702
Krieg	1739	— 1748	36891	264881
Friede	1749	— 1755	60962	437483
Krieg	1756	— 1762	3194	202961
Friede	1763	— 1774	93518	504225
Krieg	1775	— 1783	38992	193790
Friede	1784	— 1792	452734	921492
Krieg	1793	— 1801	60299	378142
Friede	1802		424434	2,390103
Krieg	1803	— 1815	461529	586231
Friede	1816	— 1822	737360	1,314079
Friede	1830		1,000000	4,140000

Von England nach Frankreich gingen in den Jahren

	1686 L.	1716 L.	1787 L.
An Nahrungsmitteln, Gewürzen, Arzneyen	128360	148040	357920
An Gewerbsstoffen und Arbeitsvieh . .	252240	165800	658640
An Manufacten . .	338640	241200	1,325600
	719240	555040	2,342160

Von Frankreich aber gingen nach England:

An Nahrungsmitteln ꝛc.	385560	233120	761120
An Gewerbsstoffen .	79600	40480	447160
An Manufacten . .	468600	48360	294440
	933760	321960	1,502720

Aber eben die plötzliche Zunahme der Einfuhr englischer Manufacte in Frankreich machte den Tractat von 1786 unpopulär und bewirkte, daß Frankreich von ihm abging. In Folge des Tarifs von 1791 sank der Handel unter seinen Betrag von 1686. Hierbey ist denn freylich nur von der legalen Ein- und Ausfuhr die Rede; da aber die heimliche desto mehr zunimmt, je höheren Gewinn der Zoll oder das Verbot darbietet, so muß man diese Zahlen mit einiger Vorsicht gebrauchen. Dazu kommt, daß sich in längeren Zeiträumen der Gang des Handels ändert und während der Verkehr mit einem Lande abnimmt, ein anderes lebhaftere Verbindungen anknüpft, so daß die Ab- oder Zunahme des Handels mit England allein noch nicht über den Umfang des französischen Handels in verschiedenen Perioden entscheidet. So betrug in Frankreich

	Die Einfuhr in Millionen Livres.		die Ausfuhr	
Im Jahre	1753	1830	1753	1830
von oder nach:				
der Levante	30,3	20	24,4	16,1
Spanien	23,9	30,8	58,2	47,3
Italien	27,3	100,3	31,2	58,3
Holland	16,3	65,3	33,3	36,5
England	11,4	24,9	13,2	10,3
Schweiz	11,3	19,5	5,2	41,9
Balt. Meer	9,5	75	31	22
Deutschland	6,3	33,5	25,3	37,5

Dabey war aber zugleich 1830 der Umfang des Handels mit Nordamerika auf mehr als das Doppelte irgend eines Handelszweiges im Jahre 1753 gestiegen; durch ihn und durch den Verkehr mit Südamerika ist auch in Frankreich der Handel gegenwärtig ein ganz anderer, als vor 80 Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera etc.
2. C. Cornelii Taciti Opera etc.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt etc.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie in diesen und in andern Stellen, dem Wechsel der Formen zu Liebe, das Eine durch die Ablative, das Andere in adjectivischer Gestalt, aber mit gleicher Absicht ausgedrückt ist, so in unsrer Stelle pellice ancilla i. e. qui ancillam haberet pellicem, ohne daß devinctum auch hieher zu ziehen wäre. Poppäa wirft ihm zweyerley vor, ohne daß man mit Walther u. A. die Tautologie zu fürchten hätte: Nero pellice ancilla, h. e. Acte et adsuetudine Actes h. e. pellicis ancillae devinctus dicitur. Erstens wirft sie ihm vor, daß eine Sclavin, nicht eine wohlgeborne, seine pellex sey; zweytens, daß Acte es sey; das erste ist Tadel des Standes, das zweyte der Person, weshalb man wohl übersetzen muß: eine Acte. Daß aber die Anklage wie das Lob dieselbe eine Sache theilt und zwey oder mehrere daraus macht, braucht man ja nicht erst zu beweisen. Poppäa mochte Acte, auch abgesehen von ihrer Herkunft, darum verachten, weil sie den Nero auf gemein bürgerliche Weise, nehmlich wirklich liebte, was man aus Suet. Ner. 50. ersehen kann. — Ann 14, 7 lesen Nr. 1. u. 2. wie die frühern Edit.: at Neroni .... hactenus adito discrimine, ne auctor dubitaretur. Tum pavore exa nimis etc H. Bach emendirt: at Neroni ..... hactenus adito discrimine, ne auctor dubitaretur, pavore exanimis etc. Wenn man tum behalte und eine neue Periode damit anfange, meynt er, fehle darin das verb. fin., woferne man nicht dixit hinzudenke. Jene Erklärung sey viel einfacher: Agrippina hactenus sive tantum subiit discrimen, ut non dubitaretur de auctore (sc. Nerone) qui interim exanimis erat et obtestabatur etc. Hier ist aber zweyerley unrichtig: einmal wird hactenus durch ein Wort erklärt, welches wieder erklärt werden sollte, wenn das Richtige damit gemeynt ist, wie 15,60, wo Hr. Bach et hactenus durch neque amplius erklärt, nachdem übrigens in vorhergehenden Büchern mindestens 6 Stellen von hactenus so zu erklären gewesen waren. Zweytens wird, was wahrhaft monströs ist, durch das Ausstoßen von tum und die Vereinigung beyder Perioden zu dem Subject, welches in der orat. obl. steht, auctor, das folgende pavore exanimis — obtestans als Apposition in der orat. recta angefügt. Man müßte übersetzen: dem Nero, welcher der Nachricht harrt ..... kommt die Botschaft, sie sey davon gekommen, von der Lebensgefahr nur so weit getroffen, daß der Anstifter nicht zweifelhaft sey, halbtodt vor Angst und versichernd, gleich jetzt ꝛc. Man sieht, daß es hier unmöglich wäre, mit Hn. Bach pavore exanimis sq. zu erklären: qui p. e. erat, sondern nur, qui p. e. esset. H. Rup. giebt nicht nur die richtige Erklärung von hactenus, sondern zeigt auch, daß Tac. mit Liv. öfters ne in der Bedeutung von ὥστε μή gebraucht, was H. Bach nicht beybringt. Nr. 4. übersetzt: sie sey mit einer leichten Verwundung entkommen, und doch so weit

in Gefahr gewesen, daß ꝛc. Da rief er ꝛc. — Ann. 14, 15 lesen die drey Editoren wie der Uebersetzer: multa cura tentans citharam et praemeditans assistentibus. Facies accesserat etc. Nr. 2. gibt Erklärungen über praemed. assistentibus, was Nr. 3. nicht nöthig gefunden hat. Die Jugend, welcher die Ausgabe bestimmt ist, wird aber hier gerade eine Erklärung mehr vermissen, als an vielen andern Stellen, wo eine solche gegeben ist. Dagegen wird facies von beyden durch Hist. 2, 89 erklärt, daß es auch hier das bezeichnen solle, was bewirkt, daß der Aufzug, das Auftreten, gut in die Augen falle. Aber einmal bezeichnet decora facies Hist. 2, 89, nichts weniger, als eine pompa speciosa; sondern blos den Gegensatz, den das Aussehen der Mannschaft mit ihrer Stimmung und ihrer moralischen Kraft bildete; und zweytens macht das Adjektivum decora die Sache ganz anders; denn wer dürfte das indifferente Wort facies statt decora facies setzen? Aber auch, wenn man dieß als möglich zugäbe, würde man den Tacitus etwas Falsches sagen lassen. „Ansehn gab der Sache noch eine Militär-Kohorte, Centurionen und Tribunen, und kummervoll, doch lobend Burrus“ übersetzt Böttticher. Wenn der Geschichtschreiber unmittelbar darauf berichtet, daß gerade für diese theatralischen Paraden Neros equites Romani cognomento Augustanorum, aetate ac robore conspicui, aufgeboten worden seyen, eine Mannschaft, deren Zahl Dio p. 1000 auf fünftausend angiebt, und die er ausdrücklich Soldaten nennt, so ists unmöglich, daß Nero mit einer Cohorte der Sache Ansehen geben wollte. Ref. hat in dem oben angeführten Programm die Lesart zu vertheidigen gesucht: praemeditans assistentibus facies, und die Erklärung so zusammengefaßt: deliberat populi regnatoris in orbe princeps, qua facie sive persona prodeundum in scenam sit iis, qui cum ipso histriones agunt. Auch über die corrupte Stelle 14,16 fügt Ref. seinen Vorschlag aus eben demselben Programm bey: contractis, quibus aliqua pangendi facultas, necdum segnis aetas. Nam hi etc. Nr. 2. u. 3. geben die Lesart des Ms. ohne Aenderung im Texte, letzterer mit genauer Aufzählung der verschiedenen, ihm selbst nicht gelungen scheinenden Emendationen. Nr. 4. übersetzt: indem er alle die zusammenkommen ließ, die einiges Talent zum Versemachen, aber noch keine besondere Kenntniß der Kunst besaßen. Diese setzten sich ꝛc. H. Bach unternimmt auch hier etwas, das dem Ref. ganz unzuläßig scheint, da er im Text schreibt: contractis quibus aliqua pangendi facultas necdum insignis aetatis. Nam hi etc.; und dann in der Anmerkung: Nero eos contraxit quibus aliqua fuit carminum pangendorum facultas, et qui nondum insignis erant aetatis; wonach also in dem Dativ quibus auch zugleich ein Nominativ qui seyn sollte, abgesehen von dem unpassenden Ausdrucke insignis aetas, statt provecta oder eines ähnlichen. Ebenso unverträglich mit der Latinität ist was Hr. Bach Ann. 14, 43 in den Text aufgenommen hat: decernite Hercule impunitatem, ut quem dignitas sua defendat, cui praefectus urbis non profuit. In der Anmerkung übersetzt er quem mit einen, und sagt: pronomen indefinitum quem eodem modo explicandum, quo graecum τινὰ. Einem Deutschen wird das offenbar gar nicht schwer, es so zu erklären; aber die Aufgabe war, daß der Lateiner hier quis statt is setzen konnte, was die Sprache nach dem Dafürhalten des Ref. gebieterisch verlangte, da das Relativum darauf folgt. Und dieß hat die Anmerkung nicht bewiesen. Die zwey andern Editoren und der Uebersetzer nehmen statt des cui an quum, und statt praefectus praefectura. Wiederum meynt Hr. Bach 14, 53, indem er die Lesart von Ma. ne meae statt der vulg. nec meae vorzieht: exquisitior est hujus loci structura: ne exemplis meae fortunae sed tuae utar, atavus tuus etc. Man kann ihm das zugeben, nicht aber, daß ne so stehen könne: utar magnis exemplis ne meae fortunae sed tuae. Die andern behalten das nec und nach tuae ein Kolon. — Ann. 14,61 behalten N. 1. 2. 3.

die Leseart: itur etiam in principis laudes repetitum venerantium, nur daß Nr. 1. zwischen laudes und repetitum, wie auch fünf Linien über dieser Stelle zwischen quanquam und Nero, das Zeichen der Lacuna setzt, ein Auskunftsmittel, mit dem man doch ja sparsam umgehen sollte. N. 2. hält die Stelle für verdorben, und widerlegt Böttichers und Walthers Erklärungen vollkommen richtig, scheint aber, seiner eignen frühern Conjektur, die er nach den Versuchen anderer zuletzt anführt, nicht viel Werth zuzuschreiben. H. Bach dagegen nimmt Walthers Erklärung unbedenklich an: repetitum intellige principem, qui ob Octaviam revocatam redditus populo vel a populo repetitus esse videbatur: Es genügt hiegegen mit Hr. Rup. darauf hinzuweisen, daß es ja heißt: itur in laudes — und daran zu erinnern, daß repetitum das niemals heißen könne. Ref. fügt seine Conjectur über diese Stelle bey: repetitam venerem antiquam, nach Hor. Od. 3, 9, 17: quid si prisca redit venus? Auch Virg. Ecl. 3, 68 ist dafür. — Ann. 15, 3 nehmen Nr. 2. u. 3. in der Stelle: hostiles ingressus praesidiis intercipit — Ernestis Erklärung an, daß ingressus bedeute loca, per quae ingredi provinciam soleant aut possint Parthi, und intercipere sey das gr. διαλαμβάνειν. Aber Nr. 4. übersetzt richtiger: sucht feindliche Einfälle durch verschanzte Posten zu vereiteln. Denn weder ingressus, noch intercipere läßt diese Deutung zu. Jenes ist, wenn man es mit analogen Ausdrücken bey Tacitus vergleicht, wie introitus Ann. 4,67; egressus 15.36, und 16, 10 (auch noch in andern St.) nicht der Ort, den man mit dem Eintreten beschreitet, sondern es sind (im Plur.) alle einzelnen Acte des Eintretens oder Hereinkommens, und durch Metonymie, wie introitus, auch die Individuen oder Haufen, welche hereinkommen. Intercipere aber hat bey Tac. nur die zwey Bedeutungen, die Walch zu Agr. 5, p. 149 nachweist. — Ann. 15,51 bleiben alle bey der Leseart: neque senatui quid manere, welche N. 2. mit Recht für korrupt und unerklärbar hält, ohne daß andere Conjecturen ihn befriedigten, oder seine eigene — neque se fatui oder vani quid monere — annehmbar genug wäre. Denn weder die Person, welche spricht, noch die, von welcher sie spricht, noch der Zusammenhang läßt glauben, daß in den korrupten Worten dieser Sinn seyn solle. Hr. Bach will die Worte so erklärt haben: nihil potentiae (?) auctoritatisque senatui manere, was weder als Gedanke der Epicharis wahrscheinlich, noch als Ausdruck für diesen Gedanken richtig wäre. Wenn ein Deutscher gesagt hätte, wie Nr. 4. hier übersetzt: auch dem Senate bleibe nichts mehr übrig: so würde der Leser gerade diesem vagen modernen Ausdruck durch Bezeichnung dessen, worin ihm nichts mehr übrig bleibe, mehr Farbe gegeben haben. Dagegen ist der Gedanke natürlich, daß Epicharis nach Aufzählung der Neronischen Greuel den Grund angiebt, warum die Einzelnen sich selbst helfen müssen: der Senat, seiner Stellung nach zuerst berufen zur Abhülfe, thue nichts — daher vermuthet Ref., daß zu lesen sey: nec senatui quid moveri, oder nec senatum quid movere. — Ann. 15,73 glauben Nr. 2. u. 3. viros et insontes nach Walthers Erklärung vertheidigen zu können: viros etiam insontes, non solum viros sontes, sed etiam insontes, was offenbar nicht angeht. Denn, wenn Tacitus das sagen wollte, hätte er insontes quoque oder et insontes ohne viros gesetzt. Die Stelle Ann. 1, 4 aegro et corpore kann hiefür nicht mit Recht als Beyspiel angeführt werden, da in dem Vorangehenden provecta jam senectus der Gegensatz zu dem aegro corpore, nämlich die abnehmende Geisteskraft involvirt ist, was hier mit sontes nicht der gleiche Fall ist. Ref. vermuthet, daß entweder Nr. 1. mit der Lakune recht hat, deren Zeichen er auch hier nach viros macht, oder, daß zu lesen ist: puros et insontes, ganz unschuldige Männer, was wenigstens Hor. Sat. 1, 6, 69 so miteinander vorkommt. — Hist. 1, 8 liest Nr. 3. mit Ma.: Galliae super memoriam Vindicis obligatae recenti domino Romanae civitatis et in posterum tributi levamento, indem er Rom. civitatis auch zu levamento bezieht, und letzteres als Zeugma behandelt.

(Fortsetzung folgt.)

First report on the commercial relations between France and Great Britain, etc.

(Fortsezung)

Uebrigens ist die Vergleichung des Werthbetrags der Ein- und Ausfuhr nicht ganz genügend, um die Veränderungen vollständig zu bemessen, welche im Handel eines Landes erfolgen. Es kommt sehr viel darauf an, welchen Preis die Hauptartikel haben. So ist rohe Baumwolle nur seit dem Anfang dieses Jahrhunderts um mehr als 100 % gefallen; noch bedeutender hat der Preis der Baumwollwaaren abgenommen: selbst bey geringerem Gesammtwerth solcher Gegenstände kann daher der Handel mit denselben an Wichtigkeit für die Wirthschaft einer Nation im Ganzen zugenommen haben. Dieser Umstand ist von den Verfassern des vorliegenden Reports gar nicht beachtet; er hätte aber besonders bey der Vergleichung des Werthbetrages der Ein- und Ausfuhr der Haupthandelsartikel in verschiedenen Perioden Erwägung verdient, die sie S. 19 anstellen. Auch die S. 13 versuchte Schätzung des französischen Aussenhandels mit Rücksicht auf die Bevölkerung ist dadurch mangelhaft. Denn offenbar genügt es, daß ein Land in dem Maß mehr Güter einer gewissen Art beziehe und consumire, in welchem seine Bevölkerung zunimmt, um im Handel nicht zurückzugehen; daß auch der Werthbetrag der Ein- und Ausfuhr im Verhältniß der Bevölkerung wachse, ist ein völlig unmögliches Verlangen; ja es ist sogar einleuchtend, daß ein kleinerer Gesammtwerth der Einfuhr einen dem Lande nützlicheren Handel andeuten kann, als vordem der größere: wenn man nämlich um jenen geringeren Aufwand mehr Güter bezieht, als zuvor um die größere Geldsumme. Wenn daher in Frankreich 1787 — 89 die Einfuhr zur einheimischen Consumtion 548, die Ausfuhr 448 Mill. Frcs. betrug, 1827 — 29: jene 596, diese 606 Mill. Frcs., und die Bevölkerung in der Zwischenzeit im Verhältniß von 25 zu 33 gestiegen ist, so folgt daraus noch keine Abnahme des französischen Aussenhandels im Verhältniß zur Bevölkerung. Allerdings hat in Großbritannien die Aus- und Einfuhr selbst dem Geldwerth nach in dieser Zeit stärker zugenommen, als die Bevölkerung: die Einfuhr von 7 ½ auf 43 ¼, die Ausfuhr von 10 ¾ auf 75 ⅔ Millionen Pfund Sterling. Einen etwas richtigeren Maßstab für die Größe der Aus- und Einfuhr gibt bey einer Insel wie Großbritannien die Schiffahrt; bey einem Lande mit langen Landgränzen genügt sie nicht. Daß aber die gegenwärtige Einfuhr Frankreichs bey gleichem Geldwerthe wirklich mehr Waaren liefert, als im Jahre 1787, erhellt daraus, daß sie in diesem Jahre nur 888869 Tonnen erforderte, 1830 bey nur 2 % größerem Geldwerthe 1,009,454 Tonnen. Freylich steht aber diese Zunahme der eingeführten Waarenmasse noch lange nicht im Verhältniß mit der Zunahme der Bevölkerung, und sonach darf man allerdings behaupten, der französische Aussenhandel habe seit 40 Jahren abgenommen.

Mit Recht sehen die Verfasser die Schuld hiervon in den seit 1791 mehr und mehr verschärften Verboten und Schutzzöllen Frankreichs.

Wie das Verbotwesen auf den Aussenhandel wirke, lehrt Nordamerika; die Einfuhr betrug dort

1799 — 1801 bey 5 ½ Millionen Einwohner jährlich 194 Mill. Doll.

1828 — 1830 bey 12 Mill. Einwohner jährlich 78 Mill. Doll.

Die Ausfuhr:

1799 — 1807, 84 Mill. Doll.

1822 — 1830, 78 Mill. Doll.

Im Uebrigen hat es zur Folge, daß man theuer kauft, was sich wohlfeil darbietet; daß man Dinge fabricirt, welche das Ausland unter günstigeren Umständen und daher wohlfeiler erzeugt; daß man den Antrieb zur Verbesserung der einheimischen Produktion schwächt, den die Concurrenz des Auslandes mit sich führt, und ganz eigentlich unvollkommenen und nachläßigen Gewerbsbetrieb belohnt. Man beschränkt die eigene Produktion, bey der man den Fremden überlegen ist: denn nur da gelangt sie zu ihrer vollen Ausdehnung, wo sie zur Erzeugung der Gegenwerthe angewendet wird, mit denen man dem Auslande seine Waaren abkauft; eine Nation aber, die nur wenige Waaren vom Auslande zuläßt, findet im Ausland auch für ihre Güter nur einen beschränkten Markt. Endlich leidet bey ihm direct und indirekt das Staatseinkommen, das mäßige Einfuhrzölle gewähren: direct, weil man weniger Zoll bezieht, indirect, weil die Ausfuhrprämien noch einen Theil der erhobenen Zölle verschlingen; hauptsächlich aber weil die Vertheuerung der einheimischen Producte dem Consumenten einen Theil des Einkommens nimmt, woraus er andere Steuern zu geben vermöchte. Zwar machen die Verfasser diese Vorwürfe nur gegen Frankreich geltend; dieß kann uns aber nicht abhalten, ihnen im Allgemeinen beyzustimmen und sie gegen Englands Handelsbeschränkungen ganz eben so richtig zu finden. Allerdings kommen indeß im französischen Verbotsystem auffallendere Inconsequenzen vor. Einige Ausfuhrverbote entschuldigt es mit der Theuerung des Artikels in Frankreich: so bey Kohle und Holz; andere mit der Wohlfeilheit: so bey Seide, Lumpen und ähnlichen; noch andere sollen das Ausland an Verbesserung seiner Production hindern. Auf ähnliche Weise dürfen einzelne Artikel nicht eingehen, damit das Ausland keinen Vortheil habe, z. B. Zinnwaaren; andere nicht, wie Syrup, weil man dessen selbst schon viel ausführt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera etc.
2. C. Cornelii Taciti Opera etc.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt etc.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Da Tacitus sonst in dieser Figur so frey verfährt, so möchte gegen das Zeugma nicht viel einzuwenden seyn, aber gegen domino um so mehr. Denn nicht nur heißt dominus bey Tacitus niemals der Regent = Herr in unserm Sinne, sondern immer so viel als dominus impotens (vrgl. Hist. 4, 42, 64), und Suet. sagt von Galba, welcher ja recens dominus seyn mußte, c. 14. ausdrücklich: civitatem romanam raro dedit; was verglichen mit c. 12, wo Galbas strenges Verfahren gegen spanische und gallische Städte auf seinem Zuge nach Rom erzählt wird, eine Ertheilung des Bürgerrechts von diesem Kaiser an ganz Gallien — denn Tacitus berichtet ja keine Ausnahme — in der kurzen Zeit seiner Regierung ganz undenkbar machte. Ref. glaubt daher, daß dono vorzuziehen ist, welches auch Nr. 4. behalten hat. — Ebendaselbst c. 12. meynt Hr. Bach eodem actu invisior könne vielleicht einfacher als von Walther erklärt werden: eadem re, ebendadurch quod in dies potentior est factus, und findet die Erklärung des Ref. zu Agr. p. 195, wonach eodem non actu zu sondern, und mit ebendadurch zu übersetzen wäre, verdreht. Daß diese Sonderung viel Gezwungenes hat, möchte Ref. keineswegs widersprechen. Aber andererseits werden die von ihm dort beygebrachten Stellen auch beweisen, daß actus seine bestimmte Bedeutung hat, die mit res, wie Hr. Bach meynt, nicht synonym seyn kann. Nimmt man zu jenen Stellen noch die dort nicht angeführte, aus dem Briefe Trajans an Plinius (Ep. 10, 98): actum, quem debuisti, in excutiendis caussis eorum, qui christiani ad te delati fuerant, secutus es, und Eumen. pro rest. schol. 14: te, cujus eloquentiam et morum gravitatem ex actus nostri habemus administratione compertam — so läßt sich vielleicht eine von allen bisherigen abweichende und angemessenere Erklärung erzielen. Denn in diesen zwey Stellen zeigt sich, daß actus auch als Ausdruck für das einzelne Geschäft und den Gang und das Verfahren im einzelnen Geschäft gebraucht wurde. Da nun Vinius bey der Wahl des von Galba zu adoptirenden Nachfolgers eine bedeutende Rolle spielte, und von den Intriguen, wozu diese Sache Anlaß gab, eben hier die Rede ist, so könnte dieselbe so zu erklären seyn: qui in dies quanto potentior (tanto) invisior (in) eodem actu (nämlich bey der Einleitung zur Adoption) erat. Man könnte auch eodem actu als abl. instr. ansehen. Nr. 4. übersetzt: welcher in demselben Grade, wie er mächtiger wurde, auch mit jedem Tage sich verhaßter machte. Eine Rechtfertigung darüber, warum eodem actu nicht übersetzt worden, wird nicht gegeben. — Ebend. c. 22. vertheidigt und behält Nr. 3. die Lesart: Otho tanquam peritia et monitu fatorum praedicta accipiebat cupidine ingenii humani libentius obscura credi, und gibt auch die Uebersetzung dazu: bey der Neigung des menschlichen Geistes: daß man leichter dunkles glaubt. Darauf beweist er

zuerst mit Stellen, daß der Infinitiv so zu Substantiven gesetzt werde, (wobey ohne Zweifel in den Worten: ita ut ille — der Infinitiv — fungatur vice ablativi, ein Druckfehler ist) und verweist auf seine Anmerkung zu Ann. 11, 1, um das Passivum credi zu rechtfertigen. Aber das caveri in der letztgenanten Stelle und alle diejenigen, welche Walther dazu beygebracht hat, sind von ganz andrer Art, d. h. in dieser ist ein Passivum möglich. Es läßt sich denken: Sosibius mußte dem Claudius zureden, daß gegen Gewalt u. s. w. Vorsorge getroffen werden möge — ob man gleich im Deutschen niemals so sagen wird. Aber läßt sichs denn auch denken: bey der Neigung des menschlichen Geistes, daß leichter Dunkles geglaubt werde? oder: bey der Neigung des menschlichen Geistes zum Geglaubtwerden des dunkeln, statt zum Glauben des Dunkeln? — Hist. 2, 10 liest H. Bach mit Walther: id senatus consultum ..... retinebat adhuc terroris; et propria etc., indem er mit W. annimmt, daß retinere mit dem Genit. durch die Konstruction des Partic. desselben Verbi und durch den dem Tacitus eigenen Gebrauch von adipisci gerechtfertigt sey. Aber der erstere Grund kann darum nicht angenommen werden, weil die lat. Sprache und Tac. selbst zwischen dem in die Natur eines Adjectivs übergegangenen Participium, das eine bleibende Eigenschaft bezeichnet, und dem die Natur des Verbi fortwährend bekennenden Participium, einen strengen Unterschied macht, so daß retinens antiqui moris Ann. 16,5 ganz gesondert bleibt von perlatum (filium) et paludamento opertum sinu retinens Hist. 2,59 vrgl. auch Ann. 6,32: destinata retinens. Und die Analogie von adipisci beweist für retinere darum nichts, weil jenem ein Wort, potiri, nahe steht, von dem Tac. die Konstruction übertragen konnte, während für retinere nichts ähnliches da ist. Am wenigsten scheint dem Ref. gerathen zu seyn, aus einer korrupten Stelle, wie diese ist, eine Konstruction, welche sonst nirgends vorkommt, als in einer Konjektur, den Prolegomenen über die Grammatik des Schriftstellers einzuverleiben, wie H. B. p. XXVIII. gethan hat, so daß ein Anfänger, welcher diese Einleitung liest, wirklich glauben könnte, diese Konstruction sey bey Tac. ebenso ausgemacht, wie accersere oder urgeri mit diesem Casus. Ref. glaubt, daß zu lesen seyn möchte: retinebatur adhuc terrori; wobey terrori allerdings ein freyer Dativ wäre, aber doch nicht mehr, als etliche andere des Autors, die kritisch nicht angefochten sind. N. 4. glaubt einer viel stärkeren Aenderung zu bedürfen: Diesen Senats-Beschluß hielten noch die Othonianer fest. — Ebendas. c. 29 ändert H. Bach die bisherige Interpunction in folgender Weise: tum Alfenus Varus praefectus castrorum deflagrante paulatim seditione addit consilium: vetitis obire vigilias centurionibus, omisso tubae sono quo miles ad belli munia cietur, igitur torpere cuncti, circumspectare inter se attoniti et id ipsum, quod nemo regeret, paventes. In der Anm. sagt er: ita distinguendum totius loci sententia etiam atque etiam flagitante, und erklärt addit consilium als dedit consilium. Aber gleich dieses ist nicht lateinisch, und Tac. wohl unter allen Lateinern am wenigsten geneigt, da, wo dare genug wäre, addere zu setzen. Ferner aber soll der Rath, den der Lagerpräfekt gegeben, nicht durch einen Infinitiv, nicht durch einen imperativischen Satz, sondern durch zwey absolute Participien vetitis und omisso ausgedrückt seyn, was wieder nicht angeht. Und drittens soll igitur den durch den Relativ-Satz unterbrochenen Faden der Rede wieder aufnehmen, was hier abermals nicht angeht, da es die Folge der vom Präfekten getroffenen Maßregeln zu berichten anfängt. H. B. beruft sich für diesen Gebrauch von igitur auf Ann. 1, 28, wo er aber eben so wenig im Stande seyn möchte, eine Epanalepsis aufzuweisen. Alle dem Ref. bekannten wirklichen Beyspiele der Epanalepsis durch igitur mitten in der Periode haben noch ein Wort bey sich, ein Pronomen oder ein Nomen, oder eine Conjunction, woran sie sich als solche erkennen

läßt. Die frühere Interpunction mit einem Komma nach consilium ist vollkommen richtig. Denn deflagrante seditione drückt aus, was von selbst geschah, das Zufällige, dagegen consilium das, was durch Nachdenken entsteht, was der Kopf hervorbringt, wie Ann. 11, 32, hist. 3, 73; und addit bezeichnet, wie der Präfect dem Ersten durch das Zweyte nachhalf. Dann die folgenden absoluten Ablative werden einfach durch indem aufgelöst, nach einer Eigenthümlichkeit des Autors, von der auch Hr. Bach selbst Prolegom. p. XXXXIII., wiewohl nur im Tone der Vermuthung, etwas sagt. Ref. hat zu den Agric. p. 200 sq. gesammelten Stellen, in welcher Participien der Vergangenheit zur Bezeichnung des Gleichzeitigen oder des Nachfolgenden gebraucht erscheinen, noch einige andere aufgefunden. Es sind Ann. 6,12 quaesitis . . . . . carminibus; 12,32: punito dolo; 13, 20: mandata cura; ib. 28: incusata licentia; 14, 16: contractis; Germ. 1.: cognitis gentibus; ib. 12: injecta crate. Dazu Hor. a p. 53: quid autem Caecilio, Plautoque dabit Romanus, ademtum Virgilio Varioque? Nach der frühern Interpunction steht hinter cietur ein Kolon. Hiedurch bekommt die Periode ihre Gestalt, welche sie durch Hr. Bachs Veränderung verliert. — Ebendas. c. 68 sagt er gar nichts über den Anhang: et quidem partes modeste distraxerat, während doch selbst die vorhandene, abweichende Lesart und die Anmerkung des Lipsius beweist, daß allerdings zu fragen sey, was diese Worte sagen wollen. H. Böttticher bemerkt: partes bezieht sich nur auf die Gegenpartey und distraxerat auf die Trennung nnd Theilung derselben, und übersetzt: so hatte er die Parthey dann auf behutsame Weise zertheilt; aber bey den Siegern . . . . . Es war hier Aufgabe eines Kommentars, zu zeigen, daß Tac. unter partes in dieser und andern Stellen eine bestimmte, in sich abgeschlossene Partey verstehe, was durch Ann. 3,62; 6,37; 16,7; Hist. 2,46; 3,66 dargethan werden konnte. Ja auch den Ausfall der partic. advers. im unmittelbar folgenden bemerklich zu machen, wäre für den Zweck dieser Ausgabe keineswegs überflüssig gewesen. —

Ebend. c. 76. liest Hr. Bach nach Ma: et Mucianus post multos secretosque sermones jam et corona ita locutus. Gegen coram sagt er: qui secretos sermones cum aliquo habet, eum coram loqui quis est qui negaverit? Itaque coram, quidquid loquantur qui ejus patrocinium susceperunt, ut idem esse ostendant, quod palam, h. l. nequaquam oppositum esse potest secretis sermonibus, ut sententia flagitat, ideoque absurdum (est?) Schon Freinsheim hat gefragt, wie H. Bach: ergo multos istos sermones non coram eo protulerat, quocum loquebatur? Nugae. Und Boxhorn hat auch schon darauf geantwortet: ratio, quam adfert, nulla est. Dieser und Walther haben Ann. 6, 8 angeführt, wo quae coram habentur, offenbar das Auswendige, in die Augen fallende, das den abditis sensibus principis et si quid occultius parat, Entgegengesetzte bedeutet. Es kann auch noch Ann. 4, 75 angeführt werden, wo es heißt: Tiberius neptem Agrippinam cum coram Cn. Domitio tradidisset, in urbe celebrari nuptias jussit. Hier ist coram: selbst, oder wie Bött. übersetzt, in eigener Person. Dazu Ann. 13,25, wo von Nero gesagt wird, er habe ipse occultus et plerumque coram prospectans den Theaterparteykämpfen angewohnt. Nachdem Mucianus öfter unter vier Augen über die Sache mit ihm gesprochen hatte, trat er nun mit einer Art officieller Aufforderung hervor, so daß es auch Andere sehen mochten. Bey der Freyheit, mit der Tac. den Ablativ gebraucht, kann man freylich nicht geradezu behaupten, er könne nicht geschrieben haben corona; aber wahrscheinlich ists nicht, daß er gerade hier die Präposition weggelassen hätte; und die, welche coram (Ma liest coronam) vorziehen, verdienen wenigstens jedenfalls nicht den Vorwurf einer absurden Meynung. —

(Schluß folgt.)

First report on the commercial relations between France and Great Britain, etc.

Die Einfuhr von Steinsalz wurde schon 1791 verboten; jetzt führt man zu ihrer Rechtfertigung an, daß unterdeß in Frankreich selbst Salzlager gefunden worden.

Mancher Erwerb ist geschützt und bedrückt zugleich: so wie Seidenproduction durch die Bezollung der fremden Seide und das gleichzeitige Verbot der Ausfuhr der Rohseide. Während man einen Erwerbzweig unterstützt, verletzt man die Interessen von zehn andern. So wirkt die Beschränkung der Einfuhr und die daraus hervorgehende Vertheuerung des Eisens auf Vertheuerung des Holzes und wird dadurch allen Gewerben lästig, die Feuerung nöthig haben. Zugleich bewirkt sie aber auch eine bedeutende Vertheuerung aller Producte aus Eisen, insbesondere aller Maschinen, da noch ein besonderes Verbot besteht, Maschinen einzuführen, und erschwert dadurch die Concurrenz mit dem Auslande und insbesondere mit England in allen den Producten, die auf Maschinen erzeugt werden. *)

Das Hauptübel beym Verbotwesen ist die Unmöglichkeit, ohne Verletzung bestehender Interessen auf den rechten Weg einzulenken und die Verlokung zu immer stärkeren Begünstigungen, nachdem einmal kleine Vortheile bewilligt sind. Ein Beyspiel gibt der französische Eisenzoll. Im Jahre 1815 wurde fremdes Eisen mit 15 Fr. auf 50 Kil. belastet, unter der Erklärung in den Kammern, die Regierung hoffe in den folgenden Sitzungen auf allmählige Reduction derselben antragen zu können. Statt dessen wurde 1822 der Zoll auf 27 1/2 Fr. erhöht. Die Folge war, daß in Frankreich 1816 — 1828 die Tonne Eisen 563 Fr. kostete, welche in England nur 224 Fr. galt. Rechnet man den Eisenverbrauch in Frankreich auf 160,000 Tonnen und bedenkt man, daß die Tonne zu erzeugen etwa 250 Fr. mehr kostet, als in England oder Deutschland, so giebt dieß für die Eisenconsumenten einen jährlichen Verlust von 40 Millionen Frcs. Und trotz dieser ungeheuren Prämie haben bereits viele von den Fabrikanten fallirt, welche, angelockt durch sie, neuerlich Eisenwerke in Frankreich unternommn hatten. Dabey kommt dann noch in Betracht, daß eine Seitenwirkung der künstlichen Ermunterung zur Eisenproduction, nämlich die bedeutende Vertheuerung des Holzes allen Holzconsumenten zum Vortheil der Waldbesitzer einen hier und da sehr beträchtlichen Verlust zufügt.

(Schluß folgt.)

---

*) Frankreich producirt aus folgenden Ursachen schwerer als England: 1) Die Arbeiter sind von geringerer Ausdauer, 2) die bürgerlichen Zustände sind zu oft beunruhigt; 3) die Kohle ist in Paris zehnmal so theuer, als in Manchester, das Eisen und die Maschinen sind doppelt so theuer; 4) die Manufacturen sind zu zerstreut, und jede muß zu vielerley machen, 5) die Strassen und Kanäle sind zu schlecht; 6) auf manchen Rohstoffen liegt ein zu hoher Eingangszoll: so auf Baumwolle. Daher ist denn das französische Baumwollgarn um 45 — 75 % theurer, als das englische, und die im Jahre 1834 gestattete Einfuhr von englischem Baumwollgarn N. 189 und darüber zu 27 — 33 % Zoll hat dessen fernere Erzeugung den französischen Spinnereyen unmöglich gemacht.

Nach den Angaben französischer Fabrikanten verhalten sich die Produktionskosten des Baumwollgarns auf folgende Weise:

1) zu 2000 Kil. Garn N. 100 auf 800 Spindeln

	in Lille	in England
kostet die Baumwolle . .	2 Fr. 40 C.	2 Fr.
der Eingangszoll . .	44000 „	14000 „
1 Pferdekraft Dampf	720 „	240 „
jährliche Abnutzung der Maschinen, die in Frankreich doppelt so theuer .	1600 „	800 „
Spinnerlohn pr. Spindel	40 „	20 „
Reparatur der Spinnmaschine	400 „	200 „
Beleuchtung	160 „	50 „
Betriebskapital . .	44000 „	26000 „
Zins in England zu 3 %, in Frankreich zu 5 %	2200 „	780 „

Alles zusammen macht eine Differenz von 28 %.

2) Ein Fabrikant aus Essonne zeigt auf ähnliche Weise, daß eine Spinnerey von 25000 Spindeln in Frankreich an Gebäuden und Maschinen 800000, in England nur 500000 Frcs. erfordere, und daß dort 150000 Kil. Garn 787725 Fr., hier nur 604075 Fr. kosten.

3) Aus Rouen wird gezeigt, daß eine Druckerey, die jährlich 50000 Stück liefert, in Frankreich 450000 Fr. fires und 182000 Fr. Betriebskapital brauche, in England nur 270000 Fr. fires und 74750 Fr. Betriebskapital.

4) So kostet eine Weberey von 300 Maschinen in England 221250 Fr., in Frankreich 610000 Fr.

Wiewohl an sich der Geldlohn in Frankreich tiefer steht als in England, so ist er doch, verglichen mit der Leistung des Arbeiters, höher. Alle diese Angaben aus History of the Cotton Manufacture in Great Britain by Edward Baines, Jun. Lond. 1835. S. 512 u. 521.

Ein englischer Mechaniker, der in Frankreich und Deutschland gearbeitet hatte, bezeugte vor der Factory Committee, daß, weil man hier doppelt so viel Arbeiter zu demselben Geschäfte brauche, der Gesammtlohn höher komme, als in England. Edinb. Review. Jul. 1835. S. 469.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. C. Cornelii Taciti Opera etc.
2. C. Cornelii Taciti Opera etc.
3. Cornelii Taciti Operum quae supersunt etc.
4. Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche Werke ꝛc.

(Schluß.)

Ebend. c. 94. nimmt Hr. Bach eine Konjektur von Baden in den Text auf: super insitam more an animo ignaviam conscius. Pichena will im Flor. zwischen insitam und animo gefunden haben morte, Furia mortem. Es muß aber hier bemerkt werden, was Walther übergangen hat, daß Viktorius zu d. St. in Beroalds Ausg., welche morte nicht hat, gar nichts beyschreibt, so daß immer noch zweifelhaft ist, wie viel Werth jener Erfund hat. Gegen Badens Konjektur aber ist zu sagen, daß insitam more ein Widerspruch, und more und animo keine Gegensätze, endlich auch, daß der Gedanke, abgesehen vom Ausdruck, ganz unpassend ist. Ref. glaubt, daß, wenn auf jenes morte Rücksicht genommen werden soll, zu lesen sey: super insitam marcenti animo ignaviam conscius. Weiter unten, 3,36 heißt es von Vitellius: illum in nemore Aricino desidem et marcentem. Wie hier marcens nichts Habituelles, sondern den augenblicklichen Zustand bezeichnet, so würde 2, 94 marcenti animo die damalige Stimmung des Vitellius, das Einsinken seiner, wenn gleich immer schwachen, doch relativ gesteigerten Kraft ausdrücken. N. 4. übersetzt nach der Conjektur inerti. —

Ref. glaubt hiemit gezeigt zu haben, wie die drey Ausgaben in kritischer und exegetischer Hinsicht verfahren, und übergeht die übrigen tacitischen Bücher, indem er nur noch über ein paar Stellen der Germania Einiges bemerkt. Man liest c. 12: diversitas supplicii illuc respicit, tanquam scelera ostendi oporteat, dum puniuntur, flagitia abscondi. Es möchte bey dieser Stelle für diejenigen, welche dem Sprachgebrauch des Tacitus nachforschen, am rechten Orte seyn, seinen und seiner Zeit eigenthümlichen Gebrauch von tanquam, dem bey Sueton der von quasi entspricht, ins Licht zu stellen. Gewöhnlich dient tanquam und quasi zur Einleitung einer Vorstellung, die als nicht richtig vom Schriftsteller dargestellt werden soll. Tac. aber will in unsrer Stelle mit tanquam ein vollkommenes und reines daß ausdrücken. So steht Ann. 4, 22: Plautius Silvanus praetor incertis causis Aproniam conjugem in praeceps jecit, tractusque ad Caesarem ab Lucio Apronio socero turbata mente respondit, tanquam ipse somno gravis atque eo ignarus, et uxor sponte mortem sumpsisset. So noch viele andere Stellen, wo tanquam in gleicher Art vorkommt, besonders nach Substantiven des Verdachts und der Meynung überhaupt, und wo diese Partikel dem quod oder dem Acc. cum Inf. ganz gleich steht. Ja selbst einmal, Ann. 3, 9. erscheint ut in gleicher Art wie tanquam gebraucht, wie hinwiederum Hist. 1, 8 gleich der erste Satz tanquam statt ut aufweist, was auch Walther bemerklich macht. Daß jener Gebrauch von tanquam statt quod bey der Interpretation wirklich Anwendung findet, kann man Ann. 6, 14 sehen, wo es heißt: Ru-

brio Fabato, tanquam desperatis rebus Romanis Parthorum ad misericordiam fugeret, custodes additi, wo Nr. 4. überſetzt: — — als habe er — — ſeine Zuflucht nehmen wollen, während es wohl heißen muß: weil er habe ſeine Zuflucht nehmen wollen. Vrgl. über quanquam Sen. N. Q. 2, 32. Suet. Aug. 6. 94. Vitell. 16; über quasi Suet. Tib. 21. 39. Domit. 22. — Ebend. c. 14 ſagt H. Bach zu der Stelle: illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare praecipuum sacramentum est, folgendes in der Anmerkung: i. e. summa ac praecipua sacramenti pars, ein Hauptbeſtandtheil ihres Eides. H. Rup. dagegen bemerkt richtiger: minus cogitandum de jurejurando militari, quam de sanctissimo quodam officio: eine vorzüglich heilige Pflicht. Denn das konnte doch damals nicht Gegenſtand des Soldaten-Eides ſeyn, sua fortia facta gloriae ducis assignare. Vielmehr iſt glaublich, daß der Eid des Kriegers für ſeinen Herzog ein ſehr bedingter war, der etwas von jenen Anforderungen von c. 14 enthielt, wie die erſte angelſächſiſche Eidesformel bey Schmid S. 216:... vorausgeſetzt, daß er mich halte, wie ich es verdienen will u. ſ. w. Tac. erſcheint hier, wie öfter, als derjenige Schriftſteller, welcher den Anfang deſſen in Konſtruktion und Ausdruck macht, was die ſpätere Zeit weiter ausgebildet, und ſchon gäng und gebe darlegt. So finden wir, daß der Eſel Apul. Metam. 3, 60 ſagt: ego rebar, si quod inesset mutis animalibus tacitum et naturale sacramentum, equum illum hospitium, loca lautia mihi praebiturum; wiewohl auch ſchon Quintil. Declam. 357 von der Frau des geblendeten Mannes geſagt wird: accessisse novum amori suo sacramentum; und der Knabe, welcher der Zankapfel zwiſchen zwey Freunden iſt, Petron. Sat. 80 ſagt: ego mori debeo, qui amicitiae sacramentum delevi. Es war auch gewiſſermaßen natürlich, daß aus dem Wort, welches den ſo zu ſagen ſtrengſten Eid bezeichnete, ein Ausdruck für jedes feſte Band wurde, das pflichtmäßige Treue forderte. —

Ebend. c. 26 hat die Stelle ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent, in den neuen Editionen ihrer Eigenthümlichkeit nach keine beſondere Beachtung gefunden. H. Bach bemerkt gar nichts dazu; Hr. Rup. hält gegen Barth den Sinn der Stelle feſt: non sunt Germanis pomaria et prata (conversa soli parte in prata et a cetero separata) et horti, sed arva tantum. Zugleich führt er die Varianten über separent an, und das andere, woraus man ſieht, daß früher ſchon die Ausdrucksweiſe in dieſer Stelle aufgefallen iſt. Das Eigenthümliche liegt in prata separent et hortos rigent, woran man auch zu ändern geſucht hat; denn separare kommt auch den hortis, rigare auch den pratis zu. In dieſer Art aber das Einzelnſte von der Behandlung des Ganzen hervorzuheben, iſt offenbar Sache der dichteriſchen Darſtellung und dem Proſaiker geradehin unerlaubt. Daß gerade in der Germania dieſer Mißbrauch am häufigſten erſcheint, mag für das jugendliche Alter ſprechen, in dem Tac. dieſe Schrift verfaßt hat. Denn dem iſt nicht ſo, was Paſſow zu infectos c. 4. bemerkt und mancher ihm ſeitdem nachgeſchrieben hat: verbis inficere, vitiare, corrumpere non adhaeret notio rei in pejus mutatae, sed mixtae tantum et non jam sincerae. Man beruft ſich dabey unter Anderem beſonders auf Georg. 2, 466: nec casia liquidi corrumpitur usus olivi; gleich als wenn der Dichter nicht ſchon in der Beſchreibung des eingebildeten Glücks vornehmer Städter ſein Urtheil über die Güter, die dieſes Glück ausmachen, hätte dürfen einfließen laſſen. Es iſt nicht anders, als wie Horaz an Mäcenas ſchreibt: fastidiosam desere copiam; omitte mirari fumum strepitumque Romae. Das deutſche Volk ſtand vor unſerm Geſchichtſchreiber als ein reiner, unverdorbener Menſchenſtamm, umgränzt von ſolchen, die entweder in barbariſcher Wildheit, oder in dem Anfang einer unſittlichen Civiliſation lebten. Eheverbindungen nach beyden Seiten wären eine Verunreinigung geweſen. Ref. glaubt die Stelle c. 4. unbedenklich ſo erklären zu dürfen: nullis aliis aliarum nationum deteri-

orum connubiis mixtos, so daß der Begriff von deteriorum und der von mixtos in infectos vereinigt wäre. Eben so c. 23: potui humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus, wo Hr. Rup. das ähnliche foedantur c. 46 vergleicht und überhaupt das Richtige wenigstens als möglich andeutet, wiewohl er vorher sehr unrichtig sagt: corrumpi dicuntur omnia naturalia, per artem in suavius, ad sensum hominum mutata. Hier ist corruptus so viel als mutatus in similitudinem vapidi oder asperi vini. So steht c. 29: nec tributis contemnuntur, i. e. nec tributa dedecorantia iis imponuntur; so c. 30: differre impetus, i. e. impetus ita facere, ut quum res poscit, eos differant; so c. 46: connubiis mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur, i. e. nonnihil in foedum Sarmatarum habitum vertuntur. Dasselbe Wort kommt so gebraucht Ann. 2, 33 vor: ne vestis serica viros foedaret. Außerdem kennt Ref. in den Annalen nur zwey Stellen, in welchen das Adjectivum so mit dem Prädikatsverbum verschmolzen wäre, ohne daß er darum behaupten möchte, daß es nicht solcher Stellen noch mehrere bey Tac. gebe. Die eine ist Ann. 13, 41: nec id nobis virium erat, quod firmando praesidio et capessendo bello divideretur. Die Besatzung war nicht vorhanden, sondern hätte erst in die Stadt Artaxata gelegt werden müssen; firmando praesidio i. e. firmo praesidio imponendo. Die andere ist Ann. 15, 43: ut aedificia ipsa certa sui parte sine trabibus saxo Gabino Albanove solidarentur; i. e. solida saxo G. A. fierent. Im Agr. findet Ref. ebenfalls nur eine Stelle c. 5: prima castrorum rudimenta Suetonio Paulino approbavit, i. e. ita posuit, ut probaretur, oder probata Paulino posuit. Von andern Schriftstellern kennt Ref. bloß Hor. a. p. 221 als eine ähnliche Stelle: mox etiam agrestes Satyros nudavit, i. e. der Dichter des Trauerspiels brachte nachher (je nach einer gewissen Anzahl von Tragödien) auch die ländlichen nackten Satyrn auf die Bühne.

Es ist noch übrig, die Uebersetzung von H. Böttticher zu beurtheilen. In der Vorrede hebt er den praktischen Nutzen, welchen die Bekanntschaft mit Tac. gewähren könne, mit vieler Wärme hervor, und giebt sodann S. VI. u. fg. die Grundsätze an, welche er bey seiner Uebersetzung befolgt habe. „Ich habe mich bemüht, überall den Ausdruck so zu gestalten, wie ihn Tac. unbeschadet seiner römischen Eigenthümlichkeit gestaltet haben würde, wenn er sich der deutschen Sprache unserer Tage bedient hätte. Daraus folgt von selbst, daß ich da, wo der Geist der beyden Sprachen verschieden ist, dem der deutschen nicht aus verkehrter Vorliebe für die römische habe zu nahe treten mögen.“ Weiterhin S. VIII. sagt er, wo die Gesetze der Muttersprache es erlaubten, habe er sich mehr als irgend einer der früheren Uebersetzer an die Wortstellung des lateinischen Textes gehalten; wozu dann S. X. das ganz richtige Urtheil: „Der Uebersetzer, der lieber durch verschrobene Nachbildungen der lateinischen Construktionsweise, als durch Wohlklang uud angenehmen Fall der Rede sein Muster zu erreichen sucht, ist gewiß im größten Irrthum befangen.“ Er habe, sagt er, nur wenige Bemerkungen beygefügt, und diese wenigen bloß zur Rechtfertigung; der Sacherklärung habe er sich absichtlich ganz enthalten, weil diese nicht dem Uebersetzer, sondern dem Kommentator zukomme.

Außer dem zuletzt angeführten Grundsatze wird jeder Freund des Schriftstellers die andern alle gutheißen. Aber das Weglassen der Sacherklärungen macht einen gewissen Widerspruch gegen die Bestimmung, die in der Vorrede der Uebersetzung gegeben wird. Denn die, welche praktischen Nutzen von einer Uebersetzung haben sollen, sind eben diejenigen, welche auch Sacherklärungen bedürfen, während andrerseits diejenigen, welche in Kommentaren ihre Sacherklärungen suchen können, auch keine Uebersetzung nöthig haben. Wer einer Uebersetzung bedarf, um zu den Schätzen der Erfahrung und der Weisheit zu gelangen, welche in des Tac. Schriften liegen, der erwartet auch mit Recht, daß ihm Ausdrücke, wie Adoptionsaltar

Ann. 1, 14, Spendungen, Triumphkleidung ebend. 15, Theaterparteyen 16, unter der Fahne gehalten werden 17, oder das Bleiben unter dem Vexill 36, Wuth der Centurionen 17, Municipium 20, Vigilien 32, Caligula 41, Pantomimisten 54, Bathyllus ebend., Feldherrnplatz 67, auf seine Verordnungen schwören 72, Nebenunterschreibung 74, und viele andere erklärt werden, die sogar in einem Kommentar überflüssig wären, weil das Original nicht für solche bestimmt ist, denen dergleichen erst noch erklärt werden muß. In diesem Stücke also kann Ref. die Richtigkeit des Grundsatzes nicht anerkennen. Aber eben so wenig möchte dargethan werden können, daß der Uebers. das schöne, selbst erkorne Ziel, den Schriftsteller denen zugänglicher zu machen, welche die Urschrift nicht lesen können, ganz oder auch nur mehrentheils erreicht, die richtigen von ihm selbst aufgestellten Grundsätze mit glücklicher Folgerichtigkeit beobachtet habe. Einmal begegnet man in einer Uebersetzung, die sich bemüht, „überall den Ausdruck so zu gestalten, wie ihn Tac. gestaltet haben würde, wenn er sich der deutschen Sprache unserer Tage bedient hätte," zu vielen Fremdwörtern, die ohne Noth gebraucht sind, wie Mandat, Invasion, Principat, transportiren, interessant, Desertion, Faktionen, Penaten, Negotianten, Pilum u. dgl. Zweytens läßt der Ausdruck im Einzelnen, so oft er auch treffend genannt zu werden verdient, in andern Stellen wieder vieles zu wünschen übrig. So giebt das gar zu häufig vorkommende: Väter des Senats, patres, wofür er wohl auch, wie Ann. 13, 49, Väter allein setzt, eine falsche Vorstellung. H. B. übersetzt caedere unbedenklich durch morden, auch wo kein Tadel in dem Worte liegen soll, wie Ann. 2, 18: quinta ab hora diei ad noctem caesi hostes sq. von der fünften Tagesstunde an bis in die Nacht gemordet deckten die Feinde u. s. w.; wobey auch mit Recht gefragt wird: wie man so lange gemordet werden könne? Germanicus orabat, insisterent caedibus — — bat, sie möchten fort und fort nur morden. Er kann wohl sagen, sie mögen schlachten, nicht aber sie mögen morden. Insidiae übersetzt Hr. B. meist durch Nachstellungen, auch da, wo ein ganz anderes Wort, und am wenigsten der Plural an seinem Orte war, wie Ann. 2, 73, 11, 26. Dagegen Hist. 5, 22 durch Ueberlistung, wo von einem nächtlichen Ueberfall die Rede ist. Eben so gebraucht er das Wort Hinterlist, welches bekanntlich nie einen Act bezeichnet, häufig für dolus, auch wo, wie Ann. 13, 47 auctorem ejus doli, nothwendigerweise eine Handlung der Hinterlist ausgedrückt seyn sollte. Invidia, was Tac. so oft gebraucht, übersetzt Hr. B. auf verschiedene Weise, durch Unwillen, was es eigentlich nicht ist, Ann. 1, 21, 23; durch Neid in mehreren Stellen, wo das vollends gar nicht seyn kann, wie Ann. 2, 37, wo der arme Senator Hortalus von seiner und der Seinen Dürftigkeit spricht, in welche stirps et progenies tot consulum, tot dictatorum nicht hätte gerathen sollen: nec ad invidiam ista, sed conciliandae misericordiae refero. Dann, wo Agrippina Ann. 4, 52 den Tiberius in einer Opferhandlung für August begriffen findet: quo initio invidiae, non ejusdem, ait, mactare divo Augusto victimas et posteros ejus insectari, heißt es in der Uebersetzung: davon gleich zu Verunglimpfung Anlaß nehmend, sagt sie u. s. w., und im fg. Kap. wird invidia et preces dnrch unmuthsvolle Bitten übersetzt. Aber Verunglimpfung wäre etwa invidia, wenn Agr. den Tiberus bey Andern hätte in übeln Ruf bringen wollen, und Unmuth ist invidia nicht. Es ist das Bestreben, die gehässige Seite einer Sache herauszustellen; und dafür war ein Ausdruck im Deutschen zu suchen, der wenigstens in den meisten Fällen, wo invidia vorkommt, gleichmäßig gebraucht worden wäre. Juvenis, von Germanikus gebraucht, übersetzt er Ann. 2, 42; 3, 12 durch Jüngling, wovon ihn schon Ann. 2, 73: haud multum triginta annos egressum hätte abmahnen sollen; civile ingenium Ann. 1, 33, civiliter acceptum 3, 76 durch bürgerlichen Sinn, er nahm mit Bürgersinn dieß auf, wo ein des Lateinischen nicht kundiger Leser fragen wird, wie denn ein Kaiser seine Uebergehung im Testamente mit Bürgersinn aufnehmen könne? Er wagt es nicht so weit, als seine Grundsätze geboten, der deutschen Sprache zu Liebe Abstracta in Concreta und umgekehrt zu verwandeln. So nimmt einmal die deutsche Sprache die Schuld nicht an statt der Schuldigen. Dennoch übersetzt H. B. Ann. 1, 55: tempus fore, quo crimina et innoxios discerneret: er würde Zeit gewinnen, von den Schuldlosen zu unterscheiden die Schuld; was an und für sich auch unter crimina nicht zu verstehen ist. Dagegen 2, 75 hätte er inter venerantes nicht durch unter Huldigenden und Glücklichpreisenden, sondern durch die nahe lie-

genden Abstracta wiedergeben sollen. Ann. 1,65: ducem terruit dira quies: den Feldherrn schreckte grausenhafte Schlafesruhe; wie quies Ann. 2,14 wieder vom Traum gebraucht, bey dem Uebers. auch Schlaf heißt. 1, 76: quanquam vili sanguine nimis gaudens: wiewohl es feil war, doch nur zu sehr am Blute Freude findend; 2, 15: seditionem induere die Maske der Empörung anlegen — wie wenn Arminius von den Römern sagen wollte, sie haben nur zum Scheine sich empört; 2, 26 munificentiam addere Freygebigkeit beygesellen, und 6,45: millies sestertium ea munificentia collocatum: hundert Millionen Sesterzien wurden bey dieser Freygebigkeit verbraucht; wo schon das demonstrative Pronomen beweist, daß das Wort, wie das synonyme liberalitas, das Ann. 3, 8 ebenfalls unrichtig durch dasselbe Wort gegeben wird, metonymisch für Geschenk, Schenkung gebraucht ist. Ann. 2,28: lato mari auf weiter See, st. queer übers Meer; Ann. 3,1: pars officium in principem rati: einige für Pflicht es haltend gegen den Fürsten; was er jedoch anderswo, wie Hist. 2,1 richtiger durch Huldigung u. dgl. übersetzt: Ann. 3,7 nodus crinium (von einem Weibe) Verknüpfung ihres Haars; Ann. 3, 12: accusatores, quorum ego nimiis studiis jure succenseo: die Ankläger, deren allzugroßen Eifer ich mit Recht mißbillige. Es ist, wie der Zusammenhang ergiebt, und der Plur. studia schon darthut, von den Beweisen der Anhänglichkeit an Germanikus die Rede, welche nicht Eifer heißen können. Ann. 3,15: solita curando corpori exequitur: vollzieht er die gewohnte Körperpflege. Das. c. 17: id ergo fas aviae: das also sey der Großmutter Recht. Das. c. 27: XII tabulae, finis aequi juris: des auf Gleichheit gestützten Rechtes Ziel. Tribunis reddita licentia, quoquo vellent, populum agitandi: wohin sie wollten, das Volk zu leiten. Das. c. 34: placuisse quondam Oppias leges: gefallen hätten einst die oppischen Gesetze. Sic obviam irent iis, quae alibi peccarentur, ut flagitiorum urbis meminissent: so vielmehr möchten sie dem, was anderswo gesündiget würde, zu begegnen suchen, daß sie der Frevel Roms gedächten. Das. c. 41 heißt: civitas, in Gallien, ein Staat. Das. c. 47: fugientibus consulite: sorgt der Fliehenden. Das. c. 48: ob intenta Lepidae pericula: wegen der Gefahren, die er der L. bereitet hatte. Das. c. 54: a majoribus repertae leges: von den Vorfahren ausfindig gemachte Gesetze. Ne irritamenta quidem eadem intra Italiam dominantibus: nicht einmal dieselben Lockungen reizten die innerhalb Italiens herrschenden. Das. c. 55: postquam caedibus saevitum: als Mord gewüthet hatte. Das. c. 75: namque illa aetas duo pacis decora simul tulit: Denn diese Zeit brachte zwey Zierden des Friedens zugleich hervor.

Bey der Vergleichung dieser Stellen, welchen aus allen Büchern des Tacitus noch eine große Menge gleicher Beyspiele angefügt werden könnte, mit dem Zusammenhange in der Urschrift wird man leicht erkennen, daß dem Uebersetzer der rechte deutsche Ausdruck häufig sogar in gewöhnlichen Wörtern und Redensarten fehle. Am Verständniß des Schriftstellers übertrifft er ohne Zweifel seine Vorgänger, und namentlich die spätern. Aber der Muttersprache ist er nicht mächtig genug, um eine Uebersetzung zu geben, wie er sie der Vorrede nach machen wollte, und wie sie den Lesern nothwendig ist, die er sich gedacht hat. Es kommen noch andere Mängel hinzu, welche gerade durch die Bestimmung des Buchs bedeutender werden, wie ein unrichtiger Gebrauch des Participiums der Gegenwart da, wo Vergangenheit oder Zukunft ausgedrückt werden sollte, z. B. Ann. 2,53; 3,16; das allerdings auch in deutschen Originalschriften häufig erscheinende, aber darum nicht minder tadelnswerthe Zusammenrücken zweyer Präpositionen wie Ann. 2,21 mit in dem Griffe ruhender Hand; die Einführung der Apposition in einer Art, welche das Deutsche nicht zuläßt, wie Ann. 13,17: an ihm, der Claudier letztem Sprößling, vor der Vergiftung erst auch durch Schändung noch befleckt; die Anwendung des Praes. historicum, wo es nicht angeht, wie Ann. 1,40: in dieser ängstlichen Spannung tadeln nun alle den Germanikus; der Ausdruck der Vergangenheit in der Gegenwart, wo Vergangenheit in der Vergangenheit ausgedrückt werden sollte, wie Ann. 3, 73: nicht einmal dem Spartakus sey zugestanden, durch einen Vertrag sich unterwerfen zu dürfen. Das Schlimmste an dem ganzen Buche aber ist die Stellung der Worte und Sätze, welche der Sprache allzuviele Gewalt anthut. Man lese Stellen wie Ann. 1,40: lange zögernd bewog er die mit der Betheurung, daß von Divus Augustus entsprossen, sie auch wider Ge-

fahren nicht entartet sey, sich weigernde Gattin, endlich ihren schwangern Leib und den gemeinschaftlichen Sohn unter vielen Thränen umfassend, zur Abreise; oder Ann. 2,67: Flakkus nun nach Thracien hinüber sich begebend, bewog den wenn gleich Bedenken tragenden und seine Verbrechen sich vor das Gewissen führenden durch ungeheure Versprechungen, u. s. w.; oder das. c. 76: da strömten zu ihm hin die Centurionen und erinnerten, wie zu Gebot ihm stehe der Legionen Eifer; zurück nach der Provinz möcht' er nun eilen, der widerrechtlich ihm entrissenen und erledigten; oder das. c. 80: nur antreten möchten sie zur Schlacht, denn kämpfen würden die Soldaten nicht, sobald sie Piso, von ihnen selbst einst Vater genannt, sollte nach dem Recht entschieden werden, überlegen, sollte mit den Waffen, nicht kraftlos erblickten; oder das. c. 82: allenthalben Schweigen und Seufzer; und nichts dabey zum äußern Schein nur angenommen; enthielt man sich auch nicht des Schmuckes der Trauernden, tiefer die Herzen der Schmerz bewegte; oder Ann. 3,13: da hebt Fulcinius mit der verjahrten und bedeutungslosen Klage an: ehrgeizig und habsüchtig sey Hispanien verwaltet worden, was, erwiesen, dem Beschuldigten, wenn von dem anjetzt ihm vorgeworfenen er sich reinigte, so wenig zum Nachtheil, als, widerlegt, wenn er größerer Verbrechen schuldig erfunden wurde, zur Lossprechung gereichte; oder das. c. 22: nicht leicht wohl möchte jemand bey dieser Untersuchung die Gesinnung des Fürsten durchschaut haben; so sehr ließ wechseln er und sich durchkreuzen des Zorns und der Milde Zeichen; oder das. c. 44: zu Rom aber wurde nicht nur daß die Treverer und Aeduer, sondern vier und sechzig Staaten Galliens abgefallen seyen, man die Germanen in den Bund gezogen habe, Spanien wanke, dieß alles, wie es bey Gerüchten zu geschehen pflegt, in seiner Uebertreibung für wahr genommen. — Solcher Stellen, in denen der Sprache durch die Wortstellung Gewalt angethan ist, und namentlich auch der bedeutende Fehler vorkommt, daß oft Jamben, ein paar mal auch Trochäen gemacht werden, sind in übermäßiger Zahl vorhanden, wiewohl allerdings zugestanden werden muß, daß die Historien mit allen bisher bemerkten Fehlern weniger behaftet sind, als die Annalen. Refer., welcher für den großen Schriftsteller gleiche Bewunderung, wie der Uebersetzer, empfindet, glaubt versichern zu dürfen, daß derselbe nimmermehr ein solches Deutsch geschrieben haben würde. Es hat nicht

an deutschen Originalschriften gefehlt, welche namentlich in der Wortstellung es ungefähr so machten, wie diese Uebersetzung. Aber sie haben nirgends Lob, Anerkennung oder Nachahmung gefunden. Als Beytrag zur Exegese des Schriftstellers ist Hrn. Böttichers Arbeit immerhin mit Dank anzunehmen. Aber die Uebersetzung, die man als ein deutsches Buch lesen könnte, muß erst noch kommen.

C. L. Roth.

First report on the commercial relations between France and Great Britain, etc.

(Schluß.)

Es scheint, als ob zu der, in so vielen Ländern wahrzunehmenden, fast leichtsinnigen Gewährung von Industrieprämien durch Einfuhrzölle und Verbote der Umstand viel beytrage, daß man nicht gehörig bedenkt, wie die Vertheuerung der Güter den Consumenten eine Steuer auflegt, die sich von andern Verbrauchssteuern nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht ins Aerar fließt, sondern vom Belasteten gleich an den gezahlt wird, der sie aus der Staatskasse zu empfangen hätte. Die ungeheuren Summen, die auf solche Weise erhoben und verwendet werden, entziehen sich der Berechnung und, weil nicht in Einnahme gebracht, hält man sie auch nicht für eine Staatsausgabe, was sie gleichwohl sind. Nur so läßt sich wenigstens die sonderbare Erscheinung erklären, daß dieselben Regierungen und Stände, welche mit unsäglicher Zähigkeit an jedem geringfügigen Aufwand für weit wichtigere Einrichtungen mäkeln, für oft völlig unerreichbare Zwecke der materiellen Produktion ohne allen Anstand Millionen bewilligen.

Jede begünstigte Fabrikation, die des Zollschutzes nicht entbehren kann, kommt früher oder später auf einen Punkt, wo ihr auch die strengste Ausschließung der Fremdwaaren und die höchste Prämie, die der Consument darbieten mag, nicht mehr genügt. Allmählich befriedigt sie nämlich das Bedürfniß des innern Marktes so vollständig, daß die eigene Concurrenz der begünstigten Fabriken den Preis der Waaren zuerst bis auf die Erzeugunskosten, dann unter sie herabdrückt.

Sind nun die Unternehmer im Stande, die Kosten der Produktion so zu vermindern, daß sie auswärtige Märkte beziehen können, so hebt sich der Nachtheil der Zuvielerzeugung von selbst auf. Und so geschieht es in allen Geschäften, die ohne Begünstigung gedeihen. Können dagegen die unter hohen Schutzzöllen emporgekommenen Fabriken ihre Produktionskosten nicht beschränken, so ist ihnen das Ausland verschlossen, und die Verluste, welche sie in Folge der Ueberfüllung des einheimischen Marktes erleiden, lassen sich durch die Einfuhr-

beschränkung nicht abwenden. Dann beginnen Klagen über Mangel an Absatz ins Ausland: ihn müsse die Regierung befördern, wenn nicht wichtige Fabrikzweige zu Grunde gehen sollen. Und wirklich ist nichts leichter als dieses; denn man braucht bloß die Fabrikanten für die Verluste zu entschädigen, welche sie dadurch erleiden, daß sie ihre Produkte im Ausland wohlfeiler geben müssen, als im Inlande; oder, was dasselbe ist, wir brauchen bloß unsere Produkte den Ausländern so weit unentgeltlich zu überlassen, als sie ihnen zu theuer sind. So führt der natürliche Weg von Schutzzöllen zu Ausfuhrprämien. *)

Daß diese Staatsaufwand sind, wird wohl Niemand läugnen, da man sie wirklich direkt aus dem Aerar an den ausführenden Fabrikanten zahlt. Doch werden sie gewöhnlich in einer Weise verrechnet, die auch sie dem Auge des Beobachters wenigstens einigermassen entzieht. Genau genommen sollten sie nämlich unter den Ausgaben für Beförderung der einheimischen Industrie vorkommen; gewöhnlich aber werden sie an der Zollkasse gleich von dem Gesammtertrag der Zölle hinweggenommen und bloß der Rest als reine Zollrevenüe ins Aerar abgeliefert, was zu der irrigen Vorstellung verleitet, als seyen sie ein mit der Zollerhebung nothwendig verbundener Aufwand. Eben so gut könnte man indeß auch andere Beförderungsmittel der Industrie von der Zollkasse aus bestreiten lassen, z. B. die Ausgabe auf Gewerbschulen ꝛc.

Ist es dahin gekommen, daß die Fabrikanten mit der Befugniß nicht mehr zufrieden sind, die ihnen der Schutzzoll oder das Einfuhrverbot einräumt, den einheimischen Consumenten im Preise ihrer Produkte zu besteuern und hat sich einmal eine Regierung dazu verstanden, ihnen noch ausserdem einen Theil ihrer sonstigen Einkünfte, z. B. die Zölle, als Prämie für die Ausfuhr ihrer Produkte abzutreten, so steht sie auf einem schlüpferigen Boden, wo es ihr schwer, ja unmöglich werden muß, festen Stand zu halten. Denn ist die Prämie hoch genug, um die Ausfuhr wirklich lohnend zu machen; so ruht der Wettbewerb der Fabrikanten nicht eher, als bis der ganze auswärtige Markt eben so mit Produkten überführt ist, wie vordem der einheimische. Abgesehen davon, daß bis dieß eintritt, leicht der größere Theil der einheimischen Zölle in Prämien darauf gehen kann, so ist von dem Augenblick an auch die größte bisherige Prämiensumme nicht mehr hinreichend, die Ausfuhr für den Fabrikanten gewinnbringend zu erhalten; die Preise sinken, und neue Klagen über Stockung des Verkehrs oder Verlust bey der Ausfuhr werden zur Begründung der Bitte um Erhöhung der Prämie vorgebracht. Da sich nun keine Gränze angeben läßt, wo das Verlangen nach solcher Unterstützung aufhörte, so können demnach die Ausfuhrprämien zu einem wahren Finanzkrebs werden.

Wie sie aber für den Staat selbst, der sie anwendet, höchst nachtheilig sind, so stören sie im Welthandel die natürlichen Vortheile, die jedes Land in der Produktion gewisser Waaren besitzt. Durch sie vermag nämlich ein Staat einzelne Zweige der Produktion in solchen Ländern daniederzudrücken, die seinen Waaren bloß Zölle, keine Verbote entgegensetzen. Denn er überschwemmt sie mit wohlfeileren Produkten, neben welchen man auf dem natürlichen Wege der Produktion vergeblich Markt zu halten sucht. Auf solche Weise sind die Ausfuhrprämien ein Kriegsmittel für den Handelsneid, von dem man leider wahrnimmt, daß es in unsern Tagen immer häufiger und in ausgedehnterem Maße angewendet wird, und sie unterscheiden sich von den Einfuhrverboten darin, daß diese bloß ein Vertheidigungsmittel, jene aber eine Angriffswaffe sind. Daß man bey ihnen die Freude des Sieges mit ungeheuerem eigenen Aufwand erkauft, und am Ende nicht einmal die eigenen Producenten auf die Dauer in gedeihlichen Zustand zu erhalten vermag, wird, wie bey andern ungerechten Kriegen, selten genug erwogen.

Auch der französischen unter dem System des Zollschutzes emporgekommenen Industrie genügt seit 15 — 18 Jahren der einheimische Markt nicht mehr; und die Ausfuhrprämien sind während einer kurzen Reihe von Jahren auf eine höchst bedenkliche Weise angeschwollen, so daß sie bereits einen großen Theil der Eingangszölle verschlingen. Im Jahre 1827 betrugen sie noch erst 3/4 Mill. Fr.; 1830 schon 15 Millionen und seitdem wachsen sie von Jahr zu Jahr. Zwar spricht man dort nur von Rückzöllen; wie viel diese aber wirkliche Prämien enthalten, läßt sich leicht berechnen.

So gingen, um nur einige Beyspiele anzuführen, im Jahre 1830 an Rohzucker

ein: 69,626,936 Kil., welche Zoll gaben 33,535,174 Fr.;
aus: 11,214,040 Kil. *), welche Rückzoll erhielten: 10,101,678 Fr.
Eigentlich gebührte ihnen nur Rückzoll 5,400,000 Fr.
Die Ausgangsprämie betrug also: 4,601,678 Fr.

Dazu kam noch eine reine Ausfuhrprämie auf Syrup von 787,000 Fr.

*) Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß wir Ausfuhrprämien von Rückzöllen streng unterscheiden. Die letztern sind bloß die billige Erstattung einer Steuerauslage, die der Fabrikant für seinen Rohstoff oder sein fertiges Fabrikat gemacht hat; die erstern dagegen ein freyes Geschenk, das er der Ausfuhr willen aus der Staatskasse erhält. Wo daher mit einem Rückzoll eine Ausfuhrprämie verbunden ist, muß diese sorgfältig gesondert werden.

*) Die Ausfuhr an Raffinade war 8,410,780 Kil.; der dazu erforderliche Rohzucker wurde um 1/4 höher angesetzt.

Die ganze Ausfuhrprämie betrug also gerade das Doppelte von dem Eingangszoll des zur Ausfuhr verarbeiteten Rohzuckers. **)

Würde aller eingeführte Rohzucker wieder ausgeführt, so hätte der Staat ungefähr 30 Mill. Fr. mehr an Prämien zu zahlen, als er an Eingangszöllen einnähme!

Wie das Uebel zunimmt, sieht man 1832, wo die ganze Einfuhr an Rohzucker war: 82,594.209 Kil., die Zoll zahlten: 39,569178 Fr. Als Raffinade wurde ausgeführt, mit Einschluß des Verlustes an Rohzucker, etwa 20 Mill. Kil., die Eingangszoll gaben 9 Mill. Fr., aber im Ganzen Rückzoll empfiengen 18 1/2 Mill., also eine reine Prämie von 9 1/2 Million!

An Baumwolle ging 1830
ein: 29,260,433 Kil., die Zoll gaben: 6,134,070 Fr., aus: 1,795,008 Kil Baumwollwaaren, die im Ganzen Rückzoll erhielten 851,294 Fr.

Rechnet man diese Ausfuhr des Abgangs wegen um 1/4 höher, so war die zur Ausfuhr verarbeitete Wolle doch erst: 2,243,760 Kil., die Zoll gaben: 469,000 Fr., so daß auch hier die reine Ausfuhrprämie dem Zolle selbst gleich kommt.

An Wolle giengen etwa 8 Mill. Kil. ein, wovon die Regierung 4 1/4 Mill. Fr. Zoll empfieng; ausgeführt wurde an Wollwaaren 955 617 Kil., oder, mit Einrechnung von 50 o/o Verlust am Rohstoff, etwa 1,200,000 Kil., die 5/8 Mill. Fr. Zoll gaben. Nur diesen konnten die Fabrikenten zurückverlangen; statt dessen erhielten sie aber beynahe 2 Millionen, also dreymal so viel reine Prämie als der Zoll betrug.

Nächst den Ausfuhrprämien bestehen in Frankreich noch ungeheuere Prämien für die Fischereyen. Jedes Schiff, das auf den Häringsfang geht, erhält per Mann 15 Fr., beym Stockfischfang 50 Fr., und dazu für jeden Centner Fische, den es in französische Colonien bringt, 30 Fr. In den 5 Jahren von 1822 — 1830 wurde jährlich im Durchschnitte an Stockfisch eingeführt
217,747 Cent.
In die Colonien ausgeführt: 57,134 „

---

blieben für die innere Consumtion 160,613 Cent.
Diese empfiengen Prämie 3,031,790 Fr.

Da nun der Centner auf dem Markte nur 20 Fr. galt, so zahlte der Staat 150 o/o des Kaufpreises Prämie.

In den französischen Colonien galt hierbey der französische Stockfisch 26 — 27 Fr., der amerikanische 47 — 48 Fr. und trotz diesem Preise und jener Prämie von mehr als 100 o/o, die der französische Fischer genießt, beziehen diese Colonien 1/3 ihres Bedarfs vom Auslande, weil der französische Stockfisch weit schlechter ist. Diese Prämien sollen zur Bildung von Matrosen beytragen; allein ihre eigentliche Wirkung ist übermäßige Bemannung der Schiffe, weil sich daran der Bezug der Prämie knüpft. Französische Schiffe haben 19 1/2 Mann auf 100 Tonnen, englische nur 7 Mann. 1828 — 26 lieferten 306 englische und nordamerikanische Schiffe von 40220 Tonnen mit 2539 Mann 966.294 Centner Stockfisch; 342 französische von 37036 Tonnen und 6690 Mann nur 464,671 Cent.

Auf ähnliche Weise genießt der Wallfischfang eine jährliche Prämie von ungefähr 1 Million Fr., und beschäftigt doch kaum 600 Matrosen, so daß ein Matrose fünfmal so viel kostet, als in der gewöhnlichen Löhnung auf Kriegsschiffen.

Ueberhaupt steht die französische Schiffahrt hinter der englischen darin zurück, daß die französischen Schiffe kleiner und weit stärker bemannt sind, als die englischen, was nothwendig die Fracht vertheuert. Dazu kommt, daß die Theurung des Eisens den Schiffbau in Frankreich weit kostspieliger macht, als in andern Ländern. Denn man rechnet jährlich auf den 11,000 französischen Handelsschiffen einen Verbrauch von 112,200 Cent. Eisen, die zu 56 Fr. 6,283,100 Fr. betragen, wovon aber etwa 3 Mill. Fr. Prämie sind, welche die Schutzzölle zu zahlen zwingen. Dieß und das Verbotwesen im Allgemeinen ist Schuld, daß die französische Schiffahrt nach fremden Häfen seit 1787 abgenommen hat.

Im Ganzen nimmt Frankreich 20 o/o Zoll vom Werth seiner Einfuhr, die etwa 17 o/o zu erheben kosten, England 50 o/o. Interessant sind die Data, welche der Bericht über den Umfang des Schleichhandels enthält. Englische Güter mögen allein von Belgien aus für 2 Mill. Lst. nach Frankreich eingehen, was 1/10 der ganzen offenen Einfuhr Frankreichs ist. Für alle Waaren werden bestimmte Schmuggelprämien gezahlt, die mit Inbegriff der Fracht im Durchschnitt 25 o/o betragen. Viel wurde seit 1820 durch Hunde eingeschwärzt; Von da bis 1830 hat man 40278 erschossen (etwa 1/10 der ganzen dabey gebrauchten Zahl) was 120,834 Fr. kostete In England scheint die Einschwärzung französischer Waaren nicht geringer zu seyn, da allein der Verlust am Zoll auf 800,000 L. geschätzt wird, wobey der Tabak noch nicht gerechnet ist. Es giebt wohl ein Mittel, den Schleichhandel auf ein Minimum zu reduciren; es setzt aber voraus, daß die Regierungen dem gegenwärtigen Mißbrauch entsagen, bey der Einschwärzung ihrer eigenen Ausfuhrwaaren in andere Länder selbst behülflich zu seyn, was sich freylich nicht erwarten läßt.

F. B. W. Hermann.

**) Welche Verschwendung in einem Staate, der damals noch 15000 Gemeinden ohne Volksschulen hatte, von denen 2/3 oder 10,000 mit jener Summe Lehrer erhalten konnten!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 14. Novbr. 1835 legte Herr geheimer Rath Ritter von Wiebeking der Klasse sein neuestes Werk über Flußbaukunde vor. Es führt dieses den Titel: Vier Bücher von dem Wissenswürdigsten und Nützlichsten der Wasserbaukunde, bereichert mit einem Atlas, 36 topographisch-hydrographische genaue Karten und 7 Kupfer enthaltend. I. Band. München, 1835.

Herr Professor Steinheil las eine Abhandlung über die Construction großer Achromaten nach neuen Grundsätzen, und der gegenwärtige Secretär der Klasse, Hofrath Döllinger, commentirte den Bau des Herzens vom Nilcrocodil, welches er vorzeigte.

Wir theilen die beyden letztern Vorträge im Auszuge mit.

1.

Das Resultat dieser Arbeit, die sowohl analytisch allgemein durchgeführt, als der controlirenden Methode trigonometrischer Berechnung unterzogen ist, besteht darin, daß man nach Prof. Steinheils Verfahren, ohne weder das Brechungs-Verhältniß genauer als auf 4 Zifferstellen zu kennen, noch auch die von der Rechnung angegebenen Krümmungs-Halbmesser mit größerer Genauigkeit, als auf 1 Einheit in der 3ten Zifferstelle auszuführen, dennoch Refraktoren von beliebig großen Dimensionen bauen könne, bey welchen sowohl die Abweichung wegen ungleichartiger Brechbarkeit des Lichts, als auch die Kugelaberration der Randstrahlen in aller Schärfe, und zwar so gehoben ist, wie es das deutlichste Sehen durch das Okular mit Rücksicht auf dessen unvermeidliche Fehler, mit Rücksicht endlich auf Quantität und Intensität der einzelnen Strahlen verlangt. Er erreicht dadurch, im Vergleich mit der Fraunhofer'schen Construction, folgende wesentliche Vortheile:

1) bedarf er nur einer halb so großen Flintglaslinse als die Oeffnung des Fernrohres — die der vordersten Crownglas-Linse — ist.
2) wird das Fernrohr bey gleicher Wirksamkeit um $\frac{1}{3}$ kürzer, als nach Fraunhofer.
3) gibt das Fernrohr immer, wie auch die Fehler von oben angezeigter Ordnung liegen mögen, ein vollkommen scharfes und achromatisches Bild, wenn nur die angewandten Glasarten homogen, und die Krümmungen wirklich sphärische sind.

Ein Fernrohr obiger Art wird gegenwärtig ausgeführt, und wenn der Erfolg den, durch die Theorie begründeten Erwartungen entspricht, möchte dieser Gegenstand ein ganz besonderes practisches Interesse erhalten, und geeignet seyn, eine Reform in der Construction großer Achromaten herbeyzuführen.

2.

Der Bau des Herzens beym Crokodile scheint noch nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt zu seyn; in R. Wagners Lehrbuch der vergleichenden Anatomie wird §. 129 gesagt: „Nach Meckel würde die Scheidewand der Herzkammern bey Crocodilus vollständig seyn, nach M. J. Weber wohl richtiger nicht.“ Ein Herz vom Nilkrokodil, welches ich dem dermalen in Egypten reisenden Herrn Dr. Schimper verdanke, und welches ich hier der Classe vorzulegen die Ehre habe, gibt, wenigstens was diese Art von Krokodil betrifft, hierüber vollständig Aufklärung. Es zeigt sich nämlich, daß die beyden Ventrikeln des Herzens, aus welchen die zwey Aorten hervorgehen, durch eine Scheidewand von der Spitze des Herzens bis zur Basis vollkommen geschlossen sind, und daß keine Oeffnung, allenfalls von der Art, wie sie in der 13. Figur am Herzen einer Boa in Webers Beyträgen zur Anatomie und Physiologie vorgestellt wird, oder auch nur eine Spur von ihr vorhanden sey. Bey

der Betrachtung des vorliegenden Präparates wird es nun unbegreiflich, wie Cuvier von mehreren Löchern sprechen konnte, welche sich in der Scheidewand befänden; dagegen sieht man deutlich äußerlich und im Inneren der Herzhöhlen, daß der conus arteriosus der Lungenarterie sich an der Basis des Herzens deutlich als eine besondere kleine, gleichsam dritte Kammer, wie Cuvier angibt, äußerlich durch eine Abschnürung, innerlich mit einer besonderen, rundlichen, aus glatten Fleischwülsten gebildeten Mündung, durch welche das Blut aus der rechten Herzkammer in ihn herein gelangen kann, abgesondert habe.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 19. December vor. J. wurden nachstehende Abhandlungen vorgelesen:

1.

Ueber das Befruchtungs-Geschäft der Pflanzen, von dem ordentlichen Mitgliede, Ritter von Martius.

Schon längst wünschte ich meinen hochverehrten Herren Collegen in einer der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechenden ausführlichen Darstellung die Resultate derjenigen Forschungen vorzutragen, welche in neuester Zeit über das Geschäft der Befruchtung bey den Pflanzen angestellt worden sind. Es zeigt sich aber bey genauerer Ueberlegung, daß diese Forschungen so weit und tief greifen, daß es mir, von manchfaltigen Berufsgeschäften gedrängt, kaum vergönnt seyn werde, eine ausführliche und kritische Beleuchtung dieses hochwichtigen Gegenstandes auszuarbeiten.

Inzwischen finde ich mich zunächst veranlaßt, wenigstens über das neueste Ergebniß in dieser Sphäre der Pflanzenphysiologie einige Worte zu sagen, indem ich der Klasse die Abhandlung des Hrn. Corda „Beyträge zur Lehre von der Befruchtung der Pflanzen“, gedruckt im II. Theile des XVII. Bandes der N. Acta Nat. Curiosorum, dem Wunsche des Hrn. Verfassers gemäß, vorzulegen die Ehre habe.

Was die Staubfaden und Stempel, die so genannten männlichen und weiblichen Organe, seyen, dieß weiß man schon seit längerer Zeit. Mit Recht erklärt man sie, indem man alle Erscheinungen an den Pflanzen, von typischer, wie von rhythmischer Seite auf den einfachen Vegetationsprozeß zurückführt, als Blätter, bestimmt, gleichsam von dem einzigen Affect, dessen die Pflanze fähig ist, bey der Befruchtung, ergriffen zu werden, und gemäß dieser eigenthümlichen Bestimmung von der gewöhnlichen Morphose abweichend gebildet, d. h. als metamorphosirte Blätter. Wie übrigens an diesen Blättern

die, bey dem Vorgange der Befruchtung thätigen Theile entstehen, und wie sie jenen Act selbst ausführen; dieß aufzuklären, ist der neuesten Zeit aufbehalten gewesen, in welcher die Naturforschung überhaupt den genetischen Weg mit so großem Erfolge eingeschlagen hat.

Die Blatt-Natur des sogenannten Staubfaden oder Staubfaden lag am Tage; jedoch, auf welche Weise dasse be in seinem Innern die zur Fortpflanzung wesentlichen, dem männlichen Saamen der Thiere vergli-chenen, Körner, den Pollen, erzeuge, dieß wurde auf zweyerley Weise erklärt. Manche Botaniker nahmen an, das Staubblatt sey ein in seinem Laminar- oder obersten, ausgebreiteten Theile zusammen gerolltes Blatt, welches in seinen beyden, rechts und links vom Mittelnerven gelegenen Höhlungen, in den Säcken der Antyere, die Pollenkörner erzeuge. Andere stellten den Satz auf, welcher jetzt als Canon angenommen wird: die Staubblätter seyen keine zusammengerollten, sondern in der Diplöe, dem Parenchyma ihrer Lamina, aufschwellende, und hier in vier Längszonen, deren zwey rechts, zwey links von der Mediane des Blatts liegen, vermittelst einer organischen Auflockerung und Abscheidung, die Pollenkörner erzeugende Blätter.

Schon vor mehr als fünfzig Jahren hatte der scharfsichtige Kölreuter angedeutet, daß die Pollenkörner im Innern eines zelligen Gewebes entstünden, welches das Centrum der Antherensäcke einnimmt. Diese Annahme ist durch Rob. Brown und Brongniart vollständig erwiesen worden. Die Pollenkörner erzeugen sich aus dem körnigen Inhalte der Parenchym-Zellen, und diese verschwinden nach vollendeter Entwickelung der Pollenkörner, indem sie entweder zu einem unregelmäßig fädigen Gerünsel oder zu Schleim aufgelöst werden. Genauer ward dieser Bildungsgang noch durch unseren Collegen, Hrn. Prof. Mohl in Tübingen, bestimmt. Derselbe wies nämlich nach, daß in jeder Zelle der Anthere, welche Pollenkörner erzeugt, in jeder Mutterzelle, der körnige Inhalt zu je vier Pollenkörnern zusammengerinnt. Diese hängen anfänglich an einander, lösen sich aber später, und liegen, wenn die Mutterzellen aufgelöst sind, frey in der Anthere. Die Entstehung der Körner analog der der Eier, als wenn sie an einem Nabelstrange befestigt wären, wie dieß noch neuerlich Turpin gelehrt hatte, erweist sich als eine falsche Ansicht vom Hergange. Dagegen macht Mohl auf die merkwürdige Analogie aufmerksam, welche zwischen der Bildung der Pollenkörner und der der s. g. Sporen, oder Keimkörner der geschlechtslosen Pflanzen Statt findet. Denn auch diese sporae oder gongyli entstehen zu je vieren in einer Mutterzelle durch Gerinnung und Sonderung des körnigen Wesens in denselben.

Kölreuter hatte angegeben, daß jedes Pollenkorn aus zwey Häuten bestehe, einer äußeren, dickeren, ela-

stischen, und einer inneren zarten Membran, welche einen zelligen Kern einschließt. Noch neuerlich hat gegen diese Ansicht Guillemin in einer Monographie über den Pollen behauptet, daß sie nur aus einer Haut bestünden; allein, vielfache Beobachtungen begründen und erweitern die Kölreuter'schen Angaben. Man hat die zwey Häute deutlich, bisweilen auch eine dritte, gesehen, und Mohl hat in einem besonderen Werke „über den Bau und die Formen der Pollenkörner" Bern 1834. 4. die Verschiedenheiten der Structur auf's Fleißigste nachgewiesen, und die Mannichfaltigkeiten der äußern Form, welche oft nur mit großer Schwierigkeit zu erkennen ist, dargestellt.

Inzwischen hatte schon vorher eine Beobachtung Amici's, im Jahre 1824, der ganzen Lehre vom Baue des Pollen neuen Anstoß und Erweiterung gegeben. Dieser Physiologe zeigte nämlich, daß aus einem Pollenkorne vom Portulak ein zarter, krystallheller Schlauch (boyau) hervortrat, welcher sich an die Haare der Narbe anlegte, und daß die sogenannte fovilla, der Inhalt des Pollenkornes, aus unendlich kleinen Körnchen bestehend, in der Feuchtigkeit des Schlauches eine Art von Kreisbewegung nach der Narbe, und von da wieder zurück mache.

Hieran knüpfte sich eine große Reihe genauer, höchst interessanter Beobachtungen, durch welche die Natur des Pollens vollkommen aufgeklärt worden ist. Die richtigste Einsicht erhielten wir durch Ad. Brongniarts fortgesetzte Untersuchungen, welche bewiesen, daß alle Pollenkörner, wenn in Berührung mit der Narbe, solche Schläuche austrieben, daß diese Schläuche sich zwischen den Zellen der Narben in den Fruchtknoten hinab verlängerten, und unmittelbar auf die Befruchtung der Eier wirkten. Es war also somit bewiesen, daß diese krystallhellen, unendlich feinen, eine Flüßigkeit mit winzigen Schleimkörnchen führenden Schläuche im Grunde nichts anders seyen, als die Priape der Pflanzen.

Dr. Fritzsche unterwarf den Pollen einer Behandlung mit Säuren, wodurch er die Schläuche zwang, mit großer Gewalt hervorzubrechen. Inzwischen leitete er die Entstehung dieser Art von Schläuchen von einer Gerinnung des schleimigen Inhalts der Pollenkörner ab, während doch die bey der Befruchtung von selbst hervortretenden Schläuche nichts anders sind, als die innere, sehr ausgedehnte Haut des Pollenkornes selbst. Dieß Verhältniß ward auf das Befriedigendste durch Mohls Untersuchung in's Licht gesetzt und erklärt. Er zeigte nämlich, daß die an Form so vielartigen, kugeligen, elliptischen, polyëdrischen Pollenkörner in ihrer äußeren, oft zelligen Haut mancherley Falten und Poren, für jede Art in regelmäßiger Zahl und Stellung, besitzen, daß die auf solche Weise gefaltete oder durchlöcherte äußere Haut des Pollenkornes, mehr das Schützende, Umhüllende, oder durch Absonderung von klebrigem Oel zur Befestigung des Pollens an der Narbe dienende Organ, dagegen die innere, homogene, wasserhelle Haut die Bildungsstätte der fovilla sey, und vermittelst ihrer ungemein großen Neigung Feuchtigkeit einzusaugen, und sich auszudehnen, die wesentlichste Rolle bey der Befruchtung spiele. Diese innere Haut ist es nämlich, welche, wenn die Pollenkörner auf die feuchte Narbe kommen, anschwillt, und durch die Poren austritt, oder die gefaltete äußere Haut anspannt und zersprengt. Der Gegendruck dieser äußeren elastischen Haut vermittelt gleicherweise ein kräftigeres Hervortreten und Versenken der Befruchtungsschläuche in die Substanz der, von Feuchtigkeit strotzenden Narben.

Rücksichtlich dieser Erscheinung des Hervortretens der Schläuche und ihres Eintritts in die Narbe, erlaube ich mir zu bemerken, daß zwar Ad. Brongniart das Verdienst hat, diese Erscheinung richtig zu deuten, und mit dem gesammten Befruchtungswerke in Verbindung zu bringen, daß sie aber doch schon viel früher ist gesehen worden. Namentlich stellen mehrere Tafeln von Gleichens und Ledermüllers mikroskopischen Belustigungen die Pollenschläuche dar, wie sie in die Substanz der Narben eindringen.

Ein Incidenzpunct bey dieser Untersuchung über die Natur der Pollenkörner, ist die Discussion, welche Mirbel gegen Mohl rücksichtlich der Einfachheit oder Zusammensetzung derselben erhoben. Mohl war nämlich zu dem Schlusse gekommen „daß die Vergleichung der äußeren Pollenhaut mit einer Pflanzenzelle nicht entspreche, daß man sie viel eher mit einer zusammengesetzten Membran, wie z. B. mit der Eihaut, vergleichen müsse, und daß sie eigentlich zu betrachten sey, als zusammengesetzt aus Zellen und einem homogenen, diese vereinigenden, schleimigen Wesen." Der um die Phytotomie vielfach verdiente französ. Akademiker Mirbel glaubte sich bey dieser Ansicht vorzüglich angegriffen und betheiligt, weil er, gemäß seiner atomistischen Grundansicht, immer gelehrt hat, daß die Pflanze lediglich aus Zellen (und deren Modificationen, den Gefäßen) zusammengesetzt sey. Eine Ansicht, die, beyläufig gesagt, von der Theorie Turpins sich unterscheidet, der als Grundelement aller vegetabilischen Bildung schleimige Kügelchen (die globuline) annimmt, bald mit der Determination Zellgewebe zu werden (protosphaeria) bald mit der Determination sich zu Schläuchen und Gefäßen zu entwickeln (Protonema). Mirbel concentrirt seine Ansicht selbst in folgendem Satze:

»Nach meiner Ansicht bestehen die Pflanzen aus lebendigen Molecules, die, je nachdem sie einer oder verschiedenen Arten angehören, ähnlich oder verschieden sind. Alle entstehen aus der Vereinigung einer gewissen Quantität verschiedener Atome, welche nach den Gesetzen der Bildungsthätigkeit potenzirt (agencés) und gruppirt sind. So lange die Atome diesen Gesetzen unterworfen bleiben, nehmen die Molecules, im Vollgenusse ihrer Eigenschaf-

ten, auf dem Wege der Ernährung, d. h. durch normale Association, neue Molecules, den früheren ähnlich, auf. Sobald diese Molecules durch Vervielfältigung und Vereinigung einen, unsern Sinnen wahrnehmbaren Körper bilden, stellen sie sich zusammen, gemeiniglich unter der Form einer oder mehrerer einfacher oder zusammengesetzter Zellen (Utricules) dar, welche, gemäß ihrer Constitution, unter günstigen Umständen geeignet sind, andere Zellen hervor zu bringen; und da die Schläuche oder Röhren (tubes) nichts anders sind, als mehr verlängerte Zellen, so folgt, daß sie dieselbe innere Structur, und dieselbe Fähigkeit, andere hervor zu bringen, besitzen«. Ann. des Scienc. nat. Juli 1835.

Diese Ansicht schließt die Mitwirkung des organischen Schleimes, als der bildbaren Matrix, aus welcher alle vegetabilischen Organisationen hervorgehen, aus. Mirbel will sich die Miene geben, als postulire Mohl den organischen Schleim, als sey derselbe concret nicht nachzuweisen, und sucht damit die Grundansicht nicht bloß Mohl's, sondern wohl aller deutschen Phytotomen in ein falsches Licht zu stellen. Inzwischen ist man in Deutschland, schon seit Nees v. Esenbecks zum Theil construirender Darstellung von der Erzeugung der cryptogamischen Wassergewächse (die Algen des süssen Wassers, nach ihren Entwicklungsstufen dargestellt. Würzburg, 1814.) davon überzeugt, daß die vegetabilische Histologie auf das Element dieses bildbaren Schleimes nothwendiger Weise Rücksicht nehmen müsse.

Unger hat (Algologische Beobachtungen, im XVI. Bande der Nova Acta Acad. Nat. Cur. Pars II. p. 521. ff.) noch neuerlich zur Evidenz nachgewiesen, daß die einfachsten grünen Zellbläschen (der Protococcus viridis Agardh.) stets in einen amorphen Schleim eingehüllt sind, und daß die Hervorbildungen aus dieser vegetabilischen Urform, je nach dem der Schleim, das Unbegränzte, Centrifugale, oder die (geronnenen) grünen Körner, das Begränzte, Centripetale, überwiegen, oder je nachdem beyde Elemente sich im Gleichgewichte befinden, — einen verschiedenen Character annehmen, sich entweder zu der schleimigen, halbamorphen Palmella, oder zu der einfachen Membran der Ulva terrestris, oder zu der Röhre von Priestleya botryoides entwickeln müssen. Auch leiht Mohl in dem Hergange der Zell- und Holzbildung diesem Schleime eine bedeutende Rolle, und wir dürfen hierüber noch besonderen Aufklärungen von diesem genauen Beobachter entgegensehen. — Auch Treviranus (Physiologie der Gewächse. Bonn 1835. I. S. 7 ffl.) basirt, wenn wir ihn recht verstehen, seine Grundansicht auf die Gegenwart einer gerinnbaren, das Leben in jedem Puncte besitzenden Materie, die er geradezu Lebens-Materie nennt. — Es schien daher nicht ungeeignet, hier die zwey verschiedenen Meynungen der französischen und der deutschen Physiologen in Kürze zu berühren, und dadurch gewissermaassen den Standpunct zu bezeichnen, von wo aus beyde Schulen aus den concreten Beobachtungen zu allgemeinen Sätzen fortgehen.

Was den Inhalt der zweyten Pollenhaut selbst betrifft, oder die von Rob. Brown zuerst so genannte fovilla, so ist zu bemerken, daß diese äußerst kleinen Körperchen ebenfalls zuerst von jenem scharfsichtigen Beobachter in zwey Klassen, in größere Körnchen von verschiedener, meistens ablanger Form, und in sphärische, viel kleinere Moleculen eingetheilt wurden. Gegen die von Brongniart und Anderen angestellten Messungen dieser Körperchen erhebt Mohl Zweifel, indem er selbst die kleinsten nur 1/10000 Theil einer par. Linie groß schätzt, während Brongniart den Durchmesser der kleinsten auf 1/875 Millimeter angab.

Diese unendlich kleinen Körperchen zeigen sowohl im Pollenkorne selbst, als in dem aus diesem herausgetretenen Befruchtungsschlauche eine active, d. h. ihnen selbst inwohnende, von keiner äußern Ursache abzuleitende Bewegung. An den größern von ihnen wollen R. Brown und Brongniart bisweilen bogen- oder S-förmige Krümmungen beobachtet haben, welche Beobachtungen inzwischen von Mohl noch nicht bestätigt worden sind. Die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf diese wunderbare Erscheinung einer selbstständigen Bewegung war um so größer, als sie einerseits Analogie mit den zuerst v. R. Brown gezeigten Bewegungen äußerst kleiner Molecules von todten Körpern darboten. Anderntheils aber wird durch die Bewegungen der Saftkügelchen in den Zellen der Pflanzen, ja sogar in feinen Schläuchen, woraus manche Blatt-Exantheme oder sogenannte Blattpilze bestehen (vergl. Unger, die Exantheme der Pflanzen, Wien 1833, S. 275), durch die spiralig sich herauswälzenden Körner der gebährenden Confervenfäden (von Zygnema u. dgl.), eben so wie durch diese Bewegungen der Fovilla angedeutet, daß allen diesen, mit dem Wesen des vegetativen Processes auf's Geheimnißvollste zusammenhängenden Bewegungen ein gemeinschaftlicher Typus von Ortsveränderung der lebendigen pflanzlichen Monade zum Grunde liege.

Inzwischen entdeckte Amici 1830, daß die Befruchtungsschläuche bey Yucca nicht bloß in das Zellgewebe der weiblichen Narbe eindrängen, sondern sich in die Höhlung des Fruchtknotens hinab, bis zu den Eiern selbst verlängerten, und durch diese von Brongniart, R. Brown, Ehrenberg, Treviranus u. A. verfolgte Beobachtung schloß sich endlich der ganze Kreis von Erscheinungen über das Befruchtungswerk der Pflanzen auf eine befriedigende Weise. Wir finden nun in der Föcundation der Gewächse einen im hohen Grade complicirten, aber bey allem Geheimniß, worein ihn die schaffende Natur durch die, an das Unaussprechliche gehende, Kleinheit der Elemente gehüllt hat, dennoch vollkommen klaren Vorgang. Wir versinken in Staunen über die mysteriöse Tiefe, ich möchte sagen Unendlich-

keit, worin hier die schaffende Kraft der Natur ihr heiligstes Werk der Zeugung vollendet, und finden zugleich eine Warnung, nicht an der Außenseite der Erscheinungen haften zu bleiben, nicht der Natur eine rohe Handwerksthätigkeit da zuzutrauen, wo sie im kleinsten Raume mit einem Aufwande der feinsten Mittel waltet.

Um übrigens dieses Befruchtungswerk vollständig zu überblicken, müssen wir auch genauer in die Organisation des Stempels und des Eies, der weiblichen Theile, eingehen.

Der geistreiche Batsch, Göthe's Leiter auf dem Pfade der Morphologie, war der Erste, welcher mit Entschiedenheit aussprach, daß die Frucht ein Blatt sey. Genauer bestimmt, und auf gewisse Canones zurückgeführt, ward diese Lehre durch R. Brown, in seiner berühmten, nach allen Seiten hin neue Blicke eröffnenden Abhandlung über die Compositae. Dieser große Naturforscher nahm an, der einfachste Typus einer Frucht sey ein nach Innen, d. h. gegen die Blüthenachse, zusammengerolltes Blatt, welches an seinen beyden, mehr oder minder mit einander durch eine Sutur verbundenen Rändern die Samen, und zwar im typisch einfachsten Falle zwey, einen am rechten, einen am linken Blattrande absondere.

Diese Ansicht ist jetzt die allgemein herrschende unter den Botanikern geworden. Ich gestehe übrigens, daß ich seit mehreren Jahren mancherley Gründe gefunden zu haben glaube, welche mich bestimmen, von der ursprünglichen Vorstellung abzugehen. Es scheint mir nämlich — und in vielen Fällen ist es durch concrete Beobachtung nachzuweisen — daß die Eier ihre Entstehung nicht eigentlich dem Blattrande verdanken, sondern daß sie auf den letzten Enden oder Ausstrahlungen des zwischen den Fruchtblättern, oder, wo deren nur eines vorhanden ist, des zwischen der Naht der Blattränder aufsteigenden, hier äußerst zusammen gezogenen, fadenförmig gewordenen Achsengebildes, d. h. des Stengels, oder, hier in der Blüthe, des Blüthenstieles sich erzeugen.

Für diese Ansicht haben sich bisher nur wenige Stimmen, zuerst die des russischen Botanikers Schychowsky (de fructus plantarum phanerogamicarum natura, Dorp. 1832.) ausgesprochen; doch haben auch Endlicher und Fenzl eine ähnliche Vorstellung von dem Fruchtbaue. R. Brown selbst aber legt den größten Werth auf die Entscheidung der Frage, ob ein vegetabilisches Ei, d. h. ein Pflanzensame, Product der Pflanzenachse selbst oder des Blattes sey, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, den ersteren Satz als Wahrheit angenommen, die gesammte Entwicklungsgeschichte des Eies sich mehr mit den allgemeinen Vorstellungen über das Wesen der Vegetation in Harmonie bringen läßt; denn, um nur Eines anzuführen, wir finden nirgends im Pflanzenreiche, daß Blätter an sich wieder Blätter erzeugten, immer geht diese Erzeugung aus einem aufwärtswachsenden Achsengebilde, einem Stengel, hervor; nun ist aber, wie sogleich gezeigt werden wird, das Ei ein Complex von mehreren Blättern (den Eihäuten) und einem jungen, neugebildeten Achsengebilde (dem Keimkerne) — und seine Entstehung aus einem, wenn auch noch so unscheinbaren Achsengebilde, das mit dem Fruchtblatte möglicher Weise sehr mannichfaltig verwachsen seyn kann, widerspricht keinem der Facta, welche wir als allgemeine Gesetze des Wachsthums-Processes anerkennen dürfen.

Doch, ich übergehe diese, für unsern Zweck minder wichtige Ansicht, um in Kürze die Bildungsgeschichte des Eies zu schildern, so wie sie zuerst von R. Brown dargestellt worden ist. Das früheste Element eines vegetabilischen Eies ist ein sehr kleines Wärzchen von gleichförmig schleimig-zelliger Textur, welches, meistens an dem Rande des Fruchtblattes gebildet, in die Höhlung des letzteren hineinragt. Indem dieses Wärzchen an seiner Spitze eine Zusammenziehung erleidet, entsteht ein Zäpfchen, der Keimkern (nucleus), aus und in welchem sich später der Keim bilden muß. Am Grunde dieser zarten Vorbildung entwickelt sich nach und nach, und zwar ebenfalls in der frühesten Epoche der Blüthe, lange ehe diese sich öffnet und die Befruchtung erleidet, ein ringförmiger Wulst, und oft innerhalb desselben ein zweyter ähnlicher. Diese Wülste wachsen nach und nach hautartig an, und bilden konische, cylindrische oder napfförmige, vorne an ihrer Spitze offene Hüllen. Sie umgeben den Kern anfänglich locker, später schliessen sie sich enger an ihn an und hüllen ihn so ein, daß nur eine Oeffnung an dem vordern, freyen Ende des Kernes übrig bleibt, durch welche der letztere noch sichtbar ist. Endlich, nach der Befruchtung, schließen diese Häute auch ihre Oeffnung, sie umgeben dann dicht den innerhalb ruhenden, mehr oder minder veränderten, zum Keime gewordenen Kern und werden das, was man die äußere Samenhaut oder Samenschale (Testa) und die innere Samenhaut (Membrana interna) nennt. Mirbel nennt sie Primine und Secondine. Jede dieser beyden Häute hat also eine Oeffnung, und durch diese empfängt der Nucleus die Befruchtung. Mirbel nennt die äußere Oeffnung Aussen- die zweyte aber die Innen-Mündung: Exostoma und Endostoma. Schon früher hatte Turpin für die äußere Oeffnung den Namen Micropyle (Pförtner) vorgeschlagen, er ging aber hiebey von der falschen Ansicht aus, es sey dieser Punkt die Narbe eines Gefäßstranges, der, verschieden von dem Nabelstrange, dazu diene, die Befruchtungsflüßigkeit in's Ei zu leiten.

Der Kern, welcher innerhalb dieser beyden Häute, der Testa und Membrana interna, mit seiner Spitze frey liegt, und so die Einwirkung der Befruchtungsschläuche erwartet, ist vor diesem Acte immer noch ein

gleichartig gebildetes schwammiges Kegelchen aus Zellgewebe. Nach der Befruchtung sondert sich die peripherische Schichte der Zellen dieses Kernes mehr oder weniger deutlich von dem innerhalb gelegenen Zellgewebe ab (Perispermium exterius Trev.), es kommt zu einem immer deutlicher werdenden Niederschlage, zu einer Verdichtung in diesem inneren Theile des Kernes, und das Wurzelende des Keimes (Radicula) wird zuerst sichtbar, und zwar immer auf der der Innenmündung nahe gelegenen Stelle. Zwischen dem, dergestalt niedergeschlagenen Embryo, und der Haut des Kerns, in dem er sich bildete (der Kernhaut, Cuticula nuclei R. Brown) erscheint nach und nach, ebenfalls als organischer Niederschlag, das sogenannte Albumen (Eiweiß), ein mehliger, fleischiger oder hornartiger Körper, bestimmt durch Verflüßigung im Keimakte dem Keime die erste Nahrung zu gewähren. Die Kernhaut selbst verschwindet allmählig; beym reifen Samen ist sie oft nur noch durch ihre Spitze zu unterscheiden, welche, als Ende eines ehemals geschlossenen Kegels, auch niemals durchbohrt ist, und durch dunklere Färbung oder gleichsam einen Brandflecken kenntlich bleibt.

Dieß ist der gewöhnliche Hergang bey der Entwicklung des Samens. Ich übergehe hier, daß sich manchmal innerhalb der Kernhaut noch eine neue Stratifikation in dem Gefüge des Kernes darstellt, welche von dem Eiweiß umgeben, und dem Keime selbst am nächsten, zu der Bildung des sogenannten Dotters, Vitellus, eines verhältnißmäßig selten vorkommenden Organs, Gelegenheit gibt. Eben so übergehe ich die zuerst von Mirbel angegebenen Verschiedenheiten in der Bildung der Eier, je nach den relativen Ortsverschiedenheiten der Aussen- und Innen-Mündung, gemäß welchem Verhältniß er die Samen in geradläufige (orthotropa), krummläufige (campylotropa) und gegenläufige (anatropa) eintheilte.

Verfolgen wir nun die Geschichte der Befruchtung weiter, so finden wir, die Beobachtungen R. Brown's benützend, die Befruchtungsschläuche allerdings auf dem Wege durch die Narbe, den Griffel hinab, in die Höhlung des Fruchtknotens. Es waren insbesondere die auch überdieß durch die Anamorphosen in ihrem Blüthenbaue so ausgezeichneten Orchideen und Asclepiadeen, an welchen R. Brown den Verlauf der Befruchtungsschläuche in die Fruchthöhle hinab, erkannt und dargestellt hat. Er fand, daß diese, sich aus den Pollenkörnern der Orchideen entwickelnden Schläuche sich in Stränge vereinigen, welche an die Eier hintreten. Er beobachtete übrigens, daß die Zahl der in den Fruchtknoten hinabsteigenden Schläuche nach und nach die der Pollenkörner, von welchen sie sich ganz getrennt darstellen, übertreffe, so daß er anfänglich der Meynung war, daß sich neue zu den alten, während des Weges abwärts, hinzubilden. Später aber berichtigte er seine Angabe dahin, daß wohl nicht alle Schläuche aus den Körnern des Pollens hervorkämen; er läßt übrigens die Art und Weise ihrer Entstehung noch unentschieden. In Beziehung auf dieses Factum erlaube ich mir, der Classe eine von mir, an Billbergia, einer Bromeliacee, gemachte Beobachtung anzuführen. Hier glaubte ich im verflossenen Sommer die Befruchtungsschläuche innerhalb des Fruchtknotens deutlich zu verfolgen. Zugleich aber mit ihrer kriechenden Bewegung abwärts an die Eier, die wohl in jeder Blüthe einige Tage mag gedauert haben, glaubte ich zu bemerken, daß sich im Scheitel der Fruchthöhle ein glasheller Schleim zu Röhrchen organisirte, welche vielmals dicker, als die Befruchtungsschläuche waren, und sich zugleich mit jenen nach unten verbreiteten. Vielleicht haben diese Schleimschläuche die Bestimmung, jene während ihres Weges zu umkleiden und frisch und feucht zu erhalten. — Die Verfolgung und Nachweisung der Befruchtungsschläuche bis in den Kern des Eies hinein war der letzte Schritt, welcher noch in dieser Forschung zu machen war. Inzwischen gelang es R. Brown nicht, diese Röhrchen, welche bey den Orchideen nur 1/2000 par. Zoll Durchmesser haben, bis in die Eier selbst zu verfolgen. Dieß that Hr. Corda in der hier vorliegenden Abhandlung. Dieser äußerst geschickte Beobachter wählte sich sehr zweckmäßig zu seiner Untersuchung die Eier der Zapfenbäume, welche nicht in einer Fruchtblatthöhle liegen, sondern auf der Innenseite eines gebogenen, jedoch nicht zur Höhlung geschlossenen Fruchtblattes paarweise angewachsen, mit ihrem Kerne frey liegen. Er beobachtete, wie die sehr langen Befruchtungsschläuche durch den äußern und innern Eimund bis zu dem Kerne (Nucula Corda) vordrangen, welcher auf der Seite jener Mündungen selbst hohl eine dritte Mündung (Embryostoma Corda) bildete. „Ich sah," sagt der Verf., „die Pollenschläuche durch die Mündung der Nucula in diese eintreten, und im Raume derselben allmählig dünner werden, oder sich auch plötzlich stark verengen, und sodann ihren Inhalt als trübe, anfänglich fast formlose, flüßige Masse entleeren. Nach dieser Entleerung blieb der Pollenschlauch im Endostom und der Höhle des Kerns, als dünner, leerer, heller Schlauchfaden liegen. Seinen entleerten Inhalt sah er sich darauf gestalten, indem er den Embryosack bildet. Dieser wird größer, erscheint oft oben oder unten gelappt, schlägt Falten, und trübt sich im Innern. Gleichzeitig mit dem Wachsen des Embryosackes geht in den, mit kleinen polyëdrischen (schleimigen?) Körperchen erfüllten Zellen der Nucula eine Veränderung vor, indem diese flüßig werden, und durch Aufsaugung verschwinden, bis die Zellen der Nucula klar und durchsichtig erscheinen." Der Verf. findet manchmal mehrere Embryosäcke in einer Nucula.

Fassen wir alle diese verschiedenen Züge in ein kurzes Bild zusammen, so können wir also sagen: die

Pflanzen befruchten sich, wie die Thiere höherer Ordnung durch Priape, welche aber von den Pollenkörnern (freyen Hoden) aus welchen sie sich entwickelten, endlich getrennt, in großer Zahl in den Fruchtknoten (den Eierstock) hinabdringen. Diese Priape ergießen ihre unendlich feine Fovilla (den männlichen Samen) innerhalb des Eies in den markigen Kern (den edelsten, bildungsfähigen Antheil des weiblichen Organes) desselben, und in diesem gerinnt aus der ergossenen Feuchtigkeit der Keim (Embryo) zusammen.

Ich erlaube mir, an diese Mittheilung noch eine andere von ganz anderem Gehalte anzuschließen, zu welcher ein fliegendes Blatt des Hrn. Prof. Lindley in London, über seine „Fossil Flora" Veranlassung gibt. Dieser Gelehrte hat ein einfaches Experiment angestellt, welches von nun an bey der kritischen Würdigung der Zahlen und Form-Verhältnisse vorweltlicher Pflanzen schwerlich ohne Beachtung bleiben dürfte. Er legte 177 Pflanzen oder Theile von ihnen, Repräsentanten der verschiedensten Ordnungen, in ein eisernes Gefäß, und bedeckte sie zwey Jahre lang unausgesetzt mit Wasser, welches von Zeit zu Zeit erneuert wurde, ohne die Pflanzen sonst zu berühren. Als dieselben nach jener Periode untersucht wurden, fand sich, daß die Repräsentanten derjenigen Ordnungen, welche wir jetzt in unseren Kohlenflötzen noch erkennen, mehr oder weniger deutlich erkennbar geblieben waren, während das Gefüge der meisten andern, und insbesondere der mono und polypetalischen Dicotyledonen dem zersetzenden Einflusse des Wassers nicht hatte widerstehen können, so daß diese größtentheils vollkommen unkenntlich geworden waren. Es waren von 22 Acotyledonen 10, namentlich Farn und Lycopodineen, kenntlich geblieben, 18, die Flechten, Moose und Equisetaceen gänzlich zerstört. Von 31 Monocotyledonen waren 12 erkennbar, 19 unkenntlich. Von 38 kronenlosen Dicotyledonen, Cycadeen, Zapfenbäumen und Kätzchenbäumen hatten sich 26 kenntlich erhalten, 12 waren zerstört. Dagegen waren von 86 Dicotyledonen mit ein- oder mehrblättriger Krone nur noch 8, darunter nur 2 Polypetalen erkennbar geblieben. — Dieser einfache Versuch scheint allerdings unwiderleglich darzuthun, daß wir aus dem Befunde gewisser Pflanzenformen aus früheren Epochen unseres Planeten keineswegs schliessen dürfen, die sogenannten höheren Pflanzenfamilien, die wir in jenen Resten nicht repräsentirt finden, seyen auch wirklich in früheren Epochen nicht vorhanden gewesen. Es schließt sich dieses Ergebniß an viele andere Combinationen an, welche, von dem rein systematischen Standpuncte aus angestellt, darauf hinzudeuten scheinen, daß viele der gegenwärtigen analoge Pflanzenformationen ihr vorangegangen seyen, und daß namentlich die seltsamen Anomalien in den Zahlenverhältnissen derjenigen Pflanzentypen, welche

unserer Gegenwart angehören, ihre befriedigende Ausgleichung schwerlich in noch zu machenden Entdeckungen von lebenden Gewächsen finden dürften.

2.

Ueber den Nickelwismuthglanz, eine neue Mineral-Species, von dem außerordentlichen Mitgliede, Fr. v. Kobell.

Der Fundort dieses interessanten Minerals ist die sogenannte Grünau in der Grafschaft Sayn-Altenkirch. Es kommt mit Quarz und Kupferkies vor, und ist mit ersterem sehr innig gemengt. — Die Krystallisation ist thesseral. Es finden sich Octaëder und auch die Flächen des Würfels scheinen vorzukommen. Die Krystalle sind sehr klein. Sie sind spaltbar nach den Octaëderflächen. Der Glanz ist vollkommen metallisch.

Die Farbe lichte stahlgrau, auf ganz frischen Stellen in's Silberweiße, auf der Oberfläche sehr bald einen Stich in's Gelbliche und Grauliche annehmend. Das Pulver ist grau.

In der Härte steht das Mineral zwischen Flußspath und Apatit. Es ist spröde. Vor dem Löthrohre schmilzt es leicht mit Entwicklung von schweflichter Säure zu einem grauen, auf dem Bruche lichte speißgelben spröden Metallkorn, welches stark vom Magnet gezogen wird. Dabey wird die Kohle schwach gelblich beschlagen, mit einem Stich in's Grüne. Der Beschlag bleicht sich beym Abkühlen.

Mit Borax und Phosphorsalz erhält man braun gefärbte Gläser. Das von Phosphorsalz nimmt beym Erkalten eine schwache Eisenfarbe an.

Von concentrirter Salpetersäure wird es sehr leicht und mit Ausscheidung von Schwefel zersetzt. Die Auflösung hat eine grüne Farbe, und gibt, mit Aetzammoniak in Ueberschuß versetzt, einen aus Eisenoxyd und Wismuthoxyd bestehenden Niederschlag, und eine schön blaue Flüßigkeit.

Wird die salpetersaure Auflösung zur Trockne abgedampft, und der Rückstand mit Wasser wieder aufgelöst, so scheiden sich weiße Flocken von basisch salpetersaurem Wismuthoxyd aus.

Mit Salzsäure entwickelt das Pulver in der Wärme Schwefel-Wasserstoffgas und wird merklich aufgelöst.

Kalilauge greift es nicht an.

Die quantitative Analyse gab folgende Resultate:

Schwefel	38,46
Nickel	40,65

Eisen	3,48
Kobalt	0,28
Wismuth	14,11
Kupfer	1,68
Bley	1,58
	100,24

Diese Mischung stimmt, mit einer kleinen Correction des Schwefels, vollkommen mit der Formel

$$\dddot{B}i + 12\ \dddot{N}i,$$

wobey ein kleiner Theil des Nickels durch Eisen und Kobalt ersetzt ist.

Nimmt man aber das Atomengewicht des Wismuths, gemäß dem von A. Stromeyer entdeckten Superoxyd zu 8,86 an, so ist die Formel

$$\dot{B}i + 4\ \dddot{N}i$$

Das Nickel befindet sich demnach auf einer bis jetzt unbekannten Schwefelungsstufe, welche dem Superoxyd entspricht, analog dem Schwefelkobalt von Müsen. Das Wismuth aber ist auf der im Wismuthglanz vorkommenden Schwefelungsstufe. — Was die Zusammensetzung des Wismuthoxyds und das Atomengewicht des Wismuths betrifft, so scheinen einige Versuche, welche ich anstellte, dafür zu sprechen, daß die ältere Ansicht darüber richtiger sey, als die neuere. Wenn man nämlich eine saure salpetersaure Wismuthoxyd-Auflösung, welche mit Wasser ohne Trübung verdünnt worden ist, mit einer hinreichenden Menge von kohlensauerm Kalk versetzt, so wird, ohne Beyhülfe der Wärme, alles Wismuthoxyd so vollkommen gefällt, daß hydrothionsaures Ammoniak im Filtrat keine Spur mehr anzeigt. Dieser Niederschlag scheint kein basisches Salz zu seyn, da er nur Spuren von Salpetersäure verräth, und so kann man der Analogie nach folgern, daß das Wismuthoxyd, wie die meisten andern fällbaren Oxyde, aus 2 At. Metall und 3 At. Sauerstoff, das Superoxyd daher aus 1 At. Metall und 2 At. Sauerstoff zusammengesetzt sey. — Die Eigenschaft des Wismuthoxyds, durch kohlensauern Kalk gefällt zu werden, schien ein gutes Mittel abzugeben, dasselbe genau vom Bleyoxyd zu scheiden, ich habe aber gefunden, daß kleine Mengen Bleyoxyd bey viel Wismuthoxyd mit niederfallen, man mag kohlensauern Kalk oder kohlensauern Baryt zur Präcipitation anwenden.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Januar 1836 wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Von dem ordentlichen Mitgliede der k. Akademie, Hrn. Conservator Dr. Vogel:

a) Ueber die Einwirkung der Kleesäure auf Eisenvitriol und Kupfervitriol.

Der Verf. zeigte, daß die Affinität der Kleesäure zu den Oxyden des Eisens und Kupfers größer sey, als die der Schwefelsäure, und daß in Folge dessen die beyden genannten Metallsalze durch die Kleesäure gänzlich zersetzt werden können. Die Verbindung der Kleesäure mit dem Eisenoxydul ist ein gelbes im Wasser unauflösliches Pulver, welches durch Glühen in Eisenkohle verwandelt wird; die Verbindung der Kleesäure mit dem Kupferoxyd ist ein hellblaues Pulver, welches in Wasser, so wie in Kleesäure unauflöslich ist, und nach dem Glühen metallisches Kupfer, nebst Kupferoxydul zurückläßt.

b) Ueber eine Feuererscheinung, welche bey chemischer Verbindung der Metalle unter sich statt findet, und über Arsenik-Wasserstoffgas.

Nur electro-negative Metalle können sich mit den electro-positiven verbinden, und diese Verbindungen unterscheiden sich von den Legirungen oder einfachen Zusammenschmelzungen durch ganz eigenthümliche Characteres.

Nachdem der Verf. die auffallende Analogie des Arsenik's mit Phosphor hervorgehoben, theilt er die Beobachtung mit, daß sich auch vom Arsenik, hinsichtlich seines Verhaltens zu den Metallen mit dem Schwefel eine Analogie nachweisen lasse. Er hat nämlich gefunden, daß wenn Arsenik sich mit Zink verbindet, dabey eine lebhafte Feuererscheinung (eine Lichtentwickelung) entsteht, gerade so mit dem eigenthümlichen rothglühendem Glanze, welcher statt findet, wenn Schwefel zu den Metallen übertritt. Diese Feuererscheinung konnte nicht wahrgenommen werden, wenn Arsenik sich mit Bley, Zinn und Antimon verbindet.

Das Arsenik-Wasserstoffgas, welches aus einer Verbindung von gleichen Atomen Zink und Arsenik entsteht, ist ganz vollkommen rein, in diesem Gase findet sich die Analogie mit dem Phosphor-Wasserstoffgas, daß aus beyden die größte Menge des Arsenik's und Phosphor's nicht allein durch eine intensive Wärme, sondern auch durch die Sonnenstrahlen abgeschieden werden kann.

(Die Forts. folgt im nächsten Intelligenzblatte.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

The genera and Species of Orchideous plants. By John Lindley, Ph. D. R. S. L. S. G. S. etc. Part. I—IV. London Ridgways, Piccadilly. 1830—35. 8°.

Die Schönheit und Fremdartigkeit der oft mancherley Thiergestalten nachahmenden Blüthenformen, das feine Aroma, welches häufig die Blumen, mitunter auch die Früchte (Vanille) erfüllt, die Mannigfaltigkeit der Standorte (bald an der Erde, bald scheinbar parasitisch auf anderen Pflanzen) und die Lebensthätigkeit, vermöge welcher manche Arten Jahre lang ohne andere Nahrung, als die sie aus der Luft aufnehmen, zu vegetiren und selbst zu blühen vermögen, geben der natürlichen Familie der Orchideen vorzugsweise Ansprüche auf die Aufmerksamkeit jedes Freundes der Pflanzenkunde. Dem Physiologen erhöht sich das Interesse noch durch mannigfache, für die Morphose der Blüthen- und Fruchttheile bedeutsame Eigenthümlichkeiten in der Bildung dieser Organe. Für den Oekonomen endlich versprachen mehrere Arten mit knolliger Wurzel, welche den bekannten Salep *) liefern, bey dem Anbau im Großen auch glänzende, wiewohl wahrscheinlich nur illusorische Resultate. Dem ungeachtet war man, verhältnißmäßig gegen andere Pflanzenfamilien, in der Kenntniß dieser schönen Gewächse lange Zeit sehr zurückgeblieben. Hiezu wirkten mehrere Ursachen zusammen. Man verzweifelte an ihrer Kultur, weil man sie durch Samen nicht fortzupflanzen wußte, was denn auch bis auf den heutigen Tag nur sehr selten gelungen ist. Ob hieran lediglich die mikroskopische Kleinheit der Samen, deren Kern oft kaum $\frac{1}{200}'''$ Durchmesser hat, oder mehr die leichte Zerstörbarkeit der Keimfähigkeit und häufig totale Unfruchtbarkeit schuld sey, ist noch nicht ausgemittelt. Wahrscheinlich ist das Letztere der Fall, da z. B. die eben so kleinen Keimkörner der Farnkräuter

*) Bekanntlich wird dieser, hauptsächlich aus Bassorin und Stärkmehl bestehende höchst substantiöse Nahrungsstoff durch das Trocknen der Wurzelknollen mehrerer bey uns wildwachsender Orchisarten (Orchis mascula, militaris, Morio u. a.) gewonnen. Der levantische Salep kömmt von andern verwandten Species, der persische oder indische nach Royle von Eulophia vera. Der reiche Gehalt an nährender Substanz, die Leichtigkeit, diese jeden Augenblick genießbar darzustellen und die Sicherheit der Aufbewahrung würden diese Drogue zu einem der wichtigsten Proviantartikel für jede Land- und Seemacht erheben, wenn man durch Kultur sich zu billigen Preisen ein beliebiges Produktionsquantum sichern könnte. Diesem stehen aber Schwierigkeiten im Wege, welche selbst die großen deßhalb ausgesetzten Prämien der französischen Regierung unter Napoleon nicht zu beseitigen vermochten. Die genannten Orchideen lassen sich nämlich zwar leicht aus dem wilden Zustande in Gärten versetzen (wobey ihre Knollen sich bedeutend vergrößern), aber sie lassen sich weder durch Ableger, noch durch Samen in der nöthigen Quantität vermehren. Wenn aber auch die Aussaat gelänge, so stünde noch sehr in Frage, ob bey dem langsamen Wachsthume sich eine hinreichende Rente für die zu dieser Kultur verwendeten Grundstücke ergäbe, da die Samenpflanzen wenigstens 3 Jahre zu ihrer vollen Entwicklung bedürfen, also auch immer erst im vierten Jahre eine Aernte möglich würde. Das Produkt der wildwachsenden Pflanzen für sich hingegen, so häufig dieselben auch vorkommen, ist für eine größere Consumtion, als ietzt die Arzneykunde in Anspruch nimmt, nie nachhaltig ausreichend.

selbst nach 20 — 30 Jahren noch sehr leicht keimen. Man hielt es ferner für unmöglich, blühende Exemplare von so saftreichen Gewächsen, wie die Orchideen, auf eine zu späteren Untersuchungen geeignete Weise zu trocknen und in Herbarien mitzutheilen. Man war endlich durch den Mangel einer hinreichend ausgebildeten Terminologie gehindert, den einzigen noch übrigen Ausweg, ausführliche und gründliche Beschreibungen nach dem Leben zu entwerfen, einzuschlagen. Alle Reisebeschreibungen enthielten die glänzendsten Schilderungen über den Reichthum und die Pracht der Orchideen in den Tropenländern, aber diese oberflächlichen Berichte förderten in gar nichts die wissenschaftliche Erörterung der Gattungen und Arten, und daher kam es denn auch, daß die Murray'sche (14te) Ausgabe des Linneischen Systema Vegetabilium i. J. 1784 erst 152 Orchideen aus allen Welttheilen enthielt.

Von da an schritt jedoch ihre Kenntniß rascher vorwärts. Rücksichtlich der mitteleuropäischen Arten hatte schon früher Haller in einer eigenen Abhandlung und in der Flora helvetica Wesentliches geleistet. Für die tropischen Formen geschah jetzt Manches durch Thunberg's, Jacquin's, Swartz's und der übrigen Linneischen Schüler zahlreiche Reisen und längern Aufenthalt in jenen Gegenden. So konnte 7 Jahre nach Murray i. J. 1791 die Gmelin'sche Ausgabe des Linneischen Systema naturae bereits 250, und wieder 15 Jahre später, Persoon's Synopsis (i. J. 1807) 477 Orchideen aufzählen. Nun häufte sich hier, wie in allen Zweigen der Naturgeschichte, die Masse des Stoffes in staunenswerther Progression, aber eben so die Schwierigkeit in Handhabung desselben. Die wenigen, nach Linneischen und Swartzischen Principien aufgestellten Gattungen wurden durch die Zahl der Arten unbeholfen groß und ihre Kennzeichen ungenügend. Man sah sich genöthigt, durch gründlicheres Studium der Blüthentheile mannigfachere und genauere Merkmale zu entwickeln. Hiezu war besonders die unterdessen gemachte Erfahrung förderlich, daß man selbst die zartesten Blüthentheile in Weingeist lange Zeit vollständig conserviren könne, da es auf diese Weise möglich wurde, auch die tropischen Formen nach Musse und mit aller Genauigkeit zu studieren.

Durch richtige Deutung der einzelnen Blüthentheile, durch eine davon abgeleitete genauere und umfassendere Terminologie und darauf begründete, folgerechte Sichtung der Gattungen erwarben sich die größten Verdienste R. Brown (im Prodromus florae Nov. Hollandiae und der 2. Auflage des Hort. Kewensis) und C. L. Richard (Adnot. de Orchid. europ. Mémoires du Mus. Vol. IV.) Beyden war bey ausgezeichneter Beobachtungsgabe und großem Scharfsinn mehrjährige Autopsie der exotischen Formen in ihrer Heimat zu Statten gekommen. Robert Brown hatte in Neuholland und Van Diemens Land (1802–5), Richard in Gujana und auf den Antillen (1781–89) die Orchideen bereits mit Vorliebe studirt. In der Untersuchung unsrer einheimischen Gattungen rundete sich das dort Erfahrene nun vollends zur klaren Uebersicht. An diese Fundamental-Arbeiten (auf andere zum Theil sehr schätzbare Beyträge zur Physiologie und Anatomie der Familie werden wir später zurückkommen) reihten sich eine Menge von lokalen Beyträgen an.

So beschreibt Kunth die von Humboldt und Bonpland im tropischen Amerika gesammelten Orchideen, Lindley chilesische, La Llave mexikanische Arten. Aubert du Petit Thouars und Achille Richard machen uns mit den sonderbaren Formen aus den südafricanischen Inseln, aus Madagaskar, Isle de France und Isle Bourbon, Blume mit den noch mannigfachern aus Java bekannt. Darum steigt auch im Jahre 1826 in Sprengel's Systema Vegetabilium, trotz der mangelhaften Benützung des Materials und der Neigung des Verfassers, oft deutlich verschiedene Arten als identisch zusammenzuwerfen, die Gesammtzahl der Species auf 752!

Diese wissenschaftliche Thätigkeit der Naturfor-

scher wurde von einer andern Seite noch durch eine Aenderung in der Neigung der Gartenliebhaber wesentlich gefördert. Der schon so lange fortgesetzten Kultur von Zwiebelgewächsen zum Theil müde, ergriffen diese auf einmal mit Leidenschaft die Anzucht der sogenannten Saftgewächse. Zuerst nahmen die Aloe-artigen Pflanzen, dann die Stapelien, die Euphorbien, Mesembryanthema, Crassulae ꝛc. und insbesondere die Cacteen die Aufmerksamkeit der Kultivateurs in Anspruch. Der Zuwachs von neuen Arten wurde auch bald so groß, daß, während Murray i. J. 1784 im Ganzen nur 24 und Persoon i. J. 1807, 32 Cacteen kannte, jetzt die größten Sammlungen dieser Art auf dem Continent, der Garten des um die wissenschaftliche Bearbeitung der Saftpflanzen überhaupt so hoch verdienten Herrn Fürsten von Salm-Dyk zu Dyk und die botanischen Institute zu München und Berlin, jede über 300 Arten lebend besitzen. Endlich wurden auch die Orchideeen, deren tropische Formen gemäß der Consistenz des Stammes und der Blätter größtentheils zu den sogenannten Succulenten gehören, Gegenstände dieses Sammlereifers. Man fand nun, daß ihrer Uebersiedlung als lebende Pflanzen und unter gewissen Bedingungen ihrem Gedeihen in unsern Gärten keine besondern Schwierigkeiten im Wege stehen. Loddiges baute zu diesem Behufe auf seinem großen Etablissement zu Hakney bey London eigens construirte Glashäuser, wo ihnen feuchte Wärme und Schatten in hinreichendem Maaße zu Theil wird und seit dem Gelingen dieser Versuche schickten und schicken noch reiche Privaten eigene Gärtner nach den Tropenländern, um lebende Orchideen zu sammeln *), und die periodischen botanischen Kupferwerke der Engländer, Botanical Magazine, Register (unter Lindley's eigner Redaction), Cabinet u. s. w. finden kaum mehr Raum, die Masse der zuströmenden Neuigkeiten zu publiciren.

Unter solchen Auspicien begann vor nun fast zehn Jahren Hr. Professor Lindley, durch Herausgabe des Botanical Register, eines vortrefflichen Handbuchs der Botanik und vieler anderer naturwissenschaftlicher Produktionen schon rühmlichst bekannt, seinen Cyklus von Arbeiten über die Orchideen. Einem Unternehmen, welches so sehr im Interesse der Zeit und der Wissenschaft lag, konnte die allgemeine Theilnahme nicht fehlen und äußerte sich auch durch die That in der Bereitwilligkeit, womit fast alle öffentlichen und die größeren Privatsammlungen dem Verfasser ihre einschlägigen Schätze zur Verfügung stellten. So konnte er im Jahre 1826 bereits 154 sichere Gattungen, also 2 mehr als Murray Arten, anführen, und jetzt am Schlusse des vierten Heftes beträgt die Zahl der definirten Species 1300, woraus nach Beendigung des ganzen Werkes eine Gesammtsumme von mindestens 1800 derselben sich ergibt. Aber, fast fruchtbringender noch, als alle diese Anhäufung des Stoffes war für ihn die Liberalität, mit welcher Sir Francis Bauer in Kew ihm aus seiner ausgezeichneten, seit dem Jahre 1791 fortgesetzten Sammlung von Pflanzenabbildungen alle auf Orchideen bezüglichen Originalzeichnungen zu freyer Benützung überließ. *)

*) Die Art der Versendung ist höchst einfach. Die lebenden Pflanzen werden, mit etwas Moos und Holzerde an der Wurzel umwickelt, durch Leinwand- oder Tuchstreifen rings an den Wänden einer mit Luftlöchern versehenen hölzernen Kiste befestigt und halten auf diese Weise ohne allen Schaden einen Transport von mehreren Monaten aus.

*) Unter allen wissenschaftlich gebildeten Pflanzenzeichnern nehmen die beyden Brüder Bauer unstreitig die erste Stelle, sowohl in Rücksicht auf die Masse, als auf die Vollendung ihrer Leistungen ein. Ferdinand Bauer, durch Solander in die Botanik eingeführt, machte zuerst mit Sibthorp die Reise nach Griechenland und fertigte die Originale zu der leider noch immer nicht vollendeten Flora graeca. (Zu ihrer Herausgabe bestimmte Sibthorp in seinem Testamente eine jährliche Rente von 300 Pfund mit dem Beysatze, daß dieselbe nach vollendeter Publikation der Flora für alle Zeiten die Besoldung eines Professors der Landwirthschaft an der Universität Oxford bilden solle). Dann

Lindley sagt von dieser Sammlung mit vollem Recht: „Es wäre ein Unternehmen, würdig eines großsinnigen Monarchen und einer erleuchteten Regierung, die ganze Reihe dieser Meisterwerke auf eine der Vollendung der Originale entsprechende Weise durch den Stich bekannt zu machen, aber jedem Privaten steht in den großen Kosten ein unüberwindliches Hinderniß entgegen!“

Daher beruft er sich denn auch in jeder wichtigen Thatsache auf die Bauerschen Abbildungen und läßt dieselben unter dem Titel: The genera and

---

nahm er in den Jahren 1802 — 5 mit Robert Brown an der Flindersschen Expedition Antheil und vollendete eine fast unglaubliche Menge Abbildungen, insbesondere von Pflanzen aus Neuholland und Van Diemensland. Der bey weitem kleinste Theil davon ist in Flinders Reise, in den Illustrationen zu Robert Brown's Prodromus u. s. w. bekannt gemacht worden. Eine große Menge brachte er noch unedirt nach Wien, wo er bis zu seinem vor wenig Jahren erfolgten Tode verweilte. Glücklicher Weise ist dieser reiche Nachlaß eines Mannes, dem R. Brown selbst nicht unbedeutenden Einfluß auf seine eigene wissenschaftliche Entwicklung zuschreibt, wieder in die Hände eines an Gemüth und Geist gleich ausgezeichneten Botanikers, des Hrn. Kustos Endlicher in Wien gekommen, von welchem allmählige Publikation desselben zu hoffen steht.

Der andere Bruder, Sir Francis Bauer war indessen seit dem Jahre 1791 an dem Garten zu Kew als Pflanzenmaler angestellt und beschäftiget gewesen, die Originalzeichnungen zu Aiton's und andern Kupferwerken zu fertigen. Den größten Fleiß verwendete er aber auf die oben erwähnten physiologischen und anatomischen Tafeln, in deren Ausführung er als ein eben so scharfsinniger, als geübter und genauer Beobachter erscheint. Thatsachen, welche erst seit wenigen Jahren jetzt dem größeren gelehrten Publikum bekannt geworden sind, z. B. die Bildung der Pollenkörner gewöhnlich zu vieren in einer Mutterzelle, ihre Veränderungen bey der Befruchtung durch Ausdehnung und Hervortreten der Innenhaut in schlauchförmige Fortsätze u. s. w., hat Bauer dort schon in den Jahren 1791 — 98 auf das Genaueste dargestellt.

species of orchideous plants by John Lindley etc. Illustrated by drawing on stone from the sketches of Francis Bauer, Esq. etc. gr. 4. seiner Monographie zur Seite gehen. Es sind hievon (vom Jahre 1830 — 34) 3 Hefte, jedes mit 10 Tafeln erschienen, welchen ungefähr noch eben so viele folgen sollen. Sie enthalten theils Gattungscharaktere, theils physiologische und anatomische Details, und wenn auch nach Lindley's eigenen Worten die Darstellung auf Stein weit hinter Bauer's Originalen zurückbleibt, so ist sie doch rein und sorgfältig genug, um dem Beschauer jedes Faktum deutlich zu machen! Nur dürfte sich aus dem Folgenden ergeben, daß die gegebenen Thatsachen öfters verschiedene Deutungen zulassen, und daß wir nicht immer mit der des gelehrten Hrn. Verfassers übereinstimmen können.

Zur weiteren Eintheilung der Familie in mehrere Gruppen war bereits im Jahre 1826 ein Schema unter dem Titel: Orchidearum Sceletos. Commisit Iohannes Lindley in 8. und mit 3 Holzschnitten erschienen. Dieses liegt auch den genera and species zu Grunde und zwar wurden nach R. Browns Vorgang nächst der Zahl der Staubgefäße die Beschaffenheit des Pollens oder Blüthenstaubes zum Eintheilungsgrunde gewählt, und es sind darnach 8 Tribus gebildet.

Bey Tribus 1 — 7 ist ein fruchtbares Staubgefäß (Orchideae monandrae), bey Trib. 8. Cypripediae sind deren zwey (O. diandrae) entwickelt. Der Pollen besteht aus Kügelchen, welche entweder völlig von einander frey sind, nach Mohl z. B. bey Cypripedium und Cephalanthera, oder gewöhnlich (in einer Ebene) zu vieren, seltener zu 3 — 5, verwachsen erscheinen. In Lindley's beyden ersten Tribus (§. 1. Neottieae) kommen diese beyden Grundformen vor, aber die Kügelchen oder deren tetradische Verbindungen sind unter sich frey oder höchstens durch zwischenlaufende feine lose Faden gleichsam zusammengehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

The genera and Species of Orchideous plants. By John Lindley, etc.

(Fortsetzung.)

Bey den übrigen (Tr. 3 — 7) sind die Pollentetraden dagegen in verschiedener Anzahl abermals in größere, gleichsam wachsartige Massen verbunden, und diese entweder in bestimmter Anzahl, gewöhnlich 4 oder 8 vorhanden (§. 3. Epidendreae, Tr. 5 — 7) oder zahlreich in unbestimmter Zahl an einem nach oben gewöhnlich zweyspaltigen elastisch-zähen Stielchen befestigt (§. 2. Orchideae Tr. 3. 4.) Die Anheftung der Anthere, ob auf der Narbe festgewachsen oder eingelenkt (A. mobilis, persistens, parallela R. B., A. erecta, opercularis Lindley), so wie der Konnex der Pollenmassen mit der Narbe, bestimmen die einzelnen Tribus.

Im vorliegenden Werke ist die Reihenfolge der Tribus etwas geändert und in den bisher erschienenen Abtheilungen wurden abgehandelt: Tribus 1. Malaxideae (Pleurothalleae und Dendrobieae), im Ganzen 380 Arten in 47 Gattungen. Rücksichtlich der Verbreitung bey weitem überwiegend in Tropenländern. Es finden sich 152 im indischen Archipelagus, 56 in Nordindien, 46 im tropischen Amerika u. s. f., dagegen in Europa nur 3, im nördlichen Asien 2, in Nordamerika 3. Tribus 2. Epidendreae, 153 Arten in 24 Gattungen. Größtentheils dem tropischen Amerika eigen, woher 112 Arten bekannt sind, in Europa und Nordasien völlig fehlend. Die meisten wurzeln auf Bäumen. Tribus 3. Vandeae, 487 Arten in 97 Gattungen. Ebenfalls fast durchgehends tropisch, im heissen Amerika 198, im indischen Archipelagus 109, im übrigen wärmern Asien 137, in Europa und Nordasien zusammen nur eine, in Nordamerika 2 Arten. Tribus 4. Ophrydeae, 37 Gattungen, wovon aber die neueste Abtheilung erst 27 mit 280 Species enthält. Die meisten europäischen Gattungen gehören hierher. Die Arten sind mit großer Sorgfalt zusammengetragen, vielleicht aber einige zu viel aufgestellt. So z. B. möchten unter den mit Orchis militaris verwandten sich manche noch lediglich als Spielarten erweisen. Rücksichtlich der Verbreitung ist es merkwürdig, daß im hohen Norden, besonders Nordosten, die Zahl der Ophrydeen und Neottieen verhältnißmäßig gegen Mitteleuropa wieder zunimmt, so wie sie auch bey uns in den Alpen zahlreicher an Arten sind, als in den Niederungen.

Die morphologischen Ansichten des Hrn. Verfassers über die Orchideen finden wir bisher eigentlich nur in seinem Lehrbuche der Botanik und hie und da in den Erklärungen zu den Bauer'schen Tafeln angedeutet. Und doch sind gerade in dieser Beziehung noch einige sehr wichtige Punkte zweifelhaft oder erst neuerlichst, insbesondere durch R. Brown, in helleres Licht gesetzt worden. Hieher rechnen wir zuerst die Fragen, ob die Orchidenblüthe ihrer ursprünglichen Anlage nach drey- oder sechsmännig sey, und auf welche Weise die Befruchtung vor sich gehe.

Die Blume besteht in dieser Familie bekanntlich aus sechs mit einem einfächrigen Fruchtknoten verwachsenen und in 2 Kreise gestellten Blättern. Durch Drehung des Blumenstiels oder des Fruchtknotens steht das unpaarige Blatt des äusseren Kreises bald oben,

bald unten gegen die Achse des Blumenstieles, alle 3 Blätter (Kelch) sind aber unter sich gleich und frey, oder selten 2 verwachsen (Cypripedium). Die Blätter des innern Kreises (Krone) sind unter sich ungleich, und das dem unpaarigen des äussern Kreises entgegen gesetzte vorzugsweise entwickelt. Es heißt die Lippe (labellum) und ist am Grunde häufig gespornt, nach vornen aber mehr oder minder deutlich dreyspaltig, bey vielen (mit gegliedert eingelenkter Anthere) so, daß das Mittelstück durch eine Art Gelenk von dem untern Theil der Lippe getrennt erscheint (hypochilium, epichilium Rich.) In der Insertion unterscheidet sich die Lippe stets von den der übrigen Blumenblätter dadurch, daß sie wenigstens mit ihrer innern Schichte in gleichem Kreise mit den Staubgefässen angeheftet und sehr häufig mit diesen verwachsen ist. In Mitte der Blume steht die Säule (gynostemium Rich.), die beyde Geschlechter trägt, Richard spricht ihren Bau am kürzesten mit den Worten aus: Constat ex utroque sexu ita conferruminatis, ut stylina materies faciem ipsius anticam labello obversam constituat, filamentina posticam sive dorsum: priorem terminat stigma, anthera posteriorem. Griffel und Staubgefässe sind also so mit einander verwachsen, daß letztere in Gestalt eines halben Cylinders, welcher gegen das unpaarige Blatt des äussern Kreises und 2 des innern hin gewendet ist, den erstern umfassen, so daß er nur an der gegen die Lippe hin gewendeten Seite frey erscheint. Der Staubfadenkörper hat eine oder zwey ausgebildete Antheren. Im ersteren Falle steht die einzelne Anthere stets dem unpaarigen Blatte des äussern Kreises entgegen, wir bemerken aber dann links und rechts von ihr zwey mehr oder minder deutliche Zähne, welche als verkümmerte Staubgefässe (staminodia) betrachtet werden müssen, da sie in schon öfters beobachteten monströsen Fällen gleichfalls fruchtbare Antheren tragen. Sie stehen den zwey innern in demselben Halbkreis mit den unpaarigen äussern fallenden Blumenblättern gegenüber. Ganz dieselbe Stellung der stamina hat bey den zweymännigen Orchideen statt, nur daß hier, statt den seitlichen, das mittlere Staubgefäß zu einem fast blattartigen Staminodium auswächst. Am Grunde bildet, wie schon erwähnt, die Lippe das Komplement des Staubfadenkörpers, indem sie mit ihm zu einer vollständigen, den Griffel ganz einschließenden Röhre bis zu einer gewissen Höhe verwächst.

Sind nun die Orchideen ursprünglich drey- oder sechsmännig? Lindley spricht sich in seinem Handbuche offen für die erstere Meynung aus, welche überhaupt bisher die herrschende war. Robert Brown dagegen macht in seinen so höchst wichtigen Observations on the organs and mode of fecundation in Orchideae and Asclepiadeae 1831 (übersetzt im 5 Bde. seiner botan. Schriften von Nees 1834) auf die obenerwähnte Stellung der Staminodien ebenso wie der fruchtbaren Staubgefäße bey den zweymännigen Orchideen, zwey inneren Blumenblättern gegenüber, aufmerksam und sagt, er glaube, daß sie demzufolge einem anderen Kreise von Staubgefässen als die fruchtbare Anthere angehören dürften. Bald darauf erhebt er aber noch Zweifel, ob die Staminodien allemal wirklich verkümmerte Staubgefässe seyen. Insbesondere ist ihm dieses bey den Ophrydeen noch nicht so sicher, weil sie hier seiner Beobachtungen nach völlig ohne Gefäßbündel sind, und weil er bey einer Monstrosität von Habenaria bifolia mit 3 fruchtbaren Antheren außer den Staminodien links und rechts von dem gewöhnlich entwickelten Staubbeutel auch die accessorischen seitlichen Antheren jede an der obern Seite mit einem ähnlichen Oehrchen versehen fand. Er vergleicht deßhalb in seiner Abhandlung über Apostasia diese Staminodien auch mit den Seitenzähnen der Filamente bey Allium, Deutzia u. s. w., die man bisher nicht für eigene abortirte Stamina gehalten hat. Die bekannte von A. Richard (Mémoires de la Soc. d'hist. nat. de Paris vol. 1. p. 202) beschriebene Monstrosität von Orchis latifolia, bey welcher das Labellum ganz die Gestalt der andern 2 innern Kronenblätter annahm, also die Blumen regelmäßig 6

theilig wurde, und doch nur 3 den äussern Kronenblättern entgegengesetzte Antheren hatte, scheint diesen Zweifeln noch mehr Gewicht zu verleihen. Aber bey R. Brown's und Richard's Monstrositäten waren die accessorischen Staubgefässe nicht aus den Staminodien hervorgegangen (wie A. Richard selbst zu meinen scheint), was ihre Stellung deutlich nachweist. Sie gehörten wirklich mit der normalen Anthere zu einem und zwar zu dem äusseren, den äusseren Kronenblättern entsprechenden Kreise. Wird nun durch völlige Herstellung dieses Kreises bey den Ophrydeen die Blume regelmäßig, so tritt die größte Analogie mit der Bildung der Irideen ein, wo auch nur ein äusserer Kreis von 3 Staubgefässen entwickelt erscheint, aber die Stellung der Narben gegen die Stamina erkennen läßt, daß ein innerer ebenfalls dreyzähliger konstant abortire.

Anders verhält es sich aber bey den übrigen Tribus der Orchideen. Bey den diandrischen (nach Rob. Brown auch bey Apostasia) gehören die fruchtbaren Stamina deutlich dem innern Kreise an und bey den monandrischen zeigen Monstrositäten, daß, wenn mehrere Antheren auftreten, die accessorischen sich jedesmal aus den Staminodien entwickeln, und demnach auch den innern nicht den äussern petalis entgegengesetzt sind. Wir haben dieses an triandrischen, übrigens aber in Beziehung auf die Blumenkrone unveränderten Blüthen von Cephalanthera pallens und rubra öfters beobachtet. Insbesondere scheinen bey den Ordnungen mit beweglicher Anthere (A. mobilis) die Staminodien der vollen Entwicklung leichter fähig zu seyn.

Demgemäß könnte die Ausbildung der Staubgefäße bey den Orchideen zweyen Abstufungen unterliegen. Bey den Ophrydeen genügte die Entwickelung von 3 Antheren, um die Blume regelmäßig zu machen (obgleich Letzteres noch keine nothwendige Folge davon wäre, wie Brown's und Richards triandrische Ophrydeen mit wie gewöhnlich gebildetem Labellum

darthun) und der äußere Kreis der Staubgefäße gelangte, wie bey den Irideen, am leichtesten zur Vollendung. Bey andern, besonders den Cypripedieen, Arethuseen, Neottieen und den Apostasieen, wäre dagegen, sobald mehr als eine fruchtbare Anthere auftritt, der innere Kreis vorzugsweise zur Entwickelung geneigt. Bey beyden zeigt aber die Stellung der Narben, wie R. Brown selbst sie angiebt (wie bey den Irideen, den äußern Kronblättern und Staubgefässen gegenüber), daß ein zweyter Kreis von staminibus typisch vorhanden und die Grundbildung der Orchideen demgemäß doch immer sechsmännig seyn müsse.

In wie weit das Labellum an den Staubfadenkreisen wahrhaft einigen Antheil habe, wagen wir nicht zu entscheiden, obgleich vieles für solchen Antheil spricht. Zunächst die Insertion, welche, wie schon oben erwähnt, so ist, daß die Basis der Lippe die fehlende Hälfte des Staubfadencylinders darstellt, indem sie mit ihm zu einer vollkommenen Röhre verwächst. In dieser Hinsicht wäre wichtig zu wissen, ob durch die vollständige Entwicklung der 3 äußern stamina bey den Ophrydeen diese Anheftung sich ändert, wenn die Gestalt der Lippe dieselbe bleibt. Leider schweigen R. Brown und Richard hierüber. Ferner die Gestalt und Zusammensetzung der Lippe. Hierüber spricht sich R. Brown aus, indem er sagt: „Der dritte, in der Form stets mehr veränderte Staubfaden der innern Reihe aber dürfte bey gewissen neuholländischen Gattungen, namentlich bey Glossodia, zu finden seyn, wo dieser vermuthete Staubfaden innerhalb des Labells, doch ganz getrennt von demselben, steht, ferner bey Epiblema, Pterostylis und Chiloglottis, wo ein ähnlicher Anhang, bey gleicher Stellung, mit dieser Abtheilung der Blüthendecke in verschiedenem Grade zusammenhängt; und vielleicht kann man eine Andeutung desselben überhaupt in allen Fällen annehmen, wo das Labellum mit einem, aus seiner Achse entspringenden Fortsatze versehen ist, so wenig dieser auch in die Augen fallen mag.“ Ein solcher Fortsatz ist

zunächst wohl das gegliederte Vorderstück (epichilium) des Labells, welches merkwürdig genug stets nur bey Gattungen mit beweglichen Antheren sich vorfindet, und um die Analogie noch zu vergrößern, häufig mit kammartigen Vorsprüngen, die an Zahl den Pollenmaßen gleich sind, besetzt erscheint. Aber auch bey einigen Ophrydeen ist eine Andeutung solcher Fortsätze vorhanden, z.B. der grüne Zahn an der Lippe von Ophrys Arachnites und apifera; doch ist dieser vielleicht noch mehr dem schnabelförmigen Anhängsel der fruchtbaren Anthere beyder Arten zu vergleichen. Endlich scheint in der überwiegend häufigen Theilung der Lippe in drey Stücke, mit vorherrschender Ausbildung des Mittelstückes (als epichilium oder wenigstens größer und selbst wieder mannigfach getheilt oder ausgebreitet) und mehr gehemmter Entwicklung der Seitenstücke, eine Analogie mit den drey fehlenden Staubgefäßen angedeutet. Der ausgebildeten Anthere des äußeren Kreises entsprächen die verkümmerten Seitentheile des Labells als Staminodien, den Staminodien des innern Kreises das Mittelstück der Lippe in seiner größeren Annäherung zur wirklichen Anthere*). Indessen verhehlen wir, trotz aller dieser Analogien, uns nicht die Schwierigkeiten, welche der Construirung des Labells aus drey Staubgefässen zweyer Kreise und dem sechsten Blatte der Korolle im Wege stehen!

Rücksichtlich der Art der Befruchtung steht der Hr. Verfasser mit R. Brown's neuerlichst ausgesprochener Meynung und zugleich mit der vieler anderer Botaniker ebenfalls im Widerspruche, obschon er auch für seine Ansicht viele, zumal frühere, gewichtige Autoritäten aufführen kann. Seinen auf Fr. Bauers Zeichnungen gestützten Beobachtungen gemäß soll nämlich der Pollen nicht unmittelbar auf die Narbenvertiefung, (Gynizus Rich.) gelangen, sondern schon lange vor dem Oeffnen der Blume mittelbar (durch die retinacula) oder unmittelbar der unterhalb der Anthere stehenden Narbendrüse (proscolla Rich.) mitgetheilt, und von dieser als der eigentlichen Narbe ausgesogen werden. Mit unübertrefflicher Klarheit hat R. Brown (Observations l. c.) die schon seit Haller (1760) verschiedenen Meynungen über diesen Gegenstand zusammengestellt und wir können uns deßhalb nur auf seine Arbeit berufen; mit eben so siegreichen Gründen hat er aber auch die ganze Ansicht aus dem Bau der Narbe, dem Wurzeln der Schläuche (boyaux) des Pollens auf derselben *) und den Entwicklungsperioden der Eyer widerlegt. Der Pollen wird allerdings von dem gynizus und zwar bey den monandrischen Orchideen vorzugsweise nur von den Seitenlappen der dreytheiligen Narbe (die gegen die fruchtbaren Antheren hingewendete trägt gewöhnlich gar nicht zur Befruchtung bey), bey den diandrischen von allen dreyen aufgenommen. Salisbury, Treviranus und viele Andre haben dieses durch gelungene Versuche künstlicher Befruchtung erwiesen. R. Brown vermuthet übrigens, daß im natürlichen Zustande der Pollen gewöhnlich durch Insecten auf die Narbe gebracht werde, eine Meynung, welche früher auch schon Conrad Sprengel ausgesprochen hat.

(Schluß folgt.)

*) Wir haben diese Ansichten über den Bau der Orchideen-Blüthe schon seit dem Jahre 1823 mehrmals geäußert und sie sind darnach auch von Andern ausgesprochen worden. Uebrigens liegen die Grundideen auch hierzu bereits in R. Brown's frühern Schriften.

*) Er zeigt unter andern, daß Fig. 8. auf Tab. 3. bey Fr. Bauer, welche darstellen soll, wie eben die befruchtende Feuchtigkeit des Pollens durch das retinaculum und die Drüse zur Narbe gelangt, auf einem Irrthum beruhe, in sofern nur eine 15malige Vergrößerung angewendet sey, die Fovillakörner des Pollens bey den Orchideen aber in den boyaux kaum bey weniger als 300maliger Vergrößerung sichtlich werden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Politik der Landwirthschaft von J. G. Elsner. Stuttgart und Tübingen 1835. 8. Zwey Bände.

Die Politik der Landwirthschaft hat, nach dem Verfasser, nicht zu lehren, wie Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, sondern was geschehen müsse, damit dem besten Betrieb aller Vorschub geleistet und jedes ihm entgegenstehende Hinderniß beseitigt werde. Er giebt ihr drey Haupttheile. Der erste betrachtet die Landwirthschaft als Erwerbgeschäft des einzelnen Oekonomen, als Oekonomie im engern Sinne; im zweyten werden die Interessen der Agricultur eines ganzen Landes erwogen, so weit sie von innern Einrichtungen abhängen; im dritten die äußern Verhältnisse des landwirthschaftlichen Staates (denn als einen solchen will der Verfasser die gesammte Landwirthschaft eines Volkes betrachtet wissen) dargelegt. Herr Elsner ist der Meynung, etwas Neues zu geben und sich auf ein ziemlich unbetretenes Feld zu wagen; bey näherer Durchsicht des Werks überzeugt man sich aber, daß er sich hierin täuscht, und daß er bloß unter einem neuen Namen zusammenfaßt, was bisher unter verschiedenen Bezeichnungen gesondert abgehandelt wurde. Sein erster Hauptabschnitt enthält nämlich ganz dasselbe, was man bisher unter der Wirthschafts- oder Erwerbslehre der Landwirthschaft begriff; *) der zweyte und dritte nichts anderes, als was den Namen der Landwirthschaftspolizey im weitesten Sinne führt. Es ist aber gewiß dem Verfasser nicht unbekannt, daß jene in allen vollständigen Werken über Landwirthschaft einen Haupttheil ausmacht, wenn er auch, was uns freylich in einige Verwunderung setzen würde, nicht wissen sollte, daß die letztere in den meisten größeren Handbüchern der Staatswirthschaft und Wirthschafts-Polizey ausführlich abgehandelt ist. Keineswegs ist es daher an dem, daß sich der Verf. hier auf ein noch ziemlich unbetretenes Feld wagt; vielmehr standen ihm nicht blos in allen einzelnen Materien, die er bespricht, die gründlichsten Werke zu Gebot, sondern auch das Ganze der öffentlichen Maßregeln, die zur Förderung der Landwirthschaft getroffen werden können, ist lange vor ihm von Andern aufs vollständigste betrachtet worden. Wer kann wohl sagen, es fehle ihm an Vorarbeiten, wenn er etwa von den grundherrlichen Verhältnissen oder vom Getreidhandel zu schreiben vor hat? Und selbst wer nicht auf das Studium von Specialschriften eingehen wollte, fände schon sehr gründliche Belehrung in den Schriften von Jakobs, Lotz, Rau, Mohl und Andern. In der That haben wir nichts eigentlich Neues in der vorliegenden Schrift gefunden; sie enthält vielmehr blos eine faßliche und fast im Conversationston geschriebene Darstellung der wichtigeren Gegenstände der Erwerbslehre und und Polizey der Landwirthschaft. Zwar kann sie weder vollständig noch erschöpfend genannt werden,

*) Da dieser Theil ziemlich mager ausgefallen ist, so bemerken wir, daß man des Verfassers neuere Schrift: Wie soll der Landwirth bey Erzeugung und Verwerthung seiner Producte speculiren. Stuttg. u. Tüb. 1836. 8. 182 Seiten, als eine Ergänzung dieses Abschnittes der Politik der Landwirthschaft ansehen kann.

da sie einzelne bedeutende Materien, wie die Arrondirung der Landgüter, ganz übergeht, andere, wie den innern und äußern Getreidhandel bey weitem nicht gründlich genug abhandelt. Hier und da, wie z. B. in dem Abschnitt von den Armencolonien, ist der Hauptgesichtspunkt übersehen: der nämlich, daß die colonisirten Armen auch wirklich im Landbau ihren Unterhalt zu erwerben vermögen, und nicht etwa in der Colonie hintendrein mehr kosten als zuvor bey directer Unterstützung. Denn während der Verfasser selbst bemerkt, daß viele neue Colonien in Deutschland mißglückten, weil man vorherrschend leichtsinnige Menschen, mitunter Vagabunden, auf Ländereyen ansiedelte, die man zur eigenen Bestellung zu undankbar fand, verlangt er doch auf derselben Seite, daß zur Anlegung einer Armen Colonie wüster oder uncultivirter Boden, oder, wo solcher nicht zu finden, der schlechteste Theil der Feldmark gewählt werden müsse. Da nun aber arbeitsfähige Arme (denn nur solche taugen in Colonien) nie unter die tüchtigen, sondern immer vorherrschend unter die leichtsinnigen Wirthe gehören, und sich unter ihnen wohl auch Bettler finden, so haben wir das alte Uebel, das bisher die Ansiedlung von Armen schwierig, ja wirthschaftlich unausführbar machte. —

Die Zahlenbeyspiele, die der Verfasser zur Erläuterung beyfügt, sind überall nur nach Gutdünken gegeben, während doch statt ihrer an mehreren Stellen sich verläßige statistische Notizen darboten. Offenbar falsch ist insbesondere das Exempel (S. 41) vom Waldertrag, weil der Morgen Waldboden gerade so hoch angeschlagen wurde, als zuvor derselbe Boden sammt dem darauf befindlichen Holze. Ganz oberflächlich ist des Verfassers Darstellung der Agrikulturverhältnisse der an Deutschland angränzenden Staaten. Denn so faßt er, um nur ein Beyspiel anzuführen, (I. S. 185) Dänemark mit Schweden zusammen, und berichtet auch von jenem, „wenig natürlicher Reichthum, ungünstiges Klima und ähnliche Verhältnisse gewähren ihm in landbaulicher Hinsicht nur seine Subsistenz und es sey viel öfter in der Lage, Producte der Landwirthschaft aus der Fremde zu bedürfen, als in der günstigen, welche dahin zu versenden.“ Aber nichts kann falscher seyn, als diese Behauptung. Vielmehr hat Dänemark *), obwohl es von 1814 — 1830 um $\frac{1}{5}$ an Bevölkerung zugenommen, von 1821 — 1830 jährlich 1,800000 bis 1,900000 Tonnen (etwa 1,180000 bayrische Scheffel) an Kornwaaren ausgeführt, also jährlich ohngefähr doppelt so viel als Preußen, und viermal so viel als Bayern! Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Ausfuhr blos 700,000 Tonnen und darunter nur wenig Weizen, dessen Anbau, so wie die Gewinnung von Rapsaat im eigentlichen Dänemark erst in diesem Jahrhundert sich verbreitet hat: zum deutlichen Beweis der Fortschritte der dortigen Agricultur. An Rapsaat allein führt Dänemark jährlich 140,000 Tonnen aus. Ausserdem gehen jährlich ins Ausland: elf Millionen Pfund Butter, 7560 Pferde, 23,800 Ochsen, 6800 Kühe, 5760 Kälber, 4000 Schiffspfund, oder 1,280,000 Pfund gesalzenes Fleisch, 6600 Schiffspf., oder 2,112,000 Pfd. Speck, 3 Millionen Pfund rohe Häute und mehr als 1 Million Pfund Wolle. Während daher Dänemark aufs regelmäßigste mehr Produkte der Landwirthschaft ausführt, als bey gleicher Bevölkerung irgend ein Land in der Welt, ist es nach Herrn Elsner öfter in der übeln Lage, solche Producte von der Fremde zu bedürfen, als in der günstigen, welche dahin zu versenden! —

Zum Theil rühren die Mängel der Schrift davon her, daß es die Absicht des Verfassers gewesen zu seyn scheint, die Gegenstände nur im Allgemeinen zu betrachten und nicht ins Einzelne einzugehen. **) Wie

*) Nach der gründlichen Schrift: Dänemarks Handel, Schiffahrt, Geld- und Finanzwesen von 1730 bis 1830, historisch dargestellt und erläutert, von M. L. Nathanson, Grossirer. Kopenhagen, 1832. S. 310 — 315.

**) Am meisten geht der Verfasser bey der Betrachtung

dem aber auch seyn mag, da seine Ansichten meist mit dem übereinstimmen, was die bessern Schriftsteller über die Beförderungsmittel der Landwirthschaft enthalten und er sich auch bey Gegenständen, wo die Mode gerade den Irrthum in Schutz nimmt, von Uebertreibung entfernt zu halten weiß, so sind wir überzeugt, daß das Buch in seinem Kreise Nutzen stiften wird.

Insbesondere war es uns erfreulich, in einer so populär gehaltenen und auf die größere Lesewelt berechneten Schrift manche Vorurtheile bekämpft zu finden, welche über fixe grundherrliche Abgaben und ihre vermeintliche Schädlichkeit im Publikum vorwalten. Auf ähnliche gemäßigte Weise spricht sie sich über die Majorate aus. Da Viele der Meynung sind, ihre Unbilligkeit und Schädlichkeit sey längst so dargethan, daß sich nichts weiter für sie sagen lasse, so wollen wir hierbey etwas verweilen. Der Verfasser erkennt an, daß sie nicht bloß dem jedesmaligen Inhaber, sondern der ganzen Familie zum Wohl gereichen, da aus ihrem Ertrage dürftige Mitglieder allezeit eine Unterstützung erlangen können; daß ohne sie selbst ursprünglich reiche Familien sich bald zerstreuen und verarmen. Welche traurige Beyspiele lassen sich nicht dafür in den Ländern anführen, wo die Majorate, wenn auch nur auf kurze Zeit, aufgehoben worden. Der Verfasser bemerkt sodann die Wichtigkeit der Fortdauer unabhängiger Familien für den Staat und findet mit Recht in der Untheilbarkeit einer Anzahl großer Landgüter neben vielen mitteln und kleinen eher Vortheil als Nachtheil für die Landwirthschaft. Leben die Familien öfters auf ihren Gütern, so daß sie ihren Gutshintersassen nicht fremd sind, so „bildet sich auf Majorats-

---

der Zeitpacht (I. S. 100 — 130) ins Detail: und da man hier manche werthvolle Bemerkung findet, die den praktischen Blick desselben beurkundet, so ist zu bedauern, daß nicht das ganze Werk in ähnlicher Weise gehalten ist. Doch befremdet es auch in diesem Abschnitt, daß der Verfasser die Bestimmung der Pachtschillinge in Getraid übergeht.

gütern eine Art von patriarchalischem Wesen, welches höchst wohlthätig auf alle wirkt, die zunächst von demselben berührt werden; es kann der Majoratsherr durch die Autorität seines Beyspiels und Worts tausend Uebeln bey seinen Untergebenen vorbeugen.“ „Und gerade in der neuesten Zeit, wo die Begriffe von Freyheit und Recht durch einander gähren, und schon so manches Uebel herbeygeführt haben, können Majorate der Anker werden, an welchem das Staatsschiff festhält.“ Der Vorwurf, der gewöhnlich den Majoraten gemacht wird, daß sie die Güter in Hände bringen, die ohne Interesse für einen dauernd hohen Ertrag, nur so lange sie im Besitz sind, möglichst viel aus demselben zu ziehen suchen, was ihrer guten Bewirthschaftung widerstrebt, bezieht der Verfasser mit Recht auf Seniorate, wo allerdings der bejahrte Nutznießer wenig Aufforderung hat zur Verbesserung oder auch nur Instandhaltung eines Guts, das er bald einem oft ziemlich entfernten Seitenverwandten überlassen muß. Beym Majoratsherrn, der in der Regel jünger in Besitze kommt und das Gut einem Sohne hinterläßt, dem gewöhnlich auch die Mitwirkung zur Versorgung seiner Geschwister obliegt, ist jene Befürchtung unstatthaft.

Hieran reihen wir noch einige eigene Bemerkungen. Daß beym Erbgang des Majorats eine Unbilligkeit gegen die jüngern Kinder statt finde, läßt sich dem Anscheine nach kaum bestreiten und doch giebt die genauere Erwägung der Sache ein ganz anderes Resultat. Unterscheiden wir zuvörderst zwischen dem, der das Gut selbst als Majoratserbe überkommen hat, und dem Gründer des Majorates. Jener wäre ohne Majoratseinrichtung gar nicht im Besitze des Guts; für seine Kinder vollends ist die Unabhängigkeit und Sorgenfreyheit, in der sie sich befinden, während ihr Vater im Genuß des Guts ist, eine Wohlthat, die sie ganz allein diesem Institute verdanken. Selbst ohne daß eines von ihnen erbte, genößen sie in der Erleichterung der Existenz, die ihrem Hause schon die Nutznießung des Guts gewährt, einen Vortheil vor Tau-

senden, deren Vorfahren eben so reich waren, wie die ihrigen, deren ehemalige Familien-Besitzungen aber durch gleiche Erbtheilung sich zerstreut haben. Nun kommt noch hinzu, daß wirklich eines von ihnen erbt, und den übrigen auffer der Unterstützung, welche sie bey dem Majoratserben finden, noch immer einige Aussicht auf den Genuß des Guts, wenigstens für ihre Nachkommen, verbleibt: welches Recht sollten sie denn haben, gegen den Willen ihres Vorfahren, dessen Selbstbeschränkung und Vorsorge sie alles dieß verdanken, das Gut gleichheitlich zu theilen?

(Schluß folgt.)

The genera and Species of Orchideous plants. By John Lindley, etc.

(Schluß.)

Einmal dahin gelangt aber, entwickelt jedes einzelne Korn desselben einen Schlauch (also jede Tetrade deren 4) von weniger als $\frac{1}{200}$'' Durchmesser, der in die Narbe eindringt, und (was noch nicht ganz entschieden ist) entweder selbst in das Ovarium und in die Nähe der Eyer fortsetzt, oder, wie spätere Mittheilungen des unvergleichlichen Beobachters angeben, die Entstehung von äußerst feinen Röhrchen veranlaßt, die sich bis dahin ausdehnen. Anfangs gehen diese Röhrchen in einem Strange durch den Griffelkanal, theilen sich dann in der Höhle des Fruchtknotens in drey Aeste und jeder von diesen am Anfange der Plazenten wieder in zwey Zweige. Von diesen letzten Theilungen hat R. Brown in mehreren Fällen u. a. bey Orchis Morio die einzelnen Röhrchen über die ganzen Plazenten sich verbreiten und zum Theil bis an die Mündung der Außenhaut der Eyer fortsetzen, ja bey Habenaria viridis in die Mündungen der Eyer selbst eindringen gesehen. Von den Eyern wird nachgewiesen, daß sie gewöhnlich erst zur Zeit dieser Vorgänge ihrer Entwicklung und Stellung nach befruchtungsfähig seyen. Ebenso ergiebt sich aus dem

Verlaufe der Untersuchung, daß die Narbe von Bletia Tankervilliae, welche Lindley und Bauer auf Tab. 6. der Illustrationen als befruchtet darstellen, eben erst zur Befruchtung empfänglich sey. Schließlich wird die Zahl der Karpellarblätter, welche Lindley zu 6, 3 unfruchtbare den äußern, und 3 fruchtbare den innern Kronenblättern entgegengesetzte angiebt, von R. Brown gewiß mit Recht auf 3 zurückgebracht, welche den sepalis gegenüber stehen und jedes 2 Randplazenten tragen. Die schöne Abbildung eines Durchschnittes des Ovariums vor Bletia verecunda auf Tab. 9. der Illustrationen ist also auch so zu deuten, daß die sogenannten äußern drey unfruchtbaren Karpellarblätter nichts sind als die Mittelrippen der wahrhaften Fruchtblätter, welche letztere an ihren beyden eingeschlagenen Rändern mit zahlreichen Eyern besetzte Plazenten tragen.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich nun zwar allerdings, daß gegen den morphologischen nnd physiologischen Theil von Hrn. Lindley's Arbeit manche gegründete wesentliche Einwendungen zu machen sind. Indessen darf auch nicht vergessen werden, daß zu der Zeit, als er seine Ansichten niederschrieb, R. Brown's, Brongnarts u. a. neueste Beobachtungen noch nicht gemacht waren, ja Brown selbst noch in manchen hier einschlägigen Dingen ganz anderer Meynung war, und daß Hrn. Lindley in Fr. Bauers Zeichnungen eine gewiß nur in wenig Fällen nicht ausreichende Autorität zur Seite stand. Auch wird die Einleitung zu dem ganzen Werke, deren Erscheinen mit dem letzten Hefte desselben versprochen ist, uns ohne Zweifel die nöthigen Berichtigungen oder Rechtfertigungsgründe noch liefern. Jedenfalls aber sind die Freunde der Pflanzenkunde dem Hrn. Verfasser den größten Dank schuldig, daß er die monographische Bearbeitung einer so ausgedehnten und schwierigen Familie aufgenommen und auf so ausgezeichnete Weise durchgeführt hat.

Die äußere Ausstattung sowohl der Genera et Species als der Illustrations ist durchaus lobenswerth. Vielleicht dürfte mit der Zeit eine wohlfeilere Ausgabe der erstern in Deutschland (die bisher erschienen 4 Hefte kosten bereits 22 Schillinge) wünschenswerth seyn. Z.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Cultur. Von Karl Arnd. Stuttg. u. Tüb. 1835. gr. 8. XVI und 464 Seiten.

Der Verfasser macht (S. VI.) den bisherigen Schriftstellern über Nationalökonomie den Vorwurf, sie hätten „geglaubt, den Anforderungen der Wissenschaft nur dadurch Genüge leisten zu können, daß sie dieselbe mit dem sittlichen Zwecke der menschlichen Gesellschaft ausser aller Beziehung setzten.“ Dieß ist aber unrichtig. Die Meister dieser Wissenschaft haben es nie vernachlässigt, auf die tiefern sittlichen Motive hinzuweisen, wo das wirthschaftliche Princip der Selbsterhaltung zur Erklärung gewisser Thatsachen nicht hinreichte, und die eine Hälfte der National-Oekonomie, die Lehre von der Wohlstandspflege, beschäftigt sich sogar ausschließlich mit der Frage, wie durch alle Zweige der Volkswirthschaft hindurch das rücksichtlose Treiben des Eigennutzes geregelt und den Einzelnen wie dem Ganzen wohlthätig gemacht werden könne, d. h. mit der Unterwerfung der ökonomischen Thätigkeit unter die höhern sittlichen und politischen Zwecke der Völker. Wir halten es für unnöthig, den Verfasser an die Gesetzgebung über Agrikultur und Gewerbe zu erinnern, bey deren Erörterung bessere Schriftsteller neben den ökonomischen Gründen die sittlichen und politischen Beziehungen nie ausser Acht lassen, die hier von besonderer Wichtigkeit sind. Oder sind ihm die neuern Schriften über die Armenpflege unbekannt, in denen es doch wohl nicht fehlt an umfassender Würdigung der sittlichen und religiösen Momente?

Der Verfasser versichert sodann, „seine Volkswirthschaftslehre untersuche die Natur und den Werth der materiellen Güter mit steter Rücksicht auf den sittlichen Zweck der menschlichen Strebungen.“ Es thut uns aber leid, demselben bemerken zu müssen, daß er sich hierin täuscht. Er handelt allerdings neben den ökonomischen Gegenständen noch von gar vielen andern Dingen, als von der Einwirkung der Regierung auf die Geistesentwicklung und das Ehrgefühl von der Rechtspflege, der bewaffneten Macht und der Staatsverfassung u. s. w. Allein statt in allen diesen Verhältnissen die ökonomischen Beziehungen nachzuweisen und sie so wirklich in den Kreis der wirthschaftlichen Betrachtung zu ziehen (wie es z. B. von Adam Smith bey der Erziehung geschehen ist) betrachtet er sie alle ganz selbstständig. Eben so wenig aber findet man auf der andern Seite bey den ökonomischen Gegenständen die sittlichen Beziehungen hervorgehoben, und das Buch unterscheidet sich von andern Compendien der Nationalökonomie blos dadurch, daß zwischen die einzelnen ökonomischen Kapitel fremdartige Betrachtungen eingeschoben sind. Um sich hiervon zu überzeugen, bitten wir den Verfasser alle die Stellen nacheinander durchzugehen, in denen er einzelne wirthschaftliche Materien abhandelt, etwa die Lehre von der Arbeit und vom Lohne, oder die Abschnitte vom Kapital und uns anzugeben, welche *neue* sittliche Beziehungen er darin aufgezeigt hat. Beym Kapital S. 35 verspricht er wohl, später „eine genauere Untersuchung und zwar nur in Beziehung auf den sittli-

chen Zweck des menschlichen Strebens vorzunehmen," wir haben uns aber vergebens nach ihr umgesehen. Eine neue Anwendung der Moral auf die Wirthschaftslehre fanden wir blos in der Lehre von der Besteuerung, wo (S. 434) es für eine Anforderung des Sittengesetzes erklärt ist, daß eine Steuer nicht umgangen werden könne (!) und daher ausser der Grundsteuer nur eine Consumtionsabgabe, die Häusersteuer (!) gestattet wird. Als Maßstab der letztern schlägt er den Cubikinhalt (!) und wenn dieß das Bauen zu niedriger und daher ungesunder Wohnungen veranlassen sollte, den Quadratgehalt (!!) der bewohnbaren Räume vor (S. 436). Und dieß ist nach (S. 433) das Steuersystem, das den Gesetzen der Volkswirthschaft und der Sittlichkeit entspricht, und an die Stelle der jetzigen durch Zufall, Verirrung und oligarchische Einflüsse entstandenen Steuern treten soll!

Um noch ein Beyspiel von der Art und Weise zu geben, in welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, wählen wir eine der ausführlichsten Betrachtungen, den §. 24 über Colonien (S. 326 — 332). Nächst der unvermeidlichen Uebervölkerung veranlassen noch eine Menge anderer Ursachen Auswanderungen. Jede unserer Regierungen sollte daher im reinen Interesse der Cultur oder zum Wohl ihrer auswanderungslustigen Staatsbürger Colonien gründen. Zu dem Ende ist es nöthig, daß sie sich jenseits des Meers unangebaute Landstrecken erwerbe, und dort neue Wohnsitze für Wissenschaft und Kunst und die europäische Gesittung gründe. Hiebey verlange sie für das Mutterland keine Handelsmonopole, keine Steuern ꝛc.; sie setze einen nachgebornen Sohn ihres Fürsten als unabhängigen Regenten des sich so gestaltenden Schwesterstaats ein, und erfreue sich der Vortheile des wechselseitigen Verkehrs beyder Länder." Darauf macht der Verfasser noch ein paar Bemerkungen gegen die Besorgniß, die man über den Verlust an Kapital und Bevölkerung für das Mutterland äußern möchte. In alle dem wird nun wohl

kein Mensch etwas Neues oder praktisch Wichtiges finden; am allerwenigsten aber irgend etwas, das auf die gegenwärtigen Verhältnisse von Griechenland paßte. Gleichwohl fährt der Verfasser fort:

„Die Königlich Bayerische Regentschaft in Griechenland ist leider nicht von unserm Gesichtspunct ausgegangen, man beabsichtigt weder die selbstständige nationale Entwicklung der Neugriechen zu unterstützen, noch den bayerischen Auswanderern eine ihrem Nationalcharakter entsprechende besondere Existenz zu sichern. Man will vielmehr nach willkührlich entworfenen Planen die Griechen durch die Bayern civilisiren." „Sehr groß sind die Wohlthaten, welche die heutige europäische Cultur Bevölkerungen, wie jene von Griechenland und Algier zu bieten vermag, — man hat ihnen diese Wohlthaten nicht dargebracht und hat ihrer Nationalehre nicht die schuldige Rücksicht geschenkt. — „Wäre ich, fährt er fort, zum Gouverneur eines dieser Länder sogleich bey seiner Besitzergreifung (!) berufen worden, so würde ich zu dem Volke herabgestiegen seyn, ich würde mit ihm reden, denken und fühlen gelernt haben, ich würde seine Kleider angelegt, und auch seine Gebräuche und Gewohnheiten so weit angenommen haben, als dieß ohne Verletzung allgemeiner Sittengesetze hätte geschehen können."

Wie nun der Verf. ausser fünf Männern, einem Rechtskundigen, einem Kriegsmann, einem Schulmann, einem Landwirth und einem Baumeister nichts weiter verlangt hätte, als ein wohlbemanntes Kriegsschiff im Hafen zu seiner eigenen Sicherheit, und was er mit jenen fünf Männern alles auszuführen sich vorgenommen, wolle man im Buche selbst (S. 330 — 332) nachsehen. Da er übrigens (S. 329) der Meynung ist, „die Verwaltungsart von Griechenland und Algier stehe jetzt noch in Frage," und er eben deßhalb jene Ansichten vorträgt, so wäre er vielleicht noch immer nicht ungeneigt, eine solche Gouverneursstelle zu übernehmen.

F. B. W. Hermann.

Die Politik der Landwirthschaft von J. G. Elsner. Stuttgart und Tübingen 1835. 8. Zwey Bände.

(Schluß.)

Fassen wir dagegen den Stifter eines Majorats ins Auge. Auch bey ihm sind mehrere Fälle zu unterscheiden. Gewiß beging er keine Unbilligkeit, wenn er nur einen Sohn besaß, oder wenn er für jedes seiner Kinder ein gleich großes Majorat gründete, oder wenn er, selbst kinderlos, für die Nachkommen eines Seitenverwandten ein Majorat stiftete. Theilt er des Majorats wegen sein Vermögen unter seine Kinder ungleich aus, so setze man zuerst, er habe das ganze Vermögen selbst erworben, in der Absicht, einer Familie Dauer zu geben; er würde selbst weniger beschränkt und sorglich gelebt und einen größern Theil seines Erwerbes verbraucht haben, hätte ihn nicht der Gedanke belebt, eine Familie im Volke für immer der wirthschaftlichen Noth zu überheben und sie mit den Mitteln einer liberalen Existenz zu versehen. Erzieht und versorgt er dabey seine übrigen Kinder vollständig, so ist nicht einzusehen, wie diese sich beschweren könnten; man müßte ihnen denn überhaupt das Recht einräumen, ihren Vater in der Verfügung über seinen Erwerb bey seinen Lebzeiten zu beschränken. Einigermassen scheinen die Ansprüche auf Gleichtheilung des Vermögens in dem Falle gegründet zu seyn, wenn es der Vater selbst im gewöhnlichen Erbgang erhalten hat. Allein auch hier verdanken es die Kinder ganz allein seiner Wirthschaftlichkeit, wenn er ihnen überhaupt etwas hinterläßt; warum sollten sie gerade gleichviel verlangen?

Dabey darf man indeß den wesentlichen Unterschied nicht übersehen, der zwischen der gewöhnlichen ungleichen Vertheilung eines Nachlasses und der Bestellung eines Majorates statt findet. Der Majoratserbe mag wohl mehr Kapital empfangen, als seine Geschwister, darum hat er aber noch kein größeres Erbtheil. Nicht die Masse der Güter im Besitze eines Mannes bestimmen dessen Vermögen, sondern der Umfang der Rechte, die er an dieselben hat, und bey der Vergleichung der Vermögenssummen zweyer Personen muß man beyde auf solche Güter oder Werthe zurückführen, über welche jede ohne weitere Verpflichtung völlig frey verfügen kann. Wer eine gewöhnliche Erbsportion empfängt, kann damit nach Belieben schalten, alle Wechselfälle des Glücks erproben, seine Industrie auf jede Weise unterstützen, sie in beliebiger Art zur Versorgung seiner Familie verwenden, oder, falls er keine hat, in Form einer Lebensrente ganz allein verzehren. Der Majoratserbe ist im Gebrauch seines Antheils beschränkt; zu ähnlicher freyer Verfügung bezieht er bloß die Nutzung des Stammguts; in diesem selbst hat er nur ein Hülfsmittel der Versorgung eines Sohnes und einiger Unterstützung seiner übrigen Hinterbleibenden. Da wohl nur Wenige auch für mögliche Enkel vorausſorgen, so dürfen wir die Hoffnung, einen Enkel aufs Gut kommen zu sehen, nicht hoch anschlagen; um so weniger, als ja auch gewöhnlich die Brüder oder Geschwister des Majoratserben auf den Fall des Aussterbens seiner Linie nicht ohne Anspruch an das Majorat sind.

Wie dem auch sey, jedenfalls kann man das Majorat nur mit einem Theile seines Werthes den freyen Erbtheilen an die Seite setzen. Der andere Theil ist vom Stifter gar nicht dem Majoratserben hinterlassen, sondern der Verfügung seiner Kinder völlig entzogen und der weit allgemeinern Aufgabe gewidmet, für alle Zukunft den Sicherstand einer Familie zu gründen, wobey wohl im Anfange der Majoratserbe, für die späteren Zeiten aber mehr der Staat betheiligt ist, auf dessen Standpunkt allein der Werth eines solches Instituts gehörig in die Augen fällt. Nicht darum handelt es sich hier, ob einem Vater mit Billigkeit die ungleiche Vertheilung seines Nachlasses unter seine Kinder zugestanden werden könne; sondern, ob man ihm gestatten solle, einen Theil seines Vermögens der Verfügung seiner Kinder überhaupt zu entziehen und ihn

allgemeinen Zwecken zu widmen, mögen dabey seine eigenen Nachkommen betheiligt seyn, oder nicht. Die nähere Erwägung dieser Frage würde uns hier zu weit führen. Dagegen müssen wir noch einen besondern Vorwurf beleuchten, der den Majoraten gemacht wird.

Man sagt, sie schwächen den Erwerbfleiß und die wirthschaftliche Thätigkeit im Volke; der Majoratserbe werde lässig und ein schlechter Hauswirth, weil er der Erlangung eines ausreichenden Vermögens sicher sey. Wer sieht aber nicht, daß dieser Vorwurf ganz allgemein gegen alles Erbrecht gilt? Wenn die Aussicht zu erben den Majoratserben gleichgültig gegen den Erwerb macht, warum nicht jeden Notherben? Vielleicht wird dieß bey großem Erbgut zugestanden; wer wagt es aber darum zu behaupten, es sey besser, den Seinigen nichts oder wenig zu hinterlassen? Zwar sind wir in dieser Hinsicht überhaupt anderer Meynung, und verweisen auf die Erfahrung, welche lehrt, daß in unserer Zeit reiche Erbtheile durchaus besser bewahrt und verwaltet werden, als in älterer, und daß man in vermöglichen Familien gegenwärtig mehr Sinn für Wirthschaftlichkeit und verständige Beschränkung der Genüsse findet, als in unbemittelten. Indeß scheint es uns doch, als ob in den Familien der Landwirthe das gleiche Erbrecht der Kinder auf das Gut wirklich nachtheiliger auf die Gesammtbetriebsamkeit des Volkes wirken müsse, als das Vorherrschen von Majoraten. Betrachten wir zuerst das Interesse der Gutsbesitzer und Familienväter.

Haben alle ihre Kinder gleichen Anspruch ans Gut, so sind sie weiterer Sorge für dieselben überhoben; jedes mag zusehen, wie es mit seinem Antheil ein Unterkommen findet. Erbt nur ein Sohn das Stammgut, so muß der Vater, wenn er anders seine Pflicht kennt, für seine übrigen Kinder eben so sorgen, wie wenn er kein Vermögen hätte. Hat er sonst keinen Erwerb, so darf er nicht die ganze Gutsrente für seine laufenden Bedürfnisse verwenden, sondern er muß einen Theil derselben aufsparen, um seinen nachgebornen Söhnen und seinen Töchtern ein Unterkommen zu verschaffen. Hierin unterstützt ihn insonderheit die Benützung der Lebensversicherungskassen, die daher auch in England so große Geschäfte machen. Weit entfernt also, daß ein Majorat seinen Besitzer gleichgültig gegen den Erwerb machte, so zwingt es ihn gerade zu größerer Sparsamkeit und Vorsorge, als der Besitzer eines frey erwerbbaren Gutes anzuwenden braucht. — Sehen wir sodann auf den Stifter eines Majorats, so erscheint die Befugniß, ein Majorat zu gründen, als einer der kräftigsten Antriebe zum Erwerb, und zugleich als ein solcher, der sittlich und politisch sich rechtfertigen läßt. Denn es ist gewiß etwas höchst tüchtiges, mit eigener Anstrengung und Beschränkung eine Familie für alle Zukunft wirthschaftlich selbständig zu machen, und dem Staate muß ein solcher Mann immer als ein öffentlicher Wohlthäter erscheinen.

Indem wir auf solche Weise die Vortheile hervorheben, welche die Befugniß, Majorate zu errichten und das Bestehen dieser Institute unverkennbar mit sich bringen, so gestehen wir allerdings zu, daß sie nur unter der Voraussetzung eintreten, wenn der Majoratsherr das Gut nicht verpfänden darf, und wenn es so groß ist, daß aus seinem Ertrag nicht bloß der laufende Bedarf einer Familie vollständig gedeckt, sondern auch so viel angesammelt werden kann, als zur Versorgung der übrigen Kinder ausser dem Majoratserben nöthig ist. Daß dazu kein so großer Gutswerth erfordert wird, daß der Majoratsbesitzer schwelgerisch leben kann, versteht sich von selbst. Wo die Majorate so vorherrschen, wie in England, ist vielleicht noch die in diesem Lande angeordnete Beschränkung ihrer Dauer nothwendig, damit es nicht ganz an käuflichem Boden fehle.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Prof. Friedrich Bülau. Leipzig, 1835. gr. 8. X. und 414 Seiten.

Der Verfasser begreift unter dem Namen der Staatswirthschaft die Thätigkeit des Staats für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an materiellen und immateriellen Gütern, also dasjenige, was bisher gewöhnlich Wirthschaftspolizey oder Wohlstandspflege genannt wurde; doch hat er auch bey jener Bezeichnung Vorgänger und am Ende liegt am Namen nicht viel. Er nimmt drey Grundquellen der Güter an: die Naturkraft, die Arbeit und das Kapital *) und findet hiernach in der staatswirthschaftlichen Thätigkeit drey Hauptrichtungen, die er in den drey Büchern des vorliegenden Werkes verfolgt. Während er nun hierin anscheinend mit andern Bearbeitern der Wirthschaftspolizey so ziemlich übereinstimmt, weicht er doch darin von ihnen ab, daß er die „Sorge des Staates in Bezug auf die Menschenkraft“ viel weiter ausdehnt, als es bisher in wirthschaftlichen Schriften geschah. Er handelt nämlich im ersten Buche die ganze Erziehungslehre, so weit sie für den Staat wichtig ist, sammt allen Maßregeln ab, die man gewöhnlich in der Kultur-Polizey betrachtet.

Welcher Ansicht über die Productivität der Arbeit man auch zugethan seyn mag, so sind doch alle Schriftsteller darüber einig, daß Arbeitsleistungen nur in so fern eine ökonomische Betrachtung zulassen, als sie ausser ihrer Brauchbarkeit auch Tauschwerth haben; und die Menschenkraft ist nur so weit als eine Quelle wirthschaftlicher Güter anerkannt, als sie — nach den Einen durch Arbeit den Tauschwerth körperlicher Sachen erhöht, nach den Andern überhaupt eine Leistung gewährt, die als brauchbar Tauschwerth erlangt. Daß hier der Mensch nur einseitig betrachtet wird, ja daß man seine Thätigkeit eigentlich bloß von dem reinirdischen Standpunkt aus auffaßt, wo sie als Hülfsmittel der Befriedigung der Bedürfnisse geschätzt und vertauscht wird, kann eben so wenig einen Vorwurf gegen die Wirthschaftslehre begründen, als man es der Anatomie verargt, daß sie nicht zugleich Psychologie ist. Wenn daher bisher in dem praktischen Theile der Nationalökonomie, oder der Wirthschafts-Polizey, nicht alle die öffentlichen Maßregeln besprochen wurden, welche der Staat selbst oder gemeinsinnige Bürger zur Entwicklung und Ausbildung des Volkes in allen Beziehungen treffen mögen, sondern wenn man sich begnügte, unter den Bildungsmitteln nur diejenigen hervorzuheben und zu beleuchten, welche zunächst auf die Production von Tauschgütern Einfluß haben,

*) Nach unserer Ansicht besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen dauernd genutztem Vermögen, es mag ursprünglich von der Natur geboten, oder durch Arbeit, oder auch durch das bloße Zusammenleben der Menschen entstanden seyn; wir fassen daher im Eigenthum befindliche Naturgegenstande, Producte und Verhältnisse, wenn sie die Grundlage einer Nutzung von Tauschwerth sind, als Kapital auf, und es scheint uns dieß auch darum nothwendig, weil sehr viele dauernd nutzbare Vermögenstheile zwey oder gar alle drey einzelne Arten des Kapitals in sich vereinigen. So ist z. B. ein Haus in einer frequenten Straße 1) Grund und Boden, 2) Product von Arbeiten und Nutzungen, 3) Absatz- oder Erwerbsgelegenheit, also Verhältniß.

so scheint uns dieß eben so richtig, als nothwendig. Nicht unbeachtet blieben darum die übrigen Seiten der Volksbildung, sondern sie wurden nur denjenigen überlassen, welche sich die Erziehungslehre in ihrem ganzen Umfange zum Geschäfte machen, und die allein sie vollständig abzuhandeln vermögen, weil sie sich auf einen weit höheren Standpunkt der Betrachtung des menschlichen Lebens stellen können, als der Wirthschaftslehrer. Darf man den Gegenstand der Pädagogik in die Staatswirthschaftslehre ziehen, weil der Mensch unter anderen wesentlichen und höheren Aufgaben auch die hat, für seine Subsistenz zu arbeiten und also mit der Entwickelung des ganzen Menschen zugleich eine Entfaltung der Arbeitsfähigkeit verbunden ist, so hat auch der Pädagog das Recht, die ganze Wirthschaftslehre als eine Abtheilung seiner Wissenschaft vorzutragen, da es ja immer nur der Mensch ist, dessen Bedürfnisse und Thätigkeit in der Wirthschaft walten, und da er wirklich nicht umhin kann, die ökonomische Seite des Lebens in seinem Erziehungsplane zu berücksichtigen. Uns scheint beydes gleich schädlich für die Wissenschaft, wie für das Leben; die Forschung verliert ihren festen Standpunkt, das Handeln seinen Maßstab der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit: und wir sind der Ueberzeugung, daß, wie viel auch der Pädagog vom Wirthschaftslehrer und der Oekonom vom Erzieher zu lernen habe, doch Pädagogik und Staatswirthschaft weit besser getrennt bearbeitet werden; abgesehen davon, daß es keine Bereicherung der Wissenschaft im Ganzen ist, wenn man einem Zweige derselben nimmt, was man dem andern giebt. Dabey sind wir natürlicherweise weit entfernt, zu behaupten, daß Niemand im Stande sey, in einem Buche, das den Namen einer Wirthschaftslehre trägt, gründlich und vollständig über Erziehung und Unterricht zu schreiben: aber eine gute Schrift hat dann einen unrichtigen Titel.

Wiewohl eine neunzehnjährige Thätigkeit auf allen Stufen des Lehramtes den Referenten wohl berechtigen möchte, über den Gegenstand des ersten

Buches des vorliegenden Werkes ein Wort mitzusprechen, so wird er sich doch, um nicht in denselben Fehler zu verfallen, den er am Verfasser tadelt, auf einige Bemerkungen beschränken, zu denen ihm das zweyte Buch Veranlassung giebt, das „die Sorge des Staats in Bezug auf die Benutzung der Naturkraft“ überschrieben ist, und von den öffentlichen Maßregeln handelt, welche zur Förderung des Landbaues, der Gewerbe und des Handels dienlich sind.

Der Verfasser erklärt sich im §. 44. aus den bekannten Gründen für die Aufhebung der Gebundenheit der Landgüter und die freye Verkäuflichkeit der einzelnen Grundstücke. Da er es aber doch nicht für unmöglich hält, daß die Verkleinerung der Grundbesitzungen üble Folgen habe, so räth er zu Aufstellung eines Minimums, unter das die bestehenden Bauerngüter nicht herabsinken dürfen und welches mit Rücksicht auf die Gegend so zu bestimmen sey, daß es eine Familie bey Selbstbestellung ausreichend nähre. Bekanntlich ist diese Maßregel schon öfter vorgeschlagen worden, sie empfiehlt sich auch auf den ersten Blick als ein Mittelweg; und doch läßt sich leicht zeigen, daß die Sache noch lange nicht von allen Seiten erwogen ist. Es sind hauptsächlich zwey Gründe, die man für die Auflösung der gebundenen Höfe anführt: der Boden erhalte höheren Werth und er werfe höheren Ertrag ab. Was das erste betrifft, so haben allerdings diejenigen, welche gleich Anfangs dismembriren, den Vortheil, aus ihren einzelnen Grundstücken mehr zu erlösen, als aus dem Gut im Ganzen. Dieser Gewinn verschwindet aber in dem Maße, als durch fortgesetzte Zerschlagung von Gütern mehr walzende Grundstücke ausgeboten werden; ja bey völlig freyer Verkäuflichkeit des Bodens in beliebigen Parcellen kann ein Punct eintreten, wo es so mühsam und unvortheilhaft wird, ein größeres Gut aus kleineren Stücken zusammen zu kaufen, daß ein wohlverbundener Complex von Feldern sogar mehr gilt, als dieselben Grundstücke vereinzelt. Dazu kommt noch ein Um-

stand, der eher auf Vernichtung, als auf Erhaltung und Erhöhung eines Theils des Vermögens hinwirken könnte, das jetzt in der Landwirthschaft nutzbar angewendet ist. Gegenwärtig sind die Wirthschaftsgebäude überall dem Umfang der Felder angemessen; wird ein Theil der Grundstücke wegverkauft, so werden sie zu groß und man hat, im Vergleich zum Gutsertrag zu viel Reparaturen nöthig, oder, mit andern Worten, der Gutsrest giebt weniger Ertrag, als er bey verhältnißmäßigen Wirthschaftsgebäuden und übriger Einrichtung geben würde. Was also vorübergehend am Kaufschilling der einzelnen Aecker zu gewinnen ist, verliert man am Ertrag und am Ende auch am Tauschwerth des verkleinerten Guts. In der Größe der Wirthschaftsgebäude liegt auch auf der andern Seite ein natürliches Hinderniß der Vergrößerung bestehender Güter durch Zukauf von Grundstücken. Denn man ist bald gezwungen, die Wirthschaftsgebäude zu vergrößern; aber ein Bau von Wirthschaftsgebäuden kann sich nur lohnen, wenn sie fortwährend zu einem angemessenen Complex von Grundstücken gehören, wofür bey der völlig gleichen Verkäuflichkeit der einzelnen Grundstücke keine Garantie vorhanden ist. Daß neben gebundenen Gütern einzelne Aecker so hoch im Preise stehen, rührt besonders daher, daß man sie an bestehende Hofgüter anschließen kann, die schon mit Gebäuden und übriger Einrichtung versehen sind. Aus einzelnen Grundstücken ein Gut zusammen zu kaufen und dann Gebäude dazu zu erbauen, würde so lange unmöglich seyn, als nicht ihr Preis eben darum tiefer stände, als der Preis der zu bestimmten Höfen gehörigen, weil ihr Anbau erst noch die Erbauung oder den Ankauf von Wirthschaftsgebäuden erfordert. In den Wirthschaftsgebäuden liegt daher ein natürliches Band für den Umfang an Feldern, dem sie angepaßt wurden, und das gesetzliche Verbot der Gutszertrümmerung ist nur eine Befestigung dieses natürlichen Verhältnisses. Man sagt, wer jetzt ein kleines Gut vergrößern, eine größere Wirthschaft verkleinern wolle, finde keine Grundstücke feil, dürfe nichts wegverkaufen. Beyde Vorwürfe zeigen blos einen Mangel an Erfahrung. Ein kleiner Grundbesitzer, der zu größerm Vermögen gekommen, wird wohl nie sein kleines Gut durch Zukauf einzelner Felder bedeutend vergrößern wollen, weil es ihm in seinen Gebäuden an Raum zur größern Wirthschaft fehlt: er verkauft lieber das kleine Gut und kauft sich ein größeres, das seinem Vermögen oder seiner Industrie angemessener ist. So wird ein ordentlicher Hauswirth, dem seine bisherige größere Wirthschaft nicht mehr ansteht, besser sein größeres Gut im Ganzen verkaufen und auf ein kleineres ziehen, als daß er einen Theil der Grundstücke des größeren Gutes verkauft, mit dem Rest in unverhältnißmäßigen Gebäuden eine zu kostspielige Wirthschaft führt und hintendrein vielleicht noch am Werthe des verkleinerten Guts verliert, was er beym Wegverkauf eines Theils der Grundstücke gewann.

Abgesehen von alle dem drängt sich hier noch eine Bemerkung auf, die bisher ganz übersehen wurde. Zugegeben, die Wenigen, welche zu rechter Zeit dismembriren, erlösen mehr, als beym Verkauf im Ganzen: können sie sich denn beklagen, wenn sie an diesem Gewinn verhindert werden, auf den sie doch beym Gutskauf keine Aussicht hatten, ja der sich ihnen eben nur darum darbietet, weil sie selbst das gebundene Gut wohlfeiler gekauft haben? Stehen gebundene Güter niedriger im Werthe, als ganz aus walzenden Grundstücken zusammengesetzte, so litten blos diejenigen einen Verlust, während deren Besitz die Zertrümmerung verboten wurde; nicht der neue Käufer. Ist daher die Zertrümmerung der Bauerngüter möglicherweise mit gemeinschädlichen Folgen verknüpft, so findet sich wenigstens in der Rücksicht auf die gegenwärtigen Besitzer derselben keine Aufforderung, die Verantwortlichkeit für diese Folgen zu übernehmen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Vorschlag, die bisherigen gebundenen Güter nur bis auf ein Minimum verringern zu lassen. Was hier auch

erfolgen mag, immer werden eben so viele gebundene Güter vorhanden seyn, wie bisher, nur neben ihnen mehr walzende Grundstücke. Während aber bey den jetzigen Höfen Gebäude und Grundstücke in richtigem Verhältniß stehen, sind nunmehr viele der verkleinerten Besitzungen mit übergroßen Gebäuden beschwert, also ungünstiger zu bewirthschaften, als die früheren größeren Höfe. Am übelsten stände es, wenn die Maßregel ihre volle Wirkung äußerte und allmählig alle jetzt gebundenen Höfe aufs Minimum reducirt würden. Denn hier hätte man lauter gleichgroße gebundene Güter, die schon darum tief im Werthe stehen müßten, da sie dem Käufer die Auswahl in Bezug auf Größe nicht erlaubten, die jetzt unter den gebundenen Höfen sich aufs vortheilhafteste darbietet. Hiernach scheint es uns weit besser, die jetzige Gebundenheit von Gütern der verschiedenartigsten Größe beyzubehalten, als erst bey einem bestimmten Ueberrest derselben die weitere Zerstückelung zu verbieten.

Wir sind weit entfernt, diese Betrachtung für eine genügende Erörterung der einschlägigen Theile eines bestehenden oder neuzugebenden Culturgesetzes zu halten: wir wollten nur darthun, wie wenig haltbar dasjenige ist, was gegenwärtig hierüber in den meisten Schriften als das Ausgemachteste, ja fast als ein Axiom vorgetragen wird.

Uebrigens machen sich die Vertheidiger der freyen Verkäuflichkeit der gebundenen Güter in einzelnen Grundstücken fast alle eines Widerspruchs schuldig, der gegen die Haltbarkeit ihrer Ansicht ein ziemlich gewichtiges Zeugniß ist. Wer immer nämlich über Agricultur-Gesetzgebung schreibt, empfiehlt die Arrondirung der Güter, d. h. die Zusammenlegung der Felder eines Hofguts in einen oder doch in so wenige Complexe, als irgend möglich ist. Zu dem Ende tauschen die einzelnen Eigenthümer ihre zerstreut durcheinander liegenden Felder aus und gleichen die Werthverschiedenheiten in Geld aus. Ist

es unvermeidlich, einzelne Complexe so entfernt vom Dorf zu bilden, daß sie nicht wohl von den bisherigen Wirthschaftsgebäuden aus bestellt werden können, so entschädigen die übrigen Abtheilenden deren Besitzer für den Bau neuer Gebäude auf den arrondirten Grundstücken. Ein großartiges Beyspiel der Arrondirung der Bauerngüter giebt Mecklenburg. Nach von Thünen gewährt sie eine Ersparniß an den Bestellungs- und Aerntekosten, die im Ganzen einem reinen Gewinn von mehreren Millionen Thaler gleich zu achten ist.

Je strenger nun diese Grundtheilung oder Vereinödung durchgeführt ist (vollständig wäre es der Fall, wenn Jeder seine Wirthschaftsgebäude mitten in seinen Feldern hätte), desto weniger ist fernerhin eine theilweise Veräußerung der Güter möglich, desto mehr sind sie auch ohne gesetzliche Bestimmung durch die Natur der Sache gebunden. Gegenwärtig nämlich, wo die einzelnen Grundstücke eines Hofguts in der ganzen Flur zerstreut liegen und die Felder in allen Richtungen von Feldwegen durchschnitten sind, oder doch die Fuhrwegs-Gerechtigkeit haben, und alle Besitzer im Dorfe wohnen, ist jedem derselben jedes Grundstück ziemlich gleich gut gelegen und zugänglich, und es kann bey Zerschlagung eines Guts jedem angeboten werden; dieß hört auf, sobald die Felder abgerundet, die nutzlosen Feldwege und Servituten aufgehoben sind. Wer von da an Grundstücke zukaufen will, findet gelegene nur bey seinen Gränznachbarn; wer verkauft, hat bloß diese zu Käufern.

Offenbar ist dieß aber dem Kauf eben so hinderlich, als dem Verkauf: denn die wenigen Besitzer, deren Grundstücke Einem allein anstehen, werden übermäßige Preise setzen; die wenigen Käufer, denen man seine Gutstheile anbieten kann, nichts dafür geben wollen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Remarks on the Theory of the Elevation of Mountains. By Greenough (Edinburgh new philosophical Journal Aug. — Octbr. 1834.) In Vergleichung mit Göthe's Ansichten über Geologie (Nachgelassene Werke Bd. 11.)

Der scharfsinnige Verfasser obenangeführter Bemerkungen bestimmt zuerst näher den Begriff von Erhebung. Vergebens, sagt er, habe er aber versucht, auch Ort, Gestalt, Größe der mannigfaltigen Gegenstände zu bestimmen, welche man für erhoben ausgebe. Dann kritisirt er mehrere Angaben von Hebungen bey Erdbeben, welche man in unserer Zeit beobachtet haben will. I believe, ist das Resultat seiner Kritik, there is not as yet one well authenticated instance in any part of the world of a non – volcanic rock having been seen to rise above its natural level in consequence of an earthquake. Hierauf werden kritisch die behaupteten früheren Hebungen von Ländern, Continenten, Formationen ꝛc., zuletzt die angenommenen Ursachen der Erhebungen, beleuchtet.

Bey der präcisen Darstellung des Verf. erleidet diese vortreffliche Arbeit nicht wohl einen Auszug, es ist vielmehr sehr zu wünschen, daß dieselbe bald vollständig durch eine Uebersetzung dem deutschen Publikum mitgetheilt werde. Dieß ist um so wünschenswerther, als viele Geologen sich so ganz im unanfechtbaren Besitze der Wahrheit wähnen, daß sie etwanigen Widerspruch kaum oder gar nicht mehr berücksichtigen. Das Gesagte ergiebt sich unter Anderm daraus, daß man eine schon seit mehreren Jahren gedruckt vorliegende Polemik gegen die jetzt herrschenden geologischen Bildungshypothesen fast gänzlich ignorirt hat. Ignorirt hat, darf ich wohl zuversichtlich sagen, da diese Polemik nicht etwa von einem obscuren Schriftsteller herrührt, sondern von einem Manne, dessen Schriften in Aller Händen sind, welchen namhafte Geologen persönlich kannten und anerkannten – von Göthe. Ich will diese Göthische Polemik in der Kürze, meist mit des Verf. eigenen Worten, darzulegen suchen. Es bedarf wohl keiner Entschuldigung, wenn ich meiner Darlegung eine Charakteristik des naturwissenschaftlichen, insbesondere des geologischen Strebens und Arbeitens Göthes voranschicke.

Jede Corporation erlebt mit der Zeit einen bestimmten Gewohnheitscharacter, und beschreibt einen, jeden Fremden zurückweisenden, Bannkreis um sich. So wie aber der einzelne Mensch zur Trägheit geneigt ist, und der Nerv seines Willens leicht einschläft, so schläft auch Gewissen und Gewissenhaftigkeit einer Körperschaft leicht ein, wofern nicht Wächter und Weckstimmen den Einzelnen, wie die Körperschaft, aus der Lethargie reißen. Wer sind die weckenden Wächter? Als im Mittelalter die Geistlichkeit schläfrig wurde, da brachen Bettelmönche unsanft durch die Parochialzäune und weckten; Dissenters thaten der Episcopalkirche denselben Dienst. Damit privilegirte Zunftmeister nicht nachläßig würden und ihren Mitbürgern schlechte Waare lieferten, ordneten unsre Vorfahren die Jahrmärkte an, da dann fremde Handwerker mit den einheimischen concurriren, und letztere nöthigen, gut und wohlfeil zu arbeiten.

Auch in der Wissenschaft bildeten sich abgeschlossene

Gilden, deren Glieder eine bestimmte Schule durchgemacht, und, nach Art der Handwerker, durch Meisterstücke, ich meine, durch Disputationen, Reden und Dissertationen, das Recht der Mitgliedschaft erwarben. Wer sind die Wächter und Wecker, wenn die wissenschaftlichen Gilden laß und schläfrig werden? Es sind die Dilettanten. Hat sich eine wissenschaftliche Zunft aufs Beste miteinander eingelobt und verständigt, so daß alle ihre Glieder gleiche Ansichten haben und gleiche Sprache führen, so steht unvermuthet ein solcher Dilettant auf, der nicht mit in ihrem Rathe saß, sieht die Dinge anders an, greift sie anders an, spricht, unbekümmert um die Zunftsprache, ein eigenthümliches wissenschaftliches Idiom. Sind dann die Zunftmeister ihrer Wissenschaft nicht recht gewiß, so gerathen sie in Verlegenheit, wofern der sie drängende Dilettant ein tüchtiger Mann ist; die Verlegenheit beschämt, die Scham regt auf, und man geht durch den unbequemen Eindringling halb und halb gezwungen, von Neuem ans Werk, das man schon abgethan wähnte. So die Redlichen; die Unredlichen, oder auch von Faulheit Ueberwältigten weisen wohl den Dilettanten vornehm ab. Hiermit will ich jedoch keineswegs der großen Anzahl unbedeutender, eingebildeter Autodidakten das Wort reden, so wenig als die lebendige, Ehrfurcht gebietende vis unita tüchtiger Gelehrtencorporationen angreifen.

Daß eminente Köpfe ihren eigenen Weg giengen und nicht gelehrten Zünften einverleibt wurden — öfters wohl deßhalb, weil sie eine Universitas in Person waren, und darum nicht zu Gliedern taugten — daß sie eben dadurch fast unwillkührlich Opponenten jener Zünfte wurden, davon haben wir viele Beyspiele. Welche Mühe kostete es nicht Voltaire, obwohl er auf der größten Höhe menschlicher Berühmtheit stand, bis er es endlich durchsetzte, im 52sten Lebensjahre, in die Pariser Akademie aufgenommen zu werden; Rousseau ward, so viel ich weiß, nie Mitglied derselben. — Eben so gehörte Göthe, wie er selbst sagt, nie zu einer Innung.

Höchst glücklich organisirt — er war ein sehr schöner Mann — geboren mit den reizbarsten und empfänglichsten Sinnen, besonders mit den Adleraugen eines Künstlers, zog ihn das Sichtbare gewaltig an, die Werke Gottes wie der Menschen. Gebirge, Flüsse, das Meer, Pflanzen und Thiere, Wolken, Lichter, Farben, Bauwerke und Bildsäulen, Gemälde, Münzen, vor allem aber die Menschen selbst; Alles zog ihn an, klar faßte er Alles auf, und mit kräftiger Conception hielt sein innerer Sinn die Bilder fest; was er aber innerlich so bestimmt und lebendig schaute, sprach er eben so bestimmt und lebendig in Worten aus. Wie der Reichthum seines innern Sinns sich mehrte, wie dieser Sinn wuchs und erstarkte, so wuchs und erstarkte gleichmäßig seine Denkkraft. Göthes Denkvermögen sey gegenständlich thätig, sagte Heinroth, sein Anschauen sey ein Denken, sein Denken ein Anschauen; diesem Urtheil stimmt Göthe selbst ganz bey. Sein Denken war das Gegentheil jenes philosophischen, das sich von obersten Principien zur Sinnenwelt herabläßt. Doch war es nicht das volle Gegentheil, da Göthe selten von der Sinnenwelt zu den obersten philosophischen Principien aufstieg; höchstens berührte er diese, und zog sich dann sogleich wieder in die reiche Bildergallerie seines innern Sinnes zurück, in welcher er sich heimisch fühlte, und mit Liebe und Verstand waltete.

Was das Verhältniß der Freude Göthe's an der sichtbaren Welt zur christlichen Religiosität betrifft, so dürfte folgender Ausspruch eines Alten volle Anwendung auf dasselbe erleiden: Et gaudebam in eis, et nesciebam unde esset, quidquid ibi verum et certum esset. Dorsum enim habebam ad lumen et ad ea quae illuminantur faciem: unde ipsa facies mea, qua illuminata cernebam, non illuminabatur. *) —

Wenn Göthe's Universalität innig mit der ursprüng-

*) Vrgl. Weisheit 13, 7—9. Ich behalte mir vor, ein anderesmal von dieser Kehrseite zu sprechen.

lichen, sein ganzes Leben hindurch sorgfältig ausgebildeten, universellen Empfänglichkeit seiner seelenvollen Sinne zusamenhieng, so ist es interessant zu untersuchen, welcher Art die Universalität anderer großer Männer gewesen, was sie getrieben und befähigt, sich nach allen Seiten umzuschauen und auszubreiten. Wie von Göthe so ganz verschieden ist z. B. Kant, der sich lebhaft für alle Länder der weiten Erde, für ihren natürlichen Charakter wie für die Sitten und Künste ihrer Bewohner interessirte, und dennoch nie sein geliebtes Königsberg verließ! Gewiß war es nicht sinnliche Empfänglichkeit, welche ihn universal ausbildete. Bey den Sitzungen des Nationalinstituts, denen ich in den Jahren 1808 und 1809 beywohnte, fiel mir unter so vielen ausgezeichneten Männern einer auf, welcher seine Meynung über Vorlesungen der heterogensten Art aussprach, während die Meisten nur auf dies oder jenes eingiengen. Der Mann war Laplace; seine Universalität gründete sich, wie die Newtons und Keplers, auf die Universalität jener göttlichen Mathematik, welche im tiefsten Grunde der Kreaturen wie der Kunstwerke waltet.

Von der Universalität des Mathematikers war aber die Göthesche am meisten verschieden; dem sonst so reich begabten Manne war das mathematische Talent ganz versagt. Er gesteht dies selbst. „Der Vrf., sagt er von sich in der Farbenlehre, kann sich keiner Cultur von dieser Seite (nämlich von Seiten der Mathematik) rühmen, und verweilt auch deßhalb nur in den von der Meßkunst unabhängigen Regionen.“ An einem andern Orte sagt er: Ich hörte mich anklagen, als sey ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik, die doch niemand höher schätzen kann, wie ich, da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden.“ So tritt der über sich selbst klare Mann hier bescheiden zurück.

Es kann uns nicht wundern, wenn die reine Mathematik nicht in Künstlerseelen wohnt. Wie die Bienen es bescheiden französischen Mathematikern überließen zu demonstriren, daß die dodekaedrische Figur ihrer Zellen die allerverständigste und zweckdienlichste sey; so überlies es Seb. Bach dem Kirnberger, aus den Schöpfungen seines musikalischen Talents Gesetze des reinen Satzes zu abstrahiren; so schafft der Dichter von höherm Instinkt getrieben wohlklingende Verse, der Metriker mag sich aus denselben seine mathematische Theorie entnehmen. Von der „dürren Zahl und dem strengen Maaß,“ welche wie Knochenskelete Träger der Kreaturen und Kunstwerke sind, wendet sich das Gemüth des Künstlers gern weg, zur überkleidenden Schönheit, zum Licht und Farbenglanz, zu Blumen und Bildwerken, zum anmuthig Beweglichen, Lebendigen.

Wenn Göthe, trotz des Bewußtseyns seines mathematischen Unvermögens, der Mathematik dennoch alle Ehre erzeigt, wenn er besonders Keplern preist, so ist er andrerseits über den Mißbrauch der Mathematik und die Anmaßungen vieler Mathematiker seiner Zeit tief empört. „Sie sind, sagt er, wunderliche Leute; durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universal-Gilde aufgeworfen, und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann.“ Hierauf bezieht sich auch folgendes Gedicht:

Das ist eine von den alten Sünden,
Sie meynen: Rechnen das sey Erfinden.
Und weil sie so viel Recht gehabt.
Sey ihr Unrecht mit Recht begabt.
Und weil ihre Wissenschaft exact,
So sey keiner von ihnen vertact.

„Das Recht, sagt er, die Natur in ihren einfachsten geheimsten Ursprüngen, so wie in ihren offenbarsten, am höchsten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmassen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet.“

Wie er aber im Allgemeinen über den ausschließenden Zunftgeist der Mathematiker klagt, so ins-

besondere über ihr Verfahren gegen seine Leistungen in der Optik.

„Es übt, sagt er, schon seit zwanzig Jahren die physikomathematische Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; sie verschreien solche in Collegien und wo nicht sonst. — Der Besitz, in dem sie sich stark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in diesem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Aristokratie sich zu wehren alle Ursache hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Prof. Friedrich Bülau. Leipzig, 1835. gr. 8. X. und 414 Seiten.

(Schluß.)

Gerade bey dem Zustand der Güter, welchen selbst die Gegner der Gebundenheit als Hauptbedingung guter und wohlfeiler Landwirthschaft ansehen, tritt also zu dem, was wir oben in Bezug auf die Angemessenheit der Wirthschaftsgebäude anführten, noch ein viel stärkeres Hinderniß der Zerstückelung hinzu und rechtfertigt den gesetzlichen Schutz dieser natürlichen Verhältnisse noch mehr.

Auch unser Verfasser erkennt (§. 44.) die Vortheile der Arrondirung an; um aber doch zugleich die freye Verkäuflichkeit möglich zu machen, durch welche nothwendigerweise allmählich die Grundtheilung wieder vernichtet und die Grundstücke der einzelnen Besitzer wieder in der ganzen Flur zerstreut würden, wenn anders nicht die von uns angeführten wirthschaftlichen Hindernisse im Wege ständen, so räth er die Arrondirung von Zeit zu Zeit aufs neue vorzunehmen. Wer aber weiß, mit welchen Kosten diese Maßregel verbunden ist, der wird mit uns die Befürchtung theilen, daß auf solche Weise leicht der Vortheil der Zusammenlegung in Arrondirungskosten verloren gehen

könnte. Und wie sonderbar! die Gesetzgebung darf im Interesse des Landbaues und um die bisherige theuere Wirthschaft in eine wohlfeilere zu verwandeln, den Willen der einzelnen Besitzer brechen, die sich der Neigung der Mehrzahl der Gemeindeglieder, zu arrondiren, widersetzen; wenn aber später die arrondirten Güter zerschlagen und die wohlfeileren Wirthschaften in kostspieligere verwandelt werden wollen, so darf sie die Besitzer nicht hindern; sondern sie muß das Unvernünftige geschehen lassen und kann nur gelegentlich widerstrebende Gemeindeglieder zu einer neuen Grundtheilung zwingen!

Nicht weniger schwer, als in Sachen der Agricultur, ist es, Rath zu geben über die Verbesserung der Gewerbsgesetze. Als Beyspiel heben wir in der vorliegenden Schrift nur einen Punkt hervor. Der Verfasser ist (S. 315) mit andern Schriftstellern der Meynung, der Grundsatz der Gewerbfreyheit fordere unbedingt die Freyheit der Niederlassung, was bekanntlich Andere (neuerlich, wie uns scheint, am trifftigsten Benedict) für schädlich erklären. Gleichwohl will er, daß man diejenigen Etablissements hindere, die gar keine Bürgschaft ihres glücklichen Erfolges darbieten; er verlangt „objective Gewerbfreyheit mit Beschränkungen aus subjectiven Gründen.“ Ausser einigen Bedingungen in Bezug auf die Fähigkeit zum Meisterrecht macht er dann die Forderung, daß Niemand vor einem bestimmten Lebensjahre selbständig ein Gewerb beginne und daß Jeder wenigstens so viel Vermögen nachweise, als die Gesammtsumme aller seiner im ersten Jahre nothwendigen Gewerbsauslagen beträgt. Abgesehen von dem Widerspruche, den man hierin mit der unbedingten Freyheit der Niederlassung finden wird, möchten aber diese Schranken der Ansässigmachung leicht noch enger und willkührlicher erscheinen, als die Vorsichtsmaßregeln des Zunftwesens.

F. B. W. Hermann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Remarks on the Theory of the Elevation of Mountains etc.

(Fortsetzung.)

So sehen wir den reichbegabten originalen Mann als großartigen Dilettanten, als Meister auf eigene Faust, der herrschenden mathematischen Tendenz der Physiker seiner Zeit entgegen treten, zwar unfähig den Krieg in der Heimath der Feinde, im Lande der Mathematik, auszufechten, aber wohl eben so unangefochten von ihnen in seiner Heimath. Es entstand ein Streit wie der zwischen zwey Menschen, welche zwey verschiedene Sprachen reden, da dann durch die Unmöglichkeit sich zu verständigen, die Bitterkeit wächst. Göthe erkannte auch hierin seine Stellung wohl. Hintangesetzt von den Fachgelehrten, welche ihm, von ihrem mathematischen Standpuncte aus, die Anerkennung nothwendig versagen mußten, es aufgebend unter ihnen gleichgesinnte Mitarbeiter zu finden, sagte er resignirend:

Was willst du daß von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende?
„Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.“

Bis ans Ende sehnte er sich aber nach gleichgesinnten Mitarbeitern, um in und durch Gemeinschaft die Kräfte zu stärken und die Arbeit zu fördern.

Dieß war Göthe's Stellung als Physiker, in Bezug auf seine optischen Arbeiten; seine Gegner Mathematiker, er keiner. Ganz anders war sein Verhältniß zu der, der Mathematik ferner stehenden, Geognosie und Geologie. Früher meist einverstanden mit der in diesen Wissenschaften herrschenden Ansicht und Behandlung, war er in spätern Jahren ein entschiedener Antipode neu aufgekommener Theorien und Hypothesen; diese Antipodie floß jedoch aus ganz anderer Quelle, als sein Widerwille gegen die Physiker. — Betrachten wir jetzt näher, was Göthe als Geognost und Geolog erstrebt und geleistet hat, was ihm in diesem Felde zusagte, was ihm widerwärtig war.

Nächst der Farbenlehre hat ihn die Geognosie vielleicht unter allen Zweigen der Naturwissenschaft am meisten in Anspruch genommen.

„Wenn ich gedenke, sagt er, was ich mich seit fünfzig Jahren in diesem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthisch genug war.“... „Ich habe mich, erzählt er an einem andern Orte, der Geognosie befreundet, veranlaßt durch den Flötzbergbau.“ „Die Consequenz dieser übereinander geschichteten Massen zu studiren, verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Der Ilmenauer Bergbau veranlaßte nähere Beobachtung der sämmtlichen thüringischen Flötze; vom Todtliegenden bis zum obersten Flötzkalke, hinabwärts bis zum Granit. Diese Art des Anschauens begleitete mich auf Reisen; ich bestieg die Schweizer und Savoyer hohen Gebirge, erstere wiederholt; Tyrol und Graubündten blieben mir nicht fremd.“ „Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologischer Betrachtungen.“ „Wiederholt viele Jahre, sagt er an einer andern Stelle, schaut' ich mir die Felsen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh' ich auszusprechen wagte: unser Ur- oder Grundgebirg habe sich aus der ersten großen chaotischen Infusion krystallinisch gebildet, und seyen also alle jene Zacken und und Hörner, alle Bergrücken und die zwischen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern, oder sonst woher abzuleiten, als aus jener ersten großen Naturwirkung. Eben so betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirg und konnte

durchaus das Bestreben, selbst der größten Massen, zu gewissen Gestaltungen nicht mehr zweifelhaft finden. Die dem Ursprung gleichzeitigen Gänge und die Verruckungen derselben klärten sich auf; die Uebergänge, Anlagerungen und was sonst vorkommen konnte, ward sorgfältig und wiederholt beobachtet, bis zuletzt die Flötze, sogar mit ihrem Inhalt von Kohlenversteinerungen, sich naturgemäß rationell anschlossen, wobey man freylich nicht übereilt verfahren durfte. Alles was ich hier ausspreche, hab' ich wiederholt und anhaltend geschaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß sich nicht auslöschen, die genauesten Zeichnungen veranstaltet, und so hab' ich, bezüglich auf den Theil der Erde, den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinstimmend an mehreren Orten und Enden gefunden."

Aus dem Angeführten ergiebt es sich, daß Göthe nicht etwa, arm an eigener Anschauung, seine Gebirgskenntniß aus Büchern zusammengelesen, und daß er nicht bloß Combinationen fremder Beobachtungen ohne eigenes Quellenstudium gemacht, Combinationen, welche sich gewöhnlich durch dämmernde Unbestimmtheit und leblose Farblosigkeit verrathen. Wir finden die Belege seines fleißigen geognostischen Studiums im 51ten Theile seiner Schriften zusammen. Es war vornämlich Böhmen, und in Böhmen waren es besonders die Umgebungen von Carlsbad und Eger, welche seinen forschenden Geist anzogen. Von Carlsbad sagt er:

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geständniß!
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

In Carlsbad traf er mit Racknitz zusammen, welcher über die dortige Gegend Briefe an Veltheim drucken ließ; diese benützte Göthe bey wiederholtem Besuch des Badeorts, um sich geognostisch zu orientiren. Dabey war ihm der seltsame Steinschneider Joseph Müller (er starb 1817 im 84ten Jahre) behülflich, welcher mit unsäglicher Mühe die mancherley Gebirgsarten der Carlsbader Gegend gesammelt, und insbesondere die durch den Sprudel gebildeten Kalkfinter in

Tafeln geschnitten und geschliffen hatte, wodurch sie dann in die meisten Mineraliensammlungen Deutschlands ꝛc. Eingang fanden. Göthe kam mit Müller über eine gewisse Anordnung von dessen Sammlung überein, und lieferte hierauf eine Beschreibung derselben in Leonhards Taschenbuch der Mineralogie von 1806. Es war das erste Mineralogische, was Göthe drucken ließ.

„Vielleicht könnte man, schreibt er an Hrn. von Leonhard, da ich mich in einem neuen Fache mit dem Publikum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch giebt vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein jeder, auch mit dem geringsten Beytrag, willkommen ist."

Die Beschreibung ist, ohne sich an die damals herrschende Wernersche Kunstsprache zu binden, doch klar, und folgt schmiegsam den mannigfaltigen Modificationen des Gesteins; bey Krystallen befriedigt sie jedoch nicht.

Am 10. July 1813, zur Zeit des Waffenstillstandes, da ganz Deutschland in banger Hoffnung der Dinge war, die da kommen sollten, bereiste Göthe die durch Zinnbergbau allbekannte Gegend von Altenberg und Zinnwald, welche bereits am folgenden 27. August, in den Tagen der Schlachten von Dresden und Kulm, durch alle Schreckniſſe des Krieges heimgesucht ward.

Früher schon, im Jahre 1808, gab Göthe eine höchst lebendige und treue Beschreibung des Kammerbergs bey Eger.

„Ein längerer Aufenthalt in Franzenbrunnen, erzählt er, läßt mich den problematischen Kammerberg bey Eger öfters besuchen. Ich sammle dessen Producte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt von der Reußischen Meynung, die ihn als pseudovulcanisch anspricht, abzugehen und ihn für vulcanisch zu erklären. In diesem Sinne schreib' ich einen Aufsatz, welcher für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöst, und eine Rückkehr zu der Reußischen Auslegung gar wohl räthlich seyn."

Hier nun kommt zuerst der Streit zur Sprache, welcher, analog dem indischen zwischen Wischnu's und

Siva's Anhängern, seit länger als einem halben Jahrhundert die Geologen trennt, ein Streit, welcher der Wissenschaft so förderlich wie hinderlich gewesen ist; förderlich, indem er zum Beobachten trieb, hinderlich, weil er die Unbefangenheit der Beobachter so sehr trübte. In Bezug auf jenen Streit sagt Göthe am Schlusse des erwähnten Aufsatzes über den Kammerberg, nachdem er sich für die (später, wie wir sahen von ihm halb und halb zurückgenommene) Ansicht: jener Berg sey vulcanischen Ursprungs, erklärt, Folgendes:

„Doch indem wir hier von erhitzenden Naturoperationen sprechen, so bemerken wir, daß wir uns auch an einer heissen theoretischen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwischen Vulcanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht ist es daher nöthig, ausdrücklich zu erklären, was sich zwar von selbst versteht, daß wir diesem Versuch, uns den Ursprung des Kammerbühls zu vergegeewärtigen, keinen dogmatischen Werth beylegen, sondern vielmehr jeden auffordern, seinen Scharfsinn gleichfalls an diesem Gegenstande zu üben. Möchte man doch bey dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle solche Versuche die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Conflicte der Denkkraft mit dem Anschauen sind. Das Anschauen giebt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleisteten; die Denkkraft, die sich doch auch etwas auf sich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, sondern auf ihre Weise zeigen und auslegen, wie es geleistet werden konnte und mußte. Da sie sich selbst nicht ganz zulänglich fühlt, so ruft sie die Einbildungskraft zu Hülfe, und so entstehen nach und nach solche Gedankenwesen (entia rationis), denen das große Verdienst bleibt, uns auf das Anschauen zurückzuführen, und uns zu größerer Aufmerksamkeit, zu vollkommenerer Einsicht hinzudrängen.“ — „Möchten unsere Nachfolger die Natur wiederholt betrachten, die Beschaffenheit der Theile genauer bestimmen, die Bedingungen der Umstände schärfer angeben, die Masse entschiedener bezeichnen und dadurch das, was ihre Vorfahren gethan, vervollständigen, oder wie man unhöflicher zu sagen pflegt, berichtigen.“

Man sieht, wie bescheiden Göthe von seinem Versuch, sich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, spricht, wie er demselben keinen „dogmatischen Werth“ beygelegt wissen will, und leise die Denkkraft verspottet, welche „sich doch auch etwas auf sich einbildet.“ Es läßt sich denken, wie einem, zum Auffassen der gegenwärtigen Gebirge eben so tüchtigen, als bey Auslegung ihrer Genesis, durch Selbstkenntniß, durch ein helles Bewußtseyn dessen, was er vermöge und nicht vermöge, wahrhaft bescheiden zurückhaltenden Manne, wie diesem zu Muthe werden mußte, wenn andere mit unbedingter Zuversicht von Entstehung der Gebirge sprachen, als seyen sie dabey zugegen gewesen; wenn sie häufig in eben dem Maaße dreister von der Vergangenheit sprachen, als sie es mit der Gegenwart weniger genau nahmen. Doch rechnete er den erfahrenen und eben deshalb meist behutsam auftretenden Mineralogen Werner nicht zu den kühnen Phantasten; um so weniger als dessen Formationstheorie zum Theil auf bergmännische Erfahrungen gegründet war, welche Achtung einflößten.

Jene Werner'sche Theorie, die uns einen Ueberblick der Bildungsgeschichte der Erde gewährte, indem sie von den krystallinischen versteinerungslosen Urgebirgen durch die minder krystallinischen versteinerungsreichen Uebergangs- und Flötzgebirgsformationen hindurch bis auf die letzten Bildungen der neuesten Zeit hinabführt — sie sagte der ganzen naturwissenschaftlichen Denkweise Göthes, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, zu.

„Die Consequenz der über einander geschichteten Massen zu studiren, sagt er, verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Diesen Ansichten war die Werner'sche Lehre günstig und ich hielt mich zu derselben, wenn ich schon recht gut zu fühlen glaubte, daß sie manche Probleme unaufgelöst liegen ließ.“

Wie anders war es, als nach Werner's Tode nicht bloß eine jüngere Generation, sondern auch die meisten ältern Glieder der Freyberger Schule sich der ursprünglich französischen geologischen Ansicht, der plutonischen, zuwendeten. Göthe spricht seinen tiefen Unwillen über diese Neuerung aus; er ist von der ganzen geologischen Umkehrung auf ähnliche Weise ergriffen, über dieselbe ebenso empört, wie früher beym Ausbruch der französischen Revolution über die frevelhafte Willkühr der Freyheitsapostel. In Versen wie in Prosa spricht er diesen seinen Unmuth aus; hören wir ihn selbst:

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich,
Wenn alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu schätzen.
Schon hab' ich manches Credo verpaßt;
Mir sind sie alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.

Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgesetzt;
Und Gneis der Sohn ist nun Papa!
Auch dessen Untergang ist nah:
Denn Pluto's Gabel drohet schon
Dem Urgrund Revolution;
Basalt, der schwarze Teufels-Mohr,
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.
Und so wäre denn die liebe Welt
Geognostisch auf den Kopf gestellt.

So in Gedichten. Aus den prosaischen Schriften will ich nur einige Stellen anführen. Er schreibt im Jahre 1820:

„Auf meiner Reise nach Carlsbad nahm ich meinen Weg über Wunsiedel nach Alexandersbad, wo ich die seltsamen Trümmer eines Granitgebirges nach vielen Jahren seit 1785 zum erstenmale wieder betrachtete. Mein Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulcanen, Wasserfluthen und andern Titanischen Ereignissen geltend zu machen suchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick sich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweise Auflösung wie theilweise Beharrlichkeit des Urgesteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheueren Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäß sich ergeben habe. Auch dieser Gegenstand ward in meinen wissenschaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch, daß eine so ruhige Ansicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde."

Die folgende Stelle spricht ebenfalls Göthe's Mißbehagen über die neue geologische Schule, seine Anhänglichkeit an die Werner'sche aus.

„Die Verlegenheit, sagt er, kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die, in der sich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der sowohl gegründet scheinenden, als über

die ganze Welt verbreiteten Wernerischen Lehre finden muß, wenn er, aus seiner ruhigen Ueberzeugung aufgeschreckt, von allen Seiten das Gegentheil derselben zu vernehmen hat." ..... „Er wandelte auf dem ehemals wasserbedeckten, nach und nach entwässerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Traf er auf die Gewalt der Vulcane, so erschienen ihm solche nur als immer fortdauernde aber oberflächliche Spätlingswirkung der Natur. Nun aber scheint alles ganz anders herzugehen; er vernimmt: Schweden und Norwegen möchten sich wohl gelegenheitlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben; die ungarischen Bergwerke sollten ihre Schätze von unten auf einströmenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tyrols solle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit sich in die Höhe genommen haben: Wirkungen freylich der tiefsten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung gesehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult, den sie erregten, vernommen hat. Was sieht denn hier also ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, sprungweis angewendete Inductionen und Analogien, Assertionen, die man auf Treu und Glauben annehmen soll." „Ich kann denn meine Sinnesweise nicht ändern, zu Lieb' einer Lehre, die von einer entgegengesetzten Anschauung ausgeht, wo von gar nichts Festem und Regelmäßigem die Rede ist, sondern von zufälligen unzusammenhängenden Ereignissen."

Im Folgenden ermäßigt er zwar das Gesagte, giebt zu, daß er, wäre er in den Anden aufgewachsen, wohl mit den neuen Lehren harmoniren könne; allein nach dem vorher so determinirt ausgesprochenen Urtheil, und nach Stellen, welche ich noch anführen werde, zu schließen, ist diese Ermäßigung mehr Ausdruck guter Lebensart, mehr aus Rücksicht gegen geachtete Freunde, als aus innerer Bedenklichkeit über die Richtigkeit seines eben gefällten Urtheils hervorgegangen. — Die Uebereinstimmung der Flötzlagen des nördlichen mit denen des südlichen Deutschlands, welche sich bey Glenks thüringischen Bohrversuchen ergaben, bestätigte Göthe's „alten Glauben an die Consequenz der Flötzbildung und vermehrte — es sind seine eigenen Worte — den Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens (Refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir, sagt er, durchaus widerwärtig von jeher erscheinen mußte."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Remarks on the Theory of the Elevation of Mountains etc.

(Fortsetzung.)

Nun erfuhr er aus französischen Blättern „daß dieses Heben und Schieben nicht auf einmal," sondern in verschiedenen Epochen geschehe.

„Dieses von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene System, erzählt er, wird am 28. October 1829 der französischen Akademie von der Untersuchungscommission zu beyfälliger Aufnahme und Förderung bestens empfohlen. Ich aber läugne nicht, daß es mir gerade vorkommt, als wenn irgend ein christlicher Bischof einige Wedams für kanonische Bücher erklären wollte."

So stark, und wie sich weiterhin ergeben wird, noch weit stärker, tritt Göthe gegen die neuen geologischen Theorien auf.

Regt sich bey ihm etwa nur ein Widerwille, wie bey einem ermüdeten Fußgänger, welcher seinen frisch vorangehenden Gefährten nicht nachfolgen kann; ist er aus Unfähigkeit die neue Geologie zu fassen, gereizt, oder spricht nicht vielmehr aus ihm ein reiner Sinn für Wahrheit, welcher durch treues Beobachten ausgebildet und erstarkt ist? Ich meine das Letztere, um so mehr, da er, wenn auch nur in kurzen Andeutungen, mit richtigem Tact gegen die herrschenden Ansichten von Bildung der Schichten und Conglomerate auftritt, Ansichten, welche Hauptstützen der Hebungstheorie sind. Einzelne Stimmen lassen sich jetzt schon vernehmen, die im Wesentlichen den Klagen und Anklagen Göthe's beystimmen. Man fängt an die geologischen Theorien und Hypothesen schärfer zu prüfen, jede muß ihre Abstammung nachweisen. Jede gründet sich nämlich zuletzt auf Beobachtung eines oder mehrerer concreter Gebirgsverhältnisse und auf Auslegung dieser Beobachtung. Wird jene Fundamentalbeobachtung irrig erfunden, oder die Auslegung derselben willkührlich und auf falschen Principien fußend, oder hat beydes statt, so ist hiermit das Fundament der ganzen Theorie vernichtet; wer dieselbe dennoch beybehält, gefällt sich in einem Luftschloß. So ward die Hebungstheorie, welche Göthe'n so sehr zuwider war, in neuerer Zeit durch gründliche Kritiker erfolgreich bekämpft. Gegen Hrn. von Buchs Beobachtungen in Tyrol und seine, alles Maaß überschreitenden Folgerungen aus jenen Beobachtungen, traten Zeuschner, Berzelius und A. Wagner auf;*) Gree-

*) Wagners Abhandlung findet sich in der Isis von 1831 S. 468, und in den Bayerischen Annalen von 1833 S. 146, Zeuschners in Leonhards Jahrbuch v. 1829. Als ein kleiner Beytrag zur Kritik der erwähnten Buchschen Abhandlung stehe hier Folgendes: Herr v. Buch sagt: „So würde das Alpengebirge als eine Kette blos allein dem schwarzen (Augit-) Porphyr seine Entstehung verdanken, so auch wahrscheinlich alle übrigen Ketten auf der Erdfläche.... denn fast bey allen läßt sich an ihren Rändern die erhebende Gebirgsart nachweisen, oder erscheint sie selbst nicht, doch die Veränderungen, welche wir, als zunächst von ihr ausgehend, erkannt haben. In Deutschland sehen Sie diesen Porphyr in gleichem Zuge den Fuß des Hundsrücks längs der Nahe begleiten, er kommt dort unter dem Thonschiefer hervor. ..... Am Harze sieht man ihn ausgedehnt und mächtig bey Ilefeld; unter den schlesischen Ketten, unmittelbar an dem rothen Porphyr hin, durch die Fürstenthümer Schweidnitz und Glatz." — Ich bemerke dagegen, daß der Augitporphyr der Nahe am

nough schrieb seine obenangeführte scharfsinnige und scharfe Kritik der Hebungstheorie; Boué und andere erklärten sich stark gegen Elie de Beaumont. Wiewohl hier nicht der Ort zu ausführlichen geologischen Discussionen ist, so glaube ich doch einiges aus jenen Theorien und über dieselben beyspielsweise anführen zu müssen, um Göthe'n bey denjenigen zu rechtfertigen, welche sich etwa an seiner geologischen Polemik stoßen, und um zu zeigen, daß Männer vom Fach mit ihm übereinstimmen. So sagt z. B. Greenough, der Granit werde als ein agens der Hebungen betrachtet, aus welchem Grunde, könne er nicht herausbringen. Auf die Frage, welche Formationen vulkanischen Ursprungs seyen, antwortet Greenough: Alle diejenigen, welche geologische Grübler so zu nennen belieben (whatever geological speculators think proper to call so). Ferner sagt derselbe:

„Die Anhänger der plutonischen Theorie eignen sich so viele Gebirgsformationen zu, als ihnen gut dünkt. Kraft dieser ihrer Zueignung werden solche Gebirgsformationen nothwendig zu ungeschichteten, denn wären sie geschichtet, so könnten sie ja nicht plutonischen Ursprungs seyn.“

Diese Aeußerung klingt so seltsam, daß der Leser dieselbe für eine humoristische Uebertreibung nehmen und denken möchte, nach einer Hypothese über den Ursprung einer Gebirgsformation werde doch niemand die gegenwärtig vor Augen liegenden Eigenheiten und Verhältnisse dieser Formation bestimmen wollen, jene Hypothese müsse sich ja vielmehr nach der Beobachtung des Gegenwärtigen richten und aus dieser hervorgehen. Man vergleiche aber mit Greenoughs Aeußerung folgende Stelle aus Leonhards Lehrbuch der Geognosie:

„Die Schichtung kann .... nur bey Gesteinen erwartet werden, welche als Absätze aus Wasser gelten ..... Aber lange waren die Geologen keineswegs ganz im Reinen darüber, ob gewisse Gebirgsarten als geschichtet zu betrachten seyen oder nicht. Dieser Meynungsstreit gründete sich auf die verschiedenen Ansichten über den Ursprung einer ganzen Reihe von Felsgebilden. Die Anhänger der plutonischen Theorie, welchen Granite, Gneiße ꝛc. als Erzeugnisse der Schmelzung gelten, konnten keine Schichtung bey solchen Gesteinen annehmen; eine Ansicht wie diese wäre unverträglich gewesen mit den ersten Grundprincipien der Geognosie.“

Bestätigt diese Stelle nicht ganz Greenoughs Ausspruch? Leonhards Consequenz, mit welcher er der eben angeführten Beurtheilungsweise getreu *bleibt*, muß ich vorzüglich in seiner Charakteristik des Glimmerschiefers bewundern. An keiner Gebirgsart lassen sich nämlich die Schichtungsverhältnisse mit solcher Sicherheit und Klarheit beobachten, als am Glimmerschiefer, weil sich bey ihm nicht blos ein Parallelismus der mehr oder minder mächtigen Schichten zeigt, sondern derselbe Parallelismus sich bis auf die Lage der feinsten Glimmerblättchen erstreckt. Wer nicht weiß, was Schichtung sey, mag es am Glim-

---

Schloßberge von Kirn klar in gleichförmiger Lagerung das dortige in SSW. fallende Conglomerat bedeckt, welches Conglomerat selbst auf den Thonschiefer folgt; eben so bedeckt der Augitporphyr (Basaltit) in der Grafschaft Glatz in gleichförmiger Lagerung schwarzen Schieferthon, welcher Kräuterabdrücke enthält. (Vrgl. mein Buch: Das Gebirg Niederschlesiens S. 101.) Es können also weder die schlesischen Ketten, noch der Thonschiefer der Nahe durch den Augitporphyr gehoben seyn, da sie ja unter ihm liegen. Ueberhaupt spielt diese Gebirgsart zwar in der Buchschen Theorie eine große Rolle, in der Natur aber eine kleine. Wenn Herr Walchner (Handbuch der Geognosie S. 971) sagt: Völlig unter denselben Verhältnissen wie die Basalte, nur in ungleich größern Massen sind die dunkeln augitischen Gesteine aus dem Innern hervorgebrochen, welche Herr v. Buch Augitporphyre nennt,“ so kann ich mir dieß nicht anders als der Herr Recensent von Gumprechts Beyträgen (S. 128 dieser Blätter) erklären, daß nämlich jener Geognost Herrn von Buch aufs Wort glaubt, es sey Augitporphyr unter der ganzen Alpenkette, ja unter allen Gebirgsketten der Erde versteckt. Wo ist irgend eine Masse Augitporphyr, die sich mit den Basaltmassen des Mittelgebirgs, der Rhön, der Auvergne u. a. nur entfernt messen könnte? — Gilt denn eine Hypothese nicht nur so viel, sondern mehr als die vor Augen liegenden Thatsachen?

merschiefer lernen. Dagegen schließt Leonhard nach der eben angeführten Stelle etwa so: Glimmerschiefer gilt mir als Erzeugniß der Schmelzung, also kann ich keine Schichtung beym Glimmerschiefer annehmen, denn das wäre unverträglich mit den ersten Grundprincipien der Geologie. Darum schreibt er ihm „Schichten-ähnliche Erscheinungen" zu. „Die ausgezeichnete Schieferung des Gesteins, sagt er, (nämlich des Glimmerschiefers) wird bedingt von den Blätterdurchgängen des Glimmers, und stimmt mit der Abtheilung in Lagen, mit dem, was man als Schichtung zu bezeichnen gewohnt ist, stets überein." Als wollte jemand sagen: Die Farbe der Kohle stimmt mit dem, was man als schwarz zu bezeichnen gewohnt ist, stets überein; er sagte so, weil er von einer fixen Idee besessen, mit welcher es nicht übereinstimmt, daß die Kohle wirklich schwarz ist.

Wenn Plutonisten durch ihre Theorie befangen, die klarsten Thatsachen auf solche Weise entstellen, was werden sie sich nicht erst bey Darstellung und Auslegung nur einigermassen schwieriger Beobachtungsfälle, ihrer Hypothese zu Liebe, erlauben? Wird nicht auf solche Weise alle Zuverläßigkeit geognostischer Beschreibungen untergraben? Dugald Stewart sagte:

„Erscheinungen sollten immer in Ausdrücken beschrieben werden, welche keine Meynung über ihre Ursachen involviren. Diese gehören einer gesonderten Untersuchung an, und werden am besten verstanden werden, wofern man die Thatsachen aufrichtig hingiebt, unabhängig von etwas, das zunächst als unbekannt betrachtet werden muß; diese Regel ist besonders wichtig, wenn die Thatsachen in gewissem Grade complicirt sind."

Einer ganz entgegengesetzten Ansicht ist Herr von Buch, wenn er sagt:

„Ich halte die Art, wie man sich die Dolomit-Bildung vorstellt, für einen Führer durch sehr verwickelte Erscheinungen, und glaube, daß die wahre und reine Gebirgsfolge gar nicht entwickelt werden kann, wenn man nicht über die Art der Entstehung des Dolomits sich völlig klare Begriffe gebildet hat. Ich würde sogar nicht abgeneigt seyn, eben den Dolomit als ein merkwürdiges Beyspiel aufzuführen, wie nothwendig es sey, den Ursachen der Erscheinungen nachzuforschen, um nur die wirklich vorhandenen Thatsachen beobachten zu können."

Nun äußert sich Berzelius über die Art, wie sich Buch die Dolomitbildung vorstellt, also:

„Ueber diese Vermuthung läßt sich kein Urtheil fällen, und sie gehört zu den Auswegen, die man bisweilen einzuschlagen verleitet wird, wenn man den Wegweiser der Erfahrung auf dem Felde der Speculation verliert, oder er zu weit abgeschieden steht."

Und doch soll ein Geognost ohne diese Vermuthung, ohne diese Hypothese über die Entstehung des Dolomits im Auge zu behalten, nach Herrn von Buch die vor Augen liegenden Thatsachen nicht gehörig beobachten können!

Göthe sagt:

„Wenn der Naturforscher sein Recht einer freyen Beschauung und Betrachtung behaupten will, so mache er sich zur Pflicht, die Rechte der Natur zu sichern; nur da, wo sie frey ist, wird er frey seyn, da wo man sie mit Menschensatzungen bindet, wird auch er gefesselt werden."

Ich erwähnte: Boué habe sich *) gegen die Hebungstheorie des Elie de Beaumont erklärt. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich die einzelnen Beobachtungen angeben wollte, aus denen folgendes Resultat hervorgeht:

„Je mehr ich, sagt Herr Boué, die glänzende Hebungstheorie betrachte, so wie dieselbe durch Herrn von Beaumont dargestellt und bestimmt worden ist, um so mehr finde ich sie, in Betracht unserer gegenwärtigen Kenntnisse gewagt in ihren rationellen Theilen, und unzuläßig in ihren Uebertreibungen. Herr Conybeare urtheilt eben so über dieselbe."

Boué tadelt dann an Beaumont, daß er zuerst 10, dann 12, zuletzt 15 Revolutionen angenommen.

„Hatte Herr Reboul, fährt er fort, wohl Unrecht, wenn er ihm vorwarf, daß er das Einzelne vernachläßige, und die Gebirgsketten in seinen systematischen Ueberblick der Hebungen eintrage, ohne die Gebirge selbst besucht oder sorgfältig in Schriften studiert zu haben? — Wenn er auf seinen gegenwärtigen Ideen beharrte, so scheue ich mich nicht es auszusprechen, daß er einen Rückschritt machen werde in die Zeit

*) „Im: Résumé des Progrès de la Géologie pendant l'année 1832."

der Erdtheorieen, oder in jene, da die Phantasie einzig an die Stelle der Beobachtung trat.“ *)

So viel glaubte ich anführen zu müssen, damit die Leser einen Blick in den gegenwärtigen Zustand der geologischen Theorien thun mögen, und Göthe's Widerwille gegen diese Theorien sie nicht mehr befremde, ja damit sie vielleicht einige Sympathie mit ihm fühlen, und sich nicht wundern, wenn er ingrimmig über Hebungstheorie und Vulcanismus sich erhebt und als ein lebendiger Vulcan also Feuer und Flammen speit:

„Die Sache mag seyn wie sie will, so muß geschrieben stehen: daß ich diese vermaledeyte Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche! und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Consens zu widersetzen Muth hat. Im Ganzen denkt kein Mensch, daß wir als sehr beschränkte schwache Personen, uns um das Ungeheure beschäftigen, ohne zu fragen, wie man ihm gewachsen sey? Denn was ist die ganze Heberey der Gebirge zuletzt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es sind bloß Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben. Hiemit sey genug gesagt, wo nicht zu viel. — Das Schrecklichste, was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung: die sämmtlichen Naturforscher seyen hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt, der weiß wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeit sich eine solche Meynung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meynung, übertreibt sie und führt sie, mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. — Hundert und aber hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respectirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun, als jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.“

So ruft der Dilettant ein starkes: Si omnes consentiunt, ego dissentio! in manche einstimmige Geologenversammlung hinein.

Wer da sagt: si omnes consentiunt ego non dissentio, kann aus einer wahrhaft liebenswürdigen Bescheidenheit so sprechen, welche der eigenen Kraft und Einsicht nicht traut; bey einem Zweyten ist es Aeusserung der Resignation; er ist zwar innerlich gewiß, das, worin alle übereinstimmen, sey keineswegs das Wahre, aber er hält sich nicht für hinlänglich wissenschaftlich gerüstet, um diese innere Ueberzeugung im Widerspruche gegen jene allgemeine Uebereinstimmung auch Andern überzeugend mittheilen zu können; endlich versteckt sich, bey einem Dritten, feige, unredliche Charakterlosigkeit, die es mit niemand verderben möchte, hinter diesen Ausspruch als hinter eine Maske der Bescheidenheit. Göthe's strafende Worte mahnen Jeden zu ernster sittlicher Prüfung seiner Friedfertigkeit.

(Schluß folgt.)

*) Ich könnte hier noch Manches über die Hebungstheorie hinzufügen, fürchtete ich nicht mein Hauptthema aus den Augen zu verlieren. Doch beyspielsweise dieses: Der Jorullo erhob und durchbrach die Ebene des Malpays und noch heute soll man in den zerbrochenen Schichten, die Grenzen der Emporhebung erkennen. Ist bey irgend einem der für gehoben gehaltenen Gebirge je eine Grenze der Art nachgewiesen worden? Gewiß nicht. Wie kann man überhaupt die Schichten, insbesondere krystallinischer Gebirgsarten, als biegsam betrachten, und sattelförmige Biegungen derselben als Wirkung von Hebungen ansehen? Ist biegsamer Quarz nicht eine Curiosität? Wie kann man den Jorullo, den Monte nuovo, die Insel Fernandea ꝛc., welche in neuerer Zeit, wahrscheinlich nach vorhergegangenem langem unterirdischem Kochen und Schmelzen, emporgehoben wurden, und durch ihr wüstes verbranntes Wesen characterisirt sind, wie kann man ihre Entstehung als gleichartig mit der Entstehung unserer mächtigen, schönen, frischen Granit- und Porphyrformationen betrachten? Fragen der Art liessen sich viele aufwerfen. Wie unbedenklich und ohne gründliche Prüfung die Anhänger der Hebungstheorie angebliche, mit ihrer Theorie harmonirende Beobachtungen ergreifen, beweiset unter A. die Uebereilung, mit welcher sie die Erzählung der Miß Graham von der Hebung Chili's beym Erdbeben von 1822 für wahr annahmen und aus derselben die ungeheuersten Folgerungen zogen. Quod enim mavult homo verum esse, id potius credit. Nach Lyell sollten 100,000 englische Quadratmeilen und mindestens 200,000 Kubikmeilen Granit gehoben worden seyn. Greenough bewies, auf tüchtige Autoritäten gestützt, daß die Angabe der Graham irrig sey; die Briefe von Bowers und Cumming, welche neuerdings der Londoner Societät mitgetheilt wurden, lassen keinen Zweifel übrig, daß Greenough vollkommen Recht habe.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Staatswirthschaftslehre. Von Dr. K. S. Zachariä, großh. Bad. Geh. Rathe II. Klasse, ord. öfftl. Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg ꝛc. Heidelberg 1835. gr. 8. VIII. u. 216 Seiten. (Von Seite 206 bis 216 findet sich indeß blos eine Buchhändleranzeige.)

Diese Schrift schließt sich an die Staatswirthschaftslehre an, die der Verfasser in den drey letzten seiner vierzig Bücher vom Staate herausgegeben hat, und führt einzelne, dort nur angedeutete, Betrachtungen in der freyen und geistreichen Weise aus, welche die Arbeiten desselben auszeichnet.

Der erste ihrer Aufsätze handelt von der demokratischen Tendenz der heutigen europäischen Staatswirthschaft. Der Verfasser findet sie theils in der Nationalwirthschaft, theils im Finanzwesen ausgesprochen. Dort in der Auffassung des Eigenthums als unbeschränkbares Recht und in dem Gewerbschutz durch Zölle und Verbote; hier in dem Grundsatz, daß die Rechte des Volkes seinen Lasten proportional und die Steuern gleich vertheilt seyn sollen, in der Neigung der stärkeren Belastung der Rentner und Besoldeten und in dem Bestehen und der Zunahme der Staatsschulden.

Wir erlauben uns hierüber einige Bemerkungen. Das unbeschränkte Recht der Veräußerung und Zerstückelung der Grundstücke, indem es dem Boden den Charakter eines festen Besitzthums nimmt, und ihn ganz und gar der Geldmacht unterwirft, und bei Verkleinerung der Güter die Zahl der Grundbesitzer fortwährend vermehrt (in Frankreich jährlich um 2000), mag allerdings mitwirken, daß in gegenwärtiger Zeit demokratische Grundsätze in manchen Ländern mehr und mehr Anklang finden. Doch scheint uns bei völlig freier Verkäuflichkeit der Grundstücke die letzte Wirkung nicht nothwendig eine sehr große Anzahl von Grundbesitzern zu seyn. Ist vielmehr einmal die Mehrzahl der Grundbesitzer wegen Kleinheit der Güter gezwungen, Nebenerwerb im Taglohn zu suchen, und sind keine großen Güter mehr vorhanden, die dazu Gelegenheit bieten, so können jene ihren Besitz nicht mehr behaupten, und es kommen so viele derselben zu Verkauf, daß es vortheilhaft wird, sie zur Herstellung großer Güter zusammenzukaufen, um welche herum alsdann eine übergroße Anzahl von Taglöhnern wohnt, wenn nicht gar das irländische System der Verpachtung großer Güter in kleinen Stücken befolgt wird. In beiden Fällen wäre der Zustand der Landbevölkerung wohl unstreitig weit schlechter, als die Lage einer Bauerschaft auf grundbaren Gütern von mäßiger Größe, die einer Familie ihr Auskommen geben. — Wenn übrigens der Verfasser behauptet, die Schüler Adam Smiths bekennten sich ohne Ausnahme zu dem Grundsatze, daß das Grundeigenthumsrecht für untheilbar, die Grundstücke aber für beliebig veräußerlich zu erklären seyen, so irrt er. Wer irgend etwas von der Staatswirthschaft versteht, muß sich in den Hauptlehrsätzen dieser Wissenschaft als Schüler Adam Smiths ansehen; aber nicht blos auf dem Continent giebt es Leute, die gerade aus wirthschaftlichen Principien jenen Grundsatz verwerfen (der übrigens nur aus dem oberflächlichen Räsonnement der Physiokraten über den

Staat und den Landbau hervorgegangen), sondern in England ist sogar kein einziger bedeutender Autor vorhanden, der fixe Grundabgaben und selbst Majorate angriffe. Vielmehr sprechen sich auch Schriftsteller der liberalen Parthey (wie die Mitarbeiter am Edinburgh Review) zu Gunsten wohleingerichteter Majorate aus, und Mac Culloch hat insbesondere der jetzigen Form der Majorate in England das größte Lob gespendet.

Die zweite Abhandlung ist der Betrachtung der Besoldungssteuern gewidmet, deren Rechtmäßigkeit und Ausführbarkeit von allen Seiten beleuchtet wird. Nur einen Punkt finden wir nicht genügend hervorgehoben, den nämlich, wie hoch man die Besoldungen nicht an sich, sondern gegenüber von anderem Einkommen belegen soll. Ist einmal von einer Steuer nach dem reinen Einkommen die Rede, so muß vorerst alles Einkommen auf gleiche Einheiten reduzirt seyn; nur dann kann man es gleichhoch besteuern. Nun leuchtet aber ein, daß der Kapitalertrag von ewiger Dauer ist, der Arbeitsverdienst dagegen, auch bei einer fixen Besoldung, doch mit dem Leben, wenn nicht gar schon mit der Arbeitsfähigkeit eines Arbeiters verschwindet. Zur Vergleichung beyder ist es also nöthig, daß man den Lohn oder Gehalt als Lebensrente betrachte, mit Rücksicht auf ihre Beständigkeit deren baaren Werth suche, und erst den üblichen Zins dieses Baarkapitals dem übrigen Kapitalzins gleich halte, wie dieß neuerlich von einem englischen Schriftsteller vorgeschlagen worden.

Setzen wir zum Beyspiel: ein Beamter erhalte im 40ten Jahre eine lebenslängliche Gehaltszulage von 1000 fl., so würde er, wenn man der Rechnung $4\frac{0}{0}$ Zinsen zu Grunde legt, für diese Lebensrente in einer Rentenkasse etwa 15,000 fl. zu zahlen haben, die zu $4\frac{0}{0}$ nur 600 fl. ertragen. Nicht die ganzen 1000 fl., sondern blos diese 600 fl. sind daher das Einkommen, welches sicheren Kapitalzinsen bey der Besteuerung gleichgestellt werden kann. Ein dreißigjähriger Neuangestellter würde bey demselben Gehalte von 1000 fl. den Zins eines Kapitals von 16900 fl. oder 776 fl. zu versteuern haben.

Die dritte Abhandlung betrachtet die Geldarlehen im Verhältnisse zu andern Kapitalien. Wiewohl sie den Gegenstand nicht erschöpft, so bringt sie doch mehrere gewöhnlich nicht gehörig beachtete Eigenthümlichkeiten der Darlehen zur Sprache. Der Verfasser geht dabei von dem Unterschied aus zwischen materiellen und ideellen Kapitalien: Jene sind ihm diejenigen Bestandtheile des Vermögens einer Person, die entweder ihrer physischen Natur nach nicht verbrauchsam oder, obwohl verbrauchsam von ihrem Besitzer für jetzt noch nicht verbraucht sind; diese dagegen Rechtsforderungen, deren Gegenstand brauchbare Sachen sind. Wiewohl es uns scheint, daß hierin das specifische Merkmal des Kapitals ausgelassen ist, wodurch es sich erst vom Einkommen und Verbrauchs-Vorrath scheidet: nämlich Grundlage einer dauernden Nutzung von Tauschwerth zu seyn, so sehen wir doch hievon ab, da die Erklärung des Verfassers immer weit richtiger und praktisch anwendbarer ist, als die Beschränkung des Begriffes Kapital auf Ersparnisse, mit der sich einige Schriftsteller abquälen. Dagegen machen wir ihn auf einen Mangel in dem Gegensatz zwischen dem materiellen und ideellen Kapitale aufmerksam. Dem letztern scheint uns nämlich nicht das materielle, sondern das reelle Kapital gegenüberzustehen, welches keineswegs blos materielle Dinge begreift, sondern auch immaterielle enthalten mag. Wozu will der Verfasser eine Kundschaft oder eine Firma rechnen? Doch wohl nicht zum ideellen Kapital, denn weder ein Recht an Andere überhaupt, noch eine Forderung kommt bei ihr vor und doch ist sie kein materielles Ding. Wir fassen die wichtigen Güter, welche sich in der Gegenseitigkeit der Lebensbeziehungen darbieten, unter dem Namen der Verhältnisse zusammen; viele derselben können in der Gewalt Einzelner seyn, wie andere brauchbare Dinge, die sich nicht überall nach Belieben darbieten, Tauschwerth erhalten und ein Bestandtheil des Vermögens der Besitzer werden. Neben den materiel-

len Dingen umfaßt daher das Kapital auch Verhältnisse und unter ihnen insbesondere das wichtige Erwerbmittel, die Kundschaft. Das Einkommen, das sie ihrem Besitzer gewährt, ist ein Ersparniß an den Auslagen und Arbeiten, die man ohne sie aufwenden muß, um seine Producte abzusetzen; während der regelmässige Fortgang der Production und Zumarktbringung der Güter, den sie möglich macht, auch den Abnehmern willkommen und eben der Grund ist, der sie so beständig zu demselben Gewerbs- oder Handelshause zurückführt. Sobald diese freiwillige Anerkennung des Vortheils auf Seite der Consumenten fehlt nnd ein Erwerbsverhältniß nur dadurch dem Besitzer Nutzen bringt, daß die Käufer seiner Producte einen entsprechenden Schaden erleiden, wie es bey einem Handels-Monopol der Fall ist, hört es auf, ein reelles oder selbstständiges Kapital zu seyn, es wird ein ideelles, das blos in der Forderung an die Güter Anderer besteht, mit dem Unterschied vom Darlehen, daß hier die Forderung des Gläubigers aus der Hingabe des gleichen Werthes an den Schuldner entsprang, beym Monopol aber ohne Vergeltung dem Einen genommen, dem Andern gegeben wird.

In der vierten Abhandlung verbreitet sich der Verfasser über die in neuerer Zeit, besonders in Frankreich, öfters zur Sprache gekommene Regeneration der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Umgestaltung des Eigenthumsrechts, und beleuchtet die Pläne, welche von den Sct. Simonisten, von Karl Fourier und Robert Owen zur Durchführung der Gütergemeinschaft entworfen worden. Mit Recht bemerkt er, daß das System des Gewerbschutzes durch Zölle schon als die erste Stufe der Wirthschaft auf gemeinsame Rechnung zu betrachten sey.

Der fünfte Aufsatz betrachtet die Creditgesetze, welche den Privatcredit befestigen und steigern wollen. Nennt man diesen die von einer Person verbreitete Ueberzeugung, daß sie zahlen könne, wolle und müße, so unterscheidet er sich vom Staatscredit dadurch, daß der letztere blos auf dem Vertrauen ruht, eine Regierung werde zahlen können und wollen. Die Classificirung der Creditgesetze nach jenen drei Momenten scheint uns indeß weder deren Ueberblick zu erleichtern, noch von praktischem Werthe zu seyn; desto mehr verdienen aber die Bemerkungen des Verfassers über

unzweckmäßige Begünstigung säumiger Schuldner Beherzigung.

Der sechste Abschnitt enthält eine Wirthschaftspolitik oder das Büchlein vom Reichwerden; eine Reihe von „Maximen, durch deren Befolgung man reich werden kann“, und die der Verfasser noch durch die Versicherung empfiehlt, daß er sich ökonomisch ganz wohl befinde, und noch besser befinden würde, wenn er diese Maximen früher befolgt hätte. Gerne würden wir unsern Lesern diese goldenen Sprüche mittheilen, wenn wir nicht den Commentar des erfahrenen Verfassers zurücklassen müßten, der zwar am Schlusse seines Lehrbriefes anerkennt, daß, wer nichts habe, in mehr als einer Hinsicht ein glücklicher Mensch sey, doch aber, wie man sieht, für sich selbst Göthe's Wort beystimmt:

Du trägst sehr leicht, wenn du Nichts hast;
Aber Reichthum ist eine leichtere Last.

Die letzte Abhandlung mit der Ueberschrift: „Auch ein Wort über den preußischen Mautverein“ enthält zwar nichts Neues; doch liest man ihre Betrachtung des Prohibitivsystems nicht ohne Interesse.

F. B. W. Hermann.

Remarks on the Theory of the Elevation of Mountains etc.

(Schluß.)

Das: si omnes consentiunt, ego dissentio dagegen kann das pralerische Wort eines eingebildeten Thoren seyn, welcher sich weiser dünkt, als die Andern, bey einem Zweyten gründet sich das dissentio auf richtige Ueberzeugung, daß er im Gegensatze einer irrenden Menge das Wahre erkannt habe, doch ist es nicht ohne Stolz gesagt, bey einem Dritten geht das dissentio aus der Entschiedenheit eines festen durch die Wahrheit freyen, auch vom Stolze freyen Characters hervor.

Wer die Wahrheit rücksichtslos, von ganzem nicht von halbem Herzen liebt, wer durch seine Naturforschung einzig Erkenntniß der, in den Creaturen geoffenbarten, Weisheit Gottes sucht, nicht aber Ehre bey Menschen, der fällt auch nicht unter die Knechtschaft nichtiger Satzungen der Menschen, welche Sa-

tungen neben der wahren, wesenhaften großen Schöpfung Gottes als eine abgesonderte gespenstische kleine Welt, ein trügerisches ephemeres Scheindaseyn haben. Non leve quiddam interest inter humanae mentis idola et divinae mentis ideas, inter placita quaedam inania et veras signaturas atque impressiones factas in creaturis, prout inveniuntur. *)

Karl von Raumer.

Nautical et Hydraulic Experiments with numerous scientific miscellanies by Colonel Mark Beaufoy. Vol. I. London, 1834. 4.

Die Herausgabe dieses Prachtwerkes hat der Sohn des Verfassers, Hr. Heinrich Beaufoy, in einer Auflage von 1500 Exemplaren auf eigene Kosten und zur unentgeltlichen Vertheilung an wissenschaftliche Institute veranstaltet.

Dem Plane des Herausgebers zufolge soll das Werk aus drey Bänden bestehen; der erste Band enthält hydraulische Experimente von Beaufoy; in dem zweyten soll neben den größeren Abhandlungen des Verfassers über Hydraulik und Schiffsbaukunde auch eine Uebersetzung vom ersten Theile von Lagerhjelms Werk über die in Stockholm 1811 — 1815 angestellten hydraulischen Experimente aufgenommen werden; für den dritten Band sind endlich kleinere Abhandlungen des Verfassers, dann eine Uebersetzung vom zweyten Theile von Lagerhjelms erwähntem Werke, und von dessen Tentamen Theoriae Resistentiae fluidorum constituendae bestimmt.

Vom Inhalte des ersten Bandes, der uns vorliegt, fügen wir folgende nähere Anzeige bey. In der Vorrede finden wir neben der Nachricht über die Entstehung und Herausgabe des Werkes selbst eine Reihe von Beaufoy's frühesten hydraulischen Versuchen, wodurch er diejenige Gestalt der Körper, welche im Wasser den geringsten Widerstand erfährt, aus der Erfahrung abzuleiten beabsichtigte. Die Einleitung enthält eine Darlegung der Art und Weise, wie die größeren Versuche in Greenland Dock (Schiffswerfte) angestellt wurden, nebst der Beschreibung der dabey gebrauchten Apparate. Hierauf folgt der Bericht des Verfassers an den „Verein zur Verbesserung des Schiffbaues“ (auf dessen Veranlassung die Experimente unternommen waren); es finden sich hier die vorzüglichsten Resultate zusammengestellt mit einziger Beziehung auf den eben erwähnten Zweck. Den größten Theil des Bandes nimmt die vollständige, mit zahlreichen Holzschnitten und Kupfertafeln erläuterte, Auseinandersetzung der einzelnen Versuche ein, welche mit Körpern von verschiedener Form und Größe theils an der Oberfläche des Wassers, theils in einer Tiefe von sechs Fuß gemacht wurden. Ohne sich in Hinsicht auf die angewendete Methode von früheren Versuchen und namentlich von denen D'Alembert's und Bossut's wesentlich zu unterscheiden, gewinnt Beaufoy's Arbeit einen großen Werth durch die Menge und Mannigfaltigkeit der Experimente (10,000 an der Zahl), so wie durch ihre im Großen veranstaltete Ausführung. Ein Urtheil über das Verhältniß gegenwärtiger Experimente zur weitern Entwickelung der Theorie behalten wir uns vor, bis die hierauf bezüglichen Arbeiten des Verfassers selbst mit dem zweyten und dritten Theile seines Werkes erschienen sind.

---

*) Ich bemerke, um jedes Mißverständniß und jeden Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden, Folgendes:

1) die vorliegende Polemik bezieht sich einzig auf die neueren Theorien; auf das in der letztvergangenen Zeit gesammelte geognostische Materiale nur in so fern, als es durch die Theorien etwa verunstaltet und verunreinigt ist.
2) Ich hege die größte Achtung für den unermüdlichen Fleiß jetziger trefflicher Geognosten, durch welche die Wissenschaft, so fern es die Theorien nicht verhinderten, ausgezeichnete Fortschritte, insbesondere hinsichtlich der Kenntniß der jüngsten Flötzgebirge und der Petrefacten gemacht hat, und beziehe mich deßhalb auf mein Lehrbuch der allgemeinen Geographie.
3) Ich bin so weit entfernt, Werners Theorie überall fest halten und vertheidigen zu wollen, daß ich vielmehr schon vor 25 Jahren gegen dieselbe auftrat. So weit ich mich selbst richtig kenne, darf ich getrost sagen: Nie hat Werners Autorität mich verführt, einer geognostischen Beobachtung Gewalt anzuthun, um dieselbe mit seiner Theorie in Uebereinstimmung zu bringen, wiewohl mir die ersten Erfahrungen, welche jener Theorie widersprachen, sehr schmerzhaft waren. Dabey halte ich es aber für nothwendig, Wernersche Fundamentallehren von unerschütterter Wahrheit nicht leichtsinnig aufzugeben.
4) Meine Anerkennung des richtigen geognostischen Blicks Göthe's sprach ich schon 1819 in meinem Buche über Schlesien aus, da ich seine Ansicht von der Conglomeratbildung, im Widerspruch gegen Werner und die meisten Geognosten, durch viele Thatsachen bestätigte.
5) Einfälle über die Entstehung der Gebirge, welche mir beym Untersuchen kamen, ließ ich fallen, sobald sie sich bey fortgesetzter Forschung im Widerspruch mit der Erfahrung zeigten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

Die Vaterstadt des großen Leibnitz hat neuerdings für die Freunde der spekulativen Philosophie wieder ein ganz besonderes Interesse gewonnen, seitdem das Feld jener Wissenschaft mit so viel Geist und glücklichem Erfolge von dem Verfasser des vor uns liegenden Werkes in Anbau genommen wird. Derselbe hat uns durch eine Reihe von Schriften, an welche die oben genannte als ein Gipfelpunkt sich anschließt, den Gang der Entfaltung seines reichen Talentes für Spekulation selber vor Augen gestellt, und damit zugleich eine fortwährend sich steigernde Theilnahme erregt. Denn schon seine Abhandlung: Platonis et Aristotelis in constituendis summis philosophiae principiis differentia (Lips. 1828) so wie seine mit gehaltvollen Anmerkungen ausgestattete Uebersetzung des aristotelischen Buches von der Seele und von der Welt (Leipzig 1829) erwarben sich ein anerkanntes Verdienst um die Geschichte der Philosophie; in den Schriften: „über den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft in Beziehung auf das System Hegel's (1829)"; „Die Idee der Gottheit (1833);" „Die philosophische Geheimlehre der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums (Dresden 1834)" bewährte sich ein selbständiges, tief gründendes Denken über die bedeutungsvollsten Fragen und Lehren der jetzigen philosophischen Wissenschaft. Auch in seinen „Grundzügen der Metaphysik" will unser Verfasser, was die Form betrifft, keineswegs die Schule eines Meisters der neueren Dialektik verläugnen, deren einflußreiches Wirken er zu würdigen versteht. Aber auch hiebei erhebt er sich über die Schranken einer in sich selber todten Nachahmung zu einer eigenthümlichen, lebendigen Verarbeitung, selbst jener Form. Denn, wie das Schwert des kunstreichen Schmiedes der Nibelungensage, wie Wielands Schwert, gewinnt auch die Waffe der Dialektik an Feinheit und Schärfe, wenn sie durch lebendige Kanäle aufgenommen und selbständig umgestaltet wird. Was den besonderen, eigenen Werth der gegenwärtigen Schrift anbelangt, so besteht dieser namentlich in der sinnvollen Weise, in welcher von ihm die Kategorien der Zahl, des Raumes und der Zeit in das Gebiet der metaphysischen Betrachtung aufgenommen werden. Außer ihrem besonderen Gehalte tragen aber diese „Grundzüge der Metaphysik" auch noch in bedeutendem Maße jene allgemeinen Kräfte in sich, welche sich an den besseren Schriften dieses Inhaltes zu allen Zeiten bewährt haben: wenn sie dem denkenden Geiste das Maaß und den Ursprung seines eigenen Vermögens kennen lehrten, und durch sich selber ein Zeugniß ablegten von dem unabweisbaren Bedürfniß der menschlichen Natur nach einem Erkennen und Aussprechen Dessen, was ihr als Wahrheit erscheint. Denn die ächte Dialektik, auf ihrem mühsamen Wege, suchet nichts anderes, als das genau bezeichnende, richtige, wahre Wort für Etwas, das der Geist genau und auf unfehlbare Weise erkannt hat. Von dem Inhalte eines Werkes, wie das vorliegende, das nur als geschlossenes Ganze betrachtet seyn will, weil kein Theil desselben ohne und außer Zusammenhang mit den anderen allen seine rechte Bedeutung hat,

läßt sich schwerlich auf eine andere Weise Rechenschaft geben, als mittelst eines möglichst vollständigen Ueberblickes über seinen gesammten Inhalt. Wir versuchen es hier, einen solchen Ueberblick zu geben, indem wir zugleich, weil hier nicht blos Viel, sondern Alles von dem wörtlichen Ausdrucke abhänget, so weit dieses nur immer geschehen konnte, das Buch mit seinen eigenen Worten reden lassen. — Der Verfasser führet uns durch die Einleitung zu seinem Werke (S. 1 bis 98) in die Mitte jenes Kampfplatzes, auf dem die beyden Hauptparteyen stehen, welche sich in der Philosophie unserer Tage gebildet haben. Die eine dieser Parteyen bekennt sich zu der absoluten Nothwendigkeit der Idee und des reinen Gedankens, die andere streitet für die Freiheit. Denn, was die erstere betrifft, welche der Verf. als die Schule von Hegel bezeichnet, so finden wir, daß Hegel selbst die Ausdrücke nothwendig und Nothwendigkeit gar nicht selten auf eine Weise braucht, wo sie offenbar mit dem, was ihm das Wahre, ja was ihm der Inbegriff aller Wahrheit ist: mit der Wahrheit des Geistes, des Begriffes und der Idee zusammenfallen. (S. 5.) Diesem gegenüber spricht Schelling „als das allein wahrhaft Seyende und Wirkliche das auch nicht seyn oder anders seyn Könnende (das Freie) aus.“ (S. 7.) So hat sich im gegenwärtigen Augenblicke die Philosophie in zwei scharf von einander geschiedene Systeme gespaltet, davon sich uns das eine als das System der Nothwendigkeit, das andere als jenes der Freyheit darstellt. (S. 8.) Während das System Hegels seiner inneren Consequenz nach durchaus kein von seinem Princip der Nothwendigkeit real unterschiedenes Princip der Freyheit anerkennen kann, spricht es Schelling schon in seinen früheren Schriften aus: daß der Gegensatz von Freyheit und Nothwendigkeit in der That und Wahrheit, nicht bloß dem Scheine nach, oder in der Meynung der Menschen ein Gegensatz ist, das heißt, daß beyde Glieder desselben ihre Wahrheit und Berechtigung haben, daß die Freyheit nur Freyheit, wie fern sie auf dem Grunde und der Basis einer ewigen Nothwendigkeit ruhet; die Nothwendigkeit nur Nothwendigkeit, wiefern sie Form und Gesetz des Daseyns und der Wirklichkeit eines Freyen ist.

Unserem Verfasser erscheint es nun als ein Hauptberuf seines philosophirenden Zeitalters, so wie seiner selbst, vorerst über jenen Gegensatz zum klaren Bewußtseyn zu kommen. Das System der Freiheit befindet sich nach seiner Ansicht durchaus im Rechte, wenn es behauptet, daß das wahrhaft Seyende allein das auch nicht seyn Könnende ist; das System der Nothwendigkeit dagegen ist im Unrechte, wenn es das wahrhaft Seyende allein als das Nichtnichtseynkönnende darstellt. Dennoch erkennt er als die eigentliche Aufgabe seines vor uns liegenden Werkes die Wissenschaft von dem Nichtnichtseynkönnenden an. „Dieß scheint (so sagt er) ein Widerspruch: wir sprechen das Nothwendige als das Nichtseyende aus, und behaupten dennoch alles Ernstes, daß es eine Wissenschaft von diesem Nichtseyenden giebt, und daß das Resultat dieser Wissenschaft eben das Nichtseyn des Nothwendigen und das allein wahrhafte Seyn des Freien ist.“ Der scheinbare Widerspruch löset sich jedoch vorerst nur in der Erörterung einer Streitfrage über die Form und Methode der philosophischen Wissenschaft auf: der Frage, ob diese Methode unmittelbar das Positive durch sich selbst zu erfassen, oder vielmehr durch die Betrachtuug des Negativen hindurch zu dem Positiven aufzusteigen habe. Denn in dieser formalen oder methodologischen Beziehung will sich der Verf. auf die Seite des Systemes der Nothwendigkeit stellen, indem er glaubt, daß die Wahrheit dieses Systemes in dem Begriffe liegt, welchen es von der subjektiven oder formalen Seite der Wissenschaft, von der Thätigkeit und der Bedeutung des Erkennens gefaßt hat, und daß die Unwahrheit seines Inhaltes sich in Wahrheit umsetzen läßt, wenn man das, was dort für das Seyende gegeben wird, ausdrücklich als Nichtseyendes, aber als ein solches, welches eben als Nichtseyendes ist, und Wahrheit hat, in Betrachtung zieht. In realer und objektiver Hin-

sicht bekennt sich jedoch der Verf. für das System der Freyheit; denn er läßt die Wahrheit des Nothwendigen nur als eines Negativen zu; d. h. er setzet, indem er den Gedanken der ewigen Nothwendigkeit durchdenket, nicht dieses Nothwendige selbst, sondern sein Gegentheil, nämlich das Freie, als das eben vermöge jener Nothwendigkeit des Begriffes, die als das allein wahrhaft Seyende das Gegentheil ihrer selbst fordert, Positive und Wirkliche. So wird ihm die Metaphysik zu einer Wissenschaft jenes Nothwendigen, die zu ihrem Resultate das Nichtseyn des Nothwendigen und die alleinige Realität des Freien hat. Ihre Aufgabe ist es dann, von dem Höchsten und Allgemeinsten auf eine Weise zu handeln, die nicht die eigentliche, positive Natur dieses Höchsten, sondern das, was jenseits dieser Natur liegt, die negative Basis und das ewige Gesetz der Nothwendigkeit, ohne welches das Höchste weder das Höchste wäre, noch überhaupt wäre, erkennen lehrt.

Wenn der Gegenstand, mit welchem sich die Metaphysik beschäftigt, nach dem Vorhergehenden als ein zwar Seyendes, dabei aber Wesenloses und Unwirkliches bezeichnet wird, so scheint hierin abermals ein Widerspruch zu liegen. Was indessen mit diesem Ausdrucke gemeint sey, das kann uns als Beyspiel die Mathematik deutlich machen. So wie die Grundsätze und Grundbegriffe dieser Wissenschaft dem natürlichen Bewußtseyn vorgelegt und klar gemacht werden, erscheinen sie diesem Bewußtseyn als schlechthin nothwendige und nicht nichtseynkönnende; die Einsicht in diese Nothwendigkeit ist unmittelbar mit der Erkenntniß der Sätze und Begriffe selbst ein und dieselbe. Eben so sehr aber erscheinen andererseits diesem Bewußtseyn jene Begriffe sowohl an sich selbst, als auch wie fern sie Gegenstand der Sätze sind, als leere, wesenlose, unwirkliche Schemen, deren Seyn nur darinnen besteht, daß es Form und Gesetz eines andern Seyenden ist, ohne aber in irgend einem Sinne für sich, wesenhaft und wirklich zu seyn. Die Nothwendigkeit, welche dem Inhalte der Mathematik zukommt, stellt sich dem Bewußtseyn schlechthin als die Wahrheit der Sache, als die eigne Nothwendigkeit des Erkannten oder des Gegenstandes dar, nicht als eine subjektive Nothwendigkeit des Erkennens. Ebenso wird von eben diesem Bewußtseyn die Leerheit und Wesenlosigkeit der mathematischen Zahlen und Raumfiguren nicht als sein eignes, subjektives Unvermögen empfunden, das eigentliche, positive Wesen dieser Gegenstände zu erfassen, sondern als die eigene Nichtigkeit dieser Gegenstände, oder als ihre rein formale, nur für Anderes, aber nicht für sich seyende Natur.

Was hier blos als Vergleich gebraucht schien, das steht der Sache selbst: die Metaphysik der Mathematik ihrem Wesen und ihrer Aufgabe nach ungemein nahe. Es ist das Geschäft der Metaphysik, die Grundbegriffe der Mathematik der unmittelbaren, rohen Gestalt, die sie für das reflektirende Bewußtseyn haben, zu entkleiden, und sie zum Begriffe im philosophischen Sinne dieses Wortes, zur Idee zu erheben. Daher sagt schon Plato (Rep. VI.) von der Dialektik, unter welcher er dieselbe Wissenschaft verstand, welche seine Nachfolger Metaphysik nannten, daß sie von den nämlichen Grundbegriffen aus, von denen die Mathematik abwärts nach dem Vielen und Mannigfaltigen geht, aufwärts zu höheren, und in diesen höheren die niederen aufhebend, zuletzt zu dem höchsten und eigentlichen Urprinzipe hinansteige. Einen gleichen hohen Werth legte der Mathematik, als dem Anfange aller wahren Philosophie, das ganze Alterthum bey, nicht sowohl wegen der Strenge der Methodik, als wegen der Kraft, die jene Wissenschaft hat, den Geist von dem Sinnlichen abzuziehen, und zu der Betrachtung einer von allem Sinnenschein entblößten, dem reinen Gedanken angehörenden Wahrheit zu stärken. Denn die Zahlen und übrigen Objekte der Mathematik betrachtet Plato als Mittelwesen zwischen der Idee und dem Sinnenscheine, und schreibt ihnen eine, zwar über den letztern hinausgehende, aber der ersteren nicht gleichkommende Wahrheit zu. —

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, being the Journal of a Naturalist in those countries, during 1832, 1833 and 1834, by George Bennet, Fellow of the royal College of surgeons. In 2 Volumes. London. 1834.

Wer sollte nicht mit ganz besonderer Theilnahme jeden neuen Bericht über ein Land vernehmen, dessen Culturgeschichte, die seit wenig länger als einem Menschenalter ihren Anfang nahm, so raschen Schrittes vorwärts schreitet, daß sie uns schon jetzt ein neu aufblühendes Europa in der Region der Gegenfüßler vor Augen stellt. Neuholland, auf dessen damals noch verschlossenen Boden Arthur Philipps im Jahre 1788 eine Rotte von 756 Verbrechern, welche England ausgestossen hatte, begleitet von dritthalb hundert ehrsamen Soldaten, Landbauern und Gewerbsleuten hinübergeleitet, hat sich in Zeit von vierzig Jahren auf die Bildungsstufe eines kleinen, wohlhabenden Handelsstaates erhoben, der nicht bloß im Ueberfluß alles das erzeugt, was zur täglichen Nahrung und Nothdurft seiner Bewohner gehört, sondern von der Ueberfülle seiner Erzeugnisse noch andern Ländern, selbst dem Mutterlande Vieles darreichet. Die Zahl der Colonisten hatte sich schon vom Jahre 1796 bis 1826 von 5900 auf das Zehnfache vermehrt und von 1826 bis zu dem jetzigen Augenblick abermals auf das Doppelte gesteigert; das Klima dieser neuen, fern abgelegenen Heimath bekommt den europäischen Einwanderern so gut, daß die Zahl der Neugebornen die der Absterbenden beständig in auffallendem Maaße übertrifft; in der erst seit 1814 begründeten Stadt Bathhurst, welche 2200 Fuß über dem Meere, am Macquariefluße liegt, soll in den ersten 11 Jahren nach der Begründung kein Mensch gestorben seyn. Da, wo sonst nur unergiebiger Grund, bedeckt von nutzlosem Gestrüpp war, sieht man jetzt viele Gefilde voll Getraide, Obstgärten und einzelne Weinpflanzungen; die Zahl der Schaafe, die zu Anfang dieses Jahrhunderts nur noch aus etlichen Heerden, zusammen von 6000 Stücken bestund, hat sich jetzt auf Hunderttausende vermehrt; von etlichen wenigen Stutereyen, welche damals im Lande waren, sind Pferde zu Tausenden ausgegangen; das Rindvieh hat so überhand genommen, daß nicht bloß jede in Anbau gekommene Gegend ihre zahlreichen Heerden besitzt, sondern daß bereits einzelne verwilderte Schaaren, wie im südlichen Amerika, die unbewohnten, waldigen Ebenen durchschwärmen. Namentlich wird die Schaafzucht mit so glücklichem Erfolge betrieben, daß Neuholland seine selbst erzeugte Wolle, roh und in neuester Zeit auch verarbeitet in mehrere Welttheile ausführt; die erst seit jüngsthin mit mehr Sorgfalt behandelten Weinpflanzungen geben nach Bennets Aussage schon ein Gewächs, das zum Theil den Capweinen an Güte nahe kommt; Neuholland hat bereits so gewaltige und glückliche Wallfischfänger, daß der Thran und das Fischbein für dasselbe ein bedeutender Gegenstand der Ausfuhr und des Tauschhandels geworden sind. Das Mutterland hat hier seine Speditionshandlungen, deren jährlicher Vertrieb sich auf Millionen beläuft; Sidney-Cove besitzt schon seit länger als 10 Jahren eine eigene, sehr ansehnliche Bank. Und dennoch gränzt in diesem halbeuropäischen Lande das alltäglich Bekannte noch so nahe an das Wildfremde und Unbekannte, das schon ganz für den Gebrauch Geöffnete an das fest und tief Verschlossene, daß selbst die eingebornen Bewohner des Landes das ferne Europa besser kennen, als ihren eigenen Erdstrich; durch die von Waldung und Sümpfen umgürtete Wildniß des Innenlandes ist noch kein Europäer ganz hindurchgedrungen; der große See, oder vielmehr das brackige, großentheils mit Schilf überwachsene Gewässer in der Mitte dieses Innern ist fast nur seiner geographischen Lage nach bekannt; zu einem großen Theile, selbst der Küsten, versperren Corallenriffe und schroffe Felsen den Zugang. Von Zinn und Kupfer, Silber und Bley, von Eisenerzen der besten Art hat man vielfältige Spuren, denen jedoch, bis dahin, fast noch nirgends ein regelmäßiger Bergbau nachzugehen vermochte. Dieses Land, das dem Bebauer im vielfachen Maaße seine Aussaat wiedergiebt, hat für sich selber fast nichts zum Unterhalt seiner an europäische Lebensweise gewöhnten Bewohner, als was der Mensch ihm mitbringt; ein Reisender, der in das Innere dringen will, hat hier auf jedem Schritte, zwar nicht mit jenen Gefahren zu kämpfen, welche Riesenschlangen und Tiger in Asiens und Afrikas Waldungen bringen, wohl aber mit der Gefahr, zu verhungern und zu verdursten, denn bald jenseits der urbar gemachten Ebenen, westwärts von dem Zuge der blauen Berge, beginnt eine Region der salzigen, brackigen Wasser.

Die Reise unsers Verfassers berührte zwar auch das großentheils unserer Erdkunde noch fest verschlossene Innere des Landes nur an seinem Saume, dennoch gelang es dem mit den mannigfachsten naturgeschichtlichen Kenntnissen ausgerüsteten Manne, wenigstens von der Gränze des bereits in Anbau genommenen südöstlichen Landstriches, den er in einer Weite von 600 englischen Meilen durchwanderte, manches Licht auf jenes Dunkel fallen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

(Fortsetzung.)

Die Gegenstände der Mathematik lassen sich auf drey große Haupt- und Gesammtbegriffe zurückführen: auf die Begriffe der Zahl, des Raumes und der Zeit. Jedem von diesen ist eine eigenthümliche mathematische Disciplin gewidmet: der Zahl die Arithmetik, dem Raume die Geometrie, der Zeit die reine Mechanik. Während schon das Alterthum den Begriff der Zahl für das Bewußtseyn gewonnen hatte, kam wenigstens die neuere Philosophie zu der Anerkennung, daß mit einer vollständigen Ergründung der Begriffe des Raumes und der Zeit Alles gewonnen seyn würde für Ergründung der tiefsten Probleme der Philosophie überhaupt. Und so hat denn auch wirklich die Metaphysik unmittelbar kein anderes Objekt, als die Begriffe der Zahl, des Raumes und der Zeit. Diese sind der Inbegriff des negativ Absoluten, des schlechthin Nothwendigen, „nicht nicht seyn und nicht anders seyn Könnenden," in so fern dasselbe ein Gegenstand, ein Objekt für das reflektirende Bewußtseyn ist.

Wenn dieses reflektirende Bewußtseyn seine Stellung zu den Grundbegriffen der Mathematik beachtet, findet dasselbe bald, daß diese keine reale, wie zu den Objekten der sinnlichen Wahrnehmung, sondern eine durchaus ideale sey. Den Gegenständen der sinnlichen Wahrnehmung gegenüber erkennt das Bewußtseyn, daß diese Gegenstände nicht bloß ein von ihm unabhängiges Seyn haben, sondern auch, daß sein eigenes Seyn von dem Seyn dieser Objekte unabhängig sey. Während es dagegen der Nothwendigkeit der mathematischen Begriffe sich bewußt wird, erfährt es zugleich, daß es selbst nicht ohne sie oder außer ihnen zu seyn vermöchte; indem es sie als reine, d. h. als leere denkt, weiß es, daß sie für sich nicht, sondern nur für ein Anderes sind; daß sie nur durch sein Denken selbständig, d. h. Objekte werden. Hiemit hebt die Reflexion, indem sie die Objektivität jener Begriffe in dem Bewußtseyn erzeugt, zugleich wieder die Objektivität derselben auf; sie erkennt, daß das Seyn jener vermeintlichen Objekte nur das eigene Seyn des Bewußtseyns selber ist. Und so wird jenes negativ Absolute, welches der Inhalt und Gegenstand der Metaphysik ist, als die Totalität der abstracten Allgemeinbegriffe oder der Kategorien erkannt, welche, ohne für sich selber ein abgesondertes Daseyn oder Bestehen zu haben, die schlechthin nothwendige, nicht nicht seyn und nicht anders seyn könnende Form und Gesetzmäßigkeit alles Daseyenden, Wesenhaften und Wirklichen sind. Dem natürlichen Bewußtseyn erscheint jener Inhalt als die Totalität des sich von selbst Verstehenden; das Geschäft aber der Methaphysik bestehet darin, dieses sich von selbst Verstehende, welches als Unbewußtes in der Tiefe jenes Bewußtseyns ruhet, zum Bewußtseyn zu bringen. Hiemit wird dieselbe zu der Wissenschaft des reinen Denkens, zu reiner Wissenschaft a priori. Auch reine Vernunftwissenschaft kann man die Methaphysik nennen, wofern man die Vernunft in die Allgemeinheit des geistigen Selbstbewußtseyns und Erkennens, gegenüber dem vielmehr mit Trennen, Unterscheiden und Sondern be-

schäftigten, das Gegenständliche als Gegenständliches uud Positives fassenden Verstande setzt. Denn es entbehrt diese Wissenschaft jener, über der Basis des negativen Vernunftinhaltes sich emporhebenden, freyen und positiven Gegenständlichkeit, welche als solche zu fassen, und der negirenden und verallgemeinernden Vernunft gegenüber festzuhalten, recht eigentlich das Geschäft des Verstandes ist. So herrscht in der Metaphysik die Thätigkeit der absoluten Vernunft über jene des Verstandes vor: wie in den übrigen positiven Theilen der Philosophie, namentlich in jenem der Religion (und Kunst), vielmehr der Verstand in seiner höheren Potenz (in welcher er das eigentliche festbestimmte, und doch zugleich freye Verhältniß des Positiven und Wirklichen zu der Denknothwendigkeit der Vernunft auffasset) vorherrschend vor der Vernunft thätig ist.

Als das Eigenthum und den Inhalt der Vernunft, welche die Grundbegriffe der Metaphysik durch sich selbst, und nicht als gegenständliche, von aussen an sie gekommene, schon längst, ehe sie sich dessen bewußt ist, besitzt, hat man jene Allgemeinbegriffe dem Geiste des Menschen angeboren genannt. Und mit Recht: denn es ist dieser Besitz recht eigentlich das Wesen des Geistes, oder der allgemein menschlichen Vernunft selber; des Geistes, welcher eben dadurch über die Natur und die Aussenwelt erhaben, zu ihrer Erkenntniß und Herrschaft bestimmt ist, daß er die absolute Grundlage und Voraussetzung ihres Daseyns ohne die jene weder überhaupt seyn, noch das seyn könnte, was sie ist, in die Einheit des lebendigen Begriffes zusammengenommen in sich trägt. Aber in dieser ihrer Eigenschaft als angeborne, sind die Begriffe noch nicht Erkenntnisse, ebenso wenig, als uns das Angebornseyn nnseres Leibes schon ein Erkenntniß dieses Leibes ist. Wie jedoch der Leib mit seinen Sinnen allein das Organ des Erkennens seiner selbst, wie des selbständigen freyen Bewegens ist, so ist der Besitz, d. h. die reale Möglichkeit der Grundbegriffe in dem geistigen Wesen ausdrücklich das Moment, wodurch dasselbe über die Naturnothwendigkeit erhoben, wodurch es zum freien in dem Sinne wird, in welchem das Freie als das wahrhaft Seyende und Wirkliche zu bezeichnen ist. Daher es nicht Vermessenheit ist, zu sagen, daß jene dem Menschengeiste angebornen Begriffe ganz dieselbe Bedeutung und Nothwendigkeit für den göttlichen Geist haben müssen, wie für den menschlichen; daß sie (nach Leibnitz's Ausdruck) ewige Wahrheiten sind, die von Uranfang her im Geiste Gottes vorhanden, den absoluten Inhalt der göttlichen Weisheit ausmachen.

Die Metaphysik handelt von dem absoluten Weltinhalte. Denn ihre Kategorien verhalten sich zu dem Inhalte, dem eigentlichen Wesen der Welt, wie das Abstracte oder der Allgemeinbegriff, der in gewissen Sphären Begriff der Gattung oder des Geschlechtes ist, zu dem Individuellen, welches durch ihn verzeichnet, aber nicht erschöpft wird. Wie daher das wissenschaftliche Bewußtseyn über den Gattungsbegriff der Menschheit von einer Seite her die Erkenntniß der Individuen nicht nur einleitet, sondern selbst schon diese Erkenntniß ist, so im Bezuge auf die Welt, ja selbst auf die Gottheit, die Wissenschaft von der absoluten Form des Seyns der Welt und der Gottheit.

Wenn es, wie vorhin gesagt wurde, die Aufgabe des metaphysischen Theiles der Philosophie ist, die der Vernunft als angeboren inwohnenden Grundbegriffe ihr zum Bewußtseyn zu bringen, so fragt sich, welches der Weg hiezu sey. Hierauf antwortet schon Plato, daß dieser Weg die Dialektik ist. Erst das System der absoluten Nothwendigkeit hat aber der Dialektik die ausdrückliche Bestimmung angewiesen, den gesammten, durch die Geschichte der Philosophie aufgefundenen Ideenschatz zur Einheit der absoluten Idee, welche nach ihm der Inbegriff alles Seyns und aller Wahrheit ist, zu verarbeiten. Der Weg, welchen die Dialektik jenes Systemes zur Erreichung ihres Zieles nimmt, ist der einer beständigen Verneinung und Bejahung, der eines beständigen Aufgehobenwerdens der einen, für sich als nichtig erkannten Kategorie in einer ihr

entgegengesetzten höheren, bis zuletzt alle früheren Kategorien in der einen, letzten, in der absoluten Idee aufgehoben werden. Wenn sich aber nun deßhalb jene Dialektik als das eigene Thun, als das Werk der Selbstvollbringung der Kategorien bezeichnet; wenn sie auf solche Weise die Kategorieen, welche ihr Objekt sind, zugleich zu ihrem Subjekte machet, so stellt sie das an und für sich Nichtseyende als ein Seyendes, das an und für sich Wesenlose und Unwirkliche als den Inbegriff des Wesens und der Wirklichkeit dar. Die Wahrheit aber ist die: daß das Erkennen der Kategorien immer eine freie That des Geistes bleibt, auch wenn diesem seine Art und Weise oder seine Form ebenso wie sein Objekt, durch die ewige, unbedingte Nothwendigkeit dieses Objektes gegeben ist; auf gleiche Weise, wie das Seyn der Natur und des Geistes überhaupt ein freyes, oder auf freyer That beruhendes bleibt, obgleich die allgemeine Form und Gesetzmäßigkeit dieses Seyns eine schlechthin nothwendige, nicht nicht seyn und nicht anders seyn könnende ist. Statt der Kategorie, so sehr in ihr, nach einem Ausdrucke von Spinoza, die Gestalt der Ewigkeit anerkannt werden muß, ist vielmehr der freye, von der Nothwendigkeit der Kategorie unterschiedene und sich unterscheidende Geist das Subject der philosophischen Wissenschaft. Dieser Geist ist einer und derselbe vor der Metaphysik und in der Methaphysik; die Thätigkeit durch welche er den Standpunkt der Metaphysik gewinnt, ist eben so sehr Wissenschaft, wie die Thätigkeit auf diesem Standpunkte selbst. Daher hat die Methaphysik zu ihrer Voraussetzung und Basis die Logik, welche allgemein als die Wissenschaft bezeichnet ist, die dem denkenden Geiste das Bewußtseyn über sein eigenes Thun giebt. Die Logik, indem sie den Geist in Gestalt des natürlichen Bewußtseyns, in Gestalt der zwischen Subject und Object einhergehenden, und diesen Gegensatz als ein Letztes und Unüberwindliches voraussetzenden Erkenntnißthätigkeit vorfindet, hat zunächst die Aufgabe, das Wesen, die Natur und die Beschaffenheit dieses durchaus endlichen und nur auf endliche Gegenstände bezüglichen Thuns zu klarem Bewußtseyn zu bringen. Hier findet sie nun bald, daß alles objektive Erkennen auf doppelter Negation beruht; daß es ein Verneinen des Verneinens ist. Denn alle vermeintliche Gegenständlichkeit des Erkennens ist nur in dem Subjecte, sie ist nur meine Affection, mein Zustand. Indem aber hiemit das Bewußtseyn das verneint, was in dem Ich nicht Ich selbst ist, bejahet es zugleich, daß es außer dem Subjecte eben auch noch etwas giebt, und bekennet, daß das Subjekt, welches ausschließlich für das Seyende in dem Erkennen galt, eine Aeußerlichkeit hat, die gleichfalls ist, und nicht nicht ist. Diese beyden Akte, die erste Verneinung oder das Herauswerfen des an sich Substanzlosen aus der Substanz und die zweyte Verneinung oder das Zurücknehmen des Herausgeworfenen in einen Substanzbegriff, der nun freilich nicht mehr jener unmittelbare, sondern ein die Subjektivität und Objektivität gemeinschaftlich umfassender ist, fallen für das natürliche Bewußtseyn in ein und dieselbe Handlung zusammen, weil dieses Bewußtseyn überhaupt noch nicht den Allgemeinbegriff seines Thuns gefaßt hat, den die weitere logische Betrachtung als solchen auffasset, und in seine ihm untergeordneten Momente scheidet. Wenn nämlich das logische Bewußtseyn, welches von dem Standpunkte aus, wo es alles Erkennen nur als Negation an der Substanz der endlichen Subjektivität aussprechen mußte, das Phänomen dieses Erkennens weiter verfolgt, wird es eben hier gewahr, daß dieses Phänomen mehr als nur ein Phänomen, daß es an sich schon eine Erhebung über jene Schranken ist, und daß diese Erhebung eben durch den wissenschaftlichen Akt, den sie bewirkt, auch zum Für sich seyn gebracht wird. Es gelangt dadurch, daß es die endliche Subjektivität als Schranke des Erkennens setzt, zu der Einsicht, daß diese Subjektivität keine solche Schranke, sondern daß das erkennende Ich wahrhafte Subjekt-Objektivität, absolute Identität des Seyns und des Erkennens ist. So wird demselben der durch Verneinung seiner selbst schlecht-

hin bejahende Vernunftbegriff zu dem Elemente der reinen ebenso objektiven, als subjektiven Wahrheit selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Er selber nahte sich jener mitten im Sommer (December) mit Schnee bedeckten Alpenkette, auf deren noch künftige Untersuchung die Mineralogen und Geognosten unsers Welttheiles mit Begierde warten; er selber war auf den öden Granitklippen des Bulonggebirges, auf welchem sich alljährlich die Eingebornen der verschiedensten Districte zu einer Schmetterlingslese versammeln, welche für sie etwas Aehnliches ist, als für die Bewohner unserer benachbarten Neckar- und Mayn- und Rheingauen die Weinlese. Doch über diese, so wie über einige noch interessantere Ergebnisse seiner „Wanderungen“ hören wir unsern Bennet, der das Erzählen sehr gut versteht, lieber selber sprechen.

In den 20ger Tagen des Augusts 1832 war die Küste von Neu-Südwales nach einer schnellen und glücklichen Fahrt erreicht. Bey dem Anblick dieser Küste ward das Auge unsers Reisenden, das sich noch wenige Monate vorher an der reichen Natur der Canarischen und Capverdeschen Inseln gelabt hatte, abermals (denn schon im Jahre 1829 hatte er Neu-Südwales besucht) auf eine fast schmerzliche Weise überrascht. Ein ödes Felsengestade, über welches selbst die eigenthümliche Vegetation jenes fernen Welttheiles nur eine graulich grüne Färbung, einen Anschein von Düsterkeit und Armuth verbreitet, drängt dem Reisenden, der aus Europa kommend sich Neuholland nahet, den Gedanken auf, daß hier ein Erdstrich sey, der nicht ursprünglich zur Heimath seines Geschlechtes bereitet war. Während das Mutterland der Völker, Asien, wie die beyden andern mit ihm verbundenen Welttheile in großer Fülle das besitzen, was sie gleich vom Anfang dem Menschen heimlich (heimathlich) und wohnlich machen kann, müßte derselbe hier in diesem Lande mit beständigem Mangel an dem Nothwendigsten kämpfen, wenn er nicht aus dem alten Mutterhause herüber die Anfänge einer neuen, glücklichen Umgestaltung und Befruchtung dieser sterilen Natur mit sich brächte. In der That es ist aber, als hätte der arme Boden mit langjähriger Sehnsucht nur auf die Vermählung mit den Keimen, welche die Heimath des Menschen in sich trägt, gewartet, um alsbald aus seinem Schooße eine neue jugendlich blühende

Heimath für diesen Herrscher der Natur auszugebähren. Wenn es noch vor wenig mehr als vierzig Jahren schwer hielt, auf die Frage: was hat denn aber das arme Neuholland für den Unterhalt und die Bequemlichkeit seiner unzähligen Ansiedler darzubieten? eine beruhigende Antwort zu geben, so würde es jetzt eben so schwer seyn, auf die Frage: was hat denn das reiche Neuholland, so weit es nämlich angebaut ist, nicht von alle dem, wornach nicht bloß der mit der gewöhnlichen Sättigung zufriedene, sondern der selbst an die mannigfachsten leiblichen Genüsse der europäischen und asiatischen Heimath gewöhnte Ankömmling ein Verlangen tragen könnte? Viele, ja die meisten der hieher versetzten Europäer, namentlich die Irländer, denen die Armuth eine Versuchung zum Verbrechen gewesen war, fühlen und finden sich nun hier wie in einem Paradiese, und bekennen, daß es ihnen niemals in der Heimath so wohl gegangen und gewesen sey, als in Neuholland.

Bennet war, wie schon erwähnt, erst im Jahre 1829 hier gewesen, aber in der kurzen Zeit von kaum vier Jahren fand er den jungen Sprößling des brittischen Mutterreiches so gewachsen und erstarkt, daß er ihn kaum wieder erkannte. Am deutlichsten fiel dieses an dem Mittelpunkte der ganzen Colonie, an der Hauptstadt des Landes, an Sydney ins Auge. Da, wo vor etlichen Jahren nur noch ein Gehäufe aus niedrigen, hölzernen Hütten stund, waren nun meist wohlgebaute, aus Sandstein oder Ziegelsteinen errichtete Häuser zu sehen. Aber dieser Anbau that und thut auch noch in Sydney so noth, als nur irgendwo. Bey der ungemeinen Wohlfeilheit aller andern Bedürfnisse ist der Miethzins in dieser Stadt so theuer, als in irgend einer der größern Städte von Europa; er beträgt für ein Haus jährlich von fast 700 bis nahe 3000 Gulden. Daher waren unter den vielen Handwerksleuten, die in neuesten Zeit aus der andern Halbkugel hier einwanderten, die Zimmerleute und Maurer die willkommensten.

Beym Hindurchgehen durch die zum Theil etwas unregelmäßig angelegten Straßen der neuen Hauptstadt findet sich der Europäer auf die mannigfachste Weise bald an die Heimath, bald an die weitabgelegene Fremde erinnert, in welche er jetzt versetzt ist. Aus jedem Haus, aus jedem Zimmer schreit ihm und schwatzt ihm der gemeinste Vogel des Landes, der Papagay entgegen; in jeder Straße laßen ihn aber auch die Anschläge von Theaterzetteln und Concertanzeigen, die Zeitungsexpeditionen und dortigen Buchhandlungen bemerken, daß diese Straßen einer neuen Welt mit dem gewöhnlichen in ihnen häufigen Staub auch andern Staub mit den europäischen Stadtgassen gemein haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

(Fortsetzung)

Mit diesem Akte dann, mit dem Akte der Darlegung jener reinen Denknothwendigkeit, welche das abstracte oder apriorische Wesen des Bewußtseyns ausmacht, beginnt das eigentliche Tagewerk der Metaphysik. Der Inhalt jener Denknothwendigkeit sind die Kategorien, welche, an sich rein negativ und wesenlos, erst in einem Lebendigen, in einem Bewußtseyn gesetzt, nicht zwar zu etwas Positivem, wohl aber zur Position, als solcher werden. So führt uns der reine Begriff der Dialektik und ihres Elementes, der abstrakten Denknothwendigkeit, schon hier zu der Forderung eines Positiven, welches, erhaben über die abstrakte Denknothwendigkeit, den Inhalt von dieser erst zur Realität und Wirklichkeit bringt. Auf die Erkenntniß dieses Positiven selbst angewandt, hat dann die dialektische Methode die Bedeutung: jedes Ding so erkennen zu lehren, wie es frey sich selbst bejaht; wie es aus dem Nichts heraus, welches der dunkle Urgrund seines Daseyns ist, sich durch Verneinung dieser Verneinung zum Daseyn, zur Wirklichkeit erhebt. So aber nimmt die Wissenschaft schon in den ersten Schritten und im ganzen Verlaufe ihrer innern Entfaltung geraden Weges ihre Richtung nach dem Ziele hin, welches, wie die Logik auf der einen, so nach der andern Seite ihre Gränze bildet. Das Wirkliche, *als solches*, bleibt nämlich jederzeit Gegenstand der Erfahrung, und die vollständige, selbstbewußte Darstellung der Allgemeinbegriffe, der eigentlich metaphysischen eben so wohl, wie der realphilosophischen, kann überall nur den Zweck haben, die Reihe der Negationen bis an die Punkte hinanzuführen, wo die Erfahrung als die allein wahre, durch jenes negative Thun über sich selbst verständigte Bejahung hinzutritt. Und so bildet denn den Schlußstein der philosophischen Wissenschaft (als spekulativer Theologie) ein Begriff, in welchem Speculation und Erfahrung vollständig zusammenfallen, d. h., in welchem die Spekulation nicht bloß irgend einen ihrer einzelnen Begriffe, sondern sich selbst, sammt der Totalität ihres Inhaltes aufhebt, und an ihr Stelle einen nicht mehr besonderen oder einzelnen, sondern universellen und allgemeinen Erfahrungsgegenstand (die Idee der Gottheit) setzt. —

Nachdem im Vorhergehenden der Verfasser die Ringmauer zu dem Werke seiner Metaphysik entworfen und aufgeführt hat, beginnt er nun die Errichtung der einzelnen, inneren Theile des Gebäudes mit der Lehre vom Seyn. Diese umfaßt die Kategorien der Qualität (Seyn, Daseyn, Unendlichkeit) dann die Kategorien der Quantität (Zahl, Größe, Verhältniß); endlich die Kategorien des Maaßes (Individuum, Art, Gattung; Größe, Regel, Gesetz; Form und Inhalt).

Im natürlichen Bewußtseyn findet sich die Kategorie des Seyns nur in der Form einer unmittelbaren Gewißheit von der Wahrheit des Objektiven, in Gestalt einer gemeinschaftlichen Subsumtion des Subjektiven und Objektiven unter die Vorstellung einer unbestimmten Allgemeinheit, die sich später der gebildeten Reflexion als das Seyende darstellt. Die speculative Fassung dieser Kategorie ist die beginnende, selbst be-

wußte Rückkehr aus dem Zweifel, aus der Verzweiflung der Reflexion, der sich alle objektive Wahrheit zum subjectiven Schein verflüchtigte, zu der Gewißheit einer dem Subjekte mit dem Objekte gemeinschaftlichen Wahrheit des Seyns. Wenn hiebey die neuere deutsche Philosophie den Satz aussprach, daß Seyn dem Nichts, dem Nichtseyn gleich sey, so war ihr das Wort Seyn nicht gleichbedeutend mit dem Aristotelischen τὸ "Ον, oder dem Seyenden, sondern es galt ihr (wie der Schule der Eleaten allerdings auch schon τὸ "Ον) nur als τὸ Εἶναι: als die unter der Gestalt der Ewigkeit erfaßte Kategorie des reinen Seyns. Was namentlich die Eleaten auf den Gedanken der absoluten Einheit und Einfachheit alles Seyenden brachte, war nichts Anderes, als das in dem reinen Begriffe des Seyn unmittelbar enthaltene, in allen übrigen Begriffen von ihnen noch vermißte Bewußtseyn seiner absoluten Nothwendigkeit, seiner schlechthin objektiven und allgemeinen Gültigkeit. Das Seyende ist wahr, wiefern es ist und nur in wiefern es ist; alle andern Begriffe, alle andern Attribute dieses Seyenden gehören dem Scheine an, der das Nichtseyende ist, welches aber nicht als solches, als Nichtseyn, sondern nur der unwahr aufgefaßte Begriff des Seyn ist. Unsere neuere Philosophie geht hierin einen Schritt der innern Entwicklung und Verdeutlichung weiter. Wenn sie die Lehre vom Seyn mit dem scheinbar schroffen Widerspruche beginnt, daß Seyn gleich Nichts ist, so legt sie schon in diesen Widerspruch selber zugleich auch seine Aufhebung und Lösung. Weil nämlich Seyn, so lange es nur als Seyn gedacht wird, Nichts, der offenbare Widerspruch von sich selber ist, kann es nicht nur seyn; so wahr es ist, ist es mehr als nur Seyn, ist es das vom Nichts, das heißt, von ihm selbst sich Unterscheidende. So erst ist der Begriff vom Seyn vollständig speculativ gefaßt, in der Dreyheit der Momente, in denen sich jeder rein speculative Begriff vollendet. In dem dritten Momente, dem Seyn mit immanenter Negativität liegt nur wesentlich die Forderung eines Mehreren, Höheren, noch nicht aber ein bestimmtes Mehreres. Es ist die einfache Gewißheit, daß Seyn sich selbst nicht genügt; daß es zu etwas Weiterem, wodurch es von sich selbst und von dem Nichts sich unterscheide, sich gestalten wird. Darum hat Hegel dieses dritte Moment in der ersten Unmittelbarkeit des Seyn, diese erste speculative Vereinigung und Durchdringung eines Positiven mit einem Negativen Werden genannt. Werden ist nicht eine eigenthümliche Bewegung oder positive Thätigkeit, weder des Geistes, als erkennenden und betrachtenden, noch auch seines Objektes; wohl aber ist es die absolute Gewißheit und Nothwendigkeit eines nicht, wie das unmittelbare, in Nichts versinkenden, sondern vom Nichts sich unterscheidenden Seyn.

Daseyn, Andersseyn. Das da wie das Anders, mit denen hier das Wort „Seyn" zusammengesetzt ist, bezeichnen Modificationen an dem Seyn, die dasselbe zu einem zwischen Seyn und Nichtseyn, wiefern dieselben in starrer Abstraktion einander gegenüber gestellt werden sollten, in der Mitte stehenden machen. Ohne jene Modifikationen ist Seyn eben Nichts; erst durch sie wird das Seyn aus dem Nichts herausgestellt, von dem Nichts unterschieden. Weil aber an sich Nichts dem Seyn gleich ist, so ist diese Unterscheidung eine Unterscheidung des Seyn von sich selbst; Seyn ist nur dadurch, daß es ein anderes Seyn sich gegenüber hat. Dieses Andere ist sein Nichtseyn, und umgekehrt, das erste ist das Nichtseyn dieses Anderen. So ist jedes der Seyenden an sich selbst Nichtseyn, zugleich aber ausdrücklich die Negation des Nichtseyn. Schon bei Plato (in seinem Sophisten) sind die Begriffe des θάτερον, als des seyenden Nichtseyn und der κίνησις, als desjenigen Werdens, welches von Etwas zu Etwas geht, der klare und unzweydeutige Ausdruck für die eben so klar erkannte Wahrheit, daß, wenn überhaupt Etwas und nicht Nichts seyn soll, dann ein seyendes Nichtseyn, ein Werden und eine Veränderung, ein Andersseyn gegeben seyn muß, weil das bloße Seyn ohne Bewegung und Andersseyn dem Nichts gleich ist.

Wenn Daseyn ist: als Anderes zu einem Anderen seyn, das Andere aber für sein Anderes die Stelle vertritt, die zuvor das Nichtseyn einnahm: so ist jedes Daseyende eben so sehr, wie es das Seyn seines Anderen ist, auch das Nichtseyn dieses Anderen. Als einfaches Nichtseyn des Anderen betrachtet, ohne daß zugleich auf die Natur dieses Andern reflektirt wird, heißt das, was zuvor als das Daseyende galt, Ende, Gränze dieses Andern. Das Ende, die Gränze ist in dem, dessen Gränze sie ist; so wird die Nothwendigkeit des Andersseyn als eines und dasselbe mit der Kategorie des Zueinander erkannt. Da ist, was eine Gränze hat, innerhalb deren es eingeschlossen ist. Aber der Begriff des Gränzehabens fällt, spekulativ gefaßt, zusammen mit dem des Gränzeseyns. So gestaltet sich vorerst der Ausdruck, daß Alles, was ist, Ende oder Gränze ist. Aber eben weil das, dessen Gränze die Gränze, selbst Gränze ist, ist dieser Begriff nicht als die Verneinung eines Positiven, sondern als Verneinung seiner selbst, also des Negativen zu erfassen. Der Satz: determinatio est negatio kehrt sich hiemit um, die frühere Verneinung wird uns zur Bejahung, zur Bestimmung. Was wir vorhin Ende, Gränze nannten, das wird nun als Bestimmtheit, Beschaffenheit, (Qualität) angeschaut, worinnen die volle speculative Wahrheit des Daseyns liegt. Was ist, ist in Anderem, an Anderem, für Anderes. Das Daseyende, um zu seyn, muß an Anderes sich hingeben, Anderem inwohnen. Aber dieses andere ist gleichfalls nicht ein Selbständiges, sondern jenes Inwohnen ist ein gegenseitiges. So tritt zum Begriffe des Daseyns jener des Für eines seyn hinzu.

Für das, was das Daseyn **wird**, wenn sein Begriff durch die eben erwähnten drey Momente der dialectischen Betrachtung, Endlichkeit, relatives Seyn, Seyn in Anderem und für Anderes, hindurch geführt **wird**, hat unsere Sprache den Ausdruck: Etwas. Die *speculative* **Vollendung**, die in dem Begriffe des Etwas den Begriff des Daseyns erhält, entspricht dann ganz jener, die in dem Begriffe des Werdens jener des Seyns erhielt. Indeß wird auch der in diesem zweyten dreygliederigen Cyklus erstiegene Gipfel abermals nur zu einem Punkte des Wiederabwärtssteigens oder Umschlagens nach dem ersten Gliede eines neuen Cyklus. Jedes Etwas hat die Fähigkeit, hat die Bestimmung, etwas Anderes zu bestimmen; eben dadurch ist es bloße Gränze dieses Andern. Diese Fähigkeit hat es aber nur, in so ferne es durch Anderes bestimmt ist; wir sehen uns immer wieder auf eine Gegenseitigkeit des Bestimmens zurückgewiesen. Ebendieß jedoch, daß innerhalb des abstrakten Begriffes selbst sich kein Anfang des Bestimmens findet, macht dessen Leerheit aus. Etwas, wiefern es nichts als nur diese reine Kategorie des Etwas wäre, wäre abermals — Nichts. Aber in diesem Begriffe des Etwas ist das Was zwar nicht gesetzt, wohl aber gefordert; gefordert mit der näheren Bestimmung, die Etwas von dem Daseyn hat, daß es das Andere des Etwas, und dennoch in dem Etwas und für das Etwas seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Unser Reisender besuchte auch mit einigen Freunden das neue Theater zu Sydney. Ein in England beliebtes Lustspiel von Colman war angekündigt. Wie aber in dieser australasischen Hauptstadt Jeder sein Haus baut wie, und wohin er mag, so scheinen auch selbst die Schauspieler hier sprechen zu dürfen, wie und was sie wollen.

Unter Colmans Namen führten da die Leute auf der Bühne Gespräche, und machten Scherze nach eigenem Geschmack, nur die beyden Hauptpersonen des Stückes, der lang für verloren gehaltene Heinrich und seine Carolina, sprachen in den Worten des Autors. Während aber Heinrich in dem Entzücken des Wiedersehens fast erlag, sprach die Caroline der Bühne, eine

in ihrer Kunst noch neue, junge Schauspielerin, ihre Rolle mit solcher Gleichgültigkeit her, wie die Papageyen von Sydney ihr auswendig gelerntes: „schönes Papchen, süsses Papchen.“

Unter dem häufigen Zustrom der Fremden, betrachten sich die anfangs als Sträflinge hieher gekommenen, zum Theil sehr wohlhabend gewordenen Einwanderer beständig als die eigentlichen Hauptinhaber des Landes. „Was wollen denn,“ sagte einer der reichern unter ihnen, „diese freyen Auswanderer hier bey uns. Für uns war diese Colonie begründet, sie haben kein Recht darauf.“ Auch scheint es wirklich nicht zu läugnen, daß die von der englischen Regierung hiehergesendeten Sträflinge ein leichteres Loos haben, als die freyen, nicht sehr begüterten Einwanderer. Denn jene haben ihre gute Kleidung und Kost, werden bey der Arbeit sehr geschont, ein wohl eingerichtetes Spital nimmt sie auf, wenn sie krank sind, lauter Vorzüge, die sich der minder bemittelte, freye Einwanderer durch schwere Opfer erkämpfen muß.

Eines der anziehendsten, neuerrichteten Institute, ist das naturhistorische Museum von Sydney. Obgleich an Zahl der Gegenstände noch klein, gewährt dasselbe durch die Neuheit dieser Gegenstände ein ganz besonderes Interesse. Namentlich zeichnet sich die Sammlung der Vögel, welche zugleich vortrefflich ausgestopft sind, ganz besonders aus. Unter den Fabriken der Stadt haben die, worin der neuseeländische Flachs verarbeitet wird, den vielversprechendsten Aufschwung genommen.

Aus der Hauptstadt hinaus begleiten wir nun unsern Reisenden auf seinen Wanderungen in das eben in voller Blüthe des Frühlings stehende Land. Es war September, der Monat, welcher dort dem März unserer Halbkugel entspricht, als er die Reise nach den landeinwärts gelegenen Gegenden, über das blaue Gebirge antrat. Tiefer unten, in der Nähe der Küste und in der angrenzenden Ebene blühten mehrere Arten von Banksia, einer Gattung von Bäumen, welche in diesem Himmelsstrich als Stellvertreter unserer Nadelhölzer einen Hauptbestandtheil der Waldungen bildet. Namentlich hatte die haideblättrige Banksia (Banksia ericifolia) den ganzen vollen Schmuck ihrer orangegelben Blüthen angethan; neben ihr prangte der merkwürdige Grasbaum, oder Mannagummibaum (Xanthorhoea) mit der Fülle seiner weißlichen Blüthlein, die sich an Form unsern Mayblümchen nähern und ährenartig an dem obern Ende eines 5 bis 6 Fuß langen Schaftes beysammenstehen, der sich aus der Mitte der grasartig schmalen und langen Blätter des Strunkes erhebt. Dieses in Europa noch wenig bekannte Gewächs hat für die Bewohner von Neuholland und einen Theil ihrer Thierwelt einen mannichfachen Nutzen. Aus den Blüthen sondert sich ein eyweisähnlicher, süßlich schmeckender Stoff aus, dem eine Schaar von Insekten und

zartschnäblichen Vögeln nachgeht, der aber auch von den Eingebornen genossen wird. Diesen letzteren dient zugleich der dünne, leichte nnd dennoch sehr feste Blüthenschaft zur Fertigung von Wurfspießen nnd Fischergeräthen; der europäische Ankömmling, auf feinere Sinnesgenüsse bedacht, hat seine Aufmerksamkeit zunächst nur auf das gelbe, aus dem Strunke des Grasbaumes hervordringende Gummi gerichtet, das, wenn man es anzündet, ein angenehmes Räucherwerk giebt, übrigens aber auch als Arzneymittel seinen Werth hat. — Durch die liebliche Form oder die Farbenpracht ihrer Blüthen ziehen auch um diese Zeit die einheimischen Orchideen, so wie die an die Familie der Haiden sich anschließenden Epacrideen, dann die zierlichen, wie in Blüthen aufgelösten Acacien, und die Myrten jenes Landstriches, die Arten der Gattung Eucalyptus das Auge an. Es ist, als erschöpfte sich in dieser von der alten Heimath des Menschen so fern abgelegenen Gegend, die ganze Kraft der Vegetation in der zierlichen Ausschmückung der Blüthen, ohne zur genießbaren Frucht zu gelangen; denn wenn auch bei dem Xylomelum pyriferum ein birnenähnlicher Fruchtzapfen an die Gestalt unsers vaterländischen Obstes erinnert, so sieht sich dennoch der erwachte Appetit gar bald enttäuscht, denn jenes Scheinobst ist von ungenießbarer, holzartiger Natur.

Auch das Land der südlichen Halbkugel hat, wie das unsrige, seine Schwalben, welche mit dem Erwachen der Baumblüthe zurückkehren, und die, wie bey uns, wo nur immer möglich zum Menschen sich gesellen, an dessen Wohnungen sie zutraulich ihre kleine festgemauerte Behausung anlegen. Unser Reisender hörte allenthalben über und neben sich das liebliche, an den Frühling seiner Heimath ihn erinnernde Gezwitscher dieser kleinen, dem Menschen befreundeten Vögel.

Sein Weg führte ihn zuerst nach Paramatta, einem stattlichen Dorfe, das ein wohlgebautes Gouvernementshaus, eine Schul- und Pflanzanstalt für Waisen und Fabrikgebäude besitzt. Die Straße von Paramatta nach Liverpool, einem nur aus zerstreuten Häusern bestehenden Dörflein, ist sehr gut, aber das Land zu beyden Seiten ist noch meist in seinem wilden, unangebauten Zustand und sein Anblick macht auf den Europäer, so schön sich auch die myrtenartigen Bäume (Arten von Eucalyptus) zwischen dem niedern Gebüsch ausnehmen, jenen unheimlichen Eindruck, den der Mensch überall empfindet, wo ihn alle Spuren der Aehnlichkeit mit der gewohnten Heimath verlassen. Liverpool hat eine kleine, hübsche Kirche, mit einem Thurme und einer Schlaguhr, ein ziemlich geräumiges Hospitalgebäude für die Colonisten, und sonst noch manche nicht unansehnliche Gebäude, welche bereits als vielversprechender Anfang einer nahen, künftigen Erweiterung erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

(Fortsetzung)

Unendlichkeit. Was das einzelne Daseyende zum Endlichen, was den Complex dieses Daseyenden zum Reiche der Endlichkeit macht, ist die in ihm enthaltene Verneinung des Andern, welche zwar an sich schon Bejahung, aber als Verneinung doch eben Ende, Gränze ist. Hiemit aber ist unmittelbar dieß ausgesprochen, daß, was kein anderes außer sich hat, welches von ihm verneint und begränzt, oder von welchem es selbst verneint und begrenzt wird, das Unendliche, das Absolute ist. Dieses aber ist offenbar nichts anderes, als die Totalität des Daseyenden, als Totalität betrachtet, so daß als das Seyende in ihr nicht das, dessen Totalität sie ist, sondern sie selbst als der Begriff, darin sich das Einzelne zusammenfaßt, gilt. In gewöhnlicher, wissenschaftlich nicht genauer bestimmter Rede wird jene Totalität als das Ganze, das Allgemeine, auch wohl als das Eine bezeichnet. Fragen wir nach dem Was der Unendlichkeit, so weißt uns die Antwort zunächst wieder zurück auf das Endliche, und sucht durch dieses das Unendliche zu erklären. Denn das Unendliche ist, wie schon aus seinem einfachen Begriffe erhellt, nicht äußerlich neben dem Endlichen, sondern in dem Endlichen, so wie das Endliche in ihm. Denn ein Unendliches, welches ein Endliches außer und neben sich hätte, würde durch dieses Endliche begrenzt, wäre also nicht mehr Unendliches, sondern Endliches. Durch dieses Zurückschlagen des Begriffes der Unendlichkeit in den der Endlichkeit kommt an jenem ein Moment zum Bewußtseyn, das in diesem nicht lag. Dieses Moment besteht darin: daß die daseyenden Etwas oder Beschaffenheiten, um das zu seyn, was sie seyn sollen, nicht nur überhaupt andere zu sich selbst, sondern ins Unendliche andere seyn müssen. Hiemit nimmt dasselbe Bewußtseyn, welches vorher in positiver Gestalt als das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit Eines Unendlichen, in welchem alles Endliche ist, auftrat, ohne übrigens seine Natur und seinen eigenthümlichen Inhalt aufzugeben, die negative Gestalt des unendlichen Progresses von Endlichem zu Endlichem an. Dieser Progreß ist darum der unendliche, weil das Nichts, welches nach jedem gegebenen, wenn auch noch so sehr durch Wiederholung seiner selbst in Gestalt des Andersseyn gesteigerten und gehäuften Endlichen, außerhalb diesem Endlichen zurückbleibt, sich von gleicher Natur mit diesem Endlichen, nämlich als ein durch Etwas außer ihm begrenztes, und dieses Etwas begrenzendes Nichts, folglich gleichfalls als Etwas erweist. Denn mit jenem Nichts, als mit dem Seyn identisch, würde der Prozeß des Werden von Neuem beginnen, folglich noch einmal Etwas gesetzt werden. Wenn dann aber kein einzelnes Endliche ist, ohne daß mit ihm zugleich eine Unendlichkeit von anderem Endlichen gesetzt wird, so ist jenes Endliche nicht ohne Bezug auf das Unendliche ausser ihm. So wie sich in der Lehre vom Daseyn ergab, daß Etwas nur unter Voraussetzung eines Andern, und nur in Bezug auf dieses Andere, welches gleichfalls Etwas ist, das ist, was es ist, ja daß Etwas nur der Bezug auf jenes

Andere sey; so läßt es sich hier in der Lehre von dem Unendlichen aussprechen, daß Etwas nur unter Voraussetzung unendlicher Andern, daher nothwendig in Bezug auf dieses Unendliche, daher selbst dieser unendliche Bezug ist. Weil aber nichts Einzelnes ohne das Allgemeine oder Unendliche ist, so ist dieses Unendliche eben so sehr in jedem Einzelnen, wie außer jedem Einzelnen: das „Was" jedes Einzelnen ist zugleich das Was des Allgemeinen. Auf solche Weise wird dann der Progreß in's Unendliche zwar nicht abgeschnitten, aber in jedem Einzelnen vorausgenommen und solchergestalt, im dialektischen Sinne des Wortes, aufgehoben. Das Daseyende ist an sich unendlich, für sich endlich. Oder wenn wir den zum Ende der Lehre vom Seyn gehörigen schließlichen Ausdruck wählen: Seyn heißt, als Endliches, als endliche Bestimmtheit und Gränze, unendliches Andere neben sich haben, zu diesem Andern in Beziehung stehen, und in dieser Beziehung selbst unendlich seyn. Seyn also ist Unendlichkeit: was ist, ist unendlich, sowohl überhaupt das Seyende, als auch jedes einzelne Seyende. Was an jedem Einzelnen seine Endlichkeit ausmacht, ist seine Bestimmtheit, seine Gränze, wodurch es sich von Anderem unterscheidet. Solche Unterscheidung also bleibt gefordert; aber eben so sehr bleibt gefordert, daß das Unterschiedene, eben in so fern es ist, nicht unterschieden, daß in jedem Seyenden zugleich die Gesammtheit des übrigen Seyenden enthalten sey. So endigt sich uns auch die metaphysische Betrachtung der Lehre von der Qualität in einem absoluten Widerspruche, der uns zum Aufsuchen seiner Lösung in ein neues Gebiet der Wissenschaft hinüberführt.

Die Kategorien der Quantität, beginnen mit der Lehre von der Zahl. Der Begriff der Zahl hat als Voraussetzung vor sich den Begriff des Etwas, welches unendliches Anderes außer sich hat, und durch Beziehung auf dieses andere selbst zu Unendlichem wird. Diese Beziehung ist aber dort nur eine geforderte; sie soll erst in dem Zahlbegriffe realisirt werden. Was daher diesem letzteren vorausgesetzt wird, ist in der That noch nicht das unendliche, sondern vielmehr das schlechthin endliche, aber in's Unendliche vervielfachte Etwas; der abstracte Begriff des Für sich seyenden, welches der Beziehung auf sein Anderes noch entbehrt, und dieses Anderen gleichsam als eines solchen Für sich seyenden. Dieses Fürsichseyn ist es, was, in den Zusammenhang hereingezogen, wo aus ihm, als dem Vorausgesetzten, die Zahl gebildet werden soll, den Begriff des Einen, des numerischen Eins giebt. Das unendliche Andersseyn aber heißt das Viele. So, als Voraussetzung des Quantitätsbegriffes, ist also die qualitative Unendlichkeit in die bloß negative Unendlichkeit des Progresses, welche nur die Unendlichkeit des Endlichen ist, zurückgeschlagen, darum nämlich, weil in diesem Zusammenhange jener Begriff nur nach dem, was er in der Abstraktion ist, nicht aber nach dem, was in ihm nur gefordert wird, und hier erst geleistet werden soll, genommen werden kann. Im weiteren Verlaufe der Entwicklung des Zahlbegriffes kommt aber nun alles darauf an, nicht bei der Vorstellung stehen zu bleiben, als ob der Progreß so geschähe, daß successive das eine Eins zum andern, und sofort in's Unendliche hinzugenommen würde. Das Eins wird erst Etwas durch die Beziehung auf ein Anderes; für sich genommen ist es Nichts. Jene Beziehung aber ist es eben welche durch die Zahlen ausgesprochen wird. Jede Zahl ist das, was sie ist, nicht durch äußerliches Zusammennehmen der vorausgesetzten Eins, sondern als ausdrückliches Aufheben der als für sich seyend ausgesprochenen Eins. Indem Zwey, Drey u. s. w. gesetzt werden, wird hiemit unmittelbar das gesagt, daß die Zwey, Drey u. s. w. eben nicht Einse sind, daß sie sind, und das sind, was sie sind, nur durch die ausdrückliche Beziehung jener abstrakten Momente, die als viele Eins zwar vorausgesetzt, aber in diesem Voraussetzen zugleich aufgehoben werden. Eben diese Beziehung ist aber an sich eine unendliche. In jeder Zahl ist demnach die Unendlichkeit der übrigen Zahlen schon enthalten, aber eben nur als Unendlichkeit, nicht

auch als Bestimmtheit. Jede Zahl setzt, um überhaupt seyn zu können, die Totalität aller Zahlen voraus; der Progreß in's Unendliche ist eben hiermit ein unendlicher Progreß, weil mit jeder Zahl alle übrigen gesetzt sind. Denn jede besondere Beziehung der Eins aufeinander ist nur ein Moment in der allgemeinen Beziehung aller Eins auf einander; soll aber durch das Moment ein Seyn bezeichnet werden, so kann dieses nur so geschehen, daß das Moment statt dessen auftritt, dessen Moment es ist. Wenn also eine bestimmte Zahl in der Absicht ausgesprochen wird, daß durch sie in gleichem Sinne, wie dieß durch jede metaphysische Kategorie geschieht, etwas als seyend bezeichnet werden soll, so ist das, wodurch das Seyende wirklich als seyend vorgestellt wird, der in dieser besondern Zahl gegenwärtige Allgemeinbegriff der Zahl überhaupt, der als solcher zwar wesentlich darin besteht, in's Unendliche bestimmt zu seyn, der aber in jeder seiner Bestimmungen nach seiner ganzen Unendlichkeit gegenwärtig ist. So geht schon hier die Gewißheit auf, daß die Totalität des Seyenden a priori im reinen Begriffe bestimmt ist. Es wird in der Betrachtung des Prozesses des Werdens der Zahlen begonnen von dem Eins oder der Einheit; nicht von jener, welche, wie die vorausgesetzte, zugleich aber in dem Setzen jeder Zahl aufgehobene Einheit, die Vielheit ausser sich hat, sondern von einer solchen, die von allen andern Zahlen sich eben dadurch unterscheidet, daß in ihr die Vielheit innerlich, und weder als endliche, noch als unendliche äußerlich ist. Die absolute Bestimmungslosigkeit jenes Eins wird dadurch zur Bestimmtheit, daß es nicht abgesondert, sondern nach seiner Stellung in der Reihe der übrigen Zahlen betrachtet wird. Das Veräußerlichen der inneren Bestimmtheit ist ein Steigern der Realität; eine Steigerung des Bejahens. Die einfache Bejahung, die für sich allein genommen der Verneinung gleich wäre, das Eins, wird zur Bejahung dadurch, daß sie sich selbst in's Unendliche steigert. Jeder Akt dieser Steigerung ist an sich dem andern gleich, ist eben nichts

anderes, als das durch die Voraussetzung der jedesmal vorausgegangenen Akte qualifizirte Wiederholen der einfachen Bejahung, das Hinzusetzen des Eins zu der jedesmal gegebenen Zahl. Durch jeden dieser Akte kommt dann eine neue Bestimmung zu Stande, und jede dieser Bestimmungen wird eben so sehr regressiv an dem Eins (als die in ihm enthaltene Anzahl von Bruchtheilen), wie progressiv in der Reihe der Zahlen als selbständiges Etwas gesetzt.

Größe. Größe verhält sich zu Zahl, wie Nichtseyn zum Seyn; sie ist als die Zahl, aber mit dem ausdrücklichen Bewußtseyn ihrer leer abstracten, und darum nichtigen Natur gesetzt. Jene Bestimmtheit der Zahl, in welcher diese als Größe eines außerdem noch qualitativ zu bestimmenden, und erst in dieser Bestimmtheit seinen Begriff habenden Dinges betrachtet wird, ist eben dadurch vielmehr die Bestimmungslosigkeit des Dinges. Der Begriff von diesem (wie der des Steines gegen die Größe von 2 Kubikfuß) verhält sich gleichgültig gegen sie, und ist also, insoferne er durch sie bestimmt ist, vielmehr nicht bestimmt. Als Kategorie gefaßt läßt sich der Begriff der Größe so ausdrücken; daß durch ihn ein Seyn gesetzt wird, welches ohne durch die Bestimmungen des Zahlbegriffes innerlich oder an sich bestimmt zu seyn, sich durch sie auf äußerliche Weise bestimmen läßt. Durch die Kategorie der Größe wird ein Seyn überhaupt vorausgesetzt, welches nicht mit den Bestimmtheiten dieses Begriffes identisch, sondern nur derselben empfänglich ist. Dieses solchergestalt Vorausgesetzte ist es, was hier die Stelle der Einheit, des numerischen Eins einnimmt. Wie im Zahlensysteme ein doppelter Fortschritt, ein innerhalb und ein außerhalb der Einheit geschehender möglich ist, so ist dieß auch hier der Fall. Der Fortschritt innerhalb der Einheit giebt, wenn sein Resultat als Größe gefaßt wird, die stetige, continuirliche Größe (Größe schlechthin genannt.) Der Fortschritt erscheint da als Theilung der Größe, welche ins Unendliche geht. Eben wegen dieser Unendlichkeit verschwindet aber hier alle inwohnende Größenbestimmung, und die quantitative Be-

stimmtheit der stetigen Größe erscheint nur als eine äußerliche, durch Vergleichung mit andern Größen an sie gebrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Auf einer Meyerey, jenseits Liverpool, sah Bennet zwey lebende hieländische Kuskus (Phalangista vulpina). Dieses Thier geht nur bey Nacht seiner Nahrung nach, die aus Kleearten und andern Gewächsen besteht; am Tage hält es sich in hohlen Bäumen verborgen. Das scharfsichtige Auge der Eingebornen bemerkt sogleich an der Rinde der Bäume die Eindrücke der Klauen des kürzlich hinangestiegenen Thieres, und dieses wird dann jederzeit, auch wenn der Australier noch so sehr vom Brode und den andern Speisen eines Colonisten gesättigt war, als ein beliebtes Desert noch mitgenommen.

Unser Reisender hatte jetzt Gelegenheit, sich selber von der oft vernommenen Behauptung zu überzeugen, daß keine andere früher geführte Lebensweise so gut zum Geschäft des Schafhütens geschickt mache, als die der Beutelschneider und Taschendiebe. Die Colonisten suchen meist Leute dieses ehemaligen Gewerbes für ihre Heerden zu bekommen und die Erfahrung hat gelehrt, daß aus den Londoner Beutelschneidern ganz vorzüglich gute Schäfer geworden sind. Diese Leute sind nämlich daran gewöhnt, ganze Tage lang müßig auf den Gaßen zu stehen und mit gespannter Aufmerksamkeit die Gelegenheit abzupassen, wo sich in ihrem Geschäfte ein kleiner Vortheil machen läßt. Diese Gewöhnung an das Müssigstehen und die gute Uebung des Auges kommt ihnen dann bey ihrem neuen Stande wohl zu statten, und es scheint überdieß, als wenn die Menschen dieser Art eine Ehre darin suchten, den guten Ruf, den sich ihr Stand in den neuholländischen Schäfereyen erworben hat, sich zu erhalten. Gewöhnlich sieht man sie dann, während sie der Obhut der Heerde warten, ihre an Schnelligkeit gewöhnten Finger zum Flechten von Strohhüten benützen.

Schon bey dieser Gelegenheit fügen wir eine Bemerkung hinzu, welche Bennet später, bey einer andern Gelegenheit macht. Er hatte nämlich auf dieser seiner Wanderung so manchen Tag und so manche Nacht in der Nähe solcher Sträflinge und sogar mit ihnen ganz allein unter einem Dache zugebracht, und niemals war ihm das Mindeste entwendet worden. Es

ist, als sey, wenigstens bey vielen der ehemaligen Gauner, mit der äußeren Armuth zugleich auch die Versuchung zu Diebereyen hinweggefallen; eine leichte, nicht zu anstrengende Beschäftigung auf dem Lande, gewährt ihnen am Ende dieselbe angenehme Unterhaltung, die ihnen vorher die genaue Untersuchung der Taschen gab. Nur die Hausknechte hat man in einigen Gegenden von Neuholland, namentlich auf dem armseligen blauen Gebirge in dem Verdachte, daß sie das Pferdefutter unterschlagen.

Die erste größere Wanderung unseres Reisenden ging gerade landeinwärts nach Westen, gegen Bathurst hin. Ein Freund, Mr. Henry O'Brien begleitete ihn; beyde waren zu Pferde. Bald sahen sie sich auf ihrem Wege von dem ermüdenden Einerley des neuholländischen Urwaldes umfangen, dessen grünlich graues Laubdach nur dann etwas erfreulicher für das Auge wird, wenn die Proteaceen in Blüthe stehen. Da die meisten neuholländischen Bäume die Eigenthümlichkeit haben, alljährlich ihre Rinde (wie unsere Bäume die Blätter) abzuwerfen, ist der Boden der Waldungen häufig mit Rindenstücken überstreut. Von Zeit zu Zeit sticht jedoch aus dem düsteren Grunde des Proteenwaldes, das lebhafte, frische Grün der Bäume aus der Familie der Myrten, namentlich das der Angophoren und Melaleuken hervor und gewährt dem ermüdeten Auge einige Erquickung. Die Blätter der Melaleuca, eines Baumes, der nicht selten 30 bis 40 Fuß Höhe erreicht, dienten sonst häufiger und dienen auch jetzt noch zum Theil als Ersatz oder Stellvertreter des Thees. Der Bestand der Waldungen dieser Gegend mag übrigens seyn, welcher er wolle, fast nirgends sind sie so dicht und undurchdringlich wie die Urwälder mancher anderer Länder der heißen und wärmern temperirten Zone. Es hat nicht sehr schwer gehalten, nach allen Richtungen hin in der Mitte der Proteenwälder Weideplätze für das Vieh aufzufinden, und für Felder, Obst und Weingärten, so wie für die Gebäude in ihrer Mitte Raum und freye Lage zu gewinnen. Doch das Aufsuchen dieser in den Waldungen zerstreuten Herbergen und Ruheplätze ist für den Reisenden nichts Leichtes. Da laufen gar viele von dem Vieh, vornämlich von den Schafen gebahnte Steige durch das Gebüsch hin, öfters bemerkt man nach stundenlangem Suchen, daß man schon längst ganz in der Nähe des ersehnten Ruheplatzes war.

Das lieblich am Fuße der großen Höhenscheide des Landes, des blauen Gebirges, gelegene Emu-Ford war unter häufigen Regengüssen, wie sie der Frühling mit sich bringt, erreicht; die Sonne verscheuchte endlich das Gewölk und es zeigte sich unsern Reisenden eine Gegend, so reich und mild, daß sie in ihnen die Erinnerungen an die lieblichsten Frühlingstage und Gegenden des Vaterlandes weckte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

(Fortsetzung)

Der Fortschritt außerhalb der Einheit, als äußerlicher Zusammenhang der vorausgesetzten Einheiten, giebt die diserete Größe, und auch bey dieser ist das Prinzip jener Einheit selbst, welche gezählt wird, ein der Qualitätbestimmung, als solcher, fremdes, und nur äußerlich an sie gebrachtes. Ein zweyter in dem Allgemeinbegriff der Größe enthaltener Gegensatz ist der zwischen intensiver und extensiver Größe. Intensive Größe ist alles Wirkliche ohne Ausnahme, während extensive Größe das Wirkliche nur insofern ist, als es in Gestalt unmittelbaren Daseyns ausdrücklich gesetzt wird. In solchem Sinne darf man kein Bedenken tragen, die göttlichen eben so sehr wie die menschlichen Dinge, und diese eben so sehr wie die Naturwesen, unter die Kategorie der intensiven Quantität einzureihen, oder geradehin sie als intensive Quantität zu bezeichnen. Nur so gefaßt ist der Begriff der Größe Kategorie, d. h. schlechthin nothwendige und ewige Formbestimmung alles Seyenden. Nur eine Klasse von Wesenheiten ist der Bestimmungsfähigkeit sowohl als intensive, denn als extensive Größe schlechterdings entzogen. Dieß ist der Kreis der metaphysischen Kategorien und Begriffe, in dessen Region alle Größen irrationale, d. h. unmeßbare, dem Calcul sich entziehende sind. Die Nothwendigkeit des Bestimmtseyns als Größe bezeichnet überall das Hereingetretenseyn in die den Kategorien gegenüberstehende concrete Wirklichkeit. Deshalb liegt dem Standpunkte, auf welchem nur diese niederen, noch nicht die höheren Kategorien klar ausgearbeitet sind, der Gedanke nahe, den Begriff der Größe für einen und denselben mit dem Begriffe der Materie zu erklären. Ein Gedanke, der sich dem Plato aufgedrängt zu haben scheint, wenn er die Materie schlechthin als das des Mehr und des Minder Empfängliche bezeichnet.

Verhältniß. In der Verhältnißbestimmung zeigt sich die unmittelbare Zahlbestimmung ausdrücklich als das, was sie an sich, ihrem Begriffe nach, ist, als Gränze des Seyenden. Der Begriff des Verhältnisses ist die zur Selbständigkeit gelangte Quantitätbestimmung, innerhalb deren das Seyende gefaßt wird, ohne aber, daß die Bestimmtheit, um das zu seyn, was sie ist, irgend einer Bestimmung durch ein Seyendes außer ihr bedürfte. — Die Kategorien der Qualität schlossen, wir wir oben sahen, mit der Forderung einer solchen Bestimmung des Seyenden, in welcher die Totalität aller Bestimmungen in Gestalt einer der einzelnen Bestimmung inwohnenden Unendlichkeit unmittelbar gegenwärtig sey. Ausdrücklich mit der Intention, diese Forderung zu erfüllen, trat beym Eingange in die Kategorien der Quantität der Zahlbegriff hervor, nnd erfüllte sie auch insoferne, als jede einzelne Zahl nicht bloß aus einer bestimmten Anzahl von Einheiten besteht, sondern, in's Unendliche theilbar, die Totalität des Zahlensystemes in sich trägt. Aber diese Theilbarkeit ist nur eine Abstraktion, die, um jener Forderung zu genügen, ein für allemal in Bezug auf das numerische Eins, das Element der endlichen Bestimmungen gemacht wird. Für dieses Eins aber,

das Unendliche und Incommensurable, hat die Zahlenreihe keinen Ausdruck, indem der Zahlenbegriff nur endliche Unterschiede auszusprechen vermag. Eben dieß aber, daß für das Unendliche, das Incommensurable als solches, der Ausdruck gefunden wird, gehört dem Verhältnißbegriff an. Erst in der Verhältnißbestimmung und namentlich in derjenigen, welche die irrationale heißt, insbesondere aber in der Bestimmung der sogenannten veränderlichen Größen leistet der Quantitätsbegriff wirklich, was er von vorn herein schon in der Zahlbestimmung verspricht, ohne es dort wegen der abstrakten Natur jener Begriffsstufe erfüllen zu können. Darum findet sich schon in den Sprachen des Alterthums in denen die prägnanten Worte λόγος und ratio den Verhältnißbegriff bezeichnen, der hohe Rang desselben für die Speculation angedeutet.

Die Kategorien des Maßes gehen von der Betrachtung über Individuum, Art, Gattung aus. Alles, was ist, — dieß folgt aus den vorhergehenden Untersuchungen — das ist zwar wesentlich als ein Quantum; es hat Theile, die untereinander und zu dem Ganzen im Quantitäts-Verhältnisse stehen; aber sein Seyn geht nicht in seiner Quantitätsbestimmung auf; es ist nur dadurch, daß es die Vielheit der Theile unter die Einheit einer Quantitätsbestimmung zusammennimmt. Der Begriff einer qualitativen Einheit ist es, der sich als der hier geforderte ergiebt. Diese Einheit unterscheidet sich von der numerischen Einheit dadurch, daß sie die Vielheit nicht aus- sondern einschließt, nämlich die Vielheit nicht in Gestalt jener unbestimmten Unendlichkeit, welche als Unendlichkeit von Bruchtheilen auch an dem numerischen Eins gesetzt ward, sondern eine bestimmte, unendliche Vielheit. Durch diese Einheit wird die quantitative Mehrheit der Theile zu einem Ganzen, zum Individuum, d. h. zu einem Untheilbaren, aber nicht Theillosen, weil in ihm das Quantitative, die Theile aufgehoben sind, so daß es, ob es gleich Theile hat, doch nicht getheilt werden kann. Denn das Individuum bedingt durch sein Bestehen das Bestehen der Theile, und wird umgekehrt durch die Theile bedingt, weil die Theile ihr qualitatives Seyn in dem Ganzen, das Ganze sein quantitatives Seyn in den Theilen hat. Indem aber durch die Individualität die besondere und einzelne, anderen Größen gleichnamige Größe qualitative Bedeutung erhält, ist auch zugleich das Moment der Negativität in den Begriff des Individuums hinübergetragen. Die qualitative Bestimmung, welche an dem Individuum die Einheit ausmacht, verhält sich gegen das Quantum, das in diese Einheit eintritt, ebenso gleichgültig, wie die Zahlbestimmung gegen ihre Wiederholungen. Es kann ebensowohl statt dieses Quantums ein anderes, ihm gleiches, genommen, und mit jener Bestimmung überkleidet werden, ohne daß der Begriff, den das Individuum ausdrückt, ohne daß das Seyn, welches dieser Begriff bezeichnet, wesentlich verändert wird. So bietet sich für dieses Seyn eine eigenthümliche Namenbezeichnung, als Art, dar. Art bezeichnet in der subjektiven Logik eine äußerliche sinnliche Gleichheit der darunter begriffenen Individuen, Gattung aber eine hinter der sinnlichen Unmittelbarkeit zurückliegende, nicht durch sinnliche Wahrnehmung, sondern erst durch Verstandesreflexion für die Erkenntniß zu gewinnende Einheit. Anders gestaltet sich dieser Unterschied auf metaphysischem Gebiete. Hier bilden Individuum, Art, Gattung einen dialectischen Cyklus. Das Individuum ist, und ist auch nicht; die Art ist nur in dem Individuum; sie ist an sich schon Gattung, weil das zugleich Seyn und Nichtseyn, welches dem Individuum in dem Artbegriffe zukommt, ein Werden ist. Denn das Quantitative d. h. die Individuen sind unter dem Begriffe der Gattung nicht bloß auf äußerliche Weise *enthalten*, sondern werden in ihm erzeugt.

Specifische Größe, Regel, Gesetz. Nothwendig werden jene Qualitäten, welche als Gattungen die allein wahrhaft seyenden sind, die Gestalt gewisser bestimmter Zahlen oder Zahlenverhältnisse annehmen, deren jede die in ihr an sich, oder dem Allgemeinbegriffe der Quantität zufolge nothwendig enthaltene,

quantitative Unendlichkeit dergestalt umschließt, daß dieselbe dadurch unmittelbar in das jener Zahl entsprechende Verhältniß zu anderen tritt. Dieß ist der allgemeine Begriff der specifischen Größe, der sich hier als der näher bestimmte Ausdruck für die in der Gattung gesetzte Weise des Daseyns ergiebt. Aber die specifische Größe, statt das unmittelbar Daseyende, die erste Bestimmtheit zu seyn, die dem Daseyenden als Daseyenden zukommt, ist vielmehr wesentlich ein durch den Begriff der Specification, durch den specifizirenden Prozeß, der, obgleich zum Seyn des Seyenden schlechthin nothwendig und unentbehrlich, doch selbst in einem anderweitig aufzusuchenden Begriffe sein Daseyn hat, Vermitteltes. Seyn heißt nicht Specifizirtseyn, sondern Specifiziren und Specifizirtwerden. Jede Specifikation beruht auf der doppelten Voraussetzung eines Specificirenden und zu Specificirenden. Die Bestimmtheit nun dieses wechselseitigen Specificirens und Specificirtwerdens heißt Gesetz und Regel. Was im gegenwärtigen Zusammenhange Gesetz genannt wird, das ist wesentlich auch ein Gesetztes; es hat kein absolutes, sondern ein durch sich selbst und durch eine höhere Macht vermitteltes Daseyn.

Form und Inhalt. Form ist eine des selbständigen Seyns entbehrende und von einem andern Seyenden, welches ihren Inhalt ausmacht, abhängige, dabey aber in einem von diesem Inhalte allerdings unabhängigen Elemente darstellbare, und wirklich sich darstellende Bestimmtheit. Von dem Begriffe der Form gilt ein Entsprechendes, als von dem ihm nahestehenden Begriff des Gesetzes. Alle Form hat ein mathematisches Moment; ihre Bestimmtheit ist die Bestimmtheit eines Zahlenverhältnisses. Die Form ist das Seyn des Inhaltes; denn der Inhalt ist eben dadurch Inhalt, daß er eine Form hat. Der Inhalt im Gegensatz zur Form erscheint dagegen als das Nichtseyende, welches durch die Form zum Seyn erhoben wird; als Stoff, Materie. Im weitern Verlaufe der dialektischen Betrachtung des Gegenstandes ergiebt sich Folgendes: Neben und über derjenigen Form, zu deren Begriff es gehört, in einem Inhalte und durch den Inhalt gesetzt zu seyn, ist eine andere Form gefordert, deren Seyn nicht in einem Gesetztseyn durch Anderes besteht, sondern ein von allem Andern unabhängiges und selbständiges ist. Dieses ist die Urform. Auch diese besteht in einer specifischen Urquantität, welche aber nicht ein reales, zu andern specifisch bestimmten Größen in einem äußerlich realen Verhältnisse stehendes Quantum ist, sondern ein reiner Begriff, eine Kategorie, die allem und jedem Seyenden als dessen schlechthin nothwendige Grundbestimmung vorangeht.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Desto wildfremder erschien der Landstrich, durch welchen sie am andern Tage kamen, als sie Pilgrims Inn, unweit Windsor, verließen und auf der neuangelegten vortrefflichen Straße das blaue Gebirge erstiegen. Beym Anwärtssteigen sieht man von einzelnen freyen Punkten aus das niedere mit Gebüsch bedeckte, von Weideplätzen und fruchtbar gemachten Auen durchzogene Land in weiter Ausdehnung unter sich liegen; eines aber wird in diesem sonst reichem Tableau vermißt: das Wasser. Obgleich die Höhe, bis zu welcher die vortreffliche Kunststraße in dieser Gegend des blauen Gebirges hinanführt, die Höhe unseres Fichtelgebirges oder des Brockens noch kaum erreicht (der Yorkberg erhebt sich nur 3292 Fuß über das Meer), war hier dennoch die Kälte so empfindlich, daß unsere Reisenden sich in den Märzmonat eines nordischen Climas versetzt glaubten. Desto wohlthätiger war ihnen die Wärme des Zimmers in dem kleinen Stations- und zugleich Wirthshaus zu Weather-Boarded-Hut, welches hier anfangs zur Nachtherberge für Militärtransporte angelegt, später aber zur Bequemlichkeit auch anderer Reisenden eingerichtet ist. Draußen braußte der Sturm immer heftiger durch den Urwald der Casuarinen und Proteaceen; hier war die Tafel mit den gewohnten Erquickungen des Europäers, vor allem mit dem Lieblingsgetränk des Thees besetzt, von welchem Bennet aus Erfahrung rühmt, daß es vor allen andern nach einer anstrengenden Tagreise die Kräfte wiedererstatte, oder frühe, vor dem

Antritt einer solchen, sie stärke. Aber zu dem Thee fehlte die Milch — die Kuh, die eine Kuh in Weather-Boarded Hut war vor Hunger gestorben und der Besitzer des Wirthshauses war nicht gesonnen, eine neue zu kaufen, damit sie nicht bald das gleiche Schicksal betreffe. — Denn hierinnen liegt ein bedeutender Unterschied dieses Landstriches vor andern, ähnlich gelegenen unserer Halbkugel, daß in der letzteren die grasreichen Weideplätze und Wiesen, welche für Sommer und Winter ganzen Heerden das reichlichste Futter gewähren, bis in die Nähe der Schneeregion emporsteigen, daß aber in Neuholland schon unter dem 34ten Grade der Breite in einer nicht sehr bedeutenden Höhe der noch unbebaute Grund für den Menschen und seine Hausthiere ganz unwirthbar ist. Doch würde diese natürliche Armuth durch den Anbau nordischer Gräser und Futterkräuter sich heben lassen.

Gestärkt und erquickt durch alle Bequemlichkeiten einer reinlichen, europäisch eingerichteten Nachtherberge verließen unsere Reisenden am andern Morgen das Stationshaus. Der Sturm, der in der Nacht noch heftig gebraust hatte, war vorüber, die Luft zwar frisch, aber nicht mehr empfindlich kalt, der Himmel ganz wolkenleer. Blühende Acacien (namentlich Acacia taxifolia) verbreiteten überall ihren lieblichen Duft; eines der schönsten Gewächse aus der Familie der Proteaceen: der neuholländische Tulpenbaum (Telopea speciosissima) prangte mit der Zier seiner hochrothen Knospen. Die neue, unter der Leitung des Major Mitchel angelegte Straße führt nicht mehr über den Yorkberg, dessen westliche Seite durch ihren 600 Fuß tiefen, fast senkrechten Absturz große Beschwerden brachte, sondern über den Vittoria-Berg, der nach Westen hin ungleich weniger steil abfällt. Eine Schaar von Züchtlingen, an Eisen geschlossen, arbeiteten eben an der Vollendung des letzten Stückes der Strasse. Die Armseligen hatten sich dieses harte Loos durch neue Verbrechen zugezogen, die sie hier im Lande der Besserung begiengen.

Auf der Westseite des Höhenzuges tritt, statt des Sandsteines der Granit in mächtigen Massen hervor. Unter den proteenartigen Baumformen dieser Gegend erscheint häufig die rosmarinblätterige Banksia, aus der Familie der Myrten der kampferduftige Eucalyptus, mit weißlich-grünen Blättern; dazwischen Lobelien und Graphalien. Bis Collets-In, wo die Reisenden (freylich etwas spät) Mittag machten, war der ziemlich weite Weg von 22 englischen Meilen durch die neue Straße sehr erleichtert worden; beschwerlicher erschien aber der bald steil bergauf, bald bergab gehende noch nicht chaussirte Weg gegen Wallerowang hin. Kleine Bächlein rinnen durch die engen Thäler, die von dem Geschrei der kleinen, grünen rothköpfigen Papageien (Psittacus pusillus) der weißen Kakadu's und der Lori's wiederhallen. Für diese Nacht hatte sich noch zu Wallerowang, einer Niederlassung des Herrn James Walker ein wohlbestelltes Nachtlager gefunden; am andern Tage, (den 20ten September) mußten unsre Reisenden sowohl das Mittagsmahl, als das Nachtlager unter freyem Himmel halten. Dieses hat aber in Neusüdwales in der Regel wenig Beschwerliches. Die schon erwähnte Eigenthümlichkeit der meisten neuholländischen Bäume, alljährlich ihre Rinde abzuwerfen, versorgt den Reisenden überall mit dem nöthigen Material zur Feuerung und zur Errichtung kleiner Nachthütten; man hört fast nie, daß das Schlafen im Freyen in diesem Landstriche der Gesundheit nachtheilig würde; weder von den Raubthieren, noch von den wilden Eingebornen hat man etwas zu fürchten. Die Gegend ist an dieser Seite des blauen Gebirges abwechselnd bald sehr düster und einförmig, bald auch, in einzelnen Thälern, malerisch schön. Hie und da erschienen ganze Gruppen von Acacienbäumen, so reich mit goldgelben, duftenden Blüthen überstreut, daß man vor diesen kaum das Laub erblicken konnte; ein Gewimmel der schönsten, buntfarbigsten Insecten umschwärmten die Blüthen, und aus den gelblichen Blumen von der Familie der Orchideen, welche neben der Richea glauca am Wege stunden, sogen große, prachtvoll schöne Schmetterlinge den Nectar. Dazwischen hoben sich die kegelförmigen Gebäude der Termiten aus dem ebenen Grund hervor. Die Felsen an den Seiten der Thäler bestehen zum Theil aus Sandstein.

Fernerhin entfaltet das Land in immer reicherem Maaße seine eigenthümlichen Schönheiten. Namentlich rühmt Bennet die Gegend jenseit des Cherry-tree Hügels als eine der schönsten, welche er gesehen. In großer Fülle wächst hier der nützliche neuholländische Indigostrauch (Indigofera australis), mit ihm die Mannamyrte (Eucalyptus mannifera) und mehrere baumartige Hibiscusarten. Bald nach Mittag war Dabee erreicht, das eine sehr anmuthige Lage am Cudgegongflüßchen hat. Hier besitzt Hr. Lew eine große Meierey, welche die Hauptstadt mit einer Menge des trefflichsten Käses versorgt. Hier hatte Bennet durch sein längeres Verweilen eine günstige Gelegenheit mit den ursprünglichen Eingebornen des Landes näher bekannt zu werden. Wir fassen sogleich jetzt jene wichtigeren und zum Theil noch minder bekannten Züge zusammen, mit welchen er, an verschiedenen Stellen seiner Reisebeschreibung diese schwarzen Urbewohner Neuhollands schildert.

Vielleicht ist es das wenig empfehlende Aeußere, vielleicht auch das feindliche Verhältniß gewesen, in das sich die wilden Australier anfänglich zu den weißen Fremdlingen stellten, was ihnen in den Berichten mancher Reisebeschreiber eine gar so große Herabwürdigung zuzog; nach Bennets Meynung ist ihnen in jedem Falle ein Unrecht damit geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

(Fortsetzung)

Das zweyte Buch des vor uns liegenden Werkes umfasset die Lehre von dem Wesen. Durch das Wort Wesen wird die Selbständigkeit des Seyenden bezeichnet, während Seyn mit all den unter dem Gesammtbegriffe des Seyn enthaltenen Kategorien auch von dem Unselbständigen, von dem, was nur in Anderem, durch Anderes und für Anderes ist, gesagt wird. Wesen, als die Wahrheit des Seyn, ist die höhere, concrete Kategorie von dieser, in welcher sämmtliche ontologische Kategorien enthalten sind, indem das Seyn sich durchgehends als von dem Wesen abhängig erweist, und, obgleich es nicht selbst Wesen ist, doch nicht ohne Wesen zu seyn vermag. Die Lehre vom Wesen soll hier die Stelle einnehmen, welche in der älteren Metaphysik die Kosmologie ausfüllte. Denn dasjenige Seyn, welches hier vorläufig als das wesentliche bezeichnet werden soll, ist kein anderes, als das räumliche; der Raumbegriff selber wird uns zu jener specifischen Urform, die wir suchten. — Dieses ganze Buch zerfällt nun wieder in drey Abschnitte, davon der erste von den specifischen Grundzahlen der Wesenheit: Identität-Einheit, Zweyheit-Gegensatz, specifische Dreyheit handelt; der zweyte die Kategorien des Raumbegriffes: Ausdehnung, Ort, Raum; der dritte die Grundbestimmungen der Körperlichkeit: Schwere, Polarität und Chemismus umfasset.

Identität-Einheit. Die specifische Grundform des Seyenden ist Eine, und durch sie sind alle Dinge Eines: sie ist die specifische Einheit, welche nicht verschieden ist von der Vielheit und von der Allheit, sondern die Einheit dieser beyden mit der Einheit. Gleich der Einheit kann auch die (unbestimmte) Vielheit als specifische bezeichnet werden; denn das Wesen ist eben dadurch Wesen, daß es in einer Vielheit der Formen, und in jeder Form ganz sich darstellt. Alles Einzelne, alles Besondere ist nur wahr, wiefern es in der Einheit ist; abgetrennt von dieser Einheit vorgestellt hat es keine Wahrheit, d. h. sein Seyn ist nur Schein Aber das Wesen ist eben dadurch, daß es Eines ist, auch Eins mit seinem Schein, und eben hiedurch nicht bloß Eines, sondern ein Vieles, ein Mannigfaltiges. Mit andern Worten: das Wesen ist Eins mit seiner Form; der Schein ist nichts anderes, als die Erscheinung, die Existenz des Wesens.

Zweyheit — Gegensatz. Alles, was ist, hat eine doppelte Einheit; erstens des Grundes, wodurch es ist, zweytens die Einheit der Existenz, durch die es als Besonderes und Einzelnes ist. Seyn heißt uns deshalb von dem Standpunkte der gegenwärtigen Kategorie: Sich sich selbst gegenüberstellen, zu sich selbst in Gegensatz treten. Die Glieder dieses durch das ganze Reich des wesenhaften Daseyns gehenden Gegensatzes können abstract und allgemein als Positives und Negatives, als Innerliches und Aeußerliches, Ideales und Reales ausgesprochen werden, so daß die reine Reihe dieser Glieder (das Positive, Innerliche, Ideale) dem Wesen, die andere der Existenz

zukommt. Das Wesen ist Wesen, nur in der Duplicität, nur die Duplicität als solche, bejahet das an sich Nichtseyende, verinnerlicht das an sich Aeußerliche. Das metaphysische Axiom des Gegensatzes besteht darin, daß das allgemeine Wesen ein Besonderes, das Eine ein Zweytes nicht durch Zufall oder freye Wahl, sondern mit absoluter Nothwendigkeit, eben um dadurch erst selbst zu seyn, aus sich erzeugt; daß es hiemit, diesem Besonderen gegenüber, selbst ein Besonderes, seine absolute Identität der absolute Unterschied wird. Wenn sich aber auch vom Gebiete der Metaphysik aus der Gegensatz als ein seinem allgemeinen Vorhandenseyn nach nothwendiger erweiset, so liegt derselbe dennoch, indem er sich seiner näheren Beschaffenheit nach als ein freyer, aus Freyheit stammender kund giebt, außerhalb der Gränzen jenes Gebietes. Ehe noch irgend ein Besonderes, Einzelnes wird, muß das Eine, Allgemeine als dessen Wesen (nicht bloß als abstracte Form des Wesens) wirklich seyn; diese Wirklichkeit bethätigt sich aber nur in der freyen Gestaltung des seiner abstracten Form nach nothwendig ihm inwohnenden Gegensatzes. Daß die specifische Urform der Zweyheit als Zweyheit ist, ist in ihr a priori bestimmt; nicht aber die besondere Gestalt und Bestimmtheit, die sie als Urgegensatz, als Grundstoff aller weitern Specification haben muß. Aber diese Gestalt kann sie nur durch weiteres Specificiren bethätigen; der Stoff existirt nur in weiteren Formbestimmungen, denen er als seinen Formen zum Grunde liegt. So wird jener einfache Gegensatz nothwendig zu einem Gegensatze von Reihen, deren Glieder in steigendem Progresse immer intensiver werden, immer mehr gegenseitig sich durchdringen.

Specifische Dreiheit. Jene Bestimmtheit, welche (als Qualität) der abstracten Bestimmtheit des Gegensatzes, der spezifischen Zweiheit gegenüber, das Einzelne zum Einzelnen macht, und dem Gegensatze seine concrete Gestaltung giebt, ist ein Drittes, durch dessen Hinzukommen die spezifische Zweiheit zur specifischen Dreyheit wird. Ohne diese specifische

Dreyheit ist nichts: in Allem, was ist, ist sie die absolute und schlechthin nothwendige Form; das allein Unveränderliche und Ewige. Das dritte Moment dieser Dreyheit ist die höhere, concrete Einheit der Gegensätze, und jenes dritte Moment ist in dem abstrakten Gegensatze selbst gesetzt. Der bloße Gegensatz gegen das Allgemeine giebt noch keine besondere existirende Qualität, sondern eben auch nur ein Allgemeines. Die reale Specification, in welcher erst das Wesen zum realen wird, setzt den Gegensatz zwar voraus, sie ist aber von dem Gegensatze als solchem noch verschieden; ihr Begriff ist also ein drittes Moment zu den Gliedern des Gegensatzes. Was hier von der besondern oder endlichen Specifikation, das gilt auch von der allgemeinen oder unendlichen. Indem das Unendliche, der reine Begriff, von dem alle Specification des Endlichen ausgeht, sich selbst als ein Quantitatives, als ein Specifisches zum Daseyn bringt, besondert es sich selbst, stellt sich den besonderen Quantitäten selbst als ein Qualitatives gegenüber, und nimmt seinerseits die specifische Grundform jener Qualitäten, die Dreyheit an. So ist die Trias specifische Form des Seyenden oder des Wesens; durch sie wird, in der Weise der Specifikation, außer den besondern Qualitäten auch eine Urqualität, oder vielmehr eine Unendlichkeit von a priori zu erkennenden Urqualitäten aller Dinge gesetzt.

Die Kategorien der Räumlichkeit: Ausdehnung. Die Urqualität des Seyenden, durch deren Gesetztseyn das Seyn zur Wesenheit, das Seyende zu Wesen oder Dingen wird: jene Urqualität, deren Begriff dadurch entsteht, daß durch die specifische Dreyheit die quantitative Unendlichkeit, die von dieser Dreyheit umfaßt ist, zur qualitativen specifizirt wird, ist — der Raum. Das Charakteristische des Raumbegriffes, das, wodurch derselbe zur wesentlichen Form des Seyenden wird, ist die Dreyzahl seiner Dimensionen. Diese sind sich untereinander vollkommen gleich; keine derselben, einzeln genommen, von der andern, und eben so wenig

von den geraden Linien, die beliebig nach allen Richtungen im Raume gezogen werden könnnen, unterschieden. Der Unterschied der Momente soll durch die Momente, die als abstrakte, unterschiedlose allerdings gegeben sind, erst **werden**; darum ist es nothwendig, daß die Momente zuerst als unterschiedlose, als bloß quantitative sich untereinander, oder vielmehr ihre Einheit, die Unendlichkeit, deren Exponenten sie sind, specificiren. Das abstracte Urprincip aller Specification: der reine Begriff der Dreyzahl stellt sich uns hier als Ausgangspunkt einer neuen Reihe von Kategorien in den drey Dimensionen des Raumes dar.

Ort. Das Seyende als für sich Seyendes hat keine Ausdehnung; alle und jede räumliche Verhältnißbestimmung ist auf sein Fürsichseyn unanwendbar. Dennoch hat der Raum Wahrheit für das Seyende; denn dieses wird allein durch ihn in jene Beziehung zu anderen Seyenden gesetzt, ohne welche das Seyende nicht wäre. Der Raum besteht demnach, von diesem Standpunkte aus betrachtet, nicht mehr als reale Ausdehnung, sondern als **Ort** des Realen. Die wesentliche Form des Realen wird uns somit auf die Gestalt der räumlichen Punktualität reducirt, d. h. das Seyende hat seine wesentliche Bestimmtheit, durch die es nicht bloß als Schein, sondern als Wesen, als Substanz bezeichnet wird, nur außer sich, auf keine Weise in sich selbst. Diese wesentliche Bestimmtheit ist der Ort. Als Form der Dinge in ihrer Aeußerlichkeit gegeneinander ist der Ort nothwendig Form von Etwas: der leere Raum wäre Form von Nichts; das Nichts aber hat keine Form. Hiermit ergiebt sich die Annahme eines leeren Raumes als unstatthaft. Der Raum wird als existirend gedacht, nur wiefern seine Punkte als Orte für ein einfaches Seyende vorgestellt sind; wie diese Punkte, so wird auch die Menge des Seyenden nicht nur überhaupt, sondern in jedem gegebenen Raumtheile eine unendliche seyn müssen. So ergiebt sich die Nothwendigkeit der Annahme einer, der Unendlichkeit der Raumpunkte gleichen, unendlichen Vielheit einfacher Wesenheiten, durch deren äußerliches Beysammenseyn im Raume die Qualitäten der Erscheinungswelt, die besonderen, qualitativen und quantitativen Bestimmtheiten der natürlichen Dinge entstehen. Der Begriff der unendlichen Ausdehnung erscheint in dem Ortsbegriffe aufgehoben, mithin enthalten.

Raum. Der Raum ist die schlechthin nothwendige Voraussetzung alles wesenhaften und wirklichen Daseyns, in die hinein sich die Substanz, um zu seyn und da zu seyn, bilden und fügen muß. Das Wesen ist nur dadurch Wesen, die Substanz nur dadurch Substanz, daß sie eine absolute Basis hat, in welcher die Totalität aller Erscheinungsmomente, die durch sie erst im Einzelnen gesetzt werden sollen, als Totalität schon zum voraus gegeben worden ist. Diese Basis ist der **Begriff** der Substanz; der **Raum** als **Begriff**, welcher deshalb ein Daseyn, eine Realität (wiewohl darum nicht Wesen, Wirklichkeit) außerhalb seiner Verwirklichung, als Bedingung, als Grundlage dieser Verwirklichung haben muß. Dieses sein Daseyn ist die Totalität der Quantität, d. h. der Raum ist das Daseyn der reinen metaphysischen Kategorie des durch die Dreyheit seiner Momente sich selber setzenden Wesens. Als solches **Daseyn** verhält er sich freylich negativ gegen das Wesen als solches, ist selber wesenlos, aber alle Verwirklichung des Wesens kann nur innerhalb dieses Begriffes vom Wesen erfolgen; das Wesen, die Substanz ist nothwendig im **Raume**, ist **Körper**. Nur der abstracte, metaphysische Begriff, die reine Kategorie ist körperlos, ist nicht im Raume: **Außerräumlichkeit** aber ist ein sich selber widersprechender Begriff, da hier **Außer** nur eine vom Raume selbst entnommene und auf ihn sich zurückbeziehende Abstraction ist.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Allerdings ist es richtig, die europäische Zucht und Sitte hat, wenigstens bey dem schon ältern Geschlecht dieser Wilden noch so wenig Eingang gefunden, daß dieselben, wenn sie überhaupt irgend etwas, z. B. ein Känguruh- oder Opossumfell an sich tragen, dieses nicht thun, um den nackten Körper zu bekleiden, sondern entweder um die Schultern zu zieren, oder um sich gegen die Kälte zu schützen. Man kann sogar sagen, daß in der Regel dieses Volk sich der Kleidungen schämt, daher eine Australierinn, welche eine Zeitlang allein in einer europäischen Meierey am Tumatfluße sich aufgehalten und bey dieser Gelegenheit von einer Europäerinn sich hatte bewegen lassen, Kleidungen anzulegen, alsbald diese, wie es ihr scheinen mochte, verunzierenden Dinge wieder von sich warf, als eine Schaar ihrer unbekleideten Landsleute in diese Gegend kam. Ein Theil dieser Scheu vor den Kleidungen mag in der Ungewohnheit derselben liegen, welche auf die raschen und kräftigen Bewegungen der Wilden hemmend einwirkt. Denn nicht blos Männer allein, sondern auch Frauen klettern mit unglaublicher Gewandtheit an den stärksten und höchsten Bäumen des Waldes empor, um etwa aus den Zweigen oder aus einer Höhlung derselben ein Nest voll junger Vögel oder ein Beutelthier herab zu nehmen. Dennoch kommen schon jetzt einzelne Gelegenheiten vor, bey denen das Volk dieser Schwarzen es für eine Art von unausweichbarer Nothwendigkeit, oder doch für eine nachbarliche Gefälligkeit hält, sich der europäischen Weise einer Bekleidung zu bedienen. Eine von diesen Gelegenheiten sind die hohen Feste der Christen, vor allen das hier mitten im Sommer fallende Weihnachtsfest. Bey diesem pflegen die Kolonisten allerhand kleine Geschenke, welche meist in Eßwaaren und geistigen Getränken bestehen, an ihre wilden Nachbarn auszutheilen, die ihnen öfters mit kleinen Dienstleistungen an die Hand gehen. Die Schwarzen müssen aber den Begriff der Nachbarschaft in einem etwas weiteren Sinne nehmen, als wir, denn es kommen zu solchen Zeiten die Gäste des Festes zu ganzen Schwärmen, von weit und breit her, geschmückt sogar mit europäischen Kleidungen. Freylich zeigt sich auch in solchen Fällen die große Genügsamkeit der Australier im Vergleiche mit der europäischen Weise. Eine einzige vollständige europäische Kleidung reicht hier für Viele aus, denn während das eine Mitglied einer solchen festlich gepuzten Familie ein Halstuch, und weiter nichts an sich trägt, schmückt sich das andere mit einer Jacke, das dritte stolzirt in einem Mannshemde daher, das vierte hat sich die Beinkleider ausgewählt, und jedes meynet, es sey nun auf europäische Art ausgestattet, und dünkt sich nähere Ansprüche zu haben auf die Freundschaft und Gunstbezeugung der Colonisten, denn jene Landsleute, die nur rothen Ocker über den gewöhnlichen Schmutz des Leibes gestrichen, oder Bart und Haupthaar mit den gelben Federn vom Federbusch der Kakadu's geziert haben. Einer von diesen Letzteren, der noch nicht so glücklich war europäisch gekleidet zu seyn, kam am Tage einer solchen Festlichkeit zu Bennett, und bat ihn um ein Paar Beinkleider, damit er auch aussehe wie ein weißer Camerad (like white feller). — Als Bennet ihm bemerkte, daß ja wohl sein Vater auch keine Beinkleider getragen habe, erwiederte er: „Mach ein Licht (d. h. „siehe") mein Vater nicht sehen weiße Camerad-Hosen, denn keine weiße Camerad hier niedersitzen, da mein Vater hier war." Die wilden Australier lassen sich allerdings, für Speise und Trank, sowie für andere kleine Geschenke bewegen, von Zeit zu Zeit den europäischen Colonisten bey ihren Feldgeschäften an die Hand zu gehen, oder ihnen ihr entlaufenes Vieh wieder aufzusuchen und herbeyzutreiben (ein Geschäft, wozu sie ganz vorzügliches Geschick haben), aber bey all diesen Diensten, mit Ausnahme des letzteren, ist sich nicht viel auf ihre Ausdauer zu verlassen. Die Arbeit macht ihnen kein sonderliches Vergnügen, sie ziehen es vor, im Schatten der Bäume, oder wenn es kühl ist, unter der Baumrindenhütte am angezündeten Feuer zu ruhen; nur der Hunger kann sie antreiben für den weissen Cameraden etwas zu thun, den sie meist alsbald wieder verlassen, wenn sie an seinem Brod und am Fleisch seiner Heerden sich gesättigt haben. — Obgleich sie keineswegs es verkennen, daß durch die Weissen Fleisch und Brod in Fülle in ihr Land gekommen sey, können sie dennoch auch es nicht vergessen, daß dieses Land mit seinen Känguruhs und andern Beutelthieren ein natürliches Eigenthum ihrer Väter gewesen sey. Eben an jenem Weihnachtsfest, das Bennett im Goulbourn-District unter den dortigen Kolonisten und ihren schwarzen Nachbaren zubrachte, kam ein Wilder, der vielleicht „weil er nicht europäisch gekleidet war" durch die Dienerschaft weniger von dem Festmahl der Weissen bekommen hatte, zu Bennett und sagte zu diesem: „Ihr sollt geben schwarzen Cameraden Milch, Oechslein und Schafe; denn weissen Camerad hier aufkommen, wegtreiben Känguruh und Opossum und arm schwarz Camerad nichts hat zu patta (essen) wirklich, wirklich, ist hungrig."

In dieser Ansicht, daß das Land und was darinnen ist, eigentlich ihnen angehöre, machen sich die Schwarzen auch kein Gewissen daraus, im Fall der Noth die im Walde verstreuten weidenden Kälber und Schafe der Weissen als ein jagdgerechtes Wildpret zu betrachten, und an seinem Fleisch sich zu sättigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

(Fortsetzung)

Grundbestimmungen der Körperlichkeit. Schwere. Jene Negativität des Seyenden gegen den Raum, in welcher doch zugleich ausdrücklich die Bejahung auf den Raum enthalten ist, heißt Attraktion, Anziehung. Sie ist mithin als das Erste, als das Moment zu setzen, welches vor allen andern das Seyn der Materie ausmacht. Sie ist mit einem Worte die ausdrückliche, dialectische Aufhebung des Raumes, genau in demselben Sinne, in welchem jede andere, metaphysische Kategorie, um zu ihrer Wahrheit zu gelangen, aufgehoben werden muß. Anziehung, in rein metaphysischem Sinne, ist die einfache Verneinung des räumlichen Unterschiedes, oder der räumlichen Entfernung, mithin selber Wirkung in die Ferne. Was aber hierbey verneint wird, das ist nur das Vorhandenseyn eines leeren Raumes zwischen dem Realen oder dem räumlich Unterschiedenen, mithin wird in solcher Verneinung zugleich auch die Existenz des durch die Unterschiede des Raumes als unterschieden Bezeichneten bejaht. Hieraus folgt, daß die Anziehung als solche unmittelbar Eins mit ihrem Gegentheile, mit der Abstoßung ist; da, wo z. B. die Masse wirklich als eine nach aussen stossende, drückende Kraft auftritt, in der Bewegung, und überhaupt in den mechanischen Hergängen, da ist es ausdrücklich nicht ihre Ausdehnung im Raume, sondern ihre Schwere, was zugleich mit der Geschwindigkeit das Maaß jener Kraft bestimmt. So erscheint die Undurchdringlichkeit oder Repulsion nur als Moment jenes Positiven, das wir als Attraction bezeichneten, nicht aber als eine selbständig diesem gegenüberstehende Kraft. Eben in dieser Bestimmung, wo die Repulsion ihr als Moment einverleibt ist, ist die Anziehung das den Raum Erfüllende, und wird, als mit der Materie identisch, die Schwere genannt. Nicht als wäre die Schwere oder die Masse aus Anziehung und Abstoßung zusammengesetzt, vielmehr gestaltet sich nur die Attraction als Bejahung ihrer selbst, als Aufhebung ihres Gegentheiles, das jedoch in diesem Aufheben als mit der Anziehung identisch gesetzt wird, zu einem Daseyn im Raume, zu Masse. Wie Daseyn sich zum Seyn verhält, so verhält sich die Schwere zur Anziehung.

Polarität und Cohäsion. Wird von dem Begriffe des Magneten alles das ausgesondert, was nur seiner empirischen Erscheinung angehört, so bleibt nichts übrig, als das Anziehen und Abstoßen nach einer geraden Linie, oder mit andern Worten das reale Beschreiben einer geraden Linie durch die Thätigkeit solchen Anziehens und Abstoßens. Wie nun aber die Linie nicht Theil, sondern nur Princip und Gränze des mathematischen Körpers ist, so kann auch der Magnetismus noch keine reale Körperlichkeit ausmachen: er wird, als entbehrend des Kriteriums solcher Körperlichkeit, mit Recht als Imponderabile bezeichnet: als ein Princip zwar aller materiellen Gestaltung, nicht aber als ein selber materiell Gestaltetes. Anziehung und Abstoßung sind sich im Magnetismus gleich; jede von beyden ist das Abstoßen ihrer von sich selbst; denn

nur durch dieses Abstoßen wird die Linie als reale oder seyende gesetzt; jede von beyden ist aber zugleich das Anziehen der andern. Die Pole des Magneten, eben weil sie nur sich selbst zum Gegenstande haben, können nicht unmittelbar sich zu einer wirklichen Duplicität des Seyenden herausgestalten. Diese negative Gestalt der magnetischen Polarität ist es, wodurch sich dieselbe als Princip der Cohäsion, ja unmittelbar mit ihr identisch erweiset: wie die Materie das Daseyn und Wirken der Schwere ist, so ist die Cohäsion das Wirken magnetischer Kräfte. In dem Begriffe der Cohäsion als solcher ist die Schwere nur aufgehoben, nicht aber noch ausdrücklich wieder hergestellt. Denn zum Daseyn eines wirklichen schweren Körpers ist Cohäsion nach allen Richtungen, nicht bloß nach der einen, linearen gefordert: zu der magnetischen muß noch eine andere Polarität: die elektrische hinzukommen. Da jedoch der Gegensatz der Pole wesentlich darin seine Bedeutung hat, nicht die Substanz im Raume, deren Begriff von ihm vielmehr aufgehoben und nur in diesem Aufheben ausdrücklich zugleich vorausgesetzt wird, sondern die räumliche Form oder Figur als solche zu setzen; so ist es von dem schweren Körper nicht die raumerfüllende Substanz, sondern die raumbeschreibende Figur, mithin seine Oberfläche, deren Begriff in der Electricität als real, d. h. als mit dem Begriffe des einen oder anderen Poles identisch erkannt wird. Auch hier ist übrigens der eine Pol das, was er ist, wesentlich nur durch seinen Gegensatz zu dem andern. Der Unterschied zwischen magnetischer und elektrischer Polarität liegt namentlich darin, daß, um die Oberfläche zu beschreiben, sogleich ein Gegensatz zweyer Flächen gesetzt werden muß, während zum Realsetzen der Linie Eine Linie hinreicht.

Chemismus. Die Momente des Ponderablen und Imponderablen sind schlechthin nothwendige jeder möglichen Realität, müssen in jedem Realen vereint sich vorfinden. Ohne Ponderables ist keine Realität im Raume überhaupt; ohne Imponderables keine bestimmte Realität. Das Princip des Imponderablen oder der Begriff der Polarität ist als Princip für die Unterscheidung der Massen nur ein abstraktes; der Unterschied wird durch dasselbe nur als räumlicher, nicht als qualitativer Unterschied der Massen gesetzt. Die eigentliche, bestimmte Körperlichkeit kann daher nur aus einer inneren Einung der Polarität mit der körperlichen Substanz, d. h. mit der Schwere beruhen. Als der Begriff nun, in welchem der Begriff der Polarität mit dem der Schwere in Eins gebildet ist, zeigt sich uns der Chemismus. Die unmittelbare Gestalt, in welcher dieser auftritt, ist die specifische Attraktion, welche wesentlich als ein polares Verhalten der Massen gegeneinander zu betrachten ist. In ihr wird nicht, wie bei der gemeinen Attraktion, die räumliche Entfernung, sondern der specifische Unterschied der Substanz verneint. Darum erscheint sie in ihrer Wirkung als Neutralisation, Indifferenzirung, Durchdringung: als ein reales Aufheben der Materie, worinnen erst die eigentliche Realität der körperlichen Materie, ihr Daseyn in Gestalt des Werdens, welches die Wahrheit des Seyn ist, bestehet.

Im letzten Buche des vorliegenden Werkes wird die Lehre von der Wirklichkeit abgehandelt. Diese umfaßet die Kategorien der Reflexion: Substantialität – Möglichkeit; Causalität – Wirklichkeit; Wechselwirkung – Nothwendigkeit. Hierauf geht sie über zu den Kategorien des Zeitbegriffes (Bewegung, Dauer, Zeit) und zuletzt zu der Grundbestimmung der Lebendigkeit (Organismus, Leben, Freyheit). Wir deuten auch hier die Hauptrichtung, welche der Gang der Untersuchungen nimmt, durch einige hervorgehobene Züge derselben an.

Die Kategorien der Reflexion: Substantialität – Möglichkeit. Die Substanz, d. h. die Kraft, muß in ein Wechselverhältniß zu andern Kräften, oder, genauer gesprochen, zu sich, wie sie außerhalb ihrer dennoch sie selbst ist, treten, damit sie sey, d. h. damit sie erscheine. Dieses Verhältniß der Kraft zur Kraft ist eben das Seyende; es ist

kein einseitiges, sondern es ist ein Verhältniß jeder Kraft zu der Totalität der Kräfte; oder dieser Totalität zu sich selbst. Seyn heißt uns hier die Kraft, das Vermögen haben, als Körper im Raume dazuseyn; dazuseyn in Gestalt nicht bloß eines Körpers (was nur als ein Körper ist, ist gar nicht, ist nur wesenloser Schein), sondern einer Reihe von Körpern, deren Hervortreten in die Erscheinung durch eine Reihe specifischer Exponenten, welche das Verhältniß zu der übrigen Körperwelt bezeichnen, bestimmt ist. Es involvirt dieser Begriff die ausdrückliche Negativität gegen die Körperlichkeit. Nicht das, was von dem Standpunkte der gemeinen Reflexion, welche in dem körperlichen Daseyn die Totalität der Wahrheit erblicket, wirklich erscheinet, ist in Wahrheit, sondern das, was seyn kann, d. h. die in der körperlichen Erscheinung verborgene Möglichkeit des Andern, welches, wenn in jenem Sinne als wirklich gesetzt, freilich gleichfalls Erscheinung ist. Dieses Können, diese Möglichkeit meynt selbst die Chemie mit ihrer Bezeichnung dessen, was sie Stoffe nennt, deren wesentlicher, dynamischer Begriff nicht in der zufälligen, sinnlichen Erscheinung, sondern in der Gestaltung der Reihe wirklicher Körper besteht, die der Stoff gemeinschaftlich mit andern Stoffen hervorbringt. Ebenso wenig wie der Körper in der Kraft, ist die Kraft in dem Körper nur Accidenz. Der Körper mit seinen Kräften ist Substanz; er ist Substanz als Aktus seiner selbst und als Potenz anderer Körper. Die Kräfte aber, die jedem specifisch bestimmten Körper inwohnen, sind gleichfalls specifisch bestimmte; in jedem gegebenen Körper ist nicht die reale Möglichkeit anderer Körper schlechthin, sondern nur gewisser anderer Körper enthalten. Diesem in sich geschlossenen Substanzbegriffe entspricht der aristotelische Begriff der Entelechie.

Causalität – Wirklichkeit. Der daseyende Körper ist Erscheinung einer hinter ihm verborgenen Kraft oder substantiellen Möglichkeit; er ist es, was wir das Ding, die Sache nennen. Eben dieser Körper, als Moment des Setzens von andrem

Daseyn, zu welchem der Grund in ihm liegt, ist Ursache. Nur als Ursache ist die Sache wirklich. So ergiebt sich im Zusammenhange mit den vorhergehenden Untersuchungen als die Wahrheit des Causalbegriffes die wahre Wirklichkeit, d. h. das Wirken der einen, in allen ihren Gestalten mit sich selbst identischen, körperlichen Substanz durch Vermittlung des ihr inwohnenden Gegensatzes.

Wechselwirkung – Nothwendigkeit. In dem Wirken der körperlichen Substanz ist das Seyende nicht dasjenige, was der einen oder anderen der wirkenden Substanzen, was diesem bestimmten Körper allein angehört, sondern ein Gemeinschaftliches der Körper. Jenes Seyende stellt sich uns mithin als das dar, worin schon zuvor die Art und Weise des Wechselwirkens der Körper aufeinander, ihr aktualer Gegensatz oder ihre Beziehung gegeben ist. Dieß aber ist das Gesetz, die Regel der specifischen Körperlichkeit; dieses Gesetz jedoch nicht als abstrakter, unerfüllter Allgemeinbegriff, sondern ausdrücklich als durch bestimmte, zum Grunde liegende Körper in einem bestimmten Raume verwirklicht. Da aber die Realisation jener Körper ihrerseits nur auf gleichem Wege, auf dem Wege des Gesetzes erfolgen kann, so erscheint solchergestalt das Gesetz als durch sich selbstvermittelt — als Nothwendigkeit. Nothwendig ist, was unter der Voraussetzung einer schon bestimmten Wirklichkeit in Folge des der Wirklichkeit vorausgesetzten Gesetzes erfolgen muß. Das ergänzende Moment zu dem Begriffe des Gesetzes macht in dem Begriffe der Nothwendigkeit das gegenseitige, reale Bedingen und Bedingtwerden aller Dinge durch alle Dinge aus. Daher der Unterschied dieser Kategorie von der der Gesetzlichkeit, und ihre Identität mit der Kategorie der Wechselwirkung. Denn von letzterer unterscheidet sie sich nur dadurch, daß in dem Begriffe der Wechselwirkung zunächst auf die Thätigkeit der vorausgesetzten Substanz, in dem Begriffe der Nothwendigkeit aber auf ihre Passivität oder Abhängigkeit reflektirt wird.

(Schluß folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Ohnehin füllen sich ihre Wälder allmählig auch mit verwilderten Heerden des Viehes, das die Europäer ihnen mitbrachten. — Unter den fremden Kostbarkeiten, die etwa die Europäer ihnen statt Geldes und Geldeswerthes anbieten, giebt es für die entfernter von der Hauptstadt Lebenden (denn die nachbarlich wohnenden fangen schon an, das Geld und seinen Werth kennen zu lernen) nur eine, welche die Begierde des Schwarzen auch noch dann reitzen, und ihn zur Geschäftigkeit antreiben kann, wenn er nicht hungrig ist; dieß ist der Tabak. Ohnehin ist ein Paquet mit Tabak fast das Wichtigste, womit sich ein Reisender in die innern Provinzen, welcher die Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch nehmen will, zu versorgen hat. Denn auch der Dienerschaft der europäischen Kolonisten und den Aufsehern über die Meiereyen ist, wenn man sie nach genossener Bewirthung beschenken will, mit Geld wenig, oder nichts gedient, Tabak dagegen wird von ihnen mit großer Dankbarkeit angenommen. Und eine eben so große, wo nicht größere Begierde nach diesem Quell eines berauschenden Dampfes zeigen auch die Schwarzen, welche für jeden kleinen geleisteten Dienst, oder auch für die bloße Ehre, ihnen begegnet zu seyn, von dem weißen Kameraden Tabak begehren. Bennett hatte einst an einen Schwarzen, der eben damit beschäftigt war (am Tage vor dem Weihnachtsfeste), eine Art von Mantelkragen aus Opossumfellen zu fertigen, einige Fragen gerichtet, und schenkte ihm vor dem Weggehen ein Röllchen Tabak; der Schwarze aber begehrte zwey; denn, sagte er: „Ich sehr in Arbeit und Ihr fragtet mich viel.“

Alles was wir eben von den Eingebornen Neuhollands erwähnten, sind Dinge, welche dieselben entweder von den Europäern annahmen, oder an diesen zurückwiesen; Züge einer blos äußerlichen Vergleichung zwischen beyden. Wichtiger erscheint es, an dem wilden Australier das zu beachten, was er, ohne hierzu irgend eines fremden Vorganges zu bedürfen, nicht mit dem Europäer allein, sondern mit seinem ganzen, vernünftigen, aus derselben Wurzel entsprossenen Geschlechte gemein hat.

Der Australier glaubt an eine höhere, in der Natur waltende Kraft, welche heilend und heilsam auf ihn einzuwirken vermöge. Als einer der Träger dieser Kraft erscheint ihm der Bergkrystall, welchen die Kradjih's (Priester und Wahrsager) bey der Behandlung äußerer Verletzungen anwenden. Das Volk meynet: wenn ein Weib diesen heiligen Kradjih'sstein ansehe, müße es sterben. — Der Australier glaubt ferner an eine magische Kraft des Wortes, das der Kradjih spricht, glaubt an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, wenn auch nur in der Form anderer, im Gebiet unserer Sichtbarkeit lebender Wesen (z. B. der Thiere); daher ein Wilder sehr betrübt war, als der europäische Jäger, ohne auf sein Bitten zu achten, ein Thier geschossen hatte, das er für seinen Bruder hielt. Auch der Glaube an ein böses, dem Menschen feindseliges Wesen „Buckih“ genannt, findet sich allgemein herrschend unter den Eingebornen von Neuholland. Die Furcht vor diesem „Devil Devil“, der die Leichname der Kinder aus dem Orte, dahin man sie verbarg, hinwegraubt, bringt die Mütter zu einer Aeußerung von Zärtlichkeit, welche vielleicht einzig ist in ihrer Art. Wenn ihnen ein geliebtes Kind starb, nähen sie den Leichnam desselben in ein Känguuhfell und tragen die ihnen theure Bürde immer mit sich, ruhen sogar, mit schauderhafter Anhänglichkeit, bey Nacht mit dem Haupte auf ihr, bis nur noch die Gebeine übrig sind. Dieser überschwere Liebesdienst wird selbst noch Kindern von 6 bis 7jährigem Alter erwiesen.

In sonderbarem Kontraste stehet eine solche unmäßige Anhänglichkeit der schwarzen Mütter mit einem ganz entgegengesetzten, ebenfalls an ihnen vorkommenden Zuge. Der Mord der Neugebornen liegt nemlich hier wie anderwärts der verwilderten menschlichen Natur sehr nahe; Mütter, in den Schmerzen einer etwas schweren Entbindung drohen öfters schon im Voraus der noch ungebornen Frucht den Tod, und erfüllen diese Drohung mit furchtbarer Folgerechtigkeit.

Der wilde Neuholländer fühlt in sich denselben geistigen Bildungstrieb, der den höher entfalteten Völkern seines Geschlechts die bildende Kunst gab. Bennett sahe einen jungen Schwarzen in der Nähe des Murrumbidge-Flußes sehr eifrig mit Kohle Figuren auf Baumrinde zeichnen. Auf Befragen antwortete der Künstler: „er mache hier weiße Kameraden“ und schien sehr vergnügt darüber, daß er selberschaffend eine Schaar dieser dem Schwarzen so weit überlegenen Wesen produciren könne.

Zählen kann der wilde Neuholländer auch, und zugleich addiren; jedoch nur bis drey: Metong, oder auch Metombul heißt eins, Bulla zwey, Bulla metong (zwey und eins) heißt drey, alles was über diese Zahl gehet, wird durch „Biolong“ bezeichnet. — Die große Kunst der Europäer kommt übrigens diesen Naturkindern öfters sehr verdächtig und wie Hexerey vor. Mit sichtlicher Angst ließen sie sich auf Galls Weise den Schädel untersuchen; einer an dessen Kopf der Europäer den ungewöhnlich breiten Schläfemuskel betastete, und dazu in der Sprache der Eingebornen das Wort „breit“ sagte, sprang voll Entsetzen hinweg, und rief, nun wisse er was dem Weißen fehle, er sey nämlich hungrig, und wolle „Padda“ (Speise). —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Grundzüge der Metaphysik von C. H. Weiße. Hamburg bey Friedrich Perthes 1835 564 S. 8.

(Schluß.)

Die Kategorien des Zeitbegriffes. Bewegung. Schon die Alten (Arist. Phys. VI, 2) bemerkten, daß unter den verschiedenen möglichen, und im Universum wirklich vorhandenen Arten der Veränderung und des zeitlichen Geschehens die räumliche Bewegung die erste, der Grund und die bewirkende Ursache aller andern ist. Die ausgedehnte Substanz, als ruhend gedacht, würde eine in sich selber völlig unterschiedlose Masse bilden; ihre qualitativen Unterschiede, die Raumfiguren können sich als wirkliche reale Unterschiede nur durch Ortsveränderung, d. h. Bewegung bethätigen. Es giebt, dieses zeigte schon Spinoza, keine anderen Raumfiguren, als durch Bewegung in den an und für sich gleichgültigen Theilen der ausgedehnten Substanz hervorgebrachte. Alle Modalität in dem Attribute der Ausdehnung beruhet auf Bewegung, und ist selbst nichts anderes, als Bewegung. So sehen wir hiemit die Begriffe der Ausdehnung und der Bewegung in Eins gebildet, und als gegenseitig einander inwohnende sich ergeben.

Dauer. Das natürliche Bewußtseyn wird den Raum zunächst im Gegensatze der ausgedehnten Dinge, oder der Körper als Ort gewahr, die Zeit aber unmittelbar an der Bewegung als Maaß der Bewegung. Die Dialektik des Begriffes der Ausdehnung dagegen, kündigt sich durch die nebenhergehende Abstraction eines Maaßes, die Dialektik des Begriffes der Bewegung, durch den gleichfalls nebenher gehenden Gegensatz der Bewegung durch den Begriff der Dauer an. Denn nicht die Bewegung als solche, sondern das, was die räumliche Bewegung nur als äußerliches Moment an sich trägt, ist das eigentlich und wahrhaft Seyende. Das Seyende ist eine in dem Wechsel ihrer Affektionen beharrende und sich gleichbleibende Substanz oder Potenz. Als dauernde Substanz hat dasselbe Wirken und Leiden, Bewegung nnd Veränderung als das Element seiner erscheinenden Existenz, als seine Aeußerung an sich; seine wahre Wirklichkeit hat von jener ihrer Aueßerlichkeit wesentlich dieses, in der Zeit zu dauern und ihre Momente in Gestalt zeitlicher Bewegung und Veränderung innerhalb ihrer selbst ablaufen zu lassen.

Zeit. Das absolut formbestimmende Moment des Zeitbegriffes ist der Gegensatz von Vergangenheit und Zukunft, oder wie es abstracter die Alten ausdrückten, von Vor und Nach. Was aber für den Raum die Dreyheit der Dimensionen, das ist für die Zeit der Gegensatz von Vor und Nach, und die Vermittlung beyder durch das Jetzt oder die Gegenwart. In dieser ihrer Dreyheit bildet die Zeit auf negative, basische Weise die absolute Formbestimmung alles wahrhaft Seyenden, alles wahrhaft Wirklichen.

Die Grundbestimmungen der Lebendigkeit. Teleologie und Organismus. Das wahrhaft Seyende ist wesentlich das Lebendige. Wie in der Lehre vom Raume der Begriff der Anziehung als einfache Negation des räumlichen Unterschiedes erscheint, wodurch das Seyn aus der in diesem

Unterschiede gesetzten absoluten Negativität wieder hergestellt wird, so tritt uns hier in der Lehre von der Zeit der Begriff des Zweckes als Negation des zeitlichen Unterschiedes hervor. Das Wesen des Zweckes besteht darin, daß eine in der Unmittelbarkeit des Zeitbegriffes nicht seyende Bestimmtheit, nämlich eine Zukünftige, dennoch als seyend, d. h. als wirkend gesetzt ist. In dem Zweckbegriffe stellt sich uns die Möglichkeit als das Bestimmende, die Nothwendigkeit als das dar, was bestimmt wird; das nur Mögliche und das nur Wirkliche hört auf, ein Zufälliges zu seyn, d. h. es ist in der Nothwendigkeit nicht als gleichgültig mit, sondern als unterschieden von seinem Andern, das Andere als nicht seyend, es selber aber als seyend gesetzt. In diesem Sinne wird mit Recht der Zufall als aufgehoben durch die Zweckbeziehung; die teleologische Weltansicht als entgegengesetzt der fatalistischen betrachtet. Der teleologische Prozeß bildet dadurch einen Gegensatz zu dem mechanischen (worinnen der chemische mit inbegriffen ist), daß in jenem das Vergangene als bestimmt durch das Zukünftige, in diesem das Zukünftige als bestimmt durch das Vergangene auftritt. Die Zweckbeziehung ist aber nicht als eine besondere Art der Causalverknüpfung neben, sondern über den unendlichen Progreß der mechanischen Causalreihe zu stellen; denn diese erreicht in dem Zweckbegriffe, der hiemit zur Endursache wird, ihr Ende, und wird somit in die inwohnende Unendlichkeit eines Kreislaufes zurückgebogen, d. h. in den Zweckbegriff als Mittel aufgenommen. Die Endursache ist wirklich schon in den Mitteln, in den mechanischen Ursachen gegenwärtig; alles, was Zweck ist, ist zugleich Mittel, was Mittel, ist zugleich Zweck, d. h. es ist ein Kreislauf der Causalbeziehung und der in dieser Beziehung unabläßig hervorgehenden und verschwindenden körperlichen Gestaltung gesetzt. Das einfache Schema für diese Begriffsbestimmung bietet die in sich selbst zurückgehende Bewegung, die sphärische oder sphäroidische dar. Sie ist die freye, die wesentlich teleologische Bewegung solcher Körper, die als Totaleinheiten der mechanischen Körperlichkeit und ihrer Prozesse, die substantielle Grundlage der höheren Lebendigkeit ausmachen. Aber in so fern ein stets wiederkehrender Kreislauf der Dinge als das letzte und Abschließende geltend gemacht werden sollte, dann erschiene das teleologische Princip, die eigentliche Grundlage aller Lebendigkeit und aller Geistigkeit, in dem mechanischen untergegangen. Die Zweckmäßigkeit, obgleich dem Ganzen der Reihe inwohnend, bliebe den einzelnen Gliedern derselben, so lange diese nur auf mechanische und chemische Weise wirken, äußerlich. Die dialektische Wiederherstellung des Zweckbegriffes kann nur in der Immanenz des teleologischen Principes in den einzelnen Gliedern der Reihe, in den einzelnen Acten des Processes selbst gefunden werden, d. h. in dem Begciffe des Organismus. Durch das organische Princip wird der Kreislauf der mechanischen und chemischen Naturprocesse geschlossen; in ihr, als einer höheren Gesetzlichkeit, sind die mechanische und chemische Gesetzlichkeit aufgehoben.

Leben. Dasjenige, für welches die Formbestimmung der Zahl, des Raumes und der Zeit sind welches selbst aber nicht mehr für Anderes, sondern wesentlich für sich selbst ist, wird uns mit einem Worte als das Fürsichseyn bezeichnet. Als dialektische Negativität gegen jene Formbestimmungen erscheint das Fürsichseyn unmittelbar als das Nichtseyn aller Ausdehnung in Zahl, Raum und Zeit; als die reine, die absolute Grenze, das numerische Eins, der Punkt, der Augenblick. Aber indem es als solche Grenze bezeichnet wird, ist hiermit (denn die Grenze ist das, was sie ist, nicht ohne das durch sie begrenzte) schon ausgesprochen, daß die Totalität jener Bestimmungen die Ergänzung ihres Daseyns eben darin haben wird, daß sie sich in jene ihre Grenze, in das Fürsichseyende hinein fortsetzt, und dessen inwohnende Formbestimmung bildet. Das in dem Processe des Organismus sich realisirende Fürsichseyn erscheint als Leben. Die durch Körperlichkeit vermittelte Bestimmtheit des Fürsichseyenden ist an diesem eine äußerliche, deren Realität von der Realität des Fürsichseyenden unterschieden

ist; jene eine zeitliche, von Bedingungen der Zeit abhängige und durch Zeit gemessene, diese eine außerzeitliche, gegen allen Zeitverlauf gleichgültige. Die erstere begründet die Empfindung, die andere die Vorstellung, und aus der dialektischen Durchdringung dieser zwey Begriffe, der Vorstellung als des zeitlosen und der Empfindung als des zeitlich gegenwärtigen Fürsichseyns, geht der speculativ vollendete Begriff des Lebens, der Begriff dessen, was in seinem empirischen Daseyn Seele heißt, hervor.

Freyheit. Jene Stufe des Seelendaseyns, auf welcher die Vorstellung zur Ursache der in ihr abgebildeten Gestaltung des Momentes der körperlichen Causalreihe, Vorbild (nicht Abbild) des zeitlich lebendigen Daseyns wird, ist der Geist. Nur der selbst bewußte, vernünftig erkennende, frey handelnde Geist ist das allein wahrhaft Seyende und Wirkliche in der Welt. Als außer zeitliches, von dem zeitlichen Causalzusammenhange unabhängiges Fürsichseyn des Zeitlichen ist die Vorstellung an sich, die Bestimmtheit dieses Zeitlichen nicht nach seiner Zufälligkeit, sondern nach seiner Allgemeinheit, d. h. Gesetzlichkeit. Die Vorstellung ist das Fürsichseyn nicht des räumlich und zeitlich Einzelnen, sondern des Allgemeinen oder des Gesetzes, worin dieses Einzelne enthalten ist: das Vorstellungsleben in seiner Wirklichkeit, d. h. in seiner Freyheit heißt Denken, welches als Thätigkeit des Subsumirens des Einzelnen unter das Allgemeine, d. h. des Verstandes erscheint. Die Allgemeinheit des Bewußtseyns, von welcher alles freye Handeln seinen Ausgang nimmt, in jener Bestimmung, welche die absolute Bestimmungslosigkeit, das reine Fürsichseyn oder die Beziehung des Seyns auf sich selbst in der absoluten Leere des Inhaltes ist, heißet das Ich, — das Selbstbewußtseyn. Das Fürsichseyn, das Denken, das Erkennen der reinen Kategorie ist die Vernunft. Weder das Ich vermag sich selbst, noch der Verstand ein Gesetz des objektiven Daseyns zu denken und denkend zu erkennen, ohne dabey die einfache, zeitlose Potenz dieses Denkens, das Wissen der Kategorien vorauszusetzen, d. h. mit andern Worten, weder Verstand noch Selbstbewußtseyn sind möglich ohne Vernunft. In dem Bewußtseyn der Kategorien hat das Ich schon vor allem zeitlichen Denken den Inhalt, der seine unendliche Leere ausfüllt; ja das Ich selber ist nichts anderes, als das Bewußtseyn der Kategorien. Dieses Bewußtseyn ist auch der intellectuelle Raum oder Ort, in welchem die im zeitlichen Seelenleben entstandenen Vorstellungen aufbewahrt werden (Gedächtniß). Die Vernunft ist allein in allem Seyenden das wahrhaft Seyende; sie ist mithin der Anfang aller Wirklichkeit, der selbst bewußte Urquell alles specifischen Daseyns. Von ihrem Inhalte, von der reinen Kategorie unterscheidet sich die Vernunft nur durch jene Ausdrücklichkeit des Fürsichseyns, welche unmittelbar die Actualität des Wissens, des Bewußtseyns ist. Eben diese Actualität aber, wenn sie als durch sich selbst und aus sich selbst seyend gedacht wird, bringt nothwendig eine specificirende und gesetzgebende; eine freye, schöpferische Thätigkeit mit sich. Sie wird ihrem Wesen nach als Geist und Wille zugleich erkannt; das absolute Selbstbewußtseyn der Vernunft als Geist und freyer Wille ist der Anfang, die absolute Voraussetzung alles Weltlebens. Als solcher Anfang kann jenes absolute Selbstbewußtseyn selber keinen Anfang in der Zeit haben; es muß als schlechthin ewig, als gleich ewig mit seinem Inhalte, mit der reinen Kategorie als solcher gedacht werden. Seine Actualität aber ist wesentlich Wirklichkeit in aller Zeit; denn die Zeit, als Totalität, wird gleich allen anderen Kategorien darin aufgehoben. Das absolute Denken erscheint als unmittelbar Eines mit dem Handeln. Eben dieses sein Handeln ist als solches zugleich die ewige Leiblichkeit und Lebendigkeit des Urbewußtseyns, welche aber freylich für das Urwesen selbst, insofern dieses noch kein zweytes Daseyn außer ihm setzt, nur als inwohnende und ideale, als pneumatische Leiblichkeit zu denken ist.

So gelangt die Wissenschaft an dem steilen Gipfel, den sie auf dem Wege ihres Forschens erklommen, zuletzt bey demselben Ruhepunkte an, welchen der Geist auf dem Wege einer unmittelbaren Erfahrung gleich bey seinem ersten Ausgange erreicht: bey dem gewissen, sichern, klaren Erkennen der Wahrheit, daß ein Gott sey. Fragen wir aber, warum jene Arterie, welche das sehende Auge oder die kunstreiche Hand mit Nahrung versorgt, einen so weiten Weg mache, ehe sie dem in ihr enthaltenen Blute die Umkehr nach dem Mittelpunkte der Wiederbelebung: nach Lunge und Herz verstattet, während die Arterie, welche das Herz ernährt, auf so kurzem Laufe den Rückweg nach der eben verlassenen Mitte findet; so antwortet uns darauf der wundervoll aus seinen Gliedern zusammengefügte Bau des Leibes selber, in dessen wohlgeordnetem Haushalte der Belebung des einen wie des andern Theiles, eines jeden nach seinem Orte und nach seinem Maaße gedacht ist.

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Eine bemerkenswerthe, wie durch den Instinkt herbeygeführte Uebereinstimmung in der ärztlichen Behandlung der Kinderblattern, bey den eingebornen Neuholländern und den berühmtesten arabischen Aerzten des Mittelalters erwähnt Dr. Mair, ein Arzt, welcher Gelegenheit hatte, den vor einigen Jahren erfolgten Ausbruch dieser Krankheit unter den dortigen Schwarzen, und zugleich die Curmethode ihrer Kradjih's zu beobachten. Freylich mußten auch diese dunkelfarbigen Aesculape erst durch Schaden klug werden, ehe sie auf die bessere Art der Behandlung des Uebels kamen; denn das anfängliche Heilverfahren, jeden Erkrankten alsbald ins kalte Wasser zu werfen, hatte zwar einen sehr schnellen, meist aber tödtlichen Erfolg gehabt.

Das Weib ist hier, wie bey allen verwilderten Völkern, in Mißachtung. Nicht einmal an den Berathungen der Männer, wenn diese den Beschluß fassen, bald hier, bald dort aus den Viehherden der Europäer sich zu arrondiren, darf das zarte Geschlecht Theil nehmen. Auch die Knaben, bis zum Alter der Mannbarkeit dürfen nicht unter die berathenden Krieger kommen, weil sie den Müttern „das geheime Wort verrathen möchten.“ Bey der Aufnahme des Jünglings unter die Schaar der Männer, wird ihm zum Zeichen der Mündigkeit ein Vorderzahn ausgeschlagen. Von nun an sucht er den Speer mit Kraft zu führen, und das sonderbare, sichelförmige Wurfgeschoß Bomerang genannt in rotirender Bewegung so durch die Luft zu schleudern, daß es dem Feind oder dem Wildpret selbst von der andern Seite (von hinten) her Wunden beyzubringen vermag; er nimmt an dem Loos der Männer Theil, das in einer beständigen Abwechslung von träger Ruhe und großer Anstrengung besteht.

Die Australier leben zum Theil in Vielweiberey; doch sind auch die Fälle nicht selten, wo ein Mann nur ein Weib hat. Obgleich die Frau an vielen Geschäften des Mannes Antheil nimmt, so ruhet dennoch auf ihm die schwerste Arbeit der Jagd, worinnen früher fast der einzige Nahrungsquell der armen Eingebornen bestand. Mit Recht leitet Bennett hiervon jenen niedern Grad der geistigen Entwickelung, oder vielmehr jene Herabgekommenheit von einer ursprünglich höheren Stufe dieser Entwicklung her, die bey diesen Schwarzen gefunden wird. Wenn die einzelnen Familien beständig um der Jagd willen genöthigt sind, in den Waldungen herumzuziehen, wo freylich an jedem Abend die Wohnstätte aus Baumzweigen und herum gestreut liegenden Baumrinden bald wieder erbaut ist, wie kann da ein gegenseitiger geistiger Verkehr, auf welchem doch zuletzt alle Entwicklung beruht, sich erhalten.

Auf das jetzige friedliche Verhältniß der Eingebornen zu den umherwohnenden Colonisten wurde schon hingedeutet. Seitdem man die Armen nicht mehr als wilde, schädliche Thiere behandelt und tödtet, nähern sie sich überall den Weissen mit großem Vertrauen, und sind harmlose Nachbarn. Wenn es kühl ist, sieht man sie wohl in den Pächterwohnungen in der warmen Asche des Heerdes sitzen; das hungernde Kind des Wilden wartet schweigend vor der Thüre des Colonisten auf ein kleines Ueberbleibsel von der Mahlzeit desselben, und an vielen Orten empfängt es bereits mehr, als die bloße Speise: die Schulen für die schwarzen Kleinen haben hin und wieder schon einen guten Anfang genommen. Der eingeborne Neuholländer ist nicht blos für Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit, sondern für alles menschlich Höhere und Höchste empfänglich.

Was die Züge der treuen Anhänglichkeit betrifft, so ist hiervon jener ganz besonders schön, den Bennett I. p. 248. von einer jungen Schwarzen am Murrumbidge-Fluße erzählt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Memoirs of the life of the right honourable Sir James Mackintosh etc.

(Fortsetzung von Nr. 15.)

M. hatte, wo nicht die Vortheile seiner neuen Lage zu hoch angeschlagen, doch ihre Nachtheile nicht genug bedacht. Zwar fand er in Bombay ein reichliches Einkommen bey so mäßiger Berufsarbeit, daß er, zwey Tage in der Woche ausgenommen, ganz Herr seiner Zeit war. Allein ihm fehlte in der indischen Stadt, obgleich die Anzahl seiner dort wohnenden oder verweilenden Landsleute nicht klein war, der weckende, lehrreiche Umgang, den er viele Jahre zu London genossen hatte. Was ihm diesen einigermaßen wenigstens ersetzen konnte, der schriftliche Verkehr mit der Heimat, war durch den Krieg ungemein erschwert, so daß M. oft Monate in einem Warten zubrachte, das um so peinlicher war, je wichtigeren Kunden er von innern und äußern Verhältnissen seines Vaterlandes entgegenzusehen hatte. Da trösteten und erquickten ihn seine alten Studien, wozu ihm Hülfsmittel genug zur Hand waren, und welche vieles umfaßten oder berührten, woran auch seine hochgebildete Frau und die ältere von seinen fünf Töchtern Antheil nehmen konnten. Unter der Menge seiner Bücher waren auch nicht wenige deutsche, die er nun geläufig las, nachdem er auf der langen Seereise die zuvor erlangte Bekanntschaft mit der Sprache durch Unterricht, den er von der Erzieherin seiner Töchter, einer gebornen Deutschen empfing, sehr erweitert hatte. Von Zeit zu Zeit brachte ein Schiff neuen Vorrath, worunter selbst die Allgemeine Litteraturzeitung war. Sein Bestreben zeigt folgende Stelle eines Briefes, den er vor Ablauf des ersten Jahres an einen Freund in England schrieb:

„Etwas Abwechslung mehr bringt in mein Leben die monatliche Versammlung einer litterarischen Gesellschaft, die ich kürzlich gestiftet und mit einer Rede eröffnet habe. Ich hielt es gewissermaßen für Pflicht, etwas der Art zu versuchen. Meine Absicht dabey ist zu zeigen, was erforscht zu werden verdiene, und wie das anzugreifen sey. Den Werth der verschiedenen Arten von Kenntnissen, sowohl an sich, als in Vergleichung mit einander zu bestimmen und Anleitung zu gedeihlicher Pflege einer jeden zu geben, ist Sache der Philosophie. In dieser Beziehung gebührt auch die Behandlung morgenländischer Merkwürdigkeiten nicht dem Orientalisten, sondern dem Philosophen. Nun ist mein Gewerbe die Philosophie, ob ich gleich darin bis jetzt nur ein kümmerlicher Arbeiter gewesen bin. Meine Arbeit über das Moralprincip, zu welcher Sie mich anspornen, ist noch gar nicht angefangen. Was mich aufhält, ist das Verlangen, das mir keine Ruhe läßt, mich der verwünschten deutschen Philosophie ganz zu bemeistern. Darauf gehe ich beharrlich aus. Ich muß mir wenigstens vorstellen, mein Buch soll an Europa gerichtet seyn; wie könnte ich aber diese Vorstellung hegen, wenn ich unterließe, meine obersten Grundsätze gegen die Richtung zu vertheidigen, die in dem beträchtlichsten und thätigsten Theile der philosophischen Welt die Oberhand hat? Sie unbeachtet zu lassen, geht nicht an. Diese neuen Gegner werden in der Geschichte der Philosophie mehr Raum einnehmen, als wir bescheidenen Schüler Locke's und Hartley's."

Später erzählt er, wie er mit Reinhold angefangen, dann sich an Kant selbst, mit Hülfe des ihm sehr werthen Kiesewetter, versucht, und mit Fichte den Beschluß gemacht habe. Indessen blieb es damals bey dieser Vorbereitung, die oft unterbrochen werden mußte. Das Klima Ostindiens, zu Ar-

beiten der reinen Vernunft den Eingebornen nicht ungünstig, spannte M. so ab, daß er sich jene anstrengenden Studien nur ausnahmsweise zumuthen durfte. Er las dazwischen sehr viel anderes, den Geist vergnüglicher beschäftigendes, und auch darunter deutsches. Wie hätte es doch unsern Mannert, der immer zweifelte, ob ihn auch das Ausland kenne, gefreut, wenn er gewußt hätte, daß seine Germania von dem Gerichtspfleger zu Bombay mit großer Befriedigung gelesen worden sey! Gentz, mit welchem M. zu London sehr vertraut gewesen war, sandte ihm nicht nur seine eigenen Schriften, sondern auch, mit einem höchst übertriebenen Lobe, das Buch Adam Müller's. Ueber die ersteren schrieb M., sie seyen, außer Lessing's und Garve's, die einzigen Werke abhandelnder Art in deutscher Sprache, die er mit Vergnügen gelesen. Aus Müller's Buche übersetzte er ein Stück, jedoch mit der Verdünnung und Abkühlung, die für den englischen Geschmack erforderlich sey. Auf einer Reise in das Mahratten-Land erwachte bey M., da er eine, zwanzig Jahre zuvor erschienene Schrift des sel. Bardili las, ein lebhaftes und frohes Andenken an die speculative Societät in Edinburgh, wo er um dieselbe Zeit eine Abhandlung verwandten Inhalts und Sinnes gelesen hatte. Dagegen regte in ihm Reid's Leben von Stewart das Bedauern auf, daß ihm nicht ein so glückliches Loos beschieden gewesen sey. Denn Lehrer der Moralphilosophie an einer Universität zu werden, habe er von Jugend an, als den schönsten und seiner Fähigkeit angemessensten Beruf gewünscht. Zuweilen ergriff ihn sogar eine Ahndung, als hätte er seine eigentliche Bestimmung verfehlt, so daß er die Worte: vitam perdidi, operose nihil agendo, die der sterbende Grotius gesprochen haben soll, auf sich anwandte. Doch trübten solche Anwandlungen von Kleinmuth nur auf Augenblicke die Heiterkeit seines reichen Geistes, den man aus folgenden Stellen seiner Tagebücher und Briefe näher kennen lernen wird.

July 1805. D. Robertson ist wegen seiner wirklichen oder vermeyntlichen Milde in der Beurtheilung des Verfahrens der Spanier gegen die alte Bevölkerung Amerikas viel getadelt worden. Daß Gibbon's sechszehntes Capitel, wo die von römischen Obrigkeiten an den Christen in den ersten Jahrhunderten verübten Grausamkeiten durch die ungebührlichste Entstellung verkleinert sind, nicht eben so große, oder noch größere Mißbilligung erregt hat, ist ein Beweis von der unphilosophischen, in der That fanatischen Erbitterung gegen das Christenthum, die gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts so weit um sich gegriffen hatte.

März 1807. Der Dichter kann in seinem Gemache sich an tausend Entwürfen in aller Stille üben; er braucht nicht hervorzutreten, sondern kann damit warten, bis er es zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht hat. Ganz anders verhält es sich mit dem Redner. Der muß schon seine ersten Uebungen, so ungeschickt sie seyn mögen, vor dem Publikum anstellen. Gleich dem Feldherrn, lernt er seine Kunst nur durch Ausübung im Felde selbst. Wie groß auch seine Gaben seyen, wird er das, was man das Mechanische an seiner Kunst nennen kann, gerade das, was die große Mehrheit seiner Zuhörer am meisten im Stande ist, zu beurtheilen, nur durch anhaltende Uebung in Gegenwart dieser seiner Richter sich eigen machen. Dieß ist ein Grund zu nachsichtiger Beurtheilung der ersten Versuche eines Redners; denselben kann weder ein Dichter noch ein Maler für die seinigen ansprechen.

Febr. 1808. Aus dem Gedichte von Shee ersehe ich, daß es in England Leute giebt, welche den Mangel an Aufmunterung der schönen Kunst von Seite der Regierung damit rechtfertigen zu können meynen, daß man jedes Gewerbe sich selbst überlassen müsse. Eine seltsame Anwendung des Grundsatzes der Gewerbfreyheit. Die Regierung ist der größte Eigenthümer und der größte Verzehrer im Lande; und sie verwendet immer einen Theil ihrer Einnahme auf Prunk und Pracht. Widmet sie einen Theil dieses Aufwandes Bauwerken oder der Sammlung von Gemälden und Bildsäulen, so muntert sie die schönen Künste eben so auf, wie das von anderen Eigenthümern geschieht, die sich durch ihren guten Geschmack zu einer solchen Verwendung eines Theiles ihres Einkommens bestimmen lassen. Stellt man die Frage so: wird eine Kunst, welcherley Art sie nun sey, am meisten blühen, wenn der, welcher das größte Einkommen im Lande hat, viel, — oder, wenn er wenig von ihren Leistungen gebraucht oder von ihren Erzeugnissen kauft? so kann die Antwort nicht zweifelhaft seyn. Damit ist jedoch die Sache nicht erschöpft. Wenn die Regierung nicht als Käufer auftritt, so entgeht

der Kunst nicht nur die größte Kundschaft, sondern auch die zuträglichste. Andere Besteller sind meist geneigter, Arbeiten, welche die Kunst herabwürdigen und verderben, als solche zu begehren, die ihr zur Erhebung und Veredlung gereichen. Sie beschäftigen den Maler und den Bildhauer mit Bildnissen unbedeutender Leute, den Baumeister mit Arbeiten für die bloße Bequemlichkeit. Was die Regierung dem Künstler aufträgt, ist, weltlich oder kirchlich, ein öffentliches Werk, geeignet, sowohl durch seine Größe, als durch den Ruf, den es hoffen läßt, den Künstler zu hohen Gedanken zu erheben. Zudem wacht über die Ausführung ein gewisser öffentlicher Geschmack, der ungleich sicherer führt, als die Laune eines reichen Liebhabers. Daher steht es mit der Kunst am besten, wo der Staat auf Kunstwerke viel verwendet und darin zu Mitwerbern nur wenige Privatleute hat. So war es in dem alten Griechenland, so in dem neueren Italien.

Febr. 1808. (An Professor Ogilnie zu Aberdeen.) Die Aussicht auf die nächste Zukunft ist entsetzlich. Es naht ein Unheil, größer als Despotismus, oder vielmehr der Despotismus naht in seiner schlimmsten und häßlichsten Gestalt; eine Universal-Monarchie, worin allem Geiste und Wetteifer, der den verschiedenen Völkern auch unter den schlechtesten Regierungsformen geblieben ist, den Untergang droht. Die Hoffnungen, welche Sie auf den Charakter des mächtigen Zerstörers selbst bauen, sind, fürchte ich, nur gutmüthige Täuschung. Mit Recht erkennen Sie in gebieterischen Umständen die Beweggründe zu seinen Handlungen; aber diese Umstände haben auch seinen Charakter zu dem, was er jetzt ist, gemacht und ihm ein Gemüth geschaffen, das an nichts anderem mehr Behagen hat, als an Eroberungen und Umkehrungen, an Absetzungen und Einsetzungen. Trachtet er sich immer noch zu überzeugen, seine Absichten seyen gut, so ist das eine Selbsttäuschung, durch welche das Unheil, das er anrichtet, noch umgreifender und unabwendbarer werden muß; sie wird ihn antreiben, alle Schranken, die seine Willkühr noch aufhalten, als Hindernisse seiner guten Absicht, niederzuwerfen. Er wird nach zwey Grundsätzen handeln, den irrigsten und verderblichsten, die ein Regent oder ein Gesetzgeber annehmen kann. Der erste ist, daß er nicht nur wissen könne, sondern auch allein und unfehlbar wissen müsse, wie das Glück von Nationen und Zeitaltern zu gründen sey; der andere, daß Leuten, die sich unthätig verhalten, Verbesserung eingegossen, und Leuten, die sich widersetzen, das Glück aufgenöthigt werden könne. Den Gesichtskreis sehr weit ausgedehnt, verzage oder vielmehr verzweifle allerdings ich auch nicht. Die Menschheit ist, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, in einem beständigen Fortschreiten zum Bessern begriffen, das jedoch oft gehemmt, oft auf lange Zeit unterbrochen wird. Tag ist es, aber furchtbar lange Nächte können dazwischen treten. Ich glaube, daß die Menschheit in ihr gelobtes Land gelangen werde; aber mehr als Ein Geschlecht kann in der Wüste umkommen.

Febr. 1808. Ich lernte zu Seringapatam einen Bramin kennen, der in unserem Kriegszahlamte angestellt ist und so gut englisch spricht, als ein geborner Londoner. Er hat eine Sammlung englischer Bücher, klagte aber darüber, daß nach Indien keine philosophischen Werke kämen, außer so gemeinen, wie Locke, den er gelesen habe. Er nahm sich vor, auf ein halbes Jahr nach Bombay zu kommen, um aus meinen Büchern die metaphysischen Systeme des Abendlandes kennen zu lernen. Er bekennt sich zu der Dwita Secte, die zwey Substanzen, Geist und Materie annimmt, gestand aber, daß Adwita, die nur eine Substanz, den Geist, anerkennt, zahlreichere und höher gebildete Anhänger habe. Als wir auf die Pilgerfahrten der Hindu zu sprechen kamen, bemerkte er, sie dienten zur Verbreitung von Kenntnissen, Beförderung des Verkehrs und Beseitigung örtlicher und völkerschaftlicher Vorurtheile. Ich fragte, ob darauf die Absicht ihrer Gesetzgeber, da sie die Pilgerfahrten verordneten, gerichtet gewesen sey? Nein, erwiederte er, auf solche Gemeinnützigkeit haben unsere Gesetzgeber nie gedacht. Der religiöse Zweck war der einzige, den sie im Auge hatten. Wir aber können jetzt die Wirkung jener Veranstaltungen beobachten. Ich gestehe, daß mir diese Bemerkungen viel Eindruck machten, und es soll mir lieb seyn, wenn der Bramin zu mir nach Bombay kommt, wo er nicht viele Engländer antreffen wird, die sich im Denken und im Sprechen mit ihm messen können.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Einer von jenen unverbesserlichen europäischen Verbrechern, welche sich in Neuholland einer neuen, härteren Bestrafung aussetzen, ein gewisser Tallboy hatte diese Schwarze zum Weibe genommen. Da er nach seinem Entweichen aus Sydney die Gegenden seines Aufenthaltes durch allerhand Diebereyen und Unthaten beunruhigte, gab man sich alle Mühe, seiner durch militärische Gewalt habhaft zu werden. Aber alle diese Bemühungen vereitelte die treue Wachsamkeit und List seiner schwarzen Freundin. Diese, welche fast täglich von der rohen Hand des weißen Mannes die gröb-

sten Mißhandlungen und eine wegwerfende Verachtung erfahren mußte, verbarg den undankbaren Geliebten aufs Geschickteste; sie fischte, sie jagte für ihn, und suchte mit eigner Lebensgefahr nur sein Leben zu fristen. Da endlich Tallboy, während einst sein Weib für ihn nach Lebensmitteln ausgegangen war, durch sein unbesonnenes Hinweglaufen aus dem sichern Schlupfwinkel in die Hände der ihm nachspürenden Soldaten gerathen, und von diesen nach Sydney zur Todesstrafe abgeliefert war, wollte die treue Schwarze durchaus mit dem Freunde sterben, sie wurde aber von ihren Verwandten gezwungen, zurückzubleiben, und das Weib eines Schwarzen zu werden. Sie endete bald nachher in dem Hause eines mitleidigen Colonisten an den Todesstreichen, die ihr der Wilde, zu dessen Ehe man sie zwang, versetzt hatte, als die Arme, krank an gebrochenem Herzen, ihm auf seinen gewaltigen Streifereyen nicht zu folgen vermochte. Der Knabe, den sie dem Wilden gebar, ist noch jetzt unter den wilden Landsleuten seiner verstorbenen Mutter, welche das Kind so lieb haben, daß sie bisher nicht vermocht werden konnten, es an die Europäer abzugeben.

Was das Aeußere der Eingebornen betrifft, so sind sie keineswegs alle so häßlich, als man sie geschildert hatte. Namentlich unter den Frauen der tiefer im Innern wohnenden Horden sahe Bennett manche von wahrhaft hübscher Gesichtsbildung. Von Bau sind diese Australier schlank und hager; vielleicht eine Folge des durch viele Generationen erduldeten Mangels, vielleicht auch des Climas; denn nicht die Schwarzen allein, sondern die in Sydney gebornen Europäer nicht minder zeichnen sich durch so schlanke Statur aus, daß man namentlich die übrigens sehr wohlgebildeten dortigen Damen, von den Reisenden mit „Kornstengeln“ vergleichen hört. Das Haar der schwarzen Neuholländer ist weder so wollenartig gekräuselt, wie bey den Negern, noch ganz schlicht, wie bey den Amerikanern, sondern fällt zum Theil, wie bey den Europäern, in natürliche Locken. Auch hierinnen, wie in vielen andern Zügen, nähern sich diese Australier den malayischen Südsee-Insulanern mehr, als den Papus. — Namentlich kochen oder rösten sie auch ihre Speisen öfters in ähnlichen vorher geheizten Erdlöchern, als die sind, deren sich die Südsee-Insulaner bedienen. — Wir geben nun noch in einigen Hauptzügen einen Abriß der weitern Wanderungen unsers Bennett.

Von Dabee aus durchstreifte er nach mehreren Richtungen die vorliegenden Hochebenen. Hier und da regt sich schon die europäische Geschicklichkeit zum Anlegen neuer Strassen und zum Anbau des Landes, das in unmittelbarer Nähe hievon öfters so unbelebt, so todtenstill und einförmig gestaltet da liegt, daß es Bennett schien, daß selbst die Pferde von einem Mitgefühl mit der Langweile und geistigen Ermüdung ihrer Reiter ergriffen würden. Bey der alten Bathurst Straße und gegen Sidmouthvalley hin, wird die Gegend wieder durch den durch sie fließenden Fischfluß und durch die an seinem Ufer weidenden Viehherden belebt. Auf der nunmehr südwärts sich wendenden Route durch Brisbancvalley und gegen Squashfield hin, nehmen die Sümpfe so überhand, daß diese Gegend durch den Untergang unzähliger Schafe berüchtigt ist.

Es ist hier so kalt, daß unser Reisender am andern Morgen den ganzen dünstereichen Grund mit Reif überzogen fand. Der Weg führte jetzt weiter über das Bigbaneflüßchen, dann über den Abercrombie. Aus den Sümpfen hörte man das dem Laute der Kuhglocken gleichende Getöne des neuholländischen Schellenfrosches, dazwischen das dem menschlichen Lachen ähnlichen Geschrey der Dacelo gigantea und die wohlbekannten Stimmen der Elster und Krähe, die an Gestalt und Sitte ganz den unsrigen gleichen. Auf den Bäumen klettern und wiegen sich buntfarbige Papageyen der verschiedensten Arten; die höher emporsteigende Sonne lockt mit ihrem wärmenden Strahl das Gewimmel der zierlichst gebildeten Insekten aus seinen Schlupfwinkeln hervor.

Jenseits des Abercrombie sieht man sich auf einmal aus dem öden, unwirthbaren Hochlande in ein ganz andres Clima versetzt.

Der Argyle District ist mit der ganzen Fülle der Vegetation des wärmeren Erdstriches von Neusüdwales bedeckt; aus jedem Gebüsch ergießt sich der Duft der blühenden Bäume und Sträucher; Nectarinien und große buntfarbige Schmetterlinge theilen mit dem Cacadus den Honig, welchen die Banksien und manche andere Proteaceen von sich strömen. Dennoch klagen die Schäfer am Bolam Creek, daß ihre Schafe, wenn sie das festansitzende niedere Futtergras von dem granitischen Gesteine herabreißen, schon in dem ersten Jahre die Zähne so abnützen und verderben, wie man sie etwa sonst bey ganz alten Schafen findet. In der Meierey Mingablah klagte unserm Reisenden der dortige Aufseher seinen kürzlich erlittenen Unfall; der einsam wohnende Mann hatte sich eine ganze Schaar der verschiedenartigsten Papageyen gezähmt, und so an sich gewöhnt, daß sie im Hause aus und einflogen, ohne der Freyheit zu begehren. Da wird einmal, als die bunten Lieblinge alle im Zimmer sind, der schwarze Hund eines Reisenden zu ihnen hineingesperrt, der sie alle erwürgt.

Jenseits des Cockburn-Flußes beginnen die fruchtbaren, des reichsten Anbaues fähigen Goulbourn Ebenen. Diese sind keineswegs bloße Ebenen, sondern größtentheils ein lieblich grünendes Hügelland, an welchem sich die Reihen der Getreidefelder und angebauten Auen in weiter Ausdehnung hinziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Memoirs of the life of the right honourable Sir James Mackintosh etc.

(Fortsetzung.)

Nov. 1808. (Auf einer Reise im Deckan.) Die Braminen klagen, daß in den uns unterworfenen oder verbundenen Ländern die Ehrfurcht gegen ihre Religion immer mehr abnehme. Vermuthlich ist dieß nicht ohne Grund. Die Hindu, welche viel unter Europäern leben, verlieren sicher viel von ihren Eigenheiten. Gewöhnlich giebt der Mensch allmählig auf, was er von den Mächtigen und Vermögenden in seiner Nähe mißgeachtet sieht. Wird nur sein Glaube nicht verhöhnt und verletzt, (geschähe das, so würde ihn Ehrgefühl fester daran binden); bloße Mißachtung wird zuletzt jene Wirkung äußern.

— Mein indischer Begleiter ist auf einmal sehr höflich geworden; das hat aber wohl nur meine gestrige Drohung, Beschwerde über ihn zu führen, bewirkt. Ich will nicht sagen, daß die niedern Leidenschaften mächtiger seyen, als die edleren: mehr in der Hand aber hat man sie gewiß. Jeder Tölpel kann die schrecken, denen er wehe zn thun im Stande ist. Dagegen bedarf es großer Geschicklichkeit und Mühe, die Menschen durch ihre besseren Gefühle und nach vernünftigen Grundsätzen zu leiten. Und wo die Furcht lange als Triebfeder gebraucht wird, da richtet sie alle andern so zu Grunde, daß eine verschiedene Behandlung oft ganz unmöglich wird. Andererseits verliert der Mensch, unter der Herrschaft der Furcht, an seiner Stärke als Werkzeug desto mehr, je botmäßiger er wird. Wer einem Herrn als Sklave gehorcht, mag leicht wie ein Sklave sich vor Andern fürchten. Anhänglichkeit hingegen macht das Werkzeug um so stärker, je mehr es zu Gebote steht. Dieselbe Zuneigung erzeugt Gehorsam und auch Muth.

— Der Anblick der Ruinen zu Benjapoor, einer Stadt, die einst so groß als London war, und die jetzt etwa 5000 Einwohner hat, ließ mich ganz kalt. Sonst versetzt uns ein solcher Anblick wohl in eine ernste, feyerliche, über die Gegenwart erhebende, Stimmung. Das geschieht jedoch nur bey der Betrachtung von Ruinen an Orten, wie Athen und Rom, den alten Mahlstätten dessen, was uns ehrwürdig oder lieb ist. Hier aber sehen wir nichts, als den Sieg von Gewalt über Gewalt; in den Prachtgebäuden, an deren Trümmern wir vorübergehen, hauste einst nichts, als Wollust, Hinterlist und Grausamkeit.

— Eroberer sind eine Geißel des Abendlandes; in Asien scheint dagegen ein friedliebender Fürst zu den Landplagen zu gehören. Ein solcher ist gewöhnlich schwach und liederlich; indem er den Krieg meidet, das einzige Feld, auf welchem seines Gleichen ihre Kräfte üben, macht er sein Land nur um so unglücklicher; es wird der Wahlplatz und die Beute von hundert Räuberhauptleuten. Viel besser sind die Länder daran, die ein eroberungslustiger Fürst beherrscht; er gestattet keinen Druck, außer, so fern ihm selbst damit gedient ist; und er hält zu Hause leidliche Ordnung, um auswärts desto sicherer und mächtiger auftreten zu können.

— Drey Minister des Nizam, die mich heute besuchten, äußerten die Hoffnung, daß ihr oberster Amtsgenosse durch den englischen Arzt, dem er sich nun anvertraut habe, von seiner schweren Krankheit werde geheilt werden. Sie hätten auch einst ihre Galene und Hippokrates gehabt; jetzt hätten wir noch solche, sie nicht mehr; wir schritten fort, sie nicht. Kapitän Sydenham bemerkte, sie besäßen dagegen von der Tugend der Zufriedenheit um so viel mehr. Zufriedenheit in solchen Dingen, erwiederten sie, sey keine Tugend. Ich unterschied so: zufrieden sollen wir seyn mit dem, was wir *haben*, nie aber mit dem, was wir *sind*; freylich kehren das die Meisten um. Die drey Muselmänner gaben ihre große Bewunderung dieses Entscheides zu erkennen.

— In dem Lande des Nizam ist weder Polizey noch Rechtspflege; gleich den anderen eingebornen Fürsten, bekümmert er sich um nichts, als um die Erhebung der Einkünfte. In England hat kürzlich jemand angeführt, es fallen in der großen Stadt Lucknow keine Hinrichtungen vor, und beygefügt: „so sehr scheuen diese Leute das Vergießen von Menschenblut.“ Ganz das Gegentheil. Dem Fürsten liegt so wenig an dem Leben eines Unterthans, daß er es nicht der Mühe werth achtet, die Bestrafung

eines Mörders zu veranlassen. Auch kann man zu Lucknow des Morgens nicht oft ausreiten, ohne in den Fall zu kommen, auf den Leichnam eines in der Nacht ermordeten zu stoßen. Solche Gleichgültigkeit gegen Menschenleben als Menschenliebe auszulegen, ist eine grobe Verwirrung der Begriffe.

May 1810. (Nach einer großen Reise längs der Westküste.) Wahrscheinlich hat im Mittelalter die Verpflichtung der Geistlichkeit zum Cölibate Europa vor einer erblichen Priesterschaft und dadurch vor den großen Uebeln bewahrt, die für Indien von der Braminenkaste ausgehen. *)

— Die Gegend um Ellora ist vielleicht die reichste in der Welt an Denkmälern. Aber alle tragen das Gepräge der morgenländischen Kunst; nichts vernünftiges, zweckmäßiges, schönes; alles phantastisch, massenhaft, ungeheuer. Die erste Aufgabe der Kunst scheint hier gewesen zu seyn, die Gemüther zu überwältigen, und Staunen, nicht Bewunderung, zu erregen. Der indische Aberglaube hielt die menschliche Schönheit für zu gering, um einen Gott würdig vorzustellen. Menschliche Schönheit fordert menschliche Gestalt; die morgenländische Religion und Kunst aber wußte die übergroße Stärke nicht durch herkulische Muskeln, sondern nur in Riesengestalten mit vielen Armen, die Weisheit eines Gottes nicht durch ein majestätisches Antlitz, sondern nur durch ein vierfaches Haupt auszudrücken. Es fehlt in der griechischen Mythologie nicht an Spuren von diesen Vorstellungen; aber nachdem in Persien, Aegypten, Indien die Kunst an der Erzeugung von Ungeheuern sich abgearbeitet hatte, ward in Griechenland die Schönheit und die Anmuth entdeckt.

Sept. 1810. Die neue französische Criminal-Gesetzgebung hat das Eigene, daß sie wohl den dritten Theil ihres ganzen Umfanges den Staatsverbrechen widmet. Fast in jeder ersinnlichen Gestalt sind diese darin aufgeführt, und gleichwohl noch, um unvorgesehene Fälle auch zu treffen, schwankende, allgemeine Sätze beygefügt, in deren Bereich die unschuldigsten Handlungen gebracht werden können. Mit Ausnahme der Staatsverbrechen ist aber diese Strafgesetzgebung so sparsam mit der Todesstrafe, daß sie darin einen großen Vorzug vor der englischen hat.

*) Eine ähnliche, jedoch weit näher liegende Bemerknng hat Spittler (Werke VIII. 223.) „Ein Land, das so zerstückelt gewesen wäre, als Deutschland bey noch nicht eingeführtem Erstgeburtsrecht nothwendig zerstückelt worden wäre, wenn nicht mancher Prinz im Kloster, mancher als Bischof abgestorben seyn würde, hätte unmöglich jemals zu einer beträchtlichen Stufe von Menschlichkeit und Cultur sich emporschwingen können."

Während das englische Parlament Vorschläge zur Milderung der Strafen des gemeinen Diebstahls verwirft, ist Napoleon eifrig bemüht, in der Gesetzgebung und Verwaltung jede, mit dem Bestehen seiner Herrschaft vereinbare, Verbesserung auszuführen. Wir halten Mißbräuche, die Niemandem frommen, um ihrer selbst willen aufrecht; er bringt der Vernunft und Humanität seiner Zeit jedes Opfer, das sie begehrt, nur seine despotische Gewalt vorbehalten. Es kann nicht fehlen, daß er mit diesem Verfahren viele Anhänger, namentlich unter den Aufgeklärten, in andern Ländern gewinne. Auf mich thut es diese Wirkung nicht. Nationale Selbständigkeit und politische Freyheit sind Güter, die weder von Mißbräuchen, noch von Verbesserungen, so viele deren seyn mögen, je aufgewogen verden können. Das Selbstgefühl des freyen Staatsbürgers, und, obwohl im geringeren Maaße, jedes Mitgliedes eines unabhängigen Gemeinwesens, ist mehr werth, als alle besonderen Bestimmungen der weisesten und gerechtesten Gesetze. Ohne dieses Gefühl ist keine Verbesserung sicher; mit demselben sind die größten Mißbräuche erträglich; sie werden abgestellt oder unschädlich gemacht.

— Windham's *) Tod ist die einzige Nachricht von Bedeutung aus England. Er war ein Mann von großen Gaben, sehr kenntnißreich und hochgesinnt. Aber an den Verhandlungen des Unterhauses war er ein oft unbedachtsamer Theilnehmer, der die Rücksichten, welche ihm als Staatsmanne zu nehmen oblag, als Redner vergaß. Spitzige Gedanken, schneidende Redensarten, die ihm bleibende Ungunst zu-

*) Geb. 1750, Parlamentsglied seit 1784 und zweymal Kriegsminister. Seine Reden sind in drey Bänden, London 1812, gesammelt. Er erklärte sich, wie Pitt, und noch eifriger, als dieser, (von dem er einmal sagte, er spreche gewöhnlich im Staatskanzleystyle) für die Emancipation der Katholiken; daß diese verweigert wurde, war der einzige Grund seines ersten Austrittes aus dem Ministerium. Dagegen war er, gleich Burke, ein entschiedener Gegner der Parlamentsreform. Als 1790 ein Vorschlag dazu eingebracht wurde, machte er in seiner Rede dawider das Parlament aufmerksam auf „die Schwärme seltsamer, unpraktischer Vorstellungen, die von dem festen Lande herüberkämen und, gleich Heuschrecken, die schönsten Blumen auf Englands Boden zu benagen, das herrliche Grün seiner Verfassung zu verderben drohten." Im Jahre 1809 ward ein Beschluß, den er nicht billigte, gefaßt, durch welchen die Unabhängigkeit der Wahlen theilweise (gegen die Gutsbesitzer, nicht gegen die Krone) gesichert werden sollte. W. gab zu bedenken, wie mißlich es sey, einem Uebelstande nur theilweise abzuhelfen. Damit, sagte er, wäre vielmehr gar nicht abgeholfen. Gesetzt, es hätte jemand einen vier Wochen alten Bart, und, weil die Seife

zogen, vermochte er nicht zurückzuhalten. Aus Hang zum Folgerechten führte er seine Behauptungen bis an das Aeußerste; und da er sie immer auf das Stärkste ausdrückte, so hatte es oft den Anschein, als verleugnete er die Grundsätze, zu denen er sich bekannte, während er nur die Seite eines Gegenstandes, die ihm eben die wichtigste zu seyn schien, hervorhob, aber mit zu großer Schärfe. Neuerungen widersetzte er sich zuweilen aus bloßer Abneigung gegen die gemeine Meynung. So erklärte er sich gegen die Milderung unserer Strafgesetze, weil die von fast allen Nachdenkenden längst anerkannten Grundsätze, von welchen bey dem Vorschlage ausgegangen wurde, ihm längst als Gemeinplätze zuwider waren. Nach seinem Hinscheiden behält England nur noch einen, höchstens zwey von den vornehmsten Rednern aus der großen Zeit seiner öffentlichen Beredsamkeit. *)

— Es giebt eine vereinbarende Ansicht, in welcher die Abstände zwischen verschiedenen Religionen so verringert sind, daß der Glaube der Hindu neben das Christenthum zu stehen kommt. Dabey wird allzuviel nachgegeben und eingeräumt. Ich war dieser Ansicht einst nicht abgeneigt; in Asien bin ich zur Wahrheit und Entschiedenheit zurückgekehrt.

Zu Anfang 1812 legte M. sein Amt, das er mit großem Ernst und Ansehen geführt hatte, nieder. Gelderwerb, wozu viele Gelegenheit gewesen war, hatte er mit der Würde seiner Stellung nicht verträglich geachtet. Er kam also nicht bemittelter zurück. Indessen gewährte ihm der Ruhegehalt, der ihm nun zukam, ein ausreichendes Einkommen, und dadurch eine sehr erwünschte, aber auch, bey geschwächter Gesundheit, sehr nöthige Muße.

(Fortsetzung folgt.)

---

nicht zureichte, nähme ihn der Barbier nur auf der einen Seite ab, und ließe ihn auf der andern stehen, würde da dem Manne mit der Abnehmung der Hälfte seiner Last gedient seyn? — In der Verhandlung über die Strafgesetze, wovon oben die Rede ist, 1810, gestand er, noch unter der Herrschaft der Eindrücke zu stehen, die er von der französischen Revolution empfangen hätte. Denn, sagte er, diese Revolution besteht noch immer; sie ist über uns, unter uns, außer uns, in uns, überall her rings um uns.

*) Vermuthlich ist hier Sheridan und Erskine gemeynt; denn Canning war in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, erst Anfänger.

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Fortsetzung.)

Auf den üppig bewachsenen Wiesen, auf denen die Hauptgrasart des Landes die Anthisteria australis im Sommer eine Höhe von 4 Fuß erreicht, weiden die Heerden des schönsten Viehes; an dem Abhang der Hügel sieht man die zahlreichen Gruppen der Schafe. Hinüber nach dem Flußgebiet des Yas, nach den Yas-Ebenen, führt ein durch reiche Abwechslung sehr unterhaltender Weg über das Gebirge.

Das Wasser des Yas, wie jenes des Murrumbidgee zeichnet sich durch einen großen Reichthum der vortrefflichsten Fische aus. Die vorzüglichsten unter ihnen (namentlich der Gryptes Brisbanii) gehören zur Familie des Barsches; der eben genannte Fisch erreicht zuweilen eine Größe von mehreren Fuß, und ein Gewicht von mehr als 100 Pfunden. An den Ufern der Flüße wächst auch eine Alismacee, deren Wurzelsprossen, so lange sie jung sind, von den Eingebornen genossen werden. Die Schwarzen pflegen diese Wurzeln im Frühling zu sammeln und zu trocknen. Ihr Geschmack verräth einen reichen Gehalt an Mehl. — Endlich war das Ziel der dießmaligen Wanderung, Mount Lavinia, die schön gelegene Besitzung des Herrn O'Brien in der Yaslandschaft erreicht. Von hier aus besuchte Bennett, in Gesellschaft eines H. Menton die malerisch fruchtbaren Ufer des Murrumbidgee-Flußes, der, wie die neuern Untersuchungen gezeigt haben, auf seinem westlichen Laufe durch den Lachlan verstärkt, dann mit dem Murray vereint, in den unter dem 139° d. L. und $35\frac{1}{4}$° Breite gelegenen, noch wenig bekannten Binnensee fällt.

Am Murrumbidgee bestieg Bennett einige der im dortigen Kalkstein befindlichen Höhlen, sah sich jedoch in seiner Hoffnung, fossile Knochen zu finden, getäuscht. — Der Rückweg nach Sydney führte durch andere Gegenden, unter denen jene vorzüglich sich auszeichnet, in welcher der Schoalhaven-Fluß durch tiefe, gähe Felsenklüfte seinen Lauf nimmt. Die Nachbarschaft von Bong-Bong bildet eine der angebautesten, reichsten, fruchtbarsten Landschaften des Argyle-Distriktes.

Noch einmal machte sich Bennett im November zu einer Wanderung von Sydney in das Innere des Landes auf, um dieses in dem Schmuck des Sommers der südlichen Halbkugel zu sehen. Statt der Frühlingsblumen war jetzt in allen Gärten und Anlagen eine unermeßliche Menge der blühenden Rosen zu finden, mit

deren Gebüsche der europäische Fremdling diese Landschaft beschenkt hat. Denn so bunt und mannichfach auch die Flora der fremden Zone seyn mag, in welche der Europäer einwandert; immerhin behält dieser eine ganz vorzügliche Vorliebe für die von Kindheit an gewohnte Zier seiner vaterländischen Gärten, und Bennett erzählt bey anderer Gelegenheit, daß er am Cap, unmittelbar an der Geburtsstätte des Constantiaweines einen dort vorzugsweise gerühmten Garten besucht habe, in welchem statt der prunkvoll schönen Blumen jenes Landstriches nichts gesehen wurde, als die hier mit Mühe angepflanzten, einfachen Zierblumen unserer ländlichen Gärten. — Auch die Stachelbeeren stunden an schattigen Orten, in der Nähe von Sydney in schönster Reife. Der Weg ging dießmal über das Razorbackgebürge und Mittagong; schon am 5. Tage der Wanderung waren die Goulbourn-Ebenen, am 7. des Abends der Nasdistrikt erreicht. Das Wasser des Flusses war seit der letzten Anwesenheit Bennetts sehr gefallen; es war nun die Zeit des Krebsfanges gekommen, welche von ganz besonderer Bedeutung für die umwohnenden Colonisten ist, da die Thiere dieser Art hier in ungemeiner Menge und von besonderem Wohlgeschmack sind. Mit diesen beliebteren Bewohnern des Gewässers hatten sich aber auch zugleich an den Ufern der Flüsse die Schlangen eingestellt, unter denen zwar viele, wie die Diamantschlange unschädlich, einige aber auch, wie die sogenannte gelbe, oder Jaruk-Schlange, und die furchtbare Todtotter oder Tamminviper in hohem Grade giftig sind. Die zuletzt erwähnte Art zeichnet sich durch ein stachelartig dünnes, gekrümmtes Ende ihres Schwanzes, und durch einen breiten, dicken, platten Kopf aus. Von einer minder giftigen, aber öfters 3 bis 5 Fuß langen, schwarzen Schlange, deren Biß, nach der Aussage der Eingebornen, nur einen kurz dauernden Zustand der Schlafsucht erregen soll, wird namentlich die Meierey des H. Manton, in welcher Bennett übernachtete, häufig heimgesucht; er freute sich, als der Morgen kam, daß er während der Ruhezeit von solchem Besuche verschont geblieben war. — In den Sümpfen, welche der Fluß bey seinem Austreten im Winter und Frühling bildet, finden sich häufige Blutigel. Das grünende Land, in der Nähe des Ufers, ist um diese Zeit von wunderschönen Blumen aus der Familie der Orchisartigen geziert.

Narrangullen, in der günstigsten Lage hiezu, hatte früher eine Menge von Schafheerden ernährt. Man hat jedoch diese Art der Viehzucht hier aufgeben müssen, da sich unter den Schafen eine unerhörte Verirrung des Naturtriebes einstellte, in welcher sie die neugebornen Lämmer auffrassen. Zwar geschah dieses nicht von der eignen Mutter des Lammes selbst, sondern von andern Schafmüttern, welche trächtig waren, oder vor Kurzem geboren hatten; aber eben jene Schafmutter, die ihr eigenes Lämmlein verschont hatte, stürzte sich

gleich nach der Geburt des ihrigen über andere neugeborne Lämmlein her, um an dem widernatürlichen Mahle Theil zu nehmen. Dieser verderbliche Appetit dauerte nur so lange, als die Lämmer noch von der Amnions-Flüßigkeit feucht waren; die vollkommen gereinigten und getrockneten blieben fernerhin unangetastet. Wenn aber nun auch durch große Anstrengung der Schäfer, nach denen die, fremden Schafmütter hierbey oft aus Begierde bissen, manche der neugebornen Schäfchen gerettet wurden, so mußten dennoch auch diese meistens aus Mangel sterben; denn die Mütter hatten während der Zeit dieser Seuche fast gar keine Milch, und eben so wenig einen Trieb, der Jungen sich anzunehmen.

Der Grund jenes krankhaft mordlustigen Zustandes, eines in der Regel so harmlosen Hausthieres wurde in dem Genuß einer röthlichen, von häufigen salzigen Theilen (und Quellsäure?) durchdrungenen Erde gefunden, die nach dem Austrocknen der Sümpfe im Sommer zurückbleibt, und die von den trächtigen Schafmüttern mit so hastiger Begierde aufgesucht und gefressen wird, daß man die lüsternen Thiere mit aller Gewalt davon hinwegreissen muß. Sobald das Schaf diese Erde im Leibe hat, läuft es mitten auf der fruchtbaren Grasweide unruhig umher, rupft nur zuweilen bald da, bald dort, ein Hälmchen ab, und etwa erst gegen Abend, bey und nach Sonnenuntergang fängt es an, etwas ruhiger zu werden. Dabey magert ein solches lüsternes Thier ab und verliert seine schöne Wolle. Dieses alles geschieht übrigens nur den trächtigen Schafmüttern, während zu gleicher Zeit die Hammel, die Widder und unträchtigen Schafe auf diesen ganz überaus fetten Weiden ungewöhnlich gedeihen und fett werden. Auch auf trächtige Kühe hat der Genuß jener von Quellsäure (Zoogene) und Salzen durchdrungenen, erdigen Masse einen nachtheiligen Einfluß, indem sie dieselben zu frühe kalben macht.

Bennett hatte in der wunderreichen, anmuthigen Gegend, in welcher er sich befand, mehr als jemals Gelegenheit, die für europäische Naturfreunde so anziehende Naturgeschichte der neuholländischen Thierwelt zu studieren. — Schon bey Tagesgrauen hört man dort das laute Lachen des oben erwähnten Gogobera-Vogels (Dacelo gigantea); ein höchst nützliches Thier, das sich vornehmlich von Schlangen und Mäusen nährt, freylich auch hin und wieder ein Küchlein oder ein Ey raubt. Der Vogel packt die Schlangen beym Genik und fliegt mit ihnen auf einen Baum, wo er ihnen zuerst den Schädel zerknirscht, ehe er sie frißt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Memoirs of the life of the right honourable Sir James Mackintosh etc.

(Fortsetzung.)

Bald nach seiner Heimkehr wurde ihm von dem Ministerium ein Platz im Unterhause angeboten. Er schrieb eben die ablehnende Antwort, als ein Freund kam, ihn zur Bewerbung um die Stimmen in einer schottischen Grafschaft aufzufordern, vorausgesetzt, daß er sich zur Opposition hielte. M. zeigte ihm den eben geschriebenen Brief; worauf der Freund ihn als Parlamentsglied für jene Grafschaft, deren Wahl nun nicht mehr zweifelhaft war, begrüßte. Von da an war M. bis an seinen Tod Mitglied des Unterhauses; jedoch seit 1819 als Abgeordneter eines Fleckens, wo die Wahl von dem Herzoge von Devonshire abhing. Er nahm an den Verhandlungen sehr anhaltend und thätig Antheil und stand in manchen, z. B. in der Berathung über die Verbesserung der Strafgesetzgebung, an der Spitze. Nächst dem Vollgehalte seiner Vorträge, den auch die Gegner anerkannten, zeichnete ihn eine Mäßigung aus, die er zum Theile der Anlage seines Gemüthes, mehr jedoch der Größe und Reife seiner Einsichten verdankte. Allein eben diese Eigenschaft machte ihn nicht nur in einer, zwischen zwey Partheyen längst getheilten, Versammlung zu dem Vordermanne der einen minder tauglich, sondern empfahl ihn auch den Häuptern der Whigs so wenig, daß sie, als ihnen die Regierung zufiel, ihm zwar eine Stelle in dem sehr zahlreich besetzten Geheimen Rathe, (dessen Mitglieder keinen Gehalt, aber das sonst nur den Lords, vom Grafen abwärts, gebührende Prädicat „sehr ehrenwerth“ haben), dagegen kein bedeutendes Amt gönnten. Etwas freylich trugen auch gewisse äußere Mängel bey, ihn als Parlamentsredner den größten nicht gleich kommen zu lassen; sein Ton war nicht warm und seine Stimme nicht rein und stark genug; sein Vortrag oft zu gelehrt oder zu viel umfassend, einer Abhandlung oder Vorlesung zu ähnlich. Wenn er z. B. bey Erwähnung des in England üblichen Verfahrens mit den Leichen der Selbstmörder, nicht nur auf ein Gesetz des Kaisers Antoninus zurückging, sondern auch von den Schwierigkeiten in der Erklärung der Virgilischen Stelle:

qui sibi letum
Insontes peperere manu

sprach, und diese Stelle auslegte, so mochte da wohl auch für ein englisches, und noch nicht reformirtes, Unterhaus der Gelehrsamkeit zu viel seyn. Er sprach zuweilen, sagt einer seiner Freunde, über die Köpfe seiner Zuhörer hinweg.

Auch that ihm sein Beruf als Parlamentsglied, so hoch er ihn schätzte, und so eifrig er desselben wartete, nicht Genüge. Schon zu Bombay hatten ihn Entwürfe zu einer Geschichte Englands seit dem entscheidungsvollen Jahre 1688 angenehm beschäftigt. Jetzt benützte er die freyen Zeiten, die ihm die Vertagungen des Parlaments ließen, zu Reisen an die Stammsitze großer Geschlechter, um die dort befindlichen Sammlungen von Briefschaften einzusehen, deren es in England besonders viele und reichhaltige giebt, wie denn der Archidiacon W. Coxe, zur Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten des Herzogs von Marlborough, nicht weniger als 30,000 einzelne Stücke un-

ter den Händen gehabt hat. An solchen Orten und in Carlton House (wo die Papiere der Stuarts liegen), dann auch in dem Pariser Archive, hielt M. eine so reiche Erndte, daß er in wenig Jahren fünfzig Bände Handschriften zusammenbrachte.

Das war ein großes Stück Arbeit, jedoch das leichtere. Da M. an das Schreiben ging, erschrack er über die Mühe, die es ihn kostete. Er, der im Parlamente so oft er wollte, und wenig oder gar nicht vorbereitet, mit der größten Geläufigkeit, nicht selten über eine Stunde sprach, und in lebhafter Führung eines Gespräches nicht seines Gleichen hatte, war als Geschichtschreiber schüchtern und verlegen. Dieselbe Erfahrung hatte ein viel mächtigerer Redner, als M., der berühmte Fox, gemacht. Er unternahm in späten Jahren die Geschichte Jakobs II., brachte aber nur den Anfang zu Stande, weil er nicht nur in der Prüfung der Nachrichten äußerst genau, sondern auch in der Abfassung beynahe ängstlich war. Lord Holland, welcher dieses unvollendete Geschichtswerk seines Oheims herausgegeben hat, besitzt noch viele von den Papierstückchen, auf welchen Fox einzelne Sätze und Stellen zuerst entwarf, zuerst auch verbesserte, worauf er sie erst zusammenfügte, seiner Frau in die Feder gab, auch da abänderte, und zuletzt noch einmal in der Reinschrift besserte. Stylus optimus scribendi artifex, nicht nur dicendi, schrieb der alte D. Parr an M., der ihm seine Noth geklagt hatte; M. sollte nur rasch fortschreiben; es würde bald zum Flusse kommen. Aber es kam nicht dazu. M. fand, wie vor ihm Fox, der sich vorgesetzt hatte, die strengste Einfachheit zu beobachten, ein großes Hinderniß in eben dem, was ein oberflächlicher Blick eher förderlich erachten möchte, in der Uebung und Fertigkeit in dem mündlichen, rednerischen Vortrage, der sich für die Geschichte, wie er wohl einsah, nicht ziemte. Insbesondere war er sich einer Neigung zur Breite und zur Ueberladung („I overload“) bewußt; wie denn auch von einem seiner Freunde bemerkt wurde, daß seine immer gewählte Rede doch zuweilen den Gedanken zu viel Gewand gegeben habe. Vielleicht war er allzu vertraut mit Cicero geworden, der vermuthlich in demselben Gefühle der Schwierigkeit, sich des rednerischen Vortrages zu entäußern, den Rath seines Atticus, auch Geschichte zu schreiben, unbefolgt ließ. Störend war für M. auch seine genaue Kenntniß der Fehler neuerer Schriftsteller, und sein Bestreben, sich frey davon zu halten; einerseits von dem Schimmer und Flitter der Franzosen, wie Rulhieres u. a., andererseits von dem unter seinen Landsleuten eingerissenen Mißbrauche der Kraftworte. Das Werk, an dem er solchergestalt sich abmühte, schritt äußerst langsam fort. Er ließ nicht ab davon, blieb aber dabey nicht stehen.

Die ostindische Compagnie trug ihm 1818 den Lehrstuhl des allgemeinen Rechts an ihrer Lehranstalt zu Haileybury an, wo die für den Civildienst in Ostindien bestimmten Jünglinge erzogen werden. M. nahm gerne dieses Amt an, das mit seinem Sitze im Parlamente wohl vereinbar war, da er nur vier Monate im Jahre zu lesen hatte. Nun, da ihm der Wunsch seiner Jugend im Alter einigermaßen erfüllt war, kamen ihm die früher, namentlich zu Bombay, gepflegten Studien sehr wohl zu Statten; durch sie fand er sich wohl vorbereitet. Auch hatte er Freude von dem Geschäfte. Sein aus Ueberzeugung stammender Vortrag wirkte auch überzeugend, und wurde vielen Jünglingen ein sicherer Führer auf ihrer Bahn, welche der Lehrer um so besser hatte berücksichtigen können, weil sie ihm aus eigener Erfahrung bekannt war.

Bald, nachdem er diesen Lehrstuhl angenommen hatte, wurde einer desselben Faches zu Edinburgh erledigt und M. hatte dazu ebenso viel Lust, als Aussicht. Einige Freunde aber, die auf sein Bleiben im Parlamente den größten Werth legten, welches sich mit einer Anstellung in Edinburgh nicht vertrug, erlangten von ihm, daß er, wiewohl nicht ohne Wehmuth, darauf verzichtete. Auch das Lehramt zu Haileybury gab er, der andern Geschäfte wegen, nach

sechs Jahren auf. Seinem Geschichtswerke kam jedoch die nun größere Muße nicht zu gut.

Die Unternehmer der Cabinet Cyclopaedia baten ihn für diese Sammlung von Uebersichten alles Wissenswerthen um einen Abriß der englischen Geschichte. Er widerstand nicht, legte sogleich Hand an, und diese Arbeit ging ihm ungleich besser, als die andere, von Statten. „Die Geschichte, sagt ein englischer Kritiker, ist Anfangs Mähre, zuletzt Abhandlung.“ Das abhandelnde Verfahren, der Neigung der Zeit und ihrem Vermögen das angemessenste, und wohl das einzige, in welchem sie das classische Alterthum erreicht und vielleicht übertrifft, gelang auch M. am besten. Ohne die Erzählung auszuschließen, wandte er doch die größere Aufmerksamkeit auf die Nachweisung und Auslegung des Grundes und Zusammenhanges der Thatsachen, deren Ueberfluß, wo große Zeiträume darzustellen sind, ein Zusammenfassen gestattet und selbst nöthig macht, welches die Beschreibung kürzerer Zeiträume nicht zuläßt. Die Arbeit wuchs ihm weit über das vorgehabte Maß, gedich aber doch nicht zur Vollendung. Zwey Bände sind noch bey seinen Lebzeiten gedruckt worden; von dem dritten ist nur noch die größere Hälfte, bis zum Jahre 1574, von seiner Hand.

Neben zunehmender Beschäftigung im Parlamente war das ein Hinderniß der Förderung dieser Arbeit, daß er sich fast zu derselben Zeit noch zu einer andern, ihm auch sehr werthen, hatte bewegen lassen. Von Dugald Stewart war zu einer neuen Ausgabe der Encyclopaedia Britannica ein Grundriß der Geschichte der Metaphysik beygetragen worden; als Gegenstück und Ergänzung begehrten die Herausgeber von M. die Geschichte der Moralphilosophie. Er versprach sie und hielt Wort.

(Schluß folgt.)

Wanderings in new South-Wales, Batavia, Pedir-Coast, Singapore and China, etc.

(Schluß.)

Das Wasser des Flußes war jetzt durch kleine Heerden von schwarzen Schwänen (Cygnus plutonius) und andern Schwimmvögeln belebt, welche eben Junge hatten, die neben den Müttern und unter ihrem Schutze sich im Tauchen und Fischfangen übten. Diese jungen Thiere sind so ungemein rasch und gewandt in ihren Bewegungen, daß schon mancher Europäer, der es für ein Leichtes hielt, etliche zu fangen, nach vergeblichen Anstrengungen leer abziehen mußte. Einige Gänse von schwärzlich brauner Farbe, mit schwarzem Schnabel und Füßen wurden geschossen; reichlicher, jedoch als die Jagd der Europäer, fällt gewöhnlich am Murrumbidgee die Jagd der Schwarzen aus, welche mit ihrem 12 Fuß langem Speere Fische in Menge spießen, und außer diesen nicht selten auch das in Europa so bewunderte Schnabelthier erbeuten, welches sie aber eben so, wie alle andern Thiere, verzehren. Die Kakadus hatten jetzt Junge, die zum Glück für die Kolonisten, deren Weizen dießmal früher reifte, als gewöhnlich, noch nicht flügge waren. Denn, obgleich dieser Vogel neuerdings, wo seine Schaaren sich über eine viel größere angebaute Feldermasse vertheilen können, für einzelne Felder nicht so gar verderblich ist, wie in den ersten Zeiten des Anbaues dieser Gegenden, so kann er doch noch, wenn er mit seinen Jungen in das reife Getreide einfällt, durch Niedertreten und Zerbeissen der Aehren großen Schaden thun. Früher, da die Felder noch sehr einzeln waren, sollen die Papageyen in Zügen von 30 — 40000 Stücken über sie hergestürzt seyn. Auch die junge, eben aufkeimende Saat wird von diesen Vögeln angegangen. Vorzüglich sind es die weißen Kakadus, welche solchen Schaden thun; die schwarzen (Psittacus funereus) nähren sich mehr von dem Nektarsaft, so wie von den Knospen und Früchten der Bäume. Die Loris ziehen im Sommer in andere Gegenden, und sind bloß im Winter da; auch der schöne Kakadu mit rothem Federbusch nimmt an den Verwüstungen wenig Antheil. Das Geschrey aller der vielartigen Papageyen ist für das Ohr des Fremden, der in die Waldungen dieser wasserreichen Gegend eintritt, eben nicht angenehm; viel lieblicher däucht ihm der einförmige Ton der einheimischen Cicade, welcher jetzt fast von allen Bäumen vernommen wird. Das letztere Thier ward früher von den Eingebornen gegessen, wie ein Schwarzer sagte, „als noch kein weißer Kame-

rad hier, und schwarzer Kamerad nicht bekam Brod oder Yam.“

In den Felsengegenden der Nachbarschaft ist das prächtige Leierhuhn (Maenura superba) noch ziemlich häufig zu finden, während es in der Umgegend von Sydney ganz ausgerottet scheint, so daß in dieser Hauptstadt von Neuholland selber das Paar der Schwanzfedern des männlichen Vogels mit 30—40 Schillingen bezahlt wird. Das Leierhuhn fliegt schwerfällig, läuft aber sehr schnell; es scharrt, wie die Hühner, am Boden. Um diese Zeit konnte man Mütter sehen, die eine Heerde von Jungen führten. Sie legen ihre 12—16 weißen, mit lichtblauen Flecken gezeichnete Eyern auf den Boden, oder in Felsenhöhlen. Der neuholländische Casuar (Rhea novae Hollandiae) wird immer seltner, jemehr der Anbau des Landes sich ausdehnt. Doch werden an der Gränze des Culturlandes noch einzelne Thiere dieser schnellfüßigen Art gefangen, indem man sich zu ihrer Jagd der Hunde bedient. Hin und wieder wird auch noch das kunstlose Nest eines Weibchens, stets mit einer ungleichen Zahl der Eyer (9, 11, 13) gefunden. Das Fleisch des neuholländischen Casuars ist sehr wohlschmeckend; die ganz von Fett durchdrungene Haut wird in Stücken geschnitten und ausgekocht, und auf diese Weise 6—7 Quart eines sehr reinen Brennöles erhalten. Am Murrumbridge wird auch ein Vogel aus der Familie der Fliegenfänger gesehen, der wie der Merops Apiaster in Erdlöchern nistet, und im Winter auswandert. Dagegen wird der prächtige Ptilinorhynchus nur im Winter hier angetroffen.

Bennett hatte Gelegenheit, ein Junges, von der seltenen Echidna (dem sogenannten stachlichen Ameisenbär von Neuholland) zu beobachten. Dieses Thier gräbt sich unterirdische Baue; fängt mit seiner auswendig klebrichen Zunge Ameisen und Ameiseneyer; schläft am Tage und geht nur bey Nacht nach seiner Nahrung aus. Sein Fleisch wird von den Eingebornen, wie von den Colonisten, sehr wohlschmeckend gefunden. Das junge Thier, das Bennett besaß, soff bey Nacht Milch. — Der Beuteldachs (Wombatus), auch ein Thier, das nur bey Nacht zum Vorschein kommt, findet sich noch in dem waldigen Berg- und Hügellande jenseits des Paddy- (Uringallie) Flußes. Er gräbt sich sehr tiefe Baue. — Unter die schädlichen Thiere des Landes gehört der Dingo (Canis Australasiae), welcher die List des Fuchses mit der Gefräßigkeit des Wolfes verbindet, und die Heerden der Colonisten oft beraubt. Er hat ein ganz außerordentlich zähes Leben. — Von dem wichtigsten jagdbaren Thiere in Neuholland; von dem Kängurub erzählt Bennett manche interessante Züge. Wenn das Thier von Menschen oder Jagdhunden verfolgt wird, springt es, wo es dazu Gelegenheit hat, in's Wasser; es erwartet hier, auf den Hinterfüßen sitzend, seine Verfolger, packt dieselben mit den Vorderfüßen an, und taucht sie unter, bis sie ertrunken sind. Vor etlichen Jahren hätte ein Engländer auf der Kängurubjagd fast selbst dieses Loos gehabt, wenn nicht andere Jäger zu seiner Hülfe herbey gekommen wären. Wenn das Känguruh, besonders bergaufwärts, von den Hunden erhascht und nun seinem Ende nahe ist, vergießt es Thränen.

Von dem merkwürdigen Schmetterlingsfang, zu welchem sich die Schwarzen aus allen Distrikten von Neusüdwales alljährlich versammeln, um die Thiere roh zu genießen, und aus den zusammen gestampften Körpern eine graue, käseartige Substanz zu bereiten, die sich, wenn sie geräuchert wird, einige Zeit aufbewahren läßt, war schon oben die Rede. Diese Thiere ziehen sich im Sommer in unermeßlicher Menge auf die kühlen Granitgipfel des Bugonggebirges, deren Höhe an 3000 Fuß über dem Meere beträgt. Der Genuß ihres von einem gelblichen Oel durchdrungenen Rumpfes erregt anfangs Erbrechen und Abweichen, aber nach wenig Tagen hat sich der Magen der Schwarzen an die Kost gewöhnt. Mit den schwarzen Eingebornen zugleich versammeln sich, auch die Schaaren der Krähen zu dem Festmahle, werden aber bey dieser Gelegenheit häufig von ihren gleichfarbigen menschlichen Mitgästen erschlagen und von diesen gegessen.

Das Weihnachtsfest, mitten im warmen Sommer zu feyern, wie unser Bennett hier that, muß dem Europäer allerdings ganz neu dünken; doch freute er sich als ihn an dem dennoch etwas kühlen Abende des 24. Decembers das Feuer auf dem Heerde seiner europäischen Gastfreunde (der Colonisten am Tumatfluße) an die Weihnachtszeit der Heimath erinnerte. Die Schaar der Eingebornen, die sich um die Colonistenwohnungen her ihre Baumrindenhütten aufgeschlagen hatten, wurde am ersten Feyertag so reichlich bewirthet, daß sich an den Meisten die berauschende Kraft der geistigen Getränke äußerte. Die Männer fiengen an, aus muthwilligem Scherz, mit zusammengedrehten Stricken in der Hand, die schnellen Weiber und Kinder zu jagen; bey den Frauen äußerte sich das Uebermaß der Fröhlichkeit durch jene rasch sich wiederholenden, zwitschernden Töne, womit die dortigen Wilden ihre Freude ausdrücken, und durch ein unaufhörliches Plaudern.

Nachdem unser Reisender so das schöne Land in der Zeit seiner Blüthen und Früchte gesehen, und manche reiche Erfahrung gesammelt hatte, verließ er Neu-Südwales am 14. März 1833, als eben über diesen Landstrich der Herbst sich nahte. Der übrige Theil seiner Reise führte ihn dann zu bekannteren Ländern und auch hier dauerte sein Aufenthalt größtentheils nur so kurze Zeit, daß wir uns zu keiner weiteren Berichterstattung darüber veranlaßt finden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Zweyte Auflage. Erlangen bey Karl Heyder 1836.

Daß, noch bevor ein volles Jahr abgelaufen, die erste Auflage der Rückert'schen Gedichtsammlung vergriffen war, und eine zweyte Ausgabe nöthig wurde, dieß darf als Beweis angesehen werden wie von der Vortrefflichkeit derselben, so von der Anerkennung und dem Beyfall, den sie im Publikum gefunden. Dieses hat hier gezeigt, daß es, aus der Masse von Poesien und Versen, mit denen es täglich heimgesucht wird, das Rechte und Aechte herauszufinden, nach Gebühr zu schätzen und hoffentlich sich auch anzueignen weiß. Da die erste Erscheinung dieser Sammlung noch so neu, und was über sie in beynahe allen Literaturblättern des deutschen Vaterlandes Empfehlendes und Rühmliches geurtheilt worden, vielleicht noch im Gedächtniß mancher Leser stehet, so scheint nichts übrig zu seyn, als hier anzugeben, worin diese neue Ausgabe von der ersten sich unterscheidet, und was diesen Gedichten den leichten Eingang nnd die schnelle Verbreitung zuwegegebracht haben mag.

Dem äußern Ermessen fällt die Vermehrung, die die zweyte Auflage bekommen, nicht so auf, als sie in der That groß ist; die erste Auflage zählt 436 S., die zweyte 496 S.; aber zugleich ist für Mehreres dadurch Raum gewonnen worden, daß zwischen den einzelnen Gedichten und Strophen weniger Zwischenraum gelassen ist, unbeschadet der anständigen Eleganz, worin die zweyte der ersten ganz gleich steht. In der neuen Auflage sind weggelassen die 4 Volkssagen am Schluß der ersten Auflage; vielleicht, daß sie der Dichter für eine Sammlung seiner Balladen und Romanzen zurückgelegt hat. Keines der wieder abgedruckten Lieder hat eine Veränderung erfahren, ausgenommen hie und da kleine Nachhülfen in der Schreibung, Wortstellung und Interpunktion; ganz ursprünglich, wie sie frisch, rein und lauter aus dem Herzen gequollen, tönen sie fort. Die erste Abtheilung, überschrieben: Bausteine zu einem Pantheon, ist ganz unverändert geblieben, nur, daß die Hymne an die Nacht in der neuen Ausgabe weggelassen ist, die Terzinen aber aus der ersten Abtheilung in die zweyte gerückt sind, wohin sie der Form und Zeit nach gehören und auch nach ihrem Inhalte sich schicklichst einfügen – indem die ganze zweyte Abtheilung „Uebriggebliebene Terzinen vom J. 1812“ enthält, die wie in einer und der gleichen Form klingen und singen, so in Einem Geist denken und dichten: nämlich vorzugsweise Anschauungen, Erscheinungen, Gesetze und Beziehungen der Natur in sich und zum Menschen führet diese 2. Abtheilung theils mit poetischem Tiefsinn und Ernst dem Leser zu Gemüth, theils spielt sie mit denselben in heiterem Scherz und sinniger Phantasie und erwecket die Seele zu theilnehmender Betrachtung. Hier sind neu hinzugekommen: „Die treuen Blumen S. 115–121; die drey Quellen S. 121–134 und Flor und Blankflor S. 179–206. Besonders anmuthig und feinwitzig ist das zweitgenannte Mährchen: die treuen Blumen.

Der stärkste Zuwachs ziert den Liebesfrühling; hier sind im 2ten, 3ten und 4ten Strauß mehrere Lieder in andere Ordnung gestellt, und sehr

viele aus jener Zeit bisher ungedruckte eingeflochten worden. Denn alle Gedichte dieser Sammlung gehören in eine frühere Periode des Dichters mit Ausnahme einiger weniger, z. B. des Nachrufes an Hrn. v. Truchseß auf Bettenburg, und Todtenklagen um Liebe, Bruder, Schwester und Kinder.

Hiermit ist ein charakteristischer Hauptzug berührt, der wohl vornämlich schon jetzt diesen Gedichten schnellen Eingang verschafft hat, und ihnen noch allgemeinere Verbreitung und Einfluß zuwege zu bringen geeignet ist. Gleichwie R. gleich beym ersten Auftreten, als Freimund Reimar, in den deutschen Gedichten und geharnischten Sonetten ꝛc. in der damaligen Zeit und ihren Nöthen und Vorgängen des Befreyungskampfes wider den gemeinsamen Feind — seinen festen Stand faßte und seine eigenthümliche, bedeutende Stellung einnahm: so hat seine Muse stets, wenn man wenige, frühere Versuche derselben, als poetische und metrische Studien ausnimmt, durchaus nur in der uns allen gegenwärtigen Wirklichkeit bis zur stillen Häuslichkeit hinein gewebt und gelebt, und bringt zu edler Gestalt und Wohllaut, was ungeahnet oder nur halbverstanden in den meisten Herzen schlummert oder gährt. Denn sie erkennt in der Wirklichkeit und weiß da zu fassen Alles, dem Natur und Wahrheit, wenn auch verborgener, inwohnen, weiß aus der Verschlackung das reine Gefühl heraus zu läutern, aus der düstern Verhüllung die klare Idee zu entschleiern und sie für sich in angeborner, wie vom Dichter nur wiederhergestellter Schönheit und Glanz leuchten zu lassen. Auf dem festen, sichern Boden der — inneren und äußeren — Wirklichkeit, (der viele aus allen ihren Kräften entfliehen möchten, in der sie sich auf den Kopf stellen,) steht dieser Dichter fest; aus ihr zieht er mit allen Wurzeln seines Geistes das Mark der Dinge, verwandelt es in innerem Glutfeuer, und treibt es zu anmuthiger Blüthe im Elemente der reinen Schönheit und vollendeter Form empor. Und nicht allein die Blüthe ächten Gefühles entfaltet er; er bringt auch die reichste

und reifste Frucht kräftiger, eindringlicher Gedanken ans Licht. Hievon giebt Zeugniß jedes Lied vom ersten bis zum letzten. Gleich „zum Anfang:“

„Mache deinem Meister Ehre, o Geselle, baue recht!
„Wie das Maß er hat genommen, nimm die Kelle, baue recht!
„Nicht um deine Mitgesellen sorge, wie sie mögen bau'n;
„Dafür laß den Meister sorgen; deine Stelle baue recht!
— — — —
„Laß vom Recht und von der Liebe, König, Dir den Thronsaal baun;
„Bau den Giebel luftig, und die Schwelle baue recht!
„Wenn die Eintracht Häuser bauet, die die Zwietracht niederreißt,
„Eintracht, komm, nimm unsrer Zwietracht Trümmerfälle, baue recht!
„Komm, Weltweisheit, Weltengeistes Baugeselle, baue recht!
„Die Vergangenheit der Schöpfung bau uns aus den Trümmern auf,
„Und die Zukunft der Geschichte baue helle, baue recht!
„Löse du die Sprachverwirrung, die den Bau ins Stocken bringt;
„Daß Idee den Plan des Meisters her uns stelle, baue recht! u. s. w.

Und S. 7 in „Dichterselbstlob:“

„Ich bin König eines stillen Volks von Träumen,
„Herrscher in der Phantasien Himmelsräumen.
— — — —
„Gegen Nacht und Finsterniß in Kampfesschranken
„Führ ich eine Schaar von leuchtenden Gedanken.
„Kommt und helft den Himmel auf der Erde stiften,
„Helft den Tod mir tödten und das Gift entgiften.

Die „angereihten Perlen“ endlich verdienen diesen Namen mit Recht, sie machen eine kostbare Schnur, wo der sinnige Gedanke mit dem innigen Gefühl wettstreitet, und eines das andere hebt.

„Es wird durch Seufzerhauch getrübt ein Spiegel zwar;
„Doch wird durch Seufzerhauch der Seele Spiegel klar.
„Vor Gott ist keine Flucht, als nur zu ihm. Nicht Trutz,
„Vor Vaters Strenge ist nur Liebe Kindes Schutz.
„Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich;
„Die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich.

„Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
„Herr, lehre mich dein Amt beym Kinde recht vertreten!
— — — — —
„Die Strafe macht dich frey von dem Gefühl der Schuld;
„Drum straft dich, Kind, nicht Zorn des Vaters, sondern Huld. u. s. f.

Diese Proben genügen zum Beweis für obige Behauptung und zeigen zugleich, wie hier nicht eitler Prunk und Pomp schau gestellt wird, wie kein phantastisches Schwärmen in fernen Räumen, in wirren, quälerischen Träumen, kein Suchen und Brüten über Ungemeinem, Unheimlichem, Weithergeholtem und Wildfremden vorkommt, so leicht es dem weit und vielbewanderten Orientalisten und Philologen auch seyn möchte. Nur das uns Allen Gemeinsame und Allgegenwärtige bringt uns der Dichter verklärt dar, nur dieß hält er fest, klärt es in sich ab und stellt es in vollendeter Wohlgestalt vor den Hörer, bildet es in dessen Herz und Sinn so hinein, daß dieser dadurch sich selber gehoben und gestärkt fühlet. So gleich im Liebesfrühling. Horaz (A. P. 250) sagt ganz wahr:

Ex noto fictum carmen sequar: ut sibi quivis
Speret idem; sudet multum, frustraque laboret
Ausus idem; tantum series juncturaque pollet;
Tantum de medio sumtis accedit honoris.

Gewiß, es ist der untrüglichste Prüfstein eines ächten Dichters, daß er das Alltägliche, das hundert und tausendmal Besungene, wie die Liebe ist, neu anmuthend singt und durchspielt, daß er solchem allgemeinen Inhalte (cramben repetitam) sein eigenthümliches, frisches und allgemein entsprechendes Gepräge aufdrückt — wie dieß hier im Liebesfrühling vorliegt. Diesen charakterisirt der Dichter selber so:

Dieses Melodram der Liebe,
Ein an innern Scenen reiches,
Das aus vollem Herzenstriebe
Ein Empfindungsblüthenweiches
Ich im Frühlingsduftgestiebe,

Eines Erdenhimmelreiches
Schrieb, Unwissend, daß ich schriebe,
Weih ich jedem, der ein gleiches
Auch einmal mit Lust gespielt,
Und es für kein Spielwerk hielt,
Weil es heil'gen Ernst erzielt.

Es giebt kaum eine Lage, ein Verhältniß, eine Stimmung im Brautstande, die hier nicht bald voll munteren Witzes und Scherzes, noch öfter aber voll Geist und Gemüth in herrschender Mannhaftigkeit und gehaltener Leidenschaft wahr und lebendig geschildert wären. Und eben, weil hier jedem bekannte Zustände vorgeführt, diese aber in vollendeter Gestalt besungen werden, so spricht dieses Melodram nur desto mehr an, und muß nachhaltige Wirkung thun.

(Schluß folgt.)

Memoirs of the life of the right honourable Sir James Mackintosh etc.

(Schluß.)

Diese Schrift, in welcher ihm seine Bekanntschaft mit der deutschen Philosophie, namentlich zur Widerlegung des neuen Eudämonismus der Benthamischen Schule behülflich war, erschien als Anhang der brittischen Encyklopädie 1830. Sie wird nun durch einen besondern Abdruck mehr Verbreitung, auch auf dem festen Lande, erhalten.

So stark und vielfach war M. in seinem müden Alter beschäftigt. Er unterwarf sich dieser Anstrengung, ohne die geringste äußere Noth, allein getrieben von dem Verlangen, die Erwartungen, die seine Zeitgenossen längst von ihm hegten, einigermaßen zu erfüllen. Sein tiefes Leid, nicht arbeitsam genug in der Jugend gewesen zu seyn, und in den besten Jahren zu vielerley gewollt und versucht zu haben, klang in der Rede, die er zu Glasgow, bey Uebernahme der geschäftslosen Würde eines Rectors der

hohen Schule hielt. Er warnte darin die Studirenden vor Zersplitterung der Zeit in vielerley Bestrebung, und ermahnte sie eindringlich, all ihre Kraft für Eine große Aufgabe zusammen zu halten.

Seine Gesundheit, die sich nie mehr ganz erholt hatte, sank im Frühling 1832 dahin. Der Geist blieb ungeschwächt, versagte aber allen Antheil an dem, was ihn zuvor am meisten und liebsten beschäftigt hatte. Den göttlichen Dingen allein zugewandt, suchte er nur Stärkung seines christlichen Glaubens, der ihm schon in früher Jugend durch die Bekanntschaft mit einem Zweifler erschüttert, später auch in mancher Lage und Richtung seines Lebens gefährdet worden, jedoch nie verloren gegangen war. In frommer Hingebung an die Lehren der heiligen Schrift, die er nun allein hörte, gelangte er zu einer sanften Ruhe. Sein Hintritt wurde allgemein, auch von ehemaligen Gegnern, betrauert als der Verlust eines hochbegabten, besonders aber eines guten Mannes; denn er hatte Freunden ein Freund, nicht aber Feinden ein Feind zu seyn gewußt.

So reichhaltig, wie die vorstehenden Auszüge beweisen, das Buch ist, welches ein Sohn des verewigten Mackintosh zusammengetragen hat, so wenig befriedigt es dennoch in einer Beziehung, welche leicht die wichtigste seyn möchte. Wie M. Philosophie und Geschichte zu verbinden wußte, zeigen seine Schriften; wie er in seinem öffentlichen Leben die Grundsätze anwandte, die er bekannte und lehrte, dieß war durch eine vollständige Darlegung seines Wirkens und Verhaltens im Parlamente zu zeigen. Davon aber sind hier nur Andeutungen, mit einigen Bruchstücken von Reden, zu finden. Dieß ist um so mehr zu bedauern, je lehrreicher es gewesen wäre, an einem großen Beyspiele, im Gegensatze zu dem

abnormis sapiens crassaque Minerva,

nachzuweisen, wie viel mehr erhaltend als niederreißend, weil viel mehr anerkennend als wegwerfend, die wahre, gründliche Wissenschaft, gleich

frey vom neuen, wie vom alten Wahne, sey. Ref. erlaubt sich aus den Parlamentsverhandlungen von 1818 (Hansard XXXVII, 434 und XXXVIII, 1263) zwey Belege anzuführen, die er nur wählt, weil sie sich auf das Kürzeste fassen lassen. Es war von der Gemeindeverfassung in Schottland die Rede, daß sie meist oligarchisch sey, da die Vorsteher nicht von der Gemeinde, sondern von ihren Amtsgenossen gewählt würden; und daß Schottland bey dieser Einrichtung um so mehr zu kurz komme, weil von den Gemeindevorstehern allein die Wahlen in das Unterhaus abhingen. Dem Antrage auf Abstellung jenes Mißbrauches ward entgegengesetzt, er sey mittelbar auch gegen die englische Gemeindeverfassung und Wahlform gerichtet. Dieses widerlegte M. als einen groben Irrthum. In England, sagte er, sind zwar auch Verbesserungen möglich; doch hat es bereits vielfache Wahlformen, aus welchen zusammen keineswegs eine unangemessene Repräsentation, wie von Manchen fälschlich vorgegeben wird, vielmehr eine befriedgendere hervorgeht, als je auf einförmiger Grundlage zu erwarten wäre. Jede einförmige Repräsentation ist vom Uebel. Allgemeines Stimmrecht würde daraus ein Ungeheuer machen. In Schottland aber ist die Einförmigkeit entgegengesetzter Art; eine sehr kleine Anzahl Bürger theilt sich in den Alleinbesitz des Stimmrechts. — Ein anderes Mal war M. eine Bemerkung übel genommen worden, einige Mitglieder eines Parlaments-Ausschusses möchten sich in ihrer Abstimmung nach Ansichten ihrer Committenten gerichtet haben. M. erklärte sich, er habe keinen Vorwurf machen wollen; die Partheylichkeit, die er bezeichnet habe, sey nach seiner Meynung ohne Tadel. Er betrachte überhaupt Partheylichkeiten, im Ringen mit entgegengesetzten Partheylichkeiten, als die Ursache der glücklichen Reibung von Meynungen, wodurch das brittische Unterhaus die vortrefflichste aller repräsentativen Versammlungen sey.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Zweyte Auflage. Erlangen bey Karl Heyder 1836.

(Schluß.)

Manche Leser werden vielleicht wünschen, daß diese Lieder und Sträuße in strengerer geschichtlicher Zeitfolge geordnet seyn möchten, um mehr den Charakter eines epischen oder dramatischen Ganzen zugleich zu zeigen; demnach würde den Anfang machen etwa das 34ste im ersten Strauß S. 229.

Ein Obdach gegen Sturm und Regen
Der Winterzeit
Sucht ich, und fand den Himmelssegen
Der Ewigkeit.

O Wort, wie du bewährt dich hast;
Wer wenig sucht, der findet viel.
Ich suchte eine Wanderrast
Und fand mein Reiseziel.
Ein gastlich Thor nur wünscht' ich offen,
Mich zu empfahn,
Ein liebend Herz wider Hoffen
Mir aufgethan.
O Wort, wie du bewährt dich hast;
Wer wenig sucht, der findet viel.
Ich wollte seyn ihr Wintergast,
Und ward ihr Herzgespiel.

Sodann das 35ste.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Ihm schlug beklommen
Mein Herz entgegen.
Wie konnt' ich ahnen,
Daß seine Bahnen,
Sich einen sollten meinen Wegen?

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Die beyden kamen sich entgegen.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen.
Nun ist entglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter
Ich seh es heiter,
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

Wer die Zeitordnung vermißt, wird sich selber diese Lieder leicht in die Aufeinanderfolge stellen, die ihm die schicklichste scheint, sie als ein lyrisches Epos oder Drama zu empfinden und anzuschauen. Die lyrische Poesie muß ja bey uns die beyden andern Dichtarten ersetzen; diese sind Ausläufer der Lyrik: ist doch auch bey den Griechen das Epos aus den Hymnen hervorgegangen, und das Drama hat sich aus den bakchischen Dithyramben hervorgebildet, und als die Zeit des Epos und des Drama vorüber war, war es wiederum die Lyrik, die beyder Amt (officium, munus) übernahm und verwaltete, wie wir zum Theil noch an Pindar sehen. Von Stesichorus bezeugt Quintilian X. 1, 62: Stesichorum, quam sit ingeni ovalidus, materiae quoque ostendunt, maxima bella et clarissimos canentem duces et epici carminis onera lyra sustinentem. Reddit enim personis in agendo simul loquendoque debitam dignitatem, ac si tenuisset modum, videtur aemulari proximus Homerum potuisse. Ueber andere lyrische Kunstwerke anderer griechischer Lyriker werden jedem leicht ähnliche Urtheile in Erinnerung kommen.

Bey dem gänzlichen Untergang der reichen griechischen Lyrik müssen uns neben Pindar die Römer,

Horaz und die Elegiker Stellvertreter der verlorenen seyn, vor allem aber das griechische Drama selbst, das in seiner besten Zeit sich niemals von der Wurzel aller Poesie, von der Lyrik ganz losgetrennt hat; die Chöre bey Tragikern und bey Aristophanes müssen uns den Verlust aller melischen, dithyrambischen, chorischen und strophischen Dichter ersetzen. Was aber des Chores Amt überhaupt und allgemeiner der Lyrik Amt war, das hat Horaz A. P. 193 — 200 gesagt:

Actoris partes Chorus officiumque virile
Defendat: neu quid medios intercinat actus,
Quod non proposito conducat et haereat apte.
Ille bonis faveatque et consilietur amice,
Et regat iratos, et amet pacare tumentes;
Ille dapes laudet mensae brevis, ille salubrem
Justitiam, legesque et apertis otia portis;
Ille tegat commissa, Deosque precetur et oret,
Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.

Erfüllt der Chor, die Lyrik, diesen Beruf, genügt er seinem Amte, so bewirkt er nothwendiger Weise den Zweck der Poesie überhaupt:

Aut prodesse volunt, aut delectare poetae,
Aut simul et jocunda et idonea dicere vitae;

und insbesondere den des Drama's, namentlich der Tragödie; — er bewirkt κάθαρσιν τῶν τοιούτων παθημάτων, — nicht allein Befreyung von den gemeinsinnlichen Begierden (ἐπιθυμίαις) sondern vorzüglich Reinigung und Läuterung der rüstigen Leidenschaften, des θυμός durch eine Art Umschmelzung und Verwandlung derselben, indem dort das Siechthum ausgetilgt, hier die Leidenschaft dem höhern sittlichen Willen dienstbar gemacht und so die wahre Heilsinnigkeit hergestellt und begründet wird, auf der allein das Leben fest und schön sich aufbaut. So wird die Poesie, was sie überall ursprünglich war, Lehrerin und Erzieherin der Menschheit, und nur so ist sie nicht nur heitre Kunst — gaya sciencia — sondern der innerste Kern und Ernst des Lebens selbst. Dieses verlangt und erträgt nicht die Gewalt der Leidenschaft, die nur zerstört, in sich und außer sich; — es verlangt Macht und Herrschaft über sie, Maß in allen Dingen, Energie in Sitte

und Zucht, wie die griechische Tragödie es lehrt, die überall das „Nichts zuviel“ und das Gesetz der Nemesis einschärfet. Dieser Charakter des schönen Maßes und der edlen Haltung tritt in jedem dieser Gedichte so entschieden und erfreulich wohlthätig hervor, daß es schwer, oder unnöthig ist, im Einzelnen eine Probe hievon zu geben. Man könnte sagen, alle die vielen Motive, die sonst wohl angeführt werden, um zum sittlichen Seyn und Daseyn einzuladen, seyen hier in Eines zusammengedrängt, diesem aber die größte intensive Stärke gegeben; und dieses ist die καλοκαγαθία, die sittliche Schönheit des Charakters, die überall zum Grund liegt und überall aufstrahlt. Der herrschenden innerlichen Zerrüttung und Erschöpfung thut sittliche und geistige Stärkung und Wohlordnung Noth, und diese wird hier überall in einer Weise und Umgebung geboten, wie sie Jedermann sich aneignen kann, wie sie Jedermann wohlthätig und nothwendig erscheinen muß. So ganz ist hier alles Gesuchte, Aufgeschraubte und Ueberspannte abgehalten; nur aus innerer, lauterer Fülle edler Männlichkeit und sinnigen Geistes quillt der Wohllaut und die schöne Gestalt dieser Lieder, und giebt sich aller Orten als Wahrheit und Wirklichkeit kund. Da ist keine Spur von Ueberreizung, wie sie uns oft bey neueren Dichtern begegnet, noch viel weniger Hohn und Ironie, die in unseren Tagen als alleinige Muse gepriesen, und von einigen wirklich zu ihrer Führerin und Priesterin erwählt worden. Unserem Dichter — so dürfen wir mit Stolz sagen, da er Bayern angehört — beseelt und begeistert nur höherer Ernst fürs Göttliche und Wahre, Liebe und Sehnsucht nach dem Daseyn des vollkommenen Schönen, wohlwollende Theilnahme und Freude an den mannichfaltigen, lieblichen Gestalten und wechselreichen Erscheinungen der Natur, tiefe Besonnenheit und heitre Milde in der Ansicht der menschlichen Zustände und Ereignisse. Seiner Zuneigung, seiner Hingebung und Anhänglichkeit, seiner liebenden Aufnahme und Pflege erfreut sich Alles und Jedes, das Größeste wie das Kleinste in der Natur und im Menschenleben, wenn es nur Gemüth und Geist anspricht, und wohlbemessener Form und Schönheit theilhaftig oder empfänglich ist. Daher seine Wan-

derungen durch die weiten Gebiete alter und neuer Litteraturen Europa's und Asias; s. S. 29 „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamasa, einer Sammlung altarabischer Volkslieder;“ und S. 31 „Zur Einführung der Hamasa“, und S. 47 „Des Kauffahrers Heimkehr.“ — Daher die Verherrlichung aller schönen Künste in dem Deutschen Künstlerfest in Rom, im Frühjahr 1818. S. 35:

„Einem Fest, — wie
„Die am Tiberufer blüh'nde
„Deutsche Künstlerrepublik
„Nie ein gleiches hat gefeyert,
„Nie ein gleiches feyern wird,
„In der ew'gen Weltstadt Mauern
„Wo der Künste Heimath ist,
„War in diesen schönen Tagen
„Ein gemeinschaftliches Ziel
„Deutscher Lieb und Kunstbestrebung
„Mittelpunkt, um welchen sich
„Eifer und Begeistrung drehten,
„Bayerns kronenwürd'ger Prinz.
„In der Fremd' als deutscher Fürsten
„Stellvertreter ehrend Ihn,
„Bot Ihn würdig auszuzeichnen,
„Deutsche Kunst die Waffen, die
„Ihren Händen Gott gegeben,
„Dießmal auf zu Fürstendienst ꝛc.

Was dann dort weiterhin, nachdem die Musika, die Malerey, die Bildhauerey und die Architektur von ihrem Zwecke und von ihren Mitteln gesprochen, die Poesie sagt, dieß kann als die letzte und höchste Aufgabe eben dieser Gedichtsammlung gelten. Sie sagt S. 45:

„Ich habe meine Töchter reden lassen;
„Und was sie sprachen, sprachen sie durch mich,
„So kann ich selb mich nun ins Kurze fassen,
„Denn, was sie sind zusammen, das bin ich.
„Musik hat ihres Tones Füllen nur,
„Und Malerey nur ihren Bilderhort,
„Ihre Gestalt Sculptur, Architektur
„Ihr Ebenmaß erhalten nur durchs Wort.
„Das Wort, das durch den Mund des Herren gieng,
„Und einst hat sichtbar diese Welt erbaut,
„Das Wort, so Fleisch zum Heil der Welt empfieng,
„Daß leiblich es gehört werd' und geschaut.
„Ich bin des Worts demüth'ge Dienerin.
„Ihr alle, die ihr euch genannt die meinen!
„Zum Dienst des Wortes, dessen Magd ich bin,
„Fordr' ich euch auf, mit mir euch zu vereinen.
„Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,
„Dieß hohe Amt ist vor der Welt das meine;
„Ihr aber sollt auf eure Art gestalten
„Dasselbe, daß sein Preis vielfältig scheine.

Wie die Poesie mit allen schönen Künsten sich hier als Dienerin des Wortes, — der Religion — bekennt, so leuchtet diese auch in allen diesen Gedichten hindurch. Ueberall tritt das Aufschauen zur höheren Weltordnung, Gottergebenheit und ächte Religiosität (kein Zerrbild, keine Fratze derselben), Andacht und Frömmigkeit andringlich, wohlthuend, erhebend hervor, vollendet den reinen, sittlichen Gehalt, und setzet ihm die Krone auf: sie ist es, die die herbsten Erfahrungen, Leiden und Trübsale des Lebens als Läuterungsfeuer betrachtet, die durch sie Geist und Gemüth nicht niederschlagen, nicht erschlaffen, nur rüstig weich und wehmüthig stimmen läßt, jene Stimmung, durch die der gestählte reine Charakter über die Zeit in die Ewigkeit hinausragt und wirkt. Zum Zeugniß für diesen Grundton werde nur aufmerksam gemacht auf S. 5, S. 22 — 26 (Angereihte Perlen) S. 48 flg. (Parabeln), S. 55 folg. (die Scheidungsbrücke), Seite 59 folg. (der Baum des Lebens, und Adler und Lerche; das Paradies, und Frühlingslied); S. 68 (der Hahn); S. 71 (Adventlied); S. 80 flg. (für die sieben Tage; Reisegebet; Führung, geschrieben im 40ten Lebensjahr); und im Liebesfrühling S. 218, 226, 236, 256 u. flg. ꝛc.

Nur eines stehe noch hier, eben das „zum Schlusse“ S. 104:

„Die Welt ist rauh und dumpf geworden,
„Die Stimm entfiel ihr nach und nach,
„Die einst in tönenden Akkorden
„Zum offnen Ohr des Menschen sprach.
„Als, aus der Welten Mitte quellend
„Von Gottes Thron, ein Chorgesang
„Der Engel, durch die Räume schwellend,
„Bis an der Schöpfung Gränzen drang;
„Als, seine Sternenkreise schwingend,
„Der Himmel sprach zur Erd hinab,
„Und sie entgegen leise klingend
„Aus ihren Blumen Antwort gab,
„Da, in der Oceane brausen,
„Darüber Gottes Odem fuhr,
„Vernahm der Mensch mit heil'gem Grausen
„Die Aeolsharfen der Natur.
„Die Morgen- und die Abendwinde
„Verkündigten den Preis des Herrn
„Und flüsterten dazwischen linde
„Von menschlichen Gefühlen gern:
„Von Liebe sprach das Blatt am Baume,
„Und lieblich war des Thieres Ruf;
„Der starre Stein, er sprach im Traume,
„Daß ew'ge Lieb auch ihn erschuf.
„Und ungehindert, wie vom Quelle
„Sich Wog auf Wog herniedergoß,
„So war des Worts krystallne Helle,
„Die von der Menschenlippe floß.

„Die Brust, ein Spiegel ungetrübet,
„Gefühl ein reiner Wiederhall,
„Gesang durch keine Kunst geübet,
„Der Dichter eine Nachtigall.
„O hätt in jenen goldnen Tagen,
„Als frey des Mundes Flut gerollt,
„Die goldnen Saiten Freimund schlagen
„Vorm Ohr der ganzen Welt gesollt.
„Wie hätt er von dem Ewig-Schönen,
„Von Lieb, aus der die Schöpfung quillt,
„Gewollt in erd-entbundnen Tönen
„Entfalten rein ein Himmelsbild.
„Nun haben der Natur Gewalten
„Zu wildem Kampfe sich empört,
„Die Harmonie der Weltgestalten
Ist vor des Menschen Blick gestört.
„Die ew'ge Schönheit hat den Schleier
„Genommen vor ihr Angesicht,
„Und kaum vernimmt des Dichters Leier,
„Was die der Sterne droben spricht.
„Der Elemente feindlich Hadern
„Raubt seine Stille dem Gefühl,
„Und zuckend durch der Menschheit Adern
„Geht leidenschaftliches Gewühl.
„Sich machen unterm Himmelsbogen
„Die Stürme durch Zerstörung Bahn,
„Und stürmisch geht in hohlen Wogen
„Des Menschenlebens Ocean.
„Es regt sich die Natur im Grimme,
„Weil gegen sie der Mensch im Kampf;
„Zum Schrei wird ihr die sanfte Stimme,
„Und die Gebärde wird zum Kampf.
„Die losgerissnen Erze dröhnen,
„Zerreissend ihrer Mutter Schoß
„Sie wollen nicht mehr Liebe tönen,
„Werkzeuge der Zerstörung bloß.
„Den Baum der Phantasie entbildert
„Nun des Verstandes kalte Hand;
„Die Blume des Gefühls verwildert,
„Der Quell der Dichtung stockt im Sand.
„Und Freimund, wann er klar will singen,
„Was er nur ahnt und klar nicht sieht,
„Muß mit dem Wort um Ausdruck ringen
„Und kämpfen mit der Sprach ums Lied.
„Und wenn von Nachtigall und Rosen
„Ein Frühlingshauch sein Lied durchdringt,
„So seufzt er, wie das laute Tosen
„Des Marktes spurlos es verschlingt.

Auf daß die Klage, mit der hier der Dichter schließt, nicht fürder, am wenigsten im Vaterlande, Gültigkeit habe: so seyen hiermit allen Freunden und Liebhabern des Wahren, Reinen und Schönen zu ihrem eigenen Nutzen und Frommen diese gesammelten Gedichte Rückerts empfohlen.

Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirtschafts-Ordnung von Johann Schön, Dr. und Professor der Staatswissenschaften an der k. Universität in Breslau. Stuttg. und Tüb. 1835. X und 356 Seiten, gr. 8.

Den Namen einer Untersuchung scheint uns nur diejenige wissenschaftliche Arbeit zu verdienen, die in die Tiefe des Gegenstandes eindringt und selbstständig dem innern Zusammenhange der manchfaltigen Thatsachen der Erfahrung nachforscht. Erweitern ihre Resultate den bisherigen Umfang des Wissens, oder gewähren sie fruchtbare Winke für die Praxis, so hat sie zugleich den Werth der Neuheit. In diesem Sinne ist nun die vorliegende Schrift keine „neue Untersuchung," denn sie enthält blos ein Resumé der bereits bekannten Lehren der Volkswirthschaft und Wirthschaftspolizey, das nirgends recht in das reiche Detail dieser Wissenschaft eingeht, sondern überall nur die äußersten Spitzen der Gegenstände berührt. In der Form, die an neuere französische Vorbilder erinnert, wird sie sich manchen Lesern empfehlen, andern dagegen hier und da geziert vorkommen.

Der Verfasser ist der älteren, gegenwärtig nur mehr von einigen deutschen Schriftstellern vertheidigten Ansicht zugethan, welche Dienstleistungen nicht unter die wirthschaftlichen Güter rechnet; er giebt aber nicht blos keine neuen, sondern gar keine Gründe dafür. Selbst die etwas unsaubere Folgerung, welche er S. 33 als vermeintliche Widerlegung der von Say aufgestellten und auch vom Referenten vorgetragenen *) Lehre vorbringt, ist schon vor zwanzig Jahren vom alten Physiokraten Dupont de Nemours gegen Say geltend gemacht worden; **) nur mit mehr Recht als vom Verfasser, der S. 38 auch von körperlichen Gütern bemerkt, daß es gewisse Mittel der Ausschweifung gebe, die von Einzelnen gesucht und geliefert werden, deren Fertigung in keinem Staate als bürgerliche Wirthschaft gelten dürfe, dabey aber nicht wahrnimmt, daß dieselbe Beschränkung, auf den Erwerb aus Dienstleistungen angewendet, seine Wiederholung der leichtfertigen Bemerkung Duponts blos zu einem Widerspruch gegen seine eigene spätere Lehre macht. Uebrigens ist die Gleichheit der Verhältnisse der körperlichen und unkörperlichen Güter in Bezug auf ihre moralische Würdigung bereits früher vom Referenten ***) angedeutet worden.

F. B. W. Hermann.

*) Staatswirthschaftliche Untersuchungen, S. 31—42.
**) Melange et Correspondance d'économie politique. Ouvrage posthume de J. B. Say. Par. 1833. S. 62.
***) l. c. S. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Mauritii Heroldii, Jenensis disquisitiones de animalium vertebris carentium in ovo formatione. De generatione insectorum in ovo. Primus Fasciculus, qui Tab. I. II. III. IV. XII. et XIII. continet. Francof. 1835. fol. 8 Thlr.

Bey der Beurtheilung des vorliegenden Werkes ergreift den Ref. ein schmerzliches Gefühl. Beobachtungen mit so außerordentlichem Fleiß, an Gegenständen, welche die Geduld des Geduldigsten ermüden können, angestellt, mit Treue erzählt und durch höchst genaue, mühsam bildliche Darstellung erläutert, mit Aufwand von Zeit und Kosten während 18 voller Jahre, müssen ein günstiges Vorurtheil für einen Mann erwecken, dessen frühere Arbeiten über Entwicklungs-Geschichte vor 20 und 12 Jahren zu den klassischen gehören. Leider aber muß man bey umsichtiger Prüfung und bey der größten Anerkennung von des Verfassers Treue und Mühe erkennen, daß dieses Werk zum Weiterbau in der schönen Richtung, welche die Entwicklungsgeschichte vorzüglich durch Baer und Rathke in der neuesten Zeit gewonnen hat, nichts Wesentliches beyträgt, ja in vieler Hinsicht einen Rückschritt bezeichnet, wenn die darin verfolgte Bahn, was freylich durchaus nicht zu erwarten ist, Nachahmer fände. Es mag vielleicht hart erscheinen, ein solches Urtheil schon jetzt zu fällen, wo erst der vierte Theil des Werkes vorliegt; indeß, wer sich mit dem Gegenstand durch eigene Forschung vertraut gemacht hat, wird gewiß unsrem Urtheile beystimmen; wir zweifeln nicht, daß die Meister in diesem Felde dieselbe Ansicht haben werden.

Die Gründe für dieses Urtheil sind leicht einzusehen, selbst ohne in das Detail weiter einzugehen, welches jenen nur eine sicherere Stütze bietet. Der wichtigste Grund, warum das Werk so geringen wissenschaftlichen Gehalt hat, ist unstreitig der, daß entweder dem Verf. alle neueren Erfahrungen über Entwicklungsgeschichte fremd geblieben sind, oder daß er sie absichtlich ignorirt hat. Welche Ausdehnung, welche reiche Bearbeitung hat die Entwicklungsgeschichte seit ihrer Wiedererstehung durch Döllinger und Pander erfahren! Was ist in Burdachs Werk allein enthalten! Es ist wahr, die bisherigen Untersuchungen beschäftigen sich vorzüglich mit der Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere und erst über diese kann man mit den jetzigen Hülfsmitteln eine einigermassen sichere Theorie zu bauen anfangen. Aber auch für die wirbellosen Thiere ist seit des Verfassers früheren, so dankenswerthen Untersuchungen Vieles geschehen. Was hat nicht Rathke und E. H. Weber hier geleistet! Das eigentliche Lebenselement ist erst in die Entwicklungsgeschichte durch Döllinger's Lehre von den drey Blättern (richtiger wohl Schichten) der Keimhaut gekommen. Alle Arbeiten von Burdach, Baer, Rathke, Valentin sind eigentlich nur aus dieser befruchtenden Lehre herausgewachsen. Und nun findet man in dieser Arbeit von Herold nicht einmal von der Keimhaut etwas.

Als fernere Grundlage einer jeden Entwicklungsgeschichte ist eine genaue Kenntniß der konstitutiven Theile des Eys vor der Befruchtung zu verlangen, wie Baer und Purkinje sie zu bearbeiten angefangen haben. Wenn man die erste Tafel betrachtet, welche

die Eyer und Eyerstöcke der verschiedenen Insektenordnungen darstellt, so muß man sogleich die schlimme Prognose für das ganze Werk stellen. Diese armseligen Bilder hätten ganz wegbleiben können. Vom Keimbläschen, der Keimschicht u. s. w., den wichtigsten und wesentlichsten Theilen des Eys, ist gar nicht die Rede. Hier liegt die Hauptschuld daran, daß der Verfasser sich keines guten zusammengesetzten Mikroskop's mit achromatischen Objektiven bedient hat, ja gegen solche Instrumente ein Vorurtheil hegt, als wenn nicht alle diejenigen, welche hier eine Stimme haben, längst darüber entschieden hätten. Der Verf. bediente sich bloß einfacher Linsen und Loupen, deren stärkste Vergrößerung nicht über 26 mal im Durchmesser gieng; diese würden allerdings für viele Abschnitte der späteren Entwicklung hingereicht haben, aber für den Bau und die Genesis der Eyer in den Eyerstöcken sind sie völlig ungenügend und können nur Irrthümer verbreiten. Hätte der Verf. doch nur eine einzige Eyerstockröhre irgend eines Insekts bis in das feinste Ende unter einem guten Mikroskop bey 2 bis 300 maliger Vergrößerung und schwachem Drucke eine Weile betrachtet, so würde er alle seine dahin einschlägigen bisherigen Beobachtungen für völlig nutzlos erkannt haben. Er würde gesehen haben, daß schon in den kleinsten Eyern, oft nur $\frac{1}{40}$ Linie messend, ein sehr großes Keimbläschen vorhanden ist, das sehr allgemein seinen Keimfleck zeigt; er würde die Metamorphosen desselben, so wie die des Dotters, die quantitativen und qualitativen Verhältnisse der einzelnen Elemente des Dotters u. s. w. beobachtet haben und dadurch wäre ein leitendes Princip in die späteren, schwierigeren Momente der Entwicklung gekommen. Vielleicht hätte der Verf. selbst die Genesis des Keimbläschens beobachtet, welche Ref. gerade hier in der Insektenwelt für am ersten beobachtbar hält, und wovon er anderwärts seine Erfahrungen und Muthmassungen mitgetheilt hat und noch ausführlicher darzustellen gedenkt. Statt alledessen schlägt der Verf. die kleinen Eyer auf, läßt den Dotter auf eine Glasplatte fließen, und zeichnet nun jedes Dottertröpfchen mit der ängstlichsten Genauigkeit; dadurch erfährt man nun allerdings, wie die Dotterkügelchen auf der Platte des Verfassers gelegen haben, aber nichts Zusammenhängendes von der Metamorphose im Ey. Es ist gerade so, als wenn ein Maler eine schöne Vase zerschlüge und nun den Trümmerhaufen mit der skrupulösesten Sorgfalt zeichnete, um doch dem kunstliebenden Publikum ein Bild der Väse in einem getreuen Conterfey zu verschaffen.

In der ganzen Untersuchung zeigt es sich auf das Deutlichste, daß der Verfasser nicht wußte, worauf es ankam, daß er das Wesentliche vom Zufälligen, das Allgemeine, Durchgreifende vom Besondern nicht unterscheiden konnte, daß er keine leitende Idee hatte, — ein Mangel, der auch in den frühern Schriften des Verfassers, wo er jedoch des Gegenstandes halber nicht so fühlbar ist, sich zu erkennen gab. Alle seine Beschreibungen sind zwar sehr genau, sie führen aber nicht einmal zu einer klaren Vorstellung, geschweige noch weiter. Man bekommt aus diesen Untersuchungen so wenig ein Bild vom Embryo, als man das von einem Menschen erhalten würde, wenn etwa ein Biograph alle Lineamente, Vertiefungen und Schatten im Gesichte seines Helden umständlich beschriebe, ohne die wesentlichen und charakteristischen Theile des Gesichts und Ausdrucks, wie Nase, Augen, Mund, zu nennen oder zu beschreiben.

Wir wollen unser Urtheil durch Analyse der einzelnen Tafeln begründen und das Wenige heraushehen, was eine wirkliche Anerkennung verdient. Von der ersten Tafel ist schon gesprochen worden. Die Figuren 1 und 2 sind noch die besten; hier hätte aber eine kleine Dotterschicht zur Abbildung hingereicht. Fig. 10. ist in so ferne nicht uninteressant, als wir dadurch die verschiedenen, bey den Insecten vorkommenden Dotterfarben, weiß, gelb, blau, grün, roth, erfahren. Auf Tafel II. ist das Dotterkontentum der Eyer von Bombyx Quercus eben so zwecklos dargestellt, obwohl von dem wackeren Ermer vortreff-

lich und gewiß mit der größten Mühe in Kupfer gegeben. Tafel III. Ausgebreitete Dotter von Sphinx ocellata. Auf Fig. 1. ist eine eigenthümliche, schöne, symmetrische Figur, welche der Verfasser blos für einen lusus naturae hält, oder für eine zufällige Bildung; kein Mensch wird daraus klug werden. Fig. 3. so wie Tafel IV. Fig. 1. u. 2. stellen Raupen-Embryonen bis zum 3ten Tage dar und sind noch die interessantesten Bilder, weil man wenigstens die äußere Anlage des Körpers erkennt. Tafel XII. sind mehrere eben ausgeschlüpfte Raupen, andere noch im Ey, dargestellt. Die vergrößerte Figur der Raupe von Bombyx Quercus ist allerdings ein sehr vollendetes Bild, woran der Verfasser, um jedes Härchen zu zeichnen, zwey ganze Jahre arbeitete! aber es ist nur eine Darstellung der äußeren Verhältnisse und auch diese wäre erst lebendig geworden, wenn der Verf. die Stellung der Haare, ihre Symmetrie unter allgemeine Gesichtspuncte gebracht hätte, etwa wie die Botaniker die Blattstellung. Tafel XIII. Die Metamorphose des Ey's der Schmeißfliege vom Legen desselben bis zur 8ten Stunde; hievon gilt im vollen Umfange, was wir von der ersten Tafel gesagt haben. Nicht einmal die höchst zierliche, netzförmige Zeichnung der äußeren Eyschale ist, wegen Mangel an starker Vergrößerung, aufgefaßt worden.

Möge der Verfasser in diesem freymüthigen Urtheile nicht die Worte eines gehässigen Kritikers, sondern den Ausdruck des wahren Interesses an der Wissenschaft sehen. Möge er den seltenen Fleiß und die bewundernswerthe Beharrlichkeit dem Gegenstand nochmals, aber mit besseren Hülfsmitteln, wie wir sie bezeichnet haben, zuwenden, und so lange die Fortsetzung des theueren Werkes suspendiren. Der Verf. darf sich darauf verlassen, daß die großen Autoritäten in der Entwicklungsgeschichte, die wir zum Theil genannt, seine Arbeit nicht mehr billigen werden, als der Referent.

Rudolph Wagner.

C. Sallusti Crispi opera quae supersunt. Ad fidem codicum manu scriptorum recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adiecit Friedericus Kritzius, Phil. D., in regio gymnasio Erfurtensi superiorum ordinum praeceptor etc. Vol. I. Catilinam continens. Lipsiae sumtibus Hartmanni. 1828. XXVI. u. 328. Vol. II. Jugurtham continens. Lips. sumt. Lehnholdi 1834. XIV. u. 608.

Die Schriften Sallust's haben die Aufmerksamkeit der Freunde des Alterthums jederzeit in hohem Grade auf sich gezogen. Der mäßige Umfang und die Ueberschaulichkeit seiner beyden noch vorhandenen Geschichtswerke, das Anziehende des Stoffs, den sie behandeln, der Reiz einer lebendigen, die Aufmerksamkeit gespannt erhaltenden Darstellung, Würde der Gedanken, Kraft und eigenthümliche Färbung der Sprache, luden zu häufiger Lectüre dieses Schriftstellers ein, und machten die Beschäftigung mit demselben genußreich. Daher wohl die große Zahl der Handschriften, welche sich auf mehrere hundert belaufen, daher die vielen Ausgaben schon im fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in denen mehrere der namhaftesten Philologen jener Zeit, wie Valla, Glarean, die Manutius, Muret, Ciacconius, Carrio, Gruter, J. Fr. Gronov u. A. zur Erklärung beytrugen. Dessen ungeachtet ließ die Interpretation der Werke des Geschichtschreibers noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts sehr Vieles zu wünschen übrig. Die schwierigern Stellen waren meistens ohne genügende Erläuterung geblieben; dagegen bildeten ermüdende Exkurse über fernliegende Gegenstände, reichliche, aber im Allgemeinen wenig fördernde Citate aus anderen Schriftstellern, moralische oder historische Reflexionen den größten Theil der Kommentare, und waren mehr geeignet, von dem Schrift-

steller abzuziehen, als in sein Verständniß einzuführen. Eine neue Epoche begann für Sallust vor ungefähr hundert Jahren durch Kortte. Die Ausgabe dieses Gelehrten, der völlig unabhängig von seinen Vorgängern den Schriften Sallust's eine neue, seiner eigenthümlichen Meynung über die Ausdrucksweise des Geschichtschreibers entsprechende Gestalt gab und sie zugleich mit einem reichhaltigen Kommentare ausstattete, gewann einen solchen Einfluß in und außer Deutschland, daß in Folge desselben die kritische Berichtigung und Interpretation der Werke Sallust's bis in die neuesten Zeiten ohne wesentliche Fortschritte blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der Mineralogie und Geologie zum Gebrauche für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten. Von Carl Hartmann. Erster Theil. Mineralogie. Nürnberg, 1835. Bey J. A. Stein.

Wir erwähnen dieses Werkes nur, um auf einen ungewöhnlichen Mißbrauch des litterarischen Eigenthums Anderer in einer an sich werthlosen Compilation aufmerksam zu machen, indem wir finden, daß eine Anzeige davon in der Jenaer Litteraturzeitung noch einiger Zusätze und Ergänzungen bedarf, um die Grundlage und den Character derselben ganz genau zu bezeichnen. Man wird von keinem Autor verlangen, daß er bey neuer Bearbeitung eines wissenschaftlichen Gegenstandes immer Neues liefere; man kann auch nicht verlangen, daß er sich bemühe, Sätze, welche schon einmal gut gesagt worden sind, in andere Wortformen zu gießen, oder einzelne Beobachtungen mit andern Worten anzuführen, als mit welchen sie der Beobachter bekannt gemacht hat; man kann aber billig verlangen, daß ein Autor, welcher ganze Kapitel, ja halbe Werke von Andern Wort für Wort abschreibt, dieses Verfahren offen bekenne und nicht als ein Benützen von Quellen bezeichne. Hätte der Verf. unter den Titel jedes Artikels den Namen des Autors gesetzt, von welchem der Artikel abgeschrieben wurde, so hätte dieses Werk weiter keine Anzeige verdient, da er aber in der Vorrede nur erwähnt, daß er in der Krystallographie G. Rose gefolgt sey, und der Preis und Umfang des Buches nicht gestattet habe, die benützten Quellen jedesmal speciell anzuführen, so wollen wir diese specialia übernehmen, und man wird sehen, daß dadurch das Buch um nichts dicker und theuerer geworden wäre. Wörtlich abgeschrieben sind folgende Artikel:

1) Aus Naumann's Lehrbuch der Mineralogie: Die Einleitung, mit vielen Weglassungen, das Capitel von den Zwillingskrystallen, die Artikel über die Unvollkommenheiten der Krystallgestalten und die Beständigkeit der Neigungswinkel, das Capitel über den Einfluß der Wärme auf die Krystalle, die Artikel über die Elemente und ihre Verbindungsgesetze, doch ist bey den stöchiometrischen Zahlen der Sauerstoff als Einheit gesetzt und sind andere Beyspiele berechnet, die Artikel über den Einfluß der Elemente auf die physischen und die Eigenschaften der Gestalt der Verbindungen, über Isomorphismus, Homöomorphismus und Dimorphismus mit wenigen Zusätzen und Weglassungen, endlich größtentheils, was sich auf physikalische Charakteristik und Beschreibung und auf das Vorkommen der Mineralien bezieht.

2) Aus Haidingers Anfangsgründen der Mineralogie: Die Artikel von den unregelmäßigen Gestalten der Individuen, von den nachahmenden Gestalten, von den Pseudomorphosen und den unregelmäßigen Gestalten gestörter Bildung, das Capitel über die Theilbarkeit, den Bruch und die Beschaffenheit der Bruchflächen, ferner die Artikel vom Glanze, von der Farbe, von der Durchsichtigkeit, und das Capitel über die Härte, mit wenigen Zusätzen, worunter die Namen der nichtmetallischen Farben, welche Haidinger, als von geringer Wichtigkeit, übergeht.

3) Aus Mohs Anfangsgründen der Naturgeschichte des Mineralreichs: Das Capitel von der einfachen und doppelten Strahlenbrechung, die Artikel über das spec. Gewicht, über Magnetismus und Electricität.

4) Aus des Ref. Charakteristik der Mineralien: Der chemische Theil der Charakteristik der Mineralspecien, ihr Verhalten vor dem Löthrohre, zu Säuren ꝛc.

Die Krystallographie ist mit Weglassung der Bezeichnung und mancher Erläuterungen fast wörtlich aus G. Rose's Elementen der Krystallographie abgeschrieben. —

Auf diese Weise ist das ganze Werk angefertigt worden, und wir bedauern, so unrühmliche Arbeit von einem Manne geliefert zu sehen, welcher sich bisher durch Bearbeitungen französischer und englischer Werke in deutscher Sprache manches Verdienst erworben hat.

Druck und Papier sind sehr mittelmäßig. Druckfehler finden sich, wie bey allen Werken solcher Entstehung, im Ueberfluß. —

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Sallusti Crispi opera quae supersunt. etc.

(Fortsetzung.)

Kortte's Bearbeitung trug bedeutende Mängel an sich, die größtentheils aus seiner falschen Ansicht von Sallust's Kürze hervorgegangen waren; andererseits aber hatte er einen reichen kritischen Apparat mit großem Fleiße benützt, dem Sprachgebrauche Sallust's weit mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als irgend einer unter seinen Vorgängern, eine Fülle von Gelehrsamkeit zur Erklärung beygezogen, vieles vor ihm nicht genügend Erläuterte aufgehellt und überhaupt in der Interpretation mehr Geschick und Tact gezeigt, als die frühern Ausleger. Dazu kam noch, daß er auch in den Fällen, in welchen er vom rechten Wege abirrte, mit einer Entschiedenheit und Consequenz verfuhr, welcher die meisten spätern Herausgeber nicht zu wiederstehen vermochten. Zwar folgte schon im J. 1742 Haverkamp's umfangreiche Ausgabe mit einem Texte, der vornämlich Wasse's Recension zur Grundlage hatte, daher von dem, welcher sich bey Kortte fand, sehr verschieden und im Allgemeinen richtiger war; da aber Haverkamp Kortte's Leistungen, um ihm, wie er sagte, Nichts zu entziehen, gar nicht berücksichtigte, überhaupt eigner Zuthat, wenn man von den Angaben der von ihm benützten Handschriften absieht, sich fast gänzlich enthielt und sich daran genügen ließ, eine großentheils unerfreuliche Masse von Bemerkungen früherer Herausgeber anzuhäufen, so war seine Ausgabe wenig geeignet, dem großen Einfluße Kortte's das Gegengewicht zu halten. So kam es, daß auch nach ihm Kortte's Recension die vorherrschende blieb, und seine irrigen Ansichten über Sallust's Schreibart, wenn sie auch hinwieder richtig gewürdigt wurden, fortwährend einen überwiegenden Einfluß in den Ausgaben geltend machten. Diesem Uebelstande auf eine gründliche Weise mittelst einer neuen Textesrecension abzuhelfen, unternahm im Anfang des vorigen Jahrzehents Hr. Gerlach in Basel. Zu diesem Ende begnügte er sich nicht damit, die schon vorher zu Rathe gezogenen kritischen Hülfsmittel, wie sie in den Ausgaben sich darboten, auf's neue durchzumustern, sondern verglich selbst eine große Anzahl von Handschriften in der Schweiz, Italien und Frankreich, ohne daß jedoch die Ausbeute so beträchtlich gewesen wäre, als man nach der Masse des Materials vermuthen könnte. Doch war durch seine Ausgabe ein bedeutender Fortschritt geschehen, und ein tüchtiger Grund gelegt, auf welchem die ihm folgenden Herausgeber fußen konnten. Denn neue Bearbeitungen Sallust's waren auch nach ihm nicht überflüssig, da bey allem Verdienstlichen seiner Arbeit sich doch auch erhebliche Mängel kund gaben. Der kritische Apparat den er benützt hatte, war zum Theil in Folge von Umständen, die nicht von ihm abhängen mochten, nicht übersichtlich geordnet, öfters auch nicht vollständig gegeben; die richtige Lesart, auch wo sie mit Gewißheit bestimmt werden konnte, nicht selten verkannt; sein Commentar, besonders der Theil, welcher sich über den katilinarischen und jugurthinischen Krieg erstreckte, hin und wieder etwas oberflächlich verabfaßt und auf neuere Forschungen in Grammatik, Synonymik und Lexikologie zu wenig

Rücksicht genommen. Daher konnten spätere Herausgeber der Schriften Sallust's, wenn sie diese Mängel erkennend nach der einen oder andern Seite hin sie zu beseitigen sich bemühten, die Hoffnung hegen, einem Bedürfnisse zu Hülfe zu kommen und der Wissenschaft einen Dienst zu leisten; und wir glauben, daß namentlich Hr. Kritz sich in dieser Hinsicht durch die eben angeführte Ausgabe ein unzweifelhaftes Verdienst etworben habe.

Hr. K. selbst bestimmte laut der Vorrede zum ersten Bande seine Ausgabe Schülern oberer Klassen der Gelehrtenschulen, insonderheit, wie er sagt, durch die Bemerkung geleitet, daß Sallust in öffentlichen Unterricht wenig gelesen werde, sondern gewöhnlich der Privatlectüre der Schüler überlassen bleibe. Wollten wir bloß diesen, von Hrn. K. selbst angegebenen, Zweck seiner Ausgabe in's Auge fassen, so könnten wir nicht umhin, dagegen zu bemerken, daß er zuviel gegeben habe, und noch zu geben Willens sey. Denn wozu, müßten wir fragen, für Schüler an so vielen Stellen die namentliche Anführung der Handschriften, welche diese oder jene Lesart enthalten; wozu für sie die genaue Angabe selbst der kleineren Verschiedenheiten in den Handschriften oder in Kortte's Ausgabe z. B. in Hinsicht auf Stellung, auf Anwendung oder Weglassung eines est, esse, erat etc., wo, häufig die Entscheidung lediglich einen historischen Grund hat; wozu die für den dritten Theil bestimmte Uebersicht und Beurtheilung der Handschriften und Zusammenstellung ihrer Lesarten; endlich auch wozu die oft gehäufte Erwähnung derjenigen Schriften, in welchen derselbe sprachliche Gegenstand wie bey Hr. K. behandelt ist? Was insbesondere den letzten Punkt anbetrifft, so hat der Herausgeber selbst so vollständige Erläuterungen gegeben, daß wir Schülern ein weiteres Nachlesen, auch wenn sie die angeführten Schriften besäßen, nicht empfehlen möchten, weil es ihren Blick zu sehr von dem Hauptgegenstande, dem Schriftsteller selbst, ablenken würde. Wir glauben demnach, auch abgesehen von dem hohen Preise des Buchs, nicht annehmen zu können, daß der Herausgeber vorzugsweise für die Bedürfnisse von Schülern zweckmäßig gesorgt habe, sondern finden sein Verdienst vornehmlich darin, daß er Philologen, insonderheit jüngeren und solchen, welche kein eigenthümliches Studium den Sallust zuwenden, eine Bearbeitung, in welcher sie nicht nur einen berichtigten Text, sondern auch Gelegenheit finden, sich mit den für diesen Schriftsteller vorhandenen kritischen Hülfsmitteln, mit den Eigenthümlichkeiten seiner Sprache, mit den neuesten Leistungen für Interpretation seiner Schriften uud wohl auch mit manchen Forschungen und Resultaten auf dem Felde der Sprachkunde überhaupt, die ihnen bey dem großem Umfange der Wissenschaft entgangen sind, bekannt zu machen.

Wenden wir uns nun, nachdem wir den Standpunkt bezeichnet haben, den Herr K. nach unserer Meynung einnimmt, zur Betrachtung des Einzelnen, so finden wir zuvörderst die Sorgfalt und Genauigkeit rühmenswerth, mit welcher er zum Behuf der Berichtigung des Textes die Angaben der Handschriften geprüft hat. Er selbst hat den kritischen Apparat durch die Kollation von fünf Handschriften vermehrt, einer Dresdner und Meißner, die Hr. Geh. Regierungsrath Schulze, einer Görlizer, die Hr. Moriz Haupt verglichen, und ihm mitgetheilt und zweyer Berliner, die er selbst verglichen hat. Neue Lesarten von Wichtigkeit enthalten diese Codices nicht; ihr Werth beschränkt sich hauptsächlich darauf, daß sie zur Bestätigung mancher schon vorhandenen richtigeren Lesart dienen. Sowohl die Lesarten dieser Codd., als auch die der großen Menge von Handschriften bey seinen Vorgängern hat Hr. K. bis ins Einzelnste genau zu Rathe gezogen, und geprüft, und in Folge dessen einen Text gegeben, der von dem, welchen man bey Gerlach findet, häufig abweicht, und ohne Zweifel in den meisten Fällen als ein verbesserter zu betrachten ist.

Wir wollen, um dieß zu belegen, die wich-

tigern dieser Abweichungen aus den ersten Kapiteln des jugurthinischen Kriegs, den wir, da der Katalina schon vor acht Jahren erschienen ist, vorzugsweise hier berücksichtigen, mittheilen, ohne jedoch, um die Grenzen dieser Anzeige nicht zu überschreiten, auf eine Beurtheilung derselben einzugehen. Jug. 1,2 gibt Hr. K. für invenias das Futurum invenies; ebend. §. 3. liest er quippe quae – potest für quippe – potest; Kap. 3, 1 quibus per fraudem is fuit; f. ius fuit; ebend. utique tuti für tuti allein; Kap. 5,4 in amicitiam receptus für amicitia rec.; ebend. §. 7. dereliquerat für reliquerat; Kap. 7,6 ist eum vor in dies aufgenommen worden; Kap. 10,1 läßt Hr. K. liberis nach einer Conjectur des Ciacconius weg; ebend. §. 3. hat er nach obtestorque aufgenommen te; Kap. 11, 6 tribus proximis annis für tribus his prox. annis, welche Lesart er gut beseitigt; Kap. 12, 5 occultans se in tugurio für sese tugurio; Kap. 14,1 vos mihi cognatorum, vos affinium loco für vos – in affinium locum; ebend: §. 4. secundum ea, si desideranda erant für secundum ea, si des. erant; ebend. §. 9. Nunquam ergo für Nunquamne ergo; ebend. §. 17. quo accidam nach Donat zu Ter. Hec. III. 3, 18 für quo accedam; ebend. §. 21. ne – reddet nach Kortte's Vorschlag für ne – reddat. Schon diese Beyspiele können zeigen, wie unabhängig das kritische Verfahren des Hrn. K. ist; und wenn auch Ref. nicht in allen diesen und andern Stellen, in welchen der Verf. von seinen nächsten Vorgängern abweicht, mit ihm übereinstimmt, so kann er doch nicht umhin, anzuerkennen, daß derselbe sich nirgends mit einem bloßen Absprechen begnügt, sondern überall die ihn bestimmenden Gründe auseinander gesetzt hat, und da er dieß mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu thun pflegt, so muß man auch da, wo man anderer Meynung ist, ihm doch das Verdienst zugestehen, zur Beleuchtung des fraglichen Gegenstandes beygetragen zu haben.

Conjecturen hat Hr. K. mit Recht nicht oft in den Text genommen. Doch finden wir in beyden Bänden mehrere Stellen, wo er theils Vermuthungen früherer Herausgeber gegeben, theils durch eigene zu helfen gesucht hat. Von letzterer Art ist Cat. 3, 5, wo er bey den vielbesprochenen Worten ac me – nihilominus honoris cupido, eadem, quae ceteros, fama atque invidia vexabat nicht unwahrscheinlich vermuthet, daß zu lesen sey: eademque, quae; ebend. Kap. 39, 2 liest er: qui plebem in magistratu placidius tractarent für quo plebem – tractarent, eine Vermuthung, welche durch das, was Referent zur Erklärung dieser Stelle beygebracht hat, insbesondere durch Vergleichung von Tac. Ann. III. 12 und daraus hervorgehende richtige Deutung des Ausdrucks placide tractare beseitigt seyn möchte; Jug. 24, 4 schreibt er etiam antea f. etiam antea; ebend. 33, 4 liest man bisher in den Worten mit welchen der Tribun Memmius den Jugurtha auffordert, diejenigen Römer anzugeben, welche ihn bey seinen Schandthaten unterstützt hätten: Si verum aperiat, in fide et clementia populi Romani magnam spem illi sitam: sin reticeat non sociis saluti fore, sed se suasque spes corrupturum. Dafür hat Hr. K. gegen alle Codd. aufgenommen: non socios saluti fore und bemerkt, um diese Conjectur zu stützen, Jugurtha sey ja nicht nach Rom gekommen, um seine Genossen daselbst zu retten, sondern, vielmehr, um mit ihrer Hülfe die Angriffe seiner Gegner zurückzuweisen. Dieß ist nicht richtig und kommt auch hier gar nicht in Betracht. Der Verf. hat nämlich übersehen, daß es sich hier nicht darum handelt, aus welchem Grunde Jugurtha nach Rom gekommen sey, sondern vielmehr, was ihn bestimmen konnte, die gewünschte Auskunft nicht zu ertheilen. Dieß war aber nicht die Sorge um seine Erhaltung, die ja durch das verlangte Geständniß (quibus iuvantibus quibusque ministris egerit) gar nicht gefährdet war, sondern die Rücksicht auf die Rettung seiner Gönner und Freunde in Rom, die sein Bekenntniß wahrscheinlicher Weise ins Verderben brachte.

Memmius sucht ihn daher von dieser Rücksicht frey zu machen, indem er ihm vorstellt, daß sein Schweigen über diese Männer ihnen Nichts nützen werde, weil das römische Volk sie ohnehin schon kenne, uud durch ihn blos Bestätigung dessen, was es schon wisse, zu erlangen wünsche. Dieß erkennend hat Hr. K. den Sinn durch seine Conjectur entstellt und statt des ganz passenden Gedankens: „Wenn Jugurtha schweige, werde er dadurch anderen nicht helfen, sich selbst aber schaden," den viel schwächeren untergeschoben: Wenn Jugurtha schweige, werde er nicht Rettung erlangen, sondern sich ins Unglück stürzen." Natürlich können einzelne Irrungen solcher Art das allgemeine Urtheil, welches wir über Hrn. K. Kritik gefällt haben, nicht aufheben.

(Schluß folgt.)

Mémoires de la Société de Physique et d' Histoire naturelle de Genève. Tome VII. I. Partie. Genève 1835. 264 S. mit 17 Kupfertafeln. 4.

I. Anthropologische und zoologische Abhandlungen.

1. Faits relatifs à la construction d'une échelle des degrés de la chaleur animale. Par M. Berger, Docteur-Médicin. Seconde Partie. (Pag. 1 — 76).

Die erste Hälfte dieser Abhandlung, welche die Temperatur-Verhältnisse der Säugethiere behandelt, ist schon früher in dem sechsten Bande der eben angeführten Gesellschaftsschriften erschienen: die vorliegende zweyte Hälfte beschäftigt sich mit Ermittlung der eigenthümlichen Wärme in den übrigen Thierklassen, von den Vögeln an bis hinunter zu den Würmern.

Mit der Bestimmung der Temperatur-Verhältnisse bey den Thieren haben sich bekanntlich mehrere Naturforscher befaßt; ihre Beobachtungen findet man in den Handbüchern der Physiologie von Rudolphi, Tiedemann und Müller zusammengestellt. Indem auf diese verwiesen wird, wird Ref. in Nachfolgendem nur auf diejenigen Erfahrungen aufmerksam machen, welche Berger durch eigenthümliche Versuche erworben hat. Es hat nämlich der Verfasser nicht blos seine eigenen Beobachtungen in dieser Abhandlung niedergelegt, sondern auch die von Andern aufgenommen, zumal bey den sogenannten kaltblütigen Thieren, wo die von ihm angestellten Versuche nicht besonders zahlreich sind. Nun hat zwar Berger durch eigene Beobachtungen im Allgemeinen keine Resultate über die thierische Wärme gefunden, die wesentlich neu wären; allein seine Experimente bleiben doch immer von Werth und verdienen alle Berücksichtigung, da sie zur Bestätigung von Behauptungen dienen, die nur durch eine große Anzahl von Untersuchungen Sicherheit erlangen können; überdieß hat er auf einige Momente im thierischen Organismus Rücksicht genommen, die bisher gar nicht, oder doch nicht in dem Umfange gewürdigt wurden. Die Klasse der Vögel ist es, welcher der Verf. in dieser zweyten Hälfte seiner Abhandlung die meisten Beobachtungen gewidmet hat. Er sucht zuerst die äußere, dann die innere Wärme dieser Thiere zu bestimmen. Insofern die Federn als eine warm haltende Bedeckung in Anschlag zu bringen sind, bestrebt er sich, ihr relatives Gewicht, so weit dieß möglich ist, zu ermitteln. Nach 62 eigenen Beobachtungen an Vögeln aus den verschiedensten Ordnungen findet der Verf., daß das mittlere Gewicht des Gefieders ohngefähr $\frac{1}{10}$ oder genauer $\frac{19}{200}$ des Vogels ausmachen. Nach anderweitigen 36 Beobachtungen erhält er das Resultat, daß die großen Federn, (Schwung- und Steuerfedern) 0,26 des ganzen Gefieders betragen, und aus 14 Beobachtungen, deren Anzahl zur Erlangung eines sichern Ergebnißes freylich noch nicht zureichend ist, schließt der Verf., daß das Gewicht der Steuerfedern 0,25 der Schwungfedern ausmache. Die mittlere äußere Wärme der Vögel findet er unter den Flügeln von 10 Vögeln = 32,633 R.; dasselbe Resultat erlangt er, in der Mitte der Bauchfedern, während auf dem Bauch einer gerupften Gans die Wärme nur = 30° $\frac{1}{2}$ R. war.

Zahlreiche Originalbeobachtungen hat der Verf. zur Ermittlung der innern Wärme der Vögel angestellt; sie liefern zugleich die Bestätigung, daß die kleinen Vögel wärmer sind, als die größern. Als mittlere Zahl, welche für die innere Wärme der Vögel anzunehmen ist, ergiebt sich ihm 33°, 87 R., und sie übertrifft also die der Säugethiere um 2°, 14 R. Es ist dieß abermals eine Bestätigung der schon von Andern gefundenen höheren Temperatur der Vögel. Worin diese ihren Grund haben möchte, läßt der Verf. unerörtert; um indessen denjenigen Naturforschern, welche Lust hätten, die Ursachen dieser Erscheinung auszumitteln, vielleicht einige Anhaltspunkte an die Hand geben zu können, sucht er das relative Gewicht der Lungen und der Leber zu bestimmen. Nach 62 Beobachtungen findet er das Gewicht der Lungen = $\frac{12}{1000}$, und das der Leber = $\frac{22}{1000}$ des Körpers, jedoch kommen große individuelle Abweichungen vor. In vielen Tabellen sind alle diese Zahlenverhältnisse anschaulich zusammengestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

C. Sallusti Crispi opera quae supersunt. etc.

(Schluß.)

Wie in der kritischen Behandlung des Textes, hat sich der Herausgeber auch in der Erklärung des Schriftstellers als einen scharfsinnigen, gründlichen und selbständigen Interpreten gezeigt. Vorzüglich hat er sein Augenmerk auf Grammatik und Lexikologie gerichtet und auf diesen Gebieten der Sprachkunde sehr viele Erörterungen gegeben, die ihn als einen Gelehrten bezeichnen, der mit den neuesten Forschungen, in diesen Theilen der Alterthumswissenschaft vertraut ist und sie mit Nachdenken begleitet. Hiebey hat er freylich seinem Plan gemäß vieles Bekannte wiederholen müssen, was eben denjenigen, welche hauptsächlich sein Buch gebrauchen werden, in gedrängterer Form willkommener sein würde; doch findet sich auch nicht Weniges, was ihm eigenthümlich, und vollständiger oder klarer, als bey Anderen, entwickelt ist. Was die Erläuterung des Schriftstellers selbst betrifft, so hat der Verfasser sich mit glücklichem Erfolge um Vollständigkeit bemüht, ohne darum in ein triviales, der Gedankenlosigkeit zu Hülfe kommendes Erklären zu verfallen. In den schwierigern Stellen ist er, wie er auch in der Vorrede zum zweyten Bande bemerkt, am häufigsten mit dem Ref. in Uebereinstimmung; die Stellen sind jedoch nicht selten, in welchen er von seinen nächsten Vorgängern abweichende Ansichten älterer Erklärer zurückruft oder neue aufstellt. Letzteres haben wir z. B. im jugurthinischen Kriege bemerkt K. 4,6; 14,23; ebend. 25; 19,3; 31,18; 35,2; 36,3; 42,4; 49,4 ꝛc. Bey mehreren dieser Stellen scheint allerdings der Verf. Richtigeres gegeben zu haben; in anderen hat er uns aber von der Richtigkeit seiner Erklärungen nicht überzeugt. So können wir ihm gleich in der ersten Jug. 4, 6 bey den Worten: „Scilicet non ceram illam neque figuram tantam vim in sese habere, sed memoria rerum gestarum eam flammam egregiis viris in pectore crescere, neque prius sedari, quam virtus eorum famam atque gloriam adaequaverit," nicht beystimmen, so zuversichtlich er auch behauptet, daß bisher alle Ausleger diese Worte unrichtig gefaßt hätten, indem sie dieselben dem Geschichtschreiber beylegten, und nicht vielmehr, wie Hr. K. empfiehlt, noch zu der Aeußerung der vorher genannten großen Männer zogen. Denn sollen wir, wie aus des Herausgebers Erklärung folgt, annehmen, daß Q. Fabius, P. Scipio und alle anderen berühmten Römer, an welche Sallust bey dieser Stelle denken mochte, so oft sie von dem Eindrucke, den die Ahnenbilder auf sie machten, sprachen, sammt und sonders jedes Mal die Erläuterung beyfügten, natürlich sey es nicht der Stoff dieser Bilder und auch nicht die demselben gegebene Gestalt, was eine solche Wirkung auf sie äußere, sondern die geschichtliche Erinnerung, die durch den Anblick derselben in ihnen geweckt werde? Eine solche Annahme scheint uns völlig unstatthaft. Hingegen sind eben diese Worte im Munde des Schriftstellers ganz angemessen, weil sie zeigen, in wie fern die Bemerkung jener Männer (quum maiorum imagines intuerentur, vehementissime sibi animum ad virtutem accendi) mit Sallust's Lob seiner

geschichtlichen Studien im Zusammenhang stehe. Was Hr. K. aber in sprachlicher Hinsicht gegen die bisherige Erklärung geltend machen will, daß scilicet ohne Verbindung stehe, (s. dagegen die Beyspiele aus Sallust in des Ref. Ausg. zu Cat. 16, 3, aus Cicero bey Stürenburg zu Cic. Arch. p. 70); daß man sese nicht von Dingen sage (s. dag. Sall. Cat. 2, 3. aequabilius atque constantius sese res humanae haberent; Jug. 17, 7; ebend. 53, 8); daß res al. vim in se habet nicht lateinisch sey, sondern nur res al. vim habet (s. dag. Cic. Verr. Act. I. 4 quaestura – quid aliud habet in se? ebend. l. I, 9, 26; Lael. 21, 78; Nat. D. II., 34; Caes. B. G. I, 40), ist ungegründet; während er selbst, um sich über den Ausdruck egregiis viris hinwegzuhelfen, zu einem Anakoluth seine Zuflucht nehmen muß. Daher müssen wir fortwährend die in Sallust's Sprachgebrauch wohlbegründete Erklärung festhalten, daß die fraglichen Worte einen von scilicet abhängigen Accus. c. Inf. enthalten und Gedanken des Schriftstellers seyen.

Eben so wenig können wir dem Herausgeber Recht geben, wenn er bey der zweyten angeführten Stelle Jug. 14, 23 in der Rede Adherbal's zu den Worten: incertus, quid agam, tuasne (Anrede an Adherbal's von Jugurtha getödteten Bruder Hiempsal) iniurias persequar, ipse auxili egens, an regno consulam, cuius vitae necisque potestas ex opibus alienis pendet," die Bemerkung macht: Alienas opes Müllerus pessime de Romanorum arbitrio capit, non sentiens supra modum servilem fieri Adherbalis animum, qui se, regem et Masinissae nepotem, tanquam vilissimum mancipium a Romanis pro lubitu (?) vel necari vel vita donari posse dicat. Sed verba etiam obstant, siquidem Adherbal, si Romanos intellexisset, non invidioso vocabulo alienis, sed potius, ut in tota oratione, vestris usus esset. Quare opes alienae Jugurthae sunt, a quo Adherbal sane mortem timere debebat, neque amplius libere vivendi arbitrium habebat. Dabey hat der Verf. übersehen 1) daß zu der Zeit, wo Adherbal nach Sallust diese Rede hielt, die Entscheidung über seine fernere Existenz lediglich von den Römern, zu denen er sich geflüchtet hatte, aber nicht von Jugurtha, abhieng; und daß eine Erwähnung dieses factischen bestehenden Verhältnisses keine Erniedrigung seiner selbst war, geschweige denn einen animum supra modum servilem verrieth; 2) daß Adh. in derselben Rede §. 7. ebenfalls mit Beziehung auf die Römer sagt alienas opes exspecto, wie denn in diesem Ausdrucke an und für sich durchaus nichts Gehässiges liegt; 3) daß er in der Apostrophe an seinen Bruder vestrae opes nicht sagen konnte. Auch bey den Worten am Schlusse dieses Kapitels §. 25. per — sanguinem familiae nostrae scheint uns die erste Erklärung, welche Hr. K. gibt (per propinquum meum), ganz unrichtig, und die zweyte (per caedem meam), zu enge.

Doch eine weitere Erörterung derjenigen Stellen, in denen wir mit dem Herausgeber nicht übereinstimmen, würde uns zu weit führen; wir brechen daher hier ab, indem wir noch über diesen Theil seines Kommentars bemerken, daß wir auch hier im Allgemeinen sehr fleißige und gründliche Benützung und Prüfung des von Früheren Gegebenen gefunden haben. Hin und wieder ist es ihm indessen begegnet, daß er die Erklärungen seiner Vorgänger übersehen, oder mißdeutet hat. So Jug. 34, 1. wo er in Entrüstung geräth (Tantumne esse virorum doctorum stuporem! ruft er aus) daß, wie er sagt, alle Herausgeber seit Kortte die Worte quae ira fieri amat mißverstanden hätten, während schon Ref. in seiner Ausgabe dieselbe Deutung, wenn auch mit wenigen Worten, gegeben hatte, auf die Hr. K. in einer zwey Seiten langen Anmerkung mit Aufbietung einer starken Hülfsmacht von Stellen aus griechischen Autoren hinzuleiten sucht, daß nämlich, quae fieri ein von amat abhängiger Accus. c. Inf., und ira nicht, wie man ehedem, durch eine mißverstandene

Stelle Quintilian's (IX. 3, 17) irre geführt, glaubte, als Ablativ, sondern als Nominativ zu fassen sey. Aehnliche Bemerkungen haben sich uns zu Jug. 6, 3; 14, 16; 24, 5; 31, 14; ebend. §. 29 – 32, 5; 44, 5; 46, 5; 60, 7; 68, 3; 79, 6; 86, 3; 92, 4; 95, 3; 104, 3; 110, 4 aufgedrängt. Wir geben aber gern zu, daß bey einer solchen Menge von Einzelheiten, wie sie der Commentar des Hrn. K. enthält, Versehen dieser Art Entschuldigung verdienen.

Aufgefallen ist uns übrigens der Ton, welchen der Herausgeber im zweyten Theile gegen Hrn. Gerlach angenommen hat. Häufig finden wir Urtheile über Hr. G. eingestreut, wie: ut est in sola inconstantia constans; ut est vir levissimi iudicii; G. insolens inconsiderantia; G. turpis negligentia; incredibiliter caecutit acutissimus G. oder vollends: De tali interprete Phaedrus: quanta species, inquit, cerebrum non habet! oder: I nunc et dic, non esse eum arrogantem, non fatuum! etc. Solche Zugaben können wir um so weniger billigen, wenn wir bedenken, daß Hr. K. seine Ausgabe Schülern zum Studium bestimmte. Außerdem stehen diese Aeußerungen auch mit dem, was er in der Vorrede zum ersten Theile über Hrn. G. sagt, in auffallendem Widerspruche.

Die Latinität des Herausgebers zeichnet sich vor dem gewöhnlichen Notenlatein vortheilhaft aus. Abgesehen von einigen öfters wiederkehrenden Ausdrücken, die, wenn auch entweder überhaupt, oder in dem ihnen beygelegten Sinne nicht klassisch, doch in den Kommentaren schon gewissermassen ein Bürgerrecht erlangt haben, finden wir im Verhältnisse zu dem Umfange des Buchs sehr selten von der guten Ausdrucksweise Abweichendes.

Wir sehen dem dritten Theile dieser verdienstlichen Ausgabe mit Verlangen entgegen. Der Verf. will ihn aber erst dann geben, wenn Lindemanns Corpus grammaticorum Latinorum größtentheils vollendet ist, um die ansehnlichen Hülfsmittel, welche

von diesem Werke für die kritische Berichtigung der Fragmente Sallust's zu erwarten sind, benützen zu können, ein Entschluß, den Jedermann beyfallswerth finden wird. Außer den Fragmenten soll dieser dritte Band noch eine Beurtheilung sämmtlicher bisher benützter Handschriften und eine übersichtlich geordnete Zusammenstellung ihrer Lesarten, ferner einen Index über die Anmerkungen enthalten *) Die Epistolas ad C. Caesarem de rep. ordinanda will Hr. K. wegen ihrer anerkannten Unächtheit nicht beyfügen. Wir rathen ihm, der Vollständigkeit wegen, damit die Besitzer seiner Ausgabe nicht noch eine andere beyziehen müssen, und weil er selbst in seinen Anmerkungen sich öfters auf diese Schriften bezogen hat, diesem Vorsatze nicht getreu zu bleiben und auch die Declam. in Ciceronem nicht wegzulassen, deren Unächtheit uns durch das, was neuerdings Gerlach und vor ihm Andere, namentlich Corradus in seiner Quaestura, beygebracht haben, keineswegs erwiesen scheint **). Außerdem hielten wir es auch für angemessen, wenn Hr. K. noch eine Biographie des Geschichtschreibers und eine Würdigung seines schriftstellerischen Charakters beyfügte. Wir wünschten dieß um so mehr, da wir glauben, annehmen zu können, daß er sich auch hiebey nicht darauf beschränken würde, das schon von Andern Gegebene zu wiederholen.

Dr. Ernst Wilhelm Fabri.

---

*) Vorläufig hat der Verf. einen Index über die Anmerkungen zu dem catilinarischen und jugurthinischen Kriege in diesem Jahre besonders herausgegeben, der durch den späteren, sich über das ganze Werk erstreckenden, überflüßig werden wird.

**) Irren wir nicht, so hat der Untersuchung hierüber besonders der Umstand geschadet, daß man glaubte, die Aechtheit oder Unächtheit der Declam. Salustii in Cic. sey durch die der ihr entgegengesetzten Declam. Ciceronis in Sall. bedingt, und daher die bedeutenderen Gründe gegen erstere Schrift aus letzterer entnahm.

Mémoires de la Société de Physique et d' Histoire naturelle de Genève.

(Fortsetzung.)

Ueber die Temperatur der Amphibien hat der Verf. wenig eigenthümliche Untersuchungen, sondern meist Zusammenstellung der von Andern gemachten; indeß ist diese ziemlich mangelhaft, da nicht bloß die von Wilford, sondern auch die zahlreichen und wichtigen Beobachtungen von Czermak nicht aufgeführt sind. Nach meist fremden und einigen eigenen Versuchen erhält der Verf. über die eigenthümliche Temperatur dieser Klasse folgende Resultate: 1) Die innere Wärme der Schildkröten, womit sie das umgebende Medium übertreffen, ist nach 8 Beobachtungen = 1°38 R.; 2) die der Frösche in Beziehung auf die Luft ist nach 16 Bestimmungen = 0°, 8675 R.; in Beziehung auf das Wasser nach 12 Fällen = 0°, 415 R.; die Mitte aus beyden giebt als eigenthümliche Wärme = 0°, 67 R. 3) Nach 6 Individuen von Eidechsen bestimmt sich ihre Temperatur = 2°, 67 R. 4) An eben so viel Schlangen ergiebt sich der Ueberschuß ihrer eigenen Wärme über die umgebende Luft = 3°, 18 R. Obschon diese Versuche nicht zahlreich genug sind, um mit Sicherheit die Mittelzahlen für die Temperatur jeder Amphibienordnung festzusetzen, so stimmen sie doch mit den von Andern durch zahlreichere Beobachtungen gefundenen Resultaten überein, daß nämlich nicht nur die Amphibien ebenfalls eine eigene Wärme haben, welche in den gewöhnlichen Fällen die des umgebenden Mediums übertrifft, sondern sie zeigen gleichfalls, daß die nackten Reptilien, nämlich die Frösche, eine geringere Temperatur, als die beschuppten oder geschilderten haben.

Zu der geringen Anzahl von Beobachtungen, die wir bisher über die eigenthümliche Temperatur der Fische besitzen, hat der Verf. nur eine, die er an 9 Rothauger (Cyprinus rutilus) angestellt hat, hinzugefügt. Nach den ihm bekannten Erfahrungen würde die eigenthümliche Wärme der Fische sich = 0°, 38 R. ergeben. Im Wasser, das bis zu 26 — 27° erhitzt wird, vermögen diese Thiere nur sehr kurze Zeit ihr Leben zu fristen.

Ueber die wirbellosen Thiere, welche der Verf. nach der veralteten Klassifikation bloß in Insekten und Würmer eintheilt, hat er nur einige eigenthümliche Beobachtungen; die übrigen sind von andern Naturforschern entlehnt, und gleichfalls nicht vollständig aufgeführt. Von 28 Weinbergsschnecken (Helix Pomatia) fand er im Oktober die eigenthümliche innere Wärme, um welche sie die äußere Temperatur übertrafen = 0°, 523 R.

Als Schlußresultat aller eigenen und fremden Beobachtungen stellt der Verf. Folgendes auf, daß nämlich alle Thiere, selbst die der untersten Klassen, einer gewissen eigenthümlichen Wärme genießen. Es ist dieß dasselbe Resultat, das die vorhin genannten Physiologen gleichfalls ausgesprochen haben, und dem man demnach eine allgemeine Gültigkeit einräumen muß.

2) De l'influence des professions sur la durée de la vie, par le Dr. H. C. Lombard. (Pag. 77 — 120).

Ein Aufsatz von großem Interesse, der obwohl ihm keine allgemeine Gültigkeit zukommt, indem er sich bloß auf die Erfahrungen in Genf stützt, doch durch die große Menge von zuverlässigen Thatsachen eine wichtige Bedeutung für die Anthropologie und Statistik erlangt. Er gründet sich nämlich auf nicht weniger, als auf 8,488 Angaben über das Lebensalter von Personen, welche von 1796 — 1830, mit Bezeichnung ihrer Beschäftigungen, in die Todtenregister von Genf eingetragen wurden, und bereits das 16te Lebensjahr überschritten hatten. Als mittlere Lebenszeit dieser Individuen findet der Verf. 55 Jahre, so daß also ein Theil sein Alter über, der andere unter diese Mittelzahl gebracht hat. Bey einer Vergleichung der verschiedenen Beschäftigungen, mit denen sich diese 8,488 Personen befaßten, ergiebt sich ihm ferner, daß nicht alle eine gleich hohe Lebensdauer im mittlern Durchschnitt zulassen. Um hierüber nähere Bestimmungen liefern zu können, theilt der Verf. die ganze Population nach der Verschiedenheit der Beschäftigungen in 3 Klassen ab. Die erste begreift die freyen Beschäftigungen (professions aisées ou liberales), welche einen gewissen Grad von Wohlstand, Behaglichkeit und Freyheit, was zusammen unter dem Worte aisance begriffen wird, mit sich bringen. Die zweyte Klasse umfaßt die industriellen Beschäftigungen (professions industrielles), welche durch das mäßige Einkommen, das sie liefern, den Arbeiter in einem gewissen genirten Zustande lassen, und die letzte Klasse besteht aus den Handarbeitern oder Taglöhnern (professions de manoeuvres ou de journaliers). Es versteht sich, daß diese Klassen nicht strenge von einander gesondert sind, sondern daß bey ihrer Vertheilung manche Willkührlichkeit mitunter läuft.

Jede von diesen 3 Klassen enthält Professionen, wo das mittlere Lebensalter über, und wieder andere, wo es unter 55° Jahre geht. Zuerst führt der Verf. nach Anleitung seiner Sterberegister, diejenigen Beschäftigungen auf, welche im Durchschnitt ein höheres Alter als 55° Jahre ergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Neue Wirbelthiere zu der Fauna von Abyssinien gehörig, entdeckt und beschrieben von Dr. Eduard Rüppell. Frankfurt a. M. 1835. Lief. I — IV. in Fol. mit 25 Tafeln, jede Lief. 6 fl.

Abyssinien ist eines der denkwürdigsten Länder der Welt, dem Alterthume nur aus wunderlichen Mährchen bekannt, und erst seit wenigen Jahrhunderten, in einem spärlichen, oft lange unterbrochenen Verkehr mit Europa, wodurch uns allmählig die Beschaffenheit dieses altberühmten Landes und seiner Bewohner aufgeschlossen wird.

Den Alten war Abyssinien das wunderreiche Aethiopien, das zum Theil von Zwergen, von Leuten ohne Mund und Nase, und von ähnlichen mißgestalteten Völkern bewohnt seyn sollte. Vergebens bemühten sich die Egypter, in dasselbe einzudringen: sie hatten allerdings ein besonderes Interesse hiezu, denn Abyssinien ist es, das von seinen Bergen ihrem Nile die Gewässer zusendet, und sie standen in der Meynung, daß es von den dortigen Bewohnern abhienge, ob sie dem Strome das Austreten gestatten wollten oder nicht. Auch weder dem Perserkönig Kambyses, noch Griechen und Römern gelang es, zu den gefeyerten Nilquellen vorzudringen; Abyssinien blieb dem vorchristlichen Alterthume ein ersehntes, aber unerreichtes Land.

Dem Christenthume war es vorbehalten, uns zuerst dieses unbekannte Land aufzuschließen, indem dasselbe seit der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts dort Eingang gefunden und es mit Egypten zunächst in Verbindung gebracht hatte. Aber dieser Verkehr wurde schon im siebenten Jahrhunderte wieder unterbrochen, als die mahomedanischen Araber Egypten in Besitz nahmen. Von nun an verschwindet Abyssinien aus der Kunde des Mittelalters, und nicht eher, als mit Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts ist aufs Neue von demselben die Rede. Die Portugiesen hatten zuerst davon gehört, daß ein christliches Volk in Afrika vorhanden wäre, das allen Angriffen fanatischer Mohamedaner und barbarischer Heiden widerstanden hätte; in Abyssinien hofften sie den Priesterkönig Johannes aufzufinden, den fromme Pilger seit dem dreyzehnten Jahrhunderte vergebens in Asien aufgesucht hatten. Fast gleichzeitig mit der Entdeckung von Amerika gelang es dem Portugiesen Kovillan (im Jahre 1490) in Abyssinien einzudringen, und seit dieser Zeit war das südwestliche Europa in enge Verbindung mit diesem Lande getreten, zumal seitdem Jesuiten daselbst Eingang gefunden hatten. Aber auch dieser Verkehr war kein dauernder, denn gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wurden die Jesuiten verjagt; andere Mönche, die sich später vereinzelt Zutritt verschaffen wollten, erlitten meist den Martertod.

So wichtig aber auch diese Periode für die Kirchengeschichte ist, so unbedeutend ist sie für die Naturgeschichte. Die geringe Ausbeute, welche diese davon trug, hat Ludolf mit Fleiß und Kritik in seiner Historia Aethiopica und in seinem Commentarius zu derselben gesammelt. Ludolf war nicht bloßer Compilator; durch den Abyssinier Abba Gregorius hatte er viele Mittheilungen bekommen, die er in seinem Werke mitaufnahm. Gleichwohl wurde hiermit für die Naturgeschichte Abyssiniens nicht viel ge-

leistet, da es dem gelehrten Manne zu sehr an Material gebrach.

Wenn wir von Poncet absehen, der ein Paar dürftige naturhistorische Notizen gelegentlich seinem Reisebericht einflocht, so ist für die Naturgeschichte dieses Landes seit der Vertreibung der Jesuiten nicht eher wieder etwas Namhaftes geleistet worden, als durch Bruce, dem es gelang, Eingang und Schutz in Abyssinien zu finden (Travels to discover the Source of the Nile, in the years 1768 — 1773). Es läßt sich nicht läugnen, daß Bruce Talent für naturhistorische Beobachtungen hatte, aber theils fehlte es ihm an gründlichen Kenntnissen in der Naturgeschichte, theils hatte er sichs aus Eitelkeit beygehen lassen, durch allerley Aufschneidereyen seinen Reisebericht interessanter machen zu wollen. Die Folge davon war, daß ihm bald alle Glaubwürdigkeit abgesprochen, und sein Name als der eines bloßen Windbeutels genannt wurde. Hat ihm nun gleich die neuere Zeit wieder mehr zu Ehren gebracht, und ihm seine unläugbaren Verdienste um die Kenntniß von Abyssinien zugestanden, so schwebt man doch immer noch bey Benützung seiner Angaben so lange in Ungewißheit über ihre völlige Zuverlässigkeit, bevor sie nicht durch andere erprobte Autoritäten von Neuem bewährt sind. Hätte Bruce sich begnügt, einfach und wahr seine Beobachtungen mitzutheilen, sein Name würde ehrenvoll und mackellos unter der Reihe der ausgezeichnetsten Reisenden prangen; so aber hat die durch Eitelkeit herbeygeführte Unwahrhaftigkeit ihn gleich Levaillant auch um den Lohn des wirklich Geleisteten gebracht.

Nicht eher, als zu Anfang dieses Jahrhunderts betrat wieder ein Europäer das schwer zugängliche Abyssinien. Salt machte dahin zwey Reisen, von denen besonders die zweyte, im Jahre 1810 ausgeführte (A Voyage to Abyssinia. Lond. 1814) mehrere Beyträge zur Naturgeschichte des Landes geliefert hat. In diesem letzteren Reisebericht ist ein eigner Anhang für sie bestimmt, in welchem Salt selbst die

auffallenderen Säugethiere und Vögel anführt, ohne jedoch auf eine kritische Würdigung der Arten und eine detaillirte Beschreibung derselben sich einlassen zu können, da es ihm hiezu nicht an Willen, wohl aber an ausreichenden Kenntnissen gebrach. Mehr Werth hat eine, von Latham entworfene, Liste der von dem Reisenden mitgebrachten Vögelbälge, wozu Lord Stanley zum Theil ausführliche Beschreibungen entwarf. Von den gesammelten Pflanzen hat Brown eine Liste nach der Ordnung des Linne'schen Systems mitgetheilt.

Hiermit war also der Anfang zur wissenschaftlichen Erörterung der Naturverhältnisse Abyssiniens gemacht, und ein weiterer Fortschritt ist gegenwärtig durch Rüppell geschehen, der, nachdem er früher Egypten und Nubien durchreiste, nnn vor etlichen Jahren auch Abyssinien in naturhistorischer Beziehung durchwandert hat. Die Darlegung der Resultate seiner letzten Reise hat er bereits in diesen 4 Heften begonnen, welche den Wirbelthieren Abyssiniens gewidmet sind. Es ist nicht im Plane dieser Hefte, alle Wirbelthiere aufzuzählen, welche der Reisende in jenem Lande aufgefunden hat — obschon eine solche Darstellung von einem im tropischen Klima gelegenen Alpenlande von höchstem Interesse seyn müßte — sondern, wie bereits der Titel sagt, es sollen nur die neuen Arten aus dieser Abtheilung berücksichtigt werden. Das Ganze ist auf 12 Lieferungen berechnet, von denen jede einer der 4 Klassen der Wirbelthiere gewidmet ist, und wovon binnen Jahresfrist immer 4 Hefte erscheinen sollen. Die 4 Lieferungen des Jahres 1835 liegen uns bereits vor, und wir geben hiermit eine kurze Anzeige von ihrem Inhalte.

Die erste Lieferung, den Säugthieren gewidmet, stellt folgende Arten dar: 1) Colobus Guereza, 2) Macacus Gelada, 3) Antilope Defassa, 4) Antilope Decula, 5) A. Beisa, 6) Capra Walie.

Die zweyte Lieferung mit Vögeln enthält: 1) Buceros cristatus, 2) B. limbatus, 3) B.

flavirostris, 4) Corythaix leucotis, 5) Chizarhis zonurus, 6) Perdix melanocephala, 7) P. Erckelii.

Die dritte Lieferung mit Amphibien enthält: 1) Pentonyx Gehafie, 2) Caretta Bissa, 3) C. olivacea, 4) Agama colonorum, 5) Stellio cyanogaster, 6) Trapelus flavimaculatus, 7) Hemidactylus flaviviridis, 8) Pristurus flavipunctatus.

Die vierte Lieferung mit Fischen enthält: 1) Petroskirtes ancylodon, 2) Enneapterygius pusillus, 3) Gazza equulaeformis, 4) Labrus fusiformis, 5) L. quadrilineatus, 6) L. latovittatus, 7) Pseudochromis olivaceus, 8) P. flavivertex, 9) Plesiops coeruleo-lineatus, 10) Julis semicoeruleus, 11) J. umbrostygma, 12) J. semipunctatus, 13) Halichoeres coeruleovittatus, 14) H. variegatus, 15) H. multicolor, 16) H. eximius, 17) H. bimaculatus, 18) H. sexfasciatus, 19) Cheilinus quinquecinctus, 20) Ch. undulatus, 21) Anampses diadematus, 22) Xyrichthys altipinnis, 23) Scarus virides-cens, 24) S. coeruleo-punctatus.

Was uns bey Betrachtung der Darstellungen der warmblütigen Wirbelthiere vor Allem aufgefallen, ist die große Aehnlichkeit, welche mehrere der hier abgebildeten abyssinischen Thiere mit bereits länger gekannten Arten haben, obgleich sie auch wieder mehrere auffallende Abweichungen darbieten, die uns bedenklich machen, sie für bloße constante Varietäten auszugeben. So hat die Antilope Decula Rüpp. die größte Aehnlichkeit mit der Antilope sylvatica Südafrika's, so wie die Antilope Beisa Rüpp. mit der südafrikanischen Antilope Oryx, und doch finden sich zwischen den beyden südafrikanischen Arten und ihren ostafrikanischen Repräsentanten Unterschiede genug, die als specifisch betrachtet werden können. Dagegen können wir die Capra Walie Rüpp. von der bisher der Text nur die Diagnose nebst dem aus fünf Zeilen bestehenden Anfang der Beschreibung enthält, und welche Rüppell für eine neue Art anzusehen scheint, weil er ihr einen eigenen Namen ohne Beyfügung von Synonymen giebt, für nichts weiter, als für den Beden von Forskal (Aegoceros Beden Mus. Monac., Capra nubiana Fisch. s. sinaitica Ehrenb.) erklären. Es paßt wenigstens die Diagnose und Abbildung ganz auf die bisher erschienenen Darstellungen des Beden, von dem wir bereits wissen, daß er auf den Gebirgen längs den beyden Küsten des rothen Meeres wohnt. Da schon Ehrenberg den hebräischen Namen Jaalah auf den Beden bezogen hat, und der abyssinische Name Walie wohl mit jenem stammverwandt ist, so möchte auch diese Wort-Uebereinstimmung für die Identität beyderley Thiere sprechen. Doch darüber wird uns der Verf. im nächsten Hefte selbst Aufschluß geben.

Bey den Hornvögeln erinnert der Verf. daran, daß sein Buceros flavirostris nahe verwandt sey mit dem westafrikanischen B. erythrorhynchus, und sein B. limbatus ungemein nahe dem B. fasciatus stehe; auch mit dem südafrikanischen B. coronatus Shaw hat der letztere in vielen Stücken, namentlich auch in der Größe, Aehnlichkeit. Eben so auffallend ist die Verwandtschaft der Corythaix leucotis Rüpp. mit Corythaix Persa, und selbst noch die der Perdix Erckelii Rüpp. mit der schon früher bekannten Perdix Clappertoni, und doch sind es sicherlich verschiedene Arten.

Anders könnte es sich mit den Schildkröten verhalten, die wir eher für Varietäten bekannter Arten, als für selbständige Species ansehen möchten, obgleich sie manches Abweichende und Eigenthümliche aufzuweisen haben. So hat schon Schlegel neuerlich die Caretta olivacea von Eschscholtz für eine der vielen Varietäten von Chelonia Cephalo erklärt, und wir können nicht umhin, seiner Meynung beyzutreten. Noch größer ist die Verwandtschaft der

Caretta Bissa Rüpp. mit Chelonia Mydas s. viridis, und wir wüßten zwischen beyden keinen andern erheblichen Unterschied aufzufinden, als daß bey ersterer der Schnabel mit seinem vordern Ende einen stärkern Vorsprung bildet. Wenn wir indeß die Bemerkung von Schlegel berücksichtigen, daß bey Ch. viridis der Kopf in der Jugend eine konische und sehr stumpfe Form hat, daß er im mittleren Alter an Länge zunimmt und spitzig wird, um im ausgewachsenen Zustande das Volumen zu vermehren, so könnte die Ch. Bissa wohl nur das mittlere Alter der Ch. viridis bezeichnen, wofür auch das Verhältniß ihrer Größe spricht, indem sie vom Kopf bis zum Schwanzende 3'10" beträgt.

(Schluß folgt.)

Mémoires de la Société de Physique et d' Histoire naturelle de Genève.

(Fortsetzung.)

In der ersten Klasse mit 22 verschiedenen Beschäftigungen stehen oben an Magistratspersonen (mit 69,1 mittlerem Lebensalter), Professoren (mit 66,6), Aerzte (mit 66,4), Rentiers (mit 65,8), Advokaten und Apotheker (mit 64,3), Geistliche (mit 63,8), u. s. w. Die zweyte Klasse mit 46 Professionen stellt oben an die Leichenbegleiter mit 75 mittleren Lebensjahren, dann Chokoladefabrikanten mit 73, Kürschner 70, Käsehändler 68,5, Nadler 65,4 u. s. w. In der dritten Klasse mit 12 Professionen ist 60 das höchste Lebensalter; die Kohlenmesser erreichen 59,1, die Holzhacker 58,8 u. s. w.

Unter der Mittelzahl von 55 Jahren bleiben in der ersten Klasse nur 3 Stände, nämlich Chirurgen oder Gesundheitsbeamte mit 54, Gelehrte mit 52,7 und Schreiber, Schreibmeister mit 51 Jahren. Aus der zweyten Klasse erreichen 43 Professionen dieses Mittelalter nicht; am ungünstigsten stellt sich das Ergebniß für Schlosser mit 47, Lackmaler mit 44,3, Uhrgehäusmacher 42,9 und Müller mit 42 Jahren. In der dritten Klasse von 13 Professionen stehen zu unterst die Schornsteinfeger und Kutscher mit 45, und die Schäfer mit 40,8 mittleren Lebensjahren.

Als wohlthätige Einflüsse auf die Lebensdauer erscheinen demnach, zu Folge der vorliegenden Sterberegister, Wohlstand und thätige Lebensweise. Als ungünstige Einflüsse dagegen bethätigen sich Mangel an Wohlstand, Einathmung vegetabilischer und mineralischer Dünste so wie verschiedener Staubarten, ferner lebensgefährliche Handthierungen, wie die der Dachdecker, Zimmerleute u. s. w., welche durch Herabstürzen leicht verunglücken, und endlich eine sitzende Lebensweise. In vielen Tabellen hat der Verf. die große Menge von Zahlenangaben auf eine schöne übersichtliche Weise zusammengestellt.

3) Mémoires pour servir à l'histoire naturelle de la Chenille du Hamac, Tinea Harisella Linn., Oecophore de Latreille, par Pierre Huber. (Pag. 121 — 160 mit 2 Kupfertafeln).

Das Insekt, welches den Gegenstand der angeführten Abhandlung abgiebt, ist schon früher im 5ten Bande des Naturforschers in einem eigenen Aufsatze, betitelt: „Herrn Pastor Gözens eigene mikroskopische Beobachtungen einer vierzehnfüssigen Minirraupe in den Apfelblättern" beschrieben und in seinen verschiedenen Ständen abgebildet worden. Auf diesen Aufsatz bezieht sich auch der Verf., allein er macht nach der, französischen Schriftstellern nicht selten eigenen, Unart deutsche Namen zu maltraitiren, aus dem Pastor Göze einen Docteur Goesen. Neu ist also der Gegenstand gerade nicht mehr zu nennen, den Huber bearbeitet; allein ihm bleibt das Verdienst, daß er nicht bloß die verschiedenen Stände dieses Insektes mit größerer Genauigkeit beschreibt, sondern daß er insbesondere die Art und Weise, wie sich die Raupe ihr Gespinste bereitet, was sein Vorgänger nur flüchtig und ungenau mit wenig Worten angedeutet hat, mit der möglichsten Vollständigkeit darlegt. Auch die Abbildungen, welche der Genfer Naturforscher seiner Abhandlung auf zwey Tafeln beygefügt hat, sind nicht bloß ungleich schöner, sondern auch viel genauer, als die von Göze, und sie dienen insbesondere dazu, um die verschiedenen Operationen der Raupe bey Anfertigung ihres Gespinstes anschaulich zu machen. Dieses Gespinst ist allerdings ein Meisterstück, und der Verf. vergleicht es nicht ganz unpassend mit einer Hängmatte, die von dem Räupchen, das anfangs zwischen den zwey Häuten eines Blattes lebt, zur Zeit der Einpuppung aber auf die Aussenseite kommt, verfertigt wird. Die Construction dieses Gehäuses ist folgende. Zwischen den Rändern eines gefalteten Blattes sieht man 2 acht bis zehn Linien lange, parallele und glänzend weiße Schnüre. Diese sind die beyden Hauptträger der Hängmatte, welche eine cylindrische Röhre aus Seide darstellt, und durch 4, an beyden Enden paarweise angebrachte Fäden an die erwähnten zwey Schnüre befestigt wird. An das Blatt selbst ist die Seidenröhre durch 4 andere Fäden, welche den eben genannten gegenüberliegen, festgeheftet, so daß also die Hängmatte das Blatt nicht berührt, sondern durch die Fäden frey, aber ganz sicher in der Luft getragen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum. Auszug aus den im k. k. Archive zu Wien sich befindenden Reichs-Registratur-Büchern vom Jahre 1400 bis 1410, mit Benützung der gedruckten Quellen, von Joseph Chmel, Chorherrn des Stiftes St. Florian und Archivar im k. k. Archive zu Wien. Frankfurt a. M. bey Fr. Varrentrapp. 1834.

Es ist die Absicht des Verfassers dieser Regesta, die ganze Reihe der im kaiserlichen Archive zu Wien *befindlichen* Registratur-Bücher von 1400 bis 1519, mit Ergänzungen aus den bereits gedruckten Quellen, in chronologisch geordneten Extrakten bekannt zu machen. Es wird sich dieses Werk an die von Böhmer in Frankfurt bearbeiteten Regesten anschließen, welche bis zum Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts fortgeführt werden sollen. Und da nnn die Arbeit Böhmers mit den Karolingern beginnt, so haben wir auf diesem Wege allerdings neue Schätze authentischen Stoffes für die deutsche Geschichte zu hoffen.

Der gegenwärtig mitgetheilte erste Quartband ist aus drey Folianten extrahirt, deren erster die Abschriften der lateinisch abgefaßten Dokumente Ruperts; der zweyte die Lehenbriefe, der dritte die übrigen deutschen Urkunden dieses Kaisers enthält. Da diese Abschriften von Ruperts eigenem Registrator, Niklas Buman Luterburg in die Bücher eingetragen wurden, so können wir, was die Authenticität derselben betrifft, vollkommen beruhigt seyn. In Ansehung des in diesen Auszügen zur öffentlichen Kenntniß gebrachten Stoffes aber, erlauben wir uns das Nachstehende zu bemerken.

Von den in dem vorliegenden Bande extrahirten 2900 Urkunden, bestehen wohl fast drey Viertheile in Lehenbriefen, Freyheitsbestätigungen, Verleihungen einzelner Grundstücke, Präsentationen auf erledigte Pfründen ꝛc. Die meisten der in die öffentlichen Angelegenheiten des Reiches eingreifenden Documente, sind aus den gedruckten Quellen-Sammlungen Martenes ꝛc. eingeschaltet. Für den politischen und publicistischen Bestandtheil der deutschen Geschichte wird also aus diesem Werke nicht sehr viel Neues zu schöpfen seyn. Um so reichhaltiger fließt aber diese Quelle zur Bereicherung unserer Kenntniß des deutschen Städte-Wesens und vorzüglich der Adelsgeschlechter und ihres Grundbesitzes. Ja es kann dieses Werk in genealogischer Beziehung wirklich als eine Fundgrube der schätzbarsten Notizen gelten, was sich nur noch um so mehr hervorstellen wird, wenn durch das Hinzutreten der spätern Bände und der Böhmer'schen Regesten nach rückwärts und vorwärts wird angeknüpft — und sonach für die Hausgeschichte des deutschen Adels, seiner Würden, Aemter und Besitzungen eine zusammenhängende chronologische Uebersicht geschöpft werden können.

Der Nachrichten über bereits erloschene Stämme ist eine Fülle in diesen Regesten enthalten und es werden auch viele der noch lebenden bayerischen Adels- und alten Bürger-Geschlechter hier herzerhebend manche Nachricht von den Ihrigen aus der grauen Vergangenheit vernehmen. So z. B. die Stromeyer, Gumppenberge, Auffeße, Holzschuher, Kreße, Rech-

berge u. a. Häufig wird erwähnt der Grafen von Oettingen, der Kämmerer von Dalburg, in den wichtigsten Geschäften; eben so der Sikingen, Landvögte im Elsaß, Helmstädte, Venningen; Conrads von Eglofstein, des Deutsch-Ordens-Meisters in deutschen und welschen Landen und Statthalters in Verona, Conrad von Freyberg, den der Kaiser im Jahre 1401 nach Italien gesendet, um eine Summe von 300,000 Dukaten von den Florentinern zu erheben, und dessen er sich zu Unterhandlungen mit Oesterreich bedient. Es war dieser Conrad ein Abkömmling des Stammes der Freyberge, die schon in grauer Vorzeit ihr Panier an dem Ursprunge des Rheines, dort wo der Gotthard seine Arme nach Osten ausstreckt, auf die Burg gepflanzt, die auf eine an die Wolken streifende Höhe gestellt ist; ein Enkel Herrn Conrads, des Viztums von Oberbayern und treuen Begleiters Herzog Ludwig des Aeltern auf seinen Kriegszügen in Tyrol, und von Brandenburg aus gegen die heidnischen Polen; ein Neffe jenes Walthers von Freyberg, der in der Sempacher Schlacht seinen Tod gefunden, weil er sich über Herzog Leopolds Leichnam, damit er nicht von den Feinden verunehrt werde, dahin gestreckt. Obiger Conrad war aus der Linie derer von Aschau, wo ein Zweig dieses Ritterstammes schon im zwölften Jahrhunderte gehauset, und das Bild jenes sich im Chiemsee spiegelnden Felsgebirges der Kampen in sein Wappenschild aufgenommen hat. — Anna, die Hausfrau des Stephan von Gundelfingen und ihre ehelichen Kinder werden (i. J. 1408) von Rupert in den Freyherrn Stand erhoben,

„Wan wir vernomen han vnd auch von truwirdigen luten eigentlich vnderwiset sin, das sie vnsers lieben getruwen Hans Truchsessen von Walpurg Ritters dochter, von solichen frauwenlichen stamen, die von yren vier anen grefynne gewest sin kommen vnd geborne sy, mit namen, daz dez vorgenanten Hans Truchsessen ires vatters muter ein rechte Hertzogynne von Tecke, Ir muter ein recht grefynn von Habspurg, vnd ihrer muter muter ein recht Lantgrauynn von Elsass gewesin sin, vnd daz auch die vorgenante Anna mit solichen sunderlichen tugenden, fromkeiten vnd zuchten also gezieret sy, das Ir wol angehöre daz sie in freyen Adel vnd wirdigkeit geseczet vnd fryen genoss gemacht werde.“

Was die Städte betrifft, so enthält das vorliegende Werk ziemlich ausführliche Extracte aus den vielen Freyheits-Verleihungen des Kaisers, und ist in Beziehung auf Bayern besonders reich an Urkunden über Nürnberg, theilt auch Vieles mit über Regensburg, Dünkelsbühl, Neumarkt, Windsheim, Rothenburg, Kempten, Schweinfurt, Bamberg, Friedberg, Bernau ꝛc. Der kaiserliche Brief über die Freyheiten und Rechte der Stadt Schweinfurt ist nebst mehreren andern merkwürdigen Briefen im Anhange in extenso abgedruckt. Sehr interessante Notizen werden unter andern auch mitgetheilt über die Verhältnisse der Juden, die sich damals so mancher Begünstigung von Seite des Reichs-Oberhauptes zu erfreuen hatten. Wir führen in dieser Beziehung folgenden Brief Kaiser Rupprechts vom 23. November des Jahres 1407 an:

„befiehlt allen Juden des Reiches, Deutscher und und Wälscher Lande, den Israhel für den rechten Hochmeister (aller übrigen jüdischen Hochmeister) zu halten, und keinen andern, unter einer Pön von 20 Mark Gold . . . „vnd ist vns fürkommen, das etliche Juden oder Judinne in dem heiligen romischen riche wonhafftig vnd gesessen, vnd nemlich zu Nuremberg, den vorgenanten Israhel fur iren Hochmeister nicht halden, oder Im nit alleyn vngehorsam sin, sunder yn auch, nach des vorgen. unsers Maiestet brieffs verkundunge fur ettliche, die sich selber fur Judisch hohmeister halden, bracht, vnd daselbe mit erdachten reden vnd vnwarheiden von Im vsgegeben haben, daser uber die Judischheit gesprongen sy, vnd vnser forchte an alle wolhabende Juden geworffen habe, daß er die meyne zu scheczen, vnd In ir gelte abezugewynnen, vnd haben damit zubracht, daß solich Judisch hohmeister denselben Israhel darumb bennig verkündet vnd des Ire Banbriefe über yn gesant habenhaben, soliche Banbriefe dann furbass von Juden zu Nuremberg vnd villeicht anderswo offentlich gelesen sin, das wir nicht allein dem egenannten Israhel, sunder unserm kuniglichen gewalt zu smacheit vnd leydigunge, vnd nemlich wider die vorgenanee vnsern Maiestatbrieff vnd gebotte dorinne begriffen in merklicher freuele und vngehorsamkeite achten bescheen sin, das wir also vndergedrucket nicht sollen noch wollen liegen lassen.“ C.

Ferner . . . . „wir wollen vnd setzen auch von Romischer kuniglicher mechte, ob das wer, das etliche

Juden oder Jüdynn weren, einer oder mere, die den gulden pfenning nit geben vnd sich dawider setzen wolten, das dann die andern Juden alle, die in denselben Frithoff gehoren, mit denselben allen kein gemeinschafft haben sollen, in allen sachen als Jüdische recht ist, vnd welicher des nit dete, der sol in vnser vnd des heil. Richs swere vngnade verfallen sin." ... C.

Auch auf folgende Urkunde, in Betreff des vom Kaiser dem Peter von Hall, seinem Chirurgen, ertheilten Rechtes Schmuck und Edelsteine zu tragen, wollen wir, als auf einen interessanten Beytrag zur Sitten-Geschichte aufmerksam machen:

„regia majestas cunctis sibi fidelibus in exhibendis graciis et condignis impendendis honoribus liberalis dignatur existere, Tibi tamen prae ceteris gratiarum et honorum munera non inmemerito liberalius impendit, quem pro acquirendis multarum subtilitatum experimentis non solum studio laboreque maximo in diversis mundi partibus desudasse, sed etiam crebros et asperos et duros et fere inhumanos conflictus strenue constat peregisse, sicut in plerisque tuorum membrorum lesionibus cunctis inspicere volentibus liquido videtur et apparet, sane quantum huiusmodi ac alia virtuosa tua opera ex constanti et audaci animi tui virilitate prouenientia resplendeant, ac quantum te reddant dignis laudum praeconiis famosissime commendatum, regia celsitudo nostra luculentius est edocta. Horum itaque solerti consideratione permoti, et ut per evidentiam regalis decreti propositum, quod in hodierna sti Carnalis celebritate sollempni, vocatis ad hoc utriusque sexus hominibus et aliis ad huiusmodi vocandis, prout moris est, nostra decrevit Serenitas, in quo nimirum tuam deliberavimus decorare personam, proprio motu taliter insignimus, ac ad tante dignitatis fastigium graciosius elevamus, plenam omnimodam atque liberam tenore praesentium tibi coucedendo licentiam, ut gemmas pretiosas, aurum, argentum, encennia et clenodia in birretis, capuciis, vestimentis, cingulis, peris et aliis rebus tuis, vestesque foderatas ac pellibns de vario minuto et grosso, griseo et albo, ac marderinis, et aliis quibuscunque, nec non purpura, bisso, pannisque sericis subductas, et demum si libet calcaria deaurata sive de auricalco confecta, iuxta tue voluntatis beneplacitum in antea gestare, et eis ornatus ubique locorum incedere, ac ipsis perfrui valeas et gaudere."

(Schluß folgt.)

Neue Wirbelthiere zu der Fauna von Abyssinien gehörig, entdeckt und beschrieben von Dr. Eduard Rüppell. Frankfurt a. M. 1835. Lief. I — IV. in Fol. mit 25 Tafeln, jede Lief. 6 fl.

(Schluß.)

Auch Pentonyx Gehafi Rüpp. ist mit Emys galeata so nahe verwandt, daß sie recht leicht noch in den Kreis von Variationen hineinfallen könnte, den letztere darbietet. Völlige Gewißheit über diese drey Schildkrötenarten kann indeß nur eine sorgfältige Vergleichung einer großen Anzahl von Individuen aus den verschiedenen Lebensperioden geben. Wie diese aber auch ausfallen möge, immerhin sind es merkwürdige Formen, die Rüppell hier beschrieben und abgebildet hat. Unter den übrigen Amphibien hat der Verf. in der Familie der Geckonen eine neue Gattung Pristurus errichtet, welche vielleicht zweckmäßiger bey denselben als eine Untergattung eingereiht werden könnte.

Reich ist die Ausbeute an Fischen aus dem rothen Meere, unter denen der Verf. die neuen Gattungen Enneapterygius, Gazza, Pseudochromis und Halichoeres vorschlägt. Mit welcher Vorsicht man bey Errichtung solcher neuen Gattungen bey den, nach den verschiedenen Lebensperioden noch so wenig gekannten Fischen verfahren müsse, macht der Verfasser bemerklich, indem er anführt, daß eine seiner neuen Arten im jugendlichen Zustande zur Gattung Calliodon von Cuvier, im erwachsenen aber zu den ächten Scarus gehören würde.

Was die äußere Einrichtung dieser Hefte anbelangt, so ist Druck und Papier ausgezeichnet zu nennen. Die Tafeln, gleich dem Texte in Folio-Format, sind hinsichtlich der Zeichnung wie des Colorits von vorzüglicher Schönheit. Jede der drey ersten Lieferungen enthält 6 Tafeln, die sämmtlich kolorirt sind; die letzte hat zwar 7 Tafeln, wovon indessen 2 nicht illuminirt sind. Bey der Menge neuer Arten und der Schönheit der Darstellungen derselben, sind diese Beyträge zur Fauna Abyssiniens eine recht erfreuliche Erscheinung im Gebiete der zoologischen Litteratur.

Mémoires de la Société de Physique et d' Histoire naturelle de Genève.

(Fortsetzung.)

4) Description de quelques nouvelles espèces d'Insectes du Bassin du Léman, par F. J. Pictet. (Pag. 173 — 190 mit 1 Taf.)

Der Verfasser beschäftigt sich in dieser Abhandlung mit der Gattung Nemoura, von der bisher nur 6 Arten bekannt waren, und der er nun durch seine eigenen Entdeckungen in dem genannten Bezirke 12 neue Species beyfügt. Die Namen der letzteren sind: N. nitida, lateralis, marginata, nigritarsis, nervosa, angusticollis, humeralis, inconspicua, macrophthalma, picea, brevicollis, flavicornis. Die N. trifasciata ist zwar auch von Pictet, aber schon früher entdeckt und bereits im 26ten Bande der Annales des sciences naturelles beschrieben. Als Hauptmerkmal zur Unterscheidung der Arten hat der Verf. das Halsschild (Prothorax) benützt, das hinsichtlich seiner Form, Farbe und zumal seiner vorspringenden Punkte und Eindrücke constante specifische Charaktere darbietet. Er hat deßhalb auch auf einer Tafel die Halsschilder von diesen 12 neuen, sowie von 4 älteren Arten abgebildet.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Notice sur les graines de l'Ananas. Par M. Aug. Pyr. De Candolle. Cum Tab. II. (Pag. 161.)

Bey der Ananas verkümmern bekanntlich im kultivirten Zustande die Samen in der Regel ebenso, wie bey dem Brodfruchtbaum und der Banane. Man pflanzt sie deßhalb gewöhnlich theils durch Wurzelsprossen, theils durch Stecklinge (den sog. Schopf, d. h. das dicht beblätterte Ende des Stengels oberhalb der Früchte) fort. Wir hatten aus dieser Ursache auch bisher über den Bau der Samen nur sehr unvollständige Nachrichten durch die ältern Schriftsteller Rheede, Tournefort, Commelin u. A., und selbst Gärtner konnte nur von Bromelia Pinguin die Analyse geben. Im Sommer 1833 zeitigten nun in den großen Ananastreibereyen des Herrn Aug. Saladin zu Pregny mehrere Früchte, welche vollkommen ausgebildete Samen enthielten. Diese beschreibt Hr. de Candolle. Die einzelnen mit dem Deckblatte verwachsenen Früchtchen sind demnach dreyfächrig, mit sehr fleischiger Achse und eben solchen Zwischenwänden. Jedes Fach enthält eine an der Achse befestigte kurze handförmig getheilte Placenta mit den Rudimenten mehrerer Eyer, aber nur einem entwickelten hängenden Samen. Letzterer ist eyförmig-länglich, etwas plattgedrückt, der Länge nach fein gestreift, rothbraun von Farbe. Der Eyweißkörper ist groß, sehr weiß und mehlig, der kleine, längliche, fast völlig gerade Embryo steht aufrecht am Keimende. Es ergiebt sich hieraus, daß die Ananas auch im Fruchtbau wesentlich von den übrigen Bromelien abweicht, und daß also die Theilung der Linneischen Gattung Bromelia in Ananassa und Bromelia sich als zweckmäßig bewährt.

2. Notice sur une nouvelle espèce d'Inula trouvée aux environs de Genève. Par. F. G. Reuter. Cum Tab. (S. 169.)

Die Pflanze, welche der Verfasser Inula semi-amplexicaulis nennt, hält genau das Mittel zwischen Inula Vaillantii und I. salicina, mit welchen sie auch zusammen wächst und deren Bastard sie vermuthlich ist.

3. Recherches sur les modifications, qu'éprouve l'atmosphère par le contact de certains végétaux dépouvus de parties vertes. Par M. F. Marcet. (P. 191).

Der Verf. setzt die schon vor 7 Jahren von ihm und Th. Saussure begonnenen Versuche über die Veränderungen fort, welche nicht grünende Vegetabilien *in* der atmosphärischen Luft veranlassen. Er hat zu seinen Beobachtungen vorzüglich die Schwämme gewählt, weil diese in ihrer Ernährungsweise am meisten von den übrigen Gewächsen abzuweichen schienen. Freylich dürften aber, jemehr die Schwämme in ihrer chemischen Zusammensetzung und organischen Entwickelung von den übrigen belaubten und laublosen Pflanzen verschieden sind, jemehr sie nach der Meynung mancher Botaniker gewissermassen eine für sich abgeschlossene und von der übrigen Pflanzenwelt gesonderte Gruppe von Naturkörpern bilden, auch um desto weniger die an ihnen gemachten Beobachtungen zu allgemeinen Schlüssen auf andere Vegetabilien berechtigen. Wir folgen hier dem Verfasser nur in Zusammenstellung der Thatsachen. Er untersucht die Veränderungen, welche Schwämme in einer Atmosphäre von gewöhnlicher Luft, dann in einer von Sauerstoffgas und endlich in einer von Stickstoffgas veranlassen. Die gemeine Luft ward, wenn man die Glasglocke über einen noch im Boden festgewachsenen Schwamm stellte und noch so sorgfältig zu verschließen suchte, der vielen nicht zu beseitigenden störenden Einwirkungen des Bodens u. s. w. wegen, gar nicht verändert, oder es zeigte sich höchstens eine Spur von Kohlensäure.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire naturelle. Par L. A. Necker, de l'Académie et de la Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève etc. T. I. (433 p.) T. II. (716 p.) Paris, chez Levrault. 1835.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß sein Werk die Entwicklung neuer Ideen über Mineralogie und die Anwendung der naturhistorischen Methode auf diese Wissenschaft enthalte, welche er vorläufig in Edinburgh new Philosophical Journal und in der *Bibliothèque universelle* mitgetheilt habe.

Die Einleitung betrachtet zunächst die bisher üblichen Methoden der Mineralbestimmung und der Klassification und hebt hervor, daß ein Anfänger, wie er auch mit mineralogischen Kenntnissen ausgestattet sey, weder nach dem Systeme von Werner, noch nach dem von Hauy zu dem Namen einer Species gelangen könne, ohne die weitläufigsten Vergleichungen anzustellen, ein Nachtheil, welcher seinen Grund darin habe, daß es an allgemeinen Kennzeichen für die höheren Klassificationsstufen fehle, oder daß diese, wie bey Hauy, nur aus den vollkommensten Elementaranalysen hervorgehen.

Diese Betrachtung giebt Veranlassung zur Erörterung der Frage, ob die Mineralogie ein Theil der Naturgeschichte seyn könne, oder ob sie nur einen Theil der Chemie ansmache. Der Verf. spricht sich für das Erste aus, ohne abzusprechen, daß die Mineralien auch Gegenstand der Betrachtung der Chemie seyen, daß aber die Gesichtspunkte, aus welchen beyde Wissenschaften die Mineralien zu betrachten haben, ganz verschieden seyen. Er bemerkt, daß man Mittel und Zweck nicht verwechseln dürfe, daß die Mittel für die Mineralogie aus Physik und Chemie zu nehmen seyen, daß aber der Zweck, für welche sie genommen werden, dem Bereiche dieser Wissenschaften fremdartig und ein eigenthümlicher sey, mithin einer eigenen Wissenschaft angehöre. Es wird nun ziemlich weitläufig bestimmt, daß das mineralogische Individuum der Krystall sey. Der Verf. erörtert, daß die Hauy'schen integrirenden Moleküle nicht als Individuen angesehen werden können. Ganz gegen die bisher geltenden Ansichten wird aber auch festgesetzt, daß die polyedrischen Körper, welche durch Spaltung erhalten werden können, keine Individuen seyen, weil ihnen der Charakter der Unabhängigkeit mangle, die nur dem aus ihnen zusammengesetzten Krystall zukomme. Ihre Form kann übrigens, wenn sie als eine äußere Krystallform erscheint, einem Individuum angehören, so daß z. B. ein Oktaeder von Flußspath und ein Hexaeder von Steinsalz ein Individuum ist, aber nur dann, wenn es nicht durch Spaltung erhalten wird. Der Verf. führt an, daß man solche äußere Krystalle (die eigentlichen Individuen) von innern Kernformen durch mancherley Kennzeichen unterscheiden könne.

Die Naturgeschichte hat es nun damit zu thun, die Individuen nach den Verhältnissen ihrer Form, Structur, Zusammensetzung, nach ihrem physischen und chemischen Verhalten zu beschreiben, zu vergleichen und zu klassificiren. Der Verf. sucht zu erweisen, daß die meisten Mineralien krystallisirt vorkommen, und daß nur $\frac{1}{4}$ der bekannten Species unkrystallisirt sey. Er

sagt weiter, daß dieselben Beziehungen zwischen Substanz und Form, welche die Mineralogen bisher bestimmten, Species aufzustellen, ihn bestimmen, Genera aufzustellen, und daß er als Species betrachte, was man bisher für Varietäten angesehen. Mit Unrecht habe man aber Aggregate unvollkommen ausgebildeter Individuen Varietäten genannt, wie körnige, stängliche Massen ꝛc. Sie seyen es eben so wenig, als z. B. eine Heerde von Schafen eine Varietät der Species Schaf, oder ein Tannenwald eine Varietät der Tanne seyn könne. Solche Aggregate können keinen Platz in der Klassifikation selbst finden und nur historisch könne man ihrer bey der Beschreibung der Species in einem Anhang erwähnen. Dagegen müssen wir bemerken, daß man gewöhnlich, wenn man von körnigen, stänglichen oder fasrigen Varietäten spricht, nicht, wie der Verf. meint, die Masse, sondern allerdings die Individuen versteht, welche als Körner, Stängel oder Fasern erscheinen.

Mineralien, welche nicht in vollkommenen Krystallen erscheinen, müssen ebenfalls von der Klassification ausgeschlossen werden, wenn wir in ihrem chemischen Verhalten etwas Eigenthümliches an ihnen erkennen, und gehören in einen Appendix, wie Jussieu Pflanzen als genera incertae sedis bestimmt, deren Fructification nicht oder nur wenig gekannt ist. Zeit und Erfahrung verringern immer einen solchen Anhang einerseits durch Bestimmung des unvollkommen Bekannten, während er durch neu entdeckte Mineralien auch wieder vermehrt wird. Auch die künstlichen chemischen Verbindungen gehören nicht in die Mineralogie. — Dieses ist mit wenigen Worten der wesentliche Inhalt der Einleitung, welche 100 Seiten zählt. Es folgt nun ein Résumé der Mineralchemie und Mineralphysik.

Die ersten zwey Capitel handeln von dem eigenthümlichen Charakter der unorganischen Wesen, im Vergleich mit den organischen und von dem Unterschied zwischen chemischen und physischen Eigenschaften.

Im dritten Capitel werden die allgemeinen Gesetze der Verbindung der Körper abgehandelt, das Verhältniß des Vicarirens und die zur Auffindung und Erkennung der Mischungstheile anzustellenden Versuche auf trocknem und nassem Wege. Beygegebene Tabellen zeigen das Verhalten der vorzüglichern Metalloxyde vor dem Löthrohre und das der Säuren und Basen zu Reagentien auf nassem Wege. Es folgen einige Bemerkungen über quantitative Analyse und eine sehr kurze Anleitung, chemische und mineralogische Formeln zu entwerfen nach Berzelius und Beudant. Dann wird von der künstlichen Erzeugung von Mineralien gehandelt, auf nassem, trocknem und electrochemischem Wege.

Was hier gesagt wird, enthält nichts Neues, doch ist die Zusammenstellung in Betracht der Kürze zweckmäßig.

Das IV. Capitel begreift die Krystallographie. Nach einer kurzen Definition von Krystall führt der Verfasser die allgemeinen Gesetze der Krystallographie an und geht dann auf die Krystallsysteme über, ohne eine bestimmte Definition derselben zu geben. Er nimmt die bekannten 6 Systeme an, die er auf folgende Weise klassificirt.

(Fortsetzung folgt.)

Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum etc.

(Schluß.)

Nähere Beachtung von Seite der Forscher nach germanischen Rechts-Bestimmungen verdienen die bey den Nummern 1229, 1522, 1460, 1563, 2195, 2482, 2565 vorkommenden Ernennungen zu Frey-Grafen-Aemtern, von welchen die eine lautet: König Ruprecht macht bekannt, daß Er

„den Ritter Euert von Lymberg belehnt habe „mit der kruymber graiffschaft van Lymberg, vnd mit den vryen stoillen, so we dat semecligen zu hoiffe gehoirt, vich mit deme Stoille by salüer de wanne geweist heit des Grauen van Cleve vnd zo der Marcke zor-

zyi;" und „Dederich den vryen greuen to tuyspel inde haunes dat frygreifffkin to tuyspel mit dem Stoille zo Schilcze, gelegen in der heirschap von Rauensberge und mit der kruymber graiffschap van lymbgerge, vnd mit den vryen stoillen de darzo gehorent, inde mit dem stoille by saluer vurss, also dat desse vurss da da ype richten magen as rechte vrygreuen zu allen Zyden. *)

Nr. 600 enthält den Auszug einer Verleihung des Centgrafen-Amtes auf dem Haselberge.

Am wichtigsten in Beziehung anf deutsches Recht aber ist die in dem Anhange dieses Werkes in extenso abgedruckte Urkunde des von Rupert im Jahre 1407 errichteten Landfriedens in Franken. Das Werk enthält auch eine Fülle von Notizen über die Hof- und Geschäftsleute des Kaisers, seine Räthe und seine Umgebung. Albert, der Pfarrer von St. Sebald in Nürnberg war des Kaisers Secretair und Gesandter am Hofe der Königin Elisabeth von Frankreich: (N. 394.) Der Verfasser der Registratur-Bücher, aus welchen das hier angezeigte Werk geschöpft ist, Nicolaus Buman, Protonotar des Kaisers, wurde i. J. 1401 mit dem Magister Conrad von Soltaw, Professor. sanctae paginae, an den Papst abgesendet um die Genehmigung der Wahl und Krönung zu erwirken. (Nr. 1012.) Johann von Aliprandis, ein Mayländer, wird der Rath, Haus- und Tischgenosse des Kaisers genannt. (N. 1855) Uebrigens müßen wir wiederholt bemerken, daß in dem hier angezeigten Quellen-Werke Urkunden über öffentliche Staats-Angelegenheiten und die Verhältnisse des deutschen Reiches zu den auswärtigen Staaten in auffallendem Grade vermißt werden. Wahrscheinlich sind die Briefe dieses Belanges für eine andere Sammlung

*) d. h. Ruprecht belehnt den Ewart von Lümburg mit der krummen Grafschaft (so hießen die Westphälischen Freygrafschaften) Lymberg, und den dazu gehörenden Frey-Stühlen, ferner mit dem Freystuhl zu Halver, und untergiebt ihm Diederich den Frey-Graf zu Tuispel, und Hans das Frey-Graflein mit dem Stuhle zu Schilze, so daß die vorgesagten da richten mögen als rechte Freygrafen.

von Abschriften bestimmt gewesen, und es ist sehr zu wünschen, daß der Herr Verfasser auch diese noch auffinden möge. Sollte aber für derley Depeschen eine solche Sammlung entweder gar nie angelegt, oder wieder verloren worden seyn, so werden wir uns freylich auf das vertrösten müßen, was in dieser Beziehung aus den Archiven der auswärtigen Staaten, an welche die Briefe der Kaiser damals gelangt sind, etwa noch bekannt gemacht werden wird. Und wirklich ist ja auch von dieser Seite für die Beleuchtung der deutschen Geschichte so Vieles zu hoffen. England hat durch seine Records-Commission bereits Unglaubliches gethan, und auch in Frankreich ist man auf dem Wege, noch so vieles aus den verborgenen Schätzen der dortigen Handschriften an das Licht zu bringen. Auch der Turiner Hof ist im Begriffe durch die dortige Academie die älteste Geschichte des Regentenhauses dokumentiren zu lassen, und die Vaticana sowohl als mehrere der so bedeutenden Privat-Archive italienischer Großen sind nunmehr für die Geschichtsforscher nicht länger verschlossen. Ja es liegt in diesem Durste nach Geschichts-Quellen einerseits, und in dem freundlichen Entgegenkommen derjenigen, welche bisher diese Quellen bewachten, anderseits ein eigenes Zeichen der Zeit. Sollte dasselbe etwa aus dem sich immer mehr aufdringenden Bewußtseyn zu deuten seyn, daß man in der Zerstörung des Alten und Ueberlieferten zu weit gegangen sey, und sich verpflichtet fühle, für das was man dem Leben und Handeln entzogen hat, einigen Ersatz durch das Wissen zu geben? —

Freyberg.

Mémoires de la Société de Physique et d' Histoire naturelle de Genève.

(Fortsetzung.)

Als dagegen die Schwämme (Lycoperdon Bovista, Agaricus amarus, campestris, digitaliformis,

Boletus versicolor) von ihrem Standorte weggenommen, und 9 — 12 Stunden in einem völlig verschlossenen mit atmosphärischer Luft gefüllten Recipienten gehalten wurden, zeigte sich in allen Versuchen fast gleichförmig der Sauerstoffgehalt der Luft bis auf ein Weniges in Kohlensäure umgewandelt, der Stickstoffgehalt aber unverändert. Das Resultat war bey Tag und Nacht fast gleich. Nur bey ganz alten Bovisten, welche bereits stäubten, war die Umwandlung des Sauerstoffes in Kohlensäure in sehr geringer Quantität vorgegangen. Auf den Umstand, daß auch der feste lederartige Boletus versicolor gleich großen Erfolg mit den weichen, leicht zerfließenden Agaricis zeigte, legt der Verfasser deßhalb Gewicht, weil er dadurch dem Einwurfe begegnen will, als sey die Veränderung nicht von der organischen Thätigkeit des lebenden Schwammes, sondern von der beginnenden chemischen Zersetzung des gestorbenen Individuums veranlaßt.

In reinem Sauerstoffgas sind die Versuche verschieden doch immer so ausgefallen, daß die Hälfte bis $\frac{2}{3}$ des Gases verschwand und theils von den Schwämmen völlig absorbirt, theils in Kohlensäure verändert wurde. Zugleich entwickelte sich ein bedeutendes Quantum Stickstoffgas.

In reinem Stickstoffgas wurde eine sehr kleine Quantität dieses Gases (einmal von 100 Kubik-Cent. 2, ein andresmal von 90 einer) absorbirt und dagegen etwas Kohlensäure (einmal auf 100 vier, ein andresmal auf 90 zwey) entwickelt. Tag und Nacht hatten auch hier auf die Resultate keinen Einfluß.

4. Note sur une maladie des feuilles de la vigne et sur une nouvelle espèce de Mucedinée par Mr. J. Duby. Mit einer Tafel (P. 213). — Note additionelle sur les maladies de la vigne communiquée par M. Alph. De Candolle. (P. 217)

Beyde kleine Aufsätze beschäftigen sich mit den Krankheiten des Weinstockes. Im ersten giebt Herr Duby Nachricht über das im Herbste 1834 am Genfersee so häufige vorzeitige Vertrocknen der Rebenblätter und schreibt dasselbe einer früher nicht gekannten Schimmelart, Torula dissiliens, zu, welche in dichten braungrünen Flocken die Rückseite der Blätter bedeckt und ihr Absterben veranlaßt. Hr. De Candolle bemerkt noch hiezu, daß sich die Schmarotzerpflanze seines Wissens nur an weissen, nie an blauen Rebstöcken gezeigt habe, daß die Krankheit den Landleuten unbekannt gewesen und von ihnen wenig beachtet worden sey, und endlich, daß es sonderbar erschiene, ganz im Gegentheile von Brand, Mutterkorn u. s. w., welche in nassen Jahren am häufigsten vorkommen, dieselbe in einem so trockenen Jahre auftreten zu sehen. Er spricht dann noch von andern Krankheiten der Rebe (cu-noir und coître oder croître), die sich an den Fruchtstielen und Beeren zeigen und vermuthlich, wenigstens zum Theil, durch äußere Verletzungen veranlaßt werden.

5. Plantes nouvelles d'Amérique par Stefano Moricand. Cum Tab. VII – XVI (P. 249.)

Fortsetzung eines früheren Aufsatzes, Beschreibungen einzelner Pflanzenarten aus verschiedenen Gegenden Amerika's enthaltend, die Definitionen in lateinischer, die Beschreibungen in französischer Sprache, Letzteres nicht ohne Nachtheil für die Präcision der Merkmale. Die beschriebenen Arten sind sämmtlich zugleich ziemlich gut abgebildet. Sie heißen: Dalea pulchella von St. Louis de Potosi, D. Alopecurus aus Mexiko, Simaba bahiensis von Bahia, Brongniartia intermedia aus Mexiko, Laplacea barbinervis aus Peru, Ternstroemia Ruiziana, T. Pavoniana eben daher, Hibiscus tampicensis, H. Berlanderianus, H. lavateroides aus Mexiko.

III. Physikalische Abhandlungen.

1) Mémoire sur une apparence douteuse de Mirage par le Professeur P. Prevost. (P. 223)

Die Erscheinung, welche in dieser Denkschrift näher untersucht wird, findet sich in Hughes „Reise nach Janina in Albanien" aufgezeichnet. Es wird nehmlich daselbst erzählt, daß bey der Besteigung des Aetna im J. 1813 sowohl der erwähnte Reisende selbst, als auch seine Gefährten am Ende des langen Schattens, welchen der Berg um Sonnenaufgang auf das flache Land hinwarf, ein deutliches Bild des Berges „wie von einem Hohlspiegel reflectirt" gesehen haben. Sie waren auf diese Erscheinung durch ihre sicilianischen Führer schon vorher aufmerksam gemacht worden, ein Beweis, daß es sich hier um kein ungewöhnliches Phänomen handelt. Der Verfasser der gegenwärtigen Denkschrift hatte, um weitere Aufschlüsse zu erhalten, an Hughes selbst einige schriftliche Fragen gestellt, und hoffte insbesondere hiedurch Umstände zu erfahren, die auf eine Erklärung dieser „zweifelhaften Erscheinung" führen dürften. Das Ergebniß seiner Forschungen war, daß das Phänomen, wenn es wirklich gesehen worden, als Wirkung einer Luftspiegelung (mirage) anzusehen sey, indem an der Grenze des Schattens ein bedeutender Temperatur- und Dichtigkeits-Unterschied in der Luft statt gefunden hätte, so zwar, daß die Lichtstrahlen von den im Gesichtsfelde des Beobachters liegenden Theilen des Berges in krummen Linien zum Auge gelangen und ein verkleinertes Bild desselben darstellen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire naturelle etc.

(Fortsetzung.)

I. Klasse. Gerade Körper (Solides droits). 4 seitige Prismen, deren Basen rechtwinklich auf den Seitenflächen, 4seitige und 3seitige Pyramiden, deren Basen rechtwinkelig zur Axe.

1. Abtheilung. Die 3 Dimensionen gleich. I. Gruppe. Reguläres oder tetraedrisches oder cubisches System. 1. Section. Alle Ecken gleich und ähnlich. Tetraeder. Würfel. Octaeder. 2. Section. Zwey- und dreyerley Ecken. Rhombendodecaeder. Trapezoeder ꝛc. Anschließend wird das Pentagondodecaeder und Icosaeder erwähnt. Das letztere gehört offenbar als Combination nicht in diese Reihen.

2. Abtheilung. Körper, deren 3 Axen und Dimensionen nicht gleich sind. II. Gruppe. Gerades prismatisches System mit quadratischer Basis. 1. Section. Gleiche Ecken und zweyerley Flächen. Quadratisches Prisma. 2. Section. Zweyerley Ecken und gleiche Flächen. Quadratpyramiden. III. Gruppe. Gerades rhombisches prismatisches System. 1. Section. Dreyerley Flächen, dreyerley Kanten und einerley Ecken. Rectanguläres Prisma. 2. Section. Zweyerley Flächen, zweyerley Ecken und dreyerley Kanten. Rectangulärpyramide. Rhombisches Prisma. 3. Section. Einerley Flächen, dreyerley Ecken und dreyerley Kanten. Rhombisches Octaeder.

II. Klasse. Schiefe Körper. Schiefe Prismen und Pyramiden ꝛc. IV. Gruppe. Schief rhombisches und rectanguläres System. 1. Section. Die Basis ruht auf einer Seitenfläche des Prismas. Schiefes rectanguläres Prisma. 2. Section. Die Basis ruht auf einer Seitenkante des Prismas. Schiefes rhombisches Prisma. V. Gruppe. Schiefes rhomboidisches System.

III. Klasse. Rhomboedrische Körper, hexagonale Pyramiden ꝛc. VI. Gruppe. Rhomboedrisches System. 1. Section. Einerley Flächen, zweyerley Kanten und zweyerley Ecken. Rhomboeder. Hexagonale Pyramiden. 2. Section. Zweyerley Flächen, zweyerley Kanten und einerley Ecken. Hexagonales Prisma. Die Skalenoeder werden bey den Rhomboedern erwähnt. Sie gehören eigentlich in eine besondere Section. Beygegebene Tabellen zeigen die Uebergänge der Formen in einander.

Die folgenden Paragraphe geben an, welche Verhältnisse zu beachten, um die relativen Dimensionen der Krystallformen und der Axen zu bestimmen, doch nur ganz kurz und allgemein. Es wird auf Beudants Traité hingewiesen. Die Artikel über Spaltbarkeit enthalten Gewöhnliches.

Der Artikel über Strahlenbrechung und den Zusammenhang des optischen Verhaltens mit der Krystallisation ist reichhaltiger, als er bisher in irgend einem mineralogischen Lehrbuche gefunden wurde. Die Beschreibung der verschiedenen Phänomene und die Erklärung derselben, so weit sie dem Mineralogen nothwendig, ist klar und bündig. In theilweiser Beziehung auf die oben angegebene Krystallanordnung sind die optischen Verhältnisse folgende:

1. Klasse. Die drey Dimensionen gleich. Einfache Strahlenbrechung. Tetraedrisches System.

2. Klasse. Die drey Dimensionen nicht gleich. Doppelte Strahlenbrechung. 1. Abtheilung. Zwey Dimensionen gleich, die dritte verschieden. Eine Axe der doppelten Brechung. Quadratisches und rhomboedrisches System. 2. Abtheilung. Die drey Dimensionen verschieden. Zwey Axen der doppelten Brechung. 1. Section. die Mittellinie der beyden Axen ist perpendiculär auf die Seitenflächen oder Seitenkanten der Prismen oder auf die Axe der Pyramiden. Gerades rhombisches und rectanguläres System. 2. Section. Die Mittellinie ist gegen die Seitenflächen oder Kanten der Prismen oder gegen die Axen der Pyramiden geneigt. Schiefe Prismatische Systeme.

Auch was über Circularpolarisation gesagt ist, findet sich bis jetzt in keinem ähnlichen Werke so deutlich.

Es folgt nun ein Ueberblick der Hauy'schen Methode. Die Bemerkungen über den Zusammenhang der Mischung und Form enthalten nichts Neues. In einer Note verwechselt der Verf. isomer und dimorph. In Beziehung auf den Dimorphismus äußert er mit Recht, daß die Hypothese der Umlegung oder der Umwandlung der Krystallatome eigentlich nichts erkläre. Dire que, sagt er, sans que la substance d'un corps soit changée, la forme de ses molécules peut avoir éprouvé un changement, c'est reculer la difficulté, sans la sésoudre, c'est changer les termes du problème, sans en avancer d'un pas la solution. Der Verf. ist der Meynung, daß die Veränderung der Form, wie in dimorphen Substanzen, von einer chemischen Veränderung begleitet seyn müsse.

In den folgenden §§. wird von den Hemitropien und den verschiedenen Gruppirungen der Individuen gehandelt. Der Verfasser kommt hier auf seine früheren Ansichten von Individuen zurück und sieht wohl ein, daß die meisten scheinbar einfachen Krystalle ein regelmäßiges Aggregat vieler Individuen sind. Da aber diese, die Größe ausgenommen, alle einander vollkommen gleich sind, so können dergleichen Krystalle wenigstens als ein vollkommener Ausdruck von Individuen gelten, wenn sie auch nicht als einfache anzusehen sind. Den Schluß der Krystallographie macht eine kurze Darstellung der Bedingungen zur Krystallisation ꝛc.

§. 162. u. d. f. handeln von den optischen Phänomenen, welche von der Form unabhängig sind. Dahin werden gerechnet die Verhältnisse der Durchsichtigkeit, die Strahlenbrechung, (welche jedem durchsichtigen Körper zukommt), der Glanz, die Farbe und die Phosphorescenz. Mit Recht macht der Verf. aufmerksam, daß die Unterscheidung von durchsichtig und durchscheinend für die Charakteristik in so fern unwesentlich sey, als durchscheinende Mineralien auch durchsichtig vorkommen können, und umgekehrt. Wesentlich sey aber gänzliche Undurchsichtigkeit im Gegensatz von vollkommner oder unvollkommner Durchsichtigkeit. Der Verfasser macht nun auf ein Mittel aufmerksam, um zu bestimmen, ob eine undurchsichtig scheinende Substanz wirklich undurchsichtig *sey*, oder nur wegen Intensität der Farbe, Einmengungen ꝛc. es zu seyn scheine. Dieses Mittel besteht darin, das Mineral zu einem feinen Pulver zu zerreiben. Bey wirklich undurchsichtigen Mineralien wird das Pulver die gewöhnliche dunkle Farbe der Masse haben, bey scheinbar opaken aber wird es heller und öfters auch anders gefärbt erscheinen, als die Masse. So geben z. B. undurchsichtige Granaten, Amphibole, Turmaline ꝛc. ein licht gefärbtes, fast weißes Pulver. Ein auffallendes Beyspiel, daß man aus dem Pulver auf die Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit einer Substanz schließen könne, liefere der Eisenglanz, dessen Pulver immer roth sey, obwohl die Masse schwarz und undurchsichtig, welcher aber auch in seltnen Fällen in sehr dünnen Blättchen vorkommend, eine schöne rothe Farbe erkennen laße. — In Beziehung auf die gewöhnliche Strahlenbrechung der Mineralien wird ein Apparat von Brewster erwähnt, womit es möglich wird, auf eine einfache

Weise aus der Menge und Art reflectirten Lichtes die Mineralien durch ihr Lichtbrechungsvermögen zu unterscheiden.

Die Farbe hält der Verf. für ein gutes Mittel, um subgenera zu charakterisiren, wo Metalloxyde als Basen vicarirend für nichtmetallische Substanzen eintreten. Wo aber nur eine sehr geringe Menge eines Metalloxyds die Färbung bedinge, da können dadurch nur Varietäten unterschieden werden. Der Verf. gesteht, daß, um diese Unterscheidung genau zu bestimmen, es kein anderes Mittel gebe, als die chemische Analyse.

Das spec. Gewicht hält der Verf. für geeignet, um die höhern Classificationsstufen zu charakterisiren und stellt deshalb eine Vergleichung an über die maxima und minima, welche sich bey der Classification je nach dem electropositiven oder electronegativen Princip ergeben. Bey Anordnung nach den Basen ist das Mittel der Differenzen, 2, 43, bey Anordnung nach den Säuern aber 2, 95. der Unterschied 0, 52 bezeichnet also den Werth des spec. Gewichts dahin, daß er größer für die Classification nach den Basen, als nach den Säuern.

Bey dem Artikel über die Härte finden wir hier zum erstenmale in einem französischen Werke über Mineralogie die Skale von Mohs angeführt, sowie die Art beschrieben, wie die Härte nach Mohs bestimmt wird. Der Verf. stellt eine ähnliche Vergleichung an über die maxima und minima der Härte für die Anordnung der Mineralien nach den Basen oder Säuern und hier ergiebt sich, daß das Kennzeichen einen größern Werth hat, wenn nach dem electronegativen Princip classificirt wird. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient nach den Beobachtungen des Verf. der Strich und das Strichpulver. Der Strich mit metallischem Glanze kommt nämlich allen Mineralien zu, welche gediegene Metalle, Legirungen und constant opake Schwefelverbindungen sind, der erdige und matte Strich aber den übrigen. Diese Bemerkung hat nicht die Wichtigkeit, welche ihr der Verfasser beylegt, und, einige Oxyde ausgenommen, erkennt man dieselben Verbindungen leichter durch den äußern metallischen oder nicht metallischen Glanz der Massen. Das Wesentlichste über Electricität, Magnetismus, Geruch, Geschmack ꝛc. schließt das das allgemeine Resumé. Die zweyte Hauptabtheilung begreifft die Theorie der Classification oder die Taxonomie.

Im ersten Cap. stellt der Verf. Betrachtungen an über die Eigenschaften der Mineralien, welche als Charaktere gebraucht werden können. Indem er den Satz aufstellt, daß die Charaktere dem Individuum selbst angehören müssen, und nicht blos einem seiner Elemente oder constituirenden Theile, schließt er die Anwendung abstracter Charaktere aus, welche nur dem einen oder andern Elemente von Verbindungen angehören, deren Producte die Mineralien sind. Die Eigenschaft der Metalle, autopsid und heteropsid zu seyn, die der Elemente, electropositiv oder negativ zu seyn, kann keine Charaktere abgeben, weil sie in gewissen Verbindungen verloren geht. — Zweytens wird festgestellt, daß die Charaktere unmittelbar an den Individuen erkennbar seyen, oder wenigstens müssen die angewandten Mittel solche seyn, daß das Individuum, oder ein das Ganze repräsentirende Theil desselben immer den Blicken des Beobachters gegenwärtig sey (!), so, daß kein Zweifel bestehen kann, daß die sich zeigende Eigenschaft dem Individuum wirklich angehöre. Alle physischen Charaktere und auch die chemischen sind daher brauchbar, letztere aber nur bis zum Acte der Zersetzung, nicht über diesen hinaus. Die Kennzeichen der Auflöslichkeit in Säuern oder Alkalien sind brauchbar, die der Auflösung selbst aber, die welche von Präcipitaten hergenommen werden, dürfen nicht gebraucht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mémoires de la Société de Physique et d' Histoire naturelle de Genève.

(Fortsetzung.)

Die Entwicklung dieser Ansicht ist übrigens weder durch Experimente (die leicht anzustellen gewesen wären), noch durch die nöthige mathematische Begründung unterstützt.

Der Denkschrift ist ein Anhang beygefügt, worin zwey ähnliche Erscheinungen erwähnt werden. Die erstere beobachtete Duby auf dem Aetna im Sommer 1830. Er sah nehmlich bey Sonnenaufgang ein deutliches vergrößertes Bild des Berges in der Luft, dessen Höhe abnahm, so wie die Sonne höher stieg, und das sich nach allen Verhältnissen so darstellte, als wenn der Schatten des Berges auf der durchsichtigen Luft sich abgebildet hätte. Die zweyte Erscheinung ist dieser ganz analog und wurde von vier Europäern bey Besteigung des Vulcans Popocatepetl in Mexico wahrgenommen.

Bey genauerer Betrachtung kann es dem Leser nicht entgehen, daß die drey angeführten Erscheinungen genau von derselben Art sind, und daß sich die erste von den übrigen durch nichts Anderes unterscheidet, als durch die genauere Angabe der Stelle, wo der Beobachter das Luftbild wahrzunehmen glaubte, nehmlich am Ende des Schattens. Es würde auch wohl der Verf. der Denkschrift niemals versucht haben, das erste Phänomen durch Luftspiegelung zu erklären, wenn er nicht, wie aus der Abhandlung selbst erhellt, die Worte der Reisebeschreibung: „ein Bild des Berges wie von einem Hohlspiegel reflectirt," für ein verkleinertes Bild genommen hätte.

Proceedings of the zoological society of London. Part II. 1834. London, 1835. 8. 158 S.

Diese Protokolle der zoologischen Societät in London schließen sich an die von Ref. früher angezeigten drey Jahrgänge an und geben in derselben zweckmäßigen Kürze die Verhandlungen in jeder Sitzung während des Jahres 1834. Leider werden sie erst immer gegen Ende des folgenden Jahres ausgegeben. Nachstehendes heben wir als das Hauptsächlichste aus.

Januar. Owen spricht über die osteologischen Unterschiede im Baue des Löwen und Tigers und ergänzt Cuviers Angaben. — Broderip beschreibt 3 neue Arten seines im Jahrgang 1832 aufgestellten Bivalvengeschlechts Placunanomia aus Westindien. — Owen liest seine Bemerkungen über die Anatomie von Corythaix porphyreolopha Vig. Die Zunge hat manches Eigenthümliche; ein Kropf ist nicht da; der Fleischmagen ist schwach und dünn, wie bey Ramphastos; Blinddärme fehlen; am Kehlkopf bloße Sterno-Trachealmuskeln; Gabelknochen sehr dünne; das Brustbein hat jederseits 2 Buchten, wie beym Pfefferfresser. — Owen's Vermuthung, daß alle Semnopitheci die eigenthümliche (zuerst von Otto beschriebene) Magenbildung haben, wird durch die Anatomie von einer in der Menagerie umgekommenen Art, Semnopithecus Maurus, bestätigt. — Sechszehn neue Arten der einschaligen Conchyliengattung Eulima Risso werden, mit Beschreibungen von Sowerby, vorgelegt. Februar. Es werden anatomische Präparate von jüngst krepirten Thieren der Menagerie, — von Hydrochoerus Capybara, Rhea americana, Nasua fusca (mit einem Aneurysma der Aorta), und Macacus cynomolgus gezeigt. — Mac Leay spricht über Urania und Mygale. — Bemerkungen über Cryptoprocta, über neue Arten und Anatomie der Calyptraeidae (s. Transactions). — Gray über eine neue Strahlthier-Gattung, welche die Seeigel mit den Seesternen verbindet und Ganymeda genannt wird. — Aus Bell's Sammlung wird eine neue Gattung von Schildkröten beschrieben: Cyclemys; die Art heißt C. orbiculata und ist aus Indien. — Neue Muscheln aus Cumings Sammlung mit Definitionen von Sowerby, 10 Arten Conus. — Ein Exemplar des seltenen Hydrobates lobatus Temm. aus Neuholland wird gezeigt, mit Angaben der Lebensart. — Dr. Hancock bestätigt die Angaben Anderer, wornach Linné's Fulgora laternaria kein phosphorisches Licht giebt und die Behauptung der Madame Merian unrichtig ist. März. Neue Muscheln von Cuming und Sowerby, 5 Arten Gastrochaena. – Einiges über Ornithorhynchus und Echidna. — Gould zeigt 25 Arten Trogon aus seiner eigenen und der Societät Sammlung; 3 Arten werden als neu beschrieben. — April. Harvey über einige interessante Muscheln und Krustenthiere der Küste von Devonshire. — Thompson über den Kukuk und über 16 Vögel, für die Fauna von Irland neu. – Owen über das Herz der Amphiuma etc. (s. Transactions). May. Bälge von Thieren aus Indien werden vorgelegt. — Bennett über die Lebensart von Aptenodytes patagonica; Beschreibung der ungeheuren Kolonien dieses Vogels auf den Inseln des stillen Meeres. — Neue seltene Vögel aus Indien sind lebend für die Menagerie gekommen. – Broderip beschreibt 32 neue Arten von Calyptraea aus Cumings Sammlung. — Note von Lord Stanley über Bernicla sandvicensis. — Owen über den jungen Ornithorhynchus (s. Transactions).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire naturelle etc.

(Fortsetzung)

Man sieht, daß der Verf. an Mohs'schen Ansichten hängt, aber doch den chemischen Kennzeichen, überzeugt von ihrem Werthe, einen Antheil an der Charakteristik sichern will. Um aber immer eine gewisse Integrität des Individuums zu erhalten, werden diese Kennzeichen mit einer sonderbaren Aengstlichkeit eingeschränkt. Wenn man einmal so weit gegangen ist, so verfehlt man den Zweck, wenn man nicht noch einige Schritte weiter geht. Das Bleycarbonat dürfte nach des Verf. Ansicht vor dem Löthrohre reducirt werden, aber der Regulus darf nicht weiter untersucht werden. Der Kalkspath dürfte bis zur Zersetzung erhitzt werden, aber die alkalische Reaction des Zersetzten darf kein Kennzeichen seyn! Uebrigens hält sich auch der Verf. nicht sehr genau an diese Einschränkung. Er giebt z. B. unter den Charakteren der Phosphatidiens an, daß sie mit Borsäure geschmolzen, einen eingeschobenen Eisendrath in Phosphoreisen verwandeln, daß die Muriaquéens mit Phosphorsalz und Kupferoxyd geschmolzen die Flamme blau färben, daß die Sulphatidiens mit Soda und Kieselerde eine Heparfarbe geben ꝛc. Alles dieses sind Eigenschaften neuer künstlicher Verbindungen, welche eine weit vollständigere Zersetzung des reagirenden Minerals voraussetzen, als wenn man z. B. aus den entsprechenden Auflösungen die Phosphorsäure durch essigsaures Bleyoxyd, die Salzsäure durch salpetersaures Silberoxyd, oder die Schwefelsäure durch eine Barytauflösung fällt. — Dasselbe gilt von dem Verhalten mancher gerösteten Schwefel- und Arsenikverbindungen zur Magnetnadel ꝛc.

In Beziehung auf die chem. Zusammensetzung der Mineralien sagt der Verf.: Sûrement le minéralogiste doit connaître à fond les résultats de toutes les analyses des divers minéraux, appelé comme il l'est, à comparer ces êtres sous le point de vue de leur composition chimique, comme sous celui de leurs propriétés physiques — — Mais jamais l'analyse même, ni les formules qui en dérivent, ne devront être complées par les naturalistes comme de vrais caractères minéralogiques. Mit diesen Worten wird eine Inconsequenz, welche in dem gegebenen Begriffe von Species gegen die obige Bestimmung der Gültigkeit der chemischen Charaktere nachfolgt, nicht beseitigt.

Das II. Cap. handelt von dem relativen Werthe der Charaktere. Da die natürliche Classificationsmethode, im Gegensatz mit der künstlichen, es mit dem Gesammtcharakter der Individuen, mit der Kenntniß aller ihrer gegenseitigen Beziehungen zu thun hat, so ist es von Wichtigkeit, den relativen Werth der Charaktere zu untersuchen. Die Untersuchung über die physischen Charaktere ergiebt, daß das Krystallsystem oben an steht, dann folgt die primitive Form und Spaltung, dann die secundäre. In Beziehung auf die Mischung legt der Verf. dem electronegativen Element einer Verbindung einen höhern Werth bey, als dem electropositiven, auch einen höhern denjenigen physischen Eigenschaften, nämlich dem Glanze, der

Durchsichtigkeit und der Härte, welche eine gewisse Verknüpfung mit diesem Element anzeigen, vor dem spec. Gewicht, der Farbe ꝛc.

Das III. Cap. enthält die Classificationsprincipien. Der Verf. nennt Mohs als den ersten Mineralogen, welcher die Mineralogie als einen Theil der Naturgeschichte behandelt habe. Seine Bestrebung, zu einer natürlichen Classification zu gelangen, sey aber bloß ein Versuch geblieben, da er mehrere sehr wichtige Gesichtspuncte, so die chemischen Verhältnisse, ganz auf die Seite gesetzt habe. Er habe die Methode der allgemeinen Vergleichung befolgt, welche Adanson zuerst in der Botanik einführte. Er sey den Mängeln dieser Methode nicht begegnet und obwohl er zuweilen vollkommen natürliche Familien und Ordnungen gefunden habe, so sey doch der größte Theil seiner Abtheilungen wenig natürlich. Der Verf. will in der Mineralogie die Methode der Unterordnung der Charaktere einführen. Er sucht darzulegen, daß für die höhern Classificationsstufen den physischen Charakteren ein Vorzug vor den chemischen zustehe, denn die physischen Eigenschaften seyen vollkommen selbstständige und unabhängig von den chemischen Betrachtungen, aber die chemischen Eigenschaften seyen es nicht, die Producte der Zersetzung, die Niederschläge, Auflösungen ꝛc. seyen nicht zu charakterisiren ohne Rücksicht auf physische Eigenschaften ꝛc.

Seine Species begreift die in Form und Mischung ähnlichen Krystalle, deren krystallographische Aehnlichkeit sich aber nicht blos auf die Grundform bezieht, sondern auch auf die secundäre. Denn nur in diesem Falle bestehe ein strenges Gesetz, sowohl für die Form, als für die Mischung. Von der zufälligen Flächenausdehnung der Krystalle aber sey zu abstrahiren und nur Varietäten können dadurch bezeichnet werden. Gegen die möglichen Einwürfe, daß die große Menge der Krystallformen, ihr untergeordnetes Interesse und die Schwierigkeit der Beschreibung bey obiger Definition nicht beachtet werden, erwidert der Verf., daß es im organischen Reiche nicht anders sey mit den zahlreichen und oft wenig verschiedenen Species z. B. der genera Sylvia, Muscicapa, Psittacus oder Helix, Conus, Tellina oder Geranium, Erica u. s. w. Den Einwurf, daß gewiß zweckmäßiger an die Stelle der secundären Gestalt die Grundgesetze derselben gesetzt werden könnten, erklärt er für unhaltbar, weil die Methode der Abstraction der Naturgeschichte durchaus fremdartig sey, welche es nur mit positiven und wirklich existirenden Dingen zu thun habe.

Das Genus wird definirt als der Inbegriff von Species, welche dieselbe primitive Gestalt haben nnd dieselbe chemische Zusammensetzung. Bey auftretenden vicarirenden Mischungstheilen zerfällt ein genus in subgenera, deren chemische Formel dieselbe ist.

Die Familien werden aus Geschlechtern zusammengesetzt, welche dasselbe electronegative Element gemein haben, und noch andere chemische und physische Aehnlichkeit. Dasselbe Princip gilt für die Ordnungen, wo die genera nicht zahlreich genug sind, um Familien zu bilden. Die Klassen werden durch das Merkmal des Glanzes und der Translucidität charakterisirt.

Das IV. Capitel handelt von der Nomenclatur. Der Verf. macht auf die Nothwendigkeit einer allgemein geltenden wissenschaftlichen Nomenclatur aufmerksam und schlägt deshalb eine lateinische vor. Die Namen der genera werden, um die Synonymie nicht zu vergrößern, nach den von Beudant (2. ed.) gegebenen latinisirt, die der Species nach den krystallographischen Namen von Hauy gebildet. Außerdem werden überall die gewöhnlichen Namen angeführt. Die Namen der Ordnungen sind auf die Weise gebildet, daß sie an das electronegative Princip erinnern, ohne aber rein chemisch zu seyn, so nennt der Verf. z. B. die Sulphurete nicht sulphures

wie die Chemiker, sondern cristaux sulfuridiens, die Sulphate cr. sulfatidiens etc. Unter den lateinischen Namen finden sich einige sonderbar gebildet und abgeleitet, z. B. Argyroblenda von Silberblende, Leberkisa von Leberkies, Sperkisa von Speerkies, Ziguelina von Ziegelerz (Rothkupfererz) ꝛc.

Den Schluß des ersten Bandes machen 30 Tabellen aus, bestimmt, das Aufsuchen der genera zu erleichtern. Unter den von dem Verf. aufgestellten Klassen ist die der cristaux amphiphanes am wenigstens scharf charakterisirt und die der cr. lithophanes in solche Unterabtheilungen gebracht, daß man, um z. B. das chromsaure oder molybdänsaure Bleyoxyd, oder das Talkerdehydrat zu finden, die Auflöslichkeit in Alkohol, Wasser und Säuren, das vollständige Verhalten vor dem Löthrohre, die Probe auf Phosphorsäure, Schwefelsäure, Salzsäure und Flußsäure und die Auflöslichkeit in Soda, Borax, und Phosphorsalz durchmachen muß, bis man dazu gelangt. Auch finden sich darin manche Unrichtigkeiten, was das angegebene chemische Verhalten betrifft, z. B. daß der Boracit, die Selenverbindungen und Amalgame in Säuern unlöslich seyen, daß Alaunauflösung nicht sauer reagire ꝛc. Uebrigens muß man anerkennen, daß die Schwierigkeiten dadurch vergrößert wurden, daß diese Tafeln zugleich das System repräsentiren. —

Der II. Band enthält das System, die Charakteristik und Physiographie.

Wenn wir das nach den angeführten Grundsätzen gebaute und gegliederte System durchgehen, so finden wir einerseits Vorzüge vor andern naturhistorischen Systemen darin, daß die chemische Zusammensetzung und das chemische Verhalten berücksichtigt worden ist, auf der andern Seite stellen sich aber die Nachtheile klar heraus, welche die Ansichten des Verf. über Species mit sich bringen. Es giebt nach den vorhergegangenen Bestimmungen nirgends Species, wo nicht äußere Krystallformen beobachtet sind. Es

giebt also keine Species von Triphan, Petalit, Carpholith, Glimmer, Wollastonit, Brucit, Wismuthglanz, Haarkies, Mangankiesel ꝛc. auch keine von gediegen Arsenik und Antimon, weil Spaltungsgestalten die Species nicht bestimmen können, denn sonst würde der Fall eintretten, daß ein und dasselbe Individuum zu zwey, auch zu drey Species gehören könnte; auch giebt es keine Species von Trona, Soda, Natrumsalpeter, Kalisalpeter, Tinkal, Glaubersalz, Bittersalz ꝛc., weil die beobachteten Krystalle künstlich erzeugt wurden und in der Natur nur unvollkommene Individuen oder Aggregate derselben vorkommen. — Wenn man bedenkt, wie selten im Allgemeinen äußere einfache Krystallformen im Vergleich mit Aggregaten vorkommen, so ist kein Zweifel, daß von den meisten Mineralien die Species, zu welcher sie gehören, nach des Verf. Principien nicht bestimmt werden kann. Der Verf. hat zwar zu erweisen gesucht, daß die meisten Mineralien in äußere Formen vorkommen, aber die Frequenz dieses Vorkommens zu beachten, scheint er ganz vergessen zu haben. Das ist aber gerade die Hauptsache, denn lassen wir unberücksichtigt, wie die Mineralien in der Natur gewöhnlich erscheinen, so gerathen wir in eine ideale Wissenschaft derselben. Wir müssen die Natur nehmen, wie sie ist, nicht wie sie seyn könnte, und vertragen sich die Objecte der Natur nicht mit unsern Ansichten, so ist es ein Beweis, daß diese unrichtig oder mangelhaft sind.

(Schluß folgt.)

Proceedings of the zoological society of London. Part II. 1834. London, 1835. 8. 158 S.

(Schluß.)

Juny. Interessante zoologische Gegenstände von Lieutenant Allen aus dem Innern von Afrika und aus Fernando Po. — Beschreibung neuer Muscheln aus Süd-Amerika und dem stillen Meere, nach Cuming's Sammlung von Sowerby; 10 Arten Petricola, 3 Arten Scutella. Sehr interessante und ausführliche Angaben über

die von Keith in Kleinasien getödteten Vögel, mitgetheilt von Gould; besonders für die geographische Verbreitung über diesen Europa so nahen, aber wenig bekannten Landstrich wichtig. — Numida vulturina, neue Vogelart von Westafrika. — Sabine über einen Bastard des gemeinen Fasans und der Birkhenne aus Cornwall. — Rhinolophus megaphyllus, neue Fledermaus von Bennett in Neuholland gefangen. — Gray Beschreibung zweyer neuen Emys aus China, zwey andere Arten derselben Gattung aus Ostindien. — Sektion eines krepirten Tigers der Menagerie von Rymer Jones; genaue Angaben des Baues. — July. Gray beschreibt und zeigt eine große Menge neuer Conchylien, die Diagnosen sind, wie immer, alle aufgeführt und betreffen die Gattungen Unio, Anodon, Nanina (von Helix zu trennen), Terebra, Helix, Bulimus, Carocolla. — Sowerby charakterisirt 10 neue Arten Pholas. — Gould arbeitet an einer Monographie der Familie Ramphastidae mit illuminirten Abbildungen (ist seitdem erschienen Ref.) und charakterisirt die bekannten Arten, welche bis auf 3 in der Sammlung der Societät sich befinden; die Diagnosen, mit Hinweisung auf Waglers Systema avium und die neuern Abbildungen sind abgedruckt; es sind 9 Arten Ramphastos und 14 Arten Pteroglossus. — Briefe von Hodgson aus Nepal, nebst Geschenken an lebenden Thieren und Bälgen; Bemerkungen über Antilope Hodgsonii von Vigors. — Bennett zeigt Manis Temminckii Smuts vor. — Rymer Jones Sektion von Dasyprocta Aguti; besonders genau die Beschreibung der männlichen Genitalien. — August. Hodgson's Briefe über mehrere Antilopenarten zur Untergattung Nemorhedus Smith gehörig. — Sowerby's Diagnosen von neuen Conchylien zu Periploma, Anatina, Lyonsia, Saxicava gehörig. — Interessante Angaben über 40 Land- und Süßwasser-Conchylien vom Ganges, gesammelt und der Societät geschenkt von Benson. — Desselben Bemerkungen über das lebend nach London gebrachte Cerithium Telescopium, welches 6 Monate auf der Reise war und theils in See- theils in süssem Wasser gehalten wurde. — Marshall Hall, durch seine schönen Beobachtungen über Nerven und Blut auch in Deutschland vortheilhaft bekannt, theilt Beobachtungen mit, die sich auf die Physiologie des Nervensystems beziehen. — Bälge von 22 Arten von Säugethieren, die Hodgson in Nepal sammelte, werden vorgezeigt; mehrere sind neu; es folgen sehr interessante Notizen über die Verbreitung der Säugethierarten im indischen Hochgebirge und dem angrenzenden Tiefland. — Gray zeigt Reptilien vor; er stellt eine neue Gattung Flußschildkröten, Geoemyda, auf, wohin er zwey bereits beschriebene Arten Testudo Spengleri und Emys spinosa Bell rechnet. Derselbe stellt eine neue Gattung Gecko, Gehyra auf. — Zergliederung von Didelphis Azarae von Martin und Rymer Jones; von letzterem werden die männlichen Genitalien sehr genau beschrieben. — September. Rüppell schickt Thier und Schale einer neuen Molluske, welche zu den kiemenathmenden Gasteropoden gehört, Leptoconchus. — Hodgson schreibt interessante Beobachtungen über Capra Jharal, Ovis Nahoor (Varietät von Ovis Musmon?) und zeigt zuletzt die Unterschiede und Aehnlichkeiten zwischen Ziege und Schaaf. Als unveränderlichen Unterschied giebt er an, daß die männlichen Thiere von Capra immer riechen, die vom Schaaf niemals. — Neue seltene Thiere der Menagerie. — Ogilby hält die irische Fischotter für specifisch verschieden von Lutra vulgaris. — Owen Anatomie von Clavagella. — October. Martin liest über die Zergliederung von Crossarchus obscurus. — Gould demonstrirt die von Hodgson geschickten Vögel von Nepal. Letzterer wird eine Zoologia Nepalensis schreiben. — Broderip 3 neue Arten Clavagella. — Yarrell theilt Notizen über Syngnathus mit, wo nach Walcott's Beobachtungen die Männchen die Eyer am Unterleib haben; dieß gaben schon früher schwedische Naturforscher an, wie auch der anwesende Dr. Agassiz bemerkte. — Agassiz über Lepisosteus. — Gray zeigt junge Argonauta Argo und hians vor und will die (gewiß unrichtige) Meynung von der parasitischen Schalenbewohnung durch neue Gründe beweisen. — November. Ueber Monacanthus Cuv., über 2 neue Störarten, eine von China, die andere vom Missisippi, von Gray. — Sowerby's Diagnosen von 29 neuen Arten Fissurella aus Cuming's Sammlung. — King theilt brieflich Bemerkungen über oceanische Vögel, namentlich Diomedea mit. — Daniell über Lebensart brittischer Fledermäuse. — Keith Abbott neue Mittheilungen über Vögel in der Umgegend von Trebisond. — Gray über Lialis, neue Reptilien-Gattung von Neu-Süd-Wales, nahe bey Bipes stehend. — Westwood über Nycteribia und Charakteristik der bekannten Arten. — December. Sowerby 3 neue Bulimus. — Bennett über das Schnabelthier und seine Lebensart s. Transactions. — Allen Fische aus dem Quorrastrom. — Gould' neuer Ramphastos. — Broderip Diagnosen von 10 neuen Arten Chama. — Bennett über die Nasendrüse von Diomedea exulans und anderer Vögel. — Neues Känguruh aus Neuholland von Parry mitgebracht, Macropus Parryi, abgebildet in den Transactions, in deren drittem Theil überhaupt mehrere Abhandlungen in extenso mitgetheilt sind. Wir zeigen dieselben besonders an.

R. W — r.

Berichtigungen.

Nr. 35. S. 278 Z. 16 ist anstatt Hl. R. zu setzen: Hl. B. — Nr. 40. S. 313 Z. 21 statt: non actu zu setzen: von actu. — Nr. 65. S. 326 Z. 5 u. 6 statt: Dolomit zu setzen: körnigen Kalk. Ferner S. 536 Anm. Z. 2 statt: Dolomits zu setzen: körnigen Kalks.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Mémoires de Mme la Duchesse d'Abrantès, ou souvenirs historiques sur Napoléon, la révolution, le directoire, le consulat, l'empire et la restauration. Paris 1830 – 1835. 8. Achtzehn Bände, zusammen 7206 S.

Die Frau Verfasserin, eine Geschlechtsverwandte der Anna Comnena von mütterlicher Seite, nennt sich XVI. 87. historienne; was wohl eben so neu und etwas gewagter ist, als der Titel femme de lettres, den vor Kurzem ein Frauenzimmer zu New-York sich beygelegt haben soll. Daß an eine Geschichtschreiberin die Forderungen nicht gemacht werden dürfen, die man gewöhnlich und mit Recht an einen Geschichtschreiber stellt, versteht sich wohl von selbst. Ihr wird eben so wenig zu verdenken seyn, daß sie bald weich, (la gloire de l'Empire voilà ce que je pleure, XVI. 171.), bald heftig ist, (Oh! mille fois honte sur nous! XV. 299. Oh! nous sommes de bien pitoyables personnages! XVIII. 196.), als daß sie Dinge, die von Geschichtschreibern übergangen zu werden pflegen, sehr aufmerksam und zum Theil ausführlich behandelt. Man findet hier viele junge und mitunter auch ältere Frauenzimmer, mit genauer Beschreibung der Beschaffenheit von Kinn und Mund, von Augen, Ohren, Nasen, Zähnen, Haaren und besonders Händen und Füßen (deux choses que je mets presque avant les beaux yeux IX. 51.) aufgeführt, und neben Verdiensten in Gesang und Tanz und auf der Schaubühne, auch die Vorzüge von Schneidern und Putzmacherinnen, von Köchen und von Zuckerbäckern gewürdigt und aufbehalten. Viel erheblicher, als dieses, ist eine Menge Sachen, die etwas ernsthafter aussehen, im Grunde auch nicht; für die Historie nämlich, die einen andern Maßstab anlegt, als die gute Gesellschaft. Dennoch muß einem ansehnlichen Theile des Werkes die Würde einer Quelle für die Geschichte des Anfangs unseres Jahrhunderts zuerkannt werden. Freylich darf man über die großen Geschäfte und Begebenheiten, über deren nächste Ursachen und Triebfedern, hier keine Aufschlüsse erwarten; im Gegentheile wird man davor durch handgreifliche Unrichtigkeiten gewarnt, z. B. daß der Tugendbund zuerst dem K. Napoleon sich angeboten habe. (XVI. 63. La Tugendbund était donc devenue l'ennemie de Napoléon, et son refus d'être à eux l'avait mise contre lui.) Beglaubigt genug sind jedoch manche nicht verächtliche Beyträge zur Geschichte der Revolution. *) Der Kern des Werkes aber ist Napoleons Hof, der in seinem Entstehen und Zuneh-

*) Ref. will davon nur folgenden (1. 206.) ausheben, der in einem Buche de sera numinis vindicta wohl eine Stelle verdienen möchte. „Im Jahre 1802 erhielt die Polizeybehörde zu Marseille den Befehl, auf einen Mann sehr scharf zu achten, der unter dem Namen Raymonet ein kleines Landhaus am Meere ganz allein bewohnte und keinen Verwandten noch Freund hatte. In einem folgenden Befehle wurde dieser Mann als einer der Vordersten unter den Mördern der Septembertage 1792 bezeichnet und die Behörde angewiesen, ihn jede Woche einmal vorkommen, oder durch einen vertrauten Diener nach ihm sehen lassen. Einst ward gemeldet, er sey am Sterben. Man fand ihn in den furchtbarsten Qualen, die er schon den dritten Tag erlitt. Es war

men hier von einer aufgeweckten, scharfsichtigen Frau, die daran jung war, und viel Freude und Leid erfuhr, mit so vielfachen, so treffenden, so ausgeführten Zügen geschildert wird, daß ein künftiger Geschichtschreiber volle Genüge daran finden würde, und die Arbeiten von Männern, die sich eben daran mit weit geringerem Geschick und Glück versucht haben, übergehen könnte, wenn nicht diese Erzählung der Verf. mehrmals durch lange Abwesenheit von Paris (sie begleitete ihren Mann nach Portugal und Spanien, worüber sie zwar auch Viel, jedoch nicht Sonderliches schreibt) unterbrochen und geschmälert wäre. Ueber den untergehenden Hof Ludwigs XVI. ist eben so die Frau Campan belehrender als z. B. der Baron Besenval; eine Kammerfrau hat aber nicht so viel wissen können, als eine Herzogin. Zuweilen möchte zwar die, in vorgerücktem Alter noch fortglühende, Leidenschaft unserer Verf. für den Ruhm des Kaiserreichs und seines Stifters (XVIII. 320. celui qui 10 mois avant avait été le maître du monde; wie bey Tac. Hist. III. 68. generis humani paullo ante dominus) Mißtrauen erregen; man kommt aber davon zurück, wenn man an vielen Stellen sieht, daß es die Stimmung eines Heiden ist, der seine Götter anbetet, ohne sich der Erinnerung an ihre Schwächen und Gebrechen zu entschlagen. Unter den Bildern der schnell vergangenen Herrlichkeit, welche die Verfasserin sich selbst und ihren Lesern so frisch zu erhalten weiß, sind manche, die für uns Deutsche, (nach ihrem Urtheile übrigens les meilleures gens du monde im Gegensatze zu den Spaniern XIII. 202) etwas Kränkendes haben, z. B. XII. 342. „Toutes les têtes royales qui se trouvaient à Paris dans

l'hiver de 1810, s'en furent à la Malmaison s'incliner devant l'impératrice. Ces visites lui étaient pénibles, et cependant elles lui étaient douces, parce qu'elles lui montraient que la volonté de l'Empereur était qu'elle fût toujours honorée comme l'épouse de son choix.“ Von den Hofleuten Napoleons wurden (XVIII. 25.) die Fürsten des Rheinbundes sa cour rhénane genannt. Indessen ist alles dieser Art bey der Verf. nicht greller als in dem Mémorial de St. Hélène, und reicht nicht an die Stärke des zu Ende März 1811 aus der kaiserlichen Druckerey amtlich ausgegebenen Prachtstücks lateinischer Verse von Prof. Le Maire, mit einer französischen Uebersetzung von Legouvé. Wie das Andenken der furchtbaren Bestrafung jenes unerhörten Uebermuthes den Unwillen darüber sehr gelindert hat, so macht es auch die Lust an dem Weltreiche, die jetzt nur noch als eine Schwelgerey des Gedächtnisses vorkommt, erträglicher und minder anstößig. Nur da nicht, wo jene Lust in Hohn ausbricht, wie XII. 213 über die edlen Ordens-Geistlichen zu Saragossa; wie IX. 279 über Blüchers Unglück zu Lübeck; wie X. 156 über die Erniedrigung eines Fürsten, dessen Ergebung und Standhaftigkeit nachher durch die glorreichste aller Wiederherstellungen belohnt worden ist. Solche Stellen, deren jedoch nicht viele sind, verunehren das Werk, verdienen aber ganz besondere Beachtung. Man erkennt daran die Macht der Barbarey, von der Europa bedroht war, da eine Frau von so hohem Range, so gesundem und gebildetem Verstande, und so feinem, auch der Religion nicht entfremdetem Gefühle, doch des Wustes sich nicht erwehren konnte. Die Schreibart der Verfasserin ist, wenigstens vergleichungsweise, gut, außer wo sie darauf ausgeht, schön zu schreiben. Wie übel ihr das geräth, mag folgende, treu übersetzte Stelle zeigen.

„XII. 236. Massena ging über den Inn, verbrannte Schärding, Passau, und zeigte wieder den Helden bey Rivoli und Genua. Napoleon säete Lorberkörner auf die Bahn dieser Leute; sie brauchten nur die Hand auszustrecken, um Garben daraus zu machen. Der Kaiser selbst war ein Kriegesblitz am Anfange des Feldzu-

---

ihm ein Löffelchen von Bux, womit er seinen Pfeffer an das Zäpfchen hatte bringen wollen, in die Luftröhre gegleitet und darin trotz allen seinen Anstrengungen, es auszustoßen, geblieben. Spät war aus der Stadt ein Wundarzt gekommen, hatte aber auf keine Weise mehr helfen können. Der Elende litt entsetzlich, wies aber allen Zuspruch ab und starb mit Fluch und Gotteslästerung auf den Lippen.

ges; wüthend darüber, daß der Feind, obwohl schüchtern, die Keckheit gehabt, anzugreifen, stürzte er auf ihn mit dem Zorn des Löwen und sägte das österreichische Heer so zu sagen entzwey. Durch geschickte Züge warf er es in die böhmischen Schluchten, wo es sich nicht entwickeln konnte. Dort erlitt es zehen Tage lang die schweren Schläge von Napoleons Hand, die, so klein und so weiß sie war, doch eine niederschmetternde Keule führte; kaum vermochte es wieder zu Athem zu kommen, um vor dem Manne zu fliehen, der noch einmal kam, den alten Wällen Wiens zu gebieten, daß sie sich vor ihm beugten."

Vergl. IX. 340. den Lorberwald, welchen die Franzosen abblaten, und IX. 368 den Lorberkranz, den Lannes auf dem Haupte hat, und der so dicht ist, daß ihm nicht leid seyn darf, einige Blätter daraus zu verlieren. So grobe Schminke trägt jedoch unsere Geschichtschreiberin nur selten auf, ja seltener als bey uns manche Schriftsteller männlichen Geschlechts. Wir bekamen z. B. voriges Jahr in einem sehr kurzen Aufsatze von einem norddeutschen Kunstrichter Folgendes zu lesen:

„Gewiß, es kann die Zeit nicht fern seyn, wo wir über den größten Deutschen, den unsere Zeit gesehen hat, über Göthe, endlich aus Clio's Munde etwas Gründliches und Befriedigendes vernehmen werden; und als ein schönes Verdienst der vorliegenden Blätter wird es dann gewiß anzuerkennen seyn, daß sie zum Ausbau dieses Tempels manchen nicht zu verachtenden Stein geliefert haben."

Daß die Frau Herzogin sich darauf versteht, guten Gedanken auch einen guten Ausdruck zu geben, erhellt aus manchen Stellen, die einem Geschichtschreiber Ehre machen könnten, z. B.

„XV. 293. Plus les révolutionnaires ont cru détruire, et plus les choses abattues ont pris une force réfractaire."

„XVII. 177. Sans cesse la destinée de la France se trouve dans une balance dont le côté opposé n'a pas de contrepoids.

Le Règne Minéral ramené aux méthodes de l'Histoire naturelle etc.

(Schluß.)

Dann müßen sie geändert werden, denn die Natur ändert sich nicht, und es wird sich wohl Niemand die Behauptung einfallen lassen, daß es von Naturproducten keine Wissenschaft gebe, wenn die von ihm begründete nicht befriedigt und ausreicht.

Was die nähere Charakteristik der Genera und Specien betrifft, so theilt der Verf. mit den übrigen französischen Mineralogen die noch von Hauy herrührende mangelhafte Ansicht von Stammform, indem er unvollkommen oder nur mit Hülfe einer Combination bestimmbare Gestalten als solche annimmt. So wird z. B. beym Idocras ein quadratisches Prisma als primitive Form angegeben, an welchem sich die Seiten der Basis zur Höhe = 13:14 verhalten. Die erste Species ist Idocrase primitive (Idocrasia prismatica) nämlich das angegebene Prisma. Wer kann dieses bestimmen? Unmittelbar gemessen kann es nicht werden, es setzt also die Bestimmung einer vorkommenden Pyramide voraus, aber das Individuum, welches diese zeigt, gehört schon zu einer andern Species. Man kann von dieser nicht abstrahiren, wollte man es aber auch bey vorherrschender Entwicklung des Prismas thun, so hätte man immer ein anderes Prisma, je nachdem man für die Berechnung eine andere Pyramide anwendet und es gäbe so viele Specien der Idocrasia prismatica, als es verschiedene Pyramiden in dieser Krystallreihe giebt und geben kann. Aber selbst, wenn geschlossene Gestalten als primitive gewählt würden, so würden diese Prismen nur unvollkommen bestimmbar seyn. Die prismatischen Krystalle des quadratischen, rhombischen und rhomboëdrischen Systems, welche nicht, oder nur mit den basischen Flächen geschlossen sind, gehören daher, streng genommen, zu den unvollkommen bestimmbaren, und von allen in diesen Formen erscheinenden Individuen ist die Species nicht auszumitteln. Uebrigens ist auch leicht einzusehen, daß die Specien des Verf. innerhalb eines genus alle ineinander übergehen. Die Unhaltbarkeit des angenommenen Begriffs von Species geht aus diesen Erörterungen wohl deutlich genug hervor. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Systems ist ferner, daß, nachdem

ein genus charakterisirt ist und die Species angegeben sind, noch weiter subgenera folgen, welche wieder Species enthalten. So z. B. bey den Granaten, Amphibolen, Augiten ꝛc. Auch findet sich, daß ein solches subgenus keine Species enthält. Da das subgenus unter dem genus steht so ist die Angabe der Species bey dem genus ohne Bedeutung, oder kann nichts weiter seyn, als eine Uebersicht der Krystallformen, welche den in die subgenera eingereihten Species zukommen. Im Uebrigen enthält die Charakteristik und Physiographie wenig Neues, die Krystalle sind annäherungsweise beschrieben*) und einige Winkel angegeben, die Namen sind wo möglich die von Hauy, auf dessen Tafeln hingewiesen wird, da dem Werke keine Abbildungen beygegeben sind. Das Verhalten vor dem Löthrohre ist nach Berzelius angegeben, die Formeln theils nach Berzelius, theils nach Beudant. Unter den citirten Analysen sind viele neuere. Die vorzüglich benützten Werke sind Beudant's und Hauy's Traité de Mineralogie 2te Aufl., Leonhards Handbuch und Mohs Anfangsgründe. Druck und Papier sind sehr gut.

v. Kobell.

Nova Acta Physico-Medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum. Tom. XVII. Pars I. Vratislaviae et Bonnae, 1835. 508. XXVI. und 81 S. in 4. mit Abbild.

I. Anatomische und zoologische Abhandlungen.

1. Carus Beobachtung über einen merkwürdigen schöngefärbten Eingeweidewurm Leucochloridium paradoxum mihi und dessen parasitische Erzeugung in einer Landschnecke, Succinea amphibia Drap. (S. 85 — 100 mit 1 Tafel).

Wie alle Arbeiten von Carus, so hat auch die gegenwärtige eigenthümliche Vorzüge und eigenthümliche Gebrechen: Auffassung interessanter Gesichtspunkte, klare Beobachtung, vortreffliche bildliche Darstellung, getrübt durch überpoetische und ausschweifende Phantasie, Haschen nach Analogien und geistreichen Andeutungen. Der Verf. theilt hier merkwürdige Beobachtungen über Schmarotzerthiere mit, welche in den Fühlern von Succinea gefunden werden und erinnert dabey an eine ältere Beobachtung von Ahrens in Halle. Es handelt sich hier um bewegliche, cylindrische, fadenförmig auslaufende Schläuche, den Larven mancher Dipteren ähnlich, welche ursprünglich, ganz wie die Zerkarien- und Distomen-Behälter z. B. von Lymnaeus (woran auch der Verf. nach den Angaben von Bojanus, Bär u. s. w. erinnert) baumförmig verwachsene Massen in der Leber bilden, dann größer geworden am dünneren Ende abreißen und bis in die Fühler gelangen.

Schneidet man diese Schläuche auf, so findet man durchaus keine Organe, sondern eine bloße Höhle, mit Embyronen oder ausgebildeten Distomen gefüllt, welche in Eyhölen eingeschlossen sind. Die Schläuche selbst bewegen sich eigenthümlich im Ganzen, sind schön grün gebändert und am dicken Ende mit braunen Punkten besetzt. Carus betrachtet diese Schläuche als eigenthümliche organlose Würmer und stellt sie zu einer neuen Gattung, Leucochloridium. Nitzsch, an den sich der Verf. brieflich wendete, bestätigt die Beobachtungen, scheint aber doch diese Schläuche kaum für eigne Wurmgattungen zu halten. Der Verf. knüpft nun Ideen zur Physiologie der Zeugung an und weist auch die Pathologen zu dieser merkwürdigen Erscheinung. Ref. hat zwar die genannten Gebilde nicht, dagegen oft genug Zerkarien und Distomen anderer Schnecken, in die ganz analogen Behälter eingeschlossen, untersucht. Die ganze Genesis dieser Körper ist dunkel, räthselhaft, und es bedarf noch viel genauerer und auf alle verwandte Phänomene ausgedehnter Untersuchungen, ehe sich etwas Bestimmtes hierüber sagen läßt. Die Phantasie darf der Beobachtung nicht voraneilen. Die allerdings merkwürdigen Schläuche scheinen indeß höchst wahrscheinlich keine selbstständigen Thiere zu seyn; ihre eigenthümliche Bewegung scheint von den eingeschlossenen Distomen oder Zerkarien herzurühren. Thiere ohne Nervensystem, Darmkanal, kurz ohne alle Organe annehmen zu wollen, wie der Verf. meynt, wird hoffentlich bald nirgends mehr Anklang finden. Sehr zu wünschen ist, daß die schönen Beobachtungen des trefflichen Verfassers von ihm und andern weiter verfolgt und recht umsichtig gewürdigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Auffallend ist, daß der Verf. die Afterkrystalle des Brauneisenerzes noch immer, auf die Autorität Hauy's hin, für ächte Krystalle hält und mithin Limonites cubicus und octaëdricus als Species angeführt werden. Gleiches gilt von den Krystallen des Chalcedons.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Anton Westermann, ord. Prof. an der Univ. zu Leipzig. Erster Theil. Geschichte der griechischen Beredtsamkeit. Zweyter Theil. Geschichte der römischen Beredtsamkeit. Leipzig, 1833. 1835. Verlag von Joh. Ambrosius Barth. XVI. 352. XIV. 351.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der griechischen Beredtsamkeit von unbestimmter Zeit bis zur Trennung des byzantinischen Reichs vom Occident.

Geschichte der römischen Beredtsamkeit von Erbauung der Stadt Rom bis zur Auflösung des weströmischen Reichs.

Eine Geschichte der Beredsamkeit, welche Entstehen, Ausbildung und Verfall, so wie den Einfluß auf alle Verhältnisse entwickelt, ist wichtig, ja nothwendig, weil nur durch sorgfältige und selbstständige Bearbeitung der einzelnen Zweige der Litteratur, von denen Rhetorik bekanntlich nicht der kleinste ist, das Alterthum und das großartige, was es hervorgebracht hat, erkannt und Gewürdigt werden kann. Zwar sprechen sämmtliche Litteraturgeschichten auch von der Redekunst der Alten, aber diese kurzen und dürftigen Angaben genügen um so weniger, als in diesen meist nur einzelne ausgezeichnete Charaktere und Individuen erscheinen, nur das noch übrige und uns erhaltene, nicht aber alles einst vorhandene und das ganze Gebiet in seinem Umfange hervorgehoben wird.

Als Gegenstand eigener Untersuchung und im Zusammenhange wurde die Redekunst der Alten, ungeachtet ihrer Bedeutung, nie gewählt, doch bleibt was J. G. Vossius in historischer und noch mehr in technischer Beziehung durch verschiedene Schriften geleistet hat, immer achtungswerth; die Franzosen haben das Verdienst, zuerst die Beredtsamkeit der Griechen selbstständig und unabhängig besprochen zu haben; *) die Geschichte dieser Kunst beyder Völker, der Griechen und Römer, erscheint hier zum erstenmale in dem oben bezeichneten Werke.

Wer nun bereits in diesem ersten Versuche der Art — denn was die geistreiche Oberflächlichkeit des Belin de Ballu von griechischer Beredtsamkeit darbietet, ist dem innern Werthe nach unbedeutend — eine absolute Vollkommenheit forderte, würde schon dadurch seine Unbilligkeit zeigen und beweisen, wie wenig er die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens kenne. Wir haben nämlich von den Griechen außer Demosthenes noch viele andere attische Redner, die, in ihrer Art sämmtlich ausgezeichnet, dadurch die verschiedenen Charaktere der Rhetorik sowohl ihrem innern Gehalte als der äußern Form nach recht anschaulich darlegen, aber wenig historische Ueberlieferungen von untergegangenen. Man denke sich nur Isokrates Reden verloren, und die ausführliche Charakteristik des Diony-

*) Histoire critique de l'éloquence chez les Grecs, contenant la vie des orateurs, rhéteurs, sophistes et principaux grammairiens Grecs qui ont fleuri depuis l'origine de l'art jusqu' au troisième siècle après J. — C., avec des remarques historiques et critiques. Par Belin de Ballu, membre de l'ancienne Acad. d. Inscr. et B. 4. à Paris 1813. II. Tom. 8.

sius erhalten, wer wäre wohl im Stande, sich ein solches klares Bild der Gesinnung, Rede, überhaupt der ganzen rhetorischen Handhabung dieses Mannes zu machen, als wir jetzt aus seinen Schriften vermögen? nicht anders ist es mit Lysias, Antiphon, Isäus und den übrigen. Dagegen hat das launische Geschick aus der zahllosen Menge römischer Redner uns nur einen einzigen, Cicero, gegönnt und die nicht minder vorzüglichen, uns vielleicht noch wertheren Reden mancher seiner Vorgänger und Zeitgenossen entrissen, aber gleichsam zum spärlichen Ersatze dafür eine reichhaltige Nomenclatur der Vorzeit, eine Litteraturgeschichte von mehr als zweyhundert Rednern, mit ciceronischer Gewandtheit ausgeführt, in dessen Brutus, und für die spätere Zeit mancher berühmter Redner Namen in Tacitus Dialogus erhalten. Weit größer und erfolgreicher also wird für uns durch die erhaltenen Werke das Studium griechischer Rhetorik, wo eigene Anschauung, Vergleichung und Beurtheilung prüfen und die oft plump ausgesprochenen und unbedeutend scheinenden, aber gewöhnlich tief begründeten Ansichten des Alterthums selbst über seine Redner verstehen und würdigen lehrt, was alle einsam zerstreuten, oft ungleiches aussagenden Nachrichten über berühmte untergegangene römische Redner zu geben nicht vermögen. Hätten wir auch nur eine bedeutende Rede von einem Cato, Gracchus, Hortensius vollständig, wie wir nur eine von Lycurgus haben, so wäre diesem Uebelstande abgeholfen, jetzt bleibt so vieles im Dunkel, wie über den asianischen Stil, den eine einzige Rede des Hortensius vielleicht mehr als alle Beschreibung aufhellen könnte.

Hierher gehört auch die Technik, der eigentliche Schlüssel der Rhetorik; von den Griechen haben wir nur zwey, Anaximenes und Aristoteles, beyde unschätzbar, erstere als Ebenbild der Compendien früherer Zeit, letztere als großentheils eigenthümliche, geistreiche Bearbeitung eines vielseitig behandelten Gegenstandes. Was aber die Griechen später bis Augustus geliefert haben, und dieß ist nicht wenig, kennen wir zunächst nur aus den lateinischen Umarbeitungen der Römer.

Der erste Band enthält die Geschichte der griechischen Beredsamkeit in vier Hauptabschnitten: 1) von unbestimmten Zeiten bis zu den Perserkriegen, 2) von den Perserkriegen bis zum Tode Alexanders des Großen, getheilt in ein persisches (?), spartanisches und macedonisches Zeitalter; dieß ist die eigentliche Epoche und das Leben der Athenienſischen Beredtsamkeit, denn nur Athen besitzt eine solche; in ihr wird der innere Bildungsgang und die technische Bearbeitung entwickelt. 3) Von Alexander bis zur Unterjochung der Griechen durch die Römer; hier treten die letzten Regungen der Staatsberedsamkeit in den Demagogen Athens auf, Verfall und Untergang dieser, Ueberpflanzung der griechischen Rhetorik auf römischen Boden, fernere thätige theoretische Ausbildung. 4) Von der Unterjochung der Griechen durch die Römer bis zu Theodosius des Großen Tode, zuerst unter dem Consulate, dann unter der Kaiserherrschaft, letztere in drey Zeiträume vertheilt, von Augustus bis Hadrianus, dann bis Constantinus, endlich bis Theodosius. Dieß wäre entsprechend obigem macedonischen und attischen (vom Verf. ungenau persisch genannten), denn der spartanische Einfluß war schnell vorübergehend und kaum bemerkbar, das römische Zeitalter.

Diese griechische Beredtsamkeit ist von dem Verf., so wenig man sich auch mit seiner Eintheilung befreunden mag, in einer Ausdehnung und Reichhaltigkeit, wie sie vielleicht Niemand erwartete, besprochen. Der Hauptvorzug des Werkes ist, daß die historische Forschung, wie billig, alle Grundlage bildet und es war um so schwieriger, als keine vollständigen Vorarbeiten zur Hand waren, und die vielen einzelnen zerstreuten Bemerkungen anderer, die hier mit dem größten Fleiße gesammelt sind, nur als Nebensache zur besondern Lectüre der Alten benützt werden konnten. Der Verf. hat, dieß wird man bald sehen, die Quellen selbst zu dem eigenem Zwecke dieser Bearbeitung gelesen, und sein Urtheil zunächst

immer auf die Aussagen und Ueberlieferungen der Alten gestützt; daher finden wir in diesem Buche weniger neue Ansichten hervorgehoben, als die gangbaren verfochten, was nicht genug zu loben ist. Denn obschon wir der festesten Ueberzeugung sind, daß manche solche alte Meynung nichts weniger als richtig ist, so fordert doch das Bekämpfen einer allgemein gültigen Ansicht ein solches Studium des einzelnen und solche Begründuug, daß dieses mehr besondern Untersuchungen überlassen werden muß, und wenn der Beweis von der Unrichtigkeit der bestehenden Annahme nicht völlig erschöpfend und überzeugend geführt werden kann, es nur wünschenswerth bleibt, mit dem allgemeinen Urtheile sich zufrieden zu stellen, als allein weise verlacht zu werden. Dennoch haben einige das Buch einer strengen Beurtheilung unterworfen und vieles getadelt; die Einleitung des zweyten Bandes drückt den Unwillen des Verfassers nur zu bitter aus. Diese hatten nur einzelne, ihren besondern Arbeiten nahe gelegene Theile hervorgesucht, und an diesen sich nicht befriedigt gefunden, aber den Umfang des Ganzen und den Vorzug der Behandlung im Großen außer Acht gelassen. Ueberdieß handelt es sich hier von der verschiedenen Art der Benützung der Quellen; wer etwa aus einem einzelnen Redner ein besonderes Studium gemacht hat, wird von den geltenden Ansichten manches wegzunehmen, anderes diesen zuzufügen, wieder anderes zu ändern haben und daher weit höher stehen, als der, welcher nur eine schnelle Lectüre desselben zu einem bestimmten Zwecke vorgenommen hat. So ist Westermanns Charakteristik des Isokrates, obschon sie das Wichtige hervorhebt, dennoch im Vergleiche mit der von Herm. Sauppe, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, schwach und unbefriedigend. Viele haben den Livius gelesen, aber wenige wohl mit der Einsicht und Lebendigkeit, das Vergangene sich zu vergegenwärtigen und umzuschaffen wie Niebuhr; so ist es mit allen Schriftstellern. Wer hat auch nur die Rhetorik des Aristoteles so gründlich in sich aufgenommen, um von dieser aus die Anwendung auf die Reden selbst zu machen? Wer einigermaßen Einsicht in die Sache und den fraglichen Gegenstand gewonnen hat, wird sich bald dem Autor näher, gleich, ja über ihn stellen und dann erst beginnen die Schwierigkeiten und Fragen aller Art. Bey dem ersten Versuche aber das möglichst vollständige Resultat von allen einschlägigen Autoren zu fordern, würde mehr gegen den Beurtheilenden als den Beurheilten zeugen. Der Verfasser hat geleistet, was wohl nur wenige gleich gut gemacht hätten; er gehört nicht zu jenen, deren ganze Thätigkeit einzig im Zusammentragen dessen, was andere gesagt haben, besteht, er besitzt Kenntnisse und Fähigkeit über bestrittenes selbst zu urtheilen, und wenn wir auch zugeben, daß noch Vieles anders werden müsse, so liegt die Ursache in dem Umfange und der Schwierigkeit des Unternehmens; mögen auch andere so viel zu leisten nicht verfehlen!

Auch zeigt uns der zweyte Band, dem wir den Vorzug vor dem erstern ertheilen, die Geschichte der römischen Beredtsamkeit, wie sehr der Verfasser im Verlaufe der Arbeit seinen Gegenstand lieb gewonnen, und sich angeeignet hat, zumal zwey Vorarbeiten von Bedeutung ihm zur Hand lagen, Ellendt's Geschichte der Redner, als Vorrede zur Ausgabe des Brutus, und die ungleich wichtigere Sammlung sämmtlicher Fragmente lateinischer Redner von Heinrich Meyer — beyden ist in dankbarer Anerkennung das Werk gewidmet. Das Ganze zerfällt in drey Hauptabschnitte, wovon der erste die älteste Zeit von Erbauung der Stadt bis zur Aufhebung der königlichen Herrschaft enthält, der zweyte von Errichtung der Republik bis Augustus, die eigentliche Zeit der Entwicklung und vollständigen Ausbildung bis zur höchsten Stufe in drey Perioden umfaßt, von denen die erste mit Cato, als Muster römischer Rhetorik ganz unabhängig vom griechischen Einfluße, schließt, die zweyte die kunstgemäße Ausbildung durch griechischen Einfluß zunächst bis 674, Sullas Todesjahr, an de-

ren Spitze die Redner Crassus und Antonius stehen, die dritte die Epoche der Vollendung, Cicero und seine Zeitgenossen darstellt. Der dritte Zeitabschnitt zeigte den Verfall und die Entartung zuerst von Augustus bis Hadrianus, dann von den Antoninen bis zur Auflösung des weströmischen Reiches.

(Fortsetzung folgt.)

Nova Acta Physico-Medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum etc.

(Fortsetzung.)

2. Beytrag zur näheren Kenntniß des Auges der Cephalopoden von Dr. A. Krohn. (S. 337 — 367 mit 1 Tafel).

Mit Recht bemerkt der Verf., daß trotz Blainville's, Cuvier's und Sömmerrings Untersuchungen der Bau des Auges der Cephalopoden wenig bekannt sey. Die Untersuchungen des Ref. in seinem Lehrb. der vergl. Anat. §. 297. konnten Herrn Krohn noch nicht bekannt seyn; auch sind sie nur an Weingeist-Exemplaren angestellt. Vergleicht man übrigens Carus, Krohns und des Ref. Angaben, so ist über viele Puncte gar nicht ins Reine zu kommen. Namentlich sind die Beschreibungen der Conjunctiva, Cornea und Chorioidea nicht zusammenzureimen. Ueber die Retina stimmt der Verf. mit Cuvier und Ref. in so ferne überein, als er allerdings auch die schwarze Pigmentschicht auf der innern, dem Glaskörper zugewendeten Fläche — gegen Blainville und Sömmerring — fand. Gerade dieser Punct ist der merkwürdigste, da er allen Gesetzen des Sehens und der Bildung der Augen zu widersprechen scheint. Merkwürdig bleibt Ref. die Beschreibung der Retina auch deswegen, weil sie der Verf. durchaus einfach fand, während sie doch sehr deutlich aus einer äußeren Faser- und einer inneren Körnerschicht zu bestehen scheint. Der Ciliarkörper wird genau beschrieben. Ueber die Drüse, welche das Sehnerven-Ganglion umgiebt, erhalten wir keine neuen Aufschlüße. Den Augenmuskel-Apparat fand der Verf. dagegen viel zusammengesetzter, als seine Vorgänger. Am Schlusse vergleicht der Verf. die Gasteropoden mit den Cephalopoden, nach den Angaben von Swammerdam, Stiebel, Huschke und Blainville; die wichtigen anatomischen Untersuchungen über die Augen der Schnecken von J. Müller scheinen ihm unbekannt geblieben zu seyn. Ein schematischer Durchschnitt des Auges von Sepia officinalis erläutert die Beschreibung. So dankenswerth die an frischen Exemplaren angestellten Beobachtungen des Verfassers auch sind, so lassen sie doch in Bezug auf eine genaue Kenntniß des Cephalopoden-Auges sehr viel zu wünschen übrig. Ohne mikroskopische Untersuchungen ist übrigens jetzt nirgends mehr auszukommen, am allerwenigsten aber in der Anatomie der Augen. Besondere Aufmerksamkeit empfiehlt Ref. auf die außerordentlich großen und merkwürdigen Krystalle und krystallinischen Blätter, welche er im Gehirn und der Retina der Cephalopoden aufgefunden hat.

3. Ueber das Gefäßsystem des Braunfisches von K. E. v. Bär. (S. 395 bis 408 mit 1 Tafel.)

Jeder Beytrag zur Anatomie der Cetaceen ist höchst dankenswerth, zumal wenn er von einer solchen Hand kommt. Leider giebt der geschätzte Herr Verf. nur einen kleinen Theil seiner Beobachtungen, welche vornämlich das Venensystem betreffen. Nur einige gelegentliche Bemerkungen über die Arteriengeflechte, die häufigen Gefäßvarietäten bey den Delphinen und die starke Entwicklung des Lymph-Gefäßsystems, dessen Drüsen im Unterleib ein ungeheures Pancreas Aselli bilden, werden mitgetheilt. Nirgends fand der Verf. in den Venen Klappen. Alle Venen, auch die beyden Hohlvenenstämme, die Pfortader stehen unter sich in viel weiterer Communikation als bey anderen Säugethieren; die vena azyga fehlt. Alle Venen, besonders im Kopf lösen sich in weite Geflechte auf und diese (besonders die größten) entsprechen sehr selten Arteriengeflechten und das Venensystem ist dem der Arterien weit weniger gleich gebildet, als sonst. Der Verf. bringt alle diese Bildungen mit der Lebensart der Cetaceen in Verbindung; die weiten Communikationen erlauben das Fortbestehen des Kreislaufs auch bey langer Unterbrechung des Athmens während des Tauchens. Die beygelegte Tafel giebt ein schönes Bild der Venengeflechte im Unterleib.

4. Merkwürdiger Fall von Elephantiasis mitgetheilt von Bluff (S. 411 — 420 mit 2 Abbildungen).

Eine Krankengeschichte mit 2 ziemlich guten Abbildungen des sogenannten Elephantenfußes, wie er bey uns sporadisch vorkommt. Wir müssen indeß offenherzig gestehen, daß dieß weder eine wahre Elephantiasis ist, noch daß diese hier beschriebene Form zu den seltenen gehört. Ref. hat weit größere Anschwellungen und Entartungen gesehen. Auch ist der Fall anatomisch und physiologisch viel zu wenig genau untersucht und er scheint überhaupt mehr zu den häufigeren Formen von Fußgeschwüren zu gehören, wobey das Zeügewebe etwas mehr als gewöhnlich degenerirt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom ꝛc.

(Fortsetzung.)

Man sieht, dieß ist mehr die natürliche Eintheilung der römischen Staatsgeschichte als der Beredtsamkeit, wovon die älteste Periode für uns so viel als nicht vorhanden ist, und nicht nur für uns, auch für die Römer selbst war sie dieß, sie wurde ignorirt. Erst im zweyten punischen Kriege, als vorzüglich durch Aufzeichnung der Geschichte eine Litteratur sich bildete, wurden auch Reden schriftlich überliefert, und die Erinnerung an vorzügliche Sprecher überlebte die Zeitgenossen.

Der erste Redner, mit dem die Römer selbst die Geschichte der Beredtsamkeit beginnen, ist M. Cornelius Cethegus, Consul im Jahre der Stadt 549. Sein Andenken hat auf die Nachwelt zunächst Ennius, dessen Schüler, aus diesem Cicero im Brutus 15. gebracht, und daß man seiner auch später noch gedachte, zeigt Horatius, dessen Worte:

fingere cinctutis non exaudita Cethegis

mit besonderer Rücksicht auf diesen ersten und ältesten berühmten Redner ausgesprochen sind. Nur eine Schilderung des römischen Charakters, besonders in seinem schroff hervortretenden Gegensatze zu dem griechischen, war nöthig, und auch hier konnte mit wenigen Worten bezeichnender die Verschiedenheit hervorgehoben werden, das zu viele unrichtige und unsichere, wie über die Sprache, wäre übergangen worden; erst §. 18. S. 27. macht den Anfang.

Das folgende von Cethegus und Cato bis auf Cicero's Tage S. 34 — 126 kann bey dem Mangel der Quellen, wo alle Nachrichten sich auf den Brutus des Cicero beschränken, nichts anders als einen lehrreichen Commentar zu jener Schrift bilden. In dieser historisch kritischen Schilderung beabsichtete Cicero, (wir geben hier die Worte des Verfassers), nicht ein bloßes trockenes Namensverzeichniß, sondern ein lebendiges Bild von der Strebsamkeit der Redner nach rednerischem Ruhme, und von der allmähligen Fortbildung der Beredtsamkeit, von den ersten Anfängen roher Fähigkeit an bis hinauf zum Gipfel künstlerischer Vollendung zu geben; daher verschmäht er nicht, selbst scheinbar Unwichtiges und Unbedeutendes herbeyzuziehen, je nachdem es Vollständigkeit und Zusammenhang und künstlerische Gruppirung der Massen des Lichts und Schattens erfordern, daher stellt er das einzelne stets in genaue Beziehung auf Wesen und Zweck der Beredtsamkeit selbst sowohl als auf eine höhere geistige Bildung überhaupt und verbreitet sich gern und mit unverstellter Vorliebe über einzelne Zweige der Kunst und des Lebens. Dennoch sind es für uns nicht selten leere Namen, deren Charakteristik in dieser von Cicero mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeiteten Schrift, in welcher die Grenzen und Linien scharf gezogen sind, erst dann recht anziehend und verständlich würde, wenn wir von jedem Redner wenigstens einiges Bedeutende hätten; glücklich könnten wir uns schätzen, wäre auch nur die Chrestomathie über die alten vorzüglichen Redner von Licinius Mucianus, *) Vespasianus Freund, erhalten.

*) Tacitus, Dialogus cap. 37. Nescio an venerint in manus vestras haec vetera, quae et in antiquari-

Der Verf. hat alle seine Gewandtheit aufgeboten, um von den einzelnen Individuen eine recht lebhafte Schilderung zu liefern, und Cicero's Worte mit Hülfe der Geschichte und sämmtlicher überlieferter Notizen — und dieß ist die einzige Art, wie diesem unbekannten noch etwas nachgeholfen werden kann — zu erläutern und zu erklären; aber vergebens muß der Erfolg seyn, dessen Richtigkeit zu erkennen wir auser Stand gesetzt sind, wo nicht einige Lebenszeichen von Fragmenten Zeugniß und Bestätigung liefern, und jene für uns todte Beschreibung sich in wahres Leben verwandelt. Wer würde, um nur ein Beyspiel anzuführen, in C. Titius aus den Worten Ciceros Brut. 45: Ejusdem fere temporis cum L. Crasso et L. Philippo fuit eques romanus, C. Titius, qui meo judicio eo pervenisse videtur, quo potuit fere latinus orator sine graecis literis et sine multo usu pervenire. Hujus orationes tantum argutiarum, tantum exemplorum, tantum urbanitatis habent, ut paene Attico stilo scriptae esse videantur; easdem argutias in tragoedias satis ille quidem acute, sed parum tragice transtulit — einen Redner erwarten, der mit solcher Freyheit und Offenheit das Verfahren der Richter so bitter und doch so launig schilderte, wie wir es in einer noch erhaltenen Stelle bey Macrobius II. 12. lesen, der einzigen in ihrer Art, die daher auch hier vollständig gegeben nicht unwillkommen seyn wird.

„Inter pisces Tiberinos praecipuum locum lupus tenuit et quidem is qui inter duos pontes captus est. id ostendunt cum multi alii, tum

orum bibliothecis adhuc manent et cum maxime a Muciano contrahuntur ac jam undecim, ut opinor, Actorum libris et tribus Epistolarum composita et edita sunt. Ex iis intelligi potest, Cn. Pompejum et M. Crassum non viribus modo et armis, sed ingenio quoque et oratione valuisse, Lentulos et Metellos et Lucullos et Curiones et ceteram procerum manum multum in his studiis operae curaeque posuisse, nec quemquam illis temporibus magnam potentiam sine aliqua eloquentia consecutum.

etiam C. Titius, vir aetatis Lucilianae, in oratione qua legem Fanniam suasit, cujus verba ideo pono, quia non solum de lupo inter duos pontes capto erunt testimonio, sed etiam mores quibus plerique tunc vivebant, facile publicabunt; describens enim homines prodigos, in forum ad judicandum ebrios commeantes, quaeque soleant inter se sermocinari sic ait:

„*Ludunt alea, studiose unguentis delibuti, scortis stipati; ubi horae decem sunt, jubent puerum vocari, ut comitium eat percunctatum, quid in foro gestum sit, qui suaserint, qui dissuaserint, quot tribus jusserint, quot vetuerint: inde ad comitium vadunt, ne litem suam faciant; dum eunt, nulla est in angiporta amphora, quam non impleant, quippe qui vesicam plenam vini habeant. Veniunt in comitium tristes, jubent dicere; quorum negotium est, dicunt, iudex testes poscit, ipsus it minctum. ubi redit, ait se omnia audivisse; tabulas poscit, litteras inspicit; vix prae vino sustinet palpebras, eunti in consilium ibi haec oratio: Quid mihi negotium est cum istis nugacibus? quam potius potamus mulsum mixtum vino graeco, edimus turdum pinguem bonumque piscem, lupum germanum qui inter duos pontes captus fuit?*

Was Cicero an Schmuck der Rede vor seinen Vorgängeru voraus hat, um das sind diese ihm an Kraft überlegen, doch ist dieß nicht minder in dem Bildungsgange der Römer, der dem der Griechen ganz entgegengesetzt war, in der Verschlechterung der Zeiten, und den raschen Fortschritten des Verderbens der Volksmasse, als in der Individualität der Redner begründet; die römische Plebs unter den Gracchen, obschon schwach genug, war noch nicht zu jenem schlechten Gesindel, als welches es unter Cicero erscheint, herabgesunken, und ein offenes, gerades Wort, ohne Schmuck und Zierde, fand in den Gemüthern jener Zeit noch kräftigen Anklang und Aufnahme. So finden wir den C. Gracchus, als er zu seiner eigenen Vertheidigung vor dem Volke aufgetreten war; die Optimaten hatten, um ungehindert ihre Pläne ausführen zu können, ihn als Quästor nach Sardinien geschickt und dort festgehalten, er aber entzog sich diesem unfreywilligem Exil und eilte eigenmächtig zur nächsten Tribunenwahl nach Rom. Die ausgezeichnete Stelle, welche mehr als alle Beschreibung lehrt, verdanken wir dem A. Gellius XV. 12:

„Cajus Gracchus quum ex Sardinia rediit, orationem ad populum in concione habuit. ea verba haec sunt: *Versatus sum*, inquit, *in provincia quomodo ex usu vestro existimabam esse, non quomodo ambitioni meae conducere arbitrabar. nulla apud me fuit popina, neque pueri eximia facie stabant, sed in convivio liberi vestri modestius erant, quam apud principia.* Post deinde haec dicit: *Ita versatus sum in provincia, ut nemo possit vere dicere assem aut eo plus in muneribus me accepisse aut mea opera quemquam sumtum fecisse. biennium fui in provincia; si ulla meretrix domum meam introivit aut cujusquam servolus propter me sollicitatus est, omnium natorum postremissimum nequissimumque existimatote. Quum a servis eorum tam caste me habuerim, inde poteritis considerare, quomodo me putetis cum liberis vestris vixisse.* Atque ibi ex intervallo, *Itaque*, inquit, *Quirites, quum Romam profectus sum, zonas quas plenas argenti extuli, eas ex provincia inanes retuli. Alii vini amphoras quas plenas tulerunt (extulerunt?), eas argento plenas domum reportaverunt.*

Kein Wunder, wenn solcher Kraft- und Herzenssprache gegenüber, die unwillkührlich an Demosthenes Derbheit erinnert, Cicero dem selbst derben Calvus solutus atque enervis, oder dem Brutus fractus atque elumbis erschien *) und Cicero diese Reden zwar für vorzüglich hielt, aber doch die letzte Hand und Feile vermißte, der vielleicht schon dadurch mehr gegeben hatte, als er wirklich dachte, und wollte. Es ist dieselbe Erscheinung in der Redekunst, welche in der Poesie nur etwas später hervortritt, und die Dichter der Augusteischen Zeit in einen von ihnen selbst gefühlten und ausgesprochenen Gegensatz zu den Dichtern der Vorzeit gestellt hat.

So besitzen wir noch manche einzelne schätzbare Ueberreste alter Redner, welche sonderbar genug den Commentar zu den über sie erhaltenen Nachrichten liefern müssen; anderes mag eine uns günstige Zeit aufdecken. So enthält die neu aufgefundene Rhetorik des Julius Victor (Ciceron. schol. tom. I. p. 224 Or.) aus der im Alterthume sehr berühmten Rede de sociis

*) Tacitus, Dialogus c. 18.

et nomine latino contra Gracchum von C. Fannius — die Rede war so vorzüglich und berühmt, daß nach Cicero sie dem Fannius, weil dieser nur als mittelmäßiger Redner galt, von vielen abgesprochen worden — einen Gedanken, welcher allein zeigt, wie fein und schlau die Gegner des Gracchus alles hervorzuheben verstanden: Ut a Gaio Fannio adversus Gracchum dictum est: *si Latinis civitatem dederitis, credo, existimatis, vos ita ut nunc constitisse (consuestis?), in contione habituros locum, aut ludis et festis diebus interfuturos. Nonne illos omnia occupaturos putatis?* — collegit enim non esse recipiendos in civitatem ex his quae eventura sint.

In dieser Vorstellung verloren gegangener Redner befremdet bey dem sonst so besonnenen Verfahren des Herrn Westermann das über den jüngern Gracchus ausgesprochene Urtheil; Cajus wird als gemeiner Partheygänger geschildert, dessen Anfangs ehrenwerthe Absichten im Werthe sanken, je mehr nach und nach das Wohl des Volkes hinter seiner Persönlichkeit zurücktrat und je mehr sich sein Mangel an Gewandtheit und Energie, seine Unfähigkeit, den günstigen Augenblick zum entscheidenden Schlage zu benutzen, hervorstellte; ihm habe die Reinheit des Willens und die moralische Kraft seines edleren Bruders gefehlt.

Eine vollständige Würdigung wird nur bey Cicero (S. 151 —200), dessen Reden allein in hinreichender Anzahl vorhanden sind, möglich, und wir vermögen, nicht blos das von ihm, sondern auch das von den Alten über ihn gesprochene zu untersuchen und zu prüfen. Eine der großartigsten Erscheinungen in der Litteratur, Jahrhunderte lang als Idol angebetet und überschätzt, aber auch wieder gering geachtet und vernachläßigt, mag es nicht leicht seyn, ihm die gebührenden Rechte zuzuweisen und unbefangen die Vorzüge und Schwächen zu erkennen. Wir geben hier die Schilderung dieses größten und wichtig-

sten Charakters lateinischer Beredtsamkeit zugleich als Muster der Darstellung vollständig mit den Worten des Verfassers S. 171.

(Schluß folgt.)

Nova Acta Physico-Medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum etc.

(Fortsetzung.)

II. Zoologische Abhandlungen.

1. Ueber fossile Reste von Ochsen, deren Arten und das Vorkommen derselben, von Herrmann von Meyer (mit 5 Steindrucktafeln, S. 101 — 170).

Eine recht fleißige Arbeit, die zwar gerade keine neuen Gesichtspunkte darbietet, auch den bekannten Arten keine neue beyfügt, aber doch sehr verdienstlich ist, weil sie mehr Exemplare, als bisher beschrieben waren, vorlegt, genaue Ausmessungen derselben giebt, und somit eine bestimmtere Scheidung der allgemeinen Merkmale von den individuellen möglich macht. Besonderen Fleiß hat der Verf. darauf verwendet, um den Nachweis zu liefern, daß bis ins siebenzehnte Jahrhundert hinein im mittleren Europa zwey wilde Rinderarten, der Bison und der Ur (Auer) gekannt waren, von denen der letztere zuerst ausgestorben ist, der andere seinem Erlöschen entgegengeht. Unter den merkwürdigen Beyspielen, welche darthun, daß die Knochenkrankheiten auch schon in der antediluvianischen Zeit vorhanden waren, hätte der Verf. noch den von Andreas Wagner (Isis. 1829. S. 975) beschriebenen, in der Universitätssammlung von Erlangen aufbewahrten Schenkelknochen anführen können, der von einer Knochenspeckgeschwulst ergriffen und bereits von Esper abgebildet ist. Bemerkenswerth ist es auch noch, daß der Verfasser nachgewiesen hat, daß Bos primigenius nicht bloß in Torfmooren, sondern auch im Diluvium zugleich mit Bos priscus vorkommt. Die 4 ersten der vortrefflich gearbeiteten Steindrucktafeln stellen Abbildungen von Schädeln und dem Becken des B. priscus dar, die letzte von einem Schädelfragment des B. trochocerus, dessen Differenzen übrigens Ref. nicht für wichtig genug hält, um ihn specifisch von B. primigenius zu sondern.

2. Die zwey urweltlichen pferdartigen Thiere, welche im tertiären Sande bey Eppelsheim gefunden werden, bilden eine eigene Unterabtheilung der Gattung Pferd, welche in der Zahl der Fingerglieder den Uebergang zur Gattung Palaeotherium macht, und zwischen diese und Pferd zu stellen ist. Von Dr. J. J. Kaup (mit 1 Steindrucktafel. S. 171 — 182).

Die bey Eppelsheim in Menge vorkommenden Ueberreste von Pferden zeigen keine erheblichen Verschiedenheiten von denen der lebenden Art, ausgenommen in denjenigen Theilen, welche der Verfasser für Griffelfortsätze der Mittelhand und des Mittelfusses ansieht. Von ersteren beschreibt er ein einzelnes Fragment mit den Worten: „Dieser, leider an seinem unteren Ende verstümmelte, Griffelfortsatz hat auf seiner äußern Seite eine Gelenkfläche für ein viertes Zehenrudiment, das höchst wahrscheinlich wie bey Palaeotherium gestaltet war.“ Vom Metatarsus erklärt der Verf. zwey Griffelfortsätze zu haben. „Das Auffallendste ist die untere Gelenkfläche derselben, welche so vollkommen ausgebildet ist, daß sich nothwendig ein oder zwey Glieder der Afterklauen angeschlossen haben.“

Kein Zweifel, daß, wenn wirklich diese sogenannten Griffelfortsätze zu den Zähnen und sonstigen Skelettheilen, die vollkommen denen des lebenden Pferdes gleichen, gehören, diese fossilen Ueberreste allerdings eine besondere Gattung, die der Verf. Hippotherium nennt, bilden müßten. Allein er hat den Nachweis nicht geliefert, daß diese Knochen, welche er als Griffelfortsätze dem fossilen Pferde zuschreibt, demselben auch wirklich angehört haben; ja die große Uebereinstimmung aller andern Skelettheile mit denen der lebenden Art, erlaubt nicht, ganz heterogene Knochen wie diese „Griffelsätze, wenn sie nicht in natürlicher Verbindung gefunden werden, denselben ohne Weiteres anzufügen. Die Gattung Hippotherium kann also, unsers Bedünkens nach, vor der Hand in dem Systeme keine Stelle erhalten.

Eben so wenig wird man die beyden Pferdearten zulässig finden. Das Hippotherium nanum ist dem Verf. bloß aus den 3 ersten Backenzähnen des Unterkiefers bekannt; sie unterscheiden sich von denen der vorhergehenden Art nur durch ihre geringere Größe. Dieser Umstand allein rechtfertigt noch keine specifische Trennung; denn bey allen Arten kommen mitunter auch kleinere, obgleich vollständig ausgewachsene Individuen vor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. Lycurgi Oratoris Attici reliquiae. Ediderunt Joannes Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius. Turici, 1834. Typis et impensis Orelli, Fuesslini et Sociorum. VIII. und 271 S. in 8.

2. Lycurgi oratio in Leocratem. Recognovit annotationem criticam et commentarios adjecit Eduardus Maetzner, Rostochiensis. Berolini Veitii et socii sumptibus. 1836. X. und 352 S. in gr. 8.

Wenn Vellejus behauptet, daß, wenn eine Wissenschaft oder ein Zweig der Literatur einen gewissen Höhepunkt erreicht habe, plötzlich der Betrieb derselben ermatte, da die Jünger der Wissenschaft neue noch nicht betretene Bahnen aufsuchten, auf denen sie frische Lorbeern zu gewinnen hofften, so findet diese Behauptung in manchen Zweigen der philologischen Literatur eine nur geringe Bestätigung. Es findet sich nämlich gerade häufig die gegentheilige Erscheinung, daß manche Gebiete derselben fort und fort immer neue Bearbeiter finden, während anderen, die noch wüst und öde liegen, erst nur einzelne Striche Fruchtland durch den Fleiß der Cultur abgewonnen sind. So auffallend sich diese Erscheinung dem ersten Blicke darbietet, so findet sie doch leicht eine Erklärung, wenn man die Gründe in Betracht zieht, die eine wiederholte Bearbeitung schon oft behandelter Gegenstände hervorzurufen pflegen. Der Eine nämlich setzt eine Ehre darein, gerade einen solchen Zweig der Wissenschaft, den schon viele zu erhellen gesucht, mit neuen Geistesfunken zu erleuchten, und findet seine höchste Befriedigung darin, wenn er auf solchem Gebiete früher nicht geahnete Aussichten dem erstaunten Blicke öffnet; Andern hingegen ist es eine Sache der Bequemlichkeit, daß sie nur wohlgebahnte und gut geebnete Pfade betreten, weil sich auf diesen gemächlich fortwandeln läßt, und sie glauben schon Wunder wieviel gethan zu haben, wenn sie kleine Unebenheiten hinwegschaffen, etliche Vertiefungen ausfüllen, und einigen Unrath und Bauschutt, der zufällig liegen geblieben, emsig aufräumen. — Eine solche reichliche Pflege wurde auch der noch einzig übrigen Rede des atheniſchen Staatsmannes Lykurgos zu Theil, von der, nachdem seit dem Jahre 1821 nicht weniger als zwölf Ausgaben und Abdrücke erschienen waren, worunter die drey größern Ausgaben von Koraïs, Blume und Pinzger mit weitläuftigem Commentar, schon wieder zwey neue Bearbeitungen, die sich in dem Laufe eines Jahres folgten, vorliegen, und neue Ausgaben von Kießling, dem trefflichen Bearbeiter der Fragmente des Lykurg, und Fr. Schaub (vgl. Passovii Opuscula academica ed. Bachius p. 269.) angekündigt sind. Dieser übermäßige Reichthum an Ausgaben ist um so auffallender, als diese Rede, man mag über ihren Werth auch noch so günstig urtheilen, doch nicht zu den vorzüglichsten Ueberresten der griechischen Beredtsamkeit gezählt werden kann, wenn sie auch wegen ihrer sittlichen Tendenz und wegen der Einfachheit des Styls, die schon Dio Chrysostomus an den Reden des Lykurg hervorhebt (orat. XVIII. p. 256 ed. Morell.), für die Lektüre in Schulen besonders angemessen erscheint. Je höher sich übrigens bey einem solchen Verhältniß die Anforderungen der Kritik steigern, um so erfreulicher ist es be-

merken zu können, daß auch die strengste Kritik der Ausgabe der Herren Baiter und Sauppe ihren Beyfall nicht wird versagen können, und es gewährt dem Recensenten ein wahres Vergnügen, dieselbe als eine der beßten Erscheinungen in Bearbeitung griechischer Redner begrüßen zu können. War es den Herausgebern auch nicht gegönnt, bey ihrer Bearbeitung durch neue handschriftliche Mittel unterstützt zu werden, so haben sie doch einerseits durch sorgfältige Zusammenstellung des kritischen Apparats, den sie durch die vollständige Variantenangabe der Aldinischen, Melanchthonischen und Stephanischen Ausgabe noch vermehrt haben, sich ein bedeutendes Verdienst um die Kritik der Rede erworben, anderseits aber die vorhandenen Mittel mit solcher Umsicht und Besonnenheit benutzt, in der Wahl der Lesarten ein so richtiges und scharfes Urtheil erwiesen, bey streitiger Erklärung eine so genaue und feine Kenntniß der Sprache an den Tag gelegt, daß sie unterstützt durch diese Vorzüge, für ihren Schriftsteller weit mehr geleistet haben, als mancher, dem ein gutes Glück die besten Hilfsmittel in die Hände gespielt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Beredtsamkeit in Griechenland und Rom ꝛc.

(Schluß.)

„Daß Cicero von Vorgängern, wie Crassus und Antonius viel und tüchtig vorgearbeitet fand, ist ausser Zweifel und es bedarf dazu kaum seines eigenen Geständnisses; doch giebt eben dieß seine gesammte Thätigkeit nicht sowohl als eine von Grund aus schaffende, als vielmehr als eine das Geschaffene fortbildende, veredelnde, vollendende, zugleich aber auch, da bey ihm an die Stelle bewußtloser Hingebung an den Drang eines natürlichen Bildungstriebes Bewußtsein und Absicht trat, als eine künstlerische zu erkennen. Die Mittel zur Verwirklichung dieses Zweckes hatte er im reichen Maße durch das Studium des Griechischen gewonnen; allein zur richtigen und glücklichen Anwendung desselben befähigte ihn erst seine Stellung im öffentlichen Leben, welche ihn die römische Nationalität nie aus dem Auge verlieren ließ,

seine Beobachtungsgabe erregte und schärfte und ihm sowohl die rednerischen Bedürfnisse des Volks, als auch die Art und Weise, dieselben ohne Aufopferung der eigenen Selbstständigkeit zu befriedigen, kennen lehrte. So gewann er die Ueberzeugung, daß der Redner, wenn er die näher liegenden oratorischen Zwecke, sein Publikum zu gewinnen, mit dem entfernteren, es zu bilden, vereinigen wolle, eben so weit sich zu demselben herablassen, als es zu sich heranziehen müsse, und dieses ist es namentlich, wodurch sich sein Streben, jene Extreme eigenthümlicher Alterthümlichkeit und ungezügelter Neuerungssucht zu vermitteln, am deutlichsten kund gibt. Vor allem mußte seine Aufmerksamkeit sich der Sprache zuwenden; denn unmöglich konnte es ihm entgehen, daß Glanz, Wohllaut und Fülle des Ausdrucks am meisten selbst das ungebildete Ohr besticht. Hier kam es weniger darauf an, die Sprache mit neuen Ausdrücken zu bereichern; denn für rednerische, dem gemeinen Leben verwandte Zwecke war das Römische reich genug, ja unverkennbar ist auch hier das Streben, den Sprachgebrauch in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten, wogegen für die philosophische Terminologie neue Bahnen zu brechen waren und der familiäre Styl allerhand sprachliche Extravaganzen gestattete. Die Majestät des Volkes verlangte reinen und geregelten Ausdruck und diesen hat Cicero durch umsichtiges Erfassen und Ausbeuten der *schon gewonnenen* sprachlichen Massen, wie durch künstlerische Begründung des zwar vorher geahnten und gefühlten, aber nicht gesuchten und nur zufällig angewandten, ja selbst noch geläugneten Numerus bis zur höchsten Vollendung durchgebildet, so daß ciceronischer Ausdruck zu allen Zeiten als unerreichbares Muster römischer Eleganz gegolten hat. Das Geheimniß dieses Zaubers liegt in dem dem Römer eigenen Gefühle der Würde, welches nie ins Gemeine fallen läßt, für jeden Gegenstand den angemessenen Ausdruck, für jedes Gefühl die passende Farbe findet, und so, indem es Wesen und Form in innigen Einklang bringt, den Zuhörer in eine Stimmung versetzt, wo das Gemüth für jeden großen Gedanken, für jede Art der Veredlung am empfänglichsten ist. Und dieß ist es, was Cicero als Haupthebel des rednerischen Zweckes betrachtete, und dessen er sich selbst so meisterlich bediente, das πρέπον im Wort und im Gedanken, und dieser freyere Aufschwung trug ihn glücklich über die gefährliche Klippe hinweg. Das Sprachliche ist unbedingt der Glanzpunct seiner oratorischen Individualität. Ein minder günstiges Urtheil muß dagegen der Unbefangene über seine rednerische Darstellung fällen; denn wenn auch die Klarheit und Durchsichtigkeit derselben, wodurch er selbst weniger gemeinnützige Dinge auch dem minder Gebildeten zu veranschaulichen weiß, die oft überraschende Gewandtheit,

mit welcher er selbst trockenen und unfruchtbaren Gegenständen neue und interessante Seiten abgewinnt, die Fülle der ihm zu Gebote stehenden Erudition und die Fertigkeit, dieselbe am geeigneten Orte für seine Zwecke zu verwenden, das Geistvolle häufig eingestreuter Reflexionen und kräftigen Sentenzen, die Mannichfaltigkeit der Wendungen, durch welche er sich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer sichert, der durch das ganze wehende Hauch einer unnachahmlichen Urbanität, die Lebendigkeit uno Wahrheit seiner Schilderungen, der Scharfsinn mit welchem er von vorne herein den Gesichtspunkt feststellt, um von da aus die Gründe der Gegner zu entkräften und die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher er, der tiefe Menschenkenner, die Gemüther fortreißt und bestürmt — alle Anerkennung verdient, wenn auch der Mangel an Stetigkeit der Eintheilung im Ganzen der Eindringlichkeit seines Vortrags wenig Eintrag thut, wenn auch gewisse öfter wiederkehrende auf die Vorurtheile und die Empfänglichkeit des römischen Volkes berechnete Kunstgriffe leicht verzeihlich scheinen mögen: so wird man sich doch mit dem in seinen Reden unverkennbaren Haschen nach Effect, welches die Form der Sache aufopfernd nicht selten ins Grelle und Phantastische ausartet, mit dem Mangel an bündiger Beweisführung, der um die Wahrheit unbekümmert und mit dem Scheine zufrieden, umsonst sich hinter glänzenden Sophismen und Gemeinplätzen zu verbergen sucht — ein Fehler der Zeit, zu dessen Bekämpfung die moralische Kraft eines Cicero nicht ausreichte — mit der, nicht selten die Erhabenheit des Gedankens verflachenden Breite seiner Redseligkeit, mit der koketten Selbstgefälligkeit, womit er immer sich selbst in den Brennpunct stellt und alle weitere Aussicht vertritt, nicht leicht befreunden können. Doch bleibt ihm der Ruhm einer in jeder Hinsicht geistvolleren Behandlung der Beredtsamkeit ungeschmälert.

Wir finden hier bey allem scheinbar eigenthümlichen doch im Grunde nur die gewöhnliche gangbare und gültige Ansicht ausgesprochen, Lob und Tadel in reichlichem Maße gespendet. Diese Schilderung hat uns zumeist überzeugt, daß nicht lange gepflogene Bekanntschaft und inniges Vertrautseyn mit den Reden des Mannes stattgefunden, sondern nur flüchtige Lectüre solch allgemeinen Eindruck zurückgelassen hat: Ciceros Kraft und Stärke soll, um es kurz mit dem technischen Worte zu bezeichnen, in der elocutio, seine Schwäche in der inventio bestehen, ein Urtheil, dem ein gänzliches Verkennen des rhetorischen Gehaltes zu Grunde liegt und vor welchem schon die vielen theoretischen Arbeiten Ciceros, in denen nicht minder die Sache als die Form berücksichtigt ist, warnen mußten. Auch ist nicht gesondert, und alles von gleichem Standpuncte aus gerichtet, ohne die Verhältnisse und die Zeitumstände in welchen die Reden gesprochen sind, zu erwägen, welche gewöhnlich das was man tadelt, als ein mit Absicht des Redners angelegtes, zur Erreichung des Zweckes unmittelbar nothwendiges Mittel darstellen, und wo der Verf., wie in der Vertheidigung Milo's, nur Sophismen und Gemeinplätze, zu sehen glaubt, erkennen wir die höchste Kunst und einen glänzenden Scharfsinn in Anlage und Durchführung der Rede. Die Zergliederung der einzelnen Reden mit Hülfe der uns überlieferten Theorie und mit gehöriger Beachtung der streitigen Gegenstände (man wählte ihn nicht selten nur in verzweifelten Fällen als Sachwalter) wird lehren, daß Cicero auch hier nicht hinter dem Sprachlichen zurückgeblieben ist. Dieß Verständniß ist noch zu wenig hervorgehoben, und doch ist nur davon wie wir glauben, eine gerechte und billige Würdigung des Redners zu erwarten. Auch die Uebersicht der theoretischen Schriften giebt nur allgemein den Inhalt wieder, wie jede Litteraturgeschichte, aber nicht was in diesen dem Cicero eigenthümlich ist und wodurch die Sache weiter befördert wurde. Besonders hätten wir eine strenge Prüfung der sonst so vorzüglichen Bücher de oratore gewünscht, in denen er, seiner philosophischen Bildung bewußt, mit einem eigenen hohen Gefühle verächtlich genug auf die technische Bearbeitung der Reden herabsieht, und doch nichts anderes bietet, als was seine Vorgänger ihm in die Hand gegeben; auch durften die eigenen Aenderungen und Abweichungen bey manchen Lehren und Vorschriften in den verschiedenen Büchern, nicht übergangen werden.

Der dritte Abschnitt enthält S. 232 — 319 die Geschichte des Verfalls der Beredsamkeit, die aus dem öffentlichen Leben verdrängt, nur in den Schulen der Declamatoren eine sichere Freystätte gefun-

den hat. Dadurch entstand bald ein allgemeiner methodischer Schulunterricht und die Provinzen blieben hinter der Hauptstadt nicht zurück; Afrika und Gallien lieferten die berühmtesten Männer ihrer Zeit. Für die erstere Zeit ist die vorzüglichste Quelle Tacitus dialogus de causis corruptae eloquentiae; in keiner Schrift, weder von den Alten, noch von den Neuern ist die Beredtsamkeit tiefer aufgefaßt und ihr Wesen und Unwesen unbefangener und gerechter beurtheilt, als von dem Verfasser dieses Dialogus geschehen, der auch in ihrem Untergange einen Fortschritt nicht verkennt; zu bedauern ist nur, daß auch hier ein nicht unbeträchtlicher Theil der Unterredung verloren ist. Herr Westermann hat Alles, was den Tacitus als Verfasser dieses Werkes erkennen läßt, gesammelt und lichtvoll auseinander gesetzt. Außerdem finden wir für manches Belehrung im Quintilianus und für das technische besonders in der Sammlung des Rhetor Seneca, worin die controversen Gegenstände in ihrer Behandlung von verschiedenen berühmten Lehrern überliefert sind; praktische Beyspiele geben die dem Quintilianus zugeschriebenen Declamationen und die Panegyriker.

Auch diese Periode ist, so weit es unsere Mittel zulassen, genau und gelehrt ausgeführt, und wir haben die Versicherung, daß der Verfasser, der in dieser ersten Bearbeitung die Kenntniß der Beredtsamkeit bey den Alten so weit befördert, und in historischer Beziehung fast zur Vollständigkeit gebracht hat, in einer zweyten Ausgabe, welche die Vorzüge seines Werkes bald nöthig machen werden, nicht unterlassen wird, durch eine fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die erhaltenen Producte selbst griechischer und lateinischer Rhetorik, auch da, wo der Mangel noch am sichtbarsten hervortritt, nachzuhelfen; dann wird auch die Darstellung die Ueberfülle und das Streben nach prunkendem Ausdruck mehr von sich entfernen, ohne die Frische und Lebendigkeit des Vortrags zu verlieren.

L. Spengel.

Nova Acta Physico-Médica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum etc.

(Fortsetzung.)

3) Beyträge zur Zoologie, gesammelt auf einer Reise um die Erde, von Dr. Meyen. Siebente Abhandlung. Amphibien. Bearbeitet von Dr. A. F. A. Wiegmann (mit 10 Steindrucktafeln. S. 183 — 268).

Der um die Amphibienkunde hochverdiente Verf. giebt hier mit bekannter Genauigkeit und Kritik eine Beschreibung der von Meyen auf seiner Reise um die Welt gesammelten Amphibien, welche in 49 Individuen 31 Arten ausmachen, unter denen 9 bereits bekannt, 3 fraglich neu, 18 entschieden neu sind. Der Reihe nach sind es folgende, wobey wir die neu publicirten Gattungen mit einem * bezeichnen.

1) Schildkröten: Testudo nigra (Tab. 13) und Trionyx sinensis. *

2) Eidechsen: Hydrosaurus marmoratus (Tab. 14); Euprepes multifasciatus; Ablepharus poecilopleurus *; Lophura pustulata; Draco (Dracunculus *) spilopterus * (Tab. 15); Tropidurus microlophus * (Tab. 16), heterolepis (Tab. 17 f. 1), undulatus, nigromaculatus *), oxycephalus, chilensis, nitidus * (Tab. 17 fig. 2); Platydactylus guttatus; Hemidactylus mutilatus (pristiurus), peruvianus *; Phyllodactylus tuberculosus * (Tab. 18 fig. 2.); Diplodactylus gerrhopygus * (Tab. 18 fig. 3).

3) Schlangen: Coronella Chamissonis * (Tab. 19); Tropidonotus crebripunctatus *; Tachymenis * peruviana * (Tab. 20 fig. 1); Elaps calligaster * (Tab. 20 fig. 2).

4) Frösche: Rana vittigera * (T. 21 fig. 1), gracilis, * rugulosa * (Tab. 21 fig. 2); Hyla quadrilineata (Tab. 22 fig. 1); Telmatobius * peruvianus * (Tab. 22 fig. 2); Phryniscus * nigricanus *; Buso spinulosus *.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen.

S. 553 Z. 12 von unten lies: Wasse's statt: Wasse's. S. 554 Z. 3 von unten lies: hin und wieder statt: hinwieder. S. 555 Z. 8 von oben lies: oben statt: eben. S. 556 Z. 7. lies: Bearb. gibt. S. 559 Z. 6 verkennt statt: erkennt. S. 561 Z. 4 von unten lies: abweichend. S. 564 Z. 6 von oben lies: faktisch bestehenden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. Lycurgi Oratoris Attici reliquiae. etc.
2. Lycurgi oratio in Leocratem etc.

(Fortsetzung.)

Die Ausgabe der Herren Baiter und Sauppe ist eigentlich eine kritische zu nennen, wiewohl grammatische und sachliche Erklärungen nicht ausgeschlossen sind, die namentlich bey solchen Stellen immer eintreten, wo die zahlreichen Irrthümer der früheren Erklärer, besonders Pinzgers und Blume's, zu berichtigen waren, die kritischen Anmerkungen sind kurz und bündig, und stechen in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft ab von einer gewissen breiten und selbstgefälligen Manier, die sich heut zu Tage besonders in dem Gebiete der Ciceronianischen Kritik geltend zu machen sucht. Sie gaben den Herausgebern auch öfters Gelegenheit, andere Schriftsteller theils zu erläutern, theils zu verbessern, so wie auch in ihrem Commentar einige ausführliche Sprachbemerkungen niederzulegen, welches Letztere jedoch nur dann geschah, wenn die Herausgeber entweder wirklich Neues vorzutragen oder Altes richtiger als bisher darzustellen hatten. Die Einrichtung der Ausgabe ist folgende. Zuerst steht die vita Lycurgi von Plutarch; dann folgt der Text der Rede, hierauf die Fragmente des Redners; dann folgen die Anmerkungen S. 75 — 172; den Schluß machen ein vollständiger Index Graecitatis von Hrn. Sauppe angefertigt, S. 175 — 270, und ein Index annotationum. Recensent gesteht, daß er ungern eine Einleitung zu der Rede und eine rhetorische Zergliederung derselben vermißt, so wie er auch erwartet hätte, einige Worte über den ästhetischen Werth dieser Rede sowohl als über den Charakter der Lykurgischen Redekunst überhaupt von den Herausgebern zu vernehmen. Uebrigens glaubt Ref. nicht nöthig zu haben, sein lobendes Urtheil durch einige Belege zu bestätigen, da er überzeugt ist, daß diese Ausgabe bereits in den Händen eines jeden sich befindet, dem es um gründliches Studium der griechischen Redner so wie der griechischen Sprache überhaupt zu thun ist; er begnügt sich daher, einige Stellen hervorzuheben, wo er dem Urtheile der Herausgeber nicht beypflichten kann.

Lykurg beginnt seine Rede damit, daß er die Götter anfleht, ihn zu einem würdigen Ankläger des Leokrates zu machen. Daselbst heißt es §. 1: εὔχομαι τῇ Ἀθηνᾷ καὶ τοῖς ἄλλοις θεοῖς —, εἰ μὲν εἰσήγγελκα Λεωκράτην δικαίως καὶ κρίνω τὸν προδόντα αὐτὸν καὶ τοὺς νεὼς καὶ τὰ ἕδη καὶ τὰ τεμένη etc. Statt des sprachlich unrichtigen αὐτόν hatte Im. Bekker richtig αὐτῶν vorgeschlagen, welche Conjectur den Herausgebern zwar empfehlungswerth scheint, aber doch verworfen wird, weil sich die Vulgata vertheidigen lasse. Zu diesem Behufe werden aus mehreren Reden Stellen beygebracht, aus denen jedoch die Richtigkeit von αὐτόν nicht im mindesten erwiesen wird; wie z. B. Δημοσθ. περὶ παραπρ. §. 121. εἰ ὁ μηδ' ὁτιοῦν ἀδικῶν ἐφοβούμην ἐγώ. Um αὐτόν zu vertheidigen, mußte gezeigt werden, daß zu dem tonlosen αὐτόν — denn die Bedeutung ipse ist hier doch ganz unstatthaft — ein Appositum treten könne. Denn daß der Schluß von der ersten auf die dritte Person falsch ist, geht daraus hervor, daß das Demonstrativ der dritten Person nicht αὐτός sondern

οὗτος ist. Man kann wohl sagen ὁ προδοὺς ἐγώ, nicht aber ὁ προδοὺς αὐτός in der Bedeutung: er der verrathen hat, was heißen müßte οὗτος ὁ προδούς oder ὁ προδούς allein. Daß αὐτῶν nothwendig ist, erhellt aus dem Mangel eines Genitivs in der handschriftlichen Lesart, der wohl nicht ergänzt werden kann, so wie aus §. 143. der Rede, wo im Epilog obige Worte des Eingangs sich bis auf die Wortstellung wörtlich wiederholt finden: καὶ ἐπικαλέσεται τοὺς θεοὺς σώσοντας αὐτὸν ἐκ τῶν κινδύνων· τίνας; οὐχ ὧν τοὺς νεὼς καὶ τὰ ἕδη καὶ τὰ τεμένη προὔδωκεν;

§. 13. Πρὸς ὃ δεῖ καὶ ὑμᾶς ἀποβλέποντας μὴ ἐπιτρέπειν τοῖς ἔξω τοῦ πράγματος λέγουσιν· οὕτω γὰρ ἔσται τοῖς τε κρινομένοις ἄνευ διαβολῆς ὁ ἀγὼν, καὶ τοῖς διώκουσιν ἥκιστα συκοφαντεῖν, καὶ ὑμῖν εὐορκοτάτην τὴν ψῆφον ἐνεγκεῖν. Ἀδύνατον γάρ ἐστιν, ἄνευ τοῦ λόγου, μὴ δικαίως δεδιδαγμένους δικαίαν θέσθαι τὴν ψῆφον. Die Herausgeber schreiben statt ἄνευ τοῦ λόγου nach Hermann (praef. ad Soph. Antig. p. XIV.) ἄνευ τοῦ ἀλόγου i. e. „ne commemorem absurdum esse," was Recens. nicht billigen kann. Hr. Mätzner bemerkt nämlich richtig: ἄνευ illud, quod non excludit sed una complectitur, ibi tantum locum habet, ubi diversa diversis adjiciuntur; cf. Plat. Apol. Socr. p. 35. B. Dem. de cor. §. 69. At qui ἀδύνατον esse aliquid contendit, non potest sejungere ab eo τὸ ἄλογον. ἄλογα γάρ ἐστι τὰ ἀδύνατα. Recens. glaubt, daß ἄνευ τοῦ λόγου, wenn es auch auffallend vom Redner gesetzt ist, sich ganz richtig verhält, es ist nämlich im Gegensatz zu dem ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν gesetzt, in dem gerade der eigentliche λόγος ausgeschlossen ist, insoferne die Redner das zur Sache Gehörige übergehen, und in fremden Gebieten umherschweifen. Rec. erklärt daher ἄνευ τοῦ λόγου: ohne die gehörige, auf die Sache selbst eingehende Rede, was hierauf Lykurg, weil es etwas dunkel ausgedrückt ist, selbst

durch die Exegese μὴ δικαίως δεδιδαγμένους vollständig und klar erläutert.

§. 26. Λεωκράτης δὲ οὔτε νομίμων οὔτε πατρῴων οὔτε ἱερῶν φροντίσας τὸ καθ' ἑαυτὸν ἐξαγώγιμον ὑμῖν καὶ τὴν παρὰ τῶν θεῶν βοήθειαν ἐποίησε. Jmm. Bekker hatte zu diesen Worten bemerkt: οὔτε ante πατρῴων merito suspectum est Heinrichio; andere Gelehrte wollten οὔτε vor ἱερῶν streichen; die Herausgeber bemerken ganz kurz: „sed cf. §. 27. 35. 149." Aus diesen Stellen geht zwar einerseits richtig hervor, daß die drey Glieder nicht aufgegeben werden dürfen, anderseits erhellt aber gerade, daß πατρῴων falsch ist, da statt dessen in allen drey Stellen πατρίς gesetzt ist. Wir wundern uns übrigens, daß die Vergleichung dieser Stellen noch nicht auf das Richtige geführt hat; es geht nämlich ziemlich sicher aus denselben hervor, daß Lykurg πατρίων geschrieben hat. Ueber den Unterschied von πάτριος und πατρῷος und ihre häufige Verwechslung vrgl. Schömann zu Isäus S. 218. und Hermanni Opuscc. III. p. 195. Fast zur Gewißheit wird diese Conjectur dadurch, daß der Redner nur einige Zeilen später, §. 27. in der Recapitulation dieses Theiles seiner Beweisführung obige Worte wörtlich wiederholt, nur daß er statt νόμιμα νόμοι und statt πάτρια πατρίς sagt: ἔπειτα – τὸν μὴ φροντίσαντα μήτε ἱερῶν μήτε πατρίδος μήτε νόμων – οὐκ ἀποκτενεῖτε; – In dem athenischen Bürgereide, welchen die Herausgeber aus Stobäus Tit. XLIII. 48. nach Heinrich eingesetzt haben (§. 77), scheint sogleich am Anfange noch ein Fehler verborgen zu liegen, den alle Herausgeber übersehen haben. Es heißt nämlich daselbst: οὐ καταισχυνῶ ὅπλα τὰ ἱερὰ, οὐδ' ἐγκαταλείψω τὸν παραστάτην ὅτῳ ἂν στοιχήσω. Recens. zweifelt, ob sich sagen lasse στοιχεῖν τινι, mit Einem in Reih und Glied stehen; wenigstens haben die Herren Baiter und Sauppe die Redensart durch nichts gerechtfertigt; er vermuthet daher, daß zu schreiben ὅτῳ ἂν συστοιχήσω. Bekannt sind die Worte

συστοιχεῖν, σύστοιχος in der hier nothwendigen Bedeutung, so wie auch die Aenderung selbst sehr einfach ist, da die Präposition σύν vor στ öfters ausfiel. So ist auch Demosth. Phil. I. §. 22. zu schreiben: ἐπειδάν, διότι τηλικαύτην ἀποχρῆν οἶμαι τὴν δύναμιν καὶ πολίτας συστρατευομένους εἶναι κελεύω, διδάξω, wie Rec. an einem andern Orte glaubt bewiesen zu haben. —

§. 78. Πῶς οὐ καὶ τὸν παραστάτην καὶ τὴν τάξιν λέλοιπεν ὁ μηδὲ τάξαι τὸ σῶμα παρασχών; ποῦ δ' ὑπὲρ ὁσίων καὶ ἱερῶν ἤμυνεν ἂν ὁ μηδένα κίνδυνον ὑπομείνας; τίνι δ' ἂν τὴν πατρίδα παρέδωκε μείζονα προδοσίᾳ; In dem letzten Satze schreiben die Herausgeber statt προΰδωκε μείζονι, was die Handschriften bieten, mit Wesseling richtig παρέδωκε μείζονα, wie entschieden aus den Worten des Eidschwurs erhellt, jedoch über die übrige Constitution des Textes sind sie unter sich abweichender Meinung. Hr. Baiter erklärt nämlich mit Voigtländer προδοσίᾳ für ein Glossem, und übersetzt die Stelle: Cui majorem tradidisset patriam is, qui quantum in se fuit, eam civibus orbavit? Hr. Sauppe hingegen schreibt: — παρέδωκε μείζονα; προδοσίᾳ; quanam vero re patriam majorem tradidisset? num proditione? nimirum patriam desertam hostibus tradidit. So wie sich Recensent mit der Emendation des Hrn. Sauppe nicht befreunden kann, durch die das Ebenmaß der Rede, die nothwendig eine gleiche Anordnung und Gliederung der Fragen erheischt, zerstört wird, so kann er auch der Ansicht des Herrn Baiter nicht beytreten, der zwar τίνι richtig als Masculin erkannte, aber προδοσίᾳ als ein Glossem erklärt. Recens. hatte hierüber in den Actis philolog. Monac. Tom. IV. p. 155. bemerkt: Ceterum bene fecit Bekkerus, quod vocem προδοσίᾳ ad sequentem enunciationem non traxit; neque enim potest a priore divelli, quum hoc substantivum participiis, quae in superioribus cuique interrogationi adjecta sunt, ἐκ παραλλήλου respondeat; womit zugleich hinlänglich angedeutet ist, daß προδοσίᾳ aus rhetorischen Gründen im Texte nothwendig sey. Recens. freut sich jetzt zu sehen, daß Hr. Prof. Hermann (Zeitung f. Alterthumsw. 1835 S. 602.) die Tilgung von προδοσίᾳ aus demselben Grunde verwirft, indem er richtig bemerkt, daß προδοσίᾳ für ὁ προδοὺς αὐτήν vom Redner gesagt sey.

§. 116. Μὴ δῆτα, ὦ ἄνδρες δικασταί, ὑμὶν οὕτω πάτριον, ἀναξίως ὑμῶν αὐτῶν ψηφίζεσθε. Alle Handschriften bey Bekker lesen statt: οὕτω οὔτε, Cod. Z. ψηφίζεσθαι. In dem vorhergehenden Satze äußert sich der Redner folgendermassen: Wolltet ihr denn so sehr hinter euern Vorfahren zurückbleiben, daß, während jene die härtesten Strafen bloß über die Vertheidiger eines Verräthers verhängten, ihr sogar den, welcher mit Wort und That sein Volk preisgegeben hat, als einen Unschuldigen frey ließet? Auf eine solche Frage, die von dem Redner in mehreren Gliedern durchgeführt wird, scheint nichts passender zu seyn, als daß die Antwort mit einem kräftigen μὴ δῆτα, ὦ ἄνδρες δικασταί erfolgt, dessen Kraft durch einen nachtretenden, durch Zwischenworte unterbrochenen Imperativ völlig gelähmt erscheint. Aus diesem Grunde sowohl, als wegen der nicht festgestellten Richtigkeit des absolut stehenden ὑμὶν οὕτω πάτριον, was die Herausgeber nur durch Dichterstellen zu schützen wußten, so wie weil die Lesart der besten Handschriften οὔτε ist, glaubt Rec., daß Hr. Heinrich das Wahre getroffen hat, wenn er schreibt: μὴ δῆτα, ὦ ἄνδρες δικασταί· ὑμὶν οὕτοι πάτριον, ἀναξίως ὑμῶν αὐτῶν ψηφίζεσθαι. „Nimmermehr, o Richter! euch ist es wahrlich nicht Väterssitte, euch entehrende Beschlüsse zu fassen.“ Wie hier μὴ δῆτα absolut steht, so auch Soph. Philoct. v. 1352. μὴ δῆτα τέκνον· ganz analog dem Lykurgischen μὴ δῆτα, ὦ ἄνδρες δικασταί· vrgl. noch Soph. Phil. v. 763. und Hartung griech. Partikeln Bd. I. S. 306.

(Schluß folgt.)

Nova Acta Physico-Medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum etc.

(Fortsetzung.)

4) Beschreibung einiger neuen oder weniger bekannten Schmarotzerkrebse, nebst allgemeinen Betrachtungen über die Gruppe, welcher sie angehören. Von H. Burmeister (S. 269 — 330 mit 4 Kupfertafeln).

Mit musterhafter Genauigkeit werden hier in der ersten Abtheilung dieser Abhandlung sechs neue oder wenig bekannte Schmarotzerkrebse beschrieben, und durch sorgfältig ausgearbeitete und sehr detaillirte Abbildungen erläutert. Es sind dieselben: 1) Pandarus Carchariae Leach?, der auf einem Haye wohnt; 2) Dinematura gracilis, die wahrscheinlich eine eigene Art ausmacht und auf Squalus Acanthias vorkommt; 3) Chalimus Scombri, eine vom Verf. neu aufgestellte Gattung, auf der Makrele; 4) Bomolochus Bellones, eine neue Art auf Esox Bellone; 5) Lernanthropus Pupa, auf einer brasilischen Art von Platax und gleichfalls neue Species; 6) Lernaeocera cyprinacea Blainv., von Linné als Lernaea cyprinacea aufgestellt.

In der zweyten Abtheilung dieser Abhandlung folgen allgemeine Betrachtungen über die Gruppen der Schmarotzerkrebse, und eine systematische Anordnung derselben. Letztere ist folgende:

a) Keine Fühler und keine gegliederten Füße. I. Penellina.

b) Mit Fühlern und gegliederten Füssen.

α) 2 Klammerfüße hinter dem Schnabel; Schwimmfüße fehlend oder bloße Hautlappen. II. Lernaeoda.

β) Hakige Klammerfüsse hinter dem Schnabel, von verschiedener Zahl; 4 gegliederte Schwimmfußpaare.

† Innere Fühler, mehrgliedrig. III. Ergasilina.

†† Innere Fühler, 2 (3?) gliedrig. IV. Caligina.

γ) 2 saugnapfartige Klammerfüße hinter und neben dem Schnabel. V. Argulina.

5) Zwey neue fossile Korallenarten. Erläutert von Prof. Zenker aus Jena (S. 385 — 392 mit 1 Tafel).

Zenker beschreibt ein Lithodendron aus dem Liaskalk vom Speckbring am Dniester bey Hannover, das er für eine neue Art ansieht und L. stellariaeforme nennt. Ein anderes Petrefakt, das unter Geröll bey Havre de Grace gefunden wurde und wahrscheinlich der Kreideformation angehört, veranlaßt ihn unter den Röhrenkorallen eine besondere Gattung zu errichten, der er den Namen Syringites giebt, und die Art als S. imbricatus bezeichnet. Diese neue Gattung ist jedoch noch weiteren Prüfungen zu empfehlen.

6) Entomologische Beyträge von Dr. Ratzeburg (S. 221 — 476 mit 2 Tafeln).

Zu den erfreulichsten Erscheinungen im Gebiete der Entomologie gehört es, daß man in neuerer Zeit nicht mehr, wie bisher, lediglich und allein die Formen der Insekten berücksichtigt, sondern daß man von Neuem, den Weg Reaumur's und Rösel's einschlagend, mit einer ernstlichen Erforschung der Lebensweise, der merkwürdigen Metamorphosen und der wunderbaren Kunsttriebe dieser Thiere sich beschäftigt. Hierzu liefert Ratzeburg sehr schätzbare Beyträge in dieser Abhandlung, die aus zwey Abtheilungen besteht. In der ersten befaßt er sich mit der Lebensweise der Käfer, welche der Kiefer, besonders der jungen, in der Mark Brandenburg schädlich werden.

Dieser Baum, zumal die jungen Stämmchen von 4 — 8 Jahren, hatte in den letzteren Jahren durch die Angriffe von Rüssel- und Borkenkäfern sehr gelitten. Den meisten Schaden stifteten die ersteren, und unter ihnen wieder vorzüglich der Curculio Pini Linn. und Curculio notatus Herbst. Die letzteren, zu den Gattungen Hylesinus und Bostrichus gehörig, sind wahrscheinlich erst in Folge der Angriffe der Rüsselkäfer herbey gelockt worden. Ueber die Lebensweise aller dieser Thiere theilt der Verf. eine Menge neuer Beobachtungen mit.

In der zweyten Abtheilung handelt der Verf. von dem Abändern der wichtigsten Kennzeichen bey einigen Borkenkäfern, und weist nach, daß Bostrichus Laricis und suturalis nur Abänderungen einer und derselben Art sind. Ausführlicher wird sich der, als tüchtiger Naturforscher berühmte Verf. über alle diese Punkte in seiner demnächst erscheinenden Naturgeschichte der Forst-Insekten, auf welche wir insbesondere die Forstleute aufmerksam machen möchten, aussprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

1. Lycurgi Oratoris Attici reliquiae etc.
2. Lycurgi oratio in Leocratem etc.

(Schluß.)

§. 134. *Καὶ μὴν, ὦ ἄνδρες, τῶν πώποτε προδοτῶν δικαιότατ' ἂν Λεωκράτης, εἴ τις μείζων εἴη τιμωρία θανάτου, ταύτην ὑπόσχοι· οἱ μὲν γὰρ ἄλλοι προδόται μέλλοντες ἀδικεῖν, ὅταν μὴ ληφθῶσι, τιμωρίαν ὑπέχουσιν· οὗτος δὲ μόνος διαπεπραγμένος ὅπερ ἐπεχείρησε, — κρίνεται.* Während alle neuere Herausgeber *μὴ ληφθῶσι* für corrupt erklärten, weil es geradezu das Gegentheil von dem besagt, was hier erwartet wird, suchen die Herren Baiter und Sauppe die Stelle durch folgende spitzfindige Erklärung zu sichern: Alii enim proditores ita poenam subeunt, ut nondum urbem prodiderint sed prodituri essent, si non prehenderentur. Rec. muß gestehen, daß er durch diese künstliche Erklärung, so scharfsinnig sie auch seyn mag, wenig befriedigt wurde. Wie die Worte stehen, können sie nur mit *τιμωρίαν ὑπέχουσι* verbunden werden, und ein solches ist bey einem *μὴ ληφθῆναι* rein unmöglich. Zugleich ist offenbar, daß in dem Sinne, den die Herausgeber der Stelle unterlegen, der Zusatz von *ὅταν μὴ ληφθῶσι* ganz überflüßig wäre. Die beste Aufklärung gibt übrigens der Redner selbst, da er in diesen Worten des Epilogs wieder auf eine im Laufe der Rede entwickelte Darstellung zurückweist (§. 125. und 126.), wo nichts von einem so lästigen Zusatze zu finden ist. (*Καὶ διὰ ταῦτα, ἄν τις αἴσθηται μόνον μέλλοντας αὐτοὺς τούτων τι ποιεῖν, ἀποκτείνειν συνώμοσαν.*) Recens. muß daher bey seinem Vorschlage *ὅταν συλληφθῶσι*, den er den Herausgebern schriftlich mittheilte, verbleiben, und freut sich zu sehen, daß auch Herr Prof. Hermann jetzt eine ähnliche Emendation vorgeschlagen hat, indem er schreibt *ὅταν καταληφθῶσι*; nur möchte der Vorschlag des Rec. insoferne empfehlenswerther seyn, da wegen des Itacismus *μη* leichter aus *συ*, als aus *κατα* entstehen konnte.

Während in der Ausgabe der Herren Baiter und Sauppe die kritische Tendenz vorherrscht, hat Herr Mätzner eine Ausgabe mit vollständigem Commentar geliefert. Die Gründe, welche Hr. M. in der Vorrede entwickelt, warum er mit einer neuen Ausgabe der so viel bearbeiteten und erklärten Rede hervorgetreten sey, kann Recensent nicht für hinreichend erklären, um dadurch das Erscheinen dieser neuen Ausgabe zu entschuldigen. Denn läßt sich auch nicht läugnen, daß in der Erklärung noch Manches zu berichtigen und nachzutragen war, so ist doch für dieselbe durch die größere Ausgabe von Blume und besonders die der Herren Baiter und Sauppe eine so gute und sichere Basis gelegt, daß mit ihrer Beyhilfe ein jeder, der hinreichende Sprachkenntnisse zum Verständniß eines Redners besitzt, ohne Schwierigkeit die Rede wird verstehen und erklären können. Sind wir aber schon an sich mit dem Erscheinen einer neuen Ausgabe dieser Rede nicht einverstanden, so noch weniger mit der Art der Bearbeitung. Der Commentar enthält nämlich nicht weniger als 272 enggedruckte Octavseiten, und doch ist im Ganzen wenig Neues in demselben enthalten. Es wäre wirklich einmal Zeit, daß diese schlimme Manier, einen Schriftsteller durch den Commentar zu erdrücken (Rec. möchte es eher

eine Manie nennen) ein Ende nehme, ein Verfahren, das man wohl dann sich gefallen läßt, wenn z. B. ein Lobeck bey der Interpretation einer kleinen Schrift seine unerschöpflichen Schätze ausbeutet, und die scharfsinnigsten Sprachbemerkungen niederlegt. Hr. Mätzner zeigt übrigens eine ziemlich genaue Kenntniß der Gräcität, eine große Belesenheit, besonders in den griechischen Rednern, einen redlichen und löblichen Willen, die Kunde des hellenischen Alterthums zu erweitern, indeß er versteht noch nicht, mit seinen Schätzen gehörig Haus zu halten, sein Urtheil ist noch nicht gereift genug, seinen Erklärungen mangelt häufig die gehörige Schärfe und Bündigkeit, auch scheint er bey der Anlage seiner Ausgabe darüber mit sich nicht ins Reine gekommen zu seyn, für wen er arbeite, bloß für Lehrer oder auch für Schüler. Die Einrichtung der Ausgabe ist übrigens folgende, daß zuerst der Text der Rede mit Angabe der Varianten und hauptsächlichsten Conjecturen steht (S. 1 — 62); dann eine zwey Seiten lange Einleitung in die Rede folgt, an die sich S. 68. der wortreiche Commentar anschließt. Den Schluß macht ein Index über die Anmerkungen. Was die Textesrecension betrifft, so kann Rec. eben nicht sagen, daß der Text durch den neuen Herausgeber gewonnen habe, sondern daß vielmehr im Verhältniß zur Ausgabe der HH. Baiter und Sauppe ein Rückschritt in der Constitution desselben zu bemerken ist. Hr. Mätzner zeigt zwar den lobenswerthen Eifer, die handschriftliche Lesart nur in den dringendsten Fällen zu verlassen, und verwirft daher viele der von den letzten Herausgebern vorgenommenen Veränderungen. Indeß wie lobenswerth an sich dieß Verfahren ist, so kann es doch nur dann verdienstlich erscheinen, wenn die Richtigkeit einer handschriftlichen Lesart mit schlagenden Gründen nachgewiesen wird. Daß dieß nicht der Fall ist, möge die Behandlung einiger Stellen zeigen, wo die Kritik des Hrn. Mätzner von der der letzten Herausgeber abweicht. §. 2 heißt es in den Handschriften: *εὔχομαι — ὑμᾶς ἀπαραιτήτους δικαστάς, μὴ παρέχοντας συγγνώμην — γενέσθαι.* Die mit gesperrter Schrift gedruckten Worte wurden nach Taylor von den meisten Herausgebern als ein Glossem gestrichen. H. M. nimmt sie wieder in den Text auf, und obwohl er kein Beispiel für die Redensart *συγγνώμην παρέχειν* aufweisen kann, so glaubt er die Worte doch hinlänglich durch die Redensart *εὔνοιαν παρέχειν*, oder gar nach Pinzgers Vorgange durch das homerische *φιλότητα παρέχειν* geschützt. Worauf es aber hier am meisten ankommt, ob man sagen könne: *γενέσθαι μὴ παρέχοντας συγγν.*, darüber schweigt der Herausgeber völlig. — §. 4. Die Unrichtigkeit der Lesart *παραδοῦσα κρίσις* für *παραδιδοῦσα κρ.*, die auch Hr. Mätzner einzusehen scheint, und von Hrn. Prof. Hermann mit triftigen Gründen erwiesen wurde, konnte noch durch folgende, ganz ähnliche Stelle dargethan werden: §. 10: *Δύο γάρ ἐστι τὰ παιδεύοντα τοὺς νέους, ἥ τε τῶν ἀδικούντων τιμωρία καὶ ἡ τοῖς ἀνδράσι τοῖς ἀγαθοῖς διδομένη δωρεά.* — §. 8. heißt es in den Handschriften: *οὕτω γάρ ἐστι δεινὸν τὸ γεγενημένον ἀδίκημα —, ὥστε μήτε κατηγορίαν μήτε τιμωρίαν ἐνδέχεσθαι εὑρεῖν ἀξίαν, μηδὲ ἐν τοῖς νόμοις ὡρίσθαι τιμωρίαν ἀξίαν τῶν ἀδικημάτων.* H. M. verwirft in dem letzten, so vielfach besprochenen Satze jedwede Aenderung, indem er bemerkt: Duas res easque longe sejunctas (?) orator his verbis judicat: non excogitari posse accusationem et poenam his delictis dignam, neque legibus definitam esse poenam dignam pro (?) factis ejus. Dieß sah wohl jeder ein, der in dem letzten Satze einen Fehler vermuthete; damit ist aber nicht im Geringsten gezeigt, wie sich die lästige Wiederholung der Worte *τιμωρίαν ἀξίαν* irgend rechtfertigen lasse. Die einfachste Art, diese Stelle zu verbessern, möchte vielleicht die seyn, daß man blos das zweyte *τιμωρίαν* streicht; diese Verbesserung ist auf jeden Fall leichter und sinngemäßer, als der von Hr. Sauppe gemachte und auch von Hr. Prof.

Hermann gebilligte Vorschlag. — §. 9. heißt es in den Büchern: παρεῖσθαι δὲ τὴν ὑπὲρ τῶν τοιούτων τιμωρίαν συμβέβηκεν, ὦ ἄνδρες, οὐ διὰ ῥᾳθυμίαν τῶν τότε νομοθετούντων, ἀλλὰ διὰ τὸ μὴ ἐν τοῖς πρότερον χρόνοις γεγενῆσθαι τοιοῦτον μηδέν, μήτε ἐν τοῖς μέλλουσιν ἐπίδοξον εἶναι γεγενῆσθαι. Statt μή schrieben Baiter und Sauppe, nach Jmm. Bekkers Vorgang μήτ', welche Conjectur H. M. als unnöthig abweist, weil man ja auch im Deutschen eben so gut sagen könne nicht — noch, als weder — noch. Daß bey solchen grammatischen Grundsätzen wenig Ersprießliches für die kritische Behandlung eines Autors zu erwarten sey, bedarf wohl keiner weitern Bemerkung. Eben so mißlich sieht es mit der Behandlung der corrupten Lesart γεγενῆσθαι aus, wofür H. M. mit Valkenaer (ad Herod. IV. 11) γενήσεσθαι schreibt. H. Baiter hatte richtig das Wort als eine Glosse erkannt, doch H. M. bemerkt, nam ut cum Schaubio et Baitero verbum delendum atque cogitatione e praecedentibus supplendum esse statuerem, quum hujus omissionis post v. ἐπίδοξος exempla non exstarent, ab animo non potui impetrare. — Hätte Hr. M. den Geist der angefochtenen Construction, die H. Baiter und andere Gelehrte (vrgl. Poppo Comment. ad Thuc. I. p. 21, Krüger ad Dion. Hist. p. 117.) hinlänglich erörtert haben, auch nur einigermassen erkannt, so würde er gewiß diese engherzige Bemerkung unterdrückt haben. — Am unglücklichsten ist H. Mätzner wohl in der Behandlung der schwierigen Stelle §. 13, von der schon oben die Rede war. Er schreibt nämlich ἀπὸ τοῦ λόγου statt ἄνευ τ. λ. und nimmt diese unglückliche Conjectur selbst in den Text auf. Abgesehen davon, daß dieselbe schon aus paläographischen Rücksichten verwerflich erscheint, so ist sie offenbar sprachunrichtig, und giebt auch einen ganz unpassenden Sinn. Die Stellen bey Bernhardy Synt. S. 224., und die aus Demosth. de fals legat. §. 216. haben mit diesem seltsamen Einfalle nichts zu schaffen. Eben so unrichtig ist die Vermuthung §. 23, wo der Herausgeber statt μίαν μνᾶν τόκον ἔφερε zu schreiben vorschlägt: ἡμιμναῖον τόκ. ἔφ., weil der Zins von 34 $\frac{2}{7}$ Procent doch gar zu groß erscheine. Daß ein so enormer Zinsfuß in Athen nichts ungewöhnliches war, da in späterer Zeit selbst oft fünfzig vom Hundert gegeben wurde, konnte H. M. aus Wachsmuths hellen. Alterthumsk. II. 1. S. 229 ersehen, noch mehr hätten ihn die Ausdrücke ἐπὶ τρισὶ δραχμαῖς und τόκοι ἐπίτριτοι, die er selbst anführt, vorsichtig machen sollen, mit einem so ungegründeten Vorschlage aufzutreten. Die uns gesteckte Gränze erlaubt nicht, noch weitere Stellen zu besprechen oder einige der erklärenden Anmerkungen des H. M. zu beleuchten; wir bemerken nur noch, daß sich der Herausgeber besonders dadurch ein Verdienst um seinen Redner erworben hat, daß er zu den einzelnen Stellen der Rede immer reichliche Parallelen aus andern Reden aufführt, und dadurch theils über manche beliebte Redewendungen und rhetorische Feinheiten passende Auskunft ertheilt, theils das Verhältniß des Lykurg zu der Schule, aus der er hervorgegangen, gut nachweist. Daß sich in solchen Dingen eine absolute Vollständigkeit nicht erreichen lasse, liegt in der Natur der Sache; nur hätte, wenn einmal so häufige Parallelen gegeben wurden, manches, was sehr nahe lag, dem Herausgeber nicht entgehen sollen. So mußte mit den Worten §. 5: ἀλλ' αἰσχρὸν εἶναι νομίσας τοῦτον περιορᾶν εἰς τὴν ἀγορὰν ἐμβάλλοντα καὶ τῶν κοινῶν ἱερῶν μετέχοντα, τῆς δε πατρίδος ὄνειδος καὶ πάντων ὑμῶν γεγενημένον – das schöne Fragment aus der Rede Lykurgs gegen den Lysikles bey Diodor XVI, 88. (N. 75 bey Baiter und Sauppe) verglichen, so auf die Aehnlichkeit des Eingangs mit dem in der Rede für die Krone hingewiesen werden; zu §. 3. auf Demosth. Phil. I. §. 51. etc. — Wir hoffen übrigens, dem Herrn Mätzner bald wieder auf diesem Gebiete zu begegnen, und sind überzeugt, daß, wenn

er gelernt hat, Maaß zu halten, und alles üppigen Prunkens mit Citaten sich zu entschlagen, wenn sein Urtheil an Reife gewonnen, und seine Kenntniß der Sprache sich noch etwas geläutert hat, er gewiß noch Tüchtiges für die Erklärung griechischer Redner leisten wird.

K. Halm.

Nova Acta Physico-Medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum etc.

(Fortsetzung.)

7) Lebens- und Vertilgungsweise einiger dem Landwirthe schädlicher Insekten, nebst Angabe einer neuen Fangmethode für mehrere Nachtschmetterlinge, von Ferd. Jos. Schmidt (S. 477 — 492 mit einer Kupfertafel).

Sehr ausführlich werden hier die verschiedenen Stände von Pyralis (Botys) silacealis beschrieben und bildlich dargestellt. Die Raupe ist besonders den Hirsefeldern nachtheilig. Dann macht der Verf. die Entomologen darauf aufmerksam, wie sie recht frühzeitig und ohne besondere Mühe 18 — 23 Arten Nachtschmetterlinge sich einsammeln könnten. Die Weidenblüthen nämlich, insbesondere die von Salix praecox und Caprea, werden von mehreren Nachtfaltern aus den Gattungen Orthosia, Xylaena, Agrotis, Cerastis etc. besucht, die durch den Honigsaft derselben so berauscht werden, daß sie bey der geringsten Erschütterung der Bäume herabstürzen, und auf einem ausgebreiteten Tuche aufgefangen werden können. Am Schlusse folgen noch einige Bemerkungen über Polydrusus oblongus Germ. Falciger arquatus und Pachygaster Giraffa Germ.

8) Beyträge zur Insektenkunde, von P. Fr. Bouché (S. 493 — 508 mit 1 Vignette).

Der Verf. giebt zuerst Bemerkungen über die Larven der Dipteren, deren beyde Hauptabtheilungen er einer genaueren Betrachtung unterwirft. Bey der ersten sind die Larven mehr oder minder walzig und haben einen deutlich abgesonderten Kopf; sie verwandelte sich in Nymphen, wobey sie die Larvenhaut abstreifen. Bey der zweyten Hauptabtheilung sind die Larven mehr oder weniger keglig oder länglich, und die meisten haben

keinen Kopf, sondern nur einen vorstreckbaren, sehr beweglichen Mund; die Larve streift bey der Verwandlung ihre Hülle nicht ab, sondern diese erhärtet, und es wird daraus das sogenannte Tönnchen.

Dann folgen Bemerkungen über die Gattung Pulex, deren Mundtheile sehr sorgfältig beschrieben und in einer Vignette dargestellt werden. Zuletzt liefert der Verf. die Beschreibung der 8 von ihm bis jetzt beobachteten Arten; dieselben sind: 1) Pulex irritans Linn., 2) P. Canis Bouch., 3) P. Gallinae Schrank, 4) P. Felis Bouch., 5) P. Martis Bouch., 6) P. Sciurorum Schrank, 7) P. Erinacei Bouch., 8) P. Talpae Bouch.

III. Botanische Abhandlungen.

1) Neesia, genus plantarum Javanicum repertum, descriptum et figura illustratum a C. L. Blume. Cum Tab. I. (pag. 73 — 84).

Aus dem reichen Schatze seiner Flora von Java theilt der berühmte Hr. Verfasser uns hier eine Gattung mit, welche er Hrn. Professor Friedrich Nees von Esenbeck in Bonn zu Ehren Neesia nennt. Die einzige bisher bekannte Art N. altissima ist einer der größten unter den riesenhaften Bäumen, welche die Urwälder Java's bilden. Sein Stamm erreicht 100 — 120 Fuß Höhe und bis 8' Durchmesser. Querschnitte desselben bis zu 5' Diameter liefern in einem Stücke die Räder zu den im Lande üblichen Lastwagen, welche von Büffeln gezogen werden. Der Baum, von den Eingebornen Bungan oder Bungur genannt, wächst in den inneren Provinzen der Insel. Sein weißliches Holz, wenn auch minder hart, als das zum Schiffbau so vortreffliche Jatti- oder Tek-Holz (Tectona grandis L.) ist desto zäher und zum angegebenen Gebrauche desto tauglicher.

Nach Linneischem Systeme reiht sich die Gattung unter die Polyandria Monogynia oder unter die Polyadelphia, da die zahlreichen Staubfaden am Grunde etwas verwachsen sind. Unter den natürlichen Familien steht sie den Bombaceen am nächsten und der gelehrte Hr. Verfasser glaubt, sie können mit Cheirostemon Humb. und wahrscheinlich auch mit Berrya Roxb. eine eigene Unterabtheilung derselben bilden, welche sich durch fleischigen Eyweißkörper des Samens und flache, nicht gefaltete oder zusammengewickelte Kotyledonen unterschiede.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Von Karl von Raumer, Professor in Erlangen. Zweyte vermehrte Auflage. Leipzig bey Brockhaus. 1835. XXXII. und 488 S. in 8 mit 6 Kupfertafeln.

Die wesentlichsten Veränderungen und Zusätze, welche die neue Auflage von der ersten unterscheiden, sind der Ordnung nach folgende:

I. Mathematische Geographie. Vieler hinzugekommener Anmerkungen nicht zu gedenken, haben die §§. 35, 41, 67, 71, 76, 85, 100 und andere, mehr oder minder bedeutende Zusätze und Abänderungen erfahren. Eine Menge Stellen aus den Alten, besonders aus Plinius, und unter den Neuern von Copernikus (de revolutionibus orbium coelestium) sind hinzugefügt. Veranlassung zur Hinweisung auf die Alten fand der Verf., wie er S. XIV. sagt, in dem Umstande, daß sein Lehrbuch auf mehreren Gymnasien eingeführt worden, weßhalb er mittelbar zur Lösung der Aufgabe, welche sich diese Anstalten gestellt, beyzutragen beabsichtige, nämlich zum Verstehen der Alten, insonderheit zum realen Verstehen derselben. Ein solches reales Verstehen zu befördern, berücksichtigte er nicht bloß den gegenwärtigen Stand der mathematischen Geographie, sondern auch ihren Stand im Alterthume, citirte überdieß charakterisirende Stellen der Alten und versuchte eine reale Erklärung derselben.

II. Beschreibung der Erdoberfläche. In diesem Abschnitte sind eine Menge Angaben von Berghöhen, besonders aber Längen- und Breitenbestimmungen des Ursprungs und der Mündung der Flüsse eingeschaltet worden. Die vermehrten neuen Hülfsquellen, die in den letzteren Jahren uns eröffnet wurden, haben den Verf. veranlaßt, eine neue Darstellung des griechischen Gebirges (S. 151), so wie des Gebirges von Mittelasien (S. 205) und der Wüste Gobi (S. 213) zu geben.

III. Physikalische Geographie. Unter mehreren Zusätzen können nur folgende hier zur Sprache gebracht werden. Bekanntlich deuten einige Beobachtungen auf eine Erniedrigung der Ostsee im Vergleich zum festen Lande hin. Anstatt nun den Grund dieser Erscheinung in dem veränderlichen, leicht beweglichen Element des Wassers zu suchen, was gewiß am einfachsten gewesen wäre, ist die neuere Geognosie auf die seltsame Meynung gekommen, daß er in dem starren Elemente der Erde liegen müsse; sie nahm an: Schweden sey in einer fortwährenden Emporhebung begriffen. Dem Verf. erschien indessen diese Hypothese unbegründet, wie dieß schon aus der ersten Aufl. S. 231 hervorgeht, wo er fragt: „fällt sie (die Ostsee) etwa, weil sie um 8′ höher steht als die Nordsee, durch allmäliges Abfließen in diese?“ Und in der zweyten Aufl. (S. 279) führt er diesen Gedanken weiter aus, und fügt zugleich noch einen wahrscheinlichen Grund bey, warum die Ostsee einen minderen Salzgehalt habe, als die Nordsee. Nachdem er nämlich die obige Frage aufgeworfen, setzt er hinzu:

„Da ja aus der Ostsee durch den Sund und den Kattegat eine stete Strömung in die Nordsee geht. Durch das süße Wasser der vielen großen Flüsse, welche in die Ostsee einfließen, wird das von ihr ausfließende salzige Wasser einigermassen ersetzt,

und das Fallen ihres Spiegels geringer. So dürfte es sich auch erklären, warum das Ostseewasser so wenig Salz, nur 1/40, enthält, dagegen das Nordsee-Wasser an der norwegischen Küste 1/7; ferner warum der Nordseespiegel gestiegen, wie dieß die Entstehung des Dollart, der Zuydersee und die verschlungene Insel Nordstrand zu bezeugen scheint."

Wir sollten denken, daß diese Gründe hinlänglich seyen, um die Hypothese von der fortwährenden Emporhebung Schwedens als eine ganz unnöthige zu beseitigen.

In einem anderen Zusatze auf S. 308 wird die Hypothese von der nach dem Mittelpunkte der Erde zunehmenden Wärme kurz besprochen. Nach Kämtz soll das Thermometer unter der Erde fast 6 mal rascher als über der Erde steigen. Hiegegen führt der Verf. an, daß in Steinkohlengruben dieß Steigen ein ganz anderes Verhältniß als in metallischen gezeigt habe, was klar auf einen Einfluß des Gebirgsgesteins hinweise. Ferner beobachtete Wauchope unter $3\frac{1}{2}^{o}$ süd. Br. bey circa 1000 Toisen Tiefe das Wasser zu $5\frac{5}{9}^{o}$ C. Wärme. Nach Kämtz müßte aber die Bodenwärme in dieser Tiefe $= 80^{o}$ C. seyn. „Wäre dieß," bemerkt der Verf., „die Temperatur des Meer-Bodens, eine Temperatur, bey welcher Alkohol siedet, Pech schmilzt, wie sollte dann das auf diesem heißen Meeresboden stehende Wasser eine Temperatur von nicht vollen 6^{o} C. haben?" Diese Beobachtung wird sich allerdings nicht wohl mit der Ansicht von dem großen Centralfeuer im Innern der Erde in Einklang bringen lassen.

Ein dritter Zusatz (S. 309) erläutert die Windrose der Griechen; ein vierter (S. 335) führt in der Kürze die Gebirgsarten und ihre Bestandtheile auf.

IV. Pflanzen und Thiere. Die wichtigsten Zusätze sind hier dem Anhange: „zur Geschichte der Gebirge, Pflanzen und Thiere" überschrieben, zu Theil geworden. Der Verf. ist in dieser zweyten Auflage darauf eingegangen, seine Ansichten über die Gebirgsgenesis anzudeuten. Sie sind eben nicht in sonderlicher Uebereinstimmung mit den gegenwärtig herrschenden. Die Hebungstheorie, welche in der Schöpfungsgeschichte nur die Wirkung gesetzloser revolutionärer Gewalten sieht, hat an dem besonnenen Gebirgsforscher keinen Vertheidiger finden können. Die geneigte Schichtenstellung der ältern Gebirgsarten, welche die Hebungstheorie als Verrückung aus der ursprünglich horizontalen Lage erklärt, erscheint ihm als eine primitive, in Folge höherer krystallinischer Prozesse in jenen. Wer überhaupt durch eine Menge gewichtiger Thatsachen bestimmt in der Schichtenbildung nicht die mechanische Wirkung der Schwere als einziges Moment anerkennen kann; wer vielmehr die Gebirgsbildung als Folge chemischer Prozesse, die dem Gesetze der Schwere nicht unterworfen sind, ansieht, für den hat die Hebungstheorie ihr ganzes Fundament verloren.

Nach den neueren Theorien ist ferner Feuer das Hauptelement in der Bildungsgeschichte der Gebirge gewesen. In der Mitte der Erde lodert die verzehrende Gluth des Centralfeuers, vulkanische Gewalten haben nicht bloß die Gebirge hervorgetrieben, sondern die Felsarten zum großen Theile gebildet oder doch umgewandelt. Hören wir dagegen unsern Verfasser S. 427:

„Wenn wir nun auf den Grund gegenwärtiger Beobachtung der Gebirge es versuchten uns die Art, wie sie geworden, zu vergegenwärtigen, so drängt sich der Gedanke auf, ob denn nicht in alten Geschichten, nicht in den Völkersagen Auskunft, wenigstens Andeutungen über die Bildungsgeschichte der Erde und ihrer Gebirge zu finden seyen, und ob jene Traditionen mit den aufgestellten Bildungshypothesen übereinstimmen. Was zuerst die vulkanische Bildungs-Hypothese betrifft und etwaige auf sie bezügliche Traditionen, so sagt hierüber Herr von Leonhardt: „„In den Schriften des alten und neuen Bundes sind zwar Bildnisse und Gleichnisse nicht selten, die man deuten könnte auf vulkanische Begebenheiten, allein die meisten scheinen entlehnt von Gewittern. Keine Stelle, das läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, ist vorhanden, welche entschiedenen Aufschluß zu geben vermöchte über irgend einen der bekannten Feuerberge. Solche Nachrichten wurden uns in den Werken von Weltweisen, Geschichtsforschern und Dichtern aus früher Zeit. Das darin Nieder-

gelegte bezieht sich aber ohne Ausnahme auf jene Feuerberge, die noch jetzt thätig sind, auf die neueren; denn die Zeit der Entstehung basaltischer Gebilde tritt meist in undurchdringliche Nacht zurück. Der Mensch ist später als die großen Aenderungen, er kann nicht als Zeuge auftreten.““

„So schweigt also alle Tradition von großen Feuern der Vorzeit, es findet sich kaum die leiseste Andeutung, als sey die Erde einst im glühenden Zustande gewesen, und habe sich allmälig erst abgekühlt. Schweigt denn die Tradition auch von dem großen Gewässer, das in uralten Zeiten die Erde bedeckte? Keineswegs. Nicht nur die heilige Schrift, sondern viele Sagen der Völker berichten von jenem Gewässer. Ganz übereinstimmend mit den Beobachtungen der Geologen erzählt die Genesis von der Sündfluth, von einer Zeit vor der Sündfluth, da Menschen und Thiere die Erde bewohnten, und vom Gewässer, das vor Erschaffung des Menschen die Erde bedeckte. — Wasser sey das älteste Element, sagen die Chinesen, wie die Aegyptier. Wasser sey zuerst von Gott erschaffen, berichtet das alte Hindugesetzbuch Menu's; Wasser war des Schöpfers erstes Werk, heißt es in der Sakontala. Wasser der Sündfluth bedeckte, nach indischen Sagen, die Erde und vernichtete ein sündiges Geschlecht, mit Ausnahme Satjavrata's und sieben in einem Schiffe erhaltener Geschlechter; Wasser der Sündfluth bedeckte die Erde nach assyrischer Sage, nur Xisuthres mit Wenigen ward in einem großen Schiff gerettet; dieselbe Tradition findet sich in Phrygien, dieselbe bey den Griechen von Deukalion, der mit seinem Weibe sich in einen Kasten rettete, aus welchem er eine Taube ausfliegen ließ; alle übrigen Menschen kamen um. Nach der brittischen Druidenlehre ertranken alle Menschen bey Ueberschwemmung der Erde, nur zwey wurden in einem Nachen gerettet. Ja in der neuen Welt finden wir dieselben Sagen. Das erste Weltalter nennen die Mexikaner das Zeitalter des Wassers, welches dauerte bis das Menschengeschlecht durch eine allgemeine Wasserfluth unterging, aus welcher nur ein Mann und eine Frau in einem Schiff gerettet wurden. Eine ähnliche Sündfluthssage haben die Peruaner.“

„So wie sich nun die Tradition vom Untergange des Menschengeschlechts, mit Ausnahme Weniger, durch die Sündfluth der Vorzeit unter so vielen Völkern findet, so auch die Ahnung einer zukünftigen Zerstörung oder Erneuung der Welt durch Feuer. Das vierte Alter der Welt bezeichnen die Mexikaner als das Alter des Feuers, welches daure, bis die Welt durch Feuer untergehen werde. Die Inder lehren die künftige Verbrennung der Welt; nach Zoroaster werden einst „die Berge zerschmelzen mit Metallen.“ Die orphische Kosmogenie, Heraklit und die

Stoiker sagten: durch Feuer werde die Erde erneut werden; die Epikuräer: durch Feuer werde sie untergehen. Plinius spricht von dem in den Dingen verborgenen Feuer, das immer herauszubrechen strebe, die Zeit neige sich zum Weltbrande, welchen Vulkane verkündigten. An eine Erneuung der Welt durch Feuer glaubten Deutsche und Skandinavier; den Galliern war der Leichenbrand ein Vorbild des Weltbrandes.“

„Stimmten die alten Fluthsagen der Völker mit der Genesis überein, so auch ihre Ahnungen einer künftigen Verbrennung mit der Weissagung in der heiligen Schrift von der Zukunft, da die „„Elemente vor Hitze zerschmelzen und die Erde und die Werke, die darinnen sind, verbrennen werden.““

„Alles deutet sonach darauf hin, daß das Wasser das herrschende Element der Vorzeit war, dessen Gewalt sich zu Ende neigt; die Macht des Feuers, des Elements der Zukunft, aber im Wachsthum begriffen sey.“

„Jeder Moment der Gegenwart ist ein Januskopf, der rückwärts in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft schaut; in jedem solchen Momente neigen sich Kräfte früherer Zeiten zu Ende, und Kräfte der Zukunft werden geboren oder wachsen heran. Hüten wir uns, die Kräfte zu verwechseln, die Schwäche des heranwachsenden Jugendlichen mit der Schwäche des Alternden, Anfang und Ende der Zeiten.“

Und in einer Anmerkung setzt der Verf. hinzu: „Lange stand ich an, den vorliegenden geologischen Ueberblick zu geben, sollte ich aber den Gebirgsdurchschnitt ohne alle Bemerkung und Betrachtung dem Leser vorlegen? Verlangt dieser nicht eine Uebersetzung aller Beschreibung der Gebirgsformationen in eine Erzählung von ihrer Genesis; erscheint ihm nicht jede Beschreibung todt ohne diese Erzählung? Und theilt nicht zuletzt der nüchternste besonnenste Gebirgsforscher dieß Verlangen des Lesers? Hat er auch unzählige Vorgänger, denen die Auslegung der Gebirgsgenesis mißglückt ist, er versucht sich doch an derselben. Möge der Leser nun den von mir gegebenen Ueberblick immerhin als eine der vielen unreifen, voreilenden Auslegungen ansehen, für nichts weiter. Wir sind unreif. Es mangelt noch sehr an unbefangenen zuverläßigen, erschöpfenden Untersuchungen der Gebirge. — Ich habe somit dem Leser nichts verschwiegen; er hüte sich vor jedem Geologen, jeder gibt, wenn auch bona fide, gern mehr als er hat.“

(Schluß folgt.)

Nova Acta Physico-Medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum etc.

(Schluß.)

2) Die Eriocauleae als selbstständige Pflanzen-Familie aufgestellt und erläutert von Dr. v. Martius. (Mit 5 Steindrucktafeln. Seite 1 — 72).

In der vorliegenden Arbeit giebt der berühmte Hr. Verfasser uns die ausführliche Lebens- und Entwicklungs-Geschichte einer Gruppe von Pflanzen größtentheils tropischen Vorkommens, welche er als eigene Familie, Eriocauleae, charakterisirt. Dieselbe umfaßt die Gattungen Eriocaulon Linn., Tonina Aubl., Philodice Mart. Eine ausführliche Anzeige dieser schönen Arbeit ist bereits im Julyheft 1834 der Annales des sienses naturelles erschienen, da die Abhandlung, schon im Jahre 1832 in einer Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse der Münchner Akademie vorgelesen, auch längst vor dem Erscheinen des gegenwärtigen Bandes der Nova Acta Naturae Curiosorum in besondern Abdrücken dem gelehrten Publikum zugänglich geworden war. Wir müssen deßhalb rücksichtlich aller Details auch auf jene Anzeige verweisen und können nur der Wissenschaft Glück wünschen, daß die in so vieler Hinsicht äußerst schwierige kleine Pflanzenfamilie in kurzer Zeit zwey vortreffliche Bearbeiter gefunden hat, welche sich überdieß sehr zweckmäßig in das Gebiet ihrer Forschung theilten. Herr Bongard in Petersburg hat nämlich in seiner bekannten Monographie der Gattung Eriocaulon vorzugsweise die Erörterung der einzelnen Arten im Auge behalten. Hr. Ritter v. Martius faßt dagegen aus einem anderen Gesichtspunkte den ganzen Formenkreis der Familie zusammen und entwickelt in stetiger Reihe ihre Lebensverhältnisse. Vielleicht könnten über einzelne Momente z. B. über die flachen Blüthenäste bey der Abtheilung Platycaulon abweichende Ansichten geltend gemacht werden, denn wir sind nicht der Meynung, daß diese Gebilde bey den betreffenden Arten normal vorkommen. Es sind gewiß nur hier sehr häufig gewordene Mißbildungen, bandirte Stengel, wie sie auch anderweitig als Achselgebilde eines Blattes sich finden. Diese Ansicht scheint dadurch an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, daß noch andere Mißbildungen, z. B. vielfach fortgesetzte Prolificationen aus den Achseln der Deckblätter des Blüthenköpfchens, selbst bey den brasilianischen Eriocauleen nicht selten gefunden werden. Eine Art verzweigt sich auf diese Weise bis ins 5te und 6te Glied, indem aus den Achseln der Deckblätter lange Stengelfortsätze erwachsen, welche (gewöhnlich vergrünte) Blüthenköpfchen tragen, an denen abermals dieselbe Mißbildung sich wiederholt. Was eben so gründlich als scharfsinnig über die Verwandtschaft und Abgränzung der Familie gegenüber den nahestehenden Restiaceen, Xyrideen und Commelyneen gesagt wird, ist keines Auszugs fähig, sondern muß in der Abhandlung selbst nachgelesen werden. Die Abbildungen sind rücksichtlich der Anordnung des Darzustellenden, der Genauigkeit des Details und der Ausführung als Muster für alle ähnlichen Arbeiten zu rühmen.

3) Beobachtung einer sehr eigenthümlichen Schimmel-Vegetation (Pyronema marianum mihi) auf Kohlenboden. Von Dr. C. G. Carus. Mit einer Tafel (S. 368 — 375). — Nachträglich hiezu von (C. G.) Nees von Esenbeck (S. 376 — 384).

Herr Professor Carus fand Anfang July 1834 die fragliche Schimmelgattung im Walde bey Marienbad auf dem stark mit Kohlenstaub gemischten Erdringe um einen Meiler her in größern und kleinern Flecken von gluthrother Farbe mit weißlichem Rande. Er beschreibt und zeichnet selbe sehr genau und fordert am Ende seiner Abhandlung noch Hrn. Präsidenten Nees von Esenbeck auf, sein Urtheil darüber auszusprechen. Dieses geschieht in einem Anhange in der Weise, daß der scharfsinnige Mycolog eine sehr nahe Verwandtschaft der Gattung Pyronema mit der Abtheilung von Thelephora nachweist, welche Fries Himantia nennt, ja sogar die Vermuthung äussert, es könne Him. ochracea Fr. (später von demselben zu Thel. sulphurea gezogen) vielleicht selbst das durch Trocknen verbleichte oder in einem andern Entwicklungsstadium gesammelte Pyronema seyn. Letzteres wird schließlich als eigene Gattung charakterisirt und fragweise Thel. sulph. als zweyte Species zugezogen.

IV. Physikalische Abhandlungen.

Meteorologisches Jahrbuch der großherzoglichen Sternwarte zu Jena vom Inspektor der Sternwarte, Professor Dr. Ludwig Schrön. Der neuen Folge erster Jahrgang. Beobachtungen vom Jahre 1833 (XXXVI. und 81 S.).

Die Mannigfaltigkeit und Genauigkeit der Beobachtungen befriedigt in jeder Hinsicht die Anforderungen, welche man an ähnliche Arbeiten gegenwärtig zu stellen berechtigt ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie analytisch entwickelt und in Bildern dargestellt von F. M. Schwerd. Manheim 1835. 4. XII. und 143 S. mit 18 zum Theile illuminirten Tafeln.

Den vielfachen Bemühungen der Physiker seit der eigentlichen Begründung der Undulationstheorie durch Young ist es nur theilweise bisher gelungen, deren Uebereinstimmung mit der Natur nachzuweisen. Die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel der Analyse, die Wellenbewegung überhaupt unter allen Verhältnissen zu bestimmen, stellte auch der Entwicklung der Undulationstheorie mächtige Hindernisse entgegen; und selbst wenn man die Schwingungsgesetze der Lichtwellen und deren gegenseitiges Verhalten nicht aus der Bedingung eines bewegten elastischen Aethers streng ableitete, sondern sie in der gewöhnlich angenommenen einfachen Form voraussetzte, gelangte man noch in den meisten Fällen zu complizirten Differentialformeln, deren Integration man nur selten zu verwirklichen im Stande war. Auch der Ausbildung und Prüfung der Theorie durch Versuche standen große Schwierigkeiten im Wege; denn das Hervorbringen und Messen der Erscheinungen forderte größtentheils eine besondere Genauigkeit mikrometrischer Apparate, deren Ausführung zu den schwierigsten Problemen der Mechanik gehörte. Das Gesagte findet vorzugsweise seine Anwendung bei den Beugungsphänomenen, einer Klasse von Erscheinungen, auf welche sich der Begründer der Undulationstheorie fast einzig stützte, und die in der That als vollkommenste Analyse eines Lichtbündels das vorzüglichste Mittel an die Hand giebt, die Eigenschaften und das gegenseitige Verhalten der konstituirenden Theile desselben zu untersuchen.

Die vorzüglichsten Verdienste in diesem Gebiete erwarben sich Young, Fresnel und Fraunhofer, jene durch Untersuchung und Erklärung der objektiven Beugungsphänomene, dieser durch eine gründliche und umfassende Behandlung der subjektiven Erscheinungen, welche seine tiefe Einsicht und praktische Gewandtheit zu einer neuen und fruchtbaren Untersuchungssphäre umgestaltet hat.

Das vorliegende Werk des früher hauptsächlich durch seine astronomischen Leistungen bekannten Hrn. Prof. Schwerd schließt sich dem Gegenstande sowohl als der Reihenfolge nach den Fraunhofer'schen Untersuchungen an, denn in der zwischenliegenden Periode war keine wesentliche Entdeckung in demselben Fache gemacht worden. Fraunhofer hatte die subjektiven Beugungsphänomene auf eigenthümlichem Wege hervorgebracht, und viele derselben mit gehöriger Rücksicht auf eine mathematische Begründung strengen Messungen unterworfen, aber nur in wenigen Fällen die genaue Uebereinstimmung der Erscheinung mit theoretischen Prinzipien nachgewiesen: diese letztere Aufgabe, — die Erklärung sämmtlicher subjektiver Beugungsphänomene aus den Gesetzen der Undulationstheorie, — ist nun von Hrn. Prof. Schwerd in ihrer Allgemeinheit aufgenommen und vollständig durchgeführt worden. Um von dem Objekte und der Entwicklungsweise des vorliegenden Werkes einige Uebersicht zu gewinnen, wollen wir beydes hier in möglichster Kürze darzustellen

versuchen. Die vom Hrn. Verf entwickelten Fälle lassen sich in folgende Aufgabe zusammenfassen: „Wenn das Licht eines Punktes, einer Linie oder Fläche von unendlicher Ferne herkommend durch Eine oder mehrere Oeffnungen von gegebener Gestalt und Anordnung durchgelassen und alsdann entweder unmittelbar im Auge aufgenommen oder mit einem Fernrohre betrachtet wird, die hiedurch erzeugten Lufterscheinungen zu bestimmen.“ Um die Bedingungen der Aufgabe analytisch auszudrücken, wird in Erwägung gezogen, daß die Lichtwellen parallel unter sich zum Schirme gelangen, daß ferner beym Durchgang durch eine Oeffnung jeder kleinste Wellentheil nach dem Huyghens'schen Princip als Mittelpunkt eines neuen Systems von Wellen zu betrachten ist, welche sich hinter dem Schirme mit gleicher Geschwindigkeit nach allen Richtungen ausbreiten. Diese Elementarwellen bedingen die Erscheinung, und ihre Resultante nach jeder beliebigen Richtung anzugeben, bildet die Lösung der Aufgabe. Es ist aber hiebey zu berücksichtigen, daß den vorausfestgesetzten Bedingungen zufolge das Fernrohr oder das Auge, wenn mit diesem unmittelbar beobachtet wird, auf unendliche Weite gerichtet seyn müssen, und demnach nur diejenigen Wellen, die sich mit einer gegebenen Richtungslinie parallel fortbewegen, im Brennpuukte des Fernrohres und auf der Netzhaut des Auges ein Bild geben, also auch nur diese die Resultante nach der erwähnten Richtung erzeugen können. Hiemit wäre nun die Aufgabe möglichst vereinfacht, denn es handelt sich nur mehr darum, die Gesammtwirkung einer Anzahl paralleler Wellensysteme zu bestimmen. Man bezeichne deßhalb den Punkt, in welchem die Ebene des Schirmes von der optischen Axe des Fernrohres oder Auges durchschnitten wird, lege durch diesen und senkrecht auf die Richtung der gebeugten Strahlen eine Ebene — vom Hrn. Verf. die Normalebene der gebeugten Strahlen genannt — und berechne die in derselben Statt findenden Schwingungen d. h. die gesuchte Resultante der gebeugten Strahlen. Die Berechnung selbst geschieht nach dem Grundsatze der Coexistenz kleiner Bewegungen, und besteht in der Summation einer Reihe von Cosinussen, deren Bögen eine arithmetische Progression bilden. Die gefundene Resultante wird, den Angaben des Hrn. Verf. zufolge, auch für den Brennpunkt des Fernrohres und die Netzhaut des Auges gültig seyn, mit dem einzigen Unterschiede, daß an den letzt bezeichneten Stellen die Intensität des Lichtbündels durch die Mittel, die er zu durchdringen hat, eine Verminderung erhalten muß.

Indem wir hier in Kürze den Gang der Auflösung bezeichnet, glauben wir auch das Eigenthümliche derselben hinlänglich angedeutet zu haben; denn nicht in neuen Gesetzen oder besonderen analytischen Hülfsmitteln, sondern in der Form des Ausdruckes und in der Betrachtungsweise, die dazu führte, liegt der Grund des ausgezeichneten Erfolges, der die gegenwärtigen Untersuchungen gekrönt hat: und wenn man die hier zum ersten Male hergestellte, bewunderungswürdige Uebereinstimmung zwischen Theorie und Erfahrung betrachtet, wird man dem Scharfsinne des Hrn. Verf., der bisher unübersteiglich gefundene Hindernisse auf so einfache Weise zu beseitigen wußte, gebührende Anerkennung widerfahren lassen.

Wenn sich aber gleich nicht in Abrede stellen läßt, daß die gefundenen Ausdrücke für die durch Fernröhre gesehenen Erscheinungen eine hinreichend genaue Erklärung gewähren, so verdient doch bemerkt zu werden, daß die oben angewendete Berechnungsweise der Resultante in der Normalebene der gebeugten Strahlen nur als Approximation anzusehen sey, indem die nach dem Huyghens'schen Princip erzeugten Wellen sich in Kugelflächen von verschiedenen, neben einander liegenden, Mittelpunkten ausbreiten, demnach keine Wellentheile von merklicher Ausdehnung als parallel angesehen werden dürfen.

(Schluß folgt.)

Lehrbuch der allgemeinen Geographie ꝛc.

(Schluß.)

Mit solcher Bescheidenheit und Zurückhaltung spricht ein Mann über die Entstehungsweise der Gebirge, welcher eine lange Reihe von Jahren der Erforschung der Gebirgswelt gewidmet, und der in seinen Schriften eine Genauigkeit, Klarheit und Bestimmtheit der Beobachtungen bewährt hat, daß sie allen Zeiten als Muster geognostischer Untersuchungen vorgehalten werden können. Was soll man denn nun von so manchen Geologen unserer Tage, besonders von dem Geschlechte jener Halbwisser, die sich der Geognosie aufgedrungen haben, weil ihnen dieselbe ein bequemer Tummelplatz für ihre Fantastereien zu seyn scheint, was soll man von ihnen sagen, wenn man sie von der Bildung der Gebirge mit einer Sicherheit und Bestimmtheit reden hört, als ob sie im Rathe der ewigen Weisheit mitgesessen, und den ganzen Proceß vor ihren Augen hätten vorübergehen sehen?

V. Der Mensch. Der §. 297 ist ganz umgearbeitet worden und in ihm sind die wesentlichen und unterscheidenden Merkmale der unorganischen und organischen Welt aufgeführt. Mit Recht ist der Mensch vom Thierreiche getrennt:

„Er ist nicht bloß Seele wie das Thier, sondern als Ebenbild Gottes auch Geist. Kraft des Geistes hungert den Menschen nach Gerechtigkeit und Heiligkeit, dürstet ihn nach Wahrheit und höherer Schönheit, hat er nicht bloß Laute, sondern Rede, Rede erleuchteter Dichter, Prediger und Propheten. Doch über alle diese Gaben ist es, wenn die Liebe Gottes in ein Menschenherz ausgegossen wird, jene Liebe, die nimmer aufhört, wenn auch die Sprachen aufhören und das Erkenntniß aufhört. Das ist der hohe, specifische Charakter des Menschen; wer darf das gesegnete, kraft des Geistes des Herrn freye Ebenbild Gottes, dessen Furcht und Schrecken über alle Thiere ist, wer darf es diesen geist- und willenlosen, in ihrer Leiblichkeit gebundenen und geängstigten Kreaturen beygesellen?“

Eines der schönsten Resultate, das die vergleichende Sprachkunde geliefert hat, ist unstreitig die Nachweisung von der Verwandtschaft der zum großen indogermanischen Stamme gerechneten Sprachen. Der Verf., indem er diesen Punkt berührte, hatte deshalb schon in der ersten Auflage Belege dafür aus einer Zusammenstellung der Zahlwörter, Deklinationen und Conjugationen aus mehreren dieser Sprachen angeführt. In der zweyten Auflage fügt er diesen Beyspielen noch ein 2 Seiten langes Wortverzeichniß bey, das ihm fürs Deutsche, Sanskrit, Griechische, Lateinische, Russische und Persische von dem berühmten Orientalisten Rückert, und fürs Irische von Repetent Heller mitgetheilt wurde.

Noch ist dieser neuen Auflage ein Anhang beygegeben, der 1) Linnés Pflanzensystem, 2) den Basalt, 3) die merkwürdigen fossilen Wirbelthiere, und 4) den Theeverbrauch in England betrifft. Wir sprechen hier nur ausführlicher von der zweyten Rubrik.

Bekanntlich hat unter allen geologischen Diskussionen keine eine größere Zerwürfniß der Ansichten hervorgerufen, als die Frage über die Entstehungsweise des Basaltes. Seitdem das schöne Licht vulkanischen Wissens, des freyeren Denkens sich entwickelte, wie es in einem neueren Werke heißt, ist die Meynung von seiner feurigen Entstehung die vorherrschende geworden. Der Verf. macht zuerst darauf aufmerksam, daß Werner's Ansicht vom Basalte, als sey er die jüngste neptunische Flötzbildung, deshalb unrichtig sey, weil er mit Glimmerschiefer ꝛc. wechsellagere. Aber gerade diese Thatsachen seyen es auch, welche der Annahme: aller Basalt sey als vulkanisch geschmolzene Flüssigkeit aus der Tiefe emporgequollen, scharf entgegen treten.

„Wie könnte er dann mit Gebirgsarten wechsellagern, welche einstimmig als aus dem Wasser praecipitirte betrachtet werden, und zwar, was bey mehreren Fällen genau beobachtet wurde, ohne die regelmäßige Schichtung dieser anerkannt neptunischen Bildungen im Geringsten zu stören? Findet sich aber der Basalt nicht als untergeordnetes Lager, sondern gang- und trümmerartig, wie hatte er auch dann aus der Tiefe emporgehoben werden können, ohne

im Mindesten die Schichten der Gebirgsformationen, in welchen er vorkommt, zu verrücken; wie dieß bey solchem Vorkommen öfters beobachtet worden ist?“

Nachdem der Verf. mehrere solche Fälle aufgeführt hat, weist er dann darauf hin, daß diese nach der Ansicht: der Basalt sey in feurig geschmolzenem Zustande durch die mächtigen Gebirgsschichten herauf und hindurch gebrochen, gar nicht zu erklären seyen, um so weniger, wenn man durchaus keine Durchbruchsesse oder auch nach unten gehende Wurzel des Basalts nachweisen könne.

„Wenn nun meines Erachtens,“ fährt der Verf. fort, „die geognostischen Thatsachen, wie der Werner'schen, so auch der neueren Theorie von Basaltgenesis vielfach widersprechen, so fragt der Leser vielleicht nach meiner Theorie. Darf ich nicht schweigen, ist es nicht erlaubt, zu verneinen, ohne etwas Positives an die Stelle des Negirten zu setzen? Ganz gewiß wäre schweigen am geratbensten, doch begebe ich mich des Vortheils und will mit ungeheuchelter Bescheidenheit eine Meynung sagen.“

„Schon früher nannte ich den Basalt: ein in und mit den verschiedensten Gebirgsbildungen, vom ältesten Granit bis zum jüngsten tertiären Kalkstein herab, auftretendes Schmarotzergestein. Er ist gleichzeitig mit allen jenen Formationen entstanden, aber als eine ihnen fremdartige, ja meist feindselige eisensteinartige Bildung. Zuweilen schickte sich der Basalt in das Schichtungsgesetz der Hauptformation und bildete besiegt untergeordnete Lager in derselben, häufig aber constituirte er ungestaltete oder gangförmige, die Schichten durchsetzende und durchtrümmernde Massen. Wegen seines einstigen Conflikts mit der sich gleichzeitig mit ihm bildenden Hauptformation umwickelt er oft Stücke derselben; so findet man Granit-, Sandstein-, und Kalksteinbrocken in den Basalten der Granit-, Sandstein-, und Kalksteinformationen; oder umgekehrt, das Hauptgestein umwickelte Basaltstücke. Des Basalts Eisennatur wirkte zugleich hin und wieder (ob electrisch?) auf das umgebende Gestein, dasselbe anschmelzend, entfärbend.“

„Höchst merkwürdig bleibt die auffallende Aehnlichkeit des Basalts und Dolerits mit den Meteorsteinen, auf welche Aehnlichkeit Mohs zuerst aufmerksam machte.

Rose's genaue Untersuchung bestätigte dieß, da er in den Meteorsteinen von Juvenas: Magnetkies, Labrador und Augit fand; der Olivin der Pallas'schen und anderer Eisenmassen war früher schon bekannt. Alle diese oryktognostischen Bestandtheile stimmen mit denen des Basalts überein. — Wie sich nun die Meteorsteine seit vielen Jahrhunderten in der Atmosphäre bilden, so bildeten sich vielleicht die Basalte in den Gewässern der Vorzeit, aus welchen sich die übrigen Gebirgsformationen niederschlugen, als Vorfahren der Meteorsteine, und waren ebenso absonderliche Fremdlinge in den alten Meeren, wie diese im Luftkreise.“

„Man gönne meiner Hypothese neben so vielen andern eine friedliche Ruhestätte.“

Man wird es entschuldigen, daß wir hier die Meynung des Verf. über die Basaltgenesis ziemlich ausführlich aufgenommen haben; sie scheint uns aber die wahrscheinlichste, und steht wenigstens keiner Thatsache entgegen. Auch wird es uns wohl noch gestattet seyn, ein nicht unwichtiges Argument, auf welches uns ein ausgezeichneter Chemiker aufmerksam machte, gegen jene Behauptung, daß aller Basalt im feurig flüßigen Zustande aus den Tiefen der Erde hervorgequollen sey, anzuführen. Karsten hat nämlich nachgewiesen, daß wenn Magneteisen mit Kohle umgeben, einer anhaltenden Glühhitze ausgesetzt wird, so verändert sich die ganze Masse in reguliniſches Eisen. Nun ruht aber das mächtige Basaltlager des Meisners auf Kohle, und da Magneteisen einer der Bestandtheile des Basalts ist, welcher nach der Feuerhypothese in feurigem Fluße durch und über die Kohle geflossen seyn soll, so müßte dort allenthalben reguliniſches Eisen in Menge gefunden werden. Allein obschon ein bedeutender Bergbau am Meisner betrieben wird, so hat doch noch Niemand reguliniſches Eisen daselbst gefunden. Die Schlußfolge daraus wird der Leser selbst ziehen.

Zum Schluße muß noch bemerkt werden, daß auch die Kupfertafeln mit einer neuen vermehrt sind.

A.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

Erster Artikel.

Dahlmann vom Universitätswesen, — in der Schrift: Die Politik auf den Grund und das Maaß der gegebenen Bedürfnisse zurückgeführt von F. C. Dahlmann, Hofrath und Professor in Göttingen. Erster Band. Göttingen, 1835.

Nachdem die Julytage und die polnische Revolution unter allen Ständen in Deutschland und namentlich auch unter der Jugend auf Universitäten Anklang und Aufregung veranlaßt hatten, sind Feinde und Freunde der hohen Schulen nicht müde geworden, ihre Stimmen zu erheben.

Einer der ersten, welche als Sprecher für die gute Sache aufgetreten sind, war Savigny und seine Schrift hat durch die musterhafte Behandlung des Gegenstandes und die plastische Vollendung in der Darstellung fast bey allen Parteyen eine große Anerkennung gefunden. Ihr sind eine Menge von Flugschriften und Aufsätzen gefolgt, unter denen sich die Rede von Ringseis durch einen tiefen Ernst und eine edle Freymüthigkeit auszeichnet. Von sehr ungleichem Werthe sind die Darstellungen von Froriep, Schwartz, Pölitz, Wessenberg, Scheidler, Huber, Rehberg, Marbach u. a., worüber Jahn in den neuen Jahrbüchern für Philol. Bd. XIII. Heft IV. eine Uebersicht gegeben hat.

Auch in dem vergangenen Jahre haben wir verschiedene Schriften erhalten, worin das Universitätswesen besprochen wird und eine der anziehendsten darunter ist das Werk über Politik von Dahlmann. Wir müssen es einem Lehrer des Staatsrechts überlassen, über das ganze Buch und seine allgemeinen Principien, über die Erörterung des Verhältnisses vom Staate zur Menschheit, über die Verfassung und Verwaltung des Staats überhaupt und ihre Gliederung durch alle einzelnen Verhältnisse hindurch, sein Urtheil abzugeben. Wir heben hier aus dem Abschnitte über Volksbildung das 14te Kapitel heraus, welches

> „von der höchsten Bildungs-Anstalt für Erwachsene, die noch nicht Staatsbürger sind, oder vom Universitätswesen“

handelt.

Was zunächst den allgemeinen Standpunkt des Verf. betrifft, so spricht sich derselbe in dem vorliegenden Kapitel, eben so wie im ganzen Werke deutlich aus, und der Verf. bezeichnet ihn selbst schon auf dem Titel und mit den Worten in der Vorrede „daß er dieses Buch mit der Hoffnung in die Welt schicke, es werde allen politischen Sekten mißfallen.“ Es ist der Standpunkt der richtigen Mitte; dieser Standpunkt ist seinem Princip nach nicht der unsere, obwohl wir gerne zugeben, daß man in der Praxis häufig auf ihn verwiesen ist. Die Art und Weise, wie er hier auftritt, verdient jedoch alle Aufmerksamkeit und gewiß in vieler Hinsicht eine Anerkennung aller Besonnenen, welcher religiösen und politischen Gesinnung sie auch angehören mögen. Man hört hier einen Mann von edlem Charakter, dem es in seinem ganzen Leben ein rechter Ernst gewesen, seinen Beruf, wie er ihm geworden ist, ohne alles selbstsüchtige Streben, treu zu erfüllen. Seine politische

Laufbahn ist bekannt. Als Universitätslehrer in Kiel und Göttingen und als Deputirter bey dem schleswig-holstein'schen Landtage und der hannöver'schen Ständeversammlung hat er stets seine Ueberzeugung würdig und freymüthig ausgesprochen und sein Gewissen unbefleckt erhalten, aber auch erfahren, wie wenig es oft gelingt, bey allem Abscheu vor Buhlen um Volksgunst und trotz aller Ehrfurcht vor den Gerechtsamen des Thron's, im Streite für Recht und Gebühr, keinen Anstoß zu erregen. Wo zu einem solchen sittlichen Kern und zu einer Fülle historischen Wissens ein reiches Leben und eine Erfahrung, erworben in vielfacher Berührung mit allen Zeitfragen und Zeitbedürfnissen und im Umgange mit allen Ständen und allen Zweigen der Staatsverwaltung hinzukommt, da können auch die gerne in die Schule gehen, welche aus einer tieferen Ueberzeugung den, wiewohl historischen und edlen, doch mehr liberalen Standpunkt des Verf. in allen principiellen Fragen verwerfen müssen. Diese letzteren kommen auch weniger in Betracht, wo, wie im vorliegenden Kapitel, der Verf. mit einer großen Umsicht und Klarheit die Verhältnisse der Universitäten mehr „nach dem Grund und Maaß der gegebenen Zustände" erwägt, sich mitten in das praktische Element versetzt und aus einer klugen und einsichtsvollen Benützung der historischen Erfahrung heraus zeigt, welche Vortheile und Nachtheile aus neuen Verordnungen und Veränderungen alter Institutionen dem wissenschaftlichen Leben auf den Hochschulen und den Lehrern und Lernenden erwachsen sind.

Nicht ohne Vergnügen wird man die historischen Vorbemerkungen zu diesem Kapitel lesen, worin der Verf. berührt, wie im Mittelalter aus dem Betriebe vereinzelter Zweige des Wissens der vollständige Körper der Wissenschaft auf dem Wege allmähliger Verbindung ihrer Gliedmassen hervortrat, wie man — eben in der Schöpfung der Universitäten — den nothwendigen Zusammenhang des menschlichen Wissens verstanden, und erfahren hatte, was der Gesammtbetrieb an demselben Orte bedeute und wie der erste Sieg der Wissenschaft der gewesen, als die Fakultäts-Verfassung die Oberhand über die der Nationen und Provinzen davon trug. Der Verf. schildert hierauf den eigenthümlichen Charakter der vaterländischen Universitäten und den Einfluß der Buchdruckerkunst und der Reformation. So viel besprochen auch diese Verhältnisse sind, so giebt der Verf. doch mancherley geistvolle und neue Andeutungen. *)

Was nun die näheren Interessen des Universitätswesens betrifft, so berührt der Verf. nur im Vorbeygehen eine anderwärts vielbesprochene Hauptfrage, nämlich die mögliche Zersplitterung der Universitäten in Specialschulen. Daß eine solche Gefahr allen oder auch nur einer Universität noch drohen könnte, ist kaum zu glauben und doch zeigt die fortwährende Wiederkehr solcher Gerüchte und Befürchtungen, daß viele Gemüther deshalb nicht beruhigt sind. Was sollte übrigens zu der Annahme berechtigen und welche Motive wären denkbar, daß jetzt irgend ein Fürst, im Gegensatze gegen Kaiser Friedrich II., die große Schöpfung der Universitäten, ehrwürdig durch ein sechshundertjähriges segensvolles Gedeihen, unter allen Stürmen

*) Der Verf. verweist in Bezug auf Aufklärung dunkler Punkte der inneren Geschichte unserer Universitäten auf ein, uns nur dem Titel nach bekanntes Werk: Monumenta historica universitatis Carolo-Ferdinandeae Pragensis T. I. Pragae 1830, wo man über Vieles bessere Belehrung fände, als bey Meiners — bey welchem überhaupt der Mangel an Geschmack in Behandlung und Auswahl des Stoffes sehr fühlbar ist. Interessant sind einige Auszüge, die der Verf. aus obigem Werke giebt Weihnachten 1336 wurden die Honorare (pastus) eingerichtet; wer nicht mehr als 12 fl. jährlich zu verzehren hat, geht frey aus. Für die Metaphysik, die in einem Semester zu beendigen ist, werden 8 Groschen, eben so viel für Physik in 3 Quartalen entrichtet. Im Jahre 1367 wird der St. Lucas Tag für jedes Jahr als bestimmter Anfang der Vorlesungen festgesetzt, während früher eine jede anfangen konnte, wann man wollte; 1370 werden die Sommerferien eingerichtet u. s. w.

allein übrig von den Denkmälern aus der Zeit der Hohenstaufen, nachdem ihr Länderbesitz, ihre Bauwerke und die deutsche Kaiserkrone zerfallen sind, auf irgend eine Weise antasten sollte?

(Fortsetzung folgt.)

Die Beugungserscheinungen aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie ꝛc.

(Schluß.)

Aehnliche Bewandtniß hat es mit der angenommenen, vollkommenen Gleichheit der Schwingungen in der Normalebene und im Brennpunkte des Fernrohres, was nur dann sich rechtfertigen läßt, wenn die Focallänge des Fernrohres groß genug ist, um im Vergleiche mit der beugenden Oeffnung als unendlich gelten zu können. Dieses erhellt aus der Betrachtung, daß die auf verschiedenen Punkten der Normalebene statt findenden Schwingungen, um zu ihrem Vereinigungspunkte im Focus des Fernrohres zu gelangen, ungleiche Wege zurückzulegen haben. Aus dem Gesagten erklärt sich auch, warum die sonst mit den Ausdrücken des Hrn. Verf. im Widerspruche stehende Fraunhofer'sche Formel (Gilb. Annal. Bd. 74 p. 358) übereinstimmende Resultate gewährt, sobald man in derselben die vorkommende Entfernung des Mikrometerfadens vom Schirme als unendlich groß annimmt, eine Annahme, für deren Gültigkeit Fraunhofer daselbst die gehörigen Beschränkungen festsetzt. Ferner muß noch erwähnt werden, daß der Hr. Verf. bey Bestimmung der Intensität des gebeugten Lichtes eine gleich intensive Fortpflanzung der Lichtwellen nach allen Richtungen voraussetzt, während anderweitige Thatsachen anzudeuten scheinen, daß nach der ursprünglichen Richtung der Bewegung die Intensitat am größten ist, seitwärts dagegen eine schnelle Abnahme Statt findet. Jedoch sind wir gänzlich außer Stande, den Einfluß dieses Verhältnisses auf die berechneten Intensitäten zu beurtheilen, da einerseits das Gesetz der Intensitätsverminderung selbst unbekannt ist, andererseits aber die Erfahrung keine Entscheidung liefert, indem der Hr. Verf. eben so wenig, wie seine Vorgänger in demselben Fache, hierüber Experimente angestellt hat.

Das Werk umfaßt, wie früher bemerkt worden, alle mit Fernröhren zu beobachtenden Erscheinungen bey Oeffnungen von jeder Gestalt, Größe und Anordnung, bey homogenem und nicht homogenem Lichte, für Lichtpunkte und Flächen. Als eine wichtige Anwendung der Theorie bemerken wir die vom Hrn. Verf. gegebene Erklärung der in Fernröhren sich zeigenden Scheibchen der Fixsterne, so wie der Vergrößerung der Durchmesser bey Sonne, Mond und Planeten. Auch in diesem Falle stimmen mehrere vom Hrn. Verf. angestellte Versuche mit den Angaben der Theorie auf eine höchst genügende Weise überein: jedoch scheint zur Feststellung eines für astronomische Beobachtungen so wichtigen Gegenstandes eine noch umfassendere Prüfung und Bestätigung wünschenswerth.

Uebrigens eignet sich das Werk nicht ausschließlich für den Fachgelehrten, sondern ist berechnet, auch bey einem größeren Publikum Interesse zu erregen, indem der Hr. Verf. durch Erklärungen und graphische Darstellungen den Inhalt desselben für die im Fache der Mathematik wenig Bewanderten zugänglich gemacht hat.

Illustrations de Zoologie, ou choix de figures peintes d'après nature des espèces inédites et rares d'animaux, récemment découvertes, et accompagnées d'un texte descriptif, général et particulier, par Lesson. Paris 1835. L. 15. – 18. 8.

Unter den Schriftstellern im Fache der Zoologie ist Lesson einer der thätigsten. Nicht nur liefern ihm seine eigenen früheren Reisen und die reichen Sammlungen Frankreichs hinlängliches Material zur fortwährenden litterärischen Thätigkeit, sondern, da er seine Aufgabe ziemlich leicht sich gestellt hat, um die deutsche Litteratur sich nicht sonderlich bekümmert, auch Ein und Dasselbe unbedenklich mehrmals wiedergiebt, so ist er am ununterbrochenen Ediren niemals gehindert. Gleichwohl kann es nicht geläugnet werden, daß er durch die Publication vieler neuer Thierarten mit meist schönen Abbildungen große Verdienste um den descriptiven Theil der Zoologie sich erworben hat, und dieß ist denn auch mit den vorliegenden Illustrations der Fall, welche seit drey Jahren erscheinen. Sie enthalten Abbildungen aus allen Thierklassen, ohne systematische Ordnung, mit einem kurzen Texte. Jedem Hefte sind drey Tafeln bey-

gegeben, die hinsichtlich der Zeichnung und des Colorits gleich vorzüglich zu nennen sind. In dem letzten Hefte sind folgende Thiere dargestellt: 1) Sciurus palmarum Linn. (Funambulus indicus Less.), 2) Voluta Anna, Less., 3—4) Ornismya Angelae Less., 5) Dactylethra bengalensis Less., 6) Terebra flammea Lam., 7—8) Psittacus Novae Hollandiae Lam. (Calopsitta Guji Less)., 9) Tegula elegans Less., 10) Ortyx Massena Less., 11) Ploiavia vagabunda., 12) Actinia coriacea. An neuen Arten, noch mehr aber an unnöthigen neuen Namen fehlt es schon in diesen drey Heften nicht; auch die Unbekanntschaft mit den alten Sprachen zeigt sich hier, wie in andern Arbeiten Lessons, auf eine nicht erfreuliche Weise, indem er z. B. sich nicht scheut, Oiseau-mouche mit Ornismya zu übersetzen. Obschon diese letzten Hefte erst im Laufe des Jahres 1835 erschienen sind, so ist doch der Text auf 1832 zurück datirt, wodurch für den Verf. allerdings der Vortheil entsteht, daß er sich bey den zahlreichen neuen Publicationen die Priorität zueignen kann, wie denn auf solche Weise die Aufstellung der neuen Gattung Calopsitta als gleichzeitig mit der identischen, von Wagler im Jahre 1832 publicirten Gattung Nymphicus angesehen werden könnte. Bey solchen Prioritätsstreitigkeiten wird indeß doch immer der den Vorrang behalten müssen, welcher mit der Publication zuerst hervorgetreten ist, und so müßte denn auch in diesem Falle Wagler's Name vorgezogen werden, wenn es überhaupt nicht als ganz unnütz zu betrachten wäre, daß man die natürliche Gattung der Papageyen in eine Menge künstlicher Gattungen mit lauter schwankenden Charakteren zerstückelt hat. Auch bey dem neuen mexikanischen Feldhuhn wird sich Lesson's Benennung nicht behaupten können, denn, wiewohl sie gleichzeitig mit dem von Vigors gegebenen Namen Ortyx Montezuma ist, so behauptet dieser doch den Vorzug, weil mit ihm eine Beschreibung verbunden ist, nach der wir schon vor fünf Jahren diese Art bestimmen konnten, während Lesson damals in der Cent. Zoolog. p. 189. Juin 1830 weiter nichts, als den Namen Ortyx Massena ohne irgend eine Charakteristik des Vogels publicirt hat, und jetzt erst die Beschreibung nachliefert. Eine bloße Angabe von Namen, ohne alle weitere Erläuterungen, kann aber kein Recht auf die Benennung einer Art im Systeme geben.

Mineralogische Jahreshefte von Dr. Ernst Friedrich Glocker, o. Professor der Mineralogie und Director des Mineraliencabinets der Universität zu Breslau. 4tes Heft. Nürnberg 1835. bey J. L. Schrag.

Mit diesem 4ten Hefte ist der erste Band dieses Repertoriums geschlossen, welcher die Entdeckungen und Bereicherungen der Mineralogie und Geognosie aus den Jahren 1831 — 1834 enthält. Man muß gestehen, daß ein Werk, wie das vorliegende, bey den raschen Fortschritten der Mineralogie in der neuern Zeit eine um so willkommnere Erscheinung ist, als die auf Mineralogie sich beziehenden Aufsätze und Abhandlungen in den verschiedensten chemischen und physikalischen Journalen und akademischen Denkschriften zerstreut sind, und die Zahl der selbstständigen Werke sich fortwährend vergrößert. Das Sammeln der Ergebnisse des Tages ist daher gegenwärtig nicht mehr so leicht, als noch vor wenigen Jahren. Der Verfasser der vorliegenden Hefte hat in dieser Hinsicht für Viele gearbeitet, und dem Werke einen bleibenden Werth dadurch gesichert, daß er die Quellen des Materials jedesmal genau angegeben, und das eigene Raisonnement von den historischen Facten gehörig gesondert gehalten hat. Die Anordnung der Gegenstände ist aus früheren Anzeigen in den bayerischen Annalen bekannt. Das letzte Heft ist nicht minder fleißig bearbeitet, wie die vorhergehenden und enthält ein Register über den ersten Band.

Wir wiederholen unsern frühern Wunsch, daß in Zukunft Abbildungen der neu beschriebenen Krystallformen beygegeben werden möchten.

v. Kobell.

Transactions of the zoological society of London. Vol. I. P. 3. London 1835. gr. 4.

Von dieser ausgezeichneten Gesellschaftsschrift haben wir bereits die beyden ersten Abtheilungen des ersten Bandes, im Jahre 1833 und 34 erschienen, angezeigt. Vorliegende Abtheilung geht in der Seitenzahl von 195 bis 300 fort und enthält Tafel 27 bis 37. Es scheint, daß alle größeren und wichtigeren Mittheilungen, die in den Proceedings blos kurz angezeigt werden, hier niedergelegt werden sollen. Einen besonders thätigen Antheil nimmt R. Owen, wohl der erste jetzt lebende englische Zootom. Folgende Abhandlungen enthält diese Abtheilung.

XXII. Broderip descriptions of some new Species of Calyptraeidae. S. 195—207.

Wir haben diese Arbeit schon in der Anzeige der Proceedings erwähnt. Sämmtliche Arten sind auf 3 Tafeln ziemlich gut abgebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Deutschland allein hat in dem blühenden Fortbestehen seiner zahlreichen Universitäten so unendlich viel vor den Nachbarstaaten voraus, nachdem die hohen Schulen in Italien gänzlich im Drucke der Zeiten erlagen, in Frankreich in Specialschulen zerfallen, in Holland den alten Ruhm und den Einfluß auf europäische Bildung eingebüßt haben und in England durch starres Festhalten an rein formellen Institutionen und durch Ausschluß aller Verbesserungen in den mächtig fortgeschrittenen einzelnen Zweigen der empirischen Wissenschaften die Anforderungen zur letzten Ausbildung der Staatsbürger nicht mehr befriedigen *). Man hat oft davon gesprochen, welche außerordentliche Leistungen in einzelnen Fächern möglich werden durch Vereinigung der Hülfsmittel auf Special-Anstalten in großen Städten, wie in Paris, ohne zu bedenken, daß diese alles Mark der Provinzen verzehren und jede gleichmäßige Durchdringung der Bildung im Staate verhindern. Dieß — sagt Cuvier, mitten in der glücklichsten Stellung und Vereinigung aller erdenklichen Hülfsmittel — ist der große Vorzug von Deutschland vor uns und der Grund der außerordentlichen Leistungen, die hier geschehen, daß durch die Zertheilung in viele Staaten, in den kleineren Residenzen und vielen Universitäten eine Menge von Bildungsheerden gegeben sind, welche vielen Talenten zur Entwicklung verhelfen und ihnen einen Wirkungskreis sichern, während sie anderwärts verkümmern müssen. So liegt in jener, von Kurzsichtigen so oft beklagten, politischen Zersplitterung Deutschlands gerade der größte Segen und die größte Stärke, an deren Fortbestehen die Erhaltung der Universitäten in ihrer Integrität und die Gleichheit ihrer nationalen Institutionen einen sehr wichtigen Antheil haben.

*) Dieses Urtheil über die altenglischen Universitäten könnte einer Mißdeutung fähig seyn, es ist aber demohngeachtet, bey aller Achtung vor den hohen Schulen von Oxford und Cambridge in anderer Hinsicht, begründet. Die medicinischen Anstalten, so wie die naturhistorischen Sammlungen, — vielleicht mit einziger Ausnahme der mineralogischen und geologischen — stehen gegen die der kleinsten deutschen Universität unendlich zurück und reichen nicht entfernt für das Lehrbedürfniß aus, und doch muß ein Jeder, welcher den medicinischen Grad erlangen will, hier mehrere Jahre zubringen und große Summen zahlen. Dissenters und Katholiken sind gänzlich von der Erlangung der Doctorwürde ausgeschlossen. Deshalb findet man in dem großen Staate auch nur gegen 600 von englischen Universitäten graduirte Aerzte. Die berühmtesten Wundärzte und Anatomen sind oft bloße surgeons und Mitglieder des K. Kollegiums der Wundärzte, wie z. B. Sir Astley Cooper. Wer Medicin studieren will, muß sich an den großen Hospitälern in London, oder im Auslande ausbilden und hier den Doctorgrad zu erwerben suchen. Diese großen Uebelstände sind selbst von vielen Tories anerkannt und ohne Zweifel wird die als bloße Privat-Unternehmung auf Aktien gegründete neue Londoner Universität demnächst einen Freybrief erhalten. Vrgl. darüber Wilh. Horn's Reise. Bd. III. und den interessanten Aufsatz von Heinrich Rose in der Zeitschrift des Vereins für Heilkunde in Preußen. Februar 1836, wo sich ausführliche Darstellungen über die genannten Verhältnisse finden.

Mit Recht bemerkt der Verf.:

„Der Errichtung von Special-Schulen statt der Universitäten, steht außer dem wissenschaftlichen Grund, der es jeder vereinzelten Facultät unmöglich macht, das zu leisten, was sie im Ganzen wirkend vermöchte, auch der wirthschaftliche entgegen. Eine philosophische Facultät würde jedenfalls angehängt werden müssen, eine Bibliothek, nicht blos für das eine Fach errichtet, dürfte nicht fehlen ꝛc.“

Wie auf der einen Seite durch die besonderen Entwicklungen und inneren Verschiedenheiten einzelner Staaten auch auf deren Universitäten gerade eine reiche und lebendige Mannichfaltigkeit in der Bildung befördert wird und der gesammten Nation zu Gute kommt, so müssen jedoch bey der unumgänglichen Abgeschlossenheit in vielen Zweigen der Staatsverfassung und Staatsverwaltung, gewisse Bindemittel um so sicherer erhalten werden, welche, wie die Muttersprache, das nationale Band befestigen und die wahre politische Einheit sichern. Dahin gehört der freye Verkehr in Handel und Gewerbe und in der Wissenschaft, also auch die Freyheit der Unterthanen verschiedener Staaten, alle deutsche Hochschulen zu besuchen, welche auch der Verf. als ein wesentliches Erforderniß angiebt. Welche Früchte diejenigen Staaten eingeerntet haben, die eine völlige Absperrung einführten, liegt am Tage. Neuerdings hat sich ein durch seine Höhe in der wissenschaftlichen Entwicklung und durch den glänzenden Zustand seiner Universitäten ausgezeichneter Staat auch zu dem System der Beschränkung gewendet. Hierüber bemerkt der Verfasser:

„Die Annahme, daß die Staatsjugend vor den Gefahren unpreußischer Wissenschaft bewahrt werden müße, hat sich irrig bewiesen, seit die zunehmende Menge der Verhaftungen Preußischer Studierenden zeigt, wie täuschend auch in der Politik der Lieblingsglaube der Väter sey, daß ihre Kinder ihre Unarten von fremden Kindern gelernt haben.

Zu den am meisten besprochenen und schwierigsten Kapiteln im Universitätswesen gehört die Lehrfreyheit. Wenn der Verfasser sagt:

„Die deutschen Universitäten können unter sehr verschiedener Form fortbestehen, aber nicht ohne ihr entwickeltes Wesen. Dieses beruht auf der Lehrfreyheit, auf dieser so langsam gewonnenen, nicht wieder in einen Specialbetrieb aufzulösenden Vereinigung der Wissenschaftslehren, ferner auf der steten Verjüngung, die der Wetteifer aller hohen Schulen hervorruft, indem jedwede der gesammten Staatsjugend des deutschen Volkes offen steht. Sie beruht zum Theil auch auf der Erhaltung der alten glücklichen Mannichfaltigkeit der Universitäts-Lokale, theils in großen, theils in Mittel- und kleinen Städten,“

so werden ihm Viele beystimmen; nur in der Art und Weise, wie er im Folgenden die Lehrfreyheit gestellt wissen will, können wir nicht unbedingt seiner Meynung seyn. Wenn der Verfasser:

„für den Lehrer das Recht, innerhalb der Gränze seines Lehrberufs zu lehren, was ihm wahr und gut dünkt“

in Anspruch nimmt, und gegen „die Gefahren des Mißbrauchs, namentlich:

„wenn der Lehrer Irrthum statt der Wahrheit, Leidenschaft statt der Besonnenheit, Freyheit, die keinen Gehorsam kennt, lehrt; wenn er, statt die Irrthümer seiner Zuhörer zu bekämpfen, sich ihnen dienstbar macht, in alle Wege nur nach Beyfall lüstern“ —

wenn der Verf. dreyerley Mittel der Regierung gegen diese Gefahren vorschlägt, nämlich:

1) „Kenntnißnahme von den Lehrern von ihrem Bildungsstudium her (Privatdocenten) und nach ihren schriftstellerischen Leistungen; 2) Bekämpfung jeder Irrlehre und falschen Richtung durch Verstärkung der Kraft der wahren Richtung und 3) die Kraft der Strafgesetze gegen die Lehrer, die das Gesetz verletzen“

so scheint uns hier eine Feststellung strengerer Principien nöthig.

Wie die Verhältnisse gegenwärtig stehen, so wäre eine Beschränkung der Lehrfreyheit für viele Zweige des Wissens, namentlich für die medicinischen und Rechtswissenschaften (jedoch hier mit Ausnahme des Staats- und Kirchenrechts) und für die meisten philosophischen Facultäts-Wissenschaften, völlig ver-

werflich; anders ist es bey der Theologie. Gerade wie der Staat nicht blos das Recht, sondern die Verpflichtung hat, unbedingtes Verbot und Strafe anzuordnen gegen Alles, was in Wort und That wider die Gesetze der öffentlichen Sittlichkeit geschieht, eben so, ja in noch größerem Maaße hat ein christlicher Staat, in so ferne ihm das Schutz- und Schirmrecht der Kirche zusteht, die Verpflichtung, alle und jede der Grundlage der positiven Religion entgegenstehende Lehre zu verbieten und angestellte Lehrer der Theologie, deren Schriften und Vorträge Irrlehren in den Hauptpunkten enthalten, vom Lehramte zu entfernen und die Verbreitung ihrer Werke zu verbieten. Dieß ist eine Ansicht, welche im geraden Widerspruche mit der sogenannten öffentlichen Meynung steht; sollte aber die öffentliche Stimme in einer Zeit die richtige seyn, wo die Entfremdung von der Religion so allgemein geworden ist, wo der Unglaube und seine practischen Folgen alle Stände durchdrungen, wo er auf den Kanzeln und Kathedern, in wissenschaftlichen und Volksschriften ohne Scheu gepredigt wird, wo die bey weitem größere Mehrzahl der Zeitungsblätter ihm verkauft sind, wo der lebendige Glaube an das Evangelium verhöhnt und verspottet wird, wo bey einem bodenlosen Geschwätze über Christenthum und der Anpreisung und Anempfehlung der sogenannten wahren, aufgeklärten Christuslehre, selbst die ersten und einfachsten Katechismuslehren als charakteristische Kennzeichen des Pietismus oder Mysticismus dargestellt werden? Diese öffentliche Stimme erhebt bey der geringsten Gelegenheit ein Geschrey über Constitutions-Verletzung, wenn sie in weltlichen Dingen von Seite der Regierenden die leisesten Verstöße gegen die beschworene Verfassungs-Urkunde wahrzunehmen glaubt, ist aber jeden Augenblick bereit, diejenigen Lehrer in Schutz zu nehmen, welche ihren auf das Evangelium und die Bekenntnißschriften der Kirche geleisteten Eid

brechen und statt der ewigen Wahrheit, deren Verkündigung und Vertheidigung sie beschworen haben, menschliche Irrthümer verbreiten.*) Die Kirche zwingt Niemanden, ihr Dogma anzunehmen, aber sie kann nicht der Tummelplatz subjectiver Meynungen seyn, und sie darf Niemanden in ihren Dienst nehmen und behalten, der nicht wahrhaftig zu ihr sich bekennt und der außer ihr Raum suchen und finden mag. Das weltliche Regiment hat sich veranlaßt gefühlt, in neuester Zeit die Schriften einiger Auswürflinge, welche die Frechheit hatten, sich den Namen des jungen Deutschlands beyzulegen, zu verbieten; dieß sind jedoch nur die practischen Folgen des Unglaubens, den diese unzüchtigen Gesellen mit der Muttermilch eingesogen haben; an die Wurzel dieser furchtbaren Verirrungen ist die Axt noch nicht gelegt; daher mehrere von den Stiftern dieser Verbindung mit einem gewissen Rechte sich dadurch entschuldigen wollten, sie hätten ja nur das in ästhetischer Form wiedergegeben, was vom Katheder im Kleide der Wissenschaft längst ohne Einschreitung des Staats gelehrt worden sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Die Professoren aller Facultäten wurden in Helmstädt auf die protestantischen Bekenntnißschriften, auch auf die Concordienformel vereidigt." Dahlmann S. 283.

Transactions of the zoological society of London. Vol. I. P. 3. London 1835. gr. 4.

(Fortsetzung.)

XXIII. On the anatomy of the Calyptraeidae by Richard Owen. S. 208–213.

Mit guten, vom Verf. selbst gezeichneten Abbildungen auf Tab. 30. Wir erfahren durch diese Anatomie manches Neue, was weder Deshayes bey Calyptraea, noch Cu-

vier bey Crepidula, noch Lesson bey Crepipatella gefunden hatten. Owen stellte seine Untersuchungen bey der Calyptraea (Calypeopsis) Byronensis an. Er fand zwey längliche, bisher übersehene Speicheldrüsen; ferner, außer dem Eyerstock, einen Hoden und Samenabführungsgang, der aber nicht in den von Cuvier beschriebenen Theil tritt.

XXIV. On the Structure of the Heart in the Perennibranchiate Batrachia by R. Owen. S. 213–220. Taf. 31.

Bekanntlich haben in den letzten Jahren Davy in England, Martin St. Ange in Frankreich und Weber in Deutschland gefunden, daß die Batrachier wirklich doppelte Vorkammern am Herzen haben. Höchst interessant ist es nun, daß auch den Proteus-ähnlichen Amphibien eine doppelte Vorkammer zukommt; in die linke münden die Lungenvenen, in die rechte, viel grössere, die Körpervenen. Owen hat dieß in vorliegender Abhandlung für Proteus, Amphiuma und Siren nachgewiesen, und für letztere Gattung durch eine ganz vortreffliche Abbildung erläutert. Diese Angaben werden durch die jüngst erschienenen anatomischen Analecten von Mayer (Bonn 1835) vervollständigt. Mayer fand nämlich den doppelten Vorhof bey Menopoma; bey Menobranchus soll er nach eben diesem Anatomen einfach seyn, obwohl zwey Herzohren vorhanden sind; höchst wahrscheinlich dürfte sich auch hier in der Folge ein Septum nachweisen lassen. Mayer fand auch bey Caecilia getrennte Vorhöfe. Owen beschreibt die Bildung des Herzens und der abgehenden Gefäße sehr genau. Die Hohlvenen münden vor dem Vorhof in einen sehr ansehnlichen, weiten Sinus, wie bey den Fischen; die Vorhöfe haben große, gefranzte Herzohren, welche die Herzkammer ganz umfassen; in dieser ist selbst ein unvollkommenes Septum deutlich wahrzunehmen (was auch Mayer bey Menopoma fand); die Zwiebel der Aorta ist vom Herzen durch eine häutige Parthie geschieden, oder mit anderen Worten ist am Anfang dünnhäutig und etwas gewunden. Die Arterien für den Kopf kommen unmittelbar aus den vordersten Kiemenvenen.

XXV. On the Young of the Ornithorhynchus paradoxus by R. Owen. S. 221–229. Mit 2 Tafeln.

Ueber diese sehr wichtige Abhandlung ist aus der französischen Zeitschrift L'Institut schon Einiges in deutsche Zeitschriften übergegangen. Man erhält hier jedoch viel neues Detail und Abbildungen von ganz jungen Schnabelthieren, so daß wir, mit Hinzuziehung der folgenden Abhandlung von Bennett, über die merkwürdige Lebensgeschichte der Schnabelthiere, den Hauptsachen nach, bald ganz im Reinen seyn werden.

Aus dieser, wie der folgenden Abhandlung ist es nun völlig erwiesen, daß die jungen Schnabelthiere wirklich gesäugt werden, wenn sie noch blind im Nest liegen. Owen fand koagulirte Milch (die er der Sicherheit halber mit in Weingeist geronnener Kuhmilch mikroskopisch verglich) im Magen der 3 bis 6 Zoll langen Jungen. Eben so wird es aus der Anatomie dieser Jungen fast bis zur Evidenz erwiesen, daß sie nicht in Eyern außerhalb des mütterlichen Körpers ausgebrütet werden, sondern sogar viel entwickelter schon den Uterus verlassen, als die Beutelthiere. Die ganze Arbeit Owen's zeigt die größte Genauigkeit in der Untersuchung, die höchste Umsicht in der Beurtheilung der Thatsachen, und eine Vertrautheit auch mit der deutschen Litteratur, wie sie nur wenige seiner Landsleute haben. Bey ganz jungen Thieren fehlt das Haar völlig; der Schnabel, d. h. die Kiefer sind so kurz, weich und biegsam, (ganz verschieden vom Erwachsenen) und die Zunge deshalb so weit vorgerückt, daß das Saugen, welches man bekanntlich auch wegen der hornigen Schnabelbildung läugnen wollte, recht gut möglich ist. Die Augen sind noch völlig durch die Integumente geschlossen, — was auch für Lebendiggebähren spricht. Alle Eingeweide haben schon den Typus der Säugethierbildung; Owen beschreibt und bildet den Verlauf der Nabelvene und der beyden Nabel-Arterien ab und ein Bläschen über der Harnblase, als Rest der Allantois. Der Ductus Arteriosus Botalli war sehr deutlich, was auch für den längeren Uterus-Aufenthalt der Schnabelthiere im Gegensatz zu den Beutelthieren spricht. Owen fand eine zweylappige Thymus, welche dem Beutelthiere fehlt. Im Ganzen scheint überhaupt die Abweichung der inneren Bildung mehr Analogie im Reptilien-, namentlich dem Saurier-Typus zu haben, als mit dem Vögel-Typus. An letzteren erinnert jedoch die merkwürdiger Weise schon frühe eintretende Verkümmerung des rechten Uterushorns und des rechten Eyerstocks, erreicht jedoch nie den Grad, wie bey den Vögeln. Aber auch Bennett fand in vielen trächtigen Schnabelthieren nur im linken Eyerstock corpora lutea und dem entsprechend nur im linken Uterus Fötus. Schon Everard Home sprach hierüber; dieser will jedoch im rechten Eyerstock gar keine Graafschen Bläschen gefunden haben. Schade, daß Owen auf dieses höchst merkwürdige Verhältniß nicht eingeht und Home's Angaben gar nicht berührt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Schriften über Universitäten.

(Fortsetzung.)

Die in sich geschlossene Verfassung der katholischen Kirche hat auch in neueren Zeiten diesem Mißbrauch in Milde und Strenge Schranken zu setzen gesucht; die ernste und würdige Weise, mit welcher der Erzbischof von Freyburg vor einigen Jahren gegen einige Irrlehrer der dortigen Hochschule verfuhr, sticht sehr ab gegen die schwankende und gehaltlose Stimme, welche ein berühmter Lehrer der Theologie in Berlin über das antichristliche Buch von Strauß abgab, indem er, obwohl die Tendenz desselben völlig verwerfend, dasselbe doch als ein Glied in der Entwicklung der Wissenschaft betrachtet, das man nicht unterdrücken dürfe; mit demselben Rechte könnte man das Krebsgeschwür als ein nothwendiges Product in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Organismus betrachten, wogegen jedoch die bessere Chirurgie längst nicht mehr Pflaster und Salben, sondern das Messer anzuwenden pflegt.

Solche Beyspiele müssen angeführt werden, um zu zeigen, wohin eine unbedingte Lehr- und Schreibfreyheit auch auf rein wissenschaftlichem Gebiete führt. In den Anfängen, in der Wurzel, muß dem Uebel begegnet werden, und warum sollte nicht mit demselben, ja mit einem größern Rechte gegen Lehrer und Schriften, welche den Umsturz der christlichen Religion bezwecken, eingeschritten werden, als gegen solche Tendenzen, welche die bestehende Staatsverfassung umzuwälzen drohen? Das revolutionäre Princip hat im Unglauben und in der Verachtung der wahren Religion seine Wurzel.

Die Lehrfreyheit hat einen schönen und weiten Spielraum, und sie außerhalb jener eben bezeichneten Verhältnisse beschränken zu wollen, ist so unwürdig als schädlich. Die freye Concurrenz der Lehrenden, in so ferne ihre Tüchtigkeit anerkannt und durch Proben erwiesen ist, ist die Hauptschranke gegen engherzigen Zunftzwang. Deßhalb sollen Privatdozenten, ordentliche und außerordentliche Professoren, als Lehrer gleichgeachtet, ohne wechselseitige Beschränkung alles lehren und lesen können, was sie wollen. Das wichtigste Institut zur Sicherung einer dauernden Blüthe der Universitäten ist das der Privatdozenten; es bedarf nur der Beaufsichtigung, in so ferne alle Unfähigen und Untüchtigen möglichst abgehalten und nie angestellt werden dürfen; nie sollte sich ein Kuratorium bewegen lassen, der Zudringlichkeit nachzugeben, mit welcher graugewordene Privatdozenten ihr bloßes Warten sich als Verdienst anrechnen und darauf Ansprüche zu einer Professur gründen. Im übrigen stimmen wir vollkommen bey, wenn der Verf. sagt:

> „Die Wurzel der Universität gräbt ab, wer die Privatdocenten hinwegnimmt und an die ungeübte Lehrkraft von Beamten verweist.“

Der Studirende muß seinen Antheil an der Lehrfreyheit haben; beaufsichtigte Anleitung zum geregelten Studium hat nur dann Bedeutung und guten Erfolg, wenn dem Studirenden die Freyheit in Auswahl der Vorlesungen und der Lehrer gestattet ist. Zwischenprüfungen müßen so viel als möglich wegfallen, aber Maturitätsprüfungen für den Staatsdienst, mit

der entschiedensten Strenge, haben sich überall als heilsam bewiesen und sollten auf alle Fächer ausgedehnt werden; sie müßen aber, wie der Verf. sehr wahr sagt: mehr vom Takt der Prüfer, als durch äußere Vorschrift geleitet werden.

Die Universitäten sind, gegen früher, in ihren Privilegien vielfach beschränkt worden und oft zu ihrem großen Vortheil. Der Verf. spricht von der Aufhebung des alten Rechts der Vokation in Göttingen, welches der Landesherr durch ein Kuratorium ausübt, und sagt hiebey:

„Hiermit war die Zunft aufgelöst, da sie keine Meisterrechte mehr ertheilen durfte, ganz gewiß mit triftigem Grunde, und Göttingen hat sich dessen zu erfreuen gehabt, allein immer zeigte es sich doch auch hier, daß die Macht der alten Korporationen nicht vor einem plötzlichen Neuerungstriebe, seys der Regierungen, seys der Unterthanen, sondern vor den veränderten Bedürfnissen und unter Vorgang der Regierungen selber gesunken ist.“

Welche selbstsüchtige Triebfedern bey dem Rechte der Vokation von Seite der Fakultäten nicht selten vorkommen, ist bekannt; mittelmäßige und ängstliche Lehrer fürchten nur zu oft, sich beeinträchtiget zu sehen, und glauben nicht selten, ein privilegirtes Monopol zu haben; der Nepotismus war nirgends größer, als auf den Universitäten älterer Stiftung mit uneingeschränktem Rechte der Vokation. Am besten fordert das Kuratorium die Fakultäten zu Vorschlägen und Begutachtungen auf (wie in der Regel in Bayern), und trifft die Wahl dann nach eigenem Ermessen.

Nicht selten hört man die Behauptung aussprechen, daß die Universitäten sich überlebt hätten, und daß durch die Freyheit und Leichtigkeit des literärischen Verkehrs, durch die zahlreichen Lehrbücher, das Selbststudium der Wissenschaften so erleichtert worden sey, daß es eines mündlichen Vortrags nicht bedürfe. Solche Ansichten findet man selbst bey sonst einsichtsvollen Männern in höheren Ständen, namentlich in Süddeutschland; untersucht man aber genauer, von wo solche Behauptungen ausgehen, so wird man meistens finden, daß sie entweder von solchen kommen, welche das Unglück hatten, bloß mittelmäßige oder schlechte Lehrer, — deren es leider auf allen Hochschulen giebt —, zu haben, oder von ausgezeichneten Talenten, deren reiche von Gott empfangene Gabe ihnen durchhilft ohne allen Unterricht, der von ihnen im jugendlichen Uebermuthe oft versäumt wird, und die, da sie seiner nicht bedurft, und ohne ihn zu ihrem Berufe tüchtig geworden, dann ihren Maßstab unrichtiger Weise auch an die große Mehrzahl der minder befähigten anlegen, für welche eigentlich unsere Bildungsanstalten geschaffen sind und die immer den größten Theil der Diener der Kirche und des Staats ausgemacht haben und zu allen Zeiten ausmachen werden. Zu dem vielen Vortrefflichen, was Savigny auch hierüber gesagt hat, fügt unser Verf. sehr passend hinzu:

„daß ja auch jene Hand- und Lehrbücher, die jetzt nach vieler Meynung die Universitäten überflüßig machen, allein dadurch entstanden sind, daß es Männer gab, welche durch die tägliche Erfahrung inne wurden, wohin das Bedürfniß der studirenden Jugend sich richte, und daß sie nur unter denselben Bedingungen sich verjüngen können.“

Andere Punkte sind es, deren Werth man in der Regel überschätzt; so gehört der äußere Vortrag der Lehrer zu denjenigen Bedingungen, an welche man nicht selten ausschweifende Forderungen macht, welche schon Savigny nach ihrem wahren Verhältniß gewürdigt hat. Es ist unglaublich, welch' übertriebenen Werth man hierauf, — und dieß haben wir gerade in Norddeutschland gefunden — zu legen pflegt. Wo eine formelle Vollendung in dieser Hinsicht zu einer gründlichen Behandlung des Stoffes hinzukommt, ist es eine schöne und anerkennenswerthe Verbindung. Der beste Vortrag ist immer der, welcher, allen falschen Schmuck verschmähend, die bis zur Durchsichtigkeit vollendete Klarheit mit Präcision und Einfachheit verbindet und durch genetische Behandlung den Gegenstand vor der Seele des Zuhörers zu einem wohlgeformten Ganzen vom Grund aus erstehen läßt. Diese wissenschaftliche Architektonik im Vortrage ist indeß in vollen-

detem Maaße nur das Eigenthum weniger Meister; zu diesen gehört Savigny, und um so höher müssen wir gerade von ihm den Ausspruch achten, den er über den Werth des Vortrags fällt:

„Zu allen Zeiten hat es Lehrer gegeben, welche bey gutem, ja glänzendem Vortrage wenig wirkten: Andere, welche kaum einen Satz richtig und ohne Anstoß zu Stande bringen konnten, und doch den Geist der Wissenschaft in ihren Schülern erweckten. Das kommt daher, daß Jene bey aller Leichtigkeit der Rede nicht hatten, was der Mittheilung werth war, während in diesen das lebendige Schaffen des Geistes auch unter der stammelnden Rede dem sinnvollen Schüler nicht verborgen bleiben konnte. Es ist aber nicht zu sagen, wie oft von dieser Seite der wahre Werth eines Lehrers verkannt wird, vorzüglich durch die Bequemlichkeit der Schüler und zu ihrem eigenen großen Schaden.“

„Jeder Vortrag ist gut“ — können wir mit den Worten unsers Verfassers hinzufügen — „der die Wissenschaft, welche er ankündigt, wirklich enthält und begründet, vorzüglich, wenn er die tieferen Aufgaben gleichsam mit der Wurzel bis zur Faßlichkeit hervorzuheben und von fremdartiger Verhüllung zu entkleiden weiß.“

Ein Vortrag, der aller Anregung entbehrt, verdient freylich kein Lob, aber sehr schlimm ist es, den Vortrag bloß nach dem Grade der Anregung oder Aufregung zu beurtheilen, den er bey den Zuhörern hervorbringt, da dieser, bey dem Mangel an positivem Gehalt, im günstigsten Falle den Zuhörer durch eine außerordentliche Leere, welche der Aufregung zu folgen pflegt, über seinen wahren Werth belehren kann, oder, bey schlimmerem Ausgange, in eitlem Schein und seichter Oberflächlichkeit, statt in ernster Anstrengung, den Schüler Befriedigung finden läßt. Wie überall, so ist es auch hier nicht die Gabe, welche Frucht schafft, sondern die Treue, welche auch mit einem geringen Pfunde Segen bringt.

„Wer — sagt Savigny — den Schülern die wissenschaftliche Aufgabe recht hoch stellt, und ihnen jeden, auch den geringsten Fortschritt in ihrer Lösung als ein würdiges Ziel ihrer Anstrengungen erscheinen läßt, wer sie so zu unermüdeter Forschung anregt, und zu so strengen Forderungen an sich selbst, vor welchen aller Dünkel schwinden muß, der ist der wahre Lehrer. Wer sie aber dahin führt, sich an

oberflächlichem Thun und leeren Schein zu befriedigen und in eitlem Hochmuth abzuurtheilen, wo nur durch aufrichtige Anstrengung der ganzen Kraft des Geistes ein wahrer Besitz errungen werden kann, der hat seine Schüler auch angeregt, aber zu ihrem Verderben, so viel sie ihn auch preisen mögen in ihrer Bethörung.“

Es ist die Begünstigung eines unreinen Princips, wenn man unter zwey Lehrern über gleiche Fächer denjenigen blos deshalb für den vorzüglicheren hält, weil er mehr Zuhörer und größeren Beyfall findet. Dieß sind gerade nicht selten Lehrer, die bloß das Ihre suchen und lüstern nach dem Lobe der Menge, den Schein statt der Wahrheit verkaufen. —

Ob Haupt- und Residenzstädte oder kleinere Orte zu Universitäten sich vorzugsweise eignen, darüber ist viel gestritten worden. Kompetente Stimmen haben aber längst für die Zulässigkeit beyder entschieden und ihre eigenthümlichen Vortheile gezeigt. Der Lehrer hat, in Bezug auf kollegialische Verhältnisse, auf den größeren Universitäten eine ungleich angenehmere Stellung, in so fern er nur für sich zu stehen hat und ungehindert und unbekümmert um fremdartige Dinge, um Einfluß bey Prüfungen, bey Ertheilung von Stipendien und Freytischen, alle Kraft auf seinen Lehrberuf koncentriren und lediglich durch den Werth seiner Vorlesungen sich einen großen Kreis lernbegieriger Zuhörer sammeln kann, während er auf kleineren Universitäten meist auf Hoffnung hin seines Berufs warten muß.

(Schluß folgt.)

Transactions of the zoological society of London. Vol. I. P. 3. London 1835. gr. 4.

(Schluß.)

XXVI. Notes on the natural history and habits of the Ornithorhynchus paradoxus by George Bennett. S. 229–258. Mit Taf. 34.

Bennett, welcher schon früher Neuholland besucht und uns mit sehr wichtigen Beobachtungen be-

schenkt hat, gieng im April 1832 wieder von England nach Neu-Süd-Wales unter Segel, vorzüglich um die Fragen über die Lebensweise des Schnabelthiers zu lösen. Der Verf. verbreitet sich in diesem, der Societät zugesendeten, Briefe vom 27. May 1834 sehr ausführlich über seine Forschungen, die keines kurzen Auszugs fähig sind. Einige der wichtigsten Puncte erwähnen wir. Das Schnabelthier ist in Neuholland unter dem Namen des Wassermaulwurfs bekannt. Bennett traf das Thier noch häufig, besonders am Murrumbidgee und seinem Zufluß, dem Yas river. Er hält die beyden, nach ausgestopften Exemplaren aufgestellten Arten O. fuscus und rufus für identisch. Es scheint, daß auch ganz weiße (Albino's) mitunter vorkommen, nach einer dem Verfasser mitgetheilten Beobachtung. Die Begattung scheint zu Ende Septembers oder Anfang Octobers statt zu finden. Die Tragzeit konnte nicht völlig genau ermittelt werden. Aber in der ersten Woche des Decembers fand Bennett 3 kleine, kaum 2 Zoll lange, nackte Junge in einem Neste, welche vermuthlich eben geboren waren. Die Brüste zeigen sich nach der Jahreszeit im verschiedensten Grade der Entwicklung. Ende December konnte bey einem alten weiblichen Schnabelthiere nur noch wenig Milch aus den Brüsten herausgedrückt werden; die im Baue gefundenen Jungen waren aber auch schon 10 Zoll lang. Die Baue, deren Bennett viele gesehen, befinden sich an den Uferwänden und sind 20 bis 50 Fuß lange Gänge, welche sich von ihrem der Wasserfläche nahe gelegenen Eingang bis gegen die Oberfläche der Erde heraufwinden und hier sich in eine runde Kammer erweitern, in welcher Mutter und Junge Platz haben. Im Magen der Schnabelthiere fand Bennett stets Wasser-Insekten und kleine Fische. Ein schöner Durchschnitt des Baues, mit der Ansicht der Gegend, ist im Text eingedruckt.

XXVII. Description d'un nouveau genre de Mollusques de la Classe des Gastéropodes Pectinibranches. Par E. Rüppell. S. 259–260. Taf. 35.

Rüppell beschreibt diese neue, an Janthina anzureihende Gattung, als Leptoconchus.

XXVIII. On Clavagella by Broderip. S. 261–268. Taf. 35.

Genauere Beschreibung dieser von Lamarck aufgestellten Gattung mit Charakterisirung dreyer neuer Arten.

XXIX. On the anatomy of Clavagella by Richard Owen. S. 269–274. Taf. 30.

Die Anatomie ist an Cl. lata Broderip angestellt.

After und Athemröhre sind durch ein starkes Muskel-Septum getrennt. Darm, Eyerstock, Athemwerkzeuge kommen mit andern Bivalven überein. Das Thier ähnelt theils Gastrochaena, theils Aspergillum.

XXX. On Nycteribia by J. O. Westwood. S. 275–294. Taf. 36.

Eine sehr genaue Arbeit über diese merkwürdige Gattung von Schmarotzer-Insecten. Der Verf. geht auf Puncte ein, welche er von seinen Vorgängern sehr vernachläßigt glaubt. Er beschreibt den Bau der Antennen, auch Palpen (?), und Augen, die Trennung des metasternum vom abdomen; Lage und Bau der Spiracula, Unterschiede der Geschlechter, Verwandlung. Schade, daß der Verf. Nitzsch's Arbeiten über Schmarotzer-Insecten gar nicht kennt. Acht Arten werden ganz oder theilweise abgebildet.

XXXI. Some account of Macropus Parryi, a hitherto undescribed Species of Kangaroo from New South Wales. by E. T. Bennett. S. 295–300. Taf. 37.

Diese neue Art von Känguruh ist dem gemeinen, Macropus major Shaw ähnlich, aber doch specifisch verschieden. Die Diagnose ist folgende:

Macropus rhinario lato, auriculis elongatis, nudiusculis; cauda pilis rigidis brevibus incumbentibus vestita; notaeo griseo; gastraeo pallido; fascia genarum caudaque pro maxima parte albis, hac ad apicem nigra. Long. 5. ped. 4. poll.

Kapitän Parry brachte das Thier lebend und schenkte es der Sozietät, in deren Menagerie es jedoch, wegen eines erlittenen Beinbruchs, bald starb. Owen giebt die Resultate der Zergliederung, welche nur wenig vom gemeinen Känguruh abweichen. Sehr interessant sind die von ihm mitgetheilten Beobachtungen an lebenden Känguruhs. Owen bemerkte nämlich deutlich in der Menagerie, daß sie wiederkäuen. Sie stehen dabey aufrecht, die Bauchmuskeln sind einige Minuten in heftiger Bewegung, die Kiefer sieht man sich rotiren. Besonders zeigte sich dieß, wenn die Thiere Arzney bekamen; so regelmäßig, wie bey Ruminanten, scheint es nicht statt zu finden. Die beygegebene Tafel giebt eine sehr schöne von Lear gezeichnete, und von Zeitter gestochene Abbildung des Thiers.

R. W — r.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Aristotelis Politicorum libri octo. Ad recens. Imm. Bekkeri recogniti, Criticis editorum priorum subsidiis collectis auctisque, Apparatu critico plenissimo instruxit, Prolegomenis, translatione germanica et Commentariis enarravit, Indicibus locupletissimis adornavit etc. Adolphus Stahrius Dr. Lips. 1836. Vol. I. Fasc. I.

Der lange Titel sagt dem Leser genugsam, was er in dieser neuen Ausgabe der Aristotelischen Politik zu erwarten hat; sie soll Heftweise, wie es dermalen gäng und geb ist, erscheinen. Das vorliegende erste Heft zu 10 Bogen in gr. 4. reicht bis nahe an's Ende des 3ten B.; es bricht S. 80 im 10ten (nach a. A. im 11ten oder 14ten Kap.) ab; und mit zwey weitern dergleichen Heften, (jedes zu 1 Thlr. sächs.) die der Verleger noch im Laufe dieses Jahres zu liefern verspricht, soll das Vol. I. beschlossen seyn, worin die 8 uns erhaltenen Bücher der Aristotelischen Politik, der griechische Text in der einen Spalte, in der andern die deutsche Uebersetzung, und darunter stehend die verschiedenen Lesarten der Handschriften und Ausgaben enthalten seyn werden. Außerdem sind auf dem Titelblatt noch versprochen, und werden, ohne Zweifel im 3ten Hefte geliefert: Aristotelis Rerum publicarum fragmenta a Carolo Stahrio primum accurate collecta, emendata, explicata.

Da es weder an Ausgaben noch Uebersetzungen dieser Ar. Schrift fehlt, die überall leicht im Buchhandel zu haben sind, so hat es Herr Stahr für nothwendig gehalten, sein Unternehmen in einem Vorwort auf dem bläulichen Heftumschlag zu rechtfertigen. Dasselbe hebt so an:

„Es darf wohl nicht für die gewöhnliche Modephrase angesehen werden, wenn wir bey dem hier dem Publikum dargebotenen Werke der Hoffnung Raum geben zu dürfen glauben, mit demselben einem Bedürfnisse der Zeit überhaupt, und dem gegenwärtigen Stande der Alterthums-Wissenschaft insbesondere entgegenzukommen."

Was den letzteren Punkt insbesondere betrifft,

„so erschien es dem Herausgeber rein im Interesse der Wissenschaft ein dankenswerthes Unternehmen, eine Ausgabe zu veranstalten, in welcher der gesammte kritische Apparat aller drey Ausgaben

(— von Joh. Gottlieb Schneider Saxo, K. Göttling und Imm. Bekker, wozu noch die von Koraes kam, und durch welche für alle Bedürfnisse gesorgt schien —)

„in möglichster Vollständigkeit und zugleich übersichtlicher Kürze zusammengeordnet, und — durch die Ausbeute aus neuer Vergleichung der älteren, aus Handschriften geflossenen Ausgaben vermehrt, einem Texte, welcher in der Hauptsache der der neuesten Recension bleiben mußte (nämlich der Bekker'schen) beygefügt und dadurch jeder Leser in den Stand gesetzt würde, ohne irgend ein anderes Hülfsmittel bey allen kritisch anstößigen Punkten sich augenblicklich die nothwendige diplomatische Sicherheit — so weit sie die vorhandenen kritischen Hülfsmittel für jetzt möglich machen — durch einen Blick verschaffen zu können."

Aus diesen eigenen Worten des Herrn Stahr erhellt, was zunächst bey dem Vol. I. seine Absicht gewesen. Was nun den griechischen Text anbelangt, so ist über diesen vorläufig nichts zu sagen, da der revidirte Bekker'sche hier mit wenigen Ausnahmen gegeben wird, und dieser schon seit mehreren Jahren

bekannt ist. Die Sammlung der Varr. Lectt. ist ansehnlich und wirklich vollständig, und bis jetzt wohl das Lobenswertheste bey diesem Unternehmen; dieses wird sich aber erst ganz rechtfertigen, wenn die Zusage erfüllt wird,

„daß einem später erscheinenden 2ten Band, den Commentar enthaltend, die genaueren Erörterungen auch der kritischen Puncte aufbehalten seyen; —

und wenn die Politien des Ar. in der vorhin angeführten versprochenen Art beygegeben werden,

da (wie Hr. Stahr sagt) die gänzliche Unzulänglichkeit der Neumann'schen Sammlung allgemein bekannt ist."

„Allein neben und mit diesem speciellen hatte der Herausgeber (wie sein Vorwort besagt) auch noch den allgemeinen Zweck, durch diese neue Bearbeitung die Aufmerksamkeit der in so manchen politischen Irren und Wirren befangenen Zeit auf einen alten Denker wieder hinzulenken, dessen scharfes, nüchternes, unbestochenes Urtheil, je weniger seine Resultate den Träumereyen gewisser demokratischer Schwindler und Schwätzer unserer Tage zusagen möchten, dennoch sicherlich selbst von Solchen respectirt werden, und zur Verbreitung gesunder politischer Ansichten nicht wenig beytragen dürfte" u. s. w.

Hiemit ist das Bedürfniß der Zeit bezeichnet, welchem der Herausgeber im Verein mit dem Verleger durch dieses Unternehmen entgegen kommen — und abhelfen will. Ueber diesen allgemeinen Zweck können einem leicht allerley Bedenken aufsteigen, z. B. ob sich zwey so verschiedene Bedürfnisse, wie dieses allgemeine und jenes specielle sind, leicht in Einem Akt abfertigen; ob sich zwey so weit von einander abgehende Zwecke füglich in Eins vereinigen lassen und dgl. m. Der Erfolg dieses Unternehmens muß hierüber entscheiden; und dieser Erfolg wird größtentheils vom Commentar abhangen; aber auch dieser scheint es, sollte für das allgemeine Bedürfniß wohl in deutscher Sprache, für das specielle aber, nach begründetem Herkommen, in lateinischer Sprache abgefaßt seyn, folglich die sachlichen Erklärungen jeder Art von den kritischen abgesondert werden. Dieß dünkt wenigstens dem Rec. so thunlich als räthlich. Und weil vom

Commentar die Erreichung der beyden Zwecke abhängt, so sey es vergönnt, noch an Einiges zu erinnern, was er zu leisten hat. —

(Schluß folgt.)

Schriften über Universitäten.

(Schluß.)

Es ist wahr, der Unfrieden, die ewige Reibung und die kleinliche Mißgunst der Universitätslehrer fehlen wohl nirgends ganz, aber Neid und Selbstsucht wirken auf kleineren Universitäten viel schädlicher und verbittern und verringern die freye Wirksamkeit ungemein, weil hier aller glückliche Fortgang, die Frequenz und Blüthe, von der harmonischen Zusammenwirkung aller Kräfte fast allein abhängt, weit mehr wenigstens, als auf Universitäten in den Residenzen, die immer eine Menge von Schülern aus den verschiedensten Gründen anziehen werden, auch wenn eine reichere und vollständigere Besetzung der Lehrfächer nicht vorhanden wäre. Dagegen liegt ein unberechenbarer Vortheil in dem freyeren persönlichen Verhältnisse des Lehrers zum Schüler auf Universitäten in kleineren Städten; denn es ist die allgemeine Klage, daß die Weitläuftigkeit, die Zerstreuungen der Hauptstädte, die Verhältnisse der Lehrer zu den höher gestellten Behörden und zur Gesellschaft, den näheren persönlichen Umgang mit einzelnen Studirenden, der von so unendlicher Wichtigkeit ist, außerordentlich einschränken und fast unmöglich machen. Zu den Nachtheilen der Universitäten in Hauptstädten rechnet unser Verf. unter andern:

„Die verführerische Genußsucht der Hauptstädte, die störende Nähe der hauptstädtischen Ständeversammlungen, die unausbleibliche Verwendung der praktischen Talente zu öffentlichen Geschäften aller Art, dadurch Verwandlung des Lehrberufs, der den ganzen Mann will, in ein Nebengeschäft."

Hören wir — wenn es scheinen könnte, daß der Verf. pro aris et focis spräche — darüber Savigny:

„Manche Universitäten sind in neueren Zeiten vor andern reichlich ausgestattet, einige auch in großen Hauptstädten errichtet worden. Dadurch hat der Charakter und die Wirksamkeit der Universitäten überhaupt eine mannigfaltigere Entwickelung erfahren, die als ein wahrer Gewinn betrachtet werden muß. Auf der andern Seite aber bieten die Universitäten in kleineren Städten eigenthümliche Vortheile dar, die jenen nothwendig abgehen müssen, so daß nur in dem Gegensatze beyder Arten der Werth und Charakter unserer Universitäten überhaupt vollständig erkannt werden kann. Es müßte daher als ein großer Verlust beklagt werden, wenn die Universitäten dieser zweyten und zahlreicheren Klasse — nicht etwa eingehen sollten, denn das ist freylich nicht zu befürchten — sondern wenn sie wegen der ihnen fehlenden Eigenschaften in geringeres Ansehen kämen und sich weniger als vormals der warmen Theilnahme und kräftigen Unterstützung ihrer Regierungen zu erfreuen hätten. An Mitteln, sie auf ihrer Höhe zu erhalten, wird es nicht fehlen. Gerade hier ist die liebevolle Rücksicht auf das Einzelne und Persönliche möglich und von unfehlbarer Wirkung: die Aufmerksamkeit auf jede Thätigkeit, Anerkennung und Ermunterung jedes Verdienstes. Manchen wird diese Weise, eine große Anstalt zu regieren, anstößig seyn, indem hier anders als durch Statuten und Reskripte gewirkt werden soll und andere, als tabellarisch zu verzeichnende Erfolge gesucht werden; allein das Lebendige kann in der That nur durch lebendige Einwirkung hervorgerufen und gefördert werden.“

Und an einer anderen Stelle:

„Eine wichtige Störung liegt in der manchfaltigen Theilnahme an praktischen Geschäften, die sich oft den Lehrern darbietet; in gehörige Grenzen eingeschlossen, kann diese jedoch ein heilsames Gegengewicht gegen die Einseitigkeit des Gelehrtenstandes abgeben, und so durch Erweiterung des Gesichtskreises und durch Belebung der bloßen Bücherstudien die fruchtbarste Rückwirkung auf den Lehrberuf ausüben. — Leicht kann es aber geschehen, daß die Theilnahme am öffentlichen Leben so viel Zeit und Kraft, besonders aber so viel lebendiges Interesse in Anspruch nimmt, daß daneben der Lehrberuf zurückgesetzt und als Nebensache behandelt werden muß. Ein solches Verhältniß ist aber schlechthin verwerflich. Denn, wie entschieden auch der Beruf zum öffentlichen Leben seyn möge, so ist doch das Lehramt zu ernst und würdig, um anders, als mit voller Kraft und Liebe geführt zu werden und wer die Sache redlich und gewissenhaft ansieht, wird es dann lieber aufgeben, als durch vernachläßigte Führung herabwürdigen wollen.“

Eine Frage ist, so viel uns bekannt, noch nirgends näher erörtert worden, nämlich in wie ferne es gut und zweckmäßig ist, auf einer Universität theologische Fakultäten von beyden Konfessionen zu verbinden. Die Erörterung dieser Frage ist wichtig, besonders für Süddeutschland. Kleinere Universitäten, welche nur eine Landes-Universität haben, sind, bey gemischten Konfessionen, gezwungen, zwey Fakultäten an einer Hochschule zu unterhalten, doch hat Baden die beyden Fakultäten auf getrennten Universitäten, ebenso Bayern; Preußen nur theilweise. Die Trennung hat nie Nachtheile und Spaltungen veranlaßt, wohl aber zuweilen die Verbindung, wie in Tübingen. Wenn wir richtig urtheilen, so dient es zum Frieden beyder Kirchen und der Glieder beyder Konfessionen, wenn sie sich ungestört neben einander entwickeln können. Es ist unverkennbar, daß in der gegenwärtigen Zeit die allgemeine Zerrissenheit der religiösen Verhältnisse in allen Ständen das Bedürfniß und die Sehnsucht der Rückkehr zu einem ernsteren kirchlichen Leben fühlbar gemacht hat; soll dieses sich uneingeschränkt weiter entfalten, so ist eine freie Entwicklung innerhalb des theologisch-wissenschaftlichen und kirchlichen Gebietes durchaus nothwendig; da aber bey aller persönlichen Toleranz nach den Pflichten der christlichen Liebe beyde Kirchen, wegen ihrer dogmatischen Differenzen, die Polemik nicht ausschließen dürfen, so erscheint da, wo das kirchliche Bewußtseyn schärfer herausgetreten ist, eine Vereinigung von theologischen Fakultäten beyder Konfessionen an einer Universität nicht wünschenswerth. In Volksschulen hat man die Trennung des Unterrichts nach Konfessionen längst eingeführt; man hat das Bedürfniß der Trennung auch nach lokalen Verhältnissen bey Gymnasien anerkannt, und diese daher z. B. in Augsburg zur Zufriedenheit beyder Konfessionen durchgeführt. Auf Universitäten ist es in der Weise nicht thunlich; daher lasse man es, wie es besteht. Wir hätten noch mancherley Punkte über das deutsche Universitätswesen zu berühren; diese werden sich aber leichter an einen folgenden Artikel anschließen, wozu uns zunächst die interessante Schrift von Dieterici über die preußischen Universitäten Gelegenheit geben wird.

Wir schließen diesen ersten Artikel noch mit einer beherzigenswerthen Stelle des Verf's.

„Man kann die Wissenschaften von den Universitäten vertreiben, indem man sie auf die Fortpflanzung überlieferter Kenntnisse beschränkt. Es geht durchaus nicht über die Macht des Staates, die bisherigen Sitze freyer Bildung in hämmernde Werkstätten zu verwandeln; allein der den Wissenschaften zugedachte Schlag würde weniger sie, die sich auf's Wandern verstehen, als die Staatsjugend treffen. Es geht durchaus nicht über die Macht des Staats, diese zu solchen Universitäten zwangsmäßig anzuhalten, allein er hat die Macht nicht, der Verachtung zu wehren, mit welchen sie Staatsanstalten betrachten wird, die das Zeugniß der auf ein besonderes Ziel gestellten Schulen und der gesammten deutschen Literatur gegen sich haben, von denen sich mit Entrüstung die öffentliche Meynung abwendet. Denn an den Stellen, wohin sonst ein edler Trieb die Bestgebildeten führte, werden dann Handlanger stehen, und man wird es dann recht am hellen Tage erkennen, wie deren Geschäft stille steht, sobald die Wissenschaftlichen, die vom Lehren ausgeschlossen sind, nicht den Anstoß mehr geben. Man hätte für viele Mühe eine verpfuschte Staatsjugend und eine noch störrigere gewonnen. Es ist nicht anders, man muß die Wohlthaten der Wissenschaft mit ihren Gefahren übernehmen. Ja dieselben Hände, die unsere Universitäten niedergerissen hätten, dieselben Augen, welche mit froher Ueberraschung die Bibliotheken ihnen nachstürzen sahen, wie würden sie sich regen, um ihre Trümmer zu sammeln zum schleunigen Wiederaufbau, sobald sie der Polytechniker inne geworden wären, die sie sich erzogen haben! Wer Wind säet, wird Sturm erndten"

Und Savigny sagt:

„Die Universitäten sind auf uns als ein edles Erbstück aus früheren Zeiten gekommen, und es ist für uns eine Ehrensache, ihren Besitz wo möglich vermehrt, wenigstens unverkürzt den kommenden Geschlechtern zu überliefern. . . . . Ob die deutschen Universitäten so bleiben, ob sie steigen, ob sie sinken werden, das ist zunächst in unsere, des gegenwärtigen Geschlechts Hände gelegt. Das Urtheil der Nachkommen wird uns darüber Rechenschaft abfordern."

Rudolph Wagner.

Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle Série. 1836. Janvier. VIII. und 196 S. 8.

Die geachtete Zeitschrift, die zu Genf von 1796 bis 1816 unter dem Titel: Bibliothèque britannique, und seit 1816 unter dem Titel: Bibliothèque universelle erschien, beginnt mit gegenwärtigem Hefte, nach einem etwas veränderten Plane, ihren 41ten Jahrgang. Bisher war sie in zwey Hälften abgetheilt, deren eine der Naturkunde und den mathematischen Wissenschaften, die andere der übrigen Litteratur, (welche von den Franzosen ausschließlich so genannt wird,) gewidmet war. Diese Scheidung geben die Herausgeber jetzt auf. Im Uebrigen soll die Zeitschrift ihre ursprüngliche Aufgabe und Richtung behalten: gemeinfaßlich ohne Oberflächlichkeit das Neue aus allen Fächern zur Kenntniß von Lesern bringen, welche zu allgemeiner Bildung Fähigkeit, Beruf und Neigung haben. Den Anfang machen theils eigene, theils entlehnte, größere Aufsätze; darauf folgt ein bulletin littéraire, (hier auf die neueste französische Litteratur eingeschränkt); dann ein weit reichhaltigeres bulletin scientifique; endlich eine Zusammenstellung meteorologischer Beobachtungen zu Genf, zu Zürich und auf dem Bernhardsberge.

Unter den Aufsätzen in diesem Hefte werden wohl Erinnerungen an J. J. Rousseau den meisten Lesern das liebste seyn. Es sind Auszüge aus zwey Briefen, die ein junger Züricher im J. 1764 sogleich nach einem Besuche bey Rousseau schrieb, der sich damals zu Motiers Travers aufhielt. — Rousseau war gegen den jungen Mann, der sich ihm voll Begeisterung nahete, sehr offen und freundlich. Er erzählte, ein französischer Jesuit habe ihn besucht und mit Lobsprüchen auf seinen Styl überhäuft, dabey aber bemerkt, daß er, der doch von Jugend an sich auf die Rhetorik gelegt, sein Geheimniß noch nicht habe entdecken können. Mein Geheimniß, sagte Rousseau, ist etwas sehr einfaches; es besteht darin, daß ich von allem, was ich sage, stark überzeugt bin. — Mit der größten Bewunderung sprach er von den homerischen Gedichten. „Ich weiß nicht, welche Gewalt dieser Poet über mich hat; aber nirgends finde ich seines Gleichen und werde nicht müde, ihn zu lesen, ob ich mich gleich mit einer elenden lateinischen Uebersetzung behelfen muß, weil ich zu meinem großen Leide des Griechischen nicht kundig bin. Dacier hat die Bosheit begangen, ihn französisch aufzuputzen; der einzige, der ihn auf die rechte Art hätte übersetzen können, ist Diderot." Von dem Nachbar Voltaire war auch die Rede. Freunde hätten ihm, erzählte Rousseau, Unwahrheiten in seinen historischen Schriften vorgehalten. Was thut das? hätte Voltaire geantwortet; ich schreibe nicht wie die Sachen sind, sondern wie sie dem Leser gefallen.

Eben, da gegenwärtiges in den Druck kommt, erhält Ref. das zweyte Stück des Jahrganges. Dieses ist noch reichhaltiger als das erste, und begründet die beste Erwartung von einer Zeitschrift, die sich, obgleich französisch, in einer ehrenwerthen Unabhängigkeit von Paris zu erhalten weiß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Aristotelis Politicorum libri octo etc.

(Schluß.)

Es ist ihm nämlich unerläßlich, eine Fülle historischer Erläuterungen an zahllosen Stellen zu geben, und einen Reichthum von eindringenden Erörterungen und gründlichen Beurtheilungen der häuslichen, bürgerlichen und öffentlichen Zustände und Verhältnisse der Staaten des Alterthums zusammen zu drängen — (wozu es an vielfachen Vorarbeiten und Beyträgen nicht fehlt) — wenn alte und neue Geschichten und Theorien neben einander in den jugendlichen (νεαροῖς) Köpfen (die doch wohl vorzugsweise unter den demokratischen Schwindlern und Schwätzern gemeynt sind) nicht noch weitere Irren und Wirren der Begriffe hervor bringen sollen. Es wird nicht so viel auf Vergleichung alter und neuer Zeiten, Zustände und Bedürfnisse ankommen — was läßt sich nicht alles zusammenbringen und vergleichen! — als auf scharfe Sonderung und Unterscheidung gerade gleich bey den gangbarsten Wörtern, als da sind Demokratie, Aristokratie, Monarchie ꝛc. die bey den alten ziemlich Anderes bedeuten, als bey uns mit ihnen gemeynt ist. Wenn nun bey diesen und ähnlichen Puncten der Commentar sein Verdienst nicht in eine höchst besonnene und vorurtheillose, vorzugsweise, Unterscheidung, ja Entgegenstellung setzet, so thut er wohl besser, deßfalls auf das Bedürfniß der Zeit gar keine Rücksicht zu nehmen, um so mehr, als so ein Bedürfniß vorübergeht, das Alterthum aber ewige Lehren giebt, die es nicht gut gethan ist, mit einem Zeitbedürfniß zu überkleistern und zu verunstalten. Die Staatsweisheit der Griechen verlangt und setzt voraus, nicht nur, was auch die neuere erheischt, einen großen Reichthum und eine klare Mannichfaltigkeit hieher gehörigen, historischen und empirischen Wissens, sondern noch insbesondere und hauptsächlich eine strenge ethische Zucht und Bildung des Individuums, das sich mit ihr beschäftigeu und aus ihr Nutzen ziehen will. Dieß bezeugen die Geschichtschreiber und Redner nicht minder, als die Philosophen; dieß fordert Aristoteles ausdrücklich in der schönen Stelle Eth. Nic. I. c. 3.*) oder bey Garve Kap. 1., welcher sie so übersetzet:

„Der beste Richter über alles ist der, welcher die vollkommenste Geistesbildung überhaupt erhalten hat. Die Staatswissenschaft ist daher nicht ein Studium für Jünglinge. Sie kennen das menschliche Leben, dessen Geschäfte und Handlungen noch zu wenig; und doch redet die Staatswissenschaft nur von diesen und geht nur von diesen in ihren Schlüssen aus. Da sie überdieß von Leidenschaften beherrscht werden,

*) Ἕκαστος δὲ κρίνει καλῶς ἃ γιγνώσκει καὶ τούτων ἐστὶν ἀγαθὸς κριτής· καθ' ἕκαστον ἄρα ὁ πεπαιδευμένος, ἁπλῶς δὲ ὁ περὶ πᾶν πεπαιδευμένος. Διὸ τῆς πολιτικῆς οὐκ ἔστιν οἰκεῖος ἀκροατὴς ὁ νέος· ἄπειρος γὰρ τῶν κατὰ τὸν βίον πράξεων· οἱ λόγοι δὲ ἐκ τούτων καὶ περὶ τούτων. Ἔτι δὲ τοῖς πάθεσιν ἀκολουθητικὸς ὢν ματαίως ἀκούσεται καὶ ἀνωφελῶς, ἐπειδὴ τὸ τέλος ἐστὶν οὐ γνῶσις ἀλλὰ πρᾶξις· διαφέρει δ' οὐδὲν νέος τὴν ἡλικίαν ἢ τὸ ἦθος νεαρός· οὐ γὰρ παρὰ τὸν χρόνον ἡ ἔλλειψις, ἀλλὰ διὰ τὸ κατὰ πάθος ζῆν, καὶ διώκειν ἕκαστα· τοῖς γὰρ τοιούτοις ἀνόνητος ἡ γνῶσις γίγνεται, καθάπερ τοῖς ἀκρατέσι· τοῖς δὲ κατὰ λόγον τὰς ὀρέξεις ποιουμένοις καὶ πράττουσιν πολυωφελὲς ἂν εἴη τὸ περὶ τούτων εἰδέναι. Vrgl. Epicteti Diss. l. II. c. 24.

so wird diese Wissenschaft, wenn nicht unverständlich, doch unnütz für sie seyn. Denn der Endzweck derselben geht nicht blos auf Kenntniß, sondern auf Ausübung. Es ist aber einerley, ob ein Mensch nach seinem Alter ein Jüngling, oder ob er nur dem Charakter nach jugendlich sey: denn der Fehler liegt nicht in dem Mangel der Jahre, sondern in der Leidenschaft, welche das Leben und die Bestrebungen der Jugend regiert. Leuten dieser Art wird jede Kenntniß eben so unnütz, als Personen, die ihrer selbst nicht mächtig sind."

Da nun die Ethik und Pädagogik bey Plato und Aristoteles Glieder und Theile der Politik sind: so wird der Commentar die ethischen Grundlagen und Ansichten des Lebens und dessen Züchtigung (castigatio) so kurz als scharf und bestimmt nicht allein aus den Philosophen, sondern auch aus Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern hervorzuheben haben. Wie viel Tiefsinn und Bedeutsamkeit liegt gleich nur in dem so oft, zumal von den Rhetoren gebrauchten Ausdruck: ἦθη καὶ πάθη! Wie viel Treffendes und Wahres würde Garve hierüber bemerkt haben, hätte er den Ausdruck nach seiner Art, wie er zu Cicero gethan, commentirt! Auf diesem Hauptpunct treffen das Alterthum und die christlich germanische Zeit näher zusammen, als in jedem andern. Gewöhnung und Erziehung im weitesten Sinne, seys durch andere, seys durch je das Subject selbst, muß die Leidenschaften jeder Art in feste Schranken eindämmen; sie muß der Sitte und Zucht das Uebergewicht über Leidenschaft und Sucht verschaffen, wenigstens beyde im Gleichgewicht begründen. Auf dieses Ziel hin wirkte bey den Griechen, außer der allgemeinen Bildung im Staate, nur noch die Philosophie, bey uns überdieß noch die Religion. Leidenschaften und Suchten der mannichfaltigsten Art (untermischt mit Einbildungen) sind es eben, die alle Irren und Wirren (wie Herr Stahr sagt) jetzo erzeugen, und zu jeder Zeit erzeugt haben. Von den Leidenschaften aber gilt, was ein griechisches Witzwort vom Bauch sagt: χαλεπόν ἐστι πρὸς γαστέρα λέγειν ὦτα οὐκ ἔχουσαν. Sie hören aber nicht, weil sie nicht in jener sittlichen Zucht durchgearbeitet (subacta) worden, auf welcher das öffentliche, wie das Privatleben fußen sollte, und welche die griechischen Philosophen durchweg im Auge hatten, wie verschiedene Namen sie auch ihrem Endziel gaben — καλοκαγαθίαν, sittliche Schönheit des Charakters die Sokratiker; σωφροσύνην, Heilsinnigkeit Plato u. a.; μεσότητα, Bemessenheit, Aristoteles; ja selbst in der ἡδονὴ ἐν λείᾳ κινήσει der Kyrenaiker, in der ἡδονὴ καταστηματικὴ der Epikuräer, in der ἀπάθεια u. ἀταραξία der Stoiker, Akademiker und Pyrrhonier, überall tritt derselbige eine Grundzweck hervor, Zähmung und Mäßigung der Leidenschaften, κάθαρσις τῶν παθημάτων, Reinigung derselben, was Aristoteles als Zweck und Ziel der Tragödie angiebt. Ohne die sittliche Zucht gibt es keinen gesunden Verstand, auf den hier, wie bey jeglichem Gegenstand nicht weniger als Alles ankommt. Ohne diesen Verstand, ohne Beurtheilungskraft lieset Leidenschaft — wenn sie lieset, — in die Akten hinein und heraus, was ihr eben ansteht und ihr eben im Kopf steckt.

Dieß, und was der Art ähnliches mehr noch gesagt werden könnte, wurde für angemessen gehalten, hier zu bemerken, damit Hr. Stahr die Aufgabe, des Arist. Politik zu commentiren, nicht zu leicht nehmen möge, wenn er wirklich mit dem Commentar dem Bedürfnisse der Zeit entgegen kommen will. Denn in dieser Beziehung scheint Hr. Stahr mehr von seiner deutschen Uebersetzung, die er beygegeben, zu hoffen, als von seinem später erscheinenden Commentar zu versprechen. Er sagt nämlich in dem mehrbelobten Vorwort nach der vorhin angeführten Stelle:

„Sollte aber dieser Zweck erreicht werden (— gesunde politische Ansichten zu verbreiten —) so war eine deutsche Uebersetzung ein um so nothwendigeres Bedürfniß, als die vorhandenen, zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Schlosser und Garve verfaßten, zu geschweigen, daß sie nicht einmal nach den damaligen fehlerhaften griechischen Texten, sondern fast nur nach lateini-

schen Uebersetzungen gearbeitet sind, in keiner Hinsicht mehr, weder dem Standpuncte der Philologie, noch den Anforderungen, welche man an einen Uebersetzer des Aristoteles machen darf, entsprechen.“ u. s. w.

Was wohl die vielen und verschieden gesinnten Leser Hrn. Stahrs bey dieser Stelle denken mögen? Während ohne Zweifel einige ihr beystimmen, werden andere vielleicht lächeln, noch andere vielleicht sich empört fühlen. Rec. war mehr als überrascht, über die beyden genannten Männer, Vorgänger Hr. Stahrs in der Uebersetzung der Pol., mit solchen Worten abgeurtheilt zu lesen; zumal er von J. G. Schlosser zwar nie weder diese, noch sonst eine der Uebersetzungen, die derselbe von Griechen geliefert, in Händen gehabt, wohl aber mehrere eigene Schriften desselben, z. B. die Politischen Fragmente, gelesen hat, und nach seiner Schätzung dieser bisher in der Meynung gestanden hat, dieser J. G. Schlosser sey ein deutscher Ehrenmann, dessen politische Begriffe — mutatis mutandis — mit den Aristotelischen vor den meisten anderen zusammenstimmten; er mag von ihm nicht gerne glauben, daß er fast nur nach den lateinischen Uebersetzungen gearbeitet; (Hr. Stahr selbst wird ja die lateinischen Uebersetzungen nicht weniger als diese seine Vorgänger zu Rathe gezogen haben, wo er anstieß;) er möchte ihm nicht gerne zutrauen, und auch von Garve nicht so schlechthin sagen:

„daß sie, während sie in weitschweifigen Paraphrasen die kernige, gedrungene, selbst schroffe Form des Alten in ein übelstehendes modernes Gewand hüllen, dadurch nicht nur jede Spur des originellen Gepräges seiner Darstellung vernichten, sondern auch seine Gedanken selbst durch die willkührlichsten Zusätze und Auslassungeu oft bis zur Unkenntlichkeit entstellen.“

Wie nun dieses Rec. ungern glauben mag, so fühlt er sich auch zu vermuthen versucht, die damaligen griech. Texte, wenn auch ganz so fehlerhaft, als Herr Stahr will, hätten das Verständniß der Aristotelischen Schriften Männern, die nur sonst den nöthigen gesunden Verstand dazu mitbrachten, nicht unmöglich gemacht; hat ja nur gleich Hegel, dessen Verdienst es ist, den Hauptanstoß zu dem jetzo Mode werdenden Studium und Lobpreisen des Aristoteles mitgegeben zu haben, seine Ansicht der alten Philosophie in vielen Hauptpuncten, und namentlich seine Darstellung des Aristotelischen Systemes aus den damaligen fehlerhaften griech. Texten geschöpft; und wie Hegel in dieser Hinsicht, so haben — dieß wird man auch fürderhin glauben dürfen — Garve mit Winkelmann, Lessing, Wieland und Herder, noch vor den Brüdern Fr. und W. A. Schlegel, Schleiermacher u. a. zur gerechten Beurtheilung, klaren Einsicht und zum richtigen Verständniß des gesammten Alterthums mehr beygetragen, und mehr geleistet, als ganze Heere von Herausgebern. Garve's Uebersetzung, nicht nur, daß sie mit Verstand und Einsicht gearbeitet ist, darf noch immer zugleich als der beste Commentar der Aristotelischen Politik angesehen werden, weil sie den innern Zusammenhang und Gedankenverband mehr hervortreten läßt, als im Original geschieht. Seine Weise, die Alten einzubürgern, seine Theorie des Uebersetzens mindestens für manche Werke und zu besonderen Absichten einmal zugegeben, da sie ja auch ihre guten, und dieselbigen Gründe für sich hat, als die Wielandische — möchte sogar für die schwerere zu halten seyn, eben weil sie dem Autor um der modernen Leser willen hie und da nachhelfen und erhellen (illustrare) muß; und zu diesem Behuf ist die Breite hie und da nothwendig, und sogar das Moderniſiren fast unerläßlich. Es klingt auch bey Herrn Stahr sehr modern, wenn er I. c. 1. §. 2. übersetzt: „sie halten den Unterschied zwischen König, Hausherrn, (= Hausvater) und Herrn (= Besitzer von Sclaven) nur für einen quantitativen, nicht für einen qualitativen (πλήθει γὰρ καὶ ὀλιγότητι νομίζουσιν διαφέρειν ἀλλ' οὐκ εἴδει τούτων ἕκαστον); oder ebd. §. 12. „der Staat sey —

Naturprodukt (ἡ πόλις — φύσει.) u. anderes d. A. m. Eben so ist andrerseits ebd. §. 2. ἐπισκοποῦσι κατὰ τὴν ὑφηγημένην μέθοδον „nach unserer leitenden Methode betrachten" zu weit und zu eng zumal übersetzt. Unserer ist Einschiebsel Hrn. Stahrs; und leitend ist jede Methode, aber nicht an oder einleitend, so daß sie die Sache vor unseren Augen entstehen lässet (sagt da Garve); daß sie von dem uns Bekannteren zu dem Verborgeneren, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten, oder nach Verhältniß des Gegenstandes (wie z. B. in der Mathematik) umgekehrt, fortführt; es ist die Methode, sich erst der Thatsachen (des ὅτι) und der Elemente, Bedingungen und Verhältnisse eines Gegenstandes zu versichern, ehe er philosophisch bearbeitet werden kann ꝛc. So steht ὑφηγούμενος τρόπος u. μέθοδος ebd. c. 3. §. 1. (al. c. 9. oder c. 5. wo Hr. Stahr übersetzt: „unserem Plane gemäß) Eth. Nic. II. 7, 9. Meteorolog. I, 1. III, 1. pr. de gen. ann. III 9. z. A. coll. Pol. I. 5. §. 5. (al. c. 13) Plato Theaet. §. 16. p. 148. D. Lys. 217 A. §. 31. Gorg. c. 10. p. 455 f. Theophr. φυτ. ἱστ. I. 2, 3; u. so bey Hippokrates, Plutarch u. a. bezeichnet es die sachgemäße und dem Subject dienliche An- und Einleitung. Es wäre leicht, in jedem Kap. über ein und anderes zu mäckeln, allein statt dessen will Rec. lieber diese neueste Uebersetzung empfehlen, daß sie im Ganzen treu und mit vielem Fleiß, so weit sie vorliegt, abgefaßt ist, ohne jedoch der Garve'schen etwas hiedurch zu vergeben, an der nur die Anmerkungen vermißt werden, dergleichen er zu Cicero's Officia gegeben. Gerade mit durch das, was Hr. Stahr an Garve's Uebersetzungen aussetzt, haben diese weitverbreiteten Eingang und Einfluß auch bey Männern erhalten, die sonst eben nicht viel, und am wenigsten aus dem Alterthume lesen. Und überhaupt müssen wir in alle Wege auch unsere Vorgänger von den nächsten an uns bis ins hohe Alterthum zurück mit dem berühmten empfindsamen Wagner bey Göthe etwas gelten lassen, um mit ihm sagen zu dürfen:

„Es ist ein groß Ergetzen
„Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
„Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
„Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht!

sowohl in der Berichtigung der Texte, als in der Kunst des Uebersetzens.

P. K.

De originibus historiae Romanae seu de antiquissimis carminibus historicis, de legibus regiis atque de commentariis regum scripsit Christianus Petersen, philosophiae Doctor et philologiae classicae professor publicus in gymnasio Hamburgensium academico. Hamburgi 1835. In commissis Perthesii et Besseri. 48. 4.

Niebuhrs Forschungen auf dem Gebiete der römischen Geschichte sind noch von wenigen in ihrem ganzen Werthe gewürdigt; die einen sind unfähig, die Geschichte anders als sie von den Alten überliefert ist, zu verstehen, sie zürnen, wenn sie in ihrem Phantasiegebilde vom Alterthume gestört werden, und in römischen Helden und Patrioten nichts anderes, als Wesen von unserm Fleisch und Blut, sehen sollen; andere, mit dem Leben vertrauter, billigen zwar N. Art der Behandlung der römischen Geschichte, halten dieß aber für etwas natürliches und gewöhnliches und meynen, es sey leicht hierin den Meister zu übertreffen; die neuesten glänzend mißlungenen Versuche von Schultz, Hüllmann u. a. sind bekannt genug. Nur die genaueste Kenntniß der alten Historiker als solcher und die sorgfältigste Benützung alles überlieferten wird vom Unglauben, wie vom Aberglauben der alten Geschichte retten; dadurch daß N. durch vieljähriges Studium alle Mängel und Vorzüge des Livius richtig erkannt, und im Dionysius außer dem Vorzüglichen auch alle Verkehrtheiten und Schwächen des Mannes, so wie deren Quelle, aufgedeckt hat, wird die Behandlung des Einzelnen bey ihm eine ganz andere, als bey seinen Gegnern, die, ohne mit den Schriften innig vertraut zu seyn, Sagen und Aussprüche aus dem Zusammenhange nehmen und damit ihn widerlegt zu haben meynen.

Der Verfasser obiger Schrift, eines Schulprogrammes, hatte die Absicht, dem seligen N. in seinen Untersuchungen schrittweise zu folgen und sie zu prüfen; das Ergebniß ist im Ganzen dasselbe, nur einiges glaubt er berichtigen zu müssen, und allerdings ist es wünschenswerth, daß einzelne Gegenstände eine ausführliche Prüfung erleiden, damit jeder selbst urtheile, und nicht Declamationen, die von leeren Hypothesen Ns. und Aufhebung aller wahren und begründeten Geschichte reden, folge.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Johannis Friderici Gronovii Epistolae XXXVII. ad filium suum Jacobum nondum editae. Collegit et notas adjecit Al. M. Harter, Universitatis Monacensis Bibliothecarius. Landshutii, MDCCCXXXV. Sumtibus ac Typis Josephi Thomann (Joh. Nep. Attenkofer).

Die Universitätsbibliothek in München ist durch ihren würdigen Bibliothekar, H. D. Harter, in den Besitz eines literarischen Schatzes gekommen, von welchem derselbe in der Einleitung zur vorliegenden Schrift Nachricht und in der Schrift selbst eine Probe giebt.

Im Jahre 1785 wurden zu Leyden die Reste der Bibliothek versteigert, welche durch Joh. Fr. Gronov gegründet und durch seinen Sohn Jakob Gronov und seinen Enkel Abraham war besessen und vermehrt worden. Unter dem großen literarischen Vorrathe, den jene Bibliothek zum Verkaufe bot, befand sich auch eine handschriftliche Sammlung von Briefen der Gronove unter sich und berühmter Zeitgenossen an sie, welche der Katalog der Versteigerung (Leyden 1784) v. S. 8 — 15 einzeln aufführt. Nebst vielen andern enthält sie, zum Theil in beträchtlicher Anzahl und Ausdehnung, Briefe von den Philologen Bernard, Blancard, Bernecker, Bökler, Borges, Buxtorf, M. Casaubon, Cellarius, Fabricius, Freinsheim, Gesner, H. Grotius, Gruter, D. und N. Heinsius, Holstenius, Junius, G. Vossius, Lambecius, Lindenborg, Meibom, Munker, d'Orville, Oudendorp, Salmasius, Spanheim, Torrentius, u. a. die nicht nur die Verhältnisse jener Männer und die Literaturgeschichte ihrer Zeit in vielen Punkten aufhellen, sondern auch reichliche Beyträge, besonders für Philologie und Antiquitäten liefern, da die Gelehrten jener Zeit sich öfter, als es wohl jetzt geschieht, in ihren Briefen über Gegenstände der gemeinsamen Studien befragten und belehrten. Hierauf folgen in besonderen Abtheilungen die Briefe politisch berühmter Männer, unter welchen Ferdinand Bischof von Paderborn, ein durch classische Studien und Verkehr mit den Gelehrten seiner Zeit achtbarer Prälat, der in gleicher Weise ausgezeichnete Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz hervorragen, dann von Juristen. Durch Vermittlung des als Literator und Antiquar ausgezeichneten G. W. von Zapf in Augsburg wurde diese Sammlung um 500 Gulden für den Münchner Bürgermeister Hepp erstanden, welcher seine Bibliothek auf jede Weise zu bereichern bemüht war, und blieb nach seinem Tode im Besitze der Erben, aber versäumt und selbst der Feuchtigkeit und Zerstörung ausgesetzt. In diesem Zustande fand und erwarb sie der Herr Bibliothekar Harter um mäßigen Preis für die Universitätsbibliothek. Eine Abtheilung, die der Katalog enthält, fehlt, unter diesen die Briefe von Jungermann an Salmasius, welche der Verf. dieser Anzeige später durch einen Antiquar käuflich an sich gebracht hat, und eine Briefsammlung von J. Scaliger mit seinem Testamente, dann die von D. Heinsius, H. Valesius, Moritz von Nassau, J. Lipsius, H. Grotius, die wahrscheinlich auch noch in der Irre des antiquarischen Verkehrs umherziehen. Nachdem Herr Bibliothekar Harter durch genaue Untersuchung

des ihm zu Theil gewordenen Vorraths sich von seinem Werth überzeugt hatte, beschloß er, die vorzüglichen auszuwählen und bekannt zu machen. Er begann mit den Briefen von J. F. Gronov an seinen Sohn Jacob, welche hier vorliegen, und wird in dem Maaße fortfahren, als die Bekanntmachung dieser denkwürdigen Urkunde des literarischen Verkehrs des 17ten und 18ten Jahrhunderts eine günstige Aufnahme findet.

Jacob Gronovius wurde 1645 zu Deventer geboren, wo damals sein Vater Professor der Historie und Eloquenz war, und folgte, acht Jahre alt, diesem nach Leyden, wo derselbe den Lehrstuhl von Dan. Heinsius im Jahre 1653 bestieg. Dort ward er unter den Augen seines Vaters, zum Theil von diesem selbst, in den alten Sprachen unterrichtet, und im Jahre 1662, als ein Jüngling von 17 Jahren, von diesem nach Hamburg in seine Vaterstadt zu seinen Verwandten geschickt, weil in Leyden die Pest ausgebrochen war und den Lauf der akademischen Arbeiten unterbrochen hatte. Die ersten fünfzehn Briefe sind dorthin gerichtet. Die Briefe sind voll guter Lehren eines im Leben erfahrenen und christlich gesinnten Mannes, und auch darum unsern Jünglingen zu empfehlen. Der junge Gronov zeigt schon früh jene Reizbarkeit gegen Widerspruch und Tadel, die oft mit lebhaftem Geiste und dem Bewußtseyn eigener Kraft und Einsicht verbunden ist, und später in literarischen und socialen Fehden sein Leben oft verbitterte. Der Vater schreibt ihm darüber gleich im ersten Briefe: Quae commemorat ὠταλγικά (Dinge, die unangenehm zu hören sind,) id utile stomachi tui exercitium puta, qui adsuefaciendus est ad hujusmodi multa concoquenda. Plena est istorum vita. Deo et conscientiae omnibus modis satisfaciendum est: quod si teneamus, leves sunt ducendae hominum, praesertim imperitorum, iniquitates. Auch enthalten sie schätzbare Nachrichten über die inneren Verhältnisse nicht nur der Familie, sondern auch der Stadt Leyden in jener schlimmen Zeit, über den Tod einzelner achtbarer oder berühmter Männer durch die Pest z. B. Lit. V. (a. d. IV. non. Septembris 1664) Numerus proximae hebdomadis functorum par fere fuit praecedenti, sed eo gravior, quia inter illos est Cornelius Schrevelius ludi moderator. Die Solis subsellio nostro ante me sedentem in templo salvum salutavi: nocte inter diem Martis et Mercurii animam edidit; desgleichen über die Maasregeln der Curatoren, die abwesenden Professoren und mit ihnen die Studirenden trotz der tödtlichen Seuche auf ihre Posten zu bringen. In demselben Briefe heißt es: interpositum est decretum Curatorum, quoniam Professores quidam metu contagionis ... absentia sua impediant frequentiam studiosorum fugientium unde ipsi fugiunt, placere ut reversi die Lunae munia repetant. Videbimus num haec regia verba sint calefactura auditoria nostra. Hatten sie diese Wirkung? Gronov war, auf Gott vertrauend nicht aus der Stadt gewichen und zur bestimmten Zeit auf seiner Stelle. Er schreibt a. d. V. id. Septbr.: Heri cum ad Academiam venissem primum, erat solitudo: guttatim deinde ac vellicatim ad sex adrepebant. Quia plus dimidium horae transierat, recitationem in hodiernam distuli. Was aber die Lesung dieser Briefe unsern studirenden Jünglingen besonders empfehlenswerth macht, ist außer dem Ernst des Lebens und christlicher Frömmigkeit auch der Ernst der Studien, welcher durch alle hin waltet. Der junge Gronov war kaum zum Jüngling gereift und erscheint bereits als Genoß der Arbeiten seines Vaters. Dieser vermißt ihn bey seinen Geschäften, sendet ihm jetzt eine Anweisung zu eigenen Studien, desgleichen literarische Aufträge und belehrt ihn über Zweifel und Schwierigkeiten, auf die er in seinen Arbeiten gestoßen war. Dabey finden mehrere Stellen in Classikern ihre Erklärung oder Berichtigung. Doch bleibt zu wünschen, daß der Herr Herausgeber bey der Fortsetzung seiner Bekanntmachung ein Register anlegen möge, in welchem die Stellen, welche nur im Allge-

meinen angeführt sind, genau nachgewiesen werden. Die Briefe nach Hamburg gehen bis in die Mitte Decembers, und die letzten sind angefüllt mit Befürchtungen wegen der Gefahren der Rückkehr, weil damals alle Wege durch Marodeurs und Räubereyen, in Folge des Krieges, der Niederdeutschland verwüstete, unsicher waren. Nach einem Zwischenraum von vier Jahren folgen 2 Briefe nach Deventer, wo der junge Gronov seinen Studien oblag, und nach einer neuen Unterbrechung von 2 Jahren eine Reihe von Briefen nach London, Oxford, Cambridge und Paris während der Jahre 1670 und 1671. In dieser Zwischenzeit ist der junge Gronov zu einem Mann von 25 Jahren und zu einem Philologen von Auszeichnung geworden, dessen umfassende und gründliche Studien bereits die Ausgaben des Polybius und Makrobius als Früchte einer gereiften und gründlichen Gelehrsamkeit getragen haben. Die Arbeiten, welche der Vater ihm zu seinen Zwecken an den Bibliotheken zu Oxford, Cambridge und Paris aufträgt, und die er zu seiner Zufriedenheit besorgt, lernt man hier näher kennen. Uebrigens kehren Mittheilungen über häusliche und öffentliche Angelegenheiten, Ermahnungen und Belehrungen, wieder, doch in anderer Form. Der Sohn ist aus optimae spei juvenis ein σύγκληρος geworden, ohne jedoch den Belehrungen der väterlichen Lebensweisheit und überlegenen Einsicht entwachsen zu seyn. Auch gewinnen diese Briefe höheres Interesse durch ihre Beziehung auf Männer von berühmten Namen, mit welchen der junge Gronov in Verkehr kommt, in England N. Casaubon, Stanley, Pinson in Paris, die Zierden jener Zeit in der Académie des Inscriptions. Ep. XXVII: Quod refers de summis viris comiter excepisse te et honestam nostri mentionem habere, etsi non novum neque inexpectatum, tamen melli fuit mihi. Tu fac vicissim, quavis illi occasione cognoscant, in rebus humanis eorum mihi memoria et veneratione nihil esse sanctius. Ipse quod potes, praesentes cole, prende, deliba et hauri, oculis et animo fige tam pulchras imagines et cogita nusquam terrarum tantas aurei seculi reliquias tibi repertum iri. Doch war dort nicht alles aus dem goldenen Zeitalter, was er fand: die Bibliothek blieb ihm durch den Neid des Vorstehers eine Zeitlang verschlossen Ep. XXXII: Dic quod verum est, non posse te capere, qui res tam absurda homini venerit in mentem... (rem) esse indignam divino et gloriosissimo rege, indignam Principe ministro tanto literarum patrono, indignam politissima gente, indignam matre studiorum Lutetia. An qui tantos thesauros quotannis erogat in studiosos sine discrimine nationum, (auch der Vater Gronov empfieng seinen Theil an dieser verdächtigen aurei seculi liberalitas) eum bibliothecam peregrinis claudere? unde nihil a quoquam mortalium aut ubicunque locorum proferri possit, quod non sit cum gloria domini et laude custodis conjunctum?

(Schluß folgt.)

De originibus historiae Romanae seu de antiquissimis carminibus historicis, de legibus regiis atque de commentariis regum scripsit Christianus Petersen, etc.

(Schluß.)

Daß die Königsgeschichte Rom's viele Spuren von Dichtung in sich trage, manches durch und durch Dichtung sey, hat zuerst Perizonius, dann unabhängig von ihm N. ausgesprochen. Das Vorhandenseyn alter Gedichte, aus denen die Geschichte sich bereicherte, worüber noch vor kurzem ein nahmhafter Gelehrter in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft sich heftig, wiewohl vergebens, ereifert, und von träumerischer und unüberlegter Hypothese spricht — erkennt auch H. Petersen, rügt aber ein auffallendes Versehen Niebuhrs; dieser nämlich glaubte, solche Gedichte über die Könige hätten sich bis in Augustus Zeit erhalten, und würden noch

von Dionysius erwähnt; was aber dieser erwähnt I, 79, seyen nicht seine, sondern des ältesten Geschichtschreibers Fabius Pictors Worte und auffallend sey es, wie der vorsichtige N. Dionysius Stelle so wenig betrachtet und angesehen habe, da die Ausgaben schon äußerlich durch Zeichen („ “) das Ganze als Anführung fremder Quelle verkünden. Dadurch wird, wie man sieht, nicht die Existenz jener Gedichte aufgehoben, sondern nur die Zeit ihrer Dauer beschränkt. Leider aber ist diese vermeintliche Berichtigung nichts als ein entschiedener Irrthum des Verfassers und die dem sel. N. zugeschriebene Schuld von Flüchtigkeit fällt nicht diesem, sondern H. Petersen zur Last. N's. Worte sind (I. 226 zweyte Ausg. und I, 246 dritte Ausg.) „Das ist die alte Erzählung, wie Fabius sie geschrieben hatte und wie sie bis auf Dionysius Tage in heiligen alten Liedern gesungen ward“ mit der Note: I, 79 ὡς ἐν τοῖς πατρίοις ὕμνοις ὑπὸ Ῥωμαίων ἔτι καὶ νῦν ᾄδεται, und die Frage ist, sind dieß Worte des Fabius oder des Dionysius? Schon der Name ὑπὸ Ῥωμαίων zeigt den Ausländer, Fabius mußte nichts oder ὑφ' ἡμῶν schreiben. Dionysius giebt nur die Erzählung von Romulus und Remus Erziehung mit seinen eingestreuten Zusätzen nach Fabius, nicht aber die Worte des Fabius, und wenn je noch ein Bedenken blieb, so mußte schon der nächste Satz dieß heben, wo es heißt: Noch bis auf meine Zeit hat sich die casa Romuli erhalten, und die Römer bewahren sie in ihrem ursprünglichen Zustande, vergrößern und verschönern sie nicht, sondern wenn sie durch Ungewitter und Zeit leidet, bringen sie diese wieder in den alten Zustand zurück. N. hat mit dem Geiste, H. Petersen mit den Augen gelesen, und sich durch jene Zeichen täuschen lassen; wer nicht mit dem historischen Sinne auch gleiche philologische Kritik und Kenntniß der Schriftsteller selbst verbindet, wird nie in den Forschungen der römischen Geschichte Niebuhr ungestraft tadeln.

Die folgenden zwey Abschnitte, de legibus regiis et jure Papiriano und die besondere Ausführung dessen de commentariis regum, haben den Zweck zu zeigen, wie viel geschriebene Gesetze bereits in der Zeit der Könige vorhanden waren; dieß angenommen, und schon Wachsmuth und Fr. Lachmann haben es hervorgehoben, kann ein Zeitalter, das so viele Denkmäler von Gesetzen zurückgelassen hat, nicht so ins Dunkle gehüllt seyn und der Gedanke von mythischen Ereignissen würde bedeutend zurückgedrängt. Erwägt man aber, wie in jener Zeit schriftliche Aufzeichnung, wenn anders bekannt, doch nur höchst selten gewesen seyn kann — wollen wir alle Sagen annehmen, so war die Monarchie an geschriebenen Gesetzen weit reicher, als die Republik nach

dem Decemvirate —, ferner, was in dieser Schrift gänzlich unbeachtet gelassen ist, daß die Autoren selbst oft wieder das aufheben, was sie früher angegeben haben, wie z. B. Dionysius X, 1. (eine Stelle, die der Verf. S. 18 erwähnt, aber ohne ihre Bedeutung zu achten) sagt: vor dem Decemvirate gab es wenig geschriebene Gesetze, denn vor Alters hatten die Könige aus eigener Einsicht und nach eigenem Urtheile Recht gesprochen, und was sie ausgesprochen, das galt als Recht und Gesetz, so sieht man, daß solche Schriften, welche die Gesetze der Könige enthielten, nur spätere Produkte waren, in welchen das alte Herkommen und Andenken gesammelt war. Hatte der gelehrte Aelius Stilo das saliarische Gedicht aus Numas Zeit zwar zu erklären versucht, aber nach Varro's Aussage das Verständniß desselben nicht weit gefördert, war der im ersten Jahre der Republik mit Carthago geschlossene Handelstractat schon zu Polybius Zeit so unverständlich, daß die sprachkundigsten Männer den Inhalt mehr errathen mußten, als zu erklären vermochten, so kann es nur Täuschung seyn, einzelne übrig gebliebene Reste, wie die Sacra Argeorum oder Fragmente bey Festus, die kaum eine merkliche Abweichung des Ausdrucks vom gewöhnlichen zeigen, auch als sprachlich unverfälscht bis in Romulus Zeit hinaufzurücken. Der Inhalt erreicht oft das höchste Alter, aber Sprache, mitunter auch Sache, mußte sich der Umwandlung fügen und die alten Gedichte, welche bestimmt waren, das Andenken vorzüglicher Männer zu ehren, wurden gewiß nicht zu Cato's, oder noch zu Dionysius Zeit in ihrer ersten und ursprünglichen Form gesungen. Es wird ferner jede Einrichtung und Anordnung der Könige als schriftlich aufgezeichnet und überliefert angenommen, und so ist es nicht schwer, die Zahl der Commentare zu mehren. Bestimmte Beziehung auf N. tritt hier weniger hervor, nur eingestreut lesen wir einiges, wie S. 38 die Bildung der Plebs durch die Sabiner des Tatius, die ohne Stimmrecht in den Staat aufgenommen wurden; aber diese Behauptung ändert die ganze Darstellung N's. so wesentlich, daß wir zuerst eine völlige Widerlegung der von jenem gehörig begründeten Ansicht fordern, ehe wir einen solchen, nur oben hin ausgesprochenen Gedanken billigen können. Bemerkenswerth sind übrigens die Verbesserungen des Festus s. v. manuas S. 42 Manuas in carminibus Saliaribus *Aelius* Stilo significare ait bonos, für das gewöhnliche saecularibus; obschon sonst carmen Saliare mehr gebräuchlich ist, wird doch die Mehrzahl durch Varro hinreichend gerechtfertigt, und ebendaselbst feriis votivis für feriis latinis.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweyten. Von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Wien bey Kupfer und Rieger 1835, II. Thle.

Der seit vielen Jahren für die Geschichte Oesterreichs ob und unter der Enns unermüdlich thätige, und in derselben vielbewanderte Chorherr, Fr. Kurz, hatte sich einst das schöne Ziel vorgesetzt, „einem künftigen Livius oder Tacitus seines Vaterlandes“ vorzuarbeiten; d. h. die Bearbeitung einer allgemeinen Geschichte Oesterreichs durch vorausgehende specielle Regentengeschichten zu erleichtern. Zu dem Behufe wählte der Herr Verfasser eine Reihe von Regenten aus dem Habsburgischen Stamme, und er sieht sich nun, wie er in der Vorerinnerung zur vorliegenden Monographie bemerkt, trotz vieler Schwierigkeiten und mancher Mißdeutungen am erwünschten Ziel, am rühmlich erreichten Ziel, wie Ref. im Namen aller nach Gründlichkeit strebenden Geschichtforscher in und außer Oesterreich hinzufügen darf.

In der Reihe österreichischer Landesfürsten ist es eigentlich Herzog Albert V., kurz vor seinem Tode zum römischen König erwählt, dessen Leben und Regieren hier der Verf. in zehn Hauptstücken beschreibt; ein Zeitraum vom J. 1404 bis 1439, wobey man nicht übersehen darf, daß, da sich damals das österreichische Haus in drey Linien theilte, hier nur die Geschichte von Ober- und Unter-Oesterreich mit den zunächst verwandten Ereignissen gegeben, aber nicht von Inner-Oesterreich, und nicht von Tyrol und den Vorlanden, bis in die Schweitz und das Elsaß, die Rede ist. Immerhin aber Stoff genug, zwistige Vormundschaften, Bruderkriege, mährische und ungarische Einfälle, die Hussiten, Kaiser Sigismund, das Concilium zu Basel, die Straubinger-Erbfolge, die zwiespaltigen Königswahlen im erbverbrüderten Böhmen u. s. w. fallen in diesen Zeitraum, — die allgemeine und specielle Geschichte aufzuklären.

Beyden Bänden sind in bedeutender Anzahl schätzbare, vom Verf. mit großer Sorgfalt gesammelte, auch von hohen Gönnern und von Corporationen willfährig mitgetheilte, Urkunden beygefügt: und ein letzter Anhang enthält welche von den Städten Krems und Stein. Wie in der Vorrede angeführt wird, so hat Hr. Vincenz Milde, einstens Dechant in Krems, dann Bischof zu Leutmeriz, und nun Erzbischof in Wien, dort zu Krems, eine höchst schätzbare Urkundensammlung angelegt, und sie seinen Nachfolgern als Erbgut hinterlassen. Möchte man doch recht viele solche Beyspiele nachweisen können, auch in den Nachbarstaaten; möchte doch der Clerus auch in dieser Hinsicht seinen noch immer wohlfundirten Beruf und sein eigenes Interesse begreifen: der Bewahrer und Förderer der Lokal-, der Cultur- und Sittengeschichte, und insbesondere der der Stiftungen aller Art zu seyn. Hrn. Milde's hohe Würde beweist, daß Monarchen solche der Mit- und Nachwelt geleistete Dienste zu schätzen wissen.

Im zehnten Hauptstück wird die Wahl Albrechts zum König von Böhmen erzählt. Die Utraquisten bildeten dagegen eine mächtige Parthey. Daß,

um Albrechts Wahl zu sichern, auch die Herzoge von Bayern ein beträchtliches Heer gegen Böhmen hin aufstellten, davon meldet unser Hr. Verf. nichts, während doch selbst andere österreichische Geschichtschreiber (m. s. z. B. de Luca's Staatsgeschichte von Oesterreich) dieses Umstandes ausdrücklich erwähnen. Auch ist derselbe sehr wahrscheinlich, indem sich die Herzoge von Bayern gegen Albrecht für die Art und Weise, womit er seine Ansprüche auf Niederbayern der fernen Zukunft anheimstellte, (der damals geschürzte Knoten mußte im J. 1777 von Seite Bayerns mit dem Verlust des schönen Innviertels gelöst werden) zeitlebens sehr freundschaftlich bewiesen.

Im neunten Hauptstück berichtet Hr. Kurz von einer Fehde zwischen dem Erzbischof Johann von Salzburg und dem österreichischen Landherrn Ulrich von Starhemberg, wozu sich noch andere österreichische Edelleute schlugen, und meynt, über diese Vorfälle hätte sich sonst nirgends eine aufklärende Nachricht erhalten. Ref. findet in Zauners Chronik von Salzburg eine ganz gleiche Meldung über dieses Ereigniß, und zwar aus der Beschreibung Oesterreichs vom Freyh. von Hoheneck entnommen; aber auch der fleißige Forscher Zauner kannte den Anlaß und den Ausgang dieser Begebenheit nicht. Vielleicht ist Ref. in der Lage, darüber einige Auskunft geben zu können.

Das tiefverschuldete Reichsfürstenthum Berchtesgaden war, unter pfandweiser Ueberantwortung seiner reichen Salzwerke, von den Erzbischöfen von Salzburg in Bürgschaft und Verwaltung übernommen worden. Eben zur Zeit des beharrlichen Erzbisch. Johann (von Reißberg, dem Eberhart IV., ein Starhemberg, vorausgegangen war) hatten von Seite des adelichen, in Oesterreich viel versippten, Stiftscapitels zu Berchtesgaden offene und geheime Schritte statt, sich von Salzburg und seinem Domcapitel loszumachen. Aber der Pfandschilling war noch lange nicht ersetzt. Da wandte sich das Reichsstift Berchtesgaden an die Herzoge von Oesterreeich als an seine Erbvögte und Beschirmer, und wirklich war Albrecht bereit, das Anlehen an Salzburg abzutragen, jedoch unter der Bedingung, daß Berchtesgaden dafür Salzwerke, Wälder und Klausen an Oesterreich überantworten sollte. Die Realisirung dieses Projectes würde für die Territorialverhältnisse Bayerns, Salzburgs und Oesterreichs von wichtigen Folgen gewesen seyn. Aber das Project scheiterte, und nun traten die benachbarten österr. Landherren und Edelleute mit Fehde- und Absagbriefen, die Vorwände waren leicht gefunden, gegen den Erzbischof Johann und sein Domcapitel auf. Wessen sich Ulrich von Starhemberg offen erkühnte, dazu sah der Landeshauptmann ob der Enns, von Wallse, durch die Finger. Unvermuthet erhielt der Erzbischof auch von Sighart Gruber, österreichischem Pfleger zu Wildenstein (im Ischelland) und von 19 seiner Streitgenossen Absagbriefe; „daß sie nun wegen ihres Herrn von Oesterreich als Erbschirmvogts über Berchtesgaden sich dieses Stiftes gegen die Gewalt des (salzburgischen) Pflegers zu Tachsenbach annehmen müßten.“ Und in derselben Stunde war Sighart Gruber mit seinen Gesellen aufgebrochen, um in der benachbarten Abtenau salzburgische Heerden zu rauben, und die Gränzvesten Lützelwand und Hüttenstein zu erstürmen. Ob solcher blutiger Frevel gegen einen teutschen Reichsfürsten sandte der Erzbischof schnell an den König und Herzog Albrecht selbst, und schrieb wiederholt an die österreichischen Landeshauptleute, worauf von Wien der Befehl kam, die beyderseitigen Gefangenen zurückzugeben, und wegen dieser und anderer Zwistigkeiten, auch wegen des Salzsiedens zu Schellenberg, am Martinstage (1439) zu Wien vor dem König ein Hofgericht zu gewärtigen.

Aber König Albrecht gieng inzwischen mit Tod ab, und Sighart Gruber sandte abermals einen von 45 Spießgesellen mitunterzeichneten Absagbrief an den Erzbischof u. s. w. Von allen dem und manchem

Andern scheint Hr. Capitular Kurz nichts zu wissen; denn in seiner vorliegenden Geschichte Albrechts kömmt auch nicht eine Sylbe davon vor. Aber wo stehen dergleichen Dinge? — Im zweyten Buche der im J. 1815 (zu München und Salzburg) erschienenen Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke: — es sind durchaus pragmatisch erwiesene Thatsachen, aus gleichzeitigen Handschriften, und nun schon seit zwanzig Jahren gedruckt. Mangel an Wahrheitsliebe ist es nicht, wessen man hier den Hrn. Capitular Kurz bezüchtigen könnte, denn dagegen verwahrte er sich kräftigst in der Vorrede; aber eine gewisse Einseitigkeit in der Wahl der historischen Hülfsmittel ist bey diesem Geschichtforscher schon lange und mehrmalen bemerkt worden, insbesondere bezüglich auf die neuere im benachbarten Bayern erscheinende Literatur: und doch kann auch die frühere Geschichte Oesterreichs ohne die Mithülfe Bayerns nicht einen Schritt vorwärts thun. Denn, daß Bücher, wie die bemerkte Geschichte von Berchtesgaden, und wichtigere Werke, aus welchen die Geschichte von Oesterreich bedeutend vervollständigt werden kann, unter jenen begriffen seyn sollten, wozu Hr. Capitular Kurz, nach seiner Vorrede, nicht hätte gelangen können, ist bey dem literärischen Rufe der Abtey St. Florian, und in jeder andern Hinsicht, nicht zu vermuthen. Damit will man übrigens den Verdiensten des Hrn. Verf. keineswegs zu nahe treten.

v. Koch Sternfeld.

Johannis Friderici Gronovii Epistolae XXXVII. ad filium suum Jacobum nondum editae etc.

(Schluß.)

Schade, daß die Briefe des jungen Gronovius fehlen, aus welchen allein die Antworten seines Vaters ihr volles Licht erhalten, und in welchen seine, des Sohnes, Persönlichkeit, sich so deutlich zeichnen

würde, wie in den hier gedruckten die seines Vaters. Dieser erscheint in ihnen durchaus als ein Ehrenmann, als ein guter Hauswirth und Hausvater, der sich Vieles versagt, damit nicht nur nach seinem Tode, sondern auch bey seinem Leben die Seinigen gemach leben, treu im Amte, so daß ihn auch die Pest in Leyden, obwohl sie fast vor seiner Thüre ihre Opfer sucht, nicht von seinem Posten verdrängt, und ein wahrer Christ, fest im Glauben, getrost im Leben, und bey aller Zärtlichkeit für einen hoffnungsvollen Sohn dennoch gefaßt, als dieser in Paris schwer erkrankt war, ihn zur Ergebung in den göttlichen Willen ermahnend und Rathschläge gebend für den Fall, daß er sein Ende befürchten müsse. Die letzten Briefe beschäftigen sich mit den Vorkehrungen zur Reise nach Italien, die Jacob Gronov nach seiner Wiederherstellung von Paris aus unternahm, und auf welcher er die Berufung zum Lehrstuhl der Eloquenz in Pisa durch seinen Freund, den Großherzog Cosmo von Florenz erhielt.

Die nächste Lieferung, welche Herr Bibliothekar Harter vorbereitet, wird die Briefe desselben J. Fr. Gronov an seinen Bruder Lorenz Gronov in Hamburg enthalten, und wir wünschen recht sehr dieser ersten Lieferung die Aufnahme, welche sie verdient, und welche Herausgeber und Verleger ermuthigen kann, mit der Fortsetzung des Unternehmens rasch vorwärts zu gehen.

Mémoires de la Société du Muséum d'Histoire naturelle de Strasbourg. Tom. II. 1. Livr. Paris et Strasb. 1835. 4. mit Tfln.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Notice critique sur les espèces de grands chats nommées par Hermann, Felis chalybeata et guttata; par G. L. Duvernoy. (S. 1 — 12.)

Schreber hatte von Hermann in Straßburg zwey Abbildungen von Katzenarten erhalten, die er unter dem Namen Felis chalybeata (Tab. CI. C.) und

Felis guttata (Tab. CV. B.) publicirte. Erstere wurde später von Fr. Cuvier als ein junger Leoparde erkannt, und Duvernoy bestätigt in obiger Abhandlung diese Meynung nach einer sorgfältigen Prüfung des im Straßburger Museum befindlichen Exemplares. Die Felis guttata dagegen, welche in dieser Sammlung nicht aufgestellt ist, wurde durch allerley Mißverständnisse zuerst für einen Serval, nachher für identisch mit der Felis jubata gehalten, und Schrebers Figuren deßhalb der Unrichtigkeit beschuldigt. Duvernoy zeigt nun aber, daß diese Angaben übereilt sind, daß Felis jubata und Felis guttata zwey verschiedene Arten ausmachen, die Schreber bereits recht wohl unterschieden und in erkenntlichen Abbildungen dargestellt hat. Felis jubata unterscheidet sich von der andern Art nicht blos durch eine etwas andere Anordnung ihrer Flecken, sondern insbesondere durch massivere Formen und eine ziemlich starke Mähne. Ref. stimmt nach Vergleichung des in der hiesigen k. Sammlung aufgestellten Exemplares von Felis guttata, vollkommen der Meynung des Verf. bey.

2) Fragmens d'histoire naturelle systématique et physiologique sur les Musaraignes, par G. L. Duvernoy (S. 1 — 36. mit 3 Steintafeln.)

Diese Abhandlung zerfällt in einen zoographischen und in einen zootomischen Theil. Die erste mit großer Genauigkeit behandelte Abtheilung befaßt sich mit einer sorgfältigeren Darstellung des Zahnsystems der Spitzmäuse, als wir sie bisher hatten, theilt hiernach die Gattung in drey Gruppen ab, und geht dann zu einer Kritik der von Hermann aufgestellten Arten über. Da die wichtigsten Resultate dieser ersten Abtheilung vom Verfasser bereits früher in der Zeitschrift l'Institut Nr. 70. 2ter Jahrg. mitgetheilt wurden, so begnügen wir uns dorthin zu verweisen.

Die zweyte Abtheilung enthält eine sehr ausführliche Darstellung der Zahnung dieser Gattung, dann einige Bemerkungen über den Darmkanal, das Skelet, das äußere Ohr und die Geschlechtswerkzeuge, über welche der Verf. eine Monographie verspricht. Auffallend ist die große Verschiedenheit in der Länge der Vagina, und der dadurch bedingten Modification des Uterus, wie sie sich zwischen Sorex araneus und fodiens einestheils, und Sorex Hermanni Duvernoy anderntheils findet. Als Eigenthümlichkeiten des Skelets bezeichnet der Verf. die Trennung der Schamknochen, was schon Daubenton gekannt hat, so wie den Mangel des Jochbogens, dessen rudimentäres Vorkommen zwar Meckel angiebt, den Ref. aber in Uebereinstimmung mit dem Verf. gleichfalls bey Sorex araneus vergeblich gesucht hat. Drey schöne Tafeln sind dieser Abhandlung beygegeben, wovon die erste Abbildungen von Sorex Hermanni und tetragonurus, die zweyte von dem Gebiß von 5 Arten, und die dritte von den Eingeweiden von 6 Arten liefert.

3) Quelques observations sur le canal alimentaire des Semnopithèques, et description d'un sphincter oesophagien du diaphragme dans ces animaux et dans plusieurs autres genres de singes; par G. L. Duvernoy (S. 1 — 8 mit 1 Tafel.)

Otto hat zuerst die auffallende zusammengesetzte Magenbildung bey seinem Cercopithecus leucoprymnus beschrieben, der den äußern Formen, so wie der Zahnbeschaffenheit nach den Semnopitheken angehört. Dieselbe Bildung hat der Verf. bey Semnopithecus Entellus, nemaeus und einer dritten Art, welche er mit dem Semnopithèque à capuchon von J. Geoffroy für identisch hält, so wie Owen gleichfalls beym Entellus und einer andern Art, dem S. fascicularis wahrgenommen, so daß also diese besondere zusammengesetzte Magenbildung der ganzen Gattung Semnopithecus eigenthümlich ist. Eine Abbildung des Magens von S. Entellus macht diese Struktur anschaulich.

Außerdem hat der Verf. bey S. Entellus, bey Cercopithecus Sphinx, bey dem Saï und den Fledermäusen auf eine besondere Anordnung der Pfeiler (Schenkel) des Zwerchfells, nämlich auf einen Muskularring, eine Art von Sphincter, welcher die für den Durchgang der Speiseröhre bestimmte Oeffnung des Zwerchfells umgiebt, aufmerksam gemacht, und für die beyden erstgenannten Thiere in Abbildungen dargestellt.

II. Botanische Abhandlungen.

1. Observations sur les espèces du genre Ophrys receuillies á Bone par A. Mutel, Capitaine d'Artillerie, auteur de la flore du Dauphiné et de la flore francaise destinée aux herborisations. Avec une planche (p. 1 — 6).

Der Herr Verf. giebt die ausführlichen Definitionen von 8 Arten von Ophrys, welche er während seines Aufenthaltes zu Bona in Afrika zu beobachten Gelegenheit hatte. Sie heißen O. lutea Cav., tenthredinifera Willd., Scolopax Cav., apifera Huds. und eine Varietät β. Muteliae, speculum Lk, fusca Lk, pectus n. sp., bombilifera Lk. Auf der beygefügten Tafel sind Blüthen derselben ziemlich gut dargestellt. Wir haben Veranlassung genommen, mehrere Arten derselben Gattung aus Portugal und Griechenland mit den Definitionen des Verf. zu vergleichen, einige auch nach ihnen zu bestimmen, und sind dabey durch die Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit der angegebenen Merkmale sehr gefördert worden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Sage von dem Schuß des Tell, eine historisch-kritische Abhandlung von Dr. Julius Ludwig Ideler, Privatdocenten an der Berliner Universität. Berlin, 1836 in der Nauck'schen Buchhandlung.

Die Wahrheit der Erzählungen von Tell hat, nachdem sie schon früher hin und wieder in Zweifel gezogen worden war, zuerst im Jahre 1760 durch den Pfarrer Freudenberger einen kräftigen Angriff erlitten, dessen Schrift vom Kanton Uri verbrannt, von den übrigen geächtet wurde und ungefähr ein halbes Duzend Gegenschriften hervorrief. Nach solchen Vorgängen ließ der berühmte Geschichtschreiber der Schweizer, welcher ebenso achtungswerth durch seinen Patriotismus und die moralischen Tendenzen seiner Darstellung als bewundernswerth durch seine Gründlichkeit ist, diese Ueberlieferungen, wiewohl mit einigen Zweifeln, als Thatsachen gelten, und sein Beyspiel hatte so viel Gewicht, daß vielleicht noch gegenwärtig die Bemerkungen eines Jakob Grimm und die Resultate des angezeigten Schriftchens wenig Beachtung finden möchten.

Die erste Kunde von dieser Sage tönt aus Dänemark herüber und kommt uns durch Saxo Grammaticus zu, der bekanntlich gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts gelebt hat, während Tell's That erst im Jahre 1307 vorgefallen seyn soll. Träger derselben ist dort ein sehr bekannter Name, Toko, Palma's Sohn,

> „der aus den zusammenstürzenden Ruinen seines Vaterlandes was der Rettung werth war zu retten suchte in sein Jomsburg, um wenigstens auf Augenblicke das Heldenleben festzuhalten auf seiner Flucht aus Norden in die Arme seiner Pflegerin, der Asalehre. So stand er in der Geschichte da als der Schutzgeist des Heidenthums und die Stütze des Heldenlebens im Norden, und selbst sein Jomsburg war nichts Geringeres als ein Versuch, das Schicksal in seinem unausweichlichen Gange durch das Leben aufzuhalten. Wie also Tell der Repräsentant schweizerischer Gesinnungen und helvetischen Freyheitsgefühles, so Toko, Palma's Sohn, der Repräsentant nordischen Heldensinnes. Während Tell als einer der Vorkämpfer und Urheber helvetischer Freyheit, an der Grenzscheide der Sagenzeit und der historischen Epoche seines Landes stehend, mehr der letztern angehört, so schweift dagegen Toko's Leben, des Vertheidigers alten Sinnes und des Charakters seiner Väter, der auf ähnlicher Gränzmarke steht, mehr in die Sagenzeit hinüber, als daß er der beglaubigten Geschichte angehört, ohne daß man deßhalb berechtigt wäre, seine Persönlichkeit in Zweifel zu ziehen nnd ihn vielleicht gar als eine verkörperte Allegorie zu betrachten (p. 73 folg.)."

Bey dem nordischen Helden ist es nicht die Noth, welche ihm die Thaten gebietet, sondern lediglich kühnes Kraftgefühl. Er hat sich einmal bey einem Gastmahle gerühmt, daß er einen Apfel von einer Stange auf den ersten Schuß herunter schießen könne. Dieß erregte den Neid seiner Kampfgenossen und am meisten den des Königs Harald selbst. Dieser will die Probe sehen, aber Toko's Sohn soll statt der Stange am Platze stehen. Scham verbietet dem Toko zurückzuweichen. Er schießt, aber mit dem festen Vorsatze, im Falle der Schuß unglücklich ausfiele, sogleich den König seinem Sohn in den Tod nachzusenden, zu welchem Behuf er zwey Pfeile zurücklegt. Harald nahm dieses Bekenntniß nicht ungnädig auf, es schien ihm vielmehr ganz natürlich: aber sein Neid rastete noch nicht. Da er sich selbst auf den Lauf mit Schneeschuhen etwas zu gute that, so stellte er an Toko das

Anſinnen, den Felſen Kolla hinabzugleiten, und dieſer nahm es auf dieſelbe Weiſe an. Auf einen Stab vertrauend, fuhr er die ſteile Höhe trotz Felſenſpitzen und Abgründen hinab, bis endlich die Schneeſchuhe, an einen Felſen anprellend zerſchellten, und er ſich an einem hervorragenden Pflocke feſthielt. Dieß war ſein Heil: denn hart unter ihm wogte die See, in welcher die Trümmer ſeiner Schlittſchuhe von Fiſchern aufgefangen wurden, um ſie als Beweiſe vom Untergang des Toko dem Harald zu überbringen. Indeß war jener zu einem Sohne Sweno's hinübergegangen, und als bald darauf Harald mit dieſem Krieg führte, lauerte er hinter einem Gebüſche auf und ſchoß ihn mit einem Pfeile todt.

Hier ſehen wir demnach die drey Heldenthaten des Tell in derſelben Reihe nach einander vollführt: nur ſtatt der gefährlichen Seefahrt zwiſchen Felſenriffen iſt, der Eigenthümlichkeit des Landes gemäß, ein noch gefährlicherer Schlittſchuhlauf, über Felſenriffe hart an der See, geſchildert. Hier, wie dort, ſehen wir einen Helden, der gleich tüchtig durch Uebung wie durch angeborne Kraft jeder Gefahr und Tücke trotzt, und am Ende dem Herrſcher ſelbſt Verderben bereitet, anſtatt ihm zu unterliegen. Aber Toko iſt, wenn man die Auferlegung der Heldenthaten aus Neid und Bosheit und ihre Beſtehung aus Scham des Helden und Kraftgefühl betrachtet, dem griechiſchen Herakles vergleichbar, und dieſe Einleitung der Sache ſcheint auch viel älter und ächter zu ſeyn, als diejenige, welche auf der Nothwehr beruht. An beyden Orten iſt endlich noch ein älterer Held gleiches Namens vorhanden, deſſen Charakter und Verhältniſſe die betreffenden Sagen beſſer als dem jüngern angepaßt zu haben ſcheinen: in der Schweiz z. B. ſoll die Geſchichte bereits zwiſchen einem Tell des zwölften Jahrhunderts und einem Grafen von Seedorf in Uri vorgefallen ſeyn. Aber dieſes Schwanken iſt noch weit bedeutender in den nordiſchen Erzählungen. Schon der Geſchichtſchreiber Thormodus Torfäus macht dem Palmatoko ſeinen Ruhm durch zwey ältere Bewerber ſtreitig. Der eine iſt Endrid Panſa, den der König Alf Trygveſon durch die Aufgabe des Schuſſes nach einem Steine über dem Haupte ſeines Neffen zur Annahme des Chriſtenthums zwang, der andere Hemming, dem der norwegiſche König Harald Haardrade von dem ſteilen Berge Halogia auf Schlittſchuhen herabzulaufen gebot; und derſelbe beruft ſich dabey, was wohl zu beachten iſt, auf noch vorhandene Volkslieder. Auch ſind dieſe Erzählungen keineswegs allein auf Dänemark beſchränkt geweſen: in Island wird nach der Wilkinaſaga dieſelbe Rolle von Erigil und dem Könige Nidung geſpielt, und endlich im nördlichen England, einer alten Ballade zufolge, von William Cloudesly und einem Londner König. Dieſer letztere iſt, gleich dem ältern Toko, ein Räuber, und zwar namentlich ein Wildräuber, und mit ſeinen Geſellen verbannt. Indem er heimlich nach Carleil geht, um ſein Weib mit ſeinen drey Kindern zu beſuchen, wird er verrathen und nach der tapferſten Gegenwehr gefangen. Man errichtet einen Galgen innerhalb der Stadt, um ihn bey verſchloſſenen Thoren zu hängen. Aber ein Schweinhirt ſetzt ſeine Genoſſen im Walde von dem Vorfalle und der drohenden Gefahr in Kenntniß. Dieſe gelangen durch Liſt in die Stadt, bemächtigen ſich, indem ſie den Pförtner niederhauen, des Thorſchlüſſels, befreyen den Cloudesly, und nun ſchlagen ſich die drey Helden durch die bewaffnete Bevölkerung von Carleil durch, indem ſie ſämmtliche königliche Beamte mit ihren Pfeilen erlegen. Darauf begiebt ſich Cloudesly mit ſeinem älteſten Sohne und ſeinen beyden Geſellen zum König nach London, um ſeine Losſprechung vom Bann zu bewirken, und erhält dieſe auf Fürſprache der Königin, welche an dem Helden Wohlgefallen findet. Aber kaum iſt dieſe Gnade gewährt, als die Botſchaft von den traurigen Ereigniſſen in Carleil anlangt, die den König ſeine Zuſage bereuen läßt, aber zugleich nach einer Probe von der berühmten Kunſt der drey Schützen begierig macht. Er ordnet am Hofe ein Schießen an. Nachdem die Männer ſeiner Umgebung ſich ſämmtlich verſucht haben, kommt die Reihe an Cloudesly. Dieſer verſchmäht es nach ihrem

Ziele zu schießen, steckt dagegen einen Haselstock in die Erde, und spaltet ihn aus einer unglaublich weiten Entfernung mitten von einander. Nachdem dieß geschehen ist, macht er sich selbst anheischig, seinem Sohne einen Apfel vom Kopf zu schießen. Der König ergreift diese Gelegenheit, ihm zu sagen, daß er, im Fall er den Apfel nicht treffen würde, gehangen werden sollte. Nachdem der Schuß unter banger Erwartung der Zuschauer glücklich erfolgt ist, wird der Held sammt Weib und Kindern und sammt seinen Gesellen am Hofe zu hohen Ehren erhoben, wobey der König nicht umhin kann, den Wunsch auszusprechen, daß sein Geschoß nie auf ihn gerichtet werden möchte.

Wir haben es für nöthig erachtet, diese Dinge im Zusammenhang zu erzählen, weil der Hr. Verf. sich fast bloß auf Mittheilung der Documente ohne Uebersetzung und Erläuterung, so nöthig diese doch in vielen Fällen waren, beschränkt hat. Denn das Latein des Saxo Gramm. ist nicht nur sehr schwer verständlich, sondern auch wenigstens an einer Stelle offenbar corrupt, indem vor den Worten ubi a nautis exceptus ein Satz ausgefallen zu seyn scheint; auch ist die Kenntniß des Altenglischen gebildeten und gelehrten Lesern minder als die des Griechischen zuzumuthen, uud hätte darum dessen Uebersetzung nicht aus Bequemlichkeit (wie aus den Beyspielen ersichtlich ist) unterbleiben sollen; zur Raumersparung brauchte dafür nur der dritte Abschnitt derselben abgedruckt zu werden. Noch unzweckmäßiger ist der fast anderthalb Bogen füllende Abdruck einer Scene aus dem französischen Trauerspiele des Antoine Marin le Mierre, wogegen es befremden muß, daß bey jener Aufzählung der poetischen Bearbeitungen der Tells-Sage von dem Plane Göthe's, dieselbe zum Gegenstand eines Epos zu machen, kein Wort gesagt ist: obgleich derselbe wiederholt und umständlich (namentlich Th. XLIII. p. 209 folg. u. 213. u. Th. XXXI. p. 75 u. 185 seiner Werke) davon Nachricht giebt, so wie auch es bekannt, daß Schiller ihm allein

die Anregung und den Stoff verdankte. Im Uebrigen ist gerade der Fleiß im Sammeln das Hauptverdienst dieser Abhandlung.

Was der Hr. Verfasser über die Entstehung der Sagen aus üblichen Vorstellungen und Sprachweisen, Namensdeutungen u. s. w., über die Uebertragung derselben von einer Person und einer Localität auf die andere bemerkt und durch Beyspiele belegt, ist von Seiten des Historikers sehr beachtungswerth. Aber auch für den Mythologen bietet diese Sage manche Seite zu förderlichen und lehrreichen Betrachtungen dar. Denn fragen wir zuerst nach der Quelle ihrer Entstehung, so ist diese ohne Zweifel nirgends sonst als im Reiche der Ideen zu finden. Das Ideal eines Schützen, eines Schiffers, eines Schlittschuhläufers, eines tüchtigen Mannes überhaupt, der sein Leben, seine Freiheit, sein Haus vor Gefahr und Tücke zu retten weiß, ist es, was die Sage in Person und Handlung vergegenwärtigen will. Ideen sind die Ergänzung der mangelhaften und unvollkommenen Wirklichkeit, und diese Bedeutung haben im Leben der Völker auch die Mythen, von denen daher auch die meisten aus religiösen Bedürfnissen hervorgegangen sind, indem sie für alle Bedrängniß der Unzulänglichkeit der Menschennatur Abhilfe und Befreiung zeigen. In dem gegenwärtigen Fall jedoch haben wir, so zu sagen, einen weltlichen Mythus vor uns. Es wäre vergeblich, nach dem Orte seiner ersten Entstehung zu forschen; denn es gehört eben zu dem eigentlichsten Wesen des Mythus, sich überall an bestimmte Localitäten, Individuen und historische Thatsachen anzuknüpfen und eben dadurch Gestaltung und Daseyn zu erlangen. Denn die Idee kommt ja überhaupt nicht anders als in und durch die Wirklichkeit zur Erscheinung; mit ihr vermählt, gewinnt sie Körper und Leben, indem beyde dergestalt in einander aufgehen, daß sie fortan nur als Eins existiren und für Eins betrachtet werden.

(Schluß folgt.)

Mémoires de la Société du Muséum d'Histoire naturelle de Strasbourg. Tom. II. 1. Livr. Paris et Strasb. 1835. 4. mit Tfln.

(Fortsezung)

Aus der auffallenden Uebereinstimmung in allen Charakteren, welche die meisten Arten von den verschiedensten Standorten um das Mittelmeer her zeigen, ergiebt sich immer deutlicher, daß wir hier mit einer bedeutenden Anzahl konstanter Species und nicht, wie man früher glaubte, mit flüchtigen Spielarten zu thun haben. Eben dafür liefert auch die Monographie schätzbare Belege. Wie viel aber noch auf diesem Felde zu erbeuten sey, läßt sich unter Andern daraus abnehmen, daß von 10 Ophrys-Arten welche wir aus Griechenland besitzen, bisher nur 5 zu schon bekannten Species gebracht werden konnten.

In der Observation générale wünschten wir eine Stelle des Herrn Verfassers deutlicher ausgedrückt zu sehen. Er sagt: Les Orchidées d'Afrique et surtout les Ophrys sont remarquables par les nombreuses variations qu'elles offrent dans la position des masses de pollen insérées fréquemment à la base du tablier, d'autres fois en son bord et même à l'extrémité des sépales. Ist hier eine abnorme Entwicklung von Antheren gemeynt, so ergiebt sich daraus, daß in jenen Gegenden Monstrositäten, ähnlich der bekannten von His an O. apifera beobachteten, wo die inneren 3 petala Antheren trugen, häufiger vorkommen. Meynt aber der Verfasser nur die aus der Anthere vorgetretenen Pollenmassen, so beruht das Ganze auf einer schon früher in der Flora erwähnten Täuschung, indem sich diese vermöge der klebrigen Drüse nach dem Herausfallen aus den Antherenfächern hie und da festkleben.

2. Fragmens de la Bryologie d'Europe. Buxbaumiacées par Bruch et W. P. Schimper. Monographies des genres Buxbaumia Linn. et Diphyscium Web. et Mohr. (p. 1 – 7.) Cum Tab. II. — Phascacées. Monographie du Genre Archidium Brid., Bruchia Schwaegr. et Voitia Hornsch. (p. 1–5) Cum Tab. II. — Comparaison entre les Phascum alternifolium, Ph. palustre et Ph. subulatum. (p. 1–4.) Cum Tab. A.

Die beyden Herrn Verfasser geben in diesen in Text und Abbildung gleich vortrefflichen Monographien ein Muster, auf welche Weise sie ein dem Vernehmen nach schon vorbereitetes umfassendes Werk über die Laubmoose Europa's auszuführen gedenken, und zeigen zugleich, was selbst nach dem Vorgange so vieler ausgezeichneten Beobachter auf diesem Felde noch zu leisten ist.

Wir wünschen, gewiß einstimmig mit allen Freunden der Pflanzenkunde, daß ihre große Arbeit recht bald erscheinen möge und sind überzeugt, daß diese den alten Spruch ex ungue leonem glänzend beweisen werde. Die Hoffnung, auf diesem Wege einmal eine erschöpfende Bryologia europaea zu erhalten, ist um so erfreulicher, da manche frühere, auf diesem Gebiete rühmlichst erprobte Thätigkeit schon seit Jahren erlahmt, oder in anderer Richtung verwendet zu seyn scheint.

III. Geognostische Abhandlungen.

Mémoire sur la construction géologique de l'Albe de Wurtemberg, avec des profils de cette chaine; par M. le Comte F. de Mandelsloh. (S. 1—42 mit 3 Tafeln.)

Eine sehr sorgfältige Untersuchung der schwäbischen Alb, die abermals die Thätigkeit der Würtemberger Gelehrten in Erforschung der physikalischen Beschaffenheit ihres Landes auf eine ehrenvolle Weise darthut. Die factischen Ergebnisse dieser Arbeit sind uns von großem Interesse gewesen, wenn wir auch gleich in den theoretischen Ansichten mit dem Herrn Verf. nicht immer übereinstimmen konnten. Eine von unserer Seite vorgenommene Untersuchung des bayerischen Juragebirges, der unmittelbaren Fortsetzung der schwäbischen Alb, hat in uns die Ueberzeugung festgestellt, daß uns weder die Hebungs- und Schleuder-Theorie, noch die Uebertragung englischer Verhältnisse auf unser Gebirg zum Verständnisse seines Baues verhelfen könne.

Im Eingange spricht der Verf. seine Meynung aus, daß basaltische Eruptionen die Alb gehoben haben. Er schließt dieß aus dem Umstande, daß an verschiedenen Puncten Basalte und Tuffe zu Tage anstehen. D'autres éruptions basaltiques ont eu lieu probablement tout le long du versant N. O. de l'Albe, mais elles n'auront pas toujours pu s'élever jusqu'à la surface du sol.“ Endlich meynt er auch, daß das kegelartige Profil mancher dieser Berge, wie der Achalm, des Nipis ꝛc., so wie die nach Art der Vorgebirge vorgerückte Stellung derselben auf basaltische Hebungen zu beziehen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Die Sage von dem Schuß des Tell, ꝛc.

(Schluß.)

Ehe man daher das Wesen des Mythus richtig erfaßt hatte, war die doppelte Verirrung der Forscher durch einseitige Auffassung seines zweifachen Wesens sehr natürlich. Denn zuerst gieng man der Sache lediglich auf dem idealen Wege nach, und verlor sich, von Zeiten, Orten und Begebenheiten absehend, in einem ganz willkührlichen Identificiren. Darauf, als sich die Fehler dieses Verfahrens genugsam herausgestellt hatten, that sich die entgegengesetzte Ansicht hervor, welche alles gewonnen zu haben glaubte, wenn sie das Locale, Temporelle und Individuelle eines jeden Mythus gefaßt hätte. Beide Standpunkte waren unfruchtbar, weil der eine der Idee die Wirklichkeit, der andere der Wirklichkeit die Idee zum Opfer brachte, während doch nur die Verschmelzung und Verwechselung beyder das wahre Leben des Mythus ausmacht. Eine ideale Handlung wird auf einen Mann von der Art, daß er sie allenfalls verrichtet haben konnte, und auf Zeiten und Orte, bey denen sie allenfalls statt finden konnte, übergetragen: wandert sodann die Erzählung zu einem andern Land und Volke hinüber, so werden andere Individuen und Umstände substituirt. So faßt der Mythus in jedem Boden Wurzel, und bequemt sich überall den Eigenthümlichkeiten der Menschen und der Länder an; allgemein aber ist nur sein abstracter Inhalt. Daraus folgt nun, daß man nicht wohl daran thut, wenn man bey Deutungsversuchen mit Namens-Etymologien beginnt, und etwa im vorliegenden Falle bey Tell an telum, bei Toko an τόξον denkt, und beide Namen wieder mit Βελλεροφῶν in Verbindung setzt — nicht als ob wir den Wechselbezug der Namen und der Thaten für alle Fälle läugnen wollten, sondern weil der Fall selten ist, daß die letzteren jenen erst hervorgerufen haben. Bey dem Apfelschuß an den Schuß des Kretensers Alkon, der sein Kind von den Umwindungen einer Schlange befreyte, bey dem Probeschießen des Cloudesly an den Schuß des Odysseus unter den Freyern, bey dem Verhältnisse des Toko zum Harald an das des Herakles zum Eurystheus zu denken, hindert nichts; aber daraus auf einen wirklichen geographischen und historischen Zusammenhang dieser Traditionen schließen zu wollen, wäre bey so geringen Aehnlichkeiten höchst willkührlich.

Die Schweizersage hat jedoch nicht bloß in der Geschichte, sondern auch in der Religion des Landes Wurzel gefaßt, und dieses macht sie ganz und gar den Sagen der griechischen Vorzeit gleich, die darum so innig mit allen Lebensformen des Volkes verwachsen waren.

Da der Mythus hinsichtlich der Herüberziehung des Ideellen in das Wirkliche und der Erhebung des Wirklichen zum Ideellen einerley Geschäft mit der Religion hat, so sind auch beyde von jeher mit einander vereinigt gewesen. Aber mit Unrecht nimmt man aus den religiösen Stiftungen Beweise für die historische Wahrheit der angeblichen Begebenheiten, denen zu Ehren sie eingeführt sind. Da indeß bey der Tells-Sage dieß wirklich von jeher geschehen ist, so müssen hier einige Worte darüber gesagt werden. Die Kapelle bei Flüelen wurde zuerst im Jahre 1387, also

volle achtzig Jahre nach der vermeintlichen That, errichtet, der Gottesdienst aber vollends erst im Jahre 1562 oder 1581 eingeführt. Nun braucht aber, wie man z. B. aus den Erzählungen von Friedrich dem Großen, welche unter dem Volke verbreitet sind, ersehen kann, die Sagenbildung nicht einmal ein halbes Jahrhundert, um berühmte Thaten auf einen berühmten Charakter, dem sie nicht angehören, überzutragen, gesetzt auch, daß derselbe noch unter den Lebenden wandle. Das Letztere war jedoch hier keineswegs der Fall. Eine Chronik meldet als Sage, daß bey der Einweihung jener Kapelle noch 114 Personen anwesend gewesen seyen, die den Tell (einen Tell, der vielleicht am Befreyungskriege rühmlichen Antheil genommen hatte!) noch gekannt hätten. Vorausgesetzt, daß dieß wahr sey, hatten sie denn selbst auch jene Begebenheit mit erlebt, und vermochten sie als Zeugen die Abirrung der längst unter dem Volke vorhandenen und ausgebildeten Sage von einer Persönlichkeit auf die andere und ihre Herüberrückung aus einer fernern Zeit in die nähere Lügen zu strafen? oder waren sie vielmehr in dem begeisterten Aufschwunge des ganzen Volkes jeder Erzählung hold, welche die Thaten ihrer Väter, die alle früheren weit zu überstrahlen schienen und sie selbst so nahe angiengen, vergrößerte und verherrlichte? Wie kurze Zeit lebte z. B. Herodot nach den Perserkriegen, und welche Masse von Erdichtungen sammelte er trotz dem bey seinen Erkundigungen an Ort und Stelle der Begebenheiten!

Die vorliegende Sache betrifft aber nur das Schicksal eines einzelnen Mannes, keine Schlachten und Volksbewegungen, die viele Theilnehmer und Zeugen haben, und war somit um so nachgiebiger gegen Veränderungen. Man braucht also nicht einmal an das Unsichere und Schwankende in den Erzählungen von Tell und Geßler zu erinnern, um deren historische Unhaltbarkeit zu erweisen.

Das eigentliche Element aber, worin die Sage lebt und sich fortbildet, ist die Dichtung, und zwar die Volksdichtung, welche durch den Gesang von Mund zu Munde geht. Davon giebt auch die vorliegende Sage einen deutlichen Beweis. Denn wenn es von Toke, Endrid, Hemming, Cloudesly, Egil, und wie die nordischen Träger der Sage alle geheißen haben mögen, bekannt ist, daß ihre That durch Volkslieder oder Balladen gefeiert wurde, so kommt uns auch in der Schweiz die Kunde von einem bereits im Jahre 1380 vorhandenen Tellsliede zu, dessen Einflusse es wohl hauptsächlich zuzuschreiben seyn möchte, daß man um eben diese Zeit dem Manne, welchem die Thaten beygemessen wurden, an den Stellen, welche als Schauplatz bezeichnet waren, Denkmähler zu errichten anfieng. Denn der Mensch begehrt die Spuren dessen, was er im Geiste bey sich herumträgt, auch außer sich zu sehen; und wenn er entsprechende Localitäten nach dem Namen des Helden und der Begebenheiten benannt hat, so thut er sodann bald auch noch den zweyten Schritt, und stiftet Merkmale oder Kennzeichen an diese Orte. Nachdem aber die Volkslieder verklungen waren, begannen die Kunstdichter denselben Stoff zu behandeln, und wohl kein Gegenstand hat in der lateinischen, deutschen und französischen Sprache zahlreichere Bearbeitungen, als die Tellssage, erhalten. Wichtig ist hiebey die Bemerkung Göthe's, welche er machte, als er mit dem Vorhaben umgieng, diese Sage einem Heldengedichte als Stoff zu Grunde zu legen. „Es würde dabey, sagt er, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß.“ Natürlich, die historischen Stoffe gehören der Wirklichkeit an, und müssen in das Ideelle übersetzt werden; die mythischen aber sind selbst ideell, und gelingen um so besser, je genauer sie der Wirklichkeit einverleibt werden. Diese sind daher der dichterischen Behandlung viel günstiger, ja sie fordern gleichsam dazu heraus, indem man bey

ähnen im Wesentlichsten vorgearbeitet findet und im Einzelnen sich nirgends sehr beschränkt und gebunden fühlt. Denn sie sind in sich abgerundet, nur lose an andere Begebenheiten angefügt, und sehr bildsam, so daß sie sich leicht in veränderte Sitten und Gesinnungen übersetzen lassen, anstatt daß die historischen Stoffe außer anderen Schwierigkeiten auch diejenige mit sich bringen, daß sie dem Dichter zumuthen, sich in die Sitten ihrer Zeit zu versetzen und den Knäuel verwickelter Begebenheiten, deren Theil sie sind, zu entwirren. Hier ließen sich nun fruchtbare Bemerkungen über den Nutzen der Heldensagen für die Dichtkunst und den Unterschied solcher Poesien, welche die Wirklichkeit zur Grundlage genommen haben (in welche Classe z. B. die deutsche gehört), und solcher welche unmittelbar aus der Sagenerzählung hervorgegangen sind, und dieselbe nie verlassen haben (wie die griechische), anknüpfen, welche ich jedoch, da sie hier zu weit vom Ziele abführen würden, bey einer anderen Gelegenheit auszuführen mir vorbehalte. Indeß scheint bereits das Gesagte genugsam anzudeuten, wie wichtig die hier und anderwärts ausgesprochene Ansicht vom Wesen der Mythen für die Entwickelungsgeschichte der classischen Litteratur, zumal im Vergleich zu der neueren, sey. Möchte daher bald ein fähiger Mann das Werk unternehmen, die Entstehung, Fortbildung und Bedeutung der griechischen Mythen durch gründliche, umsichtige und besonnene Forschung zu enthüllen, und sodann auch die organische Hervorbildung der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie aus der einfachen Sagenerzählung von diesem Standpunkte aus zu entwickeln. Hiezu wollte ich durch diesen Aufsatz einen kleinen Beytrag liefern, weil die Betrachtung concreter Fälle zur Gewinnung des richtigen Standpunktes immer am förderlichsten ist, und gewiß wird Jedermann mit mir dem Verf. des angezeigten Schriftchens dankbar seyn, daß er durch seine gründliche und zeitgemäße Untersuchung die Aufhellung eines wichtigen Gegenstandes gefördert hat.

J. A. Hartung.

Fauna Japonica auctore Ph. Fr. de Siebold Chelonii. Elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Lugd. Batav. (1835) 80 S. mit 9 unkolorirten Steindrucktafeln in Fol.

Wie viel neue Gattungen, wie viel neue Arten fügt diese Fauna japonica dem Verzeichnisse der Schildkröten bey? Dieß wird bey vielen Naturforschern, sobald sie das Werk selbst oder eine Anzeige davon zur Hand nehmen, die erste Frage seyn, indem von nicht Wenigen der Werth einer Arbeit hauptsächlich nach der Menge neu aufgestellter Gattungen und Arten bemessen wird. Diese werden nun allerdings dem vorliegenden Werke keine gute Prognose stellen, wenn sie erfahren, daß der Verf., obschon ihm die Benützung einer der größten Sammlungen der Welt frey stand, auch nicht eine einzige neue Art aufzuweisen hat; sie werden um so mehr sich hierüber wundern, wenn sie zugleich sehen, daß in dieser Fauna nicht bloß von den japanischen, sondern von allen Schildkröten überhaupt die Rede ist. Aber was fast ans Unglaubliche grenzt, diese Monographie — hiedurch fast einzig in ihrer Art zu nennen — hat nicht nur die Anzahl der Gattungen und Arten in keiner Weise vermehrt, sondern sie hat die letzteren auf's Drittel, die ersteren gar auf's Achtel zurückgeführt.

Ref. gesteht es gern ein, daß ihm gleich beym ersten flüchtigen Anblick diese Reduction eine günstige Meynung für das Werk erweckt hat, und ein sorgfältiges Studium desselben hat ihn vollkommen darin bestätigt. Diese Arbeit führt eine neue Epoche in der Amphibiologie herbey, indem sie durch die heillosen Verwirrungen und Zersplitterungen der Arten eine Bahn sich gebrochen, und Ordnung und Plan in die Systematik der Chelonier gebracht hat. Mit Freude beschäftigt man sich jetzt wieder, nach Schlegels trefflicher Arbeit, mit der schönen Ordnung der Schildkröten, auf deren fast 40 Gattungen und 122 Arten, wie letztere Fitzinger sie aufzählt, man seit

einiger Zeit nicht mehr ohne Grauen hinsehen konnte, da das Willkührliche, das Ungenügende der Merkmale, durch welche man diese Unterabtheilungen charakterisiren wollte, nur zu leicht wahrzunehmen war. Wir wollen in der Kürze das Wesentliche dieser Monographie hervorheben, und zugleich auf Fitzinger's Arbeit, die gleichzeitig mit diesem Theil der Fauna japonica erschien, die geeignete Rücksicht nehmen.

(Schluß folgt.)

Mémoires de la Société du Muséum d'Histoire naturelle de Strasbourg. Tom. II. 1. Livr. Paris et Strasb. 1835. 4. mit Tfln.

(Fortsetzung)

Wir erinnern hiegegen, daß die bayerische Alb — wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen — ähnliche Verhältnisse wie die schwäbische darbietet, ohne daß nordwärts des Rieses, von der Donau bis zum Mayne, Basalte oder basaltische Tuffe daselbst vorkommen. Zu einer Annahme aber, daß sie nur nicht vermocht hätten, sich bis an die Oberfläche hervor zu arbeiten, können wir uns nun einmal nicht eher verstehen, als bis uns dieser Umstand nachgewiesen ist. Endlich zeigt die Wilzburg, die Ehrenbürg, die Neubürg u. s. w. ähnliche kegelartige Profile, wie die Achalm, der Nipf u. s. w., ohne daß wir die Nothwendigkeit einsehen, diese Form als Folge feuriger Bearbeitungen anzuerkennen, zumal dann, wenn, wie in Bayern, die feurigen Wirker nicht aufzufinden sind.

Wir müssen indeß bemerken, daß der Verf. diese Ansichten selbst nur als zweifelhaft hingestellt hat, wahrscheinlich um sich hierin den herrschenden Theorien zu accomodiren. Denn er selbst sagt (S. 5): „Le soulèvement du système de l'Albe n'a pas été un redressement de strates; car il a presque toujours soulevé horizontalement de grandes étendues de terrains . . . C'est un mode de soulèvement tout-à-fait différent de celui qui a formé les chaînes de terrains anciens de la Forêt-Noire et des Vosges, et de celui qui a formé la chaîne du Jura français et suisse.“ Setzen wir hinzu, daß durch ganz Bayern die horizontale Schichtenstellung des Juragebirges ebenfalls Regel ist, so möchte doch eine solche weit ausgebreitete Regelmäßigkeit ein unübersteigliches Hinderniß für die Annahme von vulkanischen Hebungen seyn. Mit Göthe können

wir mit einer solchen Heberey weder einen Begriff, noch ein Bild verbinden.

Der Verf. beginnt bey der Aufzählung der verschiedenen Formationen, welche die schwäbische Alb zusammensetzen, von oben und steigt so allmählig herab. In dieser Reihe führt er auf: 1) Kalktuff, 2) Torf, 3) Diluvium, 4) Süßwasserkalk und Molasse, 5) Letten mit Bohnerz, 6) Braunkohle des Bohnerz-Letten, 7) Portland-Kalkstein, 8) Coral-Rag, 9) oberen Oxford-Clay, 10) unteren Oxford-Clay und Bradford-Clay, 11) unteren Oolith, 12) Eisen-Sandstein, Sandstein des unteren Oolith, 13) Liasschiefer, 14) Liaskalk, 15) unteren Liassandstein, 16) Keuper, endlich 17) Basalt und basaltisches Conglomerat.

Wir können diese Uebertragung englischer Special-Verhältnisse auf die süddeutsche Juraformation in keiner Weise billigen, denn sie beruht auf der Verwechslung von Analogie und Identität. Es ist nämlich allerdings vollkommen richtig, daß unsere Jurakalkformation ihr Analogon in England an der dortigen Oolite formation findet; aber beyde zeigen in ihrer Gliederung und Gesteins-Beschaffenheit gleichwohl erhebliche Abweichungen. Schon die Roggensteinbildung fehlt uns in Bayern und Würtemberg, und die Uebertragung des englischen Namens Oolite auf unsere Jurakalkformation erregt daher gleich von vorne herein eine ganz falsche Vorstellung, und ist um kein Haar besser, als die bekannte Ableitung lucus a non lucendo. H. von Dechen warnt bereits vor diesem unbedenklichen Identificiren unähnlicher Verhältnisse, so wie zugleich vor der Verallgemeinerung besonderer lokaler Ergebnisse, indem er (de la Beche, Handb. der Geognosie S. 349) bey Schilderung der Oolithengruppe in England sagt: „Diese Unterabtheilungen gelten wohl nur für eingeschränkte Distrikte, und es hat viele Verwirrung erzeugt, sie überall wieder finden zu wollen.“ Und über die specielle Gleichstellung der Glieder der französischen Juragruppe mit dem englischen Oolithe äußert er sich (S. 352): „Die großen Abtheilungen der Gruppe mögen wohl mit den englischen übereinstimmen, wie sie von Thirria angegeben worden sind; die Parallelisirung der kleineren und selbst in England nur ein lokales Gepräge tragenden Unterabtheilungen der einzelnen Schichten dürfte wohl nicht von Willkühr frey und in der Natur begründet seyn.“ Daß dasselbe von unserm süddeutschen Juragebirg gilt, soll durch einige Beyspiele dargethan werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Lehrbuch der vergleichenden Anatomie von Dr. Rudolph Wagner, ordentlichem öffentlichen Professor der Medicin an der k. b. Universität Erlangen. Zwey Abtheilungen, Leipzig, Leopold Voß. 1834 u. 35. 8.

Der Herr Verfasser dieses Lehrbuches ist bekanntlich selbst ein thätiger und geschätzter Mitarbeiter an unseren Gelehrten Anzeigen, daher es nicht wohl angehen möchte, sein Werk in Begleitung von, wenn auch wohlgemeinten, Rügen und Vorschlägen vermeintlicher Verbesserungen vorzuführen. Allein käme vorliegendes Lehrbuch auch von einem uns weniger nahestehenden und persönlich minder geachteten Verfasser, so würde Ref. doch gestehen müssen, daß hier keine Gelegenheit zum Tadeln, wohl aber zum Loben in Fülle gegeben sey. Dabey könnte aber auf der andern Seite das Vorurtheil einer unangemessenen Partheylichkeit erweckt werden, und Ref. will es gar nicht verhehlen, daß, wenn dem Hrn. Verf. mit einer Parthey ein Dienst erwiesen werden könnte, er sicher dabey nicht der Letzte seyn würde; da jedoch das Urtheil eines der competentesten Richter, des Herrn E. H. Weber, wenigstens über die erste Abtheilung schon vorliegt, und mit den Worten schließt: „Ich glaube aus den angeführten Gründen dieses Lehrbuch der vergleichenden Anatomie denjenigen empfehlen zu können, welche es bey ihren Vorlesungen zu Grunde legen wollen," so ist auch schon im Voraus jeder Grund einer solchen Rüge gehoben. Soll nun Ref. sagen, welchen Totaleindruck dieses Lehrbuch auf ihn gemacht habe, so möchte er gerne in einem Gleichnisse sich aussprechen. Es war ihm nämlich beym aufmerksamen Durchgehen, wie es einem wohl zu werden pflegt, wenn man das Besitzthum eines vornehmen, vielbegüterten Herrn, dessen Reichthum notorisch ist, betritt, sich damit in eine Fülle würdiger Umgebung versetzt und ringsumher von einer Menge nützlicher Gegenstände angesprochen sieht, deren Auswahl und geordnete Zusammenstellung nicht allein das Gefühl eines behaglichen Daseyns erweckt, sondern auch durch geistreiche und anmuthige Verzierung den Sinn erfreut und erweitert, wobey man denn nicht umhin kann, den Besitzer zu preisen, welchem bey so viel Gaben an Gütern auch der glückliche Verstand verliehen ist, das Viele und Kostbare auf so gefällige und beyfallswerthe Weise darzustellen. Wenn nun der Leser dieses Lehrbuches mit dem Ref. finden wird, mit welch' umfassendem Fleiße der Hr. Verf. Alles, was bis auf unsere Zeiten an Kenntniß des Gefüges und Gewebes der thierischen Leiber gewonnen wurde, sich anzueignen wußte, und wie Vieles er selbst durch genaues, emsiges Beobachten hinzugefügt, so wird er auch den Vergleich des Ref. nicht ganz unpassend finden und gerne zugeben, der Hr. Verf. erfreue sich eines ausgebreiteten Besitzthums. Sieht man nun mit Vergnügen, wie der Hr. Verf. mit diesen wohlerworbenen Schätzen haushält, wie er sie so vollständig und wohlgeordnet vorlegt, in den Paragraphen selbst durch allgemeine Uebersichten den Sinn öffnet, den Blick erweitert, die Begierde erweckt, und dann in den durch kleinere Schrift ausgezeichneten Noten durch Aufführen zahlreicher Thatsachen Genuß und Befriedigung gewährt, so erkennt man auch immer deutlicher, je

mehr man in das schöne Ganze eindringt, den klaren Verstand, welcher von der Masse der Kenntnisse nicht überwältiget, frey und besonnen über sie waltet und schaltet. Indem Ref. keinen Grund sieht, mit der Darlegung seiner Gefühle, wie sie das Wagner'sche Lehrbuch in ihm erregt hat, zurückzuhalten, so möchte er doch auch nicht gerne zu dem Mißverständniße Anlaß geben, als wolle er behaupten, oder wenigstens die Meynung hervorrufen, das in Rede stehende Lehrbuch sey vollständig und auf unverbesserliche Weise ein Inbegriff der ganzen Lehre, welche vorgetragen werden soll, und der Hr. Verf. habe nicht allein das, was er gewollt, vortrefflich geleistet, sondern habe auch Alles gewollt, was nur immer von Seite des Gegenstandes gefordert werden könne. Denn abgesehen davon, daß ein Lehrbuch dem Lehrer, welcher es bey seinen Vorlesungen zum Grunde legt, freyen Spielraum laßen muß, seine eigenen Ansichten mit dem Vortrage zu verweben, wie es bey der ordnungsvollen Darstellung des Hrn. Verf. gar leicht gemacht ist, so ist jedesmal, gar vollends wo die Richtung des Denkens auf einen empirisch auszukundschaftenden Gegenstand eine Neuigkeit ist, die Zeit, zu welcher der Versuch, ein wissenschaftliches Ganzes einer Doktrin aufzustellen, gemacht wird, ein gar mächtiges Hinderniß der absoluten Vollkommenheit, nicht allein, weil die Summe der Kenntnisse als eine relative immer der Zusätze gewärtig seyn muß, sondern auch, weil die Menge der aufgefaßten Thatsachen und der Umfang der Beobachtungen die Anordnung der Einzelnheiten leiten und bestimmen. So ist es, um aus der vergleichenden Anatomie selbst ein Beyspiel anzuführen, zwar zunächst den Kenntnissen, welche wir im Allgemeinen von der Natur der Leber der Thiere haben, angemessen, dieses Gebildes bey der Lehre vom Speisenkanale zu gedenken; nimmt man aber darauf Rücksicht, welche ungemein wichtige Rolle die Leber in der Geschichte der Blutbahn und ihrer allmählig sich gestaltenden Weise bey den höheren Thieren übernimmt, so kann wohl auch der Gedanke kommen, daß

bey der Lehre vom Blutlaufe der schicklichste Platz sey, von der Leber zu handeln, wenn nur unsere Kenntnisse von den Umwandlungen dieses Organs und seiner Adern in mehreren Thierklassen, und von dem, was ihm in den Thieren ohne Säftebewegung in Adern wirklich Analoges zurückbleibe, vollkommener wären. Wesentlicher als diese äußeren, darum zufälligen, Einflüsse für den Inhalt und die Gestaltung eines Lehrbuches ist jedoch der Standpunkt, von welchem aus der Autor seine Aufgabe auffaßt. Denn entweder erscheint dem Autor der Gegenstand, worauf sich die vorzutragende Lehre bezieht, als ein unbestimmtes Object, welches durch zufällige und vage Merkmale zwar kenntlich ist, dessen Eigenthümlichkeit aber eben erst durch wissenschaftliche Darstellung vollständig nachgewiesen werden soll, und es kömmt Alles darauf an, den Begriff des gewählten Objektes mit Sicherheit auszumitteln und zu zeigen, wie dieser Begriff in der Realität durchgeführt und mithin die unbestimmt empirisch aufgefaßten Merkmale die wirklichen Bestimmungen dieses Begriffes seyen. So würde also von diesem Standpunkte aus von der vergleichenden Anatomie gefordert, daß sie in den manchfaltigen Organen der Thierleiber und in den verschiedenen Formen ihrer Zusammensetzung und Einrichtung den Begriff „Thier" durchführe und es zur anschaulichen Erkenntniß bringe, wie Alles, was die Anatomie aufzuzeigen im Stande ist, als Merkmal und aus dem Wesen fließende Eigenthümlichkeit diesem Begriffe angehöre; oder es wird der Gegenstand, von welchem es sich handelt, als ein solcher aufgefaßt, wie er von einer seiner Seiten betrachtet, anderweitig hinlänglich bestimmt und schon mit Klarheit erkannt ist, wobey es aber darauf ankömmt, eine besondere andere Seite desselben Gegenstandes vorstellig zu machen, und auch diese nach allen Richtungen auszumessen; so kann mithin auch die vergleichende Anatomie voraussetzen, daß es ein wohlgekanntes Thierreich gebe, welches auf faßliche Weise bereits durch Classen, Ordnungen und anderweitige Abtheilungen zur bequemen An- und Ueber-

sicht gebracht sey; sie selbst habe daher keine andere Aufgabe, als zu der Fülle so löblicher Kenntnisse auch noch das, was durch Zergliedern der gekannten Thiere sich über die Beschaffenheit ihres innern Baues ergiebt, hinzuzufügen, damit die Kenntniß des Thierreichs zu erweitern, und durch allseitige Aufklärung zu befestigen.

(Schluß folgt.)

Fauna Japonica auctore Ph. Fr. de Siebold Chelonii etc.

(Schluß.)

Hinsichtlich der Grundsätze für Aufstellung von Gattungen sehen wir beyde Naturforscher von ziemlich gleichen Principien ausgehen, denn Fitzinger hat die Anzahl derselben bereits auf 10, und Schlegel, der noch strenger hierin ist, gar nur auf fünf zurückgeführt. Bey Feststellung der Arten aber sind die Ansichten Beyder weit auseinander gegangen, indem ersterer noch 122, letzterer aber nur 43 statuirt. Wir sind hierin vollkommen mit Schlegel einverstanden; seine Gründe für eine solche starke Reduction haben uns vollständig überführt.

Wie gewöhnlich theilt der Verf. die Chelonier in Meer-, Süßwasser- und Land-Schildkröten. Die Meer-Schildkröten bringt er in Uebereinstimmung mit Wagler, Fitzinger u. A. in zwey Gattungen: Sphargis und Chelonia. Die 2 Arten, welche Fitzinger von der ersten Gattung aufzählt, zieht der Verf. in eine, und die 8 Arten der zweyten Gattung in drey zusammen, worin wir ihm vollkommen Recht geben. Bey den großen Veränderungen, welche zunächst die Altersstufe nicht nur in der Färbung, sondern selbst in der Gestalt dieser Thiere hervorbringt, kann es nicht befremden, daß mehrere dieser Abweichungen als besondere Arten angesehen wurden, und es gehört allerdings ein solcher Reichthum an Exemplaren hiezu, wie ihn die Sammlung in Leyden aufzuweisen hat, um eine Sichtung der Arten mit Sicherheit vornehmen zu können.

Die 22 Gattungen von Süßwasser-Schildkröten der Neueren hat bereits Fitzinger auf 5 zusammengedrängt; Schlegel ist in der Reduction noch weiter gegangen und hat nur zwey Gattungen, nämlich Trionyx und Emys bestehen lassen. Hier scheint es uns aber, als ob der Verf. des Guten etwas zu viel gethan hätte, indem Chelys fimbriata so viele wichtige Merkmale, durch welche sie sich von allen andern Süßwasser-Schildkröten unterscheidet, darbietet, daß wir ihr gern das Recht einer besondern Gattung vorbehalten möchten. In allem Uebrigen aber treten wir unbedenklich dem Verf. bey. Von Fitzinger's 12 Arten von Trionyx läßt er 6; von dessen übrigen 77 Arten, die Schlegel alle zu Emys bringt, nur 25 bestehen.

Bey keiner Abtheilung hat man mit größerer Willkühr, als bey der der Süßwasser-Schildkröten Gattungen und Arten errichtet. Besonders hat man sich durch die Beweglichkeit der Klappen der Brustschilder irre führen lassen, indem diese nicht immer eine normale, sondern häufig nur eine individuelle und pathologische Erscheinung ist. Während daher bey einigen Individuen nur die vordere Klappe beweglich ist, ist es bey andern derselben Art die hintere, und wieder bey andern sind es beyde Klappen; mitunter fehlt auch die Beweglichkeit ganz. Da man ferner auf die Form und Farbenveränderungen, welche durch das Wachsthum herbeygeführt werden, nicht gehörig Acht gegeben hat, so konnte es nicht fehlen, daß die Gattungen und Arten auf's vielfältigste zerrissen worden sind. So hat z. B. Spix aus der Emys platycephala 5 Arten, und Wagler sogar 4 Gattungen errichtet; ja die Emys odorata ist unter nicht weniger als 6 Gattungen vertheilt worden!

Die Landschildkröten, welche Wagler in 4, Fitzinger in 3 Gattungen zusammengestellt hat, bilden bey dem Verfasser die einzige Gattung Testudo mit 3 Arten, statt der 26, welche Fitzinger aufzählt. Mit dem Verf. sind wir einverstanden, daß auch die T. marginata weiter nichts als ein altes Exemplar von der T. graeca ist, und Wagler hat sich deßhalb nicht wenig geirrt, indem er nicht blos 2 Arten, sondern 2 Gattungen davon machte, von denen er der ersten den Namen Chersus gab, und sie von Testudo dadurch unterscheiden wollte, daß bey jener die hintere Klappe des Brustschildes beweglich sey. Ref. hat indeß erst in diesen Tagen eine aus Nau-

plia gebrachte, vollständig ausgewachsene griechische Schildkröte mit dem Thier erhalten, die von ausgezeichneter Größe war und ihren Merkmalen nach zu dem Chersus marginatus gehört hätte. Bey diesem Exemplare war nicht blos die hintere, sondern auch die vordere Klappe des Brustschildes beweglich; ein neuer Beweis, wie individuell dieses Merkmal ist, und daher zur Charakteristik der Arten oder gar der Gattungen nicht tauglich, weshalb wir auch mit dem Verf. die Genera Cinixys und Pyxis nicht annehmen können.

Dem Werke sind 9 gutgearbeitete Steindrucktafeln beygefügt. Die 3 ersten stellen Sphargis mercurialis ganz und mit einzelnen Skelettheilen dar. Nr. 4 — 6 die Köpfe von den 3 Arten Chelonia, so wie von Sphargis und von 4 Arten Trionyx; Nr. 7. ist Trionyx stellatus, und 8 – 9 ist Emys palustris. Das Aeussere dieses Heftes ist anständig und elegant, ohne doch den verschwenderischen Luxus an Papier darzubieten, der durch seine Kostspieligkeit der Wissenschaft vielleicht noch mehr schadet, als die unbegründete Zersplitterung der Gattungen und Arten.

Mémoires de la Société du Muséum d'Histoire naturelle de Strasbourg. Tom. II. 1. Livr. Paris et Strasb. 1835. 4. mit Tfln.

(Fortsetzung)

S. 11 berichtet der Verf., daß man ganz neuerdings den Portland-Kalkstein bey Ulm in einem Steinbruch aufgefunden habe, den man bisher in dem Kalksteine des Oxford-Clay errichtet glaubte. Und was hat diese Meynungsänderung herbeygeführt? Man hat 6 Arten Versteinerungen darin gefunden, von welchen 3 ganz unbestimmt sind, eine vierte bloß als nouvelle espèce bezeichnet wird, so daß nur 2 benannte Arten, nämlich Mytilus amplus und Pholadomya donacina übrig bleiben. Wie es sich mit der letzteren Art verhalte, weiß Ref. nicht, vom Mytilus amplus kann er dagegen sagen, daß ihn H. von Dechen unter den Versteinerungen des Groß-Oolithe, also aus der untersten Gruppe der Jurakalkformation aufzählt. Wie kann man nun auf solche Haltpunkte hin, ohne durch Lagerungs-Verhältnisse und Gesteinsbeschaffenheit gesichert zu seyn, dieses lokale Vorkommen mit dem englischen Portlandkalke identificiren? Wenn eine oder die andere, oft nicht einmal unzweydeutig bestimmbare Muschelart, welche nicht in allen Schichten mit gleicher Häufigkeit auftritt,

sondern nur hie und da gefunden wird, gleich eine neue Abtheilung bezeichnet, so kann man allerdings genug derselben herausbringen. Ueberdieß sagt Bronn (Lethaea geognostica. S. 217) von diesem Portlandkalke: „Im Portlandstone allein ist mir selbst in England keine verbreitetere und bezeichnendere Art bekannt.“

Der Versuch die englischen Abtheilungen bey uns aufzufinden, hat indeß bey den meisten neueren Geognosten — denn es gilt dieß nicht allein vom Verf. vorliegenden Aufsatzes — nicht bloß eine mißlungene Deutung lokaler Verhältnisse, sondern eine Verkennung der Gliederung unserer Juraformation im Großen herbeygeführt. Bittererdiger Kalk (Dolomit) und rein kohlensaurer Kalk (dichter Jurakalkstein) sind im ganzen bayerischen Juragebirge die beyden Hauptmassen, und wie man aus des Verf. freylich nicht ganz klarer Darstellung (S. 13) sieht, sind sie es auch wenigstens im nördlichen Theil der schwäbischen Alb, die Ref. übrigens durch eigene Untersuchung nicht kennt. Dieser Dolomit, von dem der Verf. nur gelegentlich spricht, und sein Verhalten zu den kohlensauren Kalken nicht mit der erwünschten Klarheit auseinander setzt, ist in Bayern nicht etwa ein beschränktes, untergeordnetes Gestein, sondern eine Felsart, die an Mächtigkeit wenigstens dem dichten Kalksteine gleichkommt, und regelmäßig diesen überlagert. Durch Versteinerungen ist sie allerdings nicht von ihm geschieden, wohl aber, wie eben erwähnt, durch constante Lagerungsverhältnisse, so wie durch bedeutende chemische und oryktognostische Merkmale. Dieser Dolomit bildet also eine Abtheilung für sich, dagegen fällt der Coral Rag des Verf., so weit ihm kohlensaurer Kalk zugetheilt ist, mit seinem obern Oxfordthon zusammen, indem die Versteinerungen, welche er für beyde (tous deux si nettement caractérisés par leur pétrifications) anführt, bey uns, z. B. bey Streitberg, an denselben Orten fast alle mit einander vorkommen. Was der Verf. mit dem Oxfordthon der Engländer parallelisirt, ist unser dichter Jurakalkstein, der im Hangenden den Dolomit hat. Thoneinlagerungen sind in diesem etwas Seltenes; auch sind seine Schichten entweder durch keine oder doch nur durch schwache Thonstreifen von einander getrennt. Schon deßhalb sollte man den Namen Oxfordclay nicht nehmen, da er abermals auf unsere Verhältnisse nicht paßt. Wollte man den sogenannten Coral-Rag aber bloß nach dem Umschließen von Zoophyten bestimmen, so sind diese nicht allein im Dolomit, sondern noch vielmehr in dem dichten Jurakalkstein anzutreffen; dasselbe ist mit den Hornstein-Einschlüssen der Fall, die auch im letzteren gewöhnlicher sind. Die Petrefakten reichen hier allein zur Unterscheidung der Abtheilungen nicht aus; desto bezeichnender sind dagegen die geognostischen und oryktognostischen Merkmale.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Disquisitio de Demostheneae eloquentiae characterе. Scripsit J. H. Scholten, Theol. Cand. Philosoph. theor. Mag. litt. hum. doct. *Ἐὰν μή τις ικανῶς φιλοσοφήσῃ, οὐδὲ ικανός ποτε λέγειν ἔσται περὶ οὐδενός.* Plato. Trajecti ad Rhenum, apud Robert Natan, MDCCCXXXV. 8. XV. 181.

Eine besondere Darstellung der Charakteristik des Demosthenes wird manches aufklären, was für jetzt wenig entschieden oder bekannt ist, und obschon die neuere Zeit sich besonders diesen Redner zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gewählt hat, so ist doch selbst von historischen Ereignissen, die sich ermitteln lassen, noch manches nicht genügend erörtert, was um den Redner gehörig zu würdigen, nicht umgangen werden kann; von allen bis jetzt erschienenen ragen Böckh's Abhandlungen durch innern Gehalt vorzüglich hervor. Der Verfasser obiger Disquisitio hat indeß die historische Forschung, ohne welche, wie uns scheint, das Ziel nicht erstrebt werden kann, ganz übergangen, ihm liegt ob, aus den Reden und ihrer Form allein die Bedeutung des Mannes nachzuweisen, und so wird seine Schrift schon deßwegen mehr einen Beytrag zu einer vollständigen Charakteristik der Beredtsamkeit des Demosthenes, als diese selbst liefern. Zuerst sind die Urtheile des Alterthums über Demosthenes zusammengestellt S. 3—14; dann wird die formelle Gestalt der Reden besprochen S. 15 — 51; ausführlicher aber über den Zweck des Redners gehandelt, S. 58 — 63, seine Liebe zur Wahrheit, S. 63 — 112, sein Streben nach dem Sittlichguten S. 123 — 163, seine Achtung für Religion S. 164. — 172. Die ganze Untersuchung nebenbey durchgehend ist der Gedanke, und dieß ist die eigentliche Absicht des Buches, Demosthenes verdanke seine Größe und Auszeichnung vor allen andern Rednern nur dem eifrigen Studium der platonischen Philosophie; was Anaxagoras dem Perikles gewesen, sey im höhern Grade Plato ihm geworden, er habe in Wirklichkeit gesetzt, was Socrates im Phaedrus über die Rhetorik, wenn sie Bedeutung gewinnen sollte, verkündet hatte.

Diese Ansicht ist weder neu noch auffallend. Van Heusde hat in seinen Initia philosophiae Platonicae II. 1. p. 85 — 86. 93 — 95. 151–153. sich in demselben Sinne über Demosthenes und dessen Verhältniß zu Plato ausgesprochen und wir betrachten was Hr. Scholten hier darbietet, nur als ausführliche und besondere Nachweisung dessen, was sein Lehrer schon früher angedeutet hatte, womit auch die behagliche Breite und Ausdehnung und die angenehme lateinische Darstellung übereinstimmt, ohne daß wir die inneren Vorzüge der Initia phil. plat. auch dieser Disquisitio zugestehen könnten. Auffallend ist sie uns nicht, weil über Männer, die einen vorzüglichen Einfluß auf ihre Zeit übten, jeder dieß Uebergewicht nach seiner Art sich zu erklären sucht, nicht selten minder Bedeutendes mehr als billig hervorhebt und in diesem mit Uebergehung alles andern die Ursachen des spätern Erfolges zu finden glaubt. Hatte doch im Alterthume selbst ein namhafter Peripatetiker den Glauben verbreitet, Demosthenes verdanke die Größe seiner Beredsamkeit nur dem eifrigen Studium der

aristotelischen Rhetorik, nach deren Erscheinen es nicht schwer halten konnte, durch genaue Anwendung jener Theorie alle frühern Redner, die dieses Hülfsmittel entbehrt hatten, weit hinter sich zu lassen, und gewiß fand er bey vielen Eingang, bis Dionysius von Halicarnaß aus den historischen Erwähnungen von den Schriften beyder überzeugend darlegte, daß Demosthenes seine vorzüglichsten Reden schon gehalten und geschrieben hatte, ehe Aristoteles die drey Bücher der Rhetorik bekannt machte, sollten diese auch, was Niebuhr's Meynung ist (Röm. Gesch. I. 20), zu den esoterischen Schriften gehören und daher dem Jünger, aber keinem Fremden zugänglich gewesen seyn.

Ueberdieß wird die Ansicht von Heusdes und Scholtens auch durch die bestimmte Ueberlieferung des Alterthums unterstützt; die Nachweisung darüber, die man am Eingange erwartet, hat der Verfasser, offenbar um den Eindruck auf die Leser zu steigern, erst am Schluße nachgetragen S. 174. und diese Zeugen, wir sprechen es offen aus, gelten uns mehr als die sämmtlichen Argumente des Verfassers, die nichts hinlänglich belegen, und nur aus der allgemeinen, in Demosthenes überall hervorleuchtenden sittlichen Tendenz auf eine innige Verwandtschaft und ein enges Verhältniß mit Plato schließen, wobey denn oft der gewöhnlichste Gedanke, welcher mit der dem Redner eigenen Kunst und Kraft gegeben ist (vergl. S. 137). sogleich als philosophisch in Anspruch genommen wird, und dem Geiste des berühmten Mannes gewiß großes Unrecht geschieht, wenn er solches erst aus den Platonischen Studien erlernen mußte und aus sich selbst zu schöpfen unfähig war. Auch sind die Aussagen der Alten nicht in gehöriger Uebersicht zusammengestellt, und da sie nicht gleich entscheidend sich aussprechen, für unsern Zweck aber von großem Gewichte sind, so mögen sie hier der Reihe nach vorgenommen werden.

Das älteste Zeugniß über die philosophische Bildung unsers Redners ist in Lucians (?) Lobrede auf Demosth. cap. 49; Aristoteles spricht dort, er preise Demosthenes deswegen so sehr, weil er die politische Laufbahn nur als ein Mittel erwählt habe, seine Philosophie praktisch im Leben zu zeigen. Aber Herr Scholten erwähnt nur einzelne Worte, wo es des Zusammenhangs bedarf, sonst mußte ihm das seiner Ansicht entgegengesetzte einleuchten. Antipater bemerkt dort (in dem herrlich fingirten Gespräche zwischen Antipater und Archias cap. 29 — 50), Aristoteles pflegte zu ihm und Alexander stets zu sagen (λέγων οὐδὲν ἐπαύσατο), von allen seinen vielen Schülern habe er Niemand wegen der großen Naturanlagen, Freymüthigkeit, Ausdauer u. s. w. mehr als den Demosthenes bewundert und Aristoteles beschließt die Lobrede mit den Worten: λέληθεν ὑμᾶς, ἔφη, τῇ μὲν τῆς πατρίδος εὐνοίᾳ πολιτευόμενος, αὐτῷ δὲ τὴν πολιτείαν γυμνάσιον φιλοσοφίας προθέμενος. Ist dieses Zeugniß ächt, so haben wir plötzlich gegen den Willen des Verf. im Demosthenes einen Peripatetiker, und es läge nun ob, aus dessen Reden, wie Herr Scholten das Platonische, so das Aristotelische herauszulesen. Hat Aristoteles wirklich vor Alexander den Dem. so sehr gepriesen, was an sich unwahrscheinlich lautet, so bleibt höchst auffallend, warum er in seiner Rhetorik diesen nie erwähnt, während so viele Beyspiele aus Isokrates und andern Zeitgenossen des Dem. angeführt werden und die Vermuthung, es sey aus politischen Gründen geschehen, um bey Alexander nicht anzustossen, würde sich von selbst heben. *) Merklicher gegen die Chronologie verstößt, was in derselben Schrift cap. 12. behauptet wird, Dem. sey nicht blos Zuhörer des Plato und Aristoteles, sondern auch deren Schüler und Nachfolger, des Xenokrates und Theophrastus gewesen; solche Nachrichten lassen ihre Quellen errathen; die Philosophen wollten den unbestreitbaren Ruhm des Dem. auch

*) Westermann's Geschichte der Röm. Beredtsamkeit. §. 179.

sich zueignen, und die Rhetorik mit der Philosophie historisch in engeres Verhältniß bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der vergleichenden Anatomie von Dr. Rudolph Wagner, ꝛc.

(Schluß.)

Diese letztere Ansicht der Aufgabe schwebte, so scheint es, dem Hrn. Verf. bey Bearbeitung der vergleichenden Anatomie vor, und in dieser Hinsicht wäre es freylich besser gewesen, das Anatomische der Thierleiber nach den Thierclassen zu ordnen, weil sich so die Zootomie am Gefälligsten an die Zoologie anschließt; es ist dem von dem H. Verf. gewählten Standpuncte nicht angemessen, die Eintheilung der zootomischen Lehren von der Verschiedenheit der Organe herzunehmen; will man dieses doch thun, so kann es auf eine Beyfall verdienende Weise nur dann geschehen, wenn der Bau der thierischen Leiber als unmittelbarer Ausdruck dessen, was diesen Naturproducten eigenthümlich ist, in allen Einzelnheiten nachgewiesen wird. Dafür hat denn auch wieder unser Werk gar viel an seiner Brauchbarkeit als Lehrbuch gewonnen, da es nun dem Lehrer, welcher es bey seinen Vorlesungen gebrauchen will, freystellt, auf welche Seite er den Nachdruck zu legen gesonnen ist, da ihm die Ordnung, in welcher die zootomischen Lehren abgehandelt werden und der Inhalt der Paragraphen es erleichtern, im Vortrage die Darstellung an den Begriff festgeknüpft zu erhalten, auf der anderen Seite aber die ganze Tendenz des Werkes es ihm erleichtert, bey abgeänderter Ordnung der §§. die Zootomie an die Zoologie anzuknüpfen. Nur einiges im Allgemeinen, nicht unseren Hrn. Verf. allein Betreffendes hat Ref. noch zu erinnern. Es scheint ihm nämlich die Methode, die zootomischen Kenntnisse begriffsgemäß nach Organen oder Systemen zu ordnen, und dann wieder die Betrachtung derselben an die Naturgeschichte des Thierreichs dadurch anzuknüpfen, daß man bey jenen

Thieren anfängt, welche gemeinhin als auf einer niedern Stufe stehend betrachtet werden, sehr unzweckmäßig; denn abgesehen davon, daß in vielen Fällen nicht wohl festzustellen ist, welche Thierklasse höher und welche niederer stehe, wie z. B. bey den Mollusken und bey den Insecten, welche bekanntlich zweyen in der Entwicklung parallel neben einander fortlaufenden Thierreichen angehören, wo sich dann gleichwichtige Gründe für das Vor- oder Nachreihen ergeben müssen, so ist es ja noch überdieß bekannt, wie manchfaltig ein System oder Organ in einer niedern Klasse abgegliedert seyn kann, welches in einer für höher gehaltenen Klasse auf sehr einfache Weise sich darstellt, wobey Ref. nur den Speisenkanal der Fische und den der Insecten in Erinnerung zu bringen braucht; da es aber die Aufgabe einer vernünftigen vergleichenden Anatomie seyn muß, jedes Organ in seinem einfachsten Zustande im Thierreiche nachzuweisen, als wodurch der Begriff klar nnd deutlich wird, und die zunehmende Gliederung dieses Organs als eine der Thierheit angemessene Vermehrung der Begriffsmerkmale vorstellig zu machen, so kömmt es mehr darauf an, das Thier, an welchem das zur Sprache kommende Organ am einfachsten auftritt, als Centralpunct gleichsam in die Mitte zu stellen, und von ihm aus nicht in einfacher Reihe fortschreitend, sondern mehr in radienartiger Richtung um sich schauend die möglichen Complicationen desselben zu überblicken. Soll aber, wie es auf Universitäten wohl nicht selten der Fall ist, die vergleichende Anatomie nicht sowohl als ein in sich begründeter Zweig der Naturforschung, sondern mehr als ein angenehmer und zierlicher Zusatz zu anderweitigen medicinischen oder naturhistorischen Kenntnissen fragmentarisch vorgetragen werden, so scheint es besser zu seyn, bey den sogenannteu höheren Thieren, deren Bau dem menschlichen näher steht, und wobey sich an den Bau des menschlichen Leibes, welchen man als bekannt voraussetzen kann, füglich anknüpfen läßt, anzufangen und daher die Vierhänder überall voranzustellen.

Mémoires de la Société du Muséum d'Histoire naturelle de Strasbourg. Tom. II. 1. Livr. Paris et Strasb. 1835. 4. mit Tfln.

(Schluß.)

Diese wenigen Beyspiele mögen andeuten, wie wenig rathsam es ist, bey einer Beschreibung unserer süddeutschen Jurakalkformation die englischen Verhältnisse als Typus sich vorzuhalten. Lassen wir also bey Schilderung unserer Juraformation die englischen Namen bey Seite, und bezeichnen die Hauptabtheilungen derselben mit den Namen, die sich aus ihrer Beschaffenheit unmittelbar ergeben. Wir können dann unbefangen Vergleichungen mit analogen Gebilden in England und Frankreich vornehmen, und die Wahrnehmung eigenthümlicher Differenzen, trotz mehrfachen übereinstimmenden Beziehungen, wird uns nicht mehr befremden. Hüten wir uns aber auch, den Petrefakten einen allzugroßen Werth beyzulegen, besonders solchen, die nicht mit vollkommener Sicherheit zu bestimmen sind. Noch ist es lange nicht an der Zeit, daß wir angeben könnten, welche Versteinerungen einer Formation ausschließlich eigenthümlich sind, welche nicht. So ist z. B. jetzt Ref. vollkommen überzeugt, daß man sich bey Bestimmung des Kalksteines, der bey Weinböhla und Hohenstein in Sachsen unter dem Granite vorkommt, durch die Versteinerungen hat irre führen lassen. Man hat bekanntlich geglaubt, in diesem Kalkstein die dem Jurakalke eigenthümlichen Petrefakten zu erkennen, und allen Lagerungsverhältnissen entgegen ihn daher vom Pläner losgerissen und dem Jura zugezählt. Die wunderlichen Ansichten, die man unter solchen Voraussetzungen zur Erklärung eines so höchst befremdenden Vorkommens aufgestellt hat, sind bekannt. Allein abgesehen davon, daß von den bisher publizirten Arten ohnedieß einige in der Kreide vorkommen, so weiß man jetzt aus Beobachtungen in den Karpathen und bey Neufchatel, daß die sogenannten Jura- und die sogenannten Kreide-Versteinerungen dort durcheinander liegen; ein Beweis, daß beide Formationen durch die Petrefakten nicht mit Entschiedenheit auseinander gehalten werden können. Das ausschließliche Beachten der Versteinerungen bey Weinböhla und Hohenstein hat also den Irrthum über die geognostische Stellung des dortigen Kalksteines veranlaßt, der demnach wirklich ein ächter Pläner ist.

Man kann aber auch den Werth der Petrefakten noch in einer andern Beziehung, deren schon früher gedacht ist, überschätzen, indem man lokalen Verhältnissen eine allgemeine Bedeutung giebt. Wenn man z. B. am Streitberger Wasserfall die Menge Zoophyten gesammelt hat, die den Coral Rag bezeichnen sollen, und man glaubt nun, daß man dieselben in allen nämlichen Niveauhöhen des dichten Jurakalksteins wieder finden müsse, so hat man sich eine vergebliche Hoffnung gemacht. Oder, wer bey Amberg, Ellingen u. s. w. in Bayern in der Sohle des Liaskalks den Gryphites Gigas Schl. gefunden hat, und nun in Würtemberg unter gleichen Gesteinsverhältnissen ihn abermals sucht, der wird sich allerdings wundern, wenn er dafür den Gryphites Cymbium Schl. erhält. Umgekehrt, wer an einigen Orten in dem Jura-Dolomite, auch bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit, keine Versteinerungen wahrnimmt, und nun den Schluß zieht, diesen Gebirgsarten mangeln sie ganz, hat nicht minder geirrt. Obschon es nämlich im Allgemeinen richtig ist, daß gewisse Petrefakten gewisse Gesteins-Abtheilungen besonders lieben, und darnach senkrechte Gradationen bestimmt werden mögen, auch mitunter manche die größte horizontale Verbreitung einhalten, so ist es dagegen nicht minder wahr und noch häufiger, daß sie theils nur in lokalen Gruppen zusammengedrängt sind, theils durch die ganze Höhe der Formation, wenn auch nicht in gleicher Häufigkeit, durchgehen. Zur Bestätigung dienen die eben angeführten Beyspiele; außerdem verweist Ref. auf v. Alberti's Zusammenstellung der Versteinerungen der untersten (Wellenkalk) und obersten Lage (Kalkstein von Friedrichshall) des würtembergischen Muschelkalkes, wo man in beyden Abtheilungen die allermeisten Arten wieder findet.

Um zum Schlusse zu kommen, erlaubt sich Ref. nur noch zu erinnern, daß man statt der ideellen Durchschnitte eines ganzen Landes, wie es der Verf. in seiner dritten Tabelle gethan hat, lieber recht viele reale Durchschnitte einzelner Lokalitäten geben möchte. Ein schneller Ueberblick weist alsdann dem Leser nach, welchen Gesteinsabtheilungen und welchen Petrefakten ein allgemeiner Werth, welchen nicht, zukomme. Wenn wir nun aber auch mit dem Verf., oder vielmehr mit den meisten Geognosten, die bisher über die süddeutsche Juraformation geschrieben haben, hinsichtlich der Interpretation der Formations-Abtheilungen nicht im Einverständnisse stehen, so gestehen wir doch auf der andern Seite mit Vergnügen zu, daß uns diese Abhandlung in der Kenntniß jener wichtigen Gebirgsgruppe bedeutend gefördert hat, und daß sie als ein sehr wichtiger Beitrag anzusehen ist.

Berichtigungen.

Nr. 81. S. 667 Z. 8 anstatt Lufterscheinungen lese Lichterscheinungen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Disquisitio de Demostheneae eloquentiae charactere etc.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Zeugniß, und das erste und älteste das bestimmt auf Plato zurückführt, berichtet Plutarch Dem. cap. 5. aus Hermippus, einem Schüler des Callimachus, der in namenlosen Schriften die Nachricht gefunden, Dem. habe viel Umgang mit Plato gehabt, und für seine Rhetorik viel Vortheil daraus gezogen: *Ἕρμιππος δέ φησιν ἀδεσπότοις ὑπομνήμασιν ἐντυχεῖν ἐν οἷς ἐγέγραπτο τὸν Δημοσθένη συνεσχολακέναι Πλάτωνι καὶ πλεῖστον εἰς τοὺς λόγους ὠφελῆσθαι.* Diese anonymen und schon deßwegen nicht sehr glaubwürdigen Schriften könnten die Quelle jener Nachricht seyn, die weitere Erzählung des Hermippus steht bey Gellius III. 13. — Charmadas bey Cicero de oratore I. (nicht II.) 20 spricht bereits als von einer allgemeinen Annahme: Hic ille respondebat, non se negare, Demosthenem summam prudentiam, summamque vim habuisse dicendi, sed sive ille hoc ingenio potuisset, sive id quod constaret, Platonis studiosus audiendi fuisset, non quid ille potuisset, sed quid isti docerent, esse quaerendum: noch deutlicher und entschiedener sind Cicero's Aussagen, Brutus 31: Lectitavisse Platonem studiose, audivisse etiam Demosthenes dicitur, idque apparet ex genere et granditate verborum; dicit etiam in quadam epistola hoc ipse de sese. u. Orator. 4: quod idem de Demosthene existimari potest, cujus ex epistolis intelligi licet, quam frequens fuerit Platonis auditor. Diese Berufung auf Demosthenes selbst ist höchst merkwürdig; in den erhaltenen Briefen, die jedoch anerkannt unächt sind, p. 1490 wird der Besuch der Platonischen Schule erwähnt, doch nicht von Demosthenes, sondern von Heracleodorus dieses ausgesagt; findet daher hier nicht ein besonderer Mißgriff des Cicero statt, so stand ihm ein anderer Brief zu Gebote, der uns verloren ist; aber bekannt ist, wie gerade dieser Zweig von Autorität (die Briefe) im Alterthume vielfach verfälscht und nachgemacht worden ist. Immerhin ist uns unbegreiflich, wie den Griechen selbst diese wichtigste Autorität verborgen geblieben seyn sollte. Quintilian XII. 2. Periclem Anaxagorae physici constat auditorem fuisse et Demosthenem principem omnium Graeciae oratorum dedisse operam Platoni. XII. 10. Quid denique Demosthenes, non illud jusjurandum, per caesos in Marathone ac Salamine propugnatores reipublicae, satis manifeste docet praeceptorem ejus Platonem fuisse? wahrscheinlich ein dem Quintilianus eigenes Urtheil (vergl. Scholten S. 158); dieser Eid übrigens war schon den alten Comikern vor Plato bekannt. Tacitus dial. de orat. 31. Si testes desiderantur, quos potiores nominabo, quam apud Graecos Demosthenem, quem studiosissimum Platonis auditorem fuisse memoriae proditum est. Dazu endlich das Leben der zehn Redner, was der Verfasser übergangen hat: *Ζηλῶν Θουκιδίδην καὶ Πλάτωνα τὸν φιλόσοφον, ᾧ τινες εἶπον προηγουμένως αὐτὸν σχολάσαι.*

Diese Aussagen lassen bey all ihrer Verschiedenheit nicht bezweifeln, daß die Sage, Plato habe auf Demosthenes großen Einfluß geübt, im Alterthume verbreitet nnd vielfach anerkannt war. Ihre Wahrheit steht unantastbar, wenn Cicero's Behauptung, der Redner bezeuge es selbst, auf keinem Irrthum beruht; für jetzt ist sie weniger als Pericles Umgang mit Anaxagoras begründet; aber sämmtliche Zeugnisse außer der Stelle im Brutus, wo die Nachahmung, worin sie noch Niemand gesucht und gefunden hat, in genere et granditate verborum gesetzt wird, erkennen nur mündlichen Unterricht, während van Heusde und Scholten alles aus der fleißigen Lectüre der Dialoge folgern, und des mündlichen Unterrichts kaum gedenken. Dieß ist nicht ohne Bedeutung; denn zuverläßige Nachrichten behaupten, daß der Eindruck der Rede des Callistratus über Oropus, welche er sehr jung mit seinem Erzieher anhörte, seine Standeswahl entschieden, und er von nun an mit Ausschluß alles andern unter Leitung des Isäus sich ganz der Redekunst gewidmet habe. Die Zeit des Processes über Oropus ist leider nicht festgestellt, man glaubt Olymp. CIII, 3 = 366 (Clinton Fasti Hellenici p. 405 ed Kr.) im 19. Jahre des Dem.; dies aber ist offenbar zu spät und gegen die Angabe des Plutarch, daß er noch sehr jung gewesen und unter seinen Vormündern gestanden habe: noch entscheidender ist, daß er bereits im 18. Jahre die Klage gegen die Vormünder eingeleitet, also schon damals den Unterricht des Isäus besucht hatte. Nuu sagt Hermippus bey Gellius III. 13. geradezu: atque ita motus et demulctus et captus est, ut Callistratum jam inde sectari coeperit, Academiam cum Platone reliquerit; nicht anders das Leben der zehn Redner, das gewiß nicht ohne Bedeutung erzählt, nur einige (τινὲς) berichteten, Dem. habe vorläufig (προηγουμένως) Platons Unterricht genossen und damit klar zu erkennen gibt, daß es keineswegs eine allgemein verbreitete und angenommene Sage gewesen sey.

Die Einleitung (S. 1 — 14) erwähnt die verschiedenen Urtheile des Alterthums über Demosthenes, zuerst der Rhetoren, des Dionysius von Halic. und Quintilian, welche den Vorzug und die Größe der Beredtsamkeit nur in der äußern Form der Sprache suchten, dann der Philosophen, die tiefer eingedrungen waren und das Wahre erkannt hatten; der Stoiker Panaetius schätzte nach der Erzählung Plutarchs c. 13. Dem. vorzüglich, weil die meisten seiner Reden durch sittliche Größe hervorragen, und den Grundsatz aussprechen, daß man das Sittlichgute und Schöne als Zweck betrachten und seiner selbst wegen thun müsse, so die Rede über die Krone, gegen Aristokrates, Leptines, die gegen Philippus; nicht das Angenehme, Nützliche und Bequeme sey es, was er seinen Bürgern vorhalte, und wozu er sie führe, sondern das καλὸν und πρέπον sey ihm das erste, worauf er dringe, und er stelle selbst eigene Rettung und Sicherheit als das zweyte diesem nach.

Dieses Axiom, bemerkt Hr. Scholten, ist aus der platonischen (sokratischen?) Schule in die stoische übergegangen und aus derselben Quelle hat Dem. die sittliche Kraft seiner Rede geschöpft, es ist dieß das eigene und geistige Element, aus der seine Rhetorik bestehe, von den Rednern und Rhetoren, ja was besonders auffallend ist, von Cicero selbst, der doch Redner und Philosoph zugleich gewesen, in der Schilderung des Demosth. Rede Brut. 9. gänzlich verkannt und übergangen. Da dieser jedoch an andern Stellen, was er von sich gesteht, den Einfluß der Philosophie auf Rhetorik, auch von Dem. rühmt, so zeige dieß, daß ihm wenigstens unbewußt ein dunkles Gefühl und eine Ahnung des wahren und richtigen vorgeschwebt habe.

Dieselbe Bemerkung über Dionysius und Cicero hat bereits und unsers Wissens zuerst van Heusde in der angeführten Schrift II. 1, p. 95. sq. ausgesprochen; wir wundern uns weniger, so richtig und wahr auch das seyn mag, was den Stoiker in des Dem. Reden vorzüglich angezogen hat. Der Rhe-

torik als Kunst liegt ob, alles was über den controversen Gegenstand dafür und dagegen gesagt werden kann, zu erkennen, das Wichtige und Bedeutende auszuheben, dem Zwecke gemäß zu lehren und die beabsichtigte Wirkung auf die Zuhörer hervorzubringen. So hat auch der, welcher einen Redner beurtheilt, zu untersuchen, ob dieser alles, was in der Sache selbst gelegen, aufgefunden und dargestellt habe, und von dieser Seite enthält Ciceros Angabe, wie billig, alles und ist in jedem Sinne erschöpfend.

Jede Rhetorik alter Zeit erwähnte auch der eigentlichen Differenzpuncte, des δίκαιον, νόμιμον, συμφέρον, καλὸν, πρέπον, u. s. w. und gab darüber nähere Bestimmungen; so die Rhetorik an den Alexander, die weder Plato, noch Aristoteles etwas verdankt, und dem Isokrates und früheren folgt; daher war es nicht nöthig, lange die Schulen der Philosophen zu besuchen, um zu jener höhern Einsicht zu gelangen, und den Werth des καλὸν im Vergleiche oder im Gegensatze des συμφέρον zu erkennen. Wie sehr aber diese Studien schon vor Plato in den Schulen der Rhetoren Wurzel gefaßt haben, und auf die Beredtsamkeit angewendet worden sind, zeigen am deutlichsten die controversen Reden, des Thucydides; sie sind ganz aus diesem Gesichtspuncte gearbeitet und während die eine alle ihre Beweisgründe aus dem δίκαιον und καλὸν zusammensucht, stützt die andere sich allein auf das συμφέρον; das haben die alten Erklärer richtig erkannt, vergl. zu Thuc. I. 31. III. 37. 41.

Das sittliche Streben ist nicht minder in den Reden des Isocrates, aber die Ruhe und Gelassenheit womit er gleichsam für sich spricht, steht im schroffen Gegensatze zu der Lebendigkeit und Kraft, mit der Dem. seine versammelten Athenienser begeistert und macht die moralische Tendenz weniger bemerkbar. Auch Isocrates, dem nur seine Beredtsamkeit die Philosophie ist, der alles speculative verachtet, und sonst in seinen Ansichten so tief unter Plato steht, daß eine

Zusammenstellung nur eine Entwürdigung für diesen wäre, trifft in manchen Gedanken mit Plato zusammen, doch wird Niemand solche zufällige Uebereinstimmung aus wechselseitiger Mittheilung erklären. *)

Vorzüglich zu beachten ist, daß auch Demosthenes jenes καλὸν nur im äußersten Nothfalle geltend macht, wenn die eigentlichen Rechtsgründe, womit er beweisen und überreden soll, das δίκαιον und νόμιμον, nicht ausreichen, und nicht auf seiner, sondern auf der Gegner Seite liegen, wie in der Rede über die Krone und gegen Leptines. Auch ist jenes καλὸν dem Dem. nicht, was dem Plato; jener versteht nur die Hoheit und alte glänzende Macht Athens; diese Größe ist sein Ideal, dem anzustreben, und es wieder zu erringen er die ganze Macht und Kraft seiner Beredtsamkeit aufbietet, nicht etwa, weil der erschlaffte Sinn seiner Mitbürger zur höhern Begeisterung ein solches sinnliches Vorbild bedurfte, es ist des Redners innigste Ueberzeugung, alles ist bey ihm in Beziehung auf die athenienſischen Thaten früherer Zeit, ja man möchte fast sagen: Dem. kenne kein καλὸν ohne Athens Vorzeit, Plato, wie natürlich, kennt kein Athen, wenn von καλὸν die Rede ist.

Mit diesen und andern Bemerkungen, die sich noch hinzusetzen lassen, bestreiten wir keineswegs geradezu die Ueberlieferung, die ja selbst nur den ersten Unterricht anerkennt, und offen gesteht, Dem. habe die Rhetorik der Philosophie vorgezogen; mag er immerhin Platos Umgang genossen haben, sehr groß wird der Gewinn nicht gewesen seyn, ideale

*) Isokrates Areop. §. 21. erklärt alles Unglück der Democratie aus dem falsch verstandenen doppelsinnigen Begriff von Gleichheit; man verstehe gewöhnlich, daß der eine so viel als der andere haben soll, und nicht, daß jedem sein Theil werde, dem Guten Gutes, dem Schlechten Schlechtes; daher sey alles Loosen von Magistratspersonen, das man als vorzügliches Mittel des democratischen Geistes betrachte, verwerflich. Vrgl. Plato Legg. VI. pag. 424 sq. ed. Bekk.

Richtung ist seinem Geiste ganz fremd; auch ohne jenen Unterricht wäre er der treffliche Redner geworden, noch mehr, wäre er ein eifriger Schüler des Philosophen gewesen, er wäre kein Redner geworden. Soll der Einfluß der platonischen Philosophie auf Dem. begründet und etwas mehr als möglich und wahrscheinlich werden, so muß sich Uebereinstimmung in den Hauptgedanken, Gesinnungen, Lehren und deren Darstellung finden und dieß ist es, was der Verf. im Folgenden zu erweisen sucht.

(Fortsetzung folgt.)

Monographies de Mammalogie ou description de quelques genres de mammifères, dont les espèces ont été observées dans les différens musées de l'Europe par C. J. Temminck. Tome II. 1. livraison. A Leide chez van der Hoek. 1835. 4. avec 8 planches.

Es freut uns sehr, eine Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werkes anzeigen zu können. Der erste, 1827 erschienene Band enthält bekanntlich Monographien von Phalangista, Didelphis, Dasyurus, Felis, Pteropus und Dysopes mit zahlreichen, besonders der Osteologie gewidmeten Tafeln. Ganz in gleicher Weise ist hier die Fortsetzung behandelt und es wurden von Temminck ebenfalls wieder besonders schwierige, oder ganz neue Gattungen ausgewählt.

Achte Monographie. p. 1 — 39. Gen. Rhinolophus. Daß sich der Verfasser der so wenig bearbeiteten Ordnung der Fledermäuse, wo die Verwirrung der Arten unter allen Säugethieren vielleicht am größten ist, annimmt, muß um so dankenswerther erscheinen, als die Hauptwerke über die Species der Säugethiere nur sehr wenige Abbildungen von Fledermäusen enthalten. So findet man selbst in der neuen Quartausgabe von Geoffroy und Cuvier's mammifères nur 4 Arten abgebildet. Temminck schildert zuerst den Zahnbau, die Skeletbildung, die äußere Form, die Lebensart und die geographische Verbreitung. Aus seinen Beobachtungen geht hervor, daß diese Gattung bis jetzt nicht in Amerika und der Südsee gefunden wurde, daß die bisher bekannten Arten den Sundaischen Inseln, Ost-Indien, Afrika und Europa angehören. Sehr strenge ist der Verf. in der kritischen Revision der Arten; die

Arbeiten Kuhl's und Horsfield's unterliegen der besonderen Revision; die Arten des letzteren untersuchte der Verf. in London und verglich damit die ihm selbst von Boje gesendeten. Die ganze Gattung zerfällt in zwey Unterabtheilungen:

I. Section. Der Aufsatz auf der Nase ist einfach, glatt, abgerundet. Arten alle außereuropäisch. Hieher: 1) Rh. nobilis, 2) diadema, 3) insignis, 4) speoris, 5) bicolor*, 6) tridens, 7) tricuspidatus*. Rh. Commersonii, larvatus und Dukhunensis sah der Verf. nicht in der Natur und er kompilirt hier blos die Angaben.

II. Section. Aufsatz auf der Nase mehr oder weniger zusammengesetzt. (Typus der beyden europäischen Arten). Hieher: 8) Rh. luctus*, 9) euryotis*, 10) trifoliatus*, 11) unihastatus, 12) affinis, 13) clivosus, 14) bihastatus, 15) minor, 16) pusillus*, 17) cornutus*. Die mit * bezeichneten Species sind neu.

Von den meisten der angegebenen Arten sind die Köpfe, von vielen die Schädel mit dem Gebiß, von mehreren das ganze Thier und von Rh. unihastatus das Skelet abgebildet. Die Figuren sind meist Originale, zum Theil auch Kopien der älteren und guten Monographie von Geoffroy in den Annales du Muséum Tome XX. Man sieht, daß die Zahl der Arten sich auf 20 beläuft, wenn man die drey vom Verfasser nicht gesehenen hinzurechnet. Fischer hat 13 Arten in seiner Synopsis. Von Bonaparte findet Ref. 1831 16 Arten aufgezählt. Merkwürdig ist, was Temminck in Bezug auf die beyden Warzen in der Schambein-Gegend sagt, welche Kuhl nach Beobachtungen an Rh. bihastatus für ein zweytes Paar Brüste zu halten geneigt ist. Temminck will nämlich nach Untersuchungen an 6 Arten gefunden haben, daß diese Warzen Drüsen angehören, welche eine fettige, stark riechende Materie absondern, ähnlich jenen, welche bey verschiedenen Arten in der Wangengegend vorkommen. Ref. hat sich indeß bis jetzt an einer ziemlichen Anzahl von Individuen der beyden einheimischen Rhinolophus-Arten nicht von Temmincks Angaben überzeugen können, während er die Wangendrüsen, außer bey den von Tiedemann angegebenen Arten, auch bey Plecotus auritus fand. — Was die geographische Verbreitung der beyden genannten einheimischen Arten betrifft, so sind Temminck's Angaben darüber sehr ungenügend und Ref. fügt hier einige Bemerkungen hinzu, da dieß der einzige Gegenstand in dem vorliegenden Werke ist, worüber er nach eigenen Beobachtungen berichten kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Disquisitio de Demostheneae eloquentiae characteree etc.

(Fortsetzung)

I. Orationis Demostheneae forma. Diese zeigt sich in der natürlichen Einfachheit der Rede, wodurch Dem. gleich klar zu den gebildeten und ungebildeten seines Volkes zu sprechen weiß; es wird dieß durch ein Beyspiel aus der Klage gegen Midias und ein anderes aus der Rede über die Truggesandtschaft belegt (S. 17. 20.) und H. Scholten glaubt, diese Natürlichkeit, die sich so fern von allem künstlichen und unverständlichen halte, habe Dem. weit mehr aus den Schriften der Sokratiker, und vorzüglich des Plato, als aus Isocrates erlernt; wie der platonische Sokrates ἄνευ ὀργάνων ψιλοῖς λόγοις unwiderstehlich an sich gezogen habe, so Dem., ut hunc illius legisse vestigia facile credas. Dieß ist wie man sieht kein Beweis, und dem gemäß wäre der ganze Lysias, in welchem die Alten jene Einfachheit und Natürlichkeit besonders fanden, platonisch. Auch die dem Dem. geläufige Art, durch Fragen und sonst die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erregen, hat er von Plato erlernt, S. 23. Eben so ist dem Sokrates der Apologie das Streben, einfach die Wahrheit zu sagen, nachgeahmt, wie es am Eingang der Rede über die Krone (?) geschieht. Perikles hat von Anaxagoras das Erhabene gelernt; das Erhabene aber mit dem Einfachen zu verbinden, gieng von Xenophon (?) und Plato auf ihre Schüler über (S. 27.).

Der Gebrauch von Bildern nnd Tropen ist bey Dem. wie bey Plato nur mäßig; es werden die bekannten aus den olynthischen Reden gesammelt und daran ist der Schluß geknüpft (S. 33): in quibus nemo facile est quin Platonis alumnum agnoscat; wichtiger sind die folgenden Beyspiele, weil der Copie das Original beygegeben ist. 1) Wenn Dem. pag. 118 den Griechen, die so vieles Uebel von den Athenienfern und Lacedämoniern erduldet hatten, den schlechten Trost giebt: ἀλλ' οὖν ὑπὸ γνησίων γε ὄντων τῆς Ἑλλάδος ἠδικοῦντο, während Philippus kein γνήσιος, sondern ein ὑποβολιμαῖος sey, so ist dieß aus Plato, Rep. V. pag. 470: τὸ μὲν Ἑλληνικὸν γένος αὐτὸ αὑτῷ οἰκεῖον εἶναι καὶ ξυγγενὲς, τῷ δὲ βαρβαρικῷ ὀθνεῖόν τε καὶ ἀλλότριον. 2) Das Gleichniß ὥσπερ ἀνδριάντα gebraucht Dem. de cor. p. 268, 5. aus Plato Rep. p. 361. Aber Dem. sagt, Aeschines habe in seiner Rede ein Ideal von einem δημοτικὸς ἀνήρ aufgestellt, diesen Maßstab an ihn, den Dem., angelegt und was nicht genau damit übereinstimmt, getadelt, etwa wie man bey einem Bildhauer eine Bildsäule nach detaillirter Vorschrift bestellt, und dann nicht alles nach der genauen Bestellung findet; Sokrates dagegen spricht zu Glaukon, der um den Gerechten und Ungerechten kennen zu lernen, beyde in höchster Potenz einander gegenüberstellt: wie gründlich säuberst du uns, wie Statuen zur Ausstellung jeden der beyden Männer! Wo ist hier eine andere Uebereinstimmung, als die der Worte: ὥσπερ ἀνδριάντα? was beweisen diese anders, als daß man von dem häufigen Gebrauche der plastischen Kunst bey den Griechen auch die Gleichnisse aus derselben zu nehmen pflegte? 3) Plato Rep. p. 556 sagt: wie ein kränklicher Körper nur einen kleinen Anstoß

von außen bekommen darf, um ganz darnieder geworfen zu werden, ja bisweilen auch ohne irgend etwas äußeres sich in sich selbst entzweyt, so wird auch ein Staat, der sich in gleicher Verfassung befindet, schon aus einer geringen Veranlassung, wenn von außen her den Einen von einem oligarchischen, oder den Andern von einem demokratischen Staate Hilfe zugeführt wird, erkranken, und der innere Streit ausbrechen; bisweilen wird er auch ohne etwas äusseres in Aufruhr gerathen. Diese Gleichnisse soll Dem. p. 24. bey dem Gedanken nachgeahmt haben: Wie in unserm Körper, so lange man kräftig und gesund ist, nichts von den Gebrechen gemerkt wird, sobald aber eine Krankheit einbricht, alles in Bewegung geräth, und der Bruch, die Verrenkung, oder was es sonst seyn mag, fühlbar wird, eben so entziehen sich die Gebrechen der Staaten und Tyrannen, so lange sie mit auswärtigen Feinden kriegen, den Augen der meisten Menschen, sobald aber ein Krieg an ihren Grenzen entsteht, deckt dieser alles auf. Hier ist nichts, was übereinstimmt, als der krankhafte Körper, ihre Anwendung ist ganz verschieden. 4) Weit wahrscheinlicher, aber ungesucht, und von selbst sich darbietend ist das Gleichniß von der Wage bey Plato p. 550: dann treiben sie es immer weiter mit dem Gelderwerben, und je mehr sie auf dieses Werth legen, um desto weniger auf die Tugend; oder verhalten sich nicht Tugend und Reichthum so, daß immer als läge auf jeder Schale der Wage eines, sie sich gegenseitig einander in die Höhe schnellen? verglichen mit Dem. p. 60, wo er sich, als von Niemand bestochen, den andern durch Geld gewonnenen Rednern gegenüber stellt: Es ist kein Wunder, wenn ich die Vortheile in ihrem wahrem Lichte erblicke. Wenn aber auf der andern Wagschale eine Summe Geldes liegt, so sinkt sie, und zieht die Beurtheilungskraft mit sich hinab und so geht die Fähigkeit verloren, über irgend etwas gesund und richtig zu urtheilen. Endlich 5) von der täglichen Erscheinung des Lebens hergenommen, und daher etwas mit Plato übereinstimmend, aber nicht aus ihm entnommen ist der Gedanke, daß der Geschlagene die Hand an die getroffene Stelle halte, aber Plato spricht von Knaben, Dem. von unkundigen, barbarischen Fechtern, welche statt dem kommenden Streiche auszuweichen, den erhaltenen decken.

Wir hätten diese Beyspiele, die nichts beweisen, wie sie es verdienten, mit Stillschweigen übergangen, wenn nicht der Verf. S. 37 weil die sämmtlichen Gleichnisse in der Republik des Plato vorkommen, daraus sofort den kühnen Schluß gezogen hätte, Dem. habe diese für Politik so wichtigen Bücher zu seinem besonderem Studium gewählt.

Auch die dialogische Form, wornach Dem. sich oft Einwürfe aus dem Munde eines gemeinen Athenisers macht und diese widerlegt, erinnere, wie Hr. Scholten meynt, an Plato. Sie ist dem täglichen und gewöhnlichen Leben entnommen, und bey Dem. vorzüglich in den Staatsreden herrschend; die Sitte aber, die Gründe, die der Gegner vorbringen kann, im Voraus zu wiederlegen, die subjectio, ὑποφορὰ, die im Platonischen Dialoge nicht vorkommt, und der Verf. doch dem Philosophen nachgebildet glaubt, ist ein ächt rhetorisches Product und erscheint am häufigsten in Aeschines Klage gegen Ctesiphon; demgemäß müßten wir auch diesen Redner als von der platonischen Schule ausgegangen betrachten. So sucht und findet Hr. Scholten alles platonische im Dem., selbst die berühmte sokratische Hebammenkunst wird in unserm Redner aufgespürt und durch ein passendes Beyspiel (Lept. p. 493) bewiesen: ἆρ' οὖν δίκαιον, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοὺς εὐεργέτας τιμᾶν; δίκαιον; τί δαί; ὅσα ἂν δῷ τις ἅπαξ, δίκαιον ἔχειν ἐᾶν; δίκαιον· ταῦτα τοίνυν αὐτοί τε ποιεῖτε κτλ. S. 50. 79. Dieß ist allerdings vollkommen sokratische Manier und kann, allein hingestellt, sogar schlagend scheinen; wer aber die Rede im Zusammenhange betrachtet, wird darin ein natürliches, aus der Sache selbst hervorgehendes

Verfahren, und nicht die Nachbildung eines sokratischen oder platonischen Vorbildes erkennen.

II. De interna Demostheneae eloquentiae praestantia. Der Eingang dieses großen und wichtigen Theiles zeigt die Absicht und den Zweck des Redners, wie verhaßt ihm das πρὸς χάριν, ἡδονὴν λέγειν gewesen sey, wie er stets dem βέλτιστον folge, weit entfernt von der Eitelkeit und Selbstsucht eines Cicero; er selbst weiß und sagt (über die Krone S. 226.) wie unangenehm dem Zuhörer das Selbstloben eines Redners sey: ἀχθοῦσι ἐπαινοῦσιν αὐτούς. Allerdings sagt Dem. dieses, aber der Verf. muß diese Rede doch wenig gelesen und verstanden haben, wenn es dieses für etwas mehr, als einen rhetorischen Kunstgriff halten kann, indem Dem. von jenem ersten schüchternen Auftreten und ganz submiß gehaltenen Eingange, wie die Alten schon richtig bemerkt haben, allmählich sich immer mehr erhebt, und endlich sich auf Kosten aller andern so ungemessenen Weihrauch streut. Es ist überhaupt der Grundfehler der ganzen folgenden Darstellung, daß Hr. Scholten, unbekannt mit allen rhetorischen und historischen Studien, jedes Wort des Redners getreu annimmt und statt zu prüfen, ob das Gesagte an sich und in seinem Verhältnisse zu andern auch wahr und richtig sey, nur anstaunt und bewundert: dies erzeugt zwar eine große Begeisterung für das Alterthum, ist aber immer noch die niedrige Stufe zu deren Erkenntniß; den vollgültigen Beweis davon mag man in Niebuhr's Schriften lesen. So glaubt er denn auch die Liebe zum Vaterlande habe Dem. mit Plato gemein!

Das erste Kapitel handelt de Demosthenis in dicendo veri studio S. 64 — 122. Durch zahlreiche Auszüge von Staatsreden wird gezeigt, wie der Redner nur das Wohl des Staates und das Wahre vor Augen gehabt habe; es ist in ihm die vis insita, gehoben durch doctrina, und diese könne er doch niemand anderem, als Plato verdanken, (S. 77), die übrigen Sophisten und Redner haben sich, wie Sokrates im Phädrus lehrt, um die Wahrheit nicht bekümmert. Dieß ein Beyspiel der Art der Beweisführung, nichts erhebt sich in dieser Schrift zu größerer Ueberzeugung. Wir möchten den Verf. fragen, ob auch nur das von ihm S. 67. aus Dem. über die gänzliche Demoralisation des Philippus und den unfehlbar nahe bevorstehenden Sturz seines Reiches erwähnte, wirklich so wahr gewesen, als es der Redner seinen Athenienfern verkündigte, und ob nicht der Ausgang vielmehr wie alle andern, so auch diese Versprechen vereitelt hat. Vergleichung des Dem. mit Perikles; dieser obwohl Schüler des Anaxagoras hat nicht mit der Freymüthigkeit jenes gesprochen, nicht durch Belehrung auf seine Bürger gewirkt, sondern nach Plutarchs Ausdruck nur durch Erregung von Furcht und Hoffnung die Zuhörer an sich gezogen. Wir besitzen von Perikles keine Reden, und sind in dieser Beziehung gänzlich unfähig darüber zu urtheilen und den großen Mann zum Vortheil eines andern herabzuwürdigen, aber das leuchtet ein, die Athenienser waren damals nicht so entartet, ihr höherer Sinn nicht so erschlafft, als Dem. fand, es war Athens schönste Blüthe, und es wäre Unverstand gewesen, wenn Perikles mit seinen Bürgern wie Dem. umgegangen wäre. Vergleichung mit Aeschines; es werden zwey Sätze aus der Klage gegen Ktesiphon gehoben, aus denen hervorgehen soll, daß diesem mehr an dem Erregen von Mitleid, als an Wahrheit gelegen. Ein solch bedeutender und wichtiger Proceß, wie der gegen Ktesiphon, läßt sich nicht durch Ausheben des einen oder andern Gedankens entscheiden, sondern fordert tiefe und sorgfältige historische Untersuchungen, wovon die Abhandlung keine Spur zeigt; auch ist die Angabe ganz unrichtig. Aeschines ist einfach, belehrend, fern von allem Pathetischen, er führt Thatsachen an, die er unwiderlegbar beweist, Demosthenes flüchtet sich, wenn die Facta nicht zureichen, oder selbst gegen ihn sind, hinter Scheingründe und allgemeine Räsonnements und warum ist Isokrates hier übergangen?

Diese Freymüthigkeit, seine Bürger zu tadeln,

soll Dem. aus der platonischen Apologie des Sokrates erlernt haben. Schlimm genug, wenn er diese nicht in sich selbst besaß, sondern nur von außen sich angeeignet hatte; aber dem Verf. ist unbekannt, daß auch die Rhetorik über die παρρησία, licentia, das Nöthige lehrte, und der Redner oft genug diese Freyheit wieder zu mildern versteht; übrigens ist sie vorzüglich in Staatsreden deliberativer Art herrschend, solche aber haben wir nur von Dem. und keinem andern Redner, so daß wir unvermögend sind, von der Seite in eine Vergleichung mit den übrigen tüchtigen Männern, einem Lykurgus, Phokion einzugehen. Wie sehr Hr. Scholten dem Buchstaben folgt und die Sache unbeachtet läßt, zeigt unter andern auch S. 118 wo Dem. friedfertiger Charakter gelobt wird, da er sagt, er sey nicht φιλολοίδορος φύσει und nur durch seinen Gegner genöthigt, werde er αὐτὰ τἀναγκαιότατα vorbringen, während bekanntlich in der Ausführung selbst seine Schmähsucht alles übertrifft, und Aeschines auch hierin eben so tief unter seinem Gegner steht, als dieser an Geist, Kraft und Kunst der Rede ihm überlegen ist.

(Schluß folgt.)

Monographies de Mammalogie ou description de quelques genres de mammifères, dont les espèces ont été observées dans les différens musées de l'Europe etc.

(Schluß.)

Temminck giebt an, daß er die meisten Exemplare der großen Hufeisennase vom Schloß in Heidelberg erhalten habe. Von der kleinen Art sagt er, daß sie überall, wo sie wohne, ziemlich selten sey; sie finde sich in alten Gebäuden und Höhlen von Deutschland und Frankreich, sey aber schwerer zu entdecken, als die große Art, indem sie sich an wenig zugänglichen Orten aufhalte. Es ist merkwürdig, daß man über Fleder- und Spitzmäuse und ihre geographische Verbreitung in Europa noch so wenig weiß, obwohl mehr, als Herr Temminck angiebt. Nach des Ref. Erfahrungen kommen beyde Hufeisennasen in Norddeutschland, schon von Halle an, nicht mehr vor. Dieß liegt aber nicht bloß in der ebenen Natur des Bodens, denn nach Gloger lebt in ganz Schlesien keine der beyden Arten. In Thüringen und im Harz scheinen sich beyde zu finden; in der Fauna von Würtemberg kommen beyde vor, doch soll die kleine

seltener seyn. Nach Koch kommt am Bodensee besonders die kleine sehr häufig vor. Dieß ist auch der Fall bey uns; von Muggendorf und Streitberg, *im* bayerischen Jura-Gebirge, erhielt Ref. die kleine *Art* sehr häufig; die größere ist seltener. Beyde bewohnen aber in großen Schaaren die dortigen Höhlen. Von der großen Art erhielt auch Ref. in Triest, aus der Stadt selbst, mehrere Exemplare; sie unterscheiden sich kaum von den unsrigen. Bey Montpellier kommen beyde Arten vor, in Schweden und Dänemark wird dagegen keine in den Faunen aufgeführt.

Neunte Monographie. Nyctocleptes. Neue Gattung von Nagern. (S. 40 — 45. Tab. 33. Thier und Schädel.)

Der Verf. sagt hievon in einer Anmerkung: „Ce mémoire, accompagné seulement des figures du crâne, a paru depuis longtemps dans un ouvrage périodique publié en Hollandois.“ Ref. war die Beschreibung dieser Gattung unbekannt und sie findet sich auch in keinem der systematischen Werke angeführt; sie ist also wohl nach dem Erscheinen von Fischers Synopsis, der sonst in der Litteratur sehr genau ist, erst vom Herrn Temminck aufgestellt worden. Nur in dem sehr empfehlenswerthen und besonders wegen der großen Litteraturkenntniß sehr zu rühmenden Handboeck der Dierkunde von van der Hoeven findet Ref. diese Abhandlung Temmincks aus den Bijdr. tot de natuurk. Wetensch. VII. erwähnt. Die Aufstellung der Gattung gründet sich auf das von Raffles in den Linnean Transactions als Mus sumatrensis kurz beschriebene Thier. Temminck nennt die Art Nyctocleptes Dekan; sie lebt in Malacca. Ganz kürzlich hat sie Gray in seinen Illustrations of Indian Zoology unter dem Namen Rhizomys sinensis abgebildet. Temminck's Name hat die Priorität. Leider giebt Temminck nirgends in seinem Werke kurze Diagnosen; Ref. entlehnt diese aus van der Hoeven: Dentes incisivi lati, antice laevigati, lamina vitrea brunnea; molares $\frac{3-3}{3-3}$, lamellosi. Caput latum, globosum. Oculi parvi, aperti. Auriculae brevissimae, rotundatae, nudiusculae. Pedes antici verruca hallucari unguiculata. *Cauda* brevis, apice nuda. Temminck stellt sie zu Capromys, van der Hoeven zwischen Georhychus und Spalax.

Zehnte Monographie. Nyctophilus Leach. (S. 46 — 48.)

Da die hierher gehörige 34te Tafel erst dem nächsten Hefte beygegeben wird, so wollen wir die Monographie dieser Fledermaus-Gattung auch erst nach Erscheinen dieses Heftes weiter berühren.

R. W — r.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Disquisitio de Demosthenicae eloquentiae charactere etc.

(Schluß.)

Das zweyte Kapitel trägt die Aufschrift: de Demosthenis in dicendo justi honestique studio. Es werden Auszüge von Reden gegen Leptines, Aristokrates, über die Freyheit der Rhodier, und über die Krone geliefert, an welche sofort der Schluß gereiht ist S. 133, wie man daraus den ächten Schüler Plato's erkenne, der das honestum stets dem utile vorgezogen habe. Nicht aus der einen oder andern Rede mußte dieses, sondern aus allen bewiesen werden, und wie, wenn der Verf., weil er weder den Gegenstand selbst, noch die historische Ueberlieferung beachtet, nur sich selbst täuscht und das lobt, was vielleicht zu tadeln ist? In der Rede gegen Leptines vertheidigt Dem. eine schlechte Sache; er ließ sich, wie die Alten versichern, von Nebenabsichten leiten, und gesteht selbst, dem Sohne des Chabrias zu lieb aufgetreten zu seyn; aber die Rede ist ein Muster der Feinheit der Behandlung und des tief eindringenden Geistes des Redners; überhaupt sind die Privatreden mehr geeignet, den scharfen, geistreichen und tiefsinnigen Charakter des Dem. zu enthüllen, als die Staatsreden; dort geht er in das Einzelne und führt seinen Gegenstand, wenn auch nur nach einer Seite, vollkommen bis ans Ende durch; hier ist es mehr das Allgemeine, der Ruhm der Vorzeit, das Ethische, angewendet auf die allgemeinen Verhältnisse des Staates. Wie aber der Redner hier ganz unplatonisch eine gute Sache angegriffen und ein altes ausgeartetes Herkommen in Schutz genommen hat (τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν) hat von den Alten besonders Aristides in einer besondern Vertheidigungsrede des Leptines: πρὸς Δημοσθένη περὶ ἀτελείας, welche Majo zuerst aufgefunden, nachgewiesen und darin viel Richtiges und Gediegenes vorgebracht, von den Neuern hat Hrn. Schäfer's gerader Sinn in einer Bemerkung das wahre wie anderswo, so auch hier durchschaut. Wenn Demosthenes für die Rhodier spricht, so zeigt diese Rede selbst, noch mehr aber die für die Megalopoliten, was er gewollt habe; nichts anders als die demokratische Parthei auf Kosten der aristokratischen zu stärken, oder um in der neuern Sprache zu reden, das Gleichgewicht zu erhalten, dieß richtige natürliche Gefühl eigener Selbsterhaltung war der Grund, warum Athen der bedrängten oder unterdrückten Parthey stets zugethan war und sie unterstützte, nicht die Liebe zu Gerechtigkeit, wie Dem., Isokrates, wie alle Redner uns zu bereden suchen. *)

Drittes Kapitel: De Demosthenis in dicendo sancti studio. Nachdem der Verf. die Idee des

*) Solche Lobsprüche, welche der Verf. aus besonderer Vorliebe unserm Redner macht, sind zwar angenehm zu lesen, beweisen aber keineswegs das, weswegen sie gegeben sind, wie p. 147: Scilicet in unum Demosthenem, quod de Phidia usurpavit Cicero, conveniebat, ipsius in mente insedisse pulcri justique quandam speciem eximiam, quam intuens in eaque defixus ad hujus similitudinem artem dirigeret. Hanc autem excolere neque Rhetorum

Wahren und Sittlichguten als aus Plato auf Demosthenes übergegangen nachgewiesen hat, bleibt noch die des Heiligen; seine Achtung vor den Göttern, und sein religiöser Sinn sichern ihm die Uebereinstimmung mit dem Philosophen; so beginnt er die Rede über die Krone mit einem Gebet an die Götter und Göttinen, was indeß allgemeine Sitte gewesen, und wir daher bey Lykurgus und andern Rednern so gut als bey Dem. lesen.

Wir haben diese Schrift und ihre Ergebniß, weil man leicht, was durch äußerlichen Anschein sich empfiehlt, ohne nähere Betrachtung anzunehmen geneigt ist, im einzelnen geprüft; die historische Ueberlieferung, keineswegs unbezweifelt und völlig entschieden, kennt nur die erste Jugendzeit des Redners in der er platonischen Unterricht genossen haben soll, und wer Dem. Wirkung und Regsamkeit weiter verfolgt hat, wird es wenig wahrscheinlich finden, daß philosophische Schriften in späterer Zeit einigen Einfluß auf ihn geübt haben; anders ist es mit Cicero, ihm war Demosthenes und dessen Zeit selbst schon ein Alterthum, und Gegenstand eifrigen Studiums. Die Belehrung aus den Reden, die eigentliche Tendenz des Buches, hat noch weniger dargethan, nichts ist was nicht mit demselben und mit weit größerem Rechte aus den rhetorischen Schulen abgeleitet werden kann; wenn man dann alles dem Unterrichte und der Gesinnung und der Kraft des Redners nichts zutrauen will, so wäre es leicht, dasselbe von Isokrates auszusprechen, und auf die hier ausgeführte Weise zu begründen, oder eine Nachahmung des Dem. von Thucydides wahrscheinlich zu machen. Zur völligen Widerlegung dieser neuen Ansichten gehören historische Untersuchungen, denen der Verf. ganz fremd geblieben ist; durch van Heusde zu Plato und dann zu Dem. geführt, glaubte er in diesem nur jenen zu sehen, ohne die Geschichte und die damaligen Verhältnisse zu beachten: nur lag ob, alles falsche und fremdartige, was sich geltend machen könnte, als ungehörig auszuweisen und zu entfernen.

---

potuere scholae, non artes Isocrateae, una potuit philosophia Platonis, quem jure Cicero, non linguae solum verum etiam animi ac virtutis excellentissimum magistrum appellavit, (Vrgl. p. 77.) Auch die Bemerkung, daß Cicero die Rhetorik nicht von der geistigen Seite aufgefaßt und ausgeübt hätte, wie Demosth., können wir nicht billigen; nehmen wir auch alles an, was H. Scholten sagt, so besteht dennoch die ganze Philosophie des Dem. nur in einigen allgemeinen Sentenzen; er aber ist durch und durch rhetorisch.

Genera des Insectes ou Exposition detaillée de tous les caractères propres à chacun des genres de cette classe d'animaux par E. Guérin et. A. Percheron. Paris. Méquignon-Marvis et Baillère. 1835. 8. Livr. I — III.

Es ist bekannt, daß Guérin mit ausgezeichneten Kenntnissen in der Naturkunde, namentlich in der Entomologie, ein ganz vorzügliches Talent des Zeichnens verbindet. Die Hefte seiner Iconographie du règne animal zu Cuvier, welche die Insekten enthalten, gehören anerkannt zu den besten Arbeiten; die vor uns liegenden 3 Hefte dieses neuen Werkes scheinen uns jedoch noch vorzüglicher gelungen.

Es war ein sehr guter Gedanke, die vollständige Abbildung aller Genera der Insekten zu geben, deren bereits so viele sind, daß ihre Darstellung ein voluminöses Werk ausmachen kann; eine vollständige Abbildung der Species ist kaum mehr möglich.

Was den Plan des vorstehenden Werkes betrifft, so enthält jedes Heft 10 Tafeln; auf jeder Tafel ist eine Art als Typus der Gattung in Farben dargestellt und die übrigen wichtigen Theile des Insektes werden in Umrissen gegeben. Die Beschreibung ist musterhaft; Guérin geht namentlich auch meist auf die geo-

graphische Verbreitung und die numerischen Verhältnisse der Arten einer Gattung ein, Percheron, welcher die Mehrzahl der in den erscheinenden Heften gegebenen Arten bearbeitet hat, leider nicht, so daß dadurch allerdings eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung eintritt.

Alle 4 Wochen soll ein Heft erscheinen; eine bestimmte Ordnung ist nicht eingehalten, doch sollen wo möglich in jedem Hefte Gattungen aus allen Ordnungen kommen; damit ferner nach einiger Zeit schon gewissermassen etwas Vollständiges in den Händen der Käufer ist, sollen zuerst Typen aus allen Familien gegeben werden, wobey das System von Latreille befolgt wird, ohne daß die Verf. deßhalb ihre durchgängige Uebereinstimmung mit diesem Meister in der Entomologie zu erkennen geben wollen. Auf diese Weise erhält nicht bloß der Anfänger in der Entomologie ein erwünschtes Werk, sondern auch der Zoolog vom Fache, der sich in das entsetzliche Detail der Entomologie nicht einlassen kann und doch zum Behuf der allgemeinen wissenschaftlichen Behandlung der Zoologie eine Uebersicht über die Hauptformen des Heeres der Insekten zu erhalten wünscht. Wie viele Hefte es werden können, ist den Verfassern anzugeben unmöglich — il est impossible d'y repondre, sagen sie, à cause de la quantité de genres que l'on crée journellement, et qu'il faut au moins examiner avant de savoir s'ils seront admis.

Jede Lieferung kostet 6 Frcs., ein Preis, der uns für 10 Tafeln und ungefähr 20 Blätter Text, zumal bey einer so meisterhaften artistischen Ausführung, höchst billig erscheint. Möchte das Werk nicht durch Mangel an Absatz ins Stocken gerathen!

R. Wagner.

Astronomische Nachrichten, herausgegeben von H. C. Schumacher. Altona 1836. Nr. 300, 301, 302. Beobachtungen über die physische Beschaffenheit des Halley'schen Kometen und dadurch veranlaßte Bemerkungen. Von Herrn Geheimenrath und Ritter Bessel. Mit einem Kupfer.

Aus der gediegenen astronomischen Zeitschrift des Herrn Etatsrathes Schumacher beeilen wir uns, die angeführte Abhandlung dem Inhalte nach zu entnehmen, weil sie sowohl wegen der Neuheit des Gegenstandes selbst, als auch wegen der scharfsinnigen und consequenten Untersuchungs- und Entwicklungs-Methode vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Im Monat October des verflossenen Jahres als der Halley'sche Komet bedeutenden Glanz erlangt hatte, beobachtete Bessel mit dem großen Heliometer in Königsberg einen auf der Sonnenseite vom Kometen ausströmenden Lichtkegel, der an verschiedenen Tagen in verschiedener Gestalt und Lage erschien. Wiederholte Beobachtungen in der Nacht vom 12. October ließen eine stetige Aenderung seines Positionswinkels erkennen, und zwar erfolgte diese so schnell, daß sie in einem Zeitraume von 8 Stunden nahe 42° betrug. Als Thatsache gieng nun aus der Zusammenstellung sämmtlicher Beobachtungen hervor, daß der ausströmende Lichtkegel sich allmählig von der Richtung der Sonne nach einer Seite bis auf eine gewisse Grenze entfernte, immer aber wieder zurückkehrte, um auf die andere Seite überzugehen. Um diese Erscheinung zu erklären, boten sich vorzüglich zwey Hypothesen dar; man konnte sie nämlich entweder einer schwingenden Bewegung des Lichtkegels in der Ebene der Bahn, oder einer drehenden Bewegung desselben um den Radius Vector des Kometen als Axe zuschreiben: für beyde Fälle aber wäre die Bewegung nicht auf die ausströmende Lichtmaterie allein (obwohl die Beobachtung sich nur auf diese bezog) zu beschränken, sondern die Lichtmaterie als der Bewegung des Kernes folgend anzunehmen. Wenn nun gleich beyde Hypothesen sich bekannten Naturgesetzen anschließen, und auch, mathematisch entwickelt, die ohnehin nicht besonders scharfen Beobachtungen im Allgemeinen darstellen, so zeigt sich

doch in letzterer Hinsicht die Wahrscheinlichkeit der erstern Hypothese entschieden größer, während diese zugleich den Vorzug in sich vereiniget, eine leichte Erklärung für die zunehmende Intensität der Lichtausströmung darzubieten, welche wahrgenommen wurde, wenn der Lichtkegel in der Richtung der Sonne sich befand. Als höchst wahrscheinliches Resultat setzt der Herr Verf. hiernach die größte Ausweichung der Oscillationen des Kometen auf 60 ° und ihre Periode auf 4,6 Tage fest. Daß der Grund dieser Erscheinung nicht in der Gravitation des Kometen gegen die Sonne zu suchen ist, läßt sich aus mathematischeu Betrachtungen erweisen; man ist vielmehr genöthigt eine bisher nicht erkannte Polarkraft der Sonne zuzuschreiben, vermöge welcher sie, der magnetischen Wirkungsweise analog, einen Theil der Elemente des Kometen anzieht, einen andern Theil abstoßt. Die schwingende Bewegung des Kometen, während sie in der Polarkraft genügende Erklärung findet, ist jedoch nicht geeignet, weitern Aufschluß über die Kraft selbst zu gewähren: und hiemit würde fernerer Bestimmung eine Grenze gesetzt seyn, wäre es nicht dem Scharfsinne des Hr. Verf. gelungen, dem Ziele auf anderm Wege sich zu nähern, indem er die innere Konstitution des Kometen, wo dieselbe Polarkraft thätig seyn muß, zum Gegenstande seiner Untersuchung machte. Sowohl der Umstand, daß die Dunsthülle des Kometen keine merkliche Lichtbrechung hervorbringt (wie aus einer betrachteten Sternbedeckung vom 29. Sept. erwiesen wird), als auch das Ausströmen der Lichtmaterie vom Kerne, was gleichfalls beym Kometen von 1744 deutlich wahrgenommen wurde, leiten ihn zu dem Schlusse, daß die Dunstmasse, woraus der Kopf und Schweif des Kometen bestehen, keine gasartige Materie, sondern ein Aggregat von Theilchen des Kometen ist, die sich durch die Sonnenwärme verflüchtigen. Unter dieser Voraussetzung muß die Bewegung der Theilchen und die Gestalt der entstehenden Dunstmasse durch zwey Größen bedingt seyn, nämlich durch die Geschwindigkeit, womit die verflüchtigten Theilchen die sehr kleine Attractionssphäre des Kometenkerns verlassen, und durch die Wirkung, welche die Sonne auf dieselben äußert. Die Beobachtungen des Herrn Verf. gewähren ihm für die erwähnte Geschwindigkeit 15,5 Erdhalbmesser in Einem Tage, und für die Wirkung der Sonne eine Repulsivkraft welche 2,84 Mal intensiver ist, als die gewöhnliche Attraktionskraft für gleiche Entfernnng. Daß übrigens, wie hieraus hervorgeht, nur gegen die Sonne feindlich polarisirte Theilchen sich verflüchtigen, bliebe allerdings eine nicht hinlänglich erklärte Erscheinung, man kann aber diese Schwierigkeit beseitigen durch Einführung der Hypothese, daß die Verflüchtigung und Ausströmung in einem Raume geschieht, welcher schon mit feindlich polarisirter Materie gefüllt ist, und fortwährend damit gefüllt bleibt.

Zum Schluße macht der Herr Verf. auf den möglichen Widerstand aufmerksam, welchen das Ausströmen der Lichtmaterie der Bewegung des Kometen entgegensetzt haben könnte.

Dieser Anzeige einer fruchtbaren und durchgängig mit mathematischer Begründung geführten Untersuchung fügen wir folgende Worte bey, welche der Herr Verf. hinsichtlich der gefundenen Resultate äußert:

„Einiges davon halte ich für hinreichend erwiesen, Anderes für Ansichten, welche weiterer Prüfung durch sorgfältige Beobachtung anderer Kometen bedürfen. Dadurch, daß ich auch das Letztere mittheilte, beabsichtigte ich nicht, meine Ansichten als begründete Wahrheit geltend zu machen. Vielmehr beabsichtigte ich durch eine durchgeführte Erklärung fühlbar zu machen, auf welche Gegenstände die Aufmerksamkeit bey ferneren Kometenerscheinungen zu richten ist. Ich glaube nämlich, daß wir weit brauchbarere Beobachtungen über die Beschaffenheit der Kometen besitzen würden, als wir wirklich besitzen, wenn eine Erklärung der Beobachtungen vorhanden gewesen wäre, an welche sich der Widerspruch oder die Bestätigung hätte halten können. Was mich selbst betrifft, so muß ich gestehen, daß meine Wahrnehmungen über die Beschaffenheit des Halleyschen Kometen größere Vollständigkeit erhalten haben würden, wenn ich einen Versuch wie den gegenwärtigen zur Prüfung vor mir gehabt hätte.«

Die sächsische Revolution, oder Dresden und Leipzig in den Jahren 1830 und 1831. Herausgegeben im Verein mehrerer Freunde von F. Stolle. Leipzig 1835. XII. u. 233 S. 12.

„Heut Nachmittag vier Uhr bricht die Revolution los", hieß es im Publiko; so schreibt der Verf. S. 102 am Eingange seiner Schilderung des Auflaufes zu Dresden am 17. April 1831. In dieser zwar nicht unschuldigen, doch minder furchtbaren Bedeutung entlehnt er von einem, nicht eben auserlesenen Publiko, welchem die Schrift ohne Zweifel zugedacht ist, das Wort Revolution, und bezeichnet damit die Unruhen in Dresden und Leipzig, zwischen dem 2ten September 1830 und dem 31. August 1831, woran das Bemerkenswertheste die Leichtigkeit der Dämpfung (S. 110 — 12 und S. 142) seyn möchte, die man der, obwohl spät angewandten, Waffenmacht allein verdankte. In der Meynung, diese Unruhen hätten zu etwas Gutem geführt, schwankt der Verf. seltsam zwischen Mißbilligung und Billigung, drückt aber S. 39 ohne Scheu sein Bedauern aus, daß „die tapfersten Kämpfer gegen Stadtrath und Polizey ins Zuchthaus wandern mußten." Man kann allerdings die Verblendeten bedauern, dabey aber doch sich freuen, daß deutsche Regierungen noch besonnen und stark genug sind, solchen Kämpfern so zu lohnen. Ungestrafter Auflauf erzeugt straflosen Aufstand.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. Februar 1836.

(Schluß.)

4. Von Herrn Conservator und Professor Siber: Resultate aus den Beobachtungen des Barometers und Thermometers im Jahre 1835.

Barometer.

a) Der höchste Barometerstand des Jahres ergab sich am 2. Januar Abends mit 325‴,38
der niedrigste am 10. Oktober Abends mit 309‴,57
folglich war die Variation 15‴,81
der mittlere berechnete auf 10 ° R. reducirte Barometerstand war für dieses ganze Jahr 318,43005

b) Die höchsten Barometerstände des Jahres fielen auf Januar und Februar mit 325‴,38 und 324‴,21.

c) Die höchsten Barometerstände der Monate fielen
dreymal Morgens
zweymal Mittags
siebenmal Abends, also
zehnmal in die Licht- und Wärmelosseste Zeit des Tages.

Die niedrigsten Barometerstände aber
fünfmal Morgens
viermal Mittags
dreymal Abends,
achtmal auf dieselbe kalte Tageszeit und zusammen also höchste und niedrigste Stände 18 mal und nur 6 mal auf die warme Zeit des Tages.

d) Das Barometer stieg am Tage des Apogäums 8 mal,
1 — 2 Tage nach demselben 5 mal,
3 — 4 Tage 1 mal,
Am Tage des Perigäums 8 mal,
1 — 2 Tage nach demselben 2 mal,
3 — 4 Tage 2 mal, also
16 mal am Tage des Apogäums und Perigäums 7 mal 1 — 2 Tage nach demselben und nur 3 mal erst nach 3 — 4 Tagen, also beynahe ganz, wie im vorigen Jahre,

26 mal in oder gleich nach diesen Mondspunkten und nur 3 mal später.

Thermometer.

a) Höchster Stand am 5. July Mittags = 25 °, 6 R.
Niedrigster Stand am 12. December Morgens = — 11 °,2.
Mittlerer Stand des ganzen Jahres = 6°,9147.
Daher die Variation des ganzen Jahres = 36 °, 8.

b) Die mittleren Thermometerstände der Monate und ihre Variationen waren:

		Variation.
Januar	— 0,81	17,4
Februar	+ 1,99	17,7
März	2,87	13,2
April	5,87	19,0
May	12,06	16,2
Juny	14,70	16,9
July	16,06	16,7
August	14,37	16,8
September	12,11	15,1
Oktober	6,45	15,9
November	0,05	14,4
Dezember	1,80	12,7

c) Als Repräsentanten der mittleren Temperatur, für welche nach Humboldt
in Ofen der 18. April und 20. Oktober,
in Mayland 13. April und 21. Oktober,
in Paris der 22. April und 20. Oktober sind,
waren dieses Jahr
in München der 22. April und 25. Oktober,
so wie überhaupt diese Repräsentanten zwischen den 19. — 22. April und 25. — 28. Oktober fallen.

Mit Rescript des K. Staats-Ministeriums des Innern vom 1. September 1835 erhielt das K. General-Conservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen einen Bericht des K. Hrn. Gränz-Obercontroleurs Sedelmaier zu Titmanning mit einer Partie von Waffen, Geschmeide, und menschlichen Gebeinen. Ein zweyter Bericht war mit einem Nachtrag solcher alterthümlicher Gegenstände, im Jänner d. J. eingegangen. Durch einen in den bayerischen Blättern für Geschichte und Literatur im J. 1832 Nr. 23. unter der Aufschrift: „Das Beinfeld bey Fridolfing“ abgedruckten Aufsatz veranlaßt, hatte Hr. C. Sedelmaier in jener Gegend mehrere Nachgrabungen vorgenommen, und sowohl dadurch, als durch Auffammlung der dort noch im Volke bewahrten Nachrichten die im bemerkten Aufsatze angedeutete Thatsache: daß auf der Dietwiese, zwischen Kirchheim und Fridolfing, einst ein mörderisches Treffen statt gehabt habe, vollkommen bestätigt gefunden. An den bezeichneten Stellen zeigten sich unter der leichten Oberfläche des Ackerlandes die mannigfaltigsten Gruppen von Skeleten, bey deren Schädeln die Vollkommenheit und Frische der Zähne auf das kräftigste Alter der Gefallenen schließen läßt. Sowohl an dem Brustgeschmeide, als an den eisernen Pickelhauben oder Helmen waren noch Zierrathen von Gold und Silber bemerkbar; obgleich Stahl und Eisen, und die eisernen Schwerter, weniger die kupfernen und ehernen Hasten, Ringe und Schnallen, eine völlige Oxidation zeigten.

In der Sitzung der historischen Classe der k. A. d. W. am 18. März d. J. wurde über diese Gegenstände Vortrag erstattet. Der Referent, Hr. Legationsrath von Koch-Sternfeld, bekannte sich zum Verfasser jenes Aufsatzes über das Beinfeld, dessen Umgebung und Denkmäler er längst erforscht hatte. Er wies auf die vielen urkundlichen Stellen hin, welche in den einheimischen Quellen seit dem VIII. Jahrhundert, seitdem ein Herzog Theodo die Gegend um Titmanning und Fridolfing zur Erzkirche Salzburg gewidmet hatte, die frühe Cultur dieser von den Römern mit einer Reihe von Castellen gesicherten Landschaft darthun. Vorzüglich behandelte Ref. die Frage, welchem Ereignisse und welchem Jahrhundert das Schlachtfeld bey Fridolfing angehören möchte, eine Frage, die auch schon in jenem ersten Aufsatze der Prüfung der Fachgelehrten anheim gegeben worden war. Unter Zurhandnahme der allgemeinen und speciellen historischen Quellen des Zeitraumes vom Uebergange Noricums aus der Römerherrschaft in die germanische d. h. vom V. ins VI. Jahrh. unserer Zeitrechnung, mit besonderer Rücksicht auf Eugipp über den Zustand Noricums zur Zeit des hl. Severin, und auf das in allen aus der Periode der Agilolfinger herrührenden Abteyen vorgefundene Chronicon Bavarorum, in seinem einfachen, später sehr interpolirten Urtext; — endlich unter Vergleichung der Nachrichten und Thatsachen mit dem, was Aventin im dritten Buche seiner Annalen, wiewohl seiner Phantasmagorien wegen in älterer und neuerer Zeit heftig angefochten, von jenem Zeitraume hervorgestellt hat; — sprach sich Ref. dahin aus, daß jenes Schlachtfeld und jene Ueberreste dem Anfang des VI. Jahrhunderts angehören möchten, und zwar in Folge einer ausdrücklich bezeichneten Rückwanderung des bayerischen Volkes unter Anführung seiner Theodonen, aus dem Nordgau und Böhmerwald an die Ufer des Inns und der Salzache.

Der vollständigere Inhalt dieser Vorlesung, so wie der wesentliche Theil der eingegangenen Berichte wird mit den Abhandlungen der historischen Classe im Druck erscheinen.

In der Sitzung der philologischen philosophischen Classe der k. A. d. W. am 3ten April d. J. beschloß Hr. Professor Streber die schon früher begonnene Vorlesung: über den Stier mit dem Menschengesichte auf den Münzen von Campanien und Sicilien. Folgender Auszug hat insbesondere den wasserspeyenden Stiermenschen auf den Münzen der Stadt Alontium in Sicilien zum Gegenstande.

Auf vielen Denkmälern des Alterthums erscheint ein, sonderbar aus Thier- und Menschengestalt zusammengesetztes Bild, nämlich ein Stier mit einem bärtigen Menschengesichte.

Man findet dieses Bild nicht selten auf Vasen, auf Broncen, auf geschnittenen Steinen, am häufigsten jedoch auf den altgriechischen Münzen von Campanien und Sicilien. In den verschiedenen Beschreibungen griechischer Münzen von Großgriechenland und Sicilien zählt man nicht weniger als 25 Städte, welche diese räthselhafte Doppelgestalt auf ihre Münzen gesetzt, wohl auch zum beynahe ausschließlichen Münztypus gewählt haben, so daß Campanien und Sicilien die eigentliche Heimath dieses Monstrums genannt werden können.

Die Bedeutung dieser Doppelgestalt hat den Alterthumsforschern und Mythologen seit mehr als einem halben Jahrhunderte viel zu schaffen gemacht, und noch jetzt sind die Meynungen hierüber sehr getheilt. Zwar stimmen in unseren Tagen alle darin überein, daß hier nicht, wie früher von einigen Archäologen behaup-

tet wurde, Minotaurus vorgestellt sey; denn was sollte das Ungeheuer von Creta auf Denkmälern von Campanien und Sicilien? und überdieß wird ja Minotaurus bey den Schriftstellern nicht minder als auf den Monumenten des Alterthums nicht mit einem Stierleibe und menschlichem Antlitze, sondern umgekehrt mit menschlichem Körper und einem Stierkopfe geschildert und abgebildet. Auf gleiche Weise haben auch die Erklärungen von Mazochi, als sey dieses Monstrum ein Bild Neptuns, und von Ignarra, der in allen diesen Vorstellungen den Achelous erblickte, und von dem Grafen Caylus, der hierin den Jungfrauenräuber Jupiter erkennen wollte, nirgend Beyfall gefunden. Dagegen finden aber zwey andere Meynungen in den ausgezeichnetsten Archäologen unserer Tage lebhafte und warme Vertheidiger; die einen nämlich halten den Stier mit dem Menschengesichte für ein Symbol der Flüße, die anderen sehen darin ein Bild des Dionysos. Diese zwey Meynungen wurden zuerst, jene von Burmann, diese von Matorelli, beynahe zu gleicher Zeit ausgesprochen, dann von anderen weiter beleuchtet und ausführlicher begründet.

Toremuzza war der erste, welcher in seinem großen, im Jahre 1781 zu Palermo erschienenen Werke über die Städte- und Königsmünzen von Sicilien der Behauptung Burmanns ausführlich das Wort redete und durch mehrere Gründe zu beweisen suchte, daß der Stier mit dem Menschengesichte nichts anders sey, als ein Sinnbild der Flüße. Dagegen hat Eckhel in seiner wahrhaft klassischen doctrina numorum auf kaum zu widersprechende Weise gezeigt, daß die Gründe Toremuzzas keineswegs überzeugend seyen, daß vielmehr alles den unbefangenen Beurtheiler überrede, hier sey Dionysos vorgestellt. So gründlich jedoch diese beyden Männer jeder seine Behauptung zu rechtfertigen suchten, so schien ihre Beweisführung doch nicht allen Alterthumsforschern genügend, denn selbst in unseren Tagen ist der Streit hierüber noch nicht beendet, namentlich bemühte sich der als Archäolog und als Numismatiker gleich ausgezeichnete Millingen in mehreren Schriften zu zeigen, daß der Stier mit dem Menschengesichte ein Symbol der Flüße sey, während andere, insbesondere Avellino in Neapel, eben so lebhaft die entgegengesetzte Meynung, daß in diesem Sinnbilde Dionysos vorgestellt sey, vertheidigen.

So sind die Ansichten dermalen getheilt. Der von Burmann aufgestellten, von Toremuzza begründeten und von Millingen vertheidigten Meynung haben sich C. O. Müller, Hirt und andere angeschlossen. Für die Eckhel'sche Behauptung sind am eifrigsten Avellino und Creuzer in die Schranken getreten.

Es ist hier nicht der Ort, alle die Gründe, welche für diese oder jene Meynung vorgebracht werden, auseinander zu setzen und zu prüfen; wir glauben jedoch denjenigen beypflichten zu müssen, welche in diesem Doppelwesen ein Bild des Dionysos erkennen. Eine ausführliche Begründung dieser Ansicht muß auf einen andern Ort verspart werden, hier soll nur die Vorstellung auf einer Münze von Alontium in Sicilien zur Sprache kommen, weil dieselbe nicht nur überhaupt bey der Untersuchung über die Bedeutung des Stieres mit dem Menschengesichte von besonderer Wichtigkeit ist, sondern von denjenigen, die in dem Stiermenschen ein Bild des Dionysos erkennen, bisher unerklärt gelassen wurde, während die andern, welche in dem Stiermenschen ein Sinnbild der Flüße sehen, gerade diese Münze als einen Hauptbeweis für ihre Meynung anführen.

Fraglliche Münze der Stadt Alontium in Sicilien, deren merkwürdige Typen hier näher beleuchtet werden sollen, hat folgendes Gepräge:

Vorderseite: Ein jugendlicher Kopf, bedeckt mit einem Helme, der oben nach Art der phrygischen Mützen umgebogen, und überdieß mit einem Vogelkopfe geziert ist.

Rückseite: Ein stehender Stier mit einem bärtigen Menschengesichte speyt Wasser aus seinem Munde, darüber *ΑΛΟΝΤΙΝΩΝ* d. i. Münze der Alontier.

Auf dieser Münze ist also ein Stier mit dem Menschengesichte wasserspeyend vorgestellt. Diese Vorstellung nun führen, wie gesagt, diejenigen, welche in dem Stiermenschen ein Symbol der Flüße sehen, als einen für ihre Behauptung besonders schlagenden Beweis an. Der Wiener Numismatiker Neumann, der zuerst auf diese Münze aufmerksam machte, schreibt hierüber: „Da haben wir also einen zweygestaltigen Stier, der Wasser aus seinem Munde speyt. Kann man noch einen deutlicheren Beweis verlangen, daß dieses Monstrum ein Fluß sey? Und wie billig setzte die Stadt Alontium einen Fluß auf ihre Münzen, da ihre Mauern von den Wellen des Chydas bespült wurden! Ich kann mich nicht genug wundern, fügt er hinzu, wie noch niemand diese Münze in Acht genommen hat, da sie doch fast allein den Streit zu beendigen scheint, den die Gelehrten über die Bedeutung des Stieres mit dem Menschengesichte schon so lange führen.“

Auch Millingen legt auf diese Vorstellung ein besonderes Gewicht, um daraus zu beweisen, daß das zweygestaltige Monstrum nichts anderes sey, als ein Sinnbild der Flüße. Dieses Bild, meynt er, finde seine vollkommene Erklärung in der Schilderung, welche Sophokles von dem Stiermenschen Achelous macht, wenn er schreibt: *ἐκ δὲ δασκίου γενείαδος κρουνοὶ διερράινοντο κρηναίου πότου.* Der Fluß Achelous war im Alterthume gleichbedeutend mit dem Elemente des Wassers überhaupt; es sey daher nicht unwahrscheinlich, daß sein

Bild der Prototyp geworden für die Vorstellungen anderer Flüße; er wurde aber auf den Münzen von Akarnanien und Aetolien vorgestellt als Stier mit menschlichem Angesichte, es sey daher dieses zweygestaltige Monstrum überall für ein Sinnbild der Flüße zu halten.

Diese Gründe sind allerdings von anscheinend grossem Gewichte. Es ist eben so einfach als natürlich, den Stiermenschen darum für ein Sinnbild der Flüße zu halten, weil der Fluß Achelous auch als Stiermensch gebildet wurde und das Doppelwesen in Alontium sogar wasserspeyend erscheint, und in der That hat diese Vorstellung diejenigen, welche in dem Stiere mit dem Menschengesichte den Dionysos erkennen wollen, immer in große Verlegenheit gesetzt. Avellino nimmt zwar, um diese Schwierigkeit zu beseitigen, seine Zuflucht zu einer bey Nonnus aufbewahrten Erzählung, nach welcher einst Ampelus von einem Stiere mit Wasser überspritzt wurde, allein diese Erklärung ist offenbar zu weit hergeholt, als daß sie Beyfall finden könnte. Eckhel, dem diese Schwierigkeit nicht entgieng, gesteht in der Bescheidenheit, die sich bey ihm auf seltene Weise zu seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit gesellte, offenherzig, er wisse diese Vorstellung nicht zu erklären. Andere haben diesen Punkt ganz mit Stillschweigen übergangen. Wie kann nun dieser Einwurf beseitigt, wie kann, wenn man behauptet, der Stier mit dem Menschengesichte sey Dionysos, die Vorstellung eines wasserspeyenden Stiermenschen mit dieser Behauptung vereiniget werden? wir wollen es versuchen, diesen wichtigen Einwurf zu beseitigen und die Vorstellung selbst zu erklären.

Vor allem dürfte die von den Münzen von Alontium hergenommene Einwendung nicht so wichtig seyn, als sie auf den ersten Augenblick scheint. Wir sehen dort einen wasserspeyenden Stiermenschen, das ist richtig; allein muß daraus, daß dort der Stiermensch wasserspeyend vorgestellt ist, gefolgert werden, daß der Stiermensch selbst das Sinnbild eines Flußes sey? Die Mauern der Stadt Alontium werden, sagt Neumann, von den Wellen des Flußes Chydas bespült. Das geben wir zu, das kann uns jedoch nicht bereden, jenes Bild für den Fluß Chydas zu halten, denn ein Fluß läuft wohl an den meisten Städten vorüber, ohne daß sein Bild auf den Münzen dieser Städte zu suchen ist. Bekannt sind die wasserspeyenden Löwen und Löwenköpfe, welche auf vielen Denkmälern des Alterthums als Sinnbilder von Quellen und Brunnen gebraucht werden; aber, unseres Wissens, ist noch Niemanden beygefallen, den Löwen selbst oder den Löwenkopf für ein Sinnbild der Brunnen und Quellen zu halten.

Wichtiger ist, was Millingen von Achelous bemerkt, daß das Bild desselben, als des Elementes des Wassers überhaupt, der Prototyp geworden sey für die Vorstellung der übrigen Flüße. Dagegen kömmt aber folgendes zu bemerken. Achelous war allerdings ein besonders heiliger Fluß, Hesiod nennt ihn den Sohn des Okeanos und den ältesten von den dreytausend Bruderflüßen, sein Wasser wurde bey Eidschwüren und Opfern gebraucht, er ist gewissermassen das Element des Wassers; überdieß erscheint er auf den Münzen von Akarnanien und Aetolien wirklich als Stier mit menschlichem Gesichte; allein dies alles beweist noch nicht, daß sein Bild der Prototyp geworden sey für die Bilder der übrigen Flüße. Eine solche Behauptung sollte doch mit Gründen belegt, durch irgend ein Beyspiel erwiesen werden. Es kann kein einziges bestimmtes Beyspiel angegeben werden, daß irgend ein Fluß außer dem Achelous wirklich als Stier mit dem Menschengesichte sey vorgestellt worden. Auf den Münzen von Campanien und Sicilien, also gerade in dem Landstriche, in welchem der Stier mit dem Menschengesichte zum heimatlichen Typus gewählt worden, kommen sehr viele Bildnisse von Flüßen vor, aber diese erscheinen immer in menschlicher Gestalt, bald als Jünglinge, bald als Männer; Beweis genug, daß das Bild des Achelous nicht der Prototyp geworden für die Bilder der andern Flüße; nicht in Campanien und Sicilien, denn hier sind die Flüße in menschlicher Gestalt gebildet, nicht in anderen Ländern, denn außer Campanien und Sicilien kommt der Stier mit dem Menschengesichte niemals vor. Millingen selbst machte eine äußerst seltene Münze von Metapunt bekannt mit dem Bildnisse des Achelous und der Umschrift *AXEAOIO AΘAON*. Dort ist Achelous nicht, wie in Akarnanien und Aetolien, als Stier mit menschlichem Gesichte, sondern als bärtiger Mann mit Hörnern an der Stirne vorgestellt. Wenn nun die bildliche Vorstellung des Achelous als Stier mit menschlichem Antlitze wirklich der Prototyp geworden wäre für die übrigen Flüße, namentlich in Großgriechenland, warum wird denn Achelous selbst in Metapunt nicht so vorgestellt?

Millingen bemerkt weiter, die Vorstellung des wasserspeyenden Stieres auf der Münze von Alontium finde ihre vollkommene Erklärung eben in Achelous, von welchem Sophokles schreibt ἐκ δὲ δασκίου γενειάδος κρουνοὶ διερράινοντο κρηναίου πότου, allein auch diese Bemerkung ist hier um so weniger von Beweiskraft, als der Stiermensch auf der Münze von Alontium das Wasser aus dem Munde speyt, während es in der angezogenen Stelle von Sophokles dem Achelous aus dem Barte herabfließt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Ueber den Stier mit dem Menschengesichte auf den Münzen von Campanien und Sicilen ꝛc.

(Schluß.)

Sonach dürfte die Folgerung, welche Neumann, Millingen und andere aus dieser Münze von Alontium hernehmen, keineswegs so wichtig seyn, daß sie uns überredete, in dem Stiermenschen sey ein Sinnbild der Flüße vorgestellt; doch wenden wir uns zur Münze selbst.

Auf der Vorderseite ist ein jugendlicher Kopf, bedeckt mit einem Helme, der oben nach Art der phrygischen Mützen umgebogen und überdieß mit einem Vogelkopfe geziert ist; auf der Rückseite ist, wie bemerkt, ein wasserspeyender Stiermensch. Der Typus derselben ist also von den übrigen Münztypen der Städte von Campanien und Sicilien bedeutend verschieden, sowohl was den Kopf auf der einen, als was den Stiermenschen auf der andern Seite anbelangt; denn ein ähnlicher Kopf kommt auf andern Münzen, welche den Stiermenschen zum Gepräge haben, niemals vor, und von einem wasserspeyenden Stiermenschen ist dieser Alontinische Typus das einzige Beyspiel. Dieser, von allen übrigen abweichenden Vorstellung muß also auch eine von allen übrigen abweichende Veranlassung zum Grunde liegen. Die Alontier mußten einen besonderen Grund haben, gerade diesen Münztypus zu wählen.

Hiebey ist vor allem zu untersuchen, wessen das Bildniß sey mit der fremdartigen Kopfbedeckung. Mionnet nennt diesen Kopf bald Mars, bald Minerva. Mars ist oft mit jugendlichem Gesichte gebildet, desgleichen hat auch Minerva auf einigen Münzen der Stadt Velia einen, oben nach Art der phrygischen Mützen umgebogenen Helm, wie der jugendliche Kopf auf der Münze von Alontium; allein die ganze Gestalt und Ausschmückung des Helms ist zu verschieden von den übrigen Helmen, womit Mars und Minerva, selbst auf den Münzen von Velia, vorgestellt werden, als daß Mionnets Meynung für wahrscheinlich könnte gehalten werden. Dagegen aber finden wir öfter, namentlich auf den Münzen des macedonischen Königs Perseus, und auf denen der Insel Seriphus den jugendlichen Kopf des Perseus auf ganz gleiche Weise vorgestellt, nämlich mit einem Helme, der oben nach Art der phrygischen Mützen umgebogen und überdieß mit einem Vogelkopfe geziert ist. Wir werden demnach nicht irren, wenn wir auch den jugendlichen behelmten Kopf auf der Münze von Alontium für Perseus halten.

Nun frägt sich, in welchem Zusammenhange steht Perseus mit dem Stiermenschen und namentlich mit dem wasserspeyenden Stiermenschen, oder, da wir der Meynung derjenigen beypflichten, welche in dem Stiere mit dem Menschengesichte Dionysos erkennen, in welchem Zusammenhange steht Perseus mit Dionysos und zwar mit dem wasserspeyenden Dionysos?

Dionysos, und zwar der als Stier und Stiermensch gebildete Dionysos ist dem feuchten Elemente befreundet. Plutarch erzählt, Dionysos werde der Stier genannt, und der Stiergeborne und fügt hinzu, die Weiber von Elis rufen alljährlich, Dionysos möge zu ihnen kommen mit dem Stierfuße, *βοέῳ ποδί*, der Hymnus aber lautet: Komme du Heros Dionysos mit deinem Stierfuße zum Tempel am Meere, du hehrer Stier! Desgleichen ruft der Chor in Sophokles Antigone, über die seufzende Meeresenge möge Dionysos kommen mit sühnendem Fuße. Aus dem Meere hervor ist er auch nach Argos gekommen, und zwar mit dem *Ἁλιάις*, mit den Meerweibern; in den Fluthen des Meeres hat er untergetaucht, als der Edonerkönig Lykurgos ihm und seinem Gefolge kräftigen Widerstand entgegensetzte. Er selbst heißt *Ὗης* und *Ὄσιρις* und der Herr der feuchten Natur *κύριος τῆς ὑγρᾶς φύσεως*. Die Hyaden, die feuchten Nymphen, waren ja seine Erzieherinnen, und auf der sogenannten Vase von Dorsay ist er mit Stierkopf und Stierfüßen vorgestellt als der Reigenführer der sieben feuchten Schwestern von Naxos. Dieselben, unter die Gestirne versetzt, erscheinen wieder als sieben leuchtende Sterne über dem Rücken des Dionysischen, auf einen Thyrsus tretenden Stieres auf einer Gemme bey Tassie. Wellen sind abgebildet unter dem Stiere mit dem Menschengesichte, auf dessen Rücken nachläßig eine Bacchan-

tin sitzt mit dem Thyrsus in der Hand (auf einer Gemme im Museum zu Florenz). Derselbe Stierdionysos, der als Pfleger des ruhmreichen Italiens und als Reigenführer der Gestirne, wie ihn der Chor in Sophokles Antigone nennt, auf den Münzen der campanischen Neapolis gebildet wird mit einem großen Sterne auf der Schulter, herrscht auch im offenen Meerbusen der Eleusinischen Deo, und gerade dieser feuchte Dionysos wird in einem Fragmente des Euphorio auch der stiergehörnte genannt. Was Wunder also, wenn dieser von den feuchten Nymphen erzogene, aus dem Meere kommende Herr der feuchten Natur, der Stierdionysos, auch einmal wasserspeyend abgebildet wird?

Das geschieht aber in Alontium? geschieht in Verbindung mit dem Bildnisse des Perseus?

Von Alontium wissen wir kaum mehr, als daß es eine Stadt in Sicilien war. Die Griechen nannten sie Ἀλόντιον und Ἀλούντιον, die Lateiner Aluntium und Haluntium, also mit dem spiritus asper; doch mehr brauchen wir auch nicht zu wissen, als daß die Stadt Ἀλόντιον hieß. Sie hatte also ihren Namen vom Meere, ἅλς ἁλός, oder an das Meer erinnerte ihr Name. Dieß war, wenn wir die so oft von dem Namen der Städte hergenommenen Münztypen betrachten, den Halontiern genug, dem Stiermenschen Dionysos, welchen die Nachbarstädte auf ihre Münzen setzten, abweichend von denselben noch eine besondere Beziehung zu geben, und ihn als den aus dem Meere aufgestiegenen, als den Herrn der feuchten Natur, wasserspeyend vorzustellen. Wie Laodicea in Phrygien auf ihre Münzen einen Wolf und einen Eber setzte, weil an ihren Mauern die Flüße Lykos und Kapros vorbeyfloßen; wie die Stadt Selinus als Anspielung auf ihren Namen ein Eppichblatt (σέλινον); Side und Melos einen Granatapfel (σίδη oder μῆλον); Pantikapäum einen Pan u. s. w. gesetzt: so bildete Halontium, die vom Meere genannte Stadt, den Dionysos, als den vom Meere aufgestiegenen Stier-Dionysos, wasserspeyend; waren ja die Namensverwandten, die Ἅλιαι, die Meerweiber, im Gefolge des aus dem Meere auftauchenden Dionysos, als er nach Argos kam.

Dieser wasserspeyende Stierdionysos wird aber mit Perseus zusammengestellt? denn auf der andern Seite der Münze ist der Kopf des Perseus.

Diese Zusammenstellung kann uns nicht befremden, sie ist vielmehr die natürlichste; denn eben Perseus ist es gewesen, der dem aus dem Meere aufgestiegenen und mit den Ἅλιαις, mit den Meerweibern, nach Argos kommenden Dionysos entgegentrat und mit ihm einen Kampf kämpfte auf Leben und Tod. Es ist also die Zusammenstellung des Perseus mit dem wasserspeyenden Stiermenschen, wenn wir in demselben den aus dem Meere aufgestiegenen Stierdionysos erkennen, auf

den Münzen einer Stadt, die selber vom Meere ihren Namen trägt, eben so natürlich, als sie im Gegentheile schwer zu begreifen wäre, wenn wir in dem wasserspeyenden Stiermenschen nichts sehen wollten, als das Sinnbild eines Flußes.

Auf diese Weise wird die Vorstellung auf der Münze von Alontium, statt daß sie beweise, der Stiermensch sey überall für ein Sinnbild der Flüße zu halten, vielmehr selbst zum Beweise, daß der Stier mit bärtigem Menschengesichte auf den Münzen von Campanien und Sicilien ein Bild des Dionysos sey, und so wäre einerseits der wichtigste Einwurf, welcher gegen diese Behauptung vorgebracht werden kann, beseitigt, während andrerseits diese alontische Münze, gleichsam als Anhang zu den oben berührten Stellen aus Plutarch und Sophokles, auf die Bedeutung des Stierdionysos selbst ein neues Licht wirft, indem sie zeigt, daß derjenige Dionysos, der in so vielen Städten von Campanien und Sicilien als Stier mit bärtigem Menschengesichte gebildet wurde (eben weil er in Alontium wasserspeyend erscheint) kein anderer sey, als der aus dem Meere auftauchende, der Herr der feuchten Natur.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. April 1836 wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Von dem außerordentlichen Mitgliede, Hr. Prof. Dr. A. Wagner: Bemerkungen über einige interessante Versteinerungen und über den Urkalk von Aschaffenburg.

I. Unter den Versteinerungen, welche der k. Petrefakten-Sammlung neu zukommen, haben für mich immer die ein besonderes Interesse, welche aus dem Dolomit herrühren, weil diese Felsart seit mehreren Jahren mich mehr als irgend eine andere beschäftigt hat. Das vorliegende Petrefakt verdankt die Sammlung der gefälligen Mittheilung des Herrn Professors von Kobell, welchem dasselbe von einem Studirenden, der es bey Brescia fand, überbracht worden ist. Weitere Nachrichten über die Verhältnisse seines Vorkommens fehlen. Es ist ein Steinkern, dessen Masse ein feinkörniger, gelblichweißer Dolomit ist, und gehört seinen zoologischen Merkmalen nach zu den Bucarditen Schlotheim's. Näher bestimmt, mag es die Ausfüllungsmasse einer Isocardia seyn; von der gewöhnlichen I. Cor, die frisch wie fossil vorkommt, beträchtlich verschieden durch ge-

ringere Breite der Schalen und höhere Wirbel, die wahrscheinlich nicht so stark gewunden waren; doch läßt sich hierüber nichts Bestimmtes sagen, da die Spitzen beyder abgebrochen sind. Brocchi hat diese Art in seiner Conchiologia fossile subappennina nicht angeführt. Ich gebe ihr den Namen Isocardites elongatus.

II. Bey dieser Gelegenheit erlaube ich mir noch einige fernere Bemerkungen über die Bildungsweise jener Kalksteine beyzufügen, über welche ich in einer früheren Sitzung einen Vortrag hielt. Ich habe mich damals bestrebt, den Beweis zu liefern, daß die dolomitischen Kalksteine keiner andern Entstehung als die gewöhnlichen Flötzgebirgsarten seyn könnten. Auch habe ich bereits jenesmal die Behauptung aufgestellt, daß für den körnigen (kohlensauern) Kalkstein des Urgebirgs, den sogenannten Urkalk, eine plutonische Bildungsweise eben so wenig, als für die Flötz-Dolomite nachgewiesen werden könne. Zur Unterstützung und weitern Ausführung dieser Meynung berufe ich mich auf ein paar Thatsachen.

Leider habe ich mir über die nicht dolomitischen körnigen Kalksteine keine so vielfache Erfahrung zu erwerben vermocht, als über die dolomitischen, denn seitdem man jene den plutonischen Gebilden beyzählt, habe ich nur ein Einzigesmal Gelegenheit gehabt, einen körnigen Kalkstein, und zwar in der Nähe Aschaffenburgs, an Ort und Stelle betrachten zu können; indeß war mir eine solche doch erwünscht, um mich über seine Lagerungs-Verhältnisse durch eigene Anschauung zu unterrichten.

Das Urgebirge um Aschaffenburg, so weit ich es aus einer vorläufigen Betrachtung kennen gelernt habe, besteht größtentheils aus Gneiß, worin Glimmerschiefer, Grünstein, Porphyr und Syenit als untergeordnete Glieder auftreten, und der Granit in stockartigen Ausscheidungen vorkommt. Wenn man einen mehrfachen Wechsel der Bestandtheile dieses Urgebirges sehen will, darf man nur von Schweinheim nach Gailbach gehen; hier ist es auch, wo ein Steinbruch den körnig blättrigen, weißen Urkalk aufgeschlossen hat. Es bildet dieser einen Gang von nicht besonderer Mächtigkeit, welcher von andern Beobachtern auf eine Erstreckung von ungefähr anderthalb Stunden verfolgt worden ist. Man sieht nun allerdings an dem angegebenen Orte ähnliche Erscheinungen, wie sie Leonhard *) von dem Urkalke bey Auerbach und Wunsiedel beschrieben hat; wenn ich aber schon bey Durchlesung dieser Angaben die Nothwendigkeit von der Anerkennung plutonischer Gewalten bey der Bildung des Urkalkes nicht finden konnte, so war mir dieß noch weniger möglich, als ich alle diese Verhältnisse selbst besichtigte und prüfte. Am wenigsten möchte ich aus den auch hier vorkommenden glatten Gränzflächen, denen man jetzt unter dem Namen der Rutschflächen ein so großes Gewicht beylegt, auf ein gewaltsames Hineinschieben des Kalksteines in das Urgebirge schließen, da ich solche glatte Flächen nicht selten in den bunten Thonen des Keupersandsteines gesehen habe, und diese gewiß nicht durch vulkanische Gewalten hin und her gerutscht worden sind. Die Lagerungsverhältnisse des körnigen Kalks bey Aschaffenburg sind also keineswegs von einer solchen Art, daß sie mir zu einem Beweise für den feurigen Ursprung desselben hätten dienen können.

Wenn ich aber auch gerne zugestehe, daß die eben erwähnten Verhältnisse überhaupt nicht geeignet sind, irgend einer Meynung über die Entstehung des körnigen Kalksteins zur ausreichenden Stütze zu dienen, so glaube ich, daß diese in einer ganz andern Gegend bereits gefunden ist. Hr. Hoffmann sah in der Grafschaft Massa Carrara den körnigen oder sogenannten Urkalk allmählig in dichten, versteinerungsreichen Kalk übergehen, so daß nach ihm an der zusammenhängenden Bildung beyder nicht zu zweifeln ist. *) Dieses Ergebniß ist überraschend. Es zeigt nämlich erstens, daß es unter den kohlensauren körnigen Kalken ein Gestein giebt, das nicht Urkalk ist, obgleich es bisher als Typus desselben gegolten hat. Dann aber auch lehrt der allmählige Uebergang des körnigen in dichten Kalkstein bey Carrara, daß wir hier nicht zwey getrennte, sondern eine einzige eng verbundene Kalkformation vor Augen haben. Nun ist aber die Verschiedenheit zwischen körnigem und dichtem Kalksteine bey Weitem nicht so groß, als zwischen dichtem Jurakalke und körnigem Juradolomite, indem hier der chemische Gehalt ein anderer ist. Gleichwohl hat uns dieß nicht veranlassen können, beyden letzteren Gesteinen eine differente Entstehungsweise zuzuschreiben, auch haben wir überdieß hinlänglich nachgewiesen, daß Verschwinden der Petrefakten bis selbst zum gänzlichen Mangeln derselben, eben so massige Absonderung statt Schichtung noch keineswegs Belege für eine feurige Umänderung eines Gesteines seyn können. Wenn also nicht anderweitige Gründe das Gegentheil erweisen, so sehe ich wenigstens den Uebergang des körnigen Marmors in einen dichten und zugleich versteinerungsreichen Kalkstein als einen auffallenden Beweis für ihre gleichartige Entstehung an. Welcher Art aber diese gewesen sey, deutet das Vorhandenseyn von Versteinerungen hinlänglich an. Ich kann also dem körnigen Kalksteine — gleichviel ob ein Glied der Urzeit, wie bey Aschaffenburg, oder einer jüngern Periode wie bey Carrara angehörig — keinen andern Ursprung als dem Flötzdolomite zuerkennen. **)

*) Lehrbuch der Geognosie und Geologie S. 51.

*) Ebenda S. 500.

**) Es scheint nicht unwichtig, zu bemerken, daß auch in chemischer Hinsicht die körnigen Kalksteine insgesammt in einer näheren Beziehung zu einander stehen, da nach Herrn Prof. von Kobell's Untersuchungen selbst die schönen Urkalksteine vom Pentelikon und Hymettus 0,8 bis 1,2 kohlensaure Talkerde enthalten.

III. In dem demnächst erscheinenden zweyten Bande der Abhandlungen unserer Klasse habe ich eine neue Art des Ornithocephalus unter dem Namen O. Kochii beschrieben. Das Original hiezu stammt aus den lithographischen Schiefern von Kellheim. Von Sohlenhofen ist seit langer Zeit nichts der Art bekannt geworden, denn von den Kieferstücken, welche vor einigen Jahren der königlichen Akademie als Ueberreste vom Ornithocephalus vorgelegt wurden, hat Hr. Hofrath von Schubert nachgewiesen, daß sie dem Esox (Aspidorhynchus) acutirostris angehörten.

Dagegen hat mir Hr. Physikus Dr. Redenbacher bey seiner neulichen Anwesenheit dahier eine kleine Steinplatte aus den unteren Lagen des Sohlenhofer Steinbruches gezeigt, auf welcher zwey lange Knochen sich befanden, die mit größter Wahrscheinlichkeit von irgend einem Ornithocephalus herrührten. Den einen und vollständigen Knochen halte ich für den Femur, den andern, dessen unteres Ende fehlt, für das Unterschenkelbein. Ersterer mißt ohngefähr 3″ 7‴; von letzterem hat sich eine Länge von 4″ 5‴ erhalten. Aus diesen Maßangaben ersieht man, daß der Femur auf dieser neuen Steinplatte fast dreymal so lang, als am O. longirostris ist, überhaupt länger als bey einer der wohlbekannten Arten, zugleich ist er schmächtig und ziemlich stark gebogen. Wenn auch diese wenigen Fragmente nicht ausreichen, um mit Sicherheit eine neue Art aufzustellen, so sind sie doch in so ferne wichtig, als man hiedurch Hoffnung erhalten hat, daß vielleicht bald vollständigere Ueberreste von Neuem könnten aufgefunden werden.

2. Von dem ausserordentlichen Mitgliede, Herrn Conservator Dr. Lamont.

Der Conservator Dr. Lamont legte der Klasse den 9ten Band der Beobachtungen der k. Sternwarte vor, und fügte folgende Bemerkungen über den Gegenstand und die Tendenz desselben bey. Astronomische Beobachtungen, bestimmt die Grundgrößen bey den Bewegungen der Himmelskörper kennen zu lernen, und zugleich als Prüfung der hypothetischen Grundlagen der Theorie zu dienen, könnten nur in dem Maaße ihrem Zwecke entsprechen, als sie mit Sorgfalt und Genauigkeit angestellt wären. Dieß sey denn auch als Haupterforderniß berücksichtiget worden: alle Beobachtungen seyen vom Verfasser selbst nach einem festgesetzten Plane und nach gleicher Methode angestellt. Den Gegenstand des 9ten Bandes bilden theils Beobachtungen der beweglichen Gestirne, der Sonne, des Mondes, der Planeten, theils Beobachtungen von Fixsternen. Aus den Beobachtungen der erstern Art erweise sich durch Vergleichung mit den Ephemeriden, daß die Sonnen-, Monds- und Planetentafeln noch immer mehr oder minder bedeutender Verbesserungen bedürfen, und demnach die Vermehrung genauer Bestimmungen in diesem Gebiete noch immer zu den vorzüglichsten Obliegenheiten einer Sternwarte gerechnet werden müsse. Die beobachteten Fixsterne seyen fast sämmtlich aus dem Cataloge entnommen, den die astronomische Sozietät in London vor mehreren Jahren herausgegeben mit der Absicht, sorgfältige Bestimmungen der vorzüglicheren Sterne zu veranlassen und deren Reduction zu erleichtern. Wenn hierin anderwärts bereits Vieles geschehen sey, so bleibe noch Vieles zu thun übrig; überdieß beweisen die Unterschiede der verschiedenen Beobachter, daß selbst das Geschehene nicht als Vollendetes anzunehmen sey. Nach dieser Ansicht wäre im Jahre 1833 angefangen worden, die Sterne des oben erwähnten Cataloges als Gegenstand einer mehrjährigen Beobachtungsreihe vorzunehmen, und der gegenwärtige Band enthalte einen Theil der gemachten Bestimmungen. Zur nähern Bezeichnung des Zweckes, den der Verfasser zu erreichen beabsichtigte, sey nothwendig zu bemerken, daß er es nicht für genügend gehalten habe, die Beobachtungen allein als eine Sammlung bloßer Materialien herauszugeben, vielmehr habe er sich zur Pflicht gemacht, alle erforderlichen Reductionen und Berechnungen (was ungleich mehr Zeit und Mühe in Anspruch nehme als die Beobachtungen selbst) zu liefern, und hiedurch die Resultate, so weit dieß aus einem einzelnen Jahrgange möglich oder zweckdienlich sey, darzustellen,

3. Von dem ordentlichen Mitgliede Hr. Konservator Dr. Vogel: Ueber die Wirkung der schwefelichen Säure auf Stahl.

Aus der Untersuchung ergiebt sich, daß diese Säure zur Analyse des Stahls und des Gußeisens nicht geeignet sey, indem sich auf diesem Wege die Menge der aus dem Stahl ausgeschiedenen Kohle nicht mit Genauigkeit bestimmen läßt. Der Vortrag selbst wird in einem chemischen Journale abgedruckt erscheinen.

Berichtigungen.

In Beziehung auf den Vortrag des Herrn Prof. Dr. Wagner wird nochmals auf die Berichtigung S. 608 verwiesen.

S. 539 Nr. 65. Intelligenzblatt Z. 15 v. u., ist nach „Im ersten Falle," einzuschalten: „gewinnen wir sichere Anhaltspuncte zur Ermittlung der Entfernung und eigenen Bewegung des größeren Sterns; im zweyten Falle" u. s. w. S. 667 Z. 8. v. o. l. Lichterscheinungen st. Lufterscheinungen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Topography of Thebes, and general view of Egypt. By J. G. Wilkinson, Esq. London, 1835. XXXV. 595. 8.

Die Geschichte Alt-Aegyptens ist das Buch mit den sieben Siegeln, deren Lösung nur von solchen Gelehrten zu erwarten ist, welche Beharrlichkeit, Talent und Kenntnisse in gleichem Maße besitzen, wie der Verf. des vorliegenden Werkes. Eine Unzahl griechischer und römischer Officiere, Gelehrter, und zum Theil Personen vom höchsten Rang, deren Namen heute noch an den Thebanischen Memnons-Säulen so wie an den Pylonen der Nubischen Tempel zu lesen sind, kamen in die alte Hauptstadt Aegyptens und zu den Katarakten „antiquitatis cognoscendae caussa“ und zwar früher noch als Christenthum und Islam den Schlüssel der Hieroglyphen zerbrochen hatten. Allein kein Gelehrter der alten Welt fand es der Mühe werth, die von kundigen Priestern mündlich gegebene Erklärung dieser ältesten und gleichsam bis zum Anfang der menschlichen Dinge hinaufreichenden Schrift- und Bilder-Urkunden der Nachwelt zu überliefern, und ihre Sorglosigkeit kann hierin nur mit ihrer Unkunde und Geringschätzung der „Origines“ aller auch noch so merkwürdigen fremden Nationen verglichen werden. Vergeblich erschöpft sich der Geist der europäischen Völker seit zweyhundert Jahren in den möglichsten Combinationen, um diese Sünde der alten Welt zu sühnen und das verlorne Geheimniß aufzufinden. Was ist aber die Frucht einer zwanzig Decennien langen Arbeit, die mit Athanasius Kircher begann und in den neuesten Zeiten durch Zoega, Akerblad, Champollion und unsern Wilkinson mit einem Aufwande von Zeit und Talent verfolgt wurde, deren sich kaum irgend ein anderer Zweig menschlicher Erkenntniß rühmen kann? Nach Argout's Berechnung schließt die Summe der bis heute auf ägyptischen Monumenten aller Art copirten Hieroglyphen ungefähr 900 verschiedene Zeichen in sich, *) von welchen man des Rosette-Steines ungeachtet, mit Ausnahme gewisser Eigennamen, Titel und Verwandtschaften, nur eine sehr geringe Anzahl deuten kann, und Hr. W. gesteht selbst mit Aufrichtigkeit, daß man noch keine Bilder-Inschrift von einer gewissen Länge und nur einiger Verwicklung wörtlich zu übersetzen vermöge, nur den Inhalt im Allgemeinen könne man hie und da erklären.“ **) Und doch kommt dieses Geständniß aus dem Munde eines Gelehrten, der mit Akerblad und Champollion ein wahres Triumvirat ägyptischer Alterthumskunde bildet und nach dem Ausscheiden der beyden letztgenannten jetzt ohne Nebenbuhler dasteht. Fähigkeiten und Methode dieses Mannes berechtigen zu noch weit größern Erwartungen, und jedenfalls scheinen die Resultate, wie sie in seiner „materia hieroglyphica“ und im hier anzuzeigenden Werke vorliegen, von unberechenbarer

---

*) Andere geben mit Bestimmtheit 958 Zeichen.

**) No one is yet sufficiently advanced in the language of ancient Egypt to enable him literally to translate an inscription of any length, or moderatly complicated; though a general meaning may be obtained. pag. 57.

Wichtigkeit, sobald man sie mit den abenteuerlichen Versuchen Kirchers vergleicht. Die endliche Lösung des Räthsels unterliegt keinem Zweifel. Eben so gewiß ist es aber auch, daß nach vollkommener Enthüllung der Bilderschrift von Theben in vielen bis jetzt bestandenen Meynungen über die uralte Geschichte Asiens und Afrika's nicht weniger als über Alterthum und Ursprung der höchsten heidnischen Religionsgeheimnisse ein merklicher Umschwung eintreten werde. Uns hat es Wunder genommen, daß Hr. W. im vorliegenden Werke, worin bey vorzüglich starkem Hervortreten der weltlichen Staatsverhältnisse und des bürgerlichen Privatlebens doch auch die ägyptische Drey-Gottheitslehre, wie sie sich in Theben und Heliopolis ausgeprägt hatte, nicht umgangen wird, von einer äußerst merkwürdigen ganz materiellen Darstellung einer himmlischen Incarnation, die man an der Wand einer dunkeln Tempelkammer zu Karnak mit unterhalb stehender Erklärung in Hieroglyphenschrift sieht, keine Meldung thut. Allein schon Michaud klagt irgendwo in seiner „Korrespondenz," daß über Religionswesen von Hrn. Wilkinson nicht leicht etwas zu erfahren sey. Quelle und Ursitz aller ägyptischen Theologie und Geschichte ist im Weichbilde von Theben zu suchen, und obgleich Zeit und Menschenhand bereits über dreyundzwanzig Jahrhunderte lang mit Zerstörung seiner Denkmäler beschäftigt sind, so sind doch heute noch die Reste von solcher Wichtigkeit und solchem Umfang, daß die wesentlichsten Probleme durch ihr Verständniß gelöst werden können. Von Theben gieng ägyptische Lehre, Gesittung und Kunst nicht nur in das untere Nilland, sondern auch in die libyschen Oasen und stromaufwärts durch Aethiopien, nachweislich bis zur großen Wüste, welch die zweyte und dritte Kataracte von dem uralten Reiche Meroe, d. i. Südland, trennt. Hr. W. urtheilt hierin viel richtiger, als viele andere, welche Theben nicht als gemeinsames Centrum, sondern nur als Zwischenstation ägyptischer Kultur auf ihrem Wege von Aethiopien nach Memphis, nnd z. B. die Felsentempel von Abou-Simbel nicht als Kolonie, sondern als Ursitze ägyptischer Gottheiten betrachten. Man wird es demnach begreiflich finden, daß sich der Kern und so zu sagen die größere Hälfte des Werkes, mit dessen Anzeige wir uns hier beschäftigen, vorzugsweise über die Alterthümer Thebens und seiner nächsten Umgebung ausdehnt, die übrigen Merkwürdigkeiten zwischen Alexandria und den drey ersten äthiopischen Kataracten aber nur gleichsam als Zugabe und Begleitung der Hauptparthie erscheinen. Das Werk selbst besteht außer der Einleitung und drey Anhängen aus neun Kapiteln oder größern Abschnitten, deren Inhalt wir räsonnirend, aber in gehöriger Kürze nach der Ordnung angeben wollen.

Kap. I. Name, Größe und Beschaffenheit der Stadt Theben und ihrer Ueberbleibsel. Daß sich die Ruinen von Theben in der Hauptsache auf vier Gruppen an beyden Nilseiten vereinigen, ist allgemein bekannt. Die Wohnungen der Könige und Gottheiten waren in Aegypten dicht aneinander gereihet, oder waren eigentlich fortlaufende, ganz zusammenhängende Gebäude. Privatwohnungen waren in Theben und ganz Aegypten, im Alterthum wie heut zu Tage, aus ungebrannten, nur in der Sonne getrockneten Backsteinen erbaut, die in Theben durch die Wuth des Cambyses und Ptolemäus Lathyrus, durch die Zeit und das Nilwasser nach Zerstreuung der Einwohner wieder in den Schlamm zurückkehrten, aus welchem sie durch die Kunst der Menschen hervorgegangen waren. Die steinernen Gebäude der Erden- und Himmelsgötter dagegen haben wenigstens in einigen ihrer Theile alle Katastrophen überlebt, und dienen bis auf die neuesten Zeiten vier neu-ägyptischen oder arabischen Dörfern, Luksor, Karnak, Kurneh und Medinet Abu oder Habu, deren Hütten wieder aus Schlamm und ungebrannten Backsteinen bestehen, als Widerhalt. Luksor und Karnak sind auf dem rechten, Kurneh und Medinet Habu auf dem linken Nilufer. Die-

ser ganze Stadt-Theil auf der Westseite hieß schon bey den alten Aegyptern „die libysche Vorstadt," an welche sich unmittelbar die Begräbnißplätze im anstoßenden Gebirge anschlossen. Die eigentliche Stadt Theben stand auf der Ostseite des Flusses um die heutigen Ruinen ven Luksor und Karnak. Das Wort Theben selbst hat man aus den Monumenten als alt-ägyptisch erkannt; es ist das koptische Tape, welches nach Herrn Wilkinson im Memphischen Dialecte Taba lautete. Die Griechen nannten die Stadt bekanntlich auch *Διόσπολις*, Zeus-Stadt, was gleichfalls nur die wörtliche Uebersetzung des altägyptischen Namens Amun-eï, d. i. Amun's Wohnung, Amuns-Haus, Stadt des Amun (des Jupiter Hamon) ist.

Theben war nach Strabo etwas über drey Stunden lang, und Hr. W. urtheilt nach den gegenwärtigen Ruinen, wenn er die Länge unter zwey Stunden und die Breite zu einer Stunde annimmt, jedoch wird diese Ausdehnung nur von der eigentlichen Stadt am rechten Flußufer mit Ausschluß der „libyschen Vorstadt" zu verstehen seyn. Die Tempel mit ihren Palästen und Propyläen waren eben so viele Festungen, welche Cambyses vielleicht weniger aus religiöser Unduldsamkeit als aus politischen Gründen zerstörte, um einer künftigen Empörung die Stützpunkte zu entziehen. So war ja auch Salomons Tempel zugleich Citadelle in Jerusalem, die sich selbst nach Einnahme der Stadt noch lange vertheidigte. Theben war eine offene Stadt, ohne Mauer und Wall, und die hundert Pforten bey Homer sind nach Diodors Erklärung nichts anders als die Propyläen der Tempel und der Paläste, was uns eine ganz vernünftige und den Begriffen der morgenländischen Welt ganz angemessene Deutung scheint, da Tempel, Pforte, Reich, Bollwerk und Festung in Aegypten wie zu Babel, zu Jerusalem, Pasargadä, Bactra, Athen, Mexico nnd Stambul immer eins und dasselbe sind. Uebrigens haben Champollion, Prokesch und Andere auf der rechten Flußseite ganz nahe am Arabischen Gebirge eine rund fortlaufende wallartige Erderhöhung bemerkt und hierin die Ueberreste der alten thebanischen Stadtumwallung zu entdecken geglaubt, welcher zufolge dieses alte thebanische Häuser-Meer, offenbar mit Inbegriff der Flußbreite und der libyschen Vorstadt, nicht weniger als bey 17 Stunden im Umfang gehabt hätte. Wir selbst meynten auf der Höhe der Ruinen von Karnak dieselbe Erscheinung zu beobachten; allein Hr. W., der ungewöhnlich lange in Theben war, will nirgends die leiseste Spur eines solchen fernliegenden Mauerwalles entdeckt haben, und dieser eben so gelehrte als nüchterne Britte hat wahrscheinlich besser gesehen, als seine französischen, deutschen und italienischen Mitbeobachter. Jahrhunderte lang wurde der Raub Asiens und Afrika's in dieser Stadt zusammengeschleppt, und als sie Cambyses plünderte und verbrannte, wurden nach Diodors Berechnung nur an massivem Golde 26,000 Pfund, an Silber aber 199,518 Pfund erbeutet, wovon der Werth des erstern in unserm Gelde fünfzehn Millionen, des letzteren aber bey sieben Millionen Gulden beträgt. Gänzlich zerstört wurde Theben bekanntlich durch Ptolemäus Lathyrus um 82 vor Chr., in Folge einer Empörung und nach dreyjähriger Belagerung. Schon Strabo fand mehrere kleine und von einander getrennte Dörfer mit ihren Feldmarken auf dem alten Stadtgrunde, wie es heute noch zu sehen ist. Jedoch möchte man hier nebenher fragen, wie Lathyrus drey Jahre lang eine Stadt belagern konnte, die weder Mauer noch Wall, noch Thore hatte? Man kann sich die Sache verschieden denken; vielleicht vertheidigten sich die thebanischen Insurgenten, wie Belisars Soldaten im weiten öden Rom, nur in einem oder mehreren Stadtvierteln, etwa in den Tempelquartieren, und gaben die übrige, aus hohen Häusern und engen, folglich auch schwerer zu erobernden, Gassen bestehende Masse gleich Anfangs oder nach und nach dem Feinde preis, so daß die Zerstörung langsam, aber um so sicherer und vollständi-

ger bis an die Kernpunkte vorwärts rückte. Das älteste Ueberbleibsel dieser Gottes-Stadt ist der Tempel-Palast zu Karnak, die größte und glänzendste Ruine, deren sich nach dem Urtheile aller Augenzeugen alte und neue Zeiten rühmen können. Dieser Riesenbau ist das Werk vieler auf einander folgender Könige. Aelter sind zwar die Pyramiden, an Pracht können sie aber nicht mit Karnak wetteifern, und Hr. Wilkinson hat recht, wenn er dem Fremdling den Rath ertheilt, seine Besuche mit Kurneh in der libyschen Vorstadt zu beginnen, und mit Karnak zu beschließen, weil die Pracht dieses letztern alles Uebrige weit hinter sich lasse. Auch ist die Tempel-Palastruine zu Kurneh in der That nur unbedeutend für einen, der eben die Pyramiden und die Propyläen zu Denderah gesehen hat; und doch hat Hr. W. die Geduld, alles bis in das kleinste Detail zu beschreiben. Der Bau war durch die Könige Osirei und seinen Sohn Remeses II. ans dem XIV Jahrhundert vor Chr. dem Gotte Amun gewidmet, der auf einem Architrav dem Könige Remeses, als ägyptischem Phrah, d. i. Pharaoh (Sonne) das Sinnbild des Lebens reicht. Hr. W. erkennt im hebräischen פרעה, Phrah, das koptische *ΠΙΡΗ*, memphitisch *ΦΡΗ*, welches Phra gesprochen wird. Merkwürdiger ist das in einiger Entfernung von Kurneh liegende, aber durch Menschenhände bis auf einige zusammenhängende Fragmente zerstörte Memnonium, gleichfalls Tempel-Palast Remeses II., der den Zunamen Mi-Amun trug, woraus Hr. W. Memnon und Memnonium der Abendländer entstehen läßt. Auf dem Boden umher zerstreut sieht man heute noch die Bruchstücke des von Cambyses zerschlagenen größten ägyptischen Granitkolosses, welcher den Pharaoh Remeses II. auf dem Throne sitzend vorstellte und nach des Verf. Berechnung etwa 887 Tonnen, 500 und $\frac{1}{2}$ ast wiegen mußte, und den größten Obelisk von Karnak dreymal an Inhalt übertraf. In den Hallen und gedeckten Säulengängen dieser Trümmer begegnen uns zum ersten Mal die historischen Wandmalereyen, welche ein so großes Licht über die verlorne Geschichte der alten ägyptischen Monarchie werfen und ihre militärische Größe und auswärtigen Eroberungen nach allen vier Weltgegenden beweisen.

„Die berühmtesten Könige Aegyptens, bemerkt Hr. W. pag. 15 ff., machten in der ersten Periode ihrer Regierung Eroberungen in fremden Ländern, und in dem letzten bauten sie mit Hülfe ihrer gefangenen Feinde Tempel und Paläste, an deren Wänden ihre Schlachten und Belagerungen mit den Namen der besiegten Feinde und eroberten Städte bildlich und schriftlich dargestellt wurden. — Grausamkeit war im Orient immer das Kennzeichen von Muth; und die Macht eines Monarchen und die Tapferkeit einer Nation wurde immer nach Maßgabe ihres unerbittlichen Gemüths ermessen. Die Aegyptier blieben hierin keineswegs hinter ihren asiatischen Nachbarvölkern zurück. Die gräßlichsten Mißhandlungen gefangener Feinde sieht man hier bildlich dargestellt: übermüthige Aegyptische Soldaten raufen hülflosen Feinden den Bart aus, oder prügeln sie zu Tode, hauen den Gefangenen der Reihe nach die rechte Hand oder die Männlichkeit ab, während der siegreiche König von einem Throne herab diesem Schauspiele zusieht, und ein Schreiber mit dem Griffel die Zahl der aufgehäuften Hände und Mannheiten einregistrirt. Bald schwingt der König selbst die Streitaxt und schlachtet die unter seinen Füßen liegenden „Häuptlinge der Ausländer."

Die Obrigkeiten und Beherrscher überwundener Feinde zu tödten scheint im Orient von den urältesten Zeiten her unabänderliche Staatsmaxime zu seyn. Ninus ließ den gefangenen König von Armenien kreuzigen und Crösus wurde nach seiner Niederlage auf gut Asiatisch zum Feuertode verurtheilt. — In den besagten Frescomalereyen des Memnonium sieht man Scenen von Einzelngefechten, von Verfolgung und Flucht besiegter Gegner, mit vielen Streitwagen über die Ebene, um den Strom oder die Wälle befestigter Städte zu gewinnen; Scenen, wie sie nur in der Iliade erscheinen, deren Dichter nach Wilkinsons Vermuthung wahrscheinlich Aegypten besucht, und von diesen thebaischen Gemäldehallen die Urbilder seiner Kampfschilderungen entlehnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Topography of Thebes, and general view of Egypt. By J. G. Wilkinson, Esq London, 1835. XXXV. 595. 8.

(Fortsetzung)

Von den beyden Memnons-Säulen oder sitzenden Kolossen, welche majestätisch über die weit umher verlassene Ebene hervorragen und „die Größe des alten Theben zu bezeugen scheinen," gab bekanntlich der eine bey Sonnenaufgang den musikalischen Laut; er stellt den Pharaoh Amunoph dar und wurde von Cambyses bey der Brust abgesägt, durch Hadrian aber wieder ergänzt:

ΕΘΡΑΥCΕ ΚΑΜΒΥCΕS ΜΕ ΤΟΝΔΕ ΤΟΝ ΔΙΘΟΝ etc.

lautet eine am linken Vorderfuße eingehauene Inschrift. Hr. W. zweifelt nicht, daß der Ton, welcher nach der zuverläßigsten Ueberlieferung „wie der Schlag auf einen kupfernen Ring klang, ὡς χαλκοῦ τυπέντος," durch die Priester künstlich hervorgebracht wurde. Diese waren schlau genug, den Gott manchmal sein Herkömmliches versagen zu lassen; für Hadrian und seine Gemahlin dagegen ward der Ton wiederholt. Daß die Statue nicht wie eine brechende Harfensaite, sondern nach der Bemerkung einer gewissen Balbilla aus dem römischen Zeitalter, wie ein Schlag auf Metall tönte, hatten die HH. Wilkinson und Burton zuerst im Jahre 1824 gefunden. Sie entdeckten unter der Brust des Kolosses einen besondern Stein, der, mit einem Hammer geschlagen, einen Metall-Ton gab, so daß ein Besuchender heute noch getäuscht werden kann, wenn er vorher mit dem Gedanken an dieses Wunder vertraut ist. Auch ist im Rücken des Kolosses ein viereckichter Raum ausgehauen, worin sich bequem ein Mensch verbergen konnte, ohne von dem am Fuße der Bildsäule stehenden Beobachter je bemerkt zu werden. Die benannten beyden Britten machten den Versuch wirklich und die unterhalb angestellten Araber gaben auf die Frage, was sie hörten? zur Antwort: „Ente betidrob è nahäss," „Ihr schlaget auf Kupfer." S. 37. — Uebrigens bemerkte Hr. W. an diesen beyden Kolossen, daß der durch den Nil aufgeschwemmte Boden seit Verödung der Stadt Theben sich nur sechs Fuß und zehn Zoll über den alten gepflasterten Tempel-Vorhof, in welchem die Bildsäulen jetzt noch stehen, erhoben hat, und daß der Nil in seiner größten Kraft heut zu Tage sieben Fuß und acht Zoll über den besagten alten Vorhofgrund steigt, und folglich durch ganz Aegypten Landstrecken befruchtet, welche einst außer Bereich aller natürlichen Ueberschwemmungen waren, ein Umstand, der nur dann zweifelhaft erscheint, wenn man vergißt, daß sich das Flußbett in gleichem Verhältniß mit dem Lande erhebe.

Der große Tempel-Palast Rameses III. zu Medinet Habou ist in vielen Theilen noch gut erhalten; mehrere Gemächer des königlichen Pavillon mit ihren Wandmalereyen sind noch immer unverletzt, obgleich ihre Entstehung ungefähr in die Mitte des 13ten Jahrhunderts v. Chr. fällt. Scenen aus dem Harem, Hinrichtungen gefangener Fürsten mit Weib und Kind vor den Gottheiten des Landes und

durch des Königs eigene Hand, Namen und Bilder eroberter Städte und Gegenden mit langen Reihen kriegsgefangener „Barbaren aus Süd nnd Nord," im Begriff abgeschlachtet zu werden, sind kenntlich und wohlerhalten mit lebendigen Farben dargestellt. Der große Tempel-Vorhof mit dem hohen Thorwege und bedeckten Säulengang, auf den vier Innenseiten nach Art des berühmten Kirchhofes zu Pisa oder der sogenannten Kreuzgänge an den Domkirchen des Mittelalters, hat wenig oder gar nichts gelitten, und bildet von Innnen und von Aussen mit bildlichen Darstellungen, Hieroglyphen und Basrelief bedeckt, eine fortlaufende jetzt drey tausend Jahr alte Chronik der Kriegs- und Friedenszeit Remeses III. Zur Christenzeit hatte man einen Theil dieser Historien-Malerey mit Kalk bedeckt, der sich wieder ablöset und lang verborgene Bilderscenen neuerdings an's Tageslicht bringt. Aegyptische Kriegszucht, Kolonnen, Vierecke, Frontmärsche, Schlachtordnung, Angriff, Bewaffnung, Schiffbau, Seegefechte, Heermusik, Eintheilung des Fußvolkes in Regimenter mit ihren Fahnenträgern und Befehlshabern kann der neugierige Alterthumsforscher hier wie in keiner andern Ruine Aegyptens in großen viereckichten Feldungen nach Muße betrachten. Aus den fließenden, auf weißem Grunde horizontal grün oder blau gestreiften Gewändern, langen Haaren und Adler-Nasen der Feinde schließt man auf asiatische Völker in Assyrien und Persien; eben so glaubt Hr. W. die Flüsse Oxus und Jaxartes mit dem See Aral und dem Kaspischen Meere in jenen bildlichen Darstellungen zu erkennen. Die Namen des feindlichen Volkes Rebo und des verbündeten Schairetana hat man entziffert. Die Fugen zwischen den Steinen dieses Bilderbaues sind mit Metall verschlossen und so für Regen und Sturm undringlich. Man rechnet nämlich in Theben ungefähr fünf Regenschauer jährlich und alle zehn Jahre einen heftigen Platzregen. —

Kap. II. Die Königsgräber. Bey der Ruine von Kurneh ist das angebaute Land kaum breiter als eine halbe Stunde, dann erheben sich die Vorsprünge der libyschen Bergkette; und wenn man im ausgetrockneten Bette eines Regenbaches zwischen den nackten, abgeschälten, röthlichbraunen Sandhügeln fortwandelt, gelangt man etwa zwey Stunden vom Flußufer entfernt in ein geschlossenes Thal ohne alle Vegetation, ohne Leben, ohne Wasser. In den mit verwittertem Gestein, Kieselgeröll und gelben Sande bekleideten Seitenwänden und einzelnen Vorsprüngen dieses Thales sind die berühmten Gräber mehrerer Thebanischen Könige, Biban el moluk, die Thore (die Hallen) der Könige, eigentlich unterirdische Paläste mit vielen Zimmern, Gängen, Seitengemächern, Brunntiefen, Stiegen und Sälen, ursprünglich vollständig eingerichtet und nach ägyptischer Weise mit Hausgeräthe, Wandmalereyen und Hieroglyphen geschmückt; das Ganze durch ein zugemauertes und mit Steingerölle verschüttetes Thor geschlossen und dem Blicke der Menschen entzogen. Diodor und Strabo geben ihre Zahl auf einige und vierzig an; Cambyses hatte sie schon geöffnet und ihres kostbaren Geräthes beraubt, und von den einigen und zwanzig die heut zu Tage offen sind, enthält keines den geringsten beweglichen Gegenstand von Werth; selbst die königlichen Sarkophage hat man zum Theil zerstört oder fortgeschafft und bereits fangen die Fremdlinge an, Stücke Hieroglyphen und Fresco-Malereyen aus den Wänden herauszubrechen und zum Andenken nach Europa zu tragen. Die schönste dieser königlichen Todtenhallen wurde bekanntlich in unsern Tagen durch den Italiener Belzoni wieder aufgefunden, indem sie schon vor unbekannter Zeit ausgeleert, aber unbeschädigt an Mauergemälden und Sarkophag wieder verschlossen ward. Die horizontale Länge dieses unterirdischen Hauses beträgt 320 Fuß und seine Tiefe ungefähr 180 Fuß. Der Eingang ist ein langer, 18 Fuß hoher und verhältnißmäßig breiter Corridor mit bemalten und beschriebenen Wänden und vielen Seiten-Zellen; dann hrt eine 24 Fuß tiefe und 29 Fuß breite Stiege

in das erste Stockwerk des Palastes hinab. Durch ein Thor gelangt man auf einer zweyten, horizontal eben so langen Stiege in das untere Stockwerk mit Kammern, Sälen und Hallen verschiedener Größe; die große Halle, ein prächtiges, nach allen Seiten 27 Fuß messendes und von 6 Säulen getragenes Viereck mit Seiten-Zimmern. Keine Stelle dieses weiten Gebäudes ist unbemalt und unbemeißelt, und die Farben — besonders die blaue und die grüne — noch so frisch und lebendig, daß man sie für „das Werk von gestern“ halten könnte, obgleich sie schon vor etwas mehr als 3000 Jahren aufgetragen wurden. Besonders merkwürdig schien Hrn. W. eine Wandmalerey in der Vier-Säulen-Halle, worin eine:

„Procession von vier verschiedenen Völkern, von rother, weißer, schwarzer und wieder weißer Hautfarbe dargestellt wird; sie gehen zu vier, und den Schluß macht der Gott Ra, d. i. die Sonne. Die vier (dunkel) rothen Figuren sind Aegyptier, unter dem Namen Rot, d. i. Menschheit bezeichnet; die vier folgenden, eine weiße Race mit blauen Augen, langen buschichten Bärten und kurzen Gewändern, sind eine nordische Nation, mit welchen die Aegypter lange im Kriege waren; die vier schwarzen deuten auf die Mittagsländer, sowie die vier letzten — ebenfalls ein weißes Volk mit Spitzbärten, blauen Augen, Haarbinden, Kreuzen und andern Sinnbildern um ihre Personen, und in lange weite Kleider gehüllt, nach den östlichen Ländern hinweisen.“

Hinter der Vier-Säulen-Halle ist ein Zimmer mit noch unvollendeten Fresco-Bildern, deren Figuren Hr. W. nicht betrachten konnte, ohne „der Geschicklichkeit und Ungezwungenheit in den Zügen dieser Umrisse den Tribut seiner Bewunderung zu entrichten.“ In dem ägyptischen Basrelief, fügt er bey, wurde durch den Künstler zuerst die Stellung der Figur mit rother Farbe angedeutet, worauf der Maler die Aussenlinien sorgfältig in Schwarz skizzirte und der Durchsicht des erstern unterstellte, welcher (wie man an etlichen Stellen sieht) alles was in Ebenmaß und Korrektheit der Haltung mangelhaft schien, nachträglich ausbesserte, worauf erst der Meisel sein Spiel begann.“ — Remeses II. mit dem Zunamen der Große, hatte sich alle diese unterirdischen Herrlichkeiten zu seiner letzten Ruhestätte erbaut. — Das von den Reisenden mit Nr. 11 bezeichnete Grab Remeses III., Sohnes und Nachfolgers des Vorigen, bleibt an Pracht, Farbenspiel und Ausdehnung weit hinter dem ersten zurück, bietet aber in einer Reihe Zimmerchen links und rechts am Eingange merkwürdige Darstellungen von Hausrath und Waffen und folglich von Sitten und Gebräuchen der alten Aegyptier dar. In einer Küche sieht man Ochsen schlachten, die Gelenke aufschneiden und in Kessel werfen, die auf einem Dreyfuß über Holzfeuer stehen; in großen Mörsern stossen, Fleisch klein hacken und in Körben, die an Seilen mitten im Raume schweben, gegen die Ratten sichern, Pasteten-Teig kneten, Flüssigkeiten mit Hülfe eines Hebers aus den Gefässen ziehen, Brodteig mit der Hand kneten, die Brode selbst auf hölzernen Platten in den Ofen schieben. In einem andern Zimmer sieht man alles was zur Nilschifffahrt gehört; in einem dritten sind Messer, gepolsterte Sturmhüte, Speere, Dolche, Köcher, Bogen, Pfeile, Pallasche, Panzerhemden, Wurfspieße, Keulen und Standarten; in einem vierten kann man seine Bewunderung über die wunderschönen, mit reichen und geschmackvollen Draperien bedeckten Stühle nicht zurückhalten: Sofa, Ruhebetten, Geschirre von Porzellan und Thon, kupfernes Geräthe, Kessel, kostbares Holz, gedruckte Zeuge, Leopardenfelle, Körbe von niedlicher Form, Becken und Wasserkannen, „deren Zeichnungen mit den Producten eines Kunsttischlers wetteifern,“ geben uns einen hohen Begriff von der Vollkommenheit, zu welcher sich das alte ägyptische Volk in den Künsten der Gesittung und der häuslichen Lebens-Bequemlichkeiten erschwungen hatte. Andere Gemächer zeigen die Nilüberschwemmung, die Kanäle, die Scenen und Erträgnisse des ägyptischen Feldbaues und seine Werkzeuge, das Pflanzen- und Thierreich, Garten- und Baumkultur, Blumen und Geflügel. —

Die historischen Gemälde in den Tempel-Palä-

sten zu Medinat-Habou und Karnak, und in den Königshallen des Todten-Thales bilden eine fortlaufende und vollständige Bilderchronik des altägyptischen Gesammtlebens zwischen 3000 bis 4000 Jahren vor unserm jetzigen Zeitalter. Bisher kennt man die Hallen von Remeses I., Osiri I., Remeses II., Remeses III., Remeses IV., Remeses V., Remeses VII., Remeses VIII., Remeses IX., Remeses X., Osiri II., Pthahme, Pthasepthah, Ammumeses, Prinz Remesso Manduho, Amunoph III. mit neun andern, von welchen man nicht bestimmen kann, wem sie angehörten. Jedoch gehören sie alle der 18ten, 19ten, 20ten und 21ten Dynastie der Könige von Theben, welche zwischen 1395 und 1125 vor unserer Zeitrechnung lebten.

Kap. III. Grabhallen von Priestern und Privatleuten. Hinter dem alten Tempel von Kurneh sind Grabhöhlen von Priesterfamilien und reichen Privatleuten aus dem Zeitalter Amunoph I. von 1550 vor Chr., und was besonders merkwürdig ist, man sieht in einigen dieser Grabkammern bereits Gewölbe von ungebrannten Backsteinen um die in zerreiblichen Felsen gehauene Zimmerdecke zu unterstützen. Wohl erhaltene Sculpturen und Fresco-Malereyen fehlen auch hier nicht, und

> „die Sitten und Gebräuche, die historischen Begebenheiten und religiösen Ceremonien versetzen uns zurück gleichsam in die Gesellschaft derjenigen, auf die sie sich beziehen, und wir können Unterhaltung und Beschäftigung der alten Aegyptier studiren gleichsam als wären wir Augenzeugen, wenigstens der in den Sculpturen dargestellten Scenen.“

In jenem Theile der großen thebanischen Necropolis, den man jetzt Assasif nennt, findet man die Begräbnißstätte eines Priesters, welche alle oben beschriebenen Königs-Hallen des Todtenthales an Ausdehnung weit übertrifft, indem die Länge 862 Fuß, der gesammte ausgehöhlte Flächeninhalt aber nicht weniger, als 22,217 Quadratfuß ohne Brunnenkammern beträgt. Es wäre unthunlich, Alles was in diesem Grabe sowohl als in vielen andern, worüber des dritte Kapitel Rechenschaft giebt, Merkwürdiges und Belehrendes zu finden ist, im Auszuge mitzutheilen: die Todtenstadt von Theben ist ein reiches Magazin, eine nicht leicht zu erschöpfende Fundgrube für gründliches Studium der ältesten Periode des menschlichen Geschlechts und seiner Kultur. Was griechische und hetrurische Kunst im weitesten Umfang anbelangt, so ist Altägypten der Grundstamm, aus welchem diese beyden Zweige hervorgewachsen sind, denn

> „elegante Vasen im Style, den man den griechischen nennt, sind in den ältesten Gräbern Thebens eine gewöhnliche Erscheinung, und in der That alle diese Formen von Vasen, die toscanische Einfassung so wie der größte Theil der gemalten Ausschmückung, die man an griechischen Ueberresten sieht, findet man auf ägyptischen Denkmälern aus der frühesten Epoche, selbst vor dem Auszuge der Kinder Israel; ein sicherer Beweis, daß sie hier zuerst erfunden worden sind.“ pag. 151.

Kap. IV. Im vierten Kapitel wendet sich der Verfasser auf das rechte oder sogenannte arabische Nilufer zu den Ueberbleibseln der eigentlichen Altstadt von Theben, von welcher außer den mehr oder weniger zerstörten Tempel-Palästen von Luksor und Karnak bekanntlich nur unbedeutende Spuren zu sehen sind. Hrn. Wilkinsons Bericht hierüber ist kürzer als man hätte erwarten sollen; sey es, daß ihn die ins Einzelne gehende Beschreibung der Königsgräber und der Ruinen des andern Ufers ermüdet, oder daß er selbst gefühlt hat, daß eine auch noch so genaue und umständliche Zergliederung eines Gebäudes und seiner Ausschmückung den Leser eher langweilen, als ihm ein vollständiges Bild des beschriebenen Gegenstandes liefern kann. Alle Berichte stimmen überein, daß die Ruinen von Karnak das Ausserordentlichste, und namentlich die guterhaltene Säulen-Halle oder Tempel-Vorhalle daselbst das größte und in seiner Art erstaunungswürdigste Gebäude der alten Welt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Topography of Thebes, and general view of Egypt. By J. G. Wilkinson, Esq London, 1835. XXXV. 595. 8.

(Fortsetzung)

Wir haben Denon's, Belzoni's, Prokesch's, Rifaud's, Acerbi's, Rosellini's, Champollion's und Wilkinson's Beschreibungen derselben gelesen und verglichen, gestehen aber gerne, daß wir uns dessen ungeachtet nur ein höchst verworrenes, dem Wesen wenig entsprechendes Bild gemacht hätten, wenn wir nicht zufälliger Weise selbst längere Zeit an Ort und Stelle gewesen wären. Auch sind wir überzeugt, daß die eifrigsten und gründlichsten Kenner biblischer Alterthümer nach hundertmaliger Durchlesung der ins kleinste Detail gehenden Angaben der heiligen Schrift, so wie der gelehrten Kommentarien eines Rosenmüller, eines Gesenius, eines Jahn, eines Sandbichler sich vom Salomonischen Tempel eben so wenig eine klare und richtige Idee machen können, als von dem Säulen-Vorhofe zu Karnak, wenn sie auch alle erdenklichen Reisebeschreibungen durchgangen haben. Ohne bildliche Darstellung oder Autopsie ist alle Mühe vergeblich. Man muß Medinet-Habou, Karnak und Philä gesehen haben um zu wissen, was für ein Gebäude der Sohn Davids eigentlich in Jerusalem errichtet habe, was der Vorhof der Heiden, der Vorhof der Juden, was das Allerheiligste und was die Priester-Korridore gewesen seyen.

Wenn Diodor von Sicilien (I. 46.) schreibt, der Drey-Gottheits-Tempel-Palast in Theben habe nach unserer Art zu reden eine geometrische Stunde im Umfang, so hat er die Wahrheit gar nicht verletzt, da die oftgenannte noch unzerstörte große quadranguläre Vorhalle allein einen Wald von 134 kolossalen Säulen bildet, von denen zwölf, zu beyden Seiten sechs, den Durchgang von einem Thore zum andern bilden, und die übrigen 122 an Höhe und Umfang weit übertreffen, indem auf dem Kapitäl einer jeden derselben hundert Menschen Platz haben; ihr Schaft ohne Piedestal und Abacus ist 66 Fuß hoch, hat über 37 Fuß Circumferenz und 12 im Durchmesser. Die Thore, so wie die vor denselben aufgestellten kolossalen Granitstandbilder Remeses II. stehen mit diesen Dimensionen im Verhältniß. Das Labyrinth von Gängen, Höfen, Obelisken, Tempelkammern, Thoren, Gemächern, Teichen, bedeckten und offenen Neben-Säulenhallen, Schutt und Trümmer, die von der zerstörenden Wuth des Cambyses und Lathyrus zeugen, läßt sich nicht faßlich beschreiben, noch viel weniger im Auszuge darstellen.

Auf dem scheinbar ältesten Theile dieses ungeheuren Baukomplexes fand Hr. W. den Namen des Königs Osirtesen I. welcher im 18. Jahrhundert vor Chr., d. i. um die Zeit der Ankunft Josephs in Unter-Aegypten, regierte (pag. 509). Die Namen der Pharaohnen Amunoph I. u. III.; Thothmes I. II. u. III.; Amunneitgori, Osiri I., Remeses II. u. III., Scheschonk I., Tirhaka, Sabaco und Psamatik I. zeigen deutlich genug, wie dieses große National-Heiligthum im Laufe von tausend Jahren, nach und nach erweitert, verschönert und ausgebessert wurde. Von den historischen Sculpturen und Malereyen, wie sie schon auf der andern

Nilseite beschrieben wurden, ist eine auf der Aussenwand des großen Vorhofes besonders merkwürdig, weil sie die Namen der Städte und Districte enthält, welche Scheschonk I. auf seinem Zuge gegen Jerusalem und König Roboam, Salomons Sohn, erobert hat. Ref. hat sich einige derselben abgezeichnet: das Bild, wie eine hochliegende Stadt erstürmt wird, deutet ohne Zweifel auf die Einnahme von Jerusalem und des Tempels, dessen Schätze damals bekanntlich nach Theben wanderten und zur Verschönerung der Stadt, ihrer Paläste und Tempel verwendet wurden. —

Kapitel V. (S. 197 bis 286) ist ein Corollarium der vier vorangehenden, indem es eine Gesammtübersicht der Sitten und Gebräuche der alten Aegyptier darstellt, wie sie der gelehrte Verf. durch Vergleichung der Sculpturen der Thebanischen Gräber mit den Angaben alter Schriftsteller gewonnen hat. Alles was man über diesen Punct bey Homer, Herodot, Plato, Theophrast, Strabo, Philo, Plutarch, Porphyrius, Agatharchides, Manetho, Dioscorides, Athenäus, Cicero, Virgilius, Seneca, Plinius, Columella, Juvenalis, Martialis, Hieronymus, Scherif Edrisi, Abülfedda, und in der hl. Schrift im Ganzen oder in zerstreuten Angaben findet, ist hier unter einen Gesichtspunct gebracht, kritisch gesichtet, mit dem Probierstein der Thebanischen Grab-Bilderchronik berührt, und als stehendes, für alle Zukunft geltendes und abgeschlossenes Resultat dem Leser hingestellt. Längere Zeit nach dem famösen Voltaire'schen „Hérodote ne ment pas toujours“ gehörte es zur Tagesordnung, diesen berühmten Mann des griechischen Alterthums nur mit Achselzucken zu erwähnen, bis ihn endlich nach Herausgabe des großen Denon'schen Werkes und anderer Reisebeschreibungen ein Deutscher Gelehrter in seine specielle Protection genommen, seine Wahrhaftigkeit in manchen bisher angefochtenen Stellen nachgewiesen und durch sein Ansehen so viel bewirkt hatte, daß die große, vielschreibende aber wenig selbstdenkende Masse der Historiker, plötzlich von Voltaire's Meynung absprang und Herodots Neun-Musen für ein untrügliches Orakel der alten Geschichte erklärte. Für solche demüthige, schilfrohrbewegliche Autoritäts-Diener und Nachbeter hat der orientalisch und occidentalisch gründlich gelehrte Wilkinson sein fünftes Kapitel geschrieben. Er gibt Nachweisungen über ägyptische Privathäuser, deren Bauart und Einrichtung; über Gärten, Weinberge und Bewässerung, welche letztere ohne alles complicirte Maschinenwesen nur durch Händearbeit verrichtet wurde, wie aus den Fresco-Malereyen zu ersehen ist. Wilkinson, der Engländer, meynt, dieses werfe einen Schatten auf den Character der ägyptischen Priesterschaft, denn (S. 202.)

> „Männer, welche Maschinen zum Fortschaffen und Aufrichten erstaunungswürdiger Granitmassen erfanden, die bleibende Beweise ihres Genie's sind, hätten gewiß auch eine viel weniger mühselige Art der Bewässerung erfinden können als bloße Hände-Arbeit.“

Andere könnten aber gerade in diesem Umstande eine besonders fürsorgliche Klugheit der Priester erkennen, da sie in Rücksicht auf Uebervölkerung des Landes Menschenhände nicht durch Maschinen ersetzen, oder, wie sich Herr von Koch-Sternfeld irgendwo ausdrückt, „das Grundvermögeu nicht mechanisch angreifen wollten.“ — Weinbereitung, Kelter, Bier; *) eßbare Pflanzen; Bäume, Bodenproducte, Getreidarten und Hülsenfrüchte; Medicinal-Pflanzen; Oele; Blumen; wilde Kräuter; ländliche Ergötzungen; Eintheilung der Bevölkerung in Kasten; stehendes Heer, Waffen, Kriegsmaschinen, Sold und Ration der Krieger, Leib-Garden, militärische Strafen, gymnastische Uebungen, Musik und Instrumente, gesellschaftliche Unterhaltungen; Zimmereinrichtung und alltägliche Lebensweise; Hausthiere und Federvieh,

*) Deutsche können sich heut zu Tage in den Lehmhütten von Luksor mit einer Art Weizenbier laben, welches die Eingebornen Busi nennen.

Brütöfen; Familien-Sitten; Gerechtigkeitspflege; Münzwesen; Staatsverträgnisse, Bevölkerung und Handel; Toilette; Einbalsamirung; Schreibart; Glas- und anderes Geschirr bilden den Inhalt dieses Abschnittes. — Wenn diese einzelnen, das ganze öffentliche und Privatleben umfassenden Gegenstände nur nach schriftlichen Angaben des Alterthums abgehandelt wären, würde uns Hr. Wilkinson mit aller seiner Gelehrsamkeit dennoch kein besonderes Vertrauen einflößen; da er aber Satz für Satz seine Doctrin bildlich und augenfällig nachgewiesen, und durch den Besuch der Grotten von Theben und Beni-Hassan jedermann selbst die strengste Controle üben kann: so muß man diesen Theil der ägyptischen Alterthumskunde als einen Gegenstand betrachten, der in seiner Grundlage abgeschlossen ist und keiner weitern Discussion unterliegen kann. — Als Zugabe zu diesem Kapitel folgt vergleichungsweise eine eben so merkwürdige als gründliche Nachweisung über Landbau und Producte des heutigen Aegyptens, über Land- und Staats-Haushalt und Preis-Curant aller Kunst- und Naturerzeugnisse Aegyptens in der neuesten Zeit. Wenn Ref. besonders in diesem letzten Abschnitte der Nüchternheit, der Sorgfalt, dem Scharfsinn, der Gründlichkeit und den umfassenden Kenntnissen Hrn. Wilkinsons seine Bewunderung nicht versagen kann, ja hierin das Beste sieht, was über diesen Punct bis jetzt geschrieben wurde, so könnte man diese unbedingte Anerkennung fremden Verdienstes leicht für das Ergebniß eines von gelehrtem Schimmer bestochenen und überwältigten Gemüthes erklären und Ref. selbst müßte so glauben, wenn er Aegypten nicht selbst gesehen und aus Ekel über die lobhudelnden, mit Enthusiasmus, wallendem Blute und Athemlosigkeit geschriebenen Reiseberichte nach einer durchgehends auf Selbstbeobachtung und Selbstforschung gegründeten Ansicht dieses Landes und seines gegenwärtigen Zustandes gestrebt hätte. Und wenn er nun die Bemerkungen seines eigenen Tagebuchs, welches sich übrigens mit den Verdiensten des Wilkinson'schen nicht messen kann, in manchem Puncte buchstäblich bestätigt sieht, so kann er eine gewisse innere Zufriedenheit nicht verbergen. Wenn englische Schriftsteller von Regenten sprechen, beobachten sie gewöhnlich einen eigenthümlichen Grad von Schicklichkeit, was besonders zu loben ist. Hr. Wilkinson weicht in Beziehung auf Mohammed Ali von dieser Sitte seiner Landsleute nicht ab, und glaubt an diesem mohammedanischen Fürsten ein natürliches Gefühl für Gerechtigkeit und schonende Behandlung seiner Unterthanen nicht verkennen zu dürfen, während er die fiskalische, alles zerstörende Tyranney der Verwaltung und die unerträgliche Bedrückung des Landbaues ebenso anschaulich als gewissenhaft und vollständig nachweist. Hr. W. hofft sogar (S. 282.) Tage der Glückseligkeit und das Ende aller Unterdrückung durch Mohammed Ali's transscendente Regierungs-Geschicklichkeit für das ägyptische Landvolk erscheinen zu sehen. Diese Hoffnung theilen wir nicht, weil alles dieses nach unserer Meynung nicht eher geschehen wird, als bis Mohammed Ali die Mittel gefunden hat, große Flotten zu zimmern, große Heere zu erhalten, das westliche Asien zu erobern, alle Launen und Einfälle des Augenblicks, wie sie nur ein talentvoller Herrscher haben kann, vollständig zu befriedigen, die unerhörten Gehalte seiner Beamten zu bezahlen und die Habsucht des untergeordneten Gesindels der fiscalischen Agenten bis zum letzten Schreiber herab mit Geld und sinnlichen Genüssen zu sättigen, ohne tiefer als billig in die Taschen seiner arbeitsamen Unterthanen zu langen. Der ägyptische Bauer hofft von türkischer Gerechtigkeit nichts; eine Besserung seines Looses scheint ihm nur unter einer christlichen Verwaltung möglich. —

Kap. V. (287 — 422) enthält eine schmucklose nüchterne Aufzählung alles dessen, was Aegypten zwischen Alexandria und Theben an Bemerkenswerthem sowohl aus der alten als der neueren Zeit ent-

hält. Einer, der im Begriffe ist das Land zu besuchen, findet hierin ein wohlgeordnetes Vademecum, eine Reiseroute, um auf seiner Wanderung nichts zu übersehen, was zur Berichtigung und Erweiterung der Kenntnisse über dieses Wunderland sowohl als zur Befriedigung der Neugierde dienen kann. Hat man aber Aegypten selbst gesehen, so hat die Lesung dieses Kapitels einen doppelten Werth, weil man die aus eigener Anschauung hervorgegangenen Bilder stets mit den Bemerkungen eines der gründlichsten, unterrichtetsten und vorurtheilsfreyesten Beobachter vergleichen kann, welche je die Ufer des Nilstromes besucht und beschrieben haben. Bey den vorzüglichen Kenntnissen des Arabischen und Koptischen, die den Erklärungen des Hrn. W. vor dem Tribunale der Wissenschaft ein so großes Gewicht verleihen, hat es uns Wunder genommen, daß der gelehrte Mann nur von dem Worte „Pyramide" keine Deutung versucht.

(Fortsetzung folgt.)

Species général et Iconographie des coquilles vivantes, comprenant le Musée Masséna, la collection Lamarck, celle du Muséum d'histoire naturelle et les decouvertes récentes des voyageurs par L. C. Kiener. Paris, Duménil et Baillère. Livr. I — XIV. 1834 — 36. 8.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, eine vollständige Sammlung von Abbildungen aller Konchylien zu veranstalten und so zu einem mäßigen Preise den Naturforschern ein Werk in die Hand zu geben, welches die zahlreichen, aber fast immer unvollendet gebliebenen älteren Werke der Art entbehrlich macht. Die Stellung des Verfassers, die ganze Anlage des Werkes, die Ausführung der vorliegenden Hefte, ihre bisherige rasche Folge erwecken das günstigste Urtheil.

Herr Kiener ist Konservator des Museums Massena, das von dem Sohn des bekannten Marschalls Herzog von Rivoli gegründet wurde und schon im Jahre 1827,

als es Ref. sah, beträchtlich war. Die Grundlage der Konchylien-Sammlung des Herzogs bildet die berühmte Lamarck'sche und sie enthält daher die von Lamarck in seiner klassischen Histoire naturelle des animaux sans vertèbres beschriebenen Arten; schon deshalb ist diese Iconographie von großem Werthe, da es bekanntlich nicht möglich war, über alle Lamarck'sche Arten nach bloßen Beschreibungen sich zu verständigen.

In der Einleitung sagt der Verf., daß er zuerst den Plan gehabt habe, das Werk in zwey Abtheilungen zu bringen; die erste sollte die von Lamarck beschriebenen Arten, die zweyte die älteren von Lamarck übersehenen und die neu entdeckten Arten enthalten. Es scheint uns sehr zweckmäßig, daß dieser Plan aufgegeben wurde und bey jeder Gattung sogleich alle Arten beschrieben und abgebildet worden sind.

Ganz vorzüglich zu loben ist die Anlage des Werks auch in so ferne, als die Arten nicht unter einander gegeben werden, sondern immer vollständige Monographien einer Gattung mit allen Arten, wenn diese auch noch so zahlreich sind. Dadurch wird die Bequemlichkeit beym Gebrauche außerordentlich erhöht und jedem, der Konchylien bestimmen muß, sehr viele Zeit erspart; nichts ist unangenehmer, als wenn die Arten einer Gattung in einer Menge von Heften und Bänden zerstreut sind. Ferner erhält man immer etwas Abgeschlossenes und Vollständiges und wenn das Werk auch nicht bis zum Schlusse könnte geführt werden, so hätte man doch eine Anzahl in sich geschlossener Monographien. Wünschenswerth wäre es allerdings gewesen, wenn die Genera hätten in systematischer Folge gegeben werden können; wir wissen aber wohl, daß hier große Schwierigkeiten entgegentreten.

Bey jeder Gattung wird, wo es möglich ist, auf der ersten Tafel eine Abbildung des Thiers gegeben. Sehr zu loben wäre es freylich gewesen, wenn jede Monographie mit der Anatomie einer Art eröffnet worden wäre; vielleicht entschließt sich der Verfasser dieß noch nachzuholen; die Werke von Poli, Cuvier, von Quay und Gaimard würden hiezu ein reiches Material bieten. Der Text ist sehr zweckmäßig eingerichtet; zuerst wird die Gattung ausführlich beschrieben; die Arten erhalten ihre lateinische Diagnose und eine ausführlichere französische Beschreibung. Auf den Tafeln stehen leider nur die französischen Namen der Arten; es hätten hiezu die lateinischen Namen gewählt werden müssen, um so mehr, da gewiß die Hälfte der Exemplare des Werkes im Auslande abgesetzt werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Topography of Thebes, and general view of Egypt. By J. G. Wilkinson, Esq. London, 1835. XXXV. 595. 8.

(Fortsezung)

In der ägyptischen Topographie findet man heut zu Tage, mit Ausnahme des Stadtnamens Alexandria (E' Skanderieh), keine einzige Benennung, die nicht Koptisch oder Arabisch ist, und die alten Aegyptier waren in diesem Puncte so unerbittlich, daß sie selbst der von Alexander gegründeten Weltstadt noch immer den Namen des alten daselbst gelegenen ägyptischen Fleckens Racotis gaben, wie man in den Auszügen koptischer Manuscripte bey Akerblad sehen kann. Von den kindischen Deutungen der alten Griechen und ihrer Nachfolger von Strabo bis Lamartine herab, welche auch in morgenländischen Namen das hellenische als primitiv annehmen, wird hier nichts gemeldet, denn heute weiß man doch ziemlich allgemein, daß z. B. alle die Apollinopolis, Lycopolis, Panopolis, Diospolis, Latopolis und Antinopolis des Nilthales bey den Landeskindern jeder Zeit Edfu, E'Sne, Chmim, E'Siut, Hou, Amun-eï und Besa genannt wurden. Von dem griechischen Substantiv *Πῦρ*, Feuer, kann also bey Erläuterung des Wortes „Pyramide" unter morgenländisch gelehrten Leuten nicht weiter die Rede seyn; Arabisch ist der Name auch nicht, weil sie dieses Volk in seiner Sprache „Heràm" nennt; *) das Koptische allein ist übrig, aus welchem unsers Wissens zuerst der berühmte Volney eine Erklärung versuchte, die dann in unsern Tagen der Italiener Belzoni als seine eigene geltend machte, obgleich er sie wörtlich ausgeschrieben hatte. So viel wir auswendig wissen, nahm der berühmte Verfasser der „Ruinen" ein koptisches Wort Bur, die Grube, Höhle, nnd das alte Semitische mut, موت todt, als Grundlage seiner Deutung an. Dieser Meynung setzen wir eine andere entgegen, und erkennen in den Pyramiden das altkoptische Wort *ΠΙΡΗ* (lautet Pirâ und Pira), die Sonne, der Phra, Pharaoh, denn dieß ist die Bedeutung des allgemeinen Namens der ägyptischen Könige, wie der Verf. S. 5. andeutet. Könnten wir das von den Mönchen eines der Natronsee-Klöster so eifersüchtig verschlossene Koptisch-Arabische Lexicon einsehen, so zweifeln wir nicht, auch den noch übrigen Theil des Wortes Pyramide in seiner wahren Bedeutung zu finden, weil es sich dann entschieden ausweisen müßte, ob die alten Aegyptier wie ihre Nachbarn und Nachfolger — die Araber — die Säule mit amude, ⁰ⲁⲙⲟⲩⲧ, oder einem ähnlichen Worte bezeichneten. Also bis zur Erlangung besserer Einsichten schlagen wir vor, an den Pyramiden „Sonnen-Säulen, Pharaoh-Säulen" zu erkennen. — Daß die von den Griechen „Sphynx" genannte Steinfigur ein vollkommen altägyptisches Antlitz habe, wie man sie an den Fresco-Malereyen der Katacomben und Tempel Thebens, ja auch an manchem Exemplar heut lebender Kopten sieht, erkannten wir beym ersten Anblick jener sonderbaren Schöpfung des ägyptischen Meisels; daß sie aber ein männliches Wesen und ein sinnbildliches Por-

*) ܚܪܡ der Plural von ܚܪ herm, welches einen Gegenstand äußerst hohen Alters bezeichnet.

trät eines alten Pharaoh, Thothmes IV. sey, ist eine Beobachtung, die Hrn. Wilkinson ganz allein angehört. „Stärke mit Weisheit vereint, bezeichnet der auf den Körper eines Löwen gestellte Menschen-Kopf.“ —

Daß man bey Strabo und Plinius über ägyptische Dinge manchmal bessere Nachrichten findet als bey Herodot, zeigt sich unter andern sehr gut, wenn man die Angaben dieser drey Autoren über den See Möris und das Labyrinth vergleicht. Herodot, wie Hr. W. pag. 354. nachweist, verwechselte den See Möris mit dem vom Nil in das Fayum (von den Griechen Nomos Arsinon genannt) hereinlaufenden Canal, der allerdings und zwar allein ein Werk menschlicher Hände ist, Moeridis lacus, hoc est, fossa grandis, Plin. XXXVI. c. 12. Eben so zeigt der Vf. unwiderleglich, daß nach der Nilüberschwemmung vom See Möris, heute Birket el Karn genannt, das Wasser in keinem Zeitalter wieder in den Nil zurückfließen konnte, wie Herodot schreibt, da die Seefläche gegen 120′ niedriger als das Flußufer bey Benisouef ist. Vom Canal dagegen geschah dieß im Alterthum, wie es heut zu Tage geschieht. Auch sey das Labyrinth des Menes, Möris, Mendes und der zwölf Könige offenbar ein und dasselbe Gebäude, wie es schon der berühmte D'Anville behauptet. Unterdessen sieht man vom ganzen Gebäude nichts mehr als die Säulen von blendend weißem Steine, die zu den bey Herodot beschriebenen Vorhöfen gehörten. Den Ort dieser Ruinen nennen die heutigen Einwohner des Landes Hawara. Die Ueberbleibsel altägyptischer Bäder am Ufer des Fayum-See's zeigen deutlich genug, daß die Fläche desselben heute von ungefähr derselben Höhe ist, wie im Alterthum. Aus Plinius weiß man übrigens, daß jenes berühmte Labyrinth durch die Einwohner eines benachbarten Bezirkes großentheils zerstört wurde und zwar aus Feindschaft gegen die Krokodile, die im Labyrinthe großen Credit genossen. Die Landschaft Fayum selbst, ein Seitenthal, dessen Eingang vom Nilufer bey Benisouef ungefähr vier Wegstunden entfernt ist, gilt heute noch wie ehmals für den fruchtbarsten Theil Aegyptens, und seine Gärten, seine Rosen, Aprikosen, Feigen, Trauben und Oliven, die es neben den übrigen Producten des Nilthals vorzugsweise besitzt, machen es eben heute noch zum Gegenstande der Lobpreisungen und des Neides der Nilanwohner, obgleich nach Aussage der Fayumiten selbst in ihrem Thale von 366 Ortschaften nur noch 66 übrig sind, das ist nach Hrn. W. Deutung, die 70 heutigen Ortschaften Fayums seyen etwa die Hälfte der ehemaligen, deren Gebiet der Libysche Sand eingenommen.

In der Felsenwand bey Beni Hassan am rechten Nilufer sind die berühmten Grabkammern eingehauen, welche zugleich mit den Pyramiden und einigen Monumenten Thebens zu den ältesten und merkwürdigsten Ueberbleibseln des ägyptischen Alterthums gehören. Die elegante Form dieser Katacomben und ihre Fresco-Malereyen sind gleich berühmt; jede Kammer hat vier niedliche Pfeiler, in welchen Kunstkenner die erste und älteste Idee der Dorischen Säule finden wollen; sie sind so geordnet, daß jedes Grabzimmer durch dieselben in ein Mittelschiff nnd zwey Seitenflügel getheilt wird. In den nördlich liegenden sind es sechzehnseitige, leicht kannelirte Polygone, der Schaft ist etwas unter 9 Fuß, oder fünf Durchmesser hoch und mit einem Abacus gekrönt. In den südlich liegenden Kammern aber bestehen die Säulen aus vier zusammengebundenen Stengeln von Wasserpflanzen mit einem Kapitäl in Gestalt einer Lotusknospe, welche in vier ausspringende Lappen, gleich dem Schafte selbst, getheilt ist; zugleich ist in jeder derselben ein Brunnen, in welchem der Leichnam eingesenkt wurde. Malereyen der merkwürdigsten Art bedecken alle Wände, ein Bilder-Commentar über uralt ägyptisches Leben: man sieht Glasbläser, Goldarbeiter, Bildhauer, Maler, Flachsarbeiter und Töpfer, mit allen ihren Werkzeugen kunstreich dargestellt, auch den Angriff einer Festung mit Hülfe von

Kriegsmaschinen, Ringer und Taschenspieler sieht man. In einer andern Darstellung erhalten einige Bauern, worunter auch ein Weib, mit ungeheuern Stöcken die Bastonnade, ein Beweis, daß der Stock im Lande Aegypten schon in den urältesten Zeiten eine wichtige Rolle spielte, und die türkische Regierung in diesem Puncte nur in die Fußtapfen der Pharaonischen tritt. Man liest aber auch irgendwo bey Diodor oder Ammianus Marcellinus, daß ein ägyptischer Bauer es für unrühmlich hielt die Steuer zu bezahlen, ohne vorher geprügelt zu seyn. Eben so muß es zu Folge dieser Grottengemälde schon in uralten Zeiten üblich gewesen seyen, daß die Großen der Erde Zwerge und mißgestaltete Personen in ihrem Gefolge hatten.

Der unermüdete W. besuchte auf der Westseite des Nils alle noch zu Aegypten gehörige Oasen, so wie auf der Ostseite die Steinwüste zwischen dem Nilthale und dem rothen Meere, wo er den gegenwärtigen Zustand der uralten Hafenorte, Bergwerke, Zwischenwege und Stationen genau und zuverläßig erhebt. In den Oasen findet man bekanntlich häufig warme Brunnquellen, die in verschiedenen Tagzeiten eine verschiedene Temperatur, wenigstens scheinbar, zeigen, wobey natürlich jedermann an den Sonnenbrunnen der Jupiter Amons-Oase denkt, von welchem Curtius im 4ten Buche seiner Geschichte Alexanders erzählt. Bey Zubbo in der kleinen Oasis fand Hr. W. bey einem äußern Luftstande von $8\frac{1}{2}$° R. das Wasser einer dieser Warmquellen (am 3. Februar) gleich nach Sonnenaufgang $18\frac{1}{2}$° R.; folglich an der Hand sehr warm; um Mittag hatte die äussere Luft 15° R., das Wasser 21° und war an der Hand kalt; Abends hatte die Luft $12\frac{1}{4}$° und das Wasser $20\frac{1}{4}$° und war folglich wieder warm anzufühlen, wie der Sonnenquell beym Amons-Tempel: „Sub lucis ortum tepida manat; medio die ... frigida eadem fluit; inclinato in vesperam calescit; media nocte fervida exaestuat.“ Den Versuch um Mitternacht hat Hr. W. nicht angestellt.

Kap. VII. S. 423 — 474 führt die antiquarische Reise von Theben bis Suan und der ersten Kataracte des Nilstromes, dem äußersten Südgrenzpuncte des eigentlichen Landes Aegypten fort. Als Zugabe dieses Kapitels folgt von S. 474 — 503 noch eine kurze Uebersicht der alten Denkmäler, die der Wanderer jenseits des nördlichen Wendekreises in der heißen Zone zwischen Suan und Ouadi Halfa oder der ersten und zweyten Kataracte findet. Die Propyläen von E'Sne, die Grotten von El Kab, der große Tempel von Edfu und die Stromenge von Silsili mit ihren Steinbrüchen bieten in diesem Theile des Landes den vorzüglichsten Stoff für antiquarische Beobachtung und Bewunderung uralt-ägyptischer Kultur. Bey E'Sne wird das Nilthal enge, und schließt sich endlich bey Silsili völlig, indem sich die dürren, niedrig streichenden Sandberge beyderseits dicht an das Rinnsal herabziehen. Eine lange Strecke rinnt der Strom in gerader Linie wie durch ein im Felsen ausgehauenes Thor, ausserhalb welchem das Land plötzlich einen andern Charakter annimmt. Alt-Aegypten endet bey Silsili und Aethiopien beginnt, ein braungelbes, baumloses, trauriges afrikanisches Hügelland. Zwar bildet das Ufer, meistens auf der arabischen Seite, hin und wieder einen ausspringenden Winkel niedrigen Grundes, wo oasenartig Kultur und Menschen sind, allein diese letzteren sind schon schwärzlicher Hautfarbe und gehören mehr der äthiopischen als ägyptischen Race an. Hadschar Silsili ist bekanntlich der volle arabische Name dieses seltenen Thores, und bedeutet so viel als Stein-Kette. Aus den unermeßlichen Sandsteinbrüchen dieser Gegend wurde das Material zu den meisten Tempeln und Städten Alt-Aegyptens geholt. Felsen-Corridore mit Pfeilern, Kammern, Königshieroglyphen und bildlichen Darstellungen aus Friedens- und Kriegszeiten geben reichlichen Stoff zu Abhandlungen über Bauwerke, Zeitrechnung, Mythologie und Farbenbereitung der alten Aegyptier, über welchen letztern Punct Hr. W. S. 443 einige besonders gute Notizen mittheilt:

„Man hatte nur Wasserfarben, von denen roth und gelb mit unübertrefflicher Vollkommenheit aus Oker bereitet wurde. Grün und blau waren Kupfer-Extracte; auf die Verfertigung aller aber so viel Sorgfalt verwendet, daß ihr Glanz an vielen selbst der Luft ausgesetzten Orten heute noch nicht erbleicht ist, und aus ihren abgefallenen Resten nach Umfluß von 3000 Jahren noch Farbkuchen (cakes) gebildet werden können.“

(Fortsetzung folgt.)

Species général et Iconographie des coquilles vivantes etc.

(Schluß.)

Folgende Monographien sind bis jetzt geliefert; mehrere Gattungen sind zahlreich an Arten und laufen durch mehrere Hefte.

Marginella mit 42 Arten auf 9 Tafeln; Lamarck beschreibt nur 25 Arten *), Buccinum mit 101 Arten auf 29 Tafeln (58 Arten bey Lamarck); Eburna mit 6 Arten auf 3 Tafeln (5 Arten bey Lamarck). — Dolium 9 Arten auf 5 Tafeln (bey Lamarck 7 Arten). — Harpa; hier sind die 8 Arten Lamarcks auf 5 reduzirt und viele Varietäten und Altersstufen auf 6 Tafeln abgebildet. — Cassidaria 6 Arten auf 2 Tafeln (5 bey Lamarck). — Cassis 26 Arten und viele Varietäten auf 16 Tafeln (bey Lamarck 25 Arten). — Pyramidella 6 Arten auf 2 Tafeln (5 bey Lamarck). — Tornatella, die 6 Arten Lamarcks sind auf 5 gebracht und auf einer Tafel dargestellt. — Thracia Leach; die einzige Bivalvengattung, welche bis jetzt dargestellt ist; die Abbildung des Thiers ist neu und sehr interessant; Leach stellte die Gattung auf, einige Arten hatte man sonst zu Mya gestellt; die Beschreibungen der 4 Arten auf 2 Tafeln sind nach Deshayes. — Purpura; diese Gattung füllt die letzten Hefte und bis jetzt 9 Tafeln; der Text fehlt noch, von hier an hat der Verf. sehr zweckmäßig die lateinischen Namen der Tafel beygefügt.

Die technische Ausführung, Stich und Illumination, sind ganz ausgezeichnet und einige Figuren wahre Gemälde. Der Text ist ebenfalls sehr schön gedruckt und, wie wir oben bemerkten, ganz genau und gründlich. Der Preis ist sehr mäßig, 6 Franks das Heft. Es sollen ungefähr 150 Hefte in 10 Bänden werden; alle 3 Wochen sollte ein Heft erscheinen, ein Termin, der indeß nicht ganz genau eingehalten wurde. In 10 Jahren könnte das Werk vollständig seyn. Wegen Mangel an Absatz dürfte die Unternehmung nicht ins Stocken gerathen, da sich bis jetzt schon, wie wir hören, über tausend Abonnenten finden. Der Verf. soll gegenwärtig mit der schwierigen Gattung Helix beschäftigt seyn und wir wünschen sehr, daß dieselbe erscheinen möchte, damit die zahlreichen Liebhaber und Sammler, die sich bloß mit Land- und Süßwasser-Konchylien beschäftigen, auch bald ihre Wünsche befriedigt sehen.

R. Wagner.

*) Da es interessant ist, die Entdeckungen seit Lamarck numerisch zu vergleichen, so hat Ref. die Zahl der von dem Letzteren aufgeführten Arten aus dessen Werk entlehnt und in Klammern beygesetzt.

Magazin de zoologie. Deuxième partie. Bulletin zoologique ou annonce et analyse de tous les ouvrages et mémoires qui se publient sur la zoologie, l'anatomie et la physiologie comparées et de tout ce qui a rapport à ces sciences dans les travaux des académies et sociétés savantes etc publié sous la direction de F. E. Guérin. Paris, 1835. Livr. 1 — 5. 8.

Zu den schlimmen Folgen der July-Revolution und der nachherigen lange dauernden unruhigen Bewegungen in der Hauptstadt Frankreichs, welche so viele wissenschaftliche Unternehmungen zu Grunde richteten, gehört auch die Unterbrechung des bekannten und geschätzten Bulletin's von Ferussac, welches mit Ausschluß der Theologie und Jurisprudenz sich über alle Fächer des Wissens verbreitete, die Abhandlungen aus allen Zeit- und Gesellschaftsschriften der Welt im Auszuge mittheilte und auf die litterärischen Erscheinungen in allen Sprachen geeignete Rücksicht nahm. Trotz der mancherley Mängel, woran alle Unternehmungen ähnlicher Art, vorzüglich wegen der sehr ungleichen Tüchtigkeit der nöthigen zahlreichen Mitarbeiter leiden, erfüllte das Bulletin doch ein sehr wesentliches Bedürfniß, nicht bloß, wenn auch am meisten, für Frankreich, wo ausgedehnte Sprachkenntnisse noch jetzt eine Seltenheit sind, sondern auch für das Ausland und namentlich für Deutschland, wo, selbst die größten Hauptstädte nicht ausgenommen, nirgends solche litterärische Hilfs-Mittel sich finden, wie in Paris; hier hat die königliche Bibliothek einen jährlichen Etat von 130,000 Gulden und außer ihr bestehen noch eine Menge Neben-Bibliotheken, wovon die der Akademie der Wissenschaften und des Pflanzengartens alle naturwissenschaftlichen Werke des In- und Auslandes in einer Vollständigkeit enthalten, wie man sie in Berlin, München, Göttingen vergebens sucht. Mit einer außerordentlichen Thätigkeit hatte Ferussac sich bemüht und dabey einen großen Theil seines Vermögens geopfert, um alle Zeit- und Gesellschafts-Schriften für den Anfang zu erwerben (denn später konnten viele durch Tausch gegen Exemplare des Bulletin erhalten werden), und Bureaus in seinem großen Hause (rue de l'Abbaye) errichtet, wo auch Fremde mit großer Liberalität aufgenommen waren, wo die Directoren der Sektionen arbeiteten, Uebersetzer mit den Artikeln in weniger verbreiteten Sprachen z. B. der dänischen, schwedischen, russischen, polnischen beschäftigt waren und wo man ausgezeichnete Gelehrte der Hauptstadt zu allen Tageszeiten treffen konnte. (Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Topography of Thebes, and general view of Egypt. By J. G. Wilkinson, Esq. London, 1835. XXXV. 595. 8.

(Fortsetzung)

Wir selbst schabten von einigen, mit roth und gelb bemalten Hautrelief gezierten, Trümmern welche frühere Reisende aus den Seitenwänden Thebanischer Königsgräber herausgeschlagen hatten, die Farben ab, und können demnach Hrn. Wilkinson's Angaben bekräftigen.

Die irrigsten Vorstellungen hatte man in Europa von jeher über die Kataracten oder den sogenannten ersten Wasserfall des Nilstromes ober Suan zwischen den Inseln Elephantine und Philä. Herodot wollte das Tosen des von den Felsen rauschenden Wassers stundenweit gehört haben, nnd der Verfasser des Somnium Scipionis schreibt gar, der Nil stürze bey Siene von den höchsten Gebirgen herab und zwar mit solchem Gebrülle, daß der an dem Wasserfall wohnende Volksstamm gänzlich des Gehörsinnes beraubt sey. An eine dem Rheinfalle bey Schafhausen ähnliche Erscheinung denken unter dem Nilfalle bey Suan selbst die billigsten; aber auch dieses ist noch zu viel, und wir selbst waren nicht wenig betroffen, als die Leute in Suan erzählten, man könne die Schellal (dies ist der einheimische Name der Kataracte) in jeder Jahreszeit, besonders aber beym Hochwasser nicht nur stromabwärts sondern mit Seilziehen selbst stromaufwärts in geeigneten Schiffen passiren. Der Strom rinnt eine Strecke von etwa zwey Wegstunden über ein Granitfelsenbett, dessen einzelne Massen in größerer oder geringerer Höhe, Breite und Länge insularisch über die getheilten Wasserarme hervorragen, zu beyden Seiten des Flußes aber sich in gigantische Massen und sonderbaren Gestalten hoch in die Luft erheben. Das Wassergeräusch kann hier nur für einen Bewohner des Nilthales als etwas Ausserordentliches erscheinen; denn Aegypten ist das Land der Grabesstille, von schweigsamen Sand-Wüsten rings umgeben, ohne Wald- und Gebirgsbäche; träge und gleichsam heimlich schleicht der Nil von Suan wie zwischen Gartenbeeten zu seiner Mündung hinab; wer ihn nicht sieht, ahnet sein Daseyn nicht, und das Ohr seiner Anwohner ist an keinerley Art etwas gewaltiger und erschütternder Luftbewegung gewöhnt, wie die Bewohner Europa's und überhaupt der nördlichen Länder; Aegypten ist die eigentliche Heimat des contemplativen Lebens, des ruhigen in sich selbst versunkenen Daseyns. Für einen solchen Mann haben die Kataracten freylich etwas Schauerliches und geisterhaft Unheimliches; er glaubt sich ausserhalb der Welt in eine Region versetzt, wo die Natur in fürchterlicher Majestät ihre Kraft entwickelt. Man hat ausgerechnet, daß auf der ganzen, bey zwey Stunden langen Felsenströmung oder Katarakte der Fall des Wassers nur fünf bis sechs Fuß beträgt. In Aegypten selbst von Suan bis Rosette fällt der Nil nicht mehr als 5 Zoll in der englischen Meile, oder im Ganzen ungefähr 300 Fuß auf einer Strecke von mehr als 740 engl. Meilen, oder bey 247 Stunden Wegs (S. 466, Anmerkung *).

Oberhalb der ersten Kataracte und mit dem In-

selchen Philä beginnt bekannter Maßen das Land Nubien, Kusch oder Aethiopien, wo man nirgends mehr langgestreckte fruchtbare Ebenen wie in Aegypten findet. In der Regel reicht die Wüste an beyden Seiten bis dicht an den Fluß; ein gelbbraunes Hügel- oder Bergland von der bizarrsten Gestaltung ohne Baum, ohne Gras, ohne Wasser, ohne alles Leben; Steingeröll, Flugsand, verwittertes, festgetretenes Erdreich zu natürlichen Pyramiden aufgethürmt, nackte Felsen und Sandsteinwände abwechselnd links und rechts so weit das Auge reicht. Ausnahmsweise trifft der Schiffer hin und wieder auf niedrige Inselchen im Flusse, oder schmale Oasen am Ufer, gewöhnlich kleine Dreyecke mit ausspringendem Erdwinkel, die von der Ueberschwemmung mehreren Theils unerreicht nur mit Hülfe künstlicher Wasserräder befruchtet werden, und nirgends über eine halbe Stunde Breite haben. Hier findet man Palmbäume und gewöhnlich Ueberreste des Alterthums, d. i. in Felsen eingehauene Tempelkammern ägyptischen Styles mit oder ohne Vorbau, aus welchen die von Kalapsche unter dem Wendekreise und zu Abu-Simbel bey weitem die merkwürdigsten und fast allein sehenswerthen sind. Viele dieser ägyptischen Troglodyten-Gotteshäuser stehen auch in ganz verlassenen Steinwüsten am Ufer und langweilen zuletzt den Fremdling durch ihr ewiges Einerley. Wenn man sich unter äthiopisch-ägyptischen oder auch griechischen Tempeln etwas denken wollte, was mit den weiten, prachtvollen, hochgewölbten und durch lange Fenster erhellten Kirchen der Christenheit oder des Islam Aehnlichkeit hat, so würde es ein großer Irrthum seyn. Viereckichte Kammern mit flacher Decke und geringer Höhe, denen Licht und Luft nur durch die Thüre, oder, wenn freystehend, durch eine viereckichte Oeffnung der Decke kommt, hießen in Aegypten, Aethiopien und Hellas Tempel, deren schönster Schmuck eigentlich in den Säulen bestand, die in Aegypten nur die Front, in Hellas aber alle vier Seiten des correcten aber langweiligen Parallelogrames umgaben.

Wie Hr. W. haben auch wir diese nubischen Oasen „armselig und dürftig lebender Aethiopier“ (πένητες καὶ κακόβιοι bey Strabo) bis zum dritten Wasserfall bey Samneh, d. i. anderhalb Tagreisen über Ouadi-Halfa oder die zweyte Kataracte hinauf in der großen Wüste von Dongola besucht, und somit von der Nilmündung bey Damiat stromaufwärts ungefähr 1000 englische Meilen oder 330 Wegstunden in das innere von Afrika zurückgelegt. Alle, welche den Herodot für ein untrügliches Orakel halten, werden es Hrn. W. sehr übel nehmen, daß er aus den Nubischen Tempel-Hieroglyphen nachweist, daß von den altägyptischen Monarchen nicht Sesostris allein, wie „der Vater der Geschichte“ behauptet, sondern auch viele andere Pharaonen vor und nach dem genannten ihre Herrschaft über dieses Aethiopien ausgebreitet und in diesem Lande Tempel und andere Gebäude errichtet haben, deren Reste man heute noch und zwar oberhalb der zweyten Kataracte sieht. — Osirtesen III., Thothmes II., Thothmes III., Thothmes IV., Amunoph II. und Amunoph III., deren Namen man auf äthiopischen Bauresten findet, lebten alle, und zwar zwey bis dreyhundert Jahre vor dem Sesostris des Herodot, welcher in die Mitte des 14ten Jahrhunderts vor Chr. fällt. Und leider sind diese Pharao-Namen in Aethiopien eine Autorität, gegen welche die Kritik eben so wenig, als die Gunst der Menschen etwas einwenden kann! Wenn Herodot nach langem Aufenthalte in Aegypten nach Palästina hinaufgekommen ist und in einer der Küstenstädte, z. B. Ascalon oder Joppe, die Jugend im Hafen herumplätschern sah, so muß er bey sich unwillkührlich gedacht und gesagt haben: die Aegyptier sind schwarz. Wir selbst hatten in Jaffa bey einer Gelegenheit dieser Art keine andere Vorstellung; im Vergleiche mit einem Syrier ist ein Nilanwohner von Memphis und Tanis immer ein Μαῦρος, und in so weit hätte Herodot nicht unrecht; will er aber mit seinem Worte sagen, die Aegyptier hätten dieselbe Hautfarbe, wie die Aethiopier

oder gar die Neger, so müßte er auch in diesem *Puncte* mit Recht getadelt werden, da das Aegyptische Nationalheer in den Tempelgemälden zu Abu-Simbel in Nubien eben so gut als in den Monumenten zu Medinat Habu und in den Königsgräbern von Theben unabänderlich aus Leuten von dunkel- oder schmutzig rother Hautfarbe besteht, in deutlicher Unterscheidung der besiegten und gefangenen schwarzen Aethiopen, und blendendweißen Asiaten von Iran und Nicht-Iran. Uebrigens findet man heut zu Tage unter den bronzefarbigen Aethiopen zwischen der ersten und dritten Kataracte viel schönere und geistvollere Gesichtszüge als bey den Bewohnern Aegyptens; die platten Nasen, aufgeworfenen Lippen und hervorstehenden Backenknochen der Neger findet man erst oberhalb Meroe gegen Kordufan und Habesch.

Um die Uranfänge der Geschichte Aegyptens, so wie Namen und Reihenfolge der Dynastien und einzelnen Könige herzustellen und kritisch zu sichten, bleibt uns seit dem Untergange der alexandrinischen Bücher-Sammlungen ein einziger Weg offen, nämlich die Entzifferung der auf den altpharaonischen Bau- und Grabdenkmälern zwischen Memphis und Meroe eingegrabenen Bilderschrift so wie der Papyrusrollen und anderer unterirdischer, bereits gefundener oder noch an's Tageslicht zu fördernder Ueberreste priesterlicher Gelehrsamkeit. Hr. W. hat diesen Weg eingeschlagen und nicht ohne große Sorgfalt eine chronologische Tafel jener Pharaonen zusammengestellt, deren Namen bis jetzt auf ägyptischen Monumenten durch ihn und einige seiner nächsten Vorgänger entdeckt und gedeutet worden sind. Die Resultate dieser mühseligen und gelehrten Arbeit sind im VIII. Kapitel dieses Werkes niedergelegt. Den räsonnirenden Theil seiner hieroglyphischen Studien hat der gelehrte Verf. schon früher in seiner „Materia hieroglyphica“ bekannt gemacht, einer Schrift, aus welcher manche Schriftsteller deutscher Nation lernen könnten, welche Rücksichten man für Meynungsverschiedenheiten gelehrter Gegner zu beobachten habe. Fünfzig hieroglyphische Königsnamen aus dem Zeitalter vor der Eroberung Aegyptens durch Cambyses gibt uns Hr. W. in seiner Tafel, häufig in einer selbstständigen, von den Angaben des berühmten Champollion abweichenden Orthographie. Neben an ist zur Vergleichung das verworrene und barbarisch entstellte Namensregister nach Manetho und andern; gegenüber auch noch eine summarische Angabe gleichzeitiger Weltbegebenheiten hinzugefügt. Das Ganze ist ein Canevas, der erste Umriß einer Figur mit Lücken und schwankenden Strichen, deren Ausfüllung und Berichtigung künftigen Zeiten und Entdeckungen vorbehalten ist. Wir haben zwar ebenfalls zu Theben, auf Philä und Elephantine, zu Kalapsche und Abu-Simbel in Aethiopien Königshieroglyphen abgezeichnet, zu deuten gesucht, Vergleiche angestellt, das unentwirrbare Labyrinth bey Herodot, Diodor, Manetho, Eratosthenes, Clemens und Syncellus zu ordnen versucht, und könnten demnach wie Marsham und Perizonius und ihre Nachfolger bis zum Verfasser der jüngsten Anzeige des Wilkinson'schen Werkes im Quarterly Review die Leser mit einer breiten Abhandlung über ägyptische Königsfolge heimsuchen; halten es aber für schicklicher dieß alles zu übergehen, weil wir einerseits nirgends mit einer gründlichen und kernhaften Verbesserung der Wilkinson'schen Studien, noch vielweniger aber mit einer stichhaltigen neuen Entdeckung aufzukommen vermögen, und andrerseits nicht wollen, daß man uns in die Zahl jener Commentatoren rechne, welche über manches schwierige Thema mit Weitläuftigkeit sprechen, „ut aliquid dixisse videantur.“ *) Bis Sheschonk, dem Zeitgenossen Salomons, ist alle Pharaohnenchronologie unsicher und höchstens approximativ. Unbezweifelt indessen ist, daß Aegypten in der Urzeit ein theokratisch regierter Staat gewesen, daß er in der Folge säcularisirt wurde und Menes das erste weltliche Oberhaupt, gleichsam der König

*) St. Augustinus de Civit. Dei.

Saul desselben war. Der Zeitpunct dieser urältesten Staatsumwälzung ist noch nicht kritisch festgestellt, und Hr. W. schreibt Menes's Thronbesteigung nur auf das Jahr 2201 vor Chr. d. i. 147 Jahre nach der Sündfluth, ob er gleich überzeugt ist, daß diese Begebenheit noch viel weiter zurück datirt werden könnte, er wollte es aber nicht thun, aus Furcht mit der Zeitrechnung der heiligen Schrift in Widerspruch zu kommen, welche um das Jahr 2348 die große Sündfluth eintreten läßt.

(Schluß folgt.)

Magazin de zoologie etc.

(Schluß.)

Die July-Revolution und die ihr folgenden unaufhörlichen Unruhen entzogen dem Verf. die Unterstützung des Staats, brachten Spaltungen unter seine Mitarbeiter, hinderten den Druck u. s. w., so daß die Hefte anfänglich unregelmäßig erschienen und endlich ganz aufhörten. Diese beklagenswerthe Unterbrechung des Bulletin des sciences naturelles, sagt Herr Guérin in seinem Prospektus vom 15. Jan 1835, und die dadurch entstandene Lücke wenigstens für einen Theil der Naturwissenschaft auszufüllen, ist der Zweck des Bulletin zoologique, wovon uns bis jetzt 5 Hefte zugekommen sind. Es soll hierin, ganz nach Art des Bulletin des sciences, Alles mitgetheilt und nachgeholt werden, was seit 1831, wo dieses aufhörte, in der Zoologie und vergleichenden Anatomie öffentlich bekannt wurde. Das Bulletin de zoologie erscheint alle Monate in Heften zu 3 Bogen, klein gedruckt; der Jahrgang kostet 22 Frcs. Es zerfällt in 3 Sectionen, die auch einzeln zu haben sind. I. Section. Vergleichende Anatomie überhaupt und Wirbelthiere (6 Bogen); Haupt-Redakteur ist Martin St. Ange. II. Section. Mollusken und Zoophyten (18 Bogen); Hauptredakteur Férussac. III. Section. Gliederthiere (12 Bogen); Guérin selbst. Unter den aufgeführten Mitarbeitern findet man viele namhafte, besonders jüngere Gelehrte.

Was die Ausführung betrifft, so können wir bey aller Anerkennung der Verdienstlichkeit des Unternehmens, derselben nicht unsern ganzen Beyfall schenken. Die Artikel sind sehr ungleich; am ungenügendsten die der ersten Section und es ist auch gar nicht möglich, hiefür auf 6 Bogen jährlich nur irgend etwas vollständiges zu leisten. Der Herausgeber verspricht jedoch, wenn die Zahl der Abonnenten es zuläßt, für 1836

ohne Erhöhung des Preises die Zahl der Bogen für alle Abtheilungen zu vermehren. Einige entomologische Artikel, so namentlich die Recension von Swainson's Schmetterlings-Werk u. a. sind ganz vorzüglich. Ausgezeichnet sind auch die Artikel von Férussac, dessen alles umfassende Litteratur über Mollusken jedem Naturforscher bekannt ist. Wir finden hier viele nordamerikanische Schriften, eine Menge kleiner Monographien, die in den entlegensten, dem deutschen Buchhandel schwer zugänglichen Städten Frankreichs erscheinen, manche der so sehr schwer zu erhaltenden italienischen Werke aufgeführt und ihren Inhalt mehr oder weniger ausführlich angegeben und oft kritisch beleuchtet. Wie wenige Städte werden sich ferner finden, wo man Gesellschafts-Schriften und Journale, die hier benützt sind, wie: Bulletin de la soc. impér. de Moscou, Tijdschrift voor Naturlijke Wetenschappen in Leiden, Annali delle scienze del regno Lombardo-Veneto, Mémoires de la societé d'Angers, Gleanings in sciences of Calcutta, American Journal of sciences, Journal of the Acad. of natural sciences of Philadelphia, Transactions of the american philos. society, Transactions of the Cambridge philos. society, Disseminator of useful knowledge, Transylvania journal of medecine, Atlantic journal, Bulletin de la soc. Linn. de Bordeaux, Atti dell J. et R. Acad. de Georgofili di Firenze, Atti del R. Istituto d'incorag. all. sc. nat. di Napoli, etc. haben kann.

Man sieht, wie unentbehrlich jedem Zoologen vom Fach dieses Bulletin ist, das selbst durch die weit gediegeneren und gründlicheren Jahresberichte in Wiegmanns Archiv nicht ganz zu ersetzen ist. Leider wird die durch Férussac's Tod vor Kurzem entstandene Lücke kaum von einem andern Mitarbeiter ausgefüllt werden können; obwohl wir auch in seinen Artikeln sehr üble Verstöße in Bezug auf Rechtschreibung unserer Sprache bemerken, so hatte er doch auch in dieser zum Verständniß der Schriften ziemlich ausreichende Kenntnisse. Wenn man bedenkt, daß nach einem mäßigen Ueberschlag, den Ref. gemacht hat, die laufende Litteratur über Schmetterlinge jährlich kaum mit tausend, die über Weichthiere kaum mit 2000 Gulden bestritten werden kann, so ist es klar, daß man aus eigener Anschauung nicht wohl alle Werke kennen lernen kann und Zeitschriften der Art, welche uns wenigstens eine Uebersicht der Erscheinungen geben, höchst nützliche Hilfsmittel bleiben würden.

Das damit verbundene Magazin de zoologie, in welchem viele neue Thiere beschrieben werden, gedenken wir besonders anzuzeigen.

R. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Topography of Thebes, and general view of Egypt. By J. G. Wilkinson, Esq. London, 1835. XXXV. 595. 8.

(Schluß.)

Dieses ist ein merkwürdiges Beyspiel demüthiger Unterwürfigkeit menschlichen Wissens unter höhere Autorität, was man bey dem hochmüthigen Volke der Gelehrten selten findet. Uebrigens ist Ref. überzeugt, daß man auch nach Erfindung des Schlüssels der Hieroglyphen nicht viele ächte Angaben über die Urgeschichte der ägyptischen Monarchie, und ebenso wenig Vollständiges aus dem ersten Jahrtausend säcularisirter Herrschaft gewinnen werde, weil in Aegypten pragmatische, oder auch nur chronologisch wahre und treue Staatenkunde als eine gefährliche Wissenschaft sorgfältig beseitiget, und durch etwas anderes, dessen Benennung wir dem Leser überlassen, ersetzt wurde.

Die Zeittafel ägyptischer Herrscher von Cambyses bis zum Untergang der Ptolemäer durch Augustus Octavianus, welche dem VIII. Kap. noch angefügt ist, so wie das ganze IX. Kapitel über die Mohammedanischen Dynastien Aegyptens vom Chalifen Abu Bekr bis zur Besiegung der circassischen Mamluken durch Sultan Selim I. können wir, obgleich eine nützliche und angenehme Zugabe, doch als historisch bekannte und weniger anzufechtende Thatsachen in dieser Anzeige füglich unberührt lassen. Uebrigens bemerkt Hr. W. am Schlusse seines Buches wohl mit Recht, „daß sich die vollständige Vernichtung der Mamluken-Macht erst von dem Einfalle des französischen Heeres in Aegypten herschreibt, und daß der gegenwärtige Beherrscher des Landes nur einen bereits entwaffneten und verblendeten Feind gänzlich getödtet habe. *) Es gieng diesen circassischen Mamluken eben wie dem Patroklus in der Iliade: bis sie Mohammed Ali endlich erschlagen konnte, mußte ihnen zuerst der neue Kriegsgott Napoleon Bonaparte die Lanzen zerbrechen und die Bänder am Brustharnisch auflösen,

Λῦσε δέ οἱ θώρηκα ἄναξ, Διὸς υἱὸς, Ἀπόλλων.

Von den drey Anhängen, die dem Ganzen beygefügt sind, giebt der erste in Kürze die Vorkehrungen an, welche man zu treffen hat, um mit Bequemlichkeit und Nutzen eine wissenschaftliche Reise durch Aegypten und Nubien zu machen. Der zweyte enthält ein kleines englisch-arabisches Vocabulär, in welchem ein des Arabischen ganz Unkundiger eine Auswahl der alltäglichsten und nöthigsten Wörter und Phrasen mit englischen Lettern und englischer Aussprache findet. Im dritten wird mit praktischem Sinn und nach eigener Lokal-Ansicht entschieden, daß der sicherste und in jeder Beziehung vortheilhafteste Communicationsweg zwischen Indien und Aegypten mittels Dampfbootes über Kossayr am rothen Meer nach Keneh oder Koptos am Nil, und von dort stromabwärts zu seiner Mündung bey Raschid (Rosette) gehe; die Straße durch Central-Asien und auf dem Euphrat

*) But the total subversion of the power of the Memlooks dates, in reality, from the invasion of the French and the subsequent occupation of Egypt by the Turks; and the finishing stroke to their real or nominal power, and to their very existence, has been since put by Mohammed Alee. p. 558.

an die syrische Küste wird als abenteuerlich und verderblich bezeichnet. Indessen beschäftiget sich, wie bekannt, die englische Regierung eben jetzt mit Herstellung dieser nämlichen, vom Verf. als nachtheilig und gefährlich erkannten, Straße zwischen Indien und dem Mittelmeere.

Obgleich Hr. W. allenthalben im vorliegenden Werke eine nicht gewöhnliche Kunde der arabischen Sprache verräth, so wird er es uns doch nicht als Anmaßung auslegen, wenn wir ein Paar Bemerkungen über sein englisch-arabisches Wörter-Verzeichniß hier am Ende unserer Anzeige einflechten, nicht etwa um den wohlunterrichteten Britten zu tadeln oder eines Bessern zu belehren, sondern vielmehr gewisse Schattirungen anzudeuten und unsere eigenen Zweifel zu beschwichtigen. Pag. 571, col. 1. wird America mit Yenquee dooneea, (Yenki Dunia) übersetzt, und ganz richtig beygefügt, daß der Ausdruck Türkisch sey und Neue Welt bedeute. Es handelt sich hier aber nur um die Aussprache des persischen Buchstaben ک, welchen man von Arabern und Türken ohne Ausnahme wie das Spanische ñ in Cataluña oder Coruña, niemals aber, so viel wir beobachtet haben, wie k oder q sprechen hört: يكي دنيا jeñi dünia, schreibt und spricht man im Orient. Es wäre eben so viel als wenn jemand das Wort يكيچري, jenkitscheri statt Jenitscheri, die Janitscharen, lesen wollte.

Unterdessen kann und muß zur Rechtfertigung der Wilkinson'schen Aussprache des Saghyr nun hier bemerkt werden, daß man das Türkische Wort صوكره, Soñra, nach, von Leuten aus Türkisch Armenien gewöhnlich soghra, von Cirkassiern und kleinasiatischen Osmanli aber unzählige Mal und zwar immer gleichmäßig sohra sprechen hörte, obgleich es mit demselben Nasen ñ geschrieben wird, wie jeñi; z. B. اوندن صوكره, ondan sohra, nach diesem; بر قيق بولدوقدن صوكره كيدرز bir kajik buldukdán sohrá gidéris, d. i. Sobald wir eine Barke finden, gehen wir. Dieß alles indessen gilt für fehlerhaft und wird in Stambul nicht gehört, wo Leute von Erziehung den Nasalton deutlich hören lassen, das gemeine Türkenvolk aber ohne Unterschied den fraglichen Buchstaben als n spricht, z. B. نه ارارسك, ne ararsin, was suchest du? بكا قيمك, bana kujman, richtet mich nicht zu Grunde; قرداشمك يانندە, kardaschymin-janinda, bey meinem Bruder.

Pag. 512 wird Behind (hinter, zurück) mit warra gegeben, was nicht ganz richtig ist, da allenthalben uára gesprochen und ورا geschrieben wird. Hr. W. hat es mit برّا barra, hinaus, verwechselt; der Araber sagt étla bárra, geh hinaus; dagegen è dáuer min uára, wende dich um. — Bring, (bring) hört man überall hăt nicht āāt sprechen, man schreibt ja auch هات und nicht عات. — Wenn man genau seyn will, so dürfte man pag. 577 Ice (Eis) im Arabischen nicht mit teldsch, ثلج, übersetzen, welches den Schnee bezeichnet und auf dem Berg Libanon telch gesprochen wird, gleichsam als wäre ثلاح geschrieben; Eis wird durch das alte Wort جمدن, Dschemden, ausgedrückt. Eben so ist in Joyful pag. 577, col. 2. (freudig) zwischen den beyden arabischen Wörtern ferhán uud mabsut zu unterscheiden, da ersteres, فرحان, nur von dem etwas Unterrichteten, nicht aber vom gemeinen Volke gebraucht und verstanden wird, welches auf die Frage

„Wie geht es dir," (كيف كيفك keif keifak, Wie iſt deine Laune?) immer mit ana mabsut, انا مبسوط, Ich bin zufrieden, niemals mit ana ferhán antwortet. Wie wenig ſich überhaupt das engliſche Alphabet zur Ausſprache des Arabiſchen eignet, kann man aus dem Vergleiche der drey Wörter بخت, غسب und لبن erſehen, welche bacht, ghhasb und lebben geſprochen werden, und Glück, Gewalt und Milch bedeuten. Hr. W. ſchreibt alle drey buckt, ghusb und lubben, während doch das a im erſten wie im deutſchen Bach, im zweyten wie ein in der unterſten Kehle breit geſprochenes oberdeutſches a, im letzten aber das e kurz und dumpf, wie leben und geben, wenn mit bb geſchrieben, im Munde eines Süddeutſchen lauten. — Pag. 583, die beyden arabiſchen Phraſen: ana wusáytak und ana owes ſind nicht ſynonym, wie es hier bezeichnet iſt, indem erſtere „ich warnte dich," letztere aber „ich *will*" bedeutet. Way (Weg, Straſſe) heißt im Arabiſchen allerdings sikkah oder derb; man muß aber zwiſchen dieſen beyden Wörtern ſoweit unterſcheiden, daß erſteres ausſchließlich dem ägyptiſchen, letzteres aber vorzugsweiſe dem ſyriſchen Dialect angehört. Auf die Frage um „Onus Sikkah, halben Weg," giebt ein Syrier niemals eine Antwort, er verſteht nur das Wort derb, was als derbend, Engpaß, Felſenpfad, ein allgemein bekanntes Wort iſt. Eben ſo ſprechen die Morgenländer die erſte Sylbe in بغداد, Baghdad, wie die Engländer in Water, oder vielmehr ganz wie ein offenes o, während ſie in Europa wie ein offenes a lautet. Herr W. iſt der erſte europäiſche Autor, bey dem wir die Ausſprache dieſes Wortes richtig bezeichnet gefunden haben. Geringfügigkeiten dieſer Art ließen ſich zu Hrn. Ws. Vocabular vielleicht noch mehrere andeuten, könnten aber nur in Deutſchland einen Sinn haben; einem Engländer und beſonders Hrn. W. ſelbſt würden ſie vielleicht großentheils überflüßig und nutzlos erſcheinen. Wir haben ſie aber nur in der Abſicht gemacht, um der Schärfe und Korrektheit des Verfaſſers in der Ausſprache arabiſcher Worter gleiche Strenge und gleichen Fleiß entgegenzuſtellen.

Fallmerayer.

Étude sur l'état de la Rhétorique chez les Grecs, depuis sa naissanse jusqu'à la prise de Constantinople (an de I. — C. 1453) par E. Gros, professeur au collége Royal de Louis-le-Grand, licencié à lettres (faculté de Paris) aspirant au grade de docteur. Paris, typographie de Firmin Didot frères, imprimeurs de l'institut de France, rue Iacob n. 24. 1835. p. 145. 8.

Dieſer kurze Abriß der Theorie der Beredtſamkeit unter den Griechen von H. E. Gros, dem Ueberſetzer der Rhetorik des Ariſtoteles und der rhetoriſchen Schriften des Dionyſius, von welchem uns auch eine kleine griechiſch geſchriebene Abhandlung über die älteſte Philoſophie vor der joniſchen Schule zur Hand iſt, *) iſt ein neuer Beweis, daß in Frankreich das Studium des klaſſiſchen Alterthums nicht ganz danieder liegt, vielmehr wie manches hoffen läßt, eine neue kräftige Zeit zu entſtehen ſcheint, die vorzügliches zu leiſten verſpricht.

Der Hr. Verf. hat einen ſchwierigen Gegenſtand erwählt, ſchwierig aber iſt er weniger an ſich, als weil er bey all ſeiner Wichtigkeit faſt ganz vernachläßigt iſt und bald aus Mangel an Quellen, wie für die älteſte Zeit, wo die ſparſamen Erörterungen ohne daß ſie genügenden Aufſchluß verbreiten, mühſam zuſammengeſucht werden müſſen, mehr kühne Combinationen fordert, als triftige Gründe zuläßt, bald aber aus Ueberfülle an Material es ſchwer fällt, alles im Sinne der Alten zu verſtehen, zu ſichten und zu ordnen; außerdem iſt noch manches ungedruckt und erwartet erſt die verdiente Her-

*) *Περὶ τῆς φυσιολογικῆς φιλοσοφίας παρὰ τοῖς Ἕλλησι πρὸ τῆς ἰωνικῆς αἱρέσεως διατριβή · συνέγραψεν* E. Gros, etc. *Ἐν Παρισίοις ἀωλε.*

ausgabe; dieser theoretische Theil ist auch in Westermanns lehrreichen und verdienstlichen Buche am wenigsten hervorgehoben. Hier muß die gesammte rhetorische Bearbeitung im Ganzen wie im Einzelnen von den ersten Anfängen bis zur Vollendung dargestellt werden: was die nachfolgenden anerkannt und als Gesetz angenommen haben und wie dadurch eine feste Ueberlieferung sich bildete an welchen nur wenige Aenderungen und Zusätze statt fanden. Gewöhnlich wird alles in einer Schrift vorhandene als dem Verfasser derselben eigenthümlich zugeschrieben und dieser darnach beurtheilt, ohne daß man einer Tradition gedenkt und das wenige eigene davon sondert und betrachtet. Außerdem ist der Einfluß der Theorie auf die Praxis nachzuweisen; ein neues zuverläßiges Mittel ist, mit den Haupterfordernissen der alten Rhetorik versehen, aus den Reden selbst durch die Zerlegung in ihre Theile die theoretische Behandlung kennen zu lernen; letzteres ist noch nicht versucht worden. Bis jetzt aber glaubt man diesen Anforderungen zu genügen, wenn man die erhaltenen Schriften rhetorischen Gehaltes, ihrer Verfasser und deren Lebensverhältnisse aufzählt und in größerer Ausdehnung das leistet, was bereits jede Litteraturgeschichte bietet.

In diesem Sinne können wir nicht umhin, auch von obiger Schrift zu gestehen, daß sie den eigentlichen Gegenstand mehr von der angedeuteten äußern Seite aufgefaßt, als die Sache selbst durchgeführt habe; dagegen giebt sie eine vorzügliche Uebersicht, indem sie alles vorhandene dieses Gebietes in historischer Folge mit Rücksicht auf die allgemeinen Zeitverhältnisse aufzählt. Nur einmal hat es der Verf. S. 91. versucht, aus den verschiedenen Quellen des Theon, Hermogenes, Aphthonius die Definitionen der Progymnasmata zusammenzustellen; wäre dieses geschichtlich näher entwickelt, ihr erstes Entstehen, allmäliges Fortbilden und Einfluß nachgewiesen, so wäre den Anforderungen völlig Genüge geleistet. Kurze Inhaltsanzeigen können den Zweck nicht erreichen, nur die Untersuchung und Vergleichung der Lehren selbst so weit es möglich, mit denen der Vorgänger und Angabe dessen, was eigenthümlich und von Erfolg für die frühere Zeit gewesen ist, wird das Ziel erlangen.

Das Ganze ist in vier Zeiträumen dargestellt, von denen der erste in zwey Abtheilungen von Entstehung der Rhetorik zunächst bis Alexanders Tod, dann bis zur

Zerstörung Corinths, der zweyte bis Augustus, der dritte bis Constantinus, der letzte bis zur Eroberung von Constantinopel die vorzüglichsten Männer nachweist und die erhaltenen rhetorischen Schriften dem allgemeinen Inhalte nach aufzählt. Ueber Aristoteles hätten wir eine besondere Würdigung dessen, was ihm eigenthümlich und mit andern gemein ist, gewünscht; der gegen ihn ausgesprochene Vorwurf, daß auch er sophistisches lehre, wie den Gegner mit schwarzen Farben zu mahlen, die Wahrheit der Zeugen, die Heiligkeit des Eides zu verdächtigen u. a. ist nur aus Mißverständniß der Absicht und des Zweckes jener Bücher dem Philosophen zur Last gelegt und verschwindet bey genauer und sorgfältiger Betrachtung. Nach Aristoteles fällt die Bearbeitung der Rhetorik den Philosophen, vorzüglich der peripatetischen und stoischen Schule zu, es gehört zum guten Tone auch über jene sprechen, so Chrysippus, Cleanthes, Epicurus u. a., was aber und wie viel dadurch gewonnen worden, bleibt noch zu ermitteln.

Unter den Männern des zweyten Zeitraums finden wir eine neue Quelle, Philodemus, in den in England erschienenen Herkulanischen Rollen; der Herr Verf. ist der erste, der davon Gebrauch gemacht und einiges angeführt hat (S. 32, 34), er verbessert manches entschieden richtig und wir freuen uns, eine bisher verschlossene Grube geöffnet zu sehen; doch läßt sich nach dem, was wir bereits aus den in Neapel bekannt gemachten Rollen wissen, nicht neues erwarten, sondern nur eine Untersuchung des bekannten nach Epicurischen Grundsätzen, wahrscheinlich eine Bestreitung der Rhetorik. Für diese zweyte und die folgende Periode konnte das dritte Buch des Quintilian reichlichen Aufschluß im einzelnen geben, aber der Verf hat die lateinischen Bearbeitungen der Rhetorik überhaupt übergangen; dem Namen nach zwar sind nicht Griechisch, wohl aber durch die Sache und ihren Inhalt, und vieles was im Originale verschwunden ist, haben uns noch diese lateinischen wenig geänderten Compendien aufbewahrt. Die letzte Periode (von 333 — 1453) besteht großentheils aus Scholien zu den Werken der früheren Zeit, verschiedenen Gepräges und verschiedenen Alters, welche die Ueberzeugung gewähren, daß alle Jahrhunderte hindurch die alte Technik, wie sie im Hermogenes vorliegt, geübt und angewendet worden sey. — Können wir auch dieser Schrift nicht den Werth beylegen, welchen die gründliche Darstellung Westermanns mit Recht einnimmt, so freuen wir uns doch des Gegebenen und wünschen, der Hr. Verf. möge, dem Vorworte getreu, diesen Gegenstand, den er hier nur in kurzen Zügen gegeben hat, wieder aufnehmen und einer ausführlicheren vollständigeren Untersuchung unterwerfen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

History of the Revolution in England in 1688. Comprising a View of the Reign of James II. from his accession, to the Enterprise of the Prince of Orange, by the late Right Hon. Sir James Mackintosh;

and completed, to the settlement of the crown, by the Editor. To which is prefixed a notice of the life, writings and speeches of Sir James Mackintosh.

London, Longman etc. 1834. CLXXVI. u. 734 S. gr. 4.

Die Mitte dieses Bandes enthält alles, was von dem Werke zu Stande gekommen ist, zu welchem der verewigte Mackintosh, wie in Nr. 62. dieser Blätter erwähnt wurde, sehr große Vorarbeiten unternommen hatte. Der Buchhändler, welcher die Handschrift an sich brachte, trug die Ergänzung einem ungenannten Radicalen auf. Gesetzt, — was doch in Deutschland kaum möglich ist, — ein Buchhändler ließe Müller's Schweizergeschichte mit einer Fortsetzung von der Hand irgend eines Redners der Basler Landschaft drucken, der Abstand würde nicht größer noch widerlicher ausfallen.

turpiter atrum
Desinit in piscem mulier formosa superne.

Es war dem anmaßlich berufenen Fortsetzer nicht genug, das Werk durch dieses häßliche Ende zu entstellen; er hat auch eine weitläufige, mit aller Galle seiner Parthey getränkte, Abhandlung über M's Leben und Schriften vorangeschickt; so daß man die Arbeit M's mit einem Edelsteine vergleichen könnte, den ein Wilder gefunden, und auf das Unsauberste gefaßt hätte. Indessen ist über diese Zuthaten so viel Unwille laut geworden, daß der Verleger sich entschlossen hat, das Buch in einer neuen Ausgabe davon zu entledigen.

Die von M. angelegten Sammlungen erstreckten sich über einen viel größeren Zeitraum; auch hatte er schon einzelne Stücke, zum 18ten Jahrhundert gehörig, theils entworfen, theils ausgearbeitet. Nachher beschränkte er sich auf die Geschichte der englischen Revolution, von welcher Burke (Works in 8. VI. pag. 168.) sehr schön sagt:

„Es war in Wahrheit und Wirklichkeit nicht Revolution, sondern Verhinderung einer Revolution. Wir erlangten sichere Bürgschaften; wir brachten zweifelhafte Fragen zur Entscheidung; wir reinigten unsere Gesetzgebung von Widersprüchen. An den festen, wesentlichen Grundlagen unserer Verfassung wurde nichts verändert. Das Königthum beeinträchtigten wir so wenig, daß vielleicht eher nachzuweisen wäre, wie es von uns ansehnlich verstärkt wurde. Die Nation behielt dieselben Rangstufen bey, dieselben Stände, dieselben Vorrechte, dieselben Freyheiten, dieselben Verhältnisse des Eigenthumes, dieselben Unterordnungen, dieselben Einrichtungen in der Verwaltung des Staats-Einkommens, in der Gesetzgebung, im Gerichtswesen, dieselben Lords, dieselben Gemeinen, dieselben Corporationen, dieselben Wähler."

Erwägt man dieses, und nimmt man dazu, daß der neue König nicht nur Eidam des abtretenden, sondern auch desselben Schwestersohn war, und daß Jacobs Entfernung, Wilhelms Einsetzung ganz ohne Blutvergießen geschah, so fällt der unermeßliche Unterschied zwischen dieser Begebenheit und denen, welche seit 1789 Revolution genannt werden, in die Augen.

Ein Mann von hohem aber auch mildem Sinne, wie Mackintosh, dem besonnenes Fortschreiten, ruhige Entwicklung so theuer, als Hast und Gewalt zuwider war, konnte, da er einen Theil der englischen Geschichte neu bearbeiten wollte, nicht glücklicher wählen. Leider ist das, was er hinterlassen hat, beynahe nur Einleitung. Er beginnt in der Mitte des Jahres 1685, bald nach Jacobs II. Thronbesteigung, endet aber in der Mitte 1688, wo in Holland die Rüstungen erst anfingen, wodurch drey Monate später Wilhelms Landung in England gedeckt wurde. Diese drey Jahre nehmen bey Hume nur etwa achzig Druckseiten, bey Mackintosh viermal so viel ein. Von solcher Ausführlichkeit in der bloßen Einleitung ist auf die zu schließen, womit er die Hauptaufgabe würde behandelt haben, wenn ihm das wäre gegönnt gewesen. Nun ist seine Arbeit nur ein Bruchstück, aber doch von großem Werthe. Denn die Ausführlichkeit ist nicht das einzige, woran Mackintosh Hume übertrifft. Gemein hatte er mit diesem, daß er von philosophischen Studien und Arbeiten zu historischen überging; voraus aber, einestheils, daß er in den Staatsgeschäften bewandert war, in welche Hume nur wie im Vorbeygehen hatte blicken können; anderntheils, daß sein Leben nicht, wie Hume's, in eine wenig bewegte Zeit, sondern in eine der bewegungsreichsten gefallen war; (dieses zu seinem Bedauern; denn er gestand in seinen letzten Jahren oft, er wünschte in ruhigeren Zeiten gelebt zu haben). Jene beyden Vortheile sind aber für den Geschichtschreiber von nicht geringer Wichtigkeit. Denn Verständniß in Staatsgeschäften wird nur durch Uebung darin erlangt; (vielleicht ist davon, wenigstens unter uns, Spittler mit dem bewundernswerthen Scharfblicke in seinem Entwurfe der Staaten-Geschichte, die einzige Ausnahme.) Gibbon achtete es als einen Gewinn für sein Werk, daß er einige Jahre Mitglied des englischen Unterhauses, obgleich ein schweigendes, gewesen. Noch einleuchtender ist der Vorzug, den das Erleben von Begebenheiten giebt, die mit vergangenen, deren Geschichte man schreiben will, Aehnlichkeit haben. Mag Einzelnes daran, mag selbst der Anfang und der Ausgang noch so verschieden seyn (τοῖς εἴδεσι διηλλαγμένα, sagt Thucydides); immer trifft in sehr vielem der Verlauf zusammen, der, einem Zeitgenossen nothwendig kundbarer und deutlicher, die ähnliche Vergangenheit beleuchtet und nahe bringt. In diesen Dingen also steht M. gegen Hume im Vortheile; dagegen erreicht er ihn als Darsteller nicht; vielleicht nur, weil er in viel späterem Alter, als Hume, an die Arbeit gegangen ist. Wenn man z. B. die Abführung der Bischöfe in den Tower bey Hume und bey M. vergleicht, so findet man die Darstellung des ersteren lebhafter und gedrängter, malerischer und ergreifender. Es ist ein seltener Fall in der Geschichtschreibung (aus dem Alterthume ist, ganz kleine Stücke z. B. die in der sechsten Suasoria des Seneca gesammelten abgerechnet, keiner auf uns gekommen), wo in einer Sprache von zwey begabten Männern derselbe Gegenstand behandelt ist. Zu der Vergleichung, welche Robertson mit Hume in der Geschichte der Maria Stuart darbot, kommt nun durch vorliegendes Werk eine andere, die für Freunde der historischen Kunst nicht minder anziehend, und für solche, die sich darin versuchen wollen, nicht minder lehrreich seyn wird.

Was Ref. als das Unterscheidende des Geistes dieser Arbeit bezeichnet hat, will er nun mit einigen Stellen daraus belegen.

S. 6. „Robert Graf Sunderland . . . nimmt einen der ersten Plätze unter den Männern ein, die in großen Begebenheiten eine mehr wichtige als edle Rolle spielen; denen das Uebergewicht ihres Talents, das Einnehmende ihrer Manieren, die Schmiegsamkeit ihrer Meynungen, der Blick, mit dem sie Steigen und Fallen schnell erkennen, das Ausharren bey einer Sache bis dahin, wo sie offenbar verloren ist, endlich der Besitz von Auskunftsmitteln und Verbindungen, wodurch sie jedem neuen Machthaber schätzbar werden, die Mittel an die Hand giebt, sich in hohen Aemtern zu behaupten, oder dazu wieder aufzuschwingen; und die, obgleich aus Ruhe und Verfeinerung hervorgegangen, oft unverletzt unter dem Umsturze der Staaten sich hindurchwinden."

S. 205. Der Verdacht (gegen die Königin, Gemahlin Jacobs II.) war ungegründet und grausam, aber zu allgemein, als daß er für unredlich zu halten wäre. Ein lehrreiches Beyspiel, wie unter der Herrschaft von Vorurtheilen und Leidenschaften Gerüchte aufkommen können, die von niemand erfunden, in mehr als einem Kopfe fast zugleich erzeugt, und schnell wie durch Ansteckung fortgepflanzt werden; wo dann einerseits die Allgemeinheit dieser krankhaften Meynung nur die schwächste Vermuthung für die Wahrheit des Gerüchts mit sich führt, andererseits der Ursprung derselben auch nachdenkenden Leuten, die sich jener Ansteckung nicht erwehren konnten, zum Schutze gegen den Vorwurf der Unredlichkeit gereicht, der sie wegen Aufnahme grundloser Gerüchte, in Zeiten, welche ruhigem Urtheile günstiger sind, allerdings treffen müßte."

S. 263. „Männer vom mittelmäßigem Verstande sind äußerst geneigt, aus dem Mißlingen einer Verfahrungsart zu schließen, das gerade Gegentheil derselben sey nun rathsam. Sie wissen die mancherley Umstände nicht gehörig zu würdigen, die bald ein rasches, bald ein bedachtsames Handeln in derselben Sache fordern. Eigensinnig verfolgen sie den Grundsatz, welchen sie sich oft aus einer seichten Ansicht, manchmal eines einzigen Falles, abgezogen haben. Sind sie dabey auch unentschlossen von Natur, so vermögen sie dem Ungestüme heftiger Rathgeber nicht zu widerstehen; entledigen sich gern der Unlust des Schwankens durch einen plötzlichen Vorsatz, entschieden aufzutreten; und lassen sich oft, um der Wiederkehr vergangener Besorgniß vorzubeugen, die Hand zu einem raschen, schweren Schlage führen."

S. 345. (Die Lage Wilhelms nach dem Nimweger Frieden, da er das Haupt der schwachen europäischen Opposition gegen Ludwig XIV. war.) „Zwey Eigenschaften, die er vielleicht in höherem Grade und richtigerem Verhältnisse zu einander, als sonst irgend jemand, besaß, Vorsicht und Beharrlichkeit, konnten allein ihn zu der anhaltenden, unermüdlichen, geräuschlosen Thätigkeit, die seiner schwierigen Stellung allein angemessen war, geschickt machen. Nicht Leidenschaft, sondern Ueberlegung heftete seinen Blick immer fester und schärfer auf das Ziel seines Berufes. Denn sein Verstand, — in solcher Stärke eine der seltensten Gaben, — hatte das freyeste Walten bey einem für Zorn und Furcht beynahe unzugänglichen Gemüthe. Glänzend nur auf dem Schlachtfelde; geliebt nur von wenigen Vertrauten; in der Rathsversammlung bedächtig und behutsam; in der Ausführung des Beschlossenen kühn bis zur Verwegenheit; fast bis zur Hartnäckigkeit unbeugsam, aber stets bedacht, keine unnöthige Feindschaft zu erregen noch zu unterhalten, — ging er seine Bahn

mit ruhigem, gleichem Tritte, dem alle Hindernisse wichen, und den weder die Hitze von Anhängern, noch die List der Gegner zu irren vermochte."

Die größte und die schwerste unter den Pflichten des Geschichtschreibers ist die Unpartheylichkeit. Darin ist M. bewundernswerth. Eine so gerechte Würdigung des Jesuiten-Ordens, wie hier S. 231—238, wird man kaum irgend anderswo finden. Hume's Neigung und Abneigung ist bekanntlich nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung. Wie frey sich M. von solchem Einflusse zu halten weiß, ergiebt sich am Besten aus den Stellen, wo er von Hume abweicht. Dieser spricht z. B. (Cap. 66) den härtesten Tadel über Wilhelm aus, weil dieser einige Tage nach Unterzeichnung des Nimweger Friedens noch einmal das Kriegsglück versuchte. M. führt dagegen S. 326 eine Reihe mildernder Erwägungen auf, erklärt jedoch seinen Helden nicht für ganz vorwurfsfrey und schließt mit folgender Betrachtung:

„Wilhelm's Betragen würde tadelloser seyn, wäre er in diesem Falle bedenklicher gewesen; schwerlich aber würde ihn eine Sinnesart, die ihn für solche Bedenklichkeiten empfänglicher gemacht hätte, tüchtiger für die große Aufgabe seines Lebens gemacht haben."

Eben so unbefangen ist S. 340 das Urtheil über die, von Hume a. a. O. aufgenommene, Anschuldigung Algernon Sidney's, daß er von Ludwig XIV. Geld genommen habe; bekanntlich eine der historischen Streitfragen zwischen den Tories und den Whigs.

Der Vortrag ist, wie man aus den oben in freyer Uebertragung mitgetheilten Stellen abnehmen kann, ernst und gesetzt, jedoch nicht ohne Wärme. Nur manchmal verräth der Gebrauch eines dem Geschichtschreiber nicht geziemenden Bildes oder Wortes den Mann, der viel aus dem Stegreife gesprochen, und sich dadurch eine Geläufigkeit der Rede angewöhnt hat, mit welcher die zu Schriftwerken edler Art erforderliche Strenge in der Wahl des Ausdruckes nicht leicht zu vereinigen ist. S. 206. „Wie Strohhalme die Richtung des Windes, also zeigen

manchmal Schriften der elendesten Sudler die Stimmung einer Parthey.“ S. 213. „Kein Wölkchen am Himmel schien dem gewöhnlichem Auge einen Sturm anzukündigen.“ S. 218. „So wenig Ebbe nnd Fluth das Meer in Ruhe läßt, so wenig bleibt ein Rathschlag gefährlicher Art längere Zeit unverändert.“ S. 239. „Viel Brennbares war aufgehäuft; es bedurfte nur des zündenden Funkens.“ Man darf annehmen, daß M. solche Flecken getilgt haben würde, wenn er das Werk noch einmal hätte überarbeiten können. Daß er weit entfernt war, sie für Schönheiten zu halten, ist nicht nur wegen seiner Verehrung der großen Alten, bey denen Aehnliches nicht vorkommt, zu vermuthen, sondern auch aus einer Bemerkung zu schließen, die er S. 214 macht. „Wer hier von der Stille sprechen wollte, die dem Sturme vorauszugehen pflegt, der würde ein abgenutztes Bild anstatt einer Erklärung geben.“

Transactions of the American philosophical Society, hold at Philadelphia, for promoting useful knowledge. Vol. IV. New series. Published by the society. Philadelphia printed by James Ray. 1834. 4. XIV. und 530 S. mit 30 Tafeln.

Die Gesellschaft beschränkt sich in ihren geschichtlichen und naturhistorischen Forschungen nicht auf Amerika, sondern dehnt dieselben über alle Welttheile aus. Daher finden wir gleich zu Anfang dieses Bandes eine große Abhandlung von W. Hodgson über die Sprache der Berbern in Briefen, von Algier aus an den Präsidenten der Societät gerichtet. *) Für die Geschichte der eingebornen Völkerschaften von Nordamerika ist eine Arbeit des verstorbenen Missionärs Heckewelder **) interessant. Er giebt darin zunächst die Namen der Flüsse, Ströme, Ortschaften u. s. w. der jetzigen Staaten Pennsylvanien, Neu-Jersey, Maryland und Virginien in der Lenni Lenape oder Delawaren-Sprache an, sucht selbe auf ihre Wortbedeutung zurückzuführen und knüpft daran ein auf gleiche Weise durchgeführtes Verzeichniß berühmter Häuptlinge dieses weit verbreiteten Volksstammes nebst biographischen Notizen über viele derselben. Die übrigen Abhandlungen sind sämmtlich physikalischen Inhaltes und folgen hier in kurzen Anzeigen. Unter den der Gesellschaft gemachten Geschenken erwähnen wir zwey, welche sich auf die Seidenproduction beziehen, nämlich Nähseide aus Cocons von lediglich mit Salatblättern gefütterten Raupen und Stücke von Zeugen, welche man die Raupen (vermuthlich durch ein ähnliches Verfahren, wie das bekannte mit der Spindelbaum-Motte) unmittelbar über größere Flächen hin zu spinnen veranlaßt hatte.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Description of a Species of Orang, from the north-eastern province of British East India, lately the Kingdom of Assam. By R. Harlan. (S. 52 — 159 *mit Abbild.*)

Da zwischen der Vorlesung dieser Abhandlung und der Publikation des ganzen Bandes einige Jahre verflossen sind, so ist ihr Inhalt auf anderem Wege seit längerer Zeit bekannt geworden. So findet sich z. B. von dieser Abhandlung, in welcher Harlan einen Gibbon unter dem Namen Hylobates Hoolock beschreibt, bereits in dem Bulletin des Sciences naturelles von 1831 (XXV. p. 348) eine Anzeige und Beurtheilung, worauf wir verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Grammatical sketch and specimens of the Berber Language; preceded by four Letters on Berber Etymologies, addressed to the President of the Society by William B. Hodgson, Esq. S. 1 — 48.

**) Names which the Lanni Lenape, or Delaware Indians, who once inhabited this Country, had given to rivers, streams, places etc. within the now states of Pennsylvania, New Jersey, Maryland and Virginia: and also names of Chieftains an distinguished Men of that Nation: with the signification of those names, and biographical sketches of some of those Men. By the late Rev. John Heckewelder, of Betlehem Pennsylvania. S. 351 — 397.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Fünfter Theil. Leben und Kunst der Alten. Vierter Theil. Mit 2 lithographirten Tafeln. Leipzig in der Dykschen Buchhandlung. 1834.

Auch unter dem Titel:

Abhandlungen über Schriftsteller und Gegenstände des classischen Alterthums. Von Friedrich Jacobs.

Der ehrwürdige und jugendlich thätige Veteran der alten Litteratur, Friedrich Jacobs, einst unser Angehöriger, erfreut seit einer Reihe von Jahren die Philologen vom Fach nicht minder als die bloßen Verehrer des classischen Alterthums durch eine Sammlung seiner vermischten Schriften. Sie enthalten theils ältere, theils neue Arbeiten, von denen jene durch ihren Gedankenreichthum eben so, wie durch die Klassicität ihrer Form vor dem Veralten gesichert sind, und die letzteren ein erfreuliches Beyspiel geben, bis zu welchem Grad ein Gelehrter noch nach fünfzigjährigem Wirken seine Autorität ungeschmälert behaupten und wo möglich steigern und in mehreren Generationen gleichmäßig das Wort führen kann.

Der vorliegende fünfte Band umfaßt größtentheils schon früher gedruckte antiquarische Abhandlungen, über die Bildsäule der schlafenden Ariadne, über eine Münze von Zankle, über die σκολιὰ ἔργα bey Strabo, über das Olympium beym Plinius, über die orphischen Argonautica, über die Perser des Aeschylus, über den Prologus der Danae und über die Dirae des Valerius Cato, jedoch sämmtlich wo nicht umgearbeitet, doch durch reiche Anmerkungen erweitert, in welchen alle neueren Ansichten, die seit dem ersten Erscheinen dieser Aufsätze sich ausgesprochen haben, beurtheilt oder wenigstens berücksichtigt werden.

Eigentlich neu sind nur die Lectiones Venusinae, welche zwey Drittheile des Bandes füllen, und von denen nur einige Proben theils in Niebuhrs Rheinischem Museum, theils in Fr. A. Wolfs Analecten mitgetheilt waren. Auf diesen Theil des Werkes wird Referent seine Bemerkungen beschränken, da die Beurtheilung älterer literarischer Erscheinungen dem Zweck dieses kritischen Institutes fremd ist.

Es sind diese Lectiones nach Vorrede S. VI.

Horazische Abhandlungen, die sich zum Theil mit der Erklärung, zum Theil mit der Rettung einzelner angefochtener Stellen beschäftigen.

Aber was ihnen ein besonderes Interesse gewährt, ist, wie auch die Vorrede weiter ausführt, daß sie, wenn auch nur in polemischer Form, neue und höchst lehrreiche und einleuchtende Winke und Beyträge zu Horazens oft versuchter moralischer Characteristik enthalten, indem sie den Dichter gegen den Vorwurf der Heucheley, der Malice, der Indiscretion, der Aretalogie, des Servilismus u. s. w. in Schutz nehmen — ein Vorwurf, der bald ausdrücklich ausgesprochen war, bald für das feinere sittliche Gefühl aus manchen Behauptungen und Deutungen der Erklärer, namentlich Wielands und Dörings, direct zu folgen schien. Diese Apologieen in ihrem Ensemble müssen jedem Leser die Ueberzeugung geben, daß Horaz nicht, wie man ihn zu denken sich vielfach gewöhnt hatte, zunächst ein weltkluger Lebemensch und witziger Satyriker,

sondern eine durchaus noble Natur war, die bey gleicher Empfänglichkeit für Scherz und Ernst eben so viel Tact im Verhältniß und Umgang mit Menschen aller Art als Sinn für stille Contemplation hatte; daß er den frivolen Weltansichten, den gemeinen Gesinnungen und Gewöhnungen der vornehmen großen Welt, in der er sich vielfach bewegte, fremd und von Herzen feind blieb; und daß alles, was ihn bey manchem seiner Leser und sogar Bewunderer in die Kategorie derer setzt, die die große Welt auf Kosten ihrer Seele und ihres Glaubens an die Menschheit kennen gelernt haben, auf mehr oder weniger grobem Mißverstand seiner Worte oder auf willkührlichen Voraussetzungen beruht.

> Es ist aber gar nicht gleichgültig, wenn in der Schule, in welcher Horaz seit Jahrhunderten einheimisch ist, und die in allen ihren Beziehungen das Rechte und Edle lehren soll, durch eine nur allzugewöhnliche Taschenspielerey das Schlechte zum Guten umgeprägt und der Witz über die Redlichkeit gestellt wird —

fügt die Vorrede S. VIII hinzu, zur Beherzigung für alle Lehrer, die den Horaz als einen Schalk und Geistesverwandten etwa des Ovidius zu behandeln versucht sind.

Gern wäre Ref. dem verehrten Verfasser noch in der Ansicht begegnet, daß Horaz in seinem innersten Wesen ein Humorist (so weit dieser Name einem Römer oder Griechen überhaupt zukommen kann) heißen dürfe, in welchem eine, bisweilen an Schwermuth gränzende, Tiefe des Gemüths eine entschiedene Oberherrschaft über seine sanguinischen Neigungen behauptet. Diese Ansicht findet Ref. bey Fr. Schlegel, Sämmtliche Werke Th. I. S. 115,

> „Horaz war ein Patriot, der seinen Schmerz über den Untergang der Republik in seine Brust verschloß, und um diesen Schmerz zu zerstreuen, sich in allerley Vergnügungen warf und der Poesie ergab. Bey jeder Gelegenheit bricht unter dem angenommenen Leichtsinn die Begeisterung für das Vaterland und die Freyheit gewaltsam hervor.“ —

womit im Wesentlichen das in diesen Blättern S. 287 mitgetheilte Wort Niebuhr's über Horaz übereinstimmt. Ob Herr J. dieses Urtheil unterschreiben würde, ist dem Ref. nach demjenigen, was er S. 336 über Horazens Hypochondrie und „sanguinische“ Natur liest, etwas zweifelhaft.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, die einzelnen Aufsätze, fünfzehn an der Zahl — vermischte Bemerkungen am Schlusse ungerechnet — ihrem Inhalt nach auszuziehen. Wir begnügen uns, einiges auszuheben, worin wir dem ehrwürdigen Verf. widersprechen zu müssen glauben.

Hierzu giebt uns der zweyte Aufsatz, über Manlius Torquatus, oder IV. Odar. 7 und 1 Epist. 5. Gelegenheit. In beyden Gedichten glaubten die Ausleger Andeutungen zu finden, daß Torquatus ein Geizhals gewesen sey und von Horaz vor diesem Laster gewarnt werde. Vortrefflich ist die Widerlegung bis zu dem negativen Resultat, daß man von des Manlius Charakter nichts wisse, und wahrhaft ergötzlich ists, wie S. 36 die ganze Sache plötzlich auf den Kopf gestellt und auf das Einfachste dargethan wird, daß Torquatus vielmehr auf einem großen Fuß zu leben gewohnt war. Aber was die Ausleger hauptsächlich verblendete und ihrem Argwohn einen Schein von Wahrheit gab, war die Aufforderung in dem Briefe Vs. 8.

Mitte leves spes et certamina divitiarum.

Aus diesen Worten hatte schon Lambin ein nimium studium in comparandis divitiis gefolgert, eine Anschuldigung, die Döring noch bedeutend steigerte. Hr. J. tritt ihr nicht so entschieden entgegen, wie er sonst pflegt und wohl auch wünschte. Was Horaz unter leves spes meyne, läßt Herr J. unentschieden (S. 45)

> „Es giebt so viele Arten von Hoffnungen, die aus Begierden und Wünschen leichtsinnig hervorschießen, daß es wohl nicht leicht seyn dürfte, in dem allgemeinen Ausdruck die besondere Art, mit der sich Horaz trug, mit einiger Sicherheit aufzuspüren.“

Dieß kann unserem Gefühl nach nicht genügen, denn es bliebe doch immer ein ernstgemeynter

Tadel von Seite des Dichters. Die certamina divitiarum ferner bezieht der Verf. S. 39 nicht auf die eigenen Geschäfte des Torquatus, sondern auf die Processe, die er für andere führte. Es ist uns nicht klar, ob er demnach Processe um Reichthum oder Processe des Reichthums d. h. der Reichen verstanden wissen will; beydes wäre grammatisch möglich, aber keines von beyden recht passend; jedenfalls aber konnte Hr. J. nach dieser Beziehung das Zugeständniß ersparen, welches er darauf folgen läßt:

„Wenn nun der vielbeschäftigte Mann, indem er für andere sich abmüht, auch wohl an sich gedacht hätte, wie jeder gute Hausvater etwas für sich zurückzulegen, dürfte uns das berechtigen, den Worten seines Freundes eine schlimme Deutung zu geben?

Ref. will versuchen, die fraglichen Worte anders zu fassen, und so den Horaz und Torquatus zugleich zu rechtfertigen. Nimmt man nämlich divitiarum als subjectiven Genitiv und versteht darunter den Stand der Reichen und Vornehmen, zu denen Torquatus doch gewiß gehörte, so verschwindet alles, was an Geld und Habsucht erinnern könnte; spes und certamina sind die Aussichten und Bemühungen, zu denen die divitiae Berechtigung und Beruf geben, auf und um Ehrenstellen. Tadelt nun Horaz dieses Streben seines Freundes, indem er es als levitas bezeichnet? Im Ernste gewiß nicht, (denn keinem Römer konnte es, wenigstens damals noch nicht, einfallen, in demjenigen Ehrsucht zu sehen, was der natürliche Beruf der Reichen und Vornehmen war), wohl aber in einer humoristischen oder epicureischen Laune, zu welcher ihm der Augenblick und die Veranlassung, eine Einladung zum Schmaus, ein volles Recht gab. Wenn der thätigste Mann wohl selbst einmal in froher Stunde auf seine Acten und Bücher schelten darf, über denen man das wahre Leben versäume, so wird dasselbe wohl auch dem Dichter bey einer Einladung zu einem frohen Mahle vergönnt seyn, die ernsten Interessen seines Freundes als werthlose zu bezeichnen; es ist ihm damit so wenig Ernst, als wenn er anderswo vom entgegengesetzten Standpunct aus, als Römer von alter Art, das Dichten nugari nennt.

In dem trefflichen Brief an Mäcenas I. 7. erklärte Herr J. früher den Vs. 24.

Dignum praestabo me etiam pro laude merentis

durch eine Tmesis für laude promerentis. Die grammatische Bedenklichkeit, „die Stellung der Präposition vor einem Ablativ, der nicht von ihr abhängt," bewegt ihn S. 147 diese Erklärung aufzugeben. Er läßt merken, daß es ihm leid thue, um des Sinnes willen, weil er nichts besseres zu geben weiß; uns geht es eben so, und wir versuchen die Jacobsische Erklärung durch folgende Schreibung zu retten:

Dignum praestabo me etiam, pro! laude merentis,

wie in Ovid. Heroid. III. 98.

Et mea pro! nullo pondere verba cadunt.

Zwar steht diese Interjection am häufigsten in Sätzen, welche ein leider! involviren, aber nach ihrem Ursprung aus per oh! näml. deorum fidem, dient sie auch als emphatische und pathetische Versicherungspartikel überhaupt. Auch glauben wir den Horaz bey Abfassung dieses Briefes nicht so ganz von Empfindlichkeit frey, wie Hr. J. S. 112 annimmt.

So geübt und hochgeachtet auch der Verf. im Gebiete der Conjecturalkritik ist, so hält er sich doch in Behandlung des Horaz durchaus auf der Seite der Conservativen, selbst bey Stellen, an deren Vertheidigung die größten Kritiker vor ihm verzweifelten. Nur einmal bereichert er auch den Apparatus criticus mit einer neuen Conjectur. In Ep. 1, 6, 9

pavor est utrobique molestus:
Improvisa simul species exterret utrumque

hält Hr. J. S. 156 exterret „weil es nur die eine Art der überraschenden Wirkungen, die drohende, Furcht erregende berücksichtigt, die andere aber gegen Erwarten leer ausgehen läßt" für verdorben, und vermuthet, externat, dessen Synonymie mit consternat mit der ihm eigenen Gelehrsamkeit dargethan wird. Auf uns macht jedoch dieses externat fast den Eindruck einer Glosse, während das überraschende exterret dem ganzen Gedanken erst Kraft verleiht und als Antithese des vorangehenden pavor unentbehrlich scheint. Nicht bloß der unruhig Strebende (cupiens), von dem es sich von selbst versteht, sondern auch der glückliche Besitzer, wenn er sein Herz an den Besitz hängt und sich vor dessen Verlust fürchtet (qui timet his adversa) entbehrt der Seelenruhe und des wahren Glückes; denn beyde quält beständig ein pavor und beyde bedroht zuweilen ein terror. Zudem war der Ausdruck exterrere dem Dichter an die Hand gegeben durch eine Stelle, die ihm offenbar

bey dieser ganzen Einleitung vor Augen schwebte, in Lucret. II, 1026 — 1038; eine Stelle, deren Vergleichung auch hinsichtlich des Gedankenganges im Ganzen und Einzelnen manches anders gestalten könnte, als von Hrn. J. geschehen ist.

S. 92. billigt der Verf. Lambins Erklärung der Redensart: „numos alienos pascet“ in Ep. 1, 18, 36: „pecuniam alienam accipiet grandi foenore.“

„Nur davon ist die Rede, daß der Borger, wenn er fremdes Geld auf Zinsen nimmt, dieses dadurch mehrt und nährt, nicht dadurch, daß er sich selbst durch Verzehren des Geborgten gütlich thut.“

Das Richtige scheint uns noch viel näher zu liegen; es ist eben so zu fassen, wie das tragische νόσον τρέφειν und bedeutet, auf das komische Gebiet übergetragen, continuare aes alienum luxu et novo aere alieno contrahendo. Aehnlich Tac. Agr. 31. Britannia servitutem suam quotidie emit, quotidie pascit.

Der anziehendste Aufsatz von allen ist vielleicht der fünfzehnte: „Horaz ein Apostat der Freyheit?“ zu welchem ein rasches Urtheil eines gewissen Schriftstellers Veranlassung gegeben. Der Verf. antwortet ihm durch eine Darstellung von Horazens politischen Grundsätzen in den verschiedenen Perioden seines Lebens, welche theilweise durch das ergänzt wird, was Ph. Buttmann in gleichem Sinn und mit gleich viel Geist über des Dichters angebliche Neigung zur Schmeichelei gesagt hat; vrgl. Mytholog. Th. I. S. 43.

Wie manches hätte Ref. nun noch rühmend zu sagen, über die überraschenden Aufklärungen im Einzelnen und Großen, über die Kunst des Vrfs., seine Untersuchungen, unbeschadet der Gründlichkeit, aus dem Gebiet der zunftmäßigen Erudition in das des allgemeinen menschlichen und literarischen Interesses zu versetzen; über den allenthalben wehenden Geist der Humanität, der sich hier besonders in der praesumtio boni viri donec probetur contrarium beweist; allein es würde damit nur längst Bekanntes wiederholt werden.

Ref. sieht nun mit Verlangen dem sechsten Theil dieser reichen Sammlung entgegen. Diese Erwartung beruht nicht auf einer bloßen Hoffnung des Ref., sondern auf einem Versprechen des Verf., indem er nach Theil III. S. 315 „in der Folge über Sophokles in einer besondern Abhandlung zu sprechen gedenkt.“

Wir haben daher wohl eine Sammlung oder gar Umarbeitung der unschätzbaren Charakteristiken griechischer und römischer Dichter zu erwarten, welche die Zierde der Nachträge zu Sulzers Theorie der schönen Künste ausmachten, und jetzt noch nach 40 Jahren, nachdem so viele Gedanken aus denselben Gemeingut geworden, bey jeder wiederholten Lectüre neue Anregung und Belehrung gewähren.

L. Döderlein.

Transactions of the American philosophical Society, hold at Philadelphia, etc.

(Fortsetzung)

2. Observations on the Naïades and descriptions of new species of that and other families. By Isaac Lea. (S. 63 — 121 mit 16 kolorirt. Tafeln).

Lea beschreibt in dieser schätzbaren Abhandlung viele Arten von Unio als neu, die meist im nördlichen Amerika einheimisch sind. Zwischen Unio und Symphynota will er so unterscheiden, daß bey ersterern die Schalen frey, bey der andern verbunden sind. Außerdem finden wir noch die Beschreibungen von 4 Arten von Melania, 1 Helix, 2 Caracolla und 1 Valvata. Die kolorirten Abbildungen sind von vorzüglicher Schönheit.

3. Description of a new genus of the family Melaniana of Lamarck. By Isaac Lea. (S. 122 — 123 mit Abbild.)

Unter dem Namen Fusus fluvialis beschrieb Say eine Schnecke, welche an der Vereinigung eines kleinen Flußes und des Holston in Virginien, von denen der erstere schwach salzhaltig ist, gefunden wurde. Indem Lea es für ungeeignet ansieht, daß Meer- und Fluß-Conchilien in einer Gattung beysammen stehen sollen, bildet er für jene Schnecke eine besondere Gattung, Jo, von der er folgende Merkmale angiebt: Testa fusiformi, basi canaliculata, spira elevata, columella concava laevique. Es ist jedoch hiegegen zu bemerken, daß keines dieser Merkmale tauglich ist, um die neue Gattung von Fusus zu trennen, und wenn nicht zwischen den Thieren beyder auffallendere Unterschiede, was jedoch wahrscheinlich ist, vorkommen, so könnte eine solche Trennung nicht gerechtfertigt werden, da die Schale allerdings die Merkmale einer wirklichen Spindelschnecke zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und Sprache mit dem Hellsehen, von Dr. Alb. Steinbeck, practischem Arzt zu Brandenburg. Leipzig 1836.

Wir lernen in dem ebengenanten Werke einen Arzt in dem alten Sinne des aus Artista entstandenen Wortes kennen; einen der Kunst Verständigen und Kunstfertigen. Was der Arzt mit der Poesie, was er mit dem Dichter, dem Seher zu thun habe, das möchte vielleicht mancher fragen, so nahe auch die Antwort liegt, daß die rechte, wahre Arzneykunde das Werk und Geschäft eines Sehers und Dichters ist. Denn dieser, der Seher, ist erst dadurch das, was er ist, daß er nicht bloß und zunächst das Aeußere und Sichtbare anschaut, an welchem das Leben ausgeht und erlischt, sondern den innern Anfang des sichtbaren Werdens: den unvergänglichen Quell der Lebensbewegungen selber. Er ist dadurch ein Seher, daß er nicht blos und zunächst das Vereinzelte und Besondere, sondern den unsichtbaren Faden einer ewigen Harmonie wahrnimmt, in der sich alle scheinbaren Dissonanzen des Vereinzelns und Sonderns gegenseitig ergänzen und zum Wohllaute auflösen. Wenn der Geist des Sehers jene Harmonie nicht blos wahrnimmt, sondern von ihr ergriffen, mit selbstständigen Lauten in sie einstimmt, dann wird er zum Dichter. Die rechte Dichtkunst hat die Bestimmung, die vereinsamte Seele zurückzuführen und emporzuheben zu dem harmonischen Einklang des Lebens mit dem Leben.

Der wahre Arzt, welcher durch das äußere, wandelbare Erscheinen hindurch den stillstehenden, unwandelbaren Grund des Erscheinens siehet, welcher das noch nicht sichtbar Gewordene voraus verkündet, weil er den Grund seines Werdens kennt; der Arzt, dessen Aufgabe es ist, das aus dem Einklange mit dem allgemeinen Leben hinweggewichene Einzelleben zu diesem Einklang zurückzuführen, der übt in diesen beyden das Werk eines Sehers und eines Dichters. Man hat oft von einem instinctartigen Vorausgesicht und Heilverfahren großer Aerzte gesprochen. Diese, auch ohne die sichtbaren Anzeichen angeben zu können, welche sie zu ihrem Voraussagen und zu ihrem Thun bestimmten, trafen das Rechte, denn sie sahen mit dem Blick des Sehers, der nicht das vielen Abänderungen unterworfene sichtbar Gewordene, sondern den unabänderlichen Grund des Werdens vor Augen hat; sie wirkten mit der Kraft des Dichters, welcher, selber angefaßt von dem harmonischen Zusammenstimmen aller Lebensbewegungen, auch das krankhaft Verstimmte mit sicherer Hand wieder zurückführt zu der harmonischen Mitte.

Das Vermögen, mitten durch die Welt des sichtbar Gewordenen hindurch die unsichtbaren Anfänge des Werdens zu erkennen und selber schaffend in das Werk der fortwährenden Schöpfung einzustimmen, liegt eigentlich, wenn auch noch nicht kund gegeben, in jeder Menschennatur. Es liegt in Etwas, das den Menschen erst zu dem macht, als welchen sein deutscher Name in der uralten Bedeutung seiner Wurzel ihn bezeichnet: zu einem Verstehenden und Erkennenden; es liegt in dem Geiste. Die beseelten

Wesen unserer Sichtbarkeit sind nämlich von dreyfacher Art: einmal solche, da die Seele der Gestaltung des Leibes dient, ohne diesen zu beherrschen: das sind die Pflanzen; dann solche, da die Seele des Leibes, nicht aber ihrer selbst mächtig ist: das sind die Thiere; endlich solche, da die Seele sich selber beherrscht und hiermit zugleich den Leib: zu diesem gehört der Mensch. Die Macht, durch welche im Menschen die Seele sich selber beherrscht, ist der selbstbewußte Geist. Denn im Verhältniß der menschlichen Natur zu der thierischen wiederholt sich auf einer neuern höhern Stufe dasselbe, was wir beim Vergleich des Thieres mit der Pflanze bemerken. Wie sich das Gewächs nach dem Lichte ausstreckt, wie es dieses aufsucht, ohne einen erkennenden Sinn für dasselbe zu haben, ohne es zu sehen, so ist das Thier blindlings dem Walten eines allbewegenden, allbedenkenden Geistes hingegeben, welcher die ganze Sichtbarkeit durchdringt. Dieser führt, in der Form des Instincts, den wandernden Vogel über das Meer; er leitet auf den mannigfaltigsten Wegen das Bedürfniß zu seiner Sättigung, ohne daß hiebey im Thier ein Vermögen gefunden wird, jenen bewegenden Geist zu erkennen, in seinem vielseitigen Wirken ihn zu schauen. Der Mensch aber hat inwohnend in sich eine Kraft, welche selbst von der Natur des allbedenkenden Geistes ist; welche deßhalb diesen erfasset und erkennt. Und auch auf dieser Stufe ist mit der Fähigkeit zum Erkennen des allbewegenden Waltens die Kraft verbunden, gleich dem bald hier bald da übermächtig und sichtbarlich wirkenden Geiste selbst sich zu bewegen; der Mensch trägt in sich mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfanges alles Lebens und Wirkens zugleich die Kraft des selbstständig geistigen Wirkens oder des freyen Willens. Aber unbeschadet dieser Freyheit widerfährt auch dem Geiste im Menschen dasselbe auf seiner höheren Stufe, was sich in den beyden andern Regionen der menschlichen Natur, in jener der Seele und des Leibes zuträgt. Der Leib könnte nicht bestehen, wenn nicht zu seinem eigenthümlichen Stoffe, hülfreich und vermehrend, der Stoff von außen hinzuträte. Die bildende und empfindende Seele würde bald von ihrem Werk an dem Leibe abstehen müssen, wenn nicht die fast seelenartigen Kräfte der äußeren Sichtbarkeit: Wärme, Licht, Electrizität der ihr inwohnenden Kraft beständig zu Hülfe kämen, sie verstärkten und erneuten. Wenn es aber auch selbst noch bey der wahrnehmenden Thätigkeit der Sinne, ganz unläugbar ist, daß das Auge nicht sehen, das Ohr nicht hören könnte, wenn nicht zu dem innern Selberleuchten, zu dem innern Tönen das äußere Licht, der äußere Ton kämen, so sind es darum doch nur immer mein Auge und mein Ohr, welche auf ihre eigenthümliche Weise den bekräftigenden Einfluß von außen annehmen, und sich zu eigen machen. Es ist die Kraft meiner Seele, die sich selbstständig, als Aufmerken jetzt dem äußeren Einfluß zukehrt, dann von ihm hinwegwendet, oder die im Schlafe sich ganz für die Stimmen ihrer Umgebung verschließt. Auch der Geist des Menschen wird in seinem Thun und Wirken ohne Aufhören durch Kräfte, die des Geistes sind, bestärkt und ergänzt. Um bey den niedersten Punkten dieses hülfreichen Wechselverkehrs zu beginnen, so ist es, wie schon erwähnt, das Walten eines allbedenkenden Geistes, das, in der Form des Instinctes, das hungernde Thier zu seiner Sättigung, ja das, wie ein magnetischer Zug die Speise zu dem Esser, den Esser zur Speise führt. Das Walten dieses Geistes ist es auch, welches den wechselseitigen Zug der Neigung der Geschlechter, wie den Zug der Liebe der Aeltern zu ihren Jungen hervorruft. Auch am Menschen fällt es dann noch leicht in die Augen, daß sein Hingeben in den Strom dieses Waltens, welcher Alles, was da lebet, sättigt mit Wohlgefallen, in gewissem Maße selbstverstärkend auf das Thun des Geistes einwirken könne. Die Liebe des Bräutigams zur Braut, der Mutter zu dem Sohne ihres Herzens, ja selbst der Rausch der Sinne, welchen die Ueberfülle des nährenden aufregenden Stoffes (z. B. des Weines)

hervorbringt, tragen nicht umsonst die Gestalt der Begeisterung: sie sind wahrhaft und wirklich von geistiger Abstammung. Aber wie der aufrechtstehende und gehende Leib des Menschen zum Emporragen in eine höher über den Boden gelegene Region gemacht ist, wie derselbe nur in dieser aufrechten Stellung den angemessenen Gebrauch von seinen wahrnehmenden Sinnen und von seinen Muskeln machen kann, nicht aber, wenn er sich, gleich den Thieren, zum Gang auf allen Vieren herabläßt; so ist auch der Geist des Menschen znm Hineinragen in eine höhere Region des Geisteslebens gemacht, in eine Region, da er unmittelbar die Kräfte einer obern, unsichtbaren Welt in sich aufnimmt, und von, wie mit ihnen, bewegt wird.

Die Begeisterung des mit dem Geheimniß der Naturkräfte wohlbekannten Silens mag noch so sehr die Form der wahren, höheren Begeisterung annehmen, immerhin bleibt sie dem Zustand eines Luftschiffers gleich, dessen Fahrzeug vor dem Sturmwind leicht und schnell bewegt wird, dem aber die Kräfte fehlen, das Schifflein zu lenken, weil er sich in eine Region begeben hat, in welcher seine vielvermögende Hand nicht mehr das bewirken kann, was sie auf dem heimathlichen Boden leistet. Auch in den Zuständen des sogenannten magnetischen Hellsehens und in andern krankhaften Momenten dieser Art läßt sich der Sturmwind jenes allbewegenden Geistes vernehmen, welcher das Wesen der Sichtbarkeit auf leibliche Weise durchdringet, ihrer Stufe nach sind sie der Begeisterung des Silen großentheils näher verwandt, als dieses ein flüchtiger Augenschein vermuthen läßt; auch in ihnen treibt ein Bewegen, über welches der selbstbewußte, wache Geist des Menschen frey erhaben dasteht, mit der Seele sein übermächtiges Spiel; die Seele vernimmt Stimmen, denen sie zwar vielfache Deutungen zu geben geneigt ist, deren Sprache sie aber dennoch nicht versteht, weil es ihr eine fremde, nicht die der Mutter ist.

Wer vermöchte aber nun da die Grenze zu ziehen zwischen dem Bewegen, das die aufgeregte Woge des Meeres dem Schifflein mittheilt und zwischen jenem, das sich an den Wimpeln des Mastbaums zeigt? Ist es nicht derselbe Lufthauch, von dem beyde ausgehen? Nur bey dem Baum, der auf dem festen Boden der Höhe steht, weiß man es genau: es ist der Morgenwind, der sich im Wipfel ergeht. — Ein Weben in meinen Adern, ich weiß nicht, weckte es der Frühlingstag oder kam es von innen, zeugte Begeisterung, die mich nach oben erhub; es war nur das einfache Lied eines Hirten, das von dem Loos des Senners auf den Alpen sang, und dennoch ward der Ton in meinem Innern zu einem Lied im höhern Chor. Nicht immer indeß gieng der Anstoß zum Aufflug von unten aus, öfters war es ein Strahl von oben her, welcher das geflügelte Sehnen nach oben zog.

Ist es denn aber nun in der Region der Höhen anders, als auf dem bewegten Meere, vermöchte denn der Wipfel des Baumes sich aus eigener Kraft zu regen, wenn der Wind nicht Zweige und Blätter erfaßte?

Allerdings ist auch hier das Sausen in dem Baumgipfel nur ein Mitbewegen mit einem Bewegenden und Bewegten, das Wehen wurde nur in den Aesten zu einem meinem Ohr hörbaren Rauschen; an jedem Baum, nach seiner Art und Gestalt tönte es anders. Mitten in den Zweigen wohnt aber auch noch ein Anderes. Der Vogel, in dessen eigener Kraft es steht, hier, in der Höhlung des Baumes, während der Sturm sich draußen ergeht, zu ruhen, oder auch wenn die Lust zum Futter oder die Sorge für die Jungen, ihn treibt, mit und gegen den Sturm zu fliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Transactions of the American philosophical Society, hold at Philadelphia, etc.

(Fortsetzung)

4. Descriptions of the specimens of inferior maxillary bones of Mastodons in the cabinet of the American Philosoph. Society, with remarks on the genus Tetracaulodon etc. By Isaac Hays (S. 317 — 338 mit 10 Tafeln).

Godman hatte mit dem Namen Tetracaulodon ein antediluvianisches Thier bezeichnet, das von Mastodon maximus durch das Vorhandenseyn von Eckzähnen im Unterkiefer verschieden seyn sollte. Mehrere amerikanische Naturforscher bestritten indeß die Gültigkeit der neuen Gattung, indem sie das Vorhandenseyn der Eckzähne bloß für das Zeichen der Jugend oder des Geschlechtsunterschiedes hielten; wie denn dieß auch wirklich bey mehreren lebenden Hufthieren der Fall ist; jenen Schriftstellern ist daher der Tetracaulodon identisch mit Mastodon maximus. Hays sucht nun in dieser Abhandlung die Aufstellung der neuen Gattung zu rechtfertigen, und er widerlegt allerdings die Meynung, nach welcher dieselbe nur der jugendliche Zustand von Mastodon maximus wäre, dadurch, daß er junge Kiefer ohne Eckzähne und alte Kiefer mit solchen darlegt. Dagegen bleibt er den Beweis schuldig, daß die Kiefer mit Eckzähnen keineswegs dem männlichen Geschlechte von M. maximus entweder ausschließlich oder doch vorzugsweise eigenthümlich seyen. Dafür errichtet er aber vier neue Arten, denen er den Namen M. Cuvieri, M. Jeffersoni, T. Collinsii und T. Godmani giebt.

Da Ref. aus Autopsie über die Zulässigkeit der neuen Gattung und Arten nicht urtheilen kann, indem M. maximus in Europa nicht einheimisch ist, und daher in unsern Sammlungen Ueberreste desselben nur sparsam zu finden sind, so bezieht er sich auf das Gutachten, das ein anderer ausgezeichneter nordamerikanischer Naturforscher, Harlan *), hierüber abgegeben hat. Ref. ist mit demselben vollkommen einverstanden, nur nicht mit dem etwas gereizten Tone, mit dem jener der den Gegenstand behandelt.

Harlan äußert sich also: „Vol. IV. p. 317. Trans. Am. Philos. Soc. enthält die Lucubrationen eines Neophyten in diesem Fache, dessen mühselige Beobachtungen, als Beschreiber des angeblichen Tetracaulodon, uns verleiten sollten zu glauben, daß er wirklich die Frage zur Entscheidung gebracht hätte. — Wir wiederholen, daß wir mit Andern, in deren Urtheil ein Vertrauen zu setzen ist, zu verschiedenenmalen alle Exemplare von fossilen Knochen, deren in der oben angeführten Abhandlung gedacht ist, untersucht und uns vergeblich nach specifischen, geschweige denn nach generischen Unterschieden umgesehen haben. Die Kiefer, so wie die mit ihnen verbundenen oder vereinzelten Zähne, zeigen keine andere Eigenthümlichkeiten oder Abänderungen, als solche, welche man an ähnlichen Skelettheilen bey jeder andern lebenden oder fossilen Thierart findet, sobald man nämlich Exemplare von Individuen verschiedenen Geschlechts und Alters aussucht. Ueberhaupt kommen keine andern bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten oder Unterschiede vor, die nicht Cuvier in seinen Rech. sur les ossem. fossil. vollständig beschrieben hätte."

„Wir wollen nun unsere Bemerkungen über die Ueberreste des Mastodon giganteus mit der Berufung auf eine Autorität schließen, welche der Verf. selbst als entscheidend in dieser Sache zu betrachten scheint: wir meynen nämlich hiermit W. Cooper von Neu-York. Das Resultat, zu welchem dieser nach der umfassendsten Untersuchung der größten Sammlungen von Mastodon-Knochen in dieser Gegend, mit Einschluß des famosen Tetracaulodon, gelangt ist, ist folgendes: „„Der Tetracaulodon von Godman scheint mir nach einer sorgfältigen Prüfung dieses Exemplars ein junges Individuum, gleichfalls vom gemeinen Mastodon, doch älter als das meinige. Die Gründe für diese Meynung habe ich in einer Abhandlung über das Zahnsystem des gemeinen Mastodon, welche ich im April 1830 im Lyceum der Naturgeschichte las, mitgetheilt. Es scheint jedoch nach neueren Beobachtungen, daß die untern Eckzähne, welche ich bey allen Arten für ihren jugendlichen Zustand eigenthümlich ansah, in manchen Fällen permanent während des vorgerückten Alters des Thieres werden. Ob dieß indeß ein Geschlechtsmerkmal, oder nur eine individuelle Anomalie, wovon ich andere sonderbare Fälle gesehen habe, seyn möchte, gleichviel; ich kann nicht mehr als eine Art von Mastodon unter der großen Menge ihrer in den vereinigten Staaten gefundenen Ueberreste, welche mir zu Gesichte gekommen sind, anerkennen.""

Somit fällt also die neue Gattung Tetraucolodon mit Mastodon zusammen, und die vier neuen Arten sind als völlig unbegründet anzusehen. Wir sind überzeugt, daß bey sorgfältigen Prüfungen ähnliche Fälle in der Petrefaktenkunde zum Glück sich noch recht oft ereignen werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Transact. of the Geolog. Society of Pennsylvania. Vol. I. Part. I. p. 47.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Der Dichter ein Seher ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auch die höchste Art der Begeisterung, deren der Mensch fähig ist, ist noch ein Mitbewegen mit einem Bewegenden, das dem innern Drange noch viel näher und beständiger entgegenkommt, als in der Welt des Instinctes die Sättigung dem Bedürfniß oder die Mutterliebe der Hülfsbedürftigkeit des Neugebornen. Aus einem hülfreichen Bewegen des Geistes in und mit dem Geiste gieng einst die Sprache des hörbaren Wortes hervor, welche der äußere Mensch versteht; aus ihm entspringt, noch fortwährend, die innere Sprache, die der Geist des Menschen vernimmt und redet.

Und dennoch, wo bliebe die Mutterliebe, wäre nicht ein in gleicher Art lebendes Kind da, das in eigener Kraft die Zeichen der Liebe vernimmt und erwiedert? Wenn auch der Anblick, die Nähe und der redende Mund der Mutter es waren, welche das Lallen der Liebe im Säuglinge aufregten, ist es darum nicht der eigene Mund des Kindes, welcher in seiner Art den Laut gestaltet, der nach der Mutter ruft?

In der That hierin allein beruhet der Unterschied der wahren, ächten Begeisterung, die aus einem lauteren, oberen Quell kommt, daß bey und in ihr die Selbständigkeit nnd Freyheit des Menschengeistes bewahrt bleibt. Nur weil der Geist des Menschen von gleichartigem Wesen mit dem Geiste ist, vermag er diesen zu erkennen; die Gleichartigkeit aber besteht in der Selberkräftigkeit und Selbständigkeit des geistig schaffenden Wirkens. In den Zuständen der Silenischen Begeisterung, je näher sie dem Wahnsinne liegen, desto mehr, ja selbst in den Zuständen des magnetischen Hellsehens und der fälschlich sogenannten nicht pneumatischen, sondern nervösen Inspiration, ist der Mensch in verschiedenenen Graden aus der Region jenes eigentlich menschlichen Selbstbewußtseyns hinaus gerückt, das den Faden seines eigenen Wollens und Wirkens beständig fest in der Hand hält, so daß er von einem Moment auf den andern sich fortsetzt. Darum weiß der nervös Inspirirte bey dem Erwachen aus seinem Rausche eben so wenig das, was er während desselben gethan und gesprochen hat, als das fliegende Gewürm es weiß, wenn es, von dem Sturmwinde des Instinctes getrieben, ein kunstreiches Werk vollbracht und nun vom Boden wieder auffleucht zu dem blühenden Gesträuche. Der Mensch aber, der wachend im Geiste vom Geiste erfaßt wird, verliert jenen Faden niemals, an welchem das Bestehen seines eigenen Selbst geknüpft ist. Zwar er weiß es, daß er redet, getrieben von dem Geiste, ja er weiß es, daß in gewissen Augenblicken nicht er selber es sey, der da redet, sondern der Geist in seinem Geiste, aber eben daß er dieses weiß, daß er dem vorüberrauschenden Strome, der ihn bewegte, mit wachem Auge nachzublicken vermag, das ist es, was ihm den Vorzug giebt vor dem nervös Inspirirten. Ja wenn er es selbst erkennt, daß der Drang alles seines Bewegens nicht erwacht wäre, gäbe es nicht vorhin schon ein oberes Bewegen, welches mit magnetischer Gewalt — wie in der Geschichte des Instinctes die in der Ferne bereitete Speise den Trieb des Bedürfnisses — das untere Bewegen zu sich hinzöge; wenn er es selbst erkennt,

daß er nicht laufen würde, wäre er nicht gezogen, und käme die Kraft des Zuges der Kraft des Laufens nicht beständig hülfreich entgegen: so weiß er es dennoch zugleich, daß das Sehnen nach der Ergänzung, daß der Mangel, der von einem Vorhandenseyn der Erfüllung zeuget, sein eigen sind. Die Zunge des Kindes, womit dieses die Mutter nennt, ist sein eigen, obgleich sie, sammt dem übrigen Fleisch und Gebein, durch die Säfte und Kräfte der Mutter gebildet, von und durch sie noch fortwährend ernährt wird.

Auch in ihrer Sprache unterscheidet sich die höhere Begeisterung, die aus dem ungetrübten, lautern Quell des Geistes kommt, von der sileniſchen und nervösen. Der Geist sieht nur, was des Geistes ist, er sieht das unwandelbare Wesen. Für ihn ist Zeit uud Stunde nicht mehr da, sondern die Ewigkeit; er zeuget nicht mehr von dem, was den Staub betraf und was den Staub ernährte, sondern von dem allein, was dient zur Stärkung und Bekräftigung des Geistes. Vieles demnach, von welchem die nervöse Begeisterung in anmuthiger Geschwätzigkeit redet, das aber nicht zum Wesen dient und Wesen ist, das verschweigt die Begeisterung von höherer Abkunft.

So hoch aber auch diese letztere über der ersteren steht, so ist darum das Thun dieser Halbschwester nicht zu übersehen. Wer möchte nicht gerne die Schwalbe, wenn sie im Frühling ihr erstes Zwitschern wieder vor dem Fenster vernehmen läßt, fragen: Wo bist du auf deinem Zuge gewesen? Was für Länder und Völker hast du gesehen? Wie war dir's, als dich der Drang des Bewegens, der von der Kraft einer allbedenkenden Weisheit ausgehend das sichtbare Wesen durchdringt, erfaßte, als er dich emporhub und da hinführte, da er dich sättigen wollte mit Wohlgefallen: wie war dir, als er dich von neuem aufhub und dich zurücktrug zu dem heimathlichen Neste? — In dem gemeinen, magnetischen Hellsehen bekommt wirklich jener Geist des Instinctes, der den Vogel über das Meer führt in ein Land, das er nie sah,

des Instinctes, der das Insect zum prophetischen Wirken für die Brut treibt, die noch nicht geboren ist, eine verständliche Sprache; er stehet unsern Fragen zur Rede und Antwort. Daß er derselbe Instinct sey, dessen Thun sich auf etwas bezieht, das zu dem gegenwärtigen Moment des Lebens in ergänzendem Verhältnisse steht, ohne daß das Auge es siehet, ja selbst ohne daß es schon ausgeboren vorhanden *ist*, das bezeuget uns die prophetische, in die Ferne blickende Natur des Hellsehens. Denn diese Natur gleicht ganz jener des Instinctes. Könnte dieser im Insect reden, so würde er auch von dem Winter sprechen, der noch nicht da ist; im Vogel von dem nie gesehenen Lande, da unter den Palmen die Fülle der Nahrung sich findet; in der spinnenden Raupe von der Gestalt des noch künftigen Schmetterlings. Schon diese Züge der Aehnlichkeit der Halbschwester, welche ihrerseits auch hinausblicket über das, was gegenwärtig und vor Augen ist, auf das, was nicht gegenwärtig, doch wesentlich ist, geben ihr in den Augen des Forschers und Freundes der Seelenkunde ein Interesse, das zur längern Betrachtung anreizt.

Dieses möchte so ziemlich hinreichen, um dem Leser, wenn auch mit eigenthümlichen Worten und Farben, das weite, bedeutungsvolle Feld zu bezeichnen, auf welchem auch der Inhalt des obengenannten Buches sich ergeht. Wir geben indeß zur besseren Würdigung des reichen Inhaltes jenes Werkes noch eine gedrängte Uebersicht über den Plan und Umfang desselben.

Der Verf. beginnt seine Untersuchungen über die Aehnlichkeit im Wesen der Poesie und des Hellsehens mit der Frage, was Poesie sey? — Sie ist ein Erschauen jener Welt des Idealen und Göttlichen, in welcher die Anfänge und schöpferischen Keime der Sichtbarkeit liegen; von der Poesie, wie von aller Kunst gilt das, was ein kunstsinniger Pabst in seine Frage an Guido Reni legte: „in welchen Himmel hast du geblickt, als du diesen Engel maltest?“ Wenn nun auch seinerseits das Hellsehen als „eine

Erhebung des Geistes zu einem Schauen im reinerem Lichte“ erscheint, so erhellt hieraus die innere Verwandtschaft im Wesen der Poesie und des Hellsehens. —

Schon hier knüpft unser Verf. die Betrachtung des Unterschiedes zwischen Geist, Seele und Leib an. Der Geist allein ist es, welcher lebendig macht; das Geschöpf hat nicht den Schöpfer, sondern dieser hat das Geschöpf gemacht, ehe die Lebensbewegung die Seele und den Leib durchdrang, hatte sich ihr Keim in der Region des Geistes geregt. Das unvernünftige (geistlose) Thier konnte nie zum Menschen werden, wohl aber der Mensch in gewissem Maße zur Thierheit herabsinken; die Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechtes bezeugt es, daß der Mensch gleich bey seinem Auftreten in der Sichtbarkeit nicht ein Thier, mit Anlage zur Vernunft, sondern ein vernünftiger Geist mit Anlage zu leiblicher Thierheit gewesen sey. Diese letztere Anlage nun hat sich allerdings im jetzigen Zustand des Menschen in großer Uebermacht hervorgethan; dennoch sind als Aeußerungen des eingefesselten Geistes „das Gewissen und der eingeborne Forschungstrieb nach Erkenntniß des Höchsten“ geblieben.

Im zweyten Abschnitt seines Werkes spricht unser Verfasser von der Aehnlichkeit der äußeren Anreizungsmittel zum Dichten und Hellsehen, so wie von der Aehnlichkeit der geistigen und körperlichen Zustände des Dichters und Sehers. Was er hier von den künstlichen Mitteln zur Erweckung des Hellsehens und theilweise auch des Dichtens, von dem Einfluße der äußeren Lebensweise, der heftigen Körperbewegung, der Räucherungen mit narkotischen Substanzen, gewisser Arzneymittel und der „Zaubertränke“ sagt, das ist öfters mit treffenden Bemerkungen verwebt über das Verhältniß der in die jetzige irdische Sichtbarkeit influirenden, gefahrdrohenden und zerstörenden Kräfte zur Natur des Menschen.

Doch erfuhr selbst v. Helmont an sich nach dem Genuß der Wurzel des Napellus einen Zustand der Steigerung der intellectuellen Kräfte, der mit einem hohen Wonnegefühl verbunden war. Unter den Mitteln, welche das Freywerden der geistigen Gesichtskraft von der sie hemmend umgebenden Leiblichkeit vorbereiten oder erleichtern, haben die negativen einen nicht unbedeutenden Werth. Dahin zählt unser Verfasser selbst die Nachtzeit und die Blindheit, mehr aber noch jene äußern Entbehrungen und Mißgeschicke, welche dem Leben seinen Ernst geben. In der Regel gedeiht das Werk des Sehers und Dichters am besten in der Abgezogenheit von dem äußeren Getümmel — in der Einsamkeit, und in den meisten sehr geistig thätigen Menschen wird ein öfterer Hang zur Einsamkeit gefunden. Fragen wir aber, wie nun der Aufschwung der Seele in der Verzückung und Begeisterung bewirkt werde und von welcher Art das Schauen der Dinge im Zustande der Begeisterung sey, so antwortet hierauf die Erfahrung, daß dem Bewegen des Sehnens, das nach oben geht, ein göttliches Bewegen, das von oben nach unten gekehrt ist, hülfreich entgegenkommen müsse. Wenn auch der brennbare Körper bis zum Glühen erhitzt ist, so kann doch die erleuchtende Flamme nicht aus ihm hervorbrechen, wenn nicht zur glühenden Masse die Lebensluft von oben kommt. Zum Sehen gehört nicht blos ein geöffnetes Auge, sondern ein Licht, das, die dunkle Nacht erleuchtend, dem Auge zu Hülfe kommt. Wenn auch mehr innerlich, so erfährt dennoch jeder wahre Seher bey seinem Werke etwas Aehnliches von dem, was dem Raphael geschah, als er, von innerem Sehnen getrieben, es endlich wagte mit zitternder Hand ein Bild der Himmelskönigin zu entwerfen. Während er noch angstvoll ringt nach der innern Anschauung, die sich ihm zum äußeren Bilde gestalten soll, da wird einst, im Traume der Nacht, sein Sehnen zum Gebet; er erwacht vom heftigen Drange und sein Auge wird von einem Glanz angezogen, der mitten in der Nacht das Gemach erleuchtet. Der Glanz geht von der seinem Lager ge-

genüberstehenden Wand aus, und da er genauer da hinblickt, sieht er das von seiner Hand noch unvollendete Bild der Madonna strahlen in einem himmlisch milden Lichte. Aber das, was er hier sieht, ist nicht sein erst begonnenes, es ist ein ganz vollkommenes, wie von Leben durchdrungenes Bild, in welchem er dasselbe erkennt, das er immer gesucht hatte, ohne sich jedoch zu mehr als zu einer dunkeln Ahnung von ihm erheben zu können. Die Erscheinung blieb dann seinem Gemüth und Sinnen auf immer fest eingeprägt; seine späteren Bilder waren nur Nachbildungen dessen, was von ihm in jener Nacht mit dem inneren Auge klar geschaut worden.

(Schluß folgt.)

Transactions of the American philosophical Society, hold at Philadelphia, etc.

(Fortsetzung)

5. Notice of fossil bones found in the tertiary formation of the state of Louisiana. By R. Harlan (S. 397 — 403 mit einer Abbild.).

In der tertiären Formation von Louisiana ist ein Wirbel von ungeheuerer Größe gefunden worden; die Länge seiner Achse ist das Doppelte seines Durchmessers, indem er 14 Zoll lang und 7 Zoll breit ist; das Gewicht beträgt 44 Pfund. Dieser Wirbel ist verschieden von denen aller bekannten Gattungen, obgleich er sich am meisten denen des Plesiosaurus annähert. Nach der Lage und der absteigenden Schiefe der Querfortsätze, so wie nach dem geringen Umfang des Rückenmark-Kanals zu schließen, muß dieser Wirbel dem hintern Theile des Rückgrathes und sehr wahrscheinlich der Lendengegend angehört haben; diese Meynung wird bekräftigt durch die Vereinigung der beyden Löcher, welche die untere Seite der Wirbel vom hintern Theil des Rückgrathes bey dem Plesiosaurus auszeichnen, in welcher Hinsicht diese Theile der beyden Petrefakte sich vollständig gleichen; auch die Gelenkflächen der Wirbelkörper sind sich ähnlich. Dagegen unterscheidet sich unser Wirbel durch seine Dimensionen gänzlich vom Plesiosaurus, indem die Wirbel des letzteren breiter als lang sind. Alle obern Fortsätze des Plesiosaurus sind durch Nähte an ihren Körper befestigt; bey unserm Petrefakt sind jedoch keine solchen wahrzunehmen. Der Verf. stellt nun eine muthmaßliche Berechnung der Größe und Schwere des Thieres an, dem dieser Wirbel angehört, und findet bey der Annahme, daß es eben so viel Wirbel als der Plesiosaurus gehabt hätte, ein Gewicht von zwey Tonnen, und eine Länge von 80 — 100 Fuß (der Megalosaurus wird auf 30 — 40', der Iguanodon auf 60' geschätzt). Für dieses Thier, dessen weitere Ueberreste erst noch aufzufinden sind, schlägt der Verf. den Namen Basilosaurus vor.

6. Notice of the discovery of the remains of the Ichthyosaurus in Missouri, N. A. By R. Harlan (S. 405 — 408 mit Abbild.)

Die fossilen Fragmente, nach welchen sich der Verf. für berechtigt hält das Vorkommen von Ichthyosauren in den Vereinigten Staaten anzunehmen, bestehen in dem Vordertheil eines Ober- und Unterkiefers aus dem sekundären Kalkstein der Unter-Kreidegruppe in der Nähe des Missouri; er nennt diese Art Ichthyosaurus missouriensis. In einer Note bemerkt der Verf. nachträglich, daß er seit Abfassung vorliegender Abhandlung durch Besichtigung der Sammlungen in England und Frankreich sich überzeugt hätte, daß diese Art von Ichthyosaurus getrennt werden und eine neue Gattung bilden müßte, die vorzugsweise durch auffallende Länge, Breite und Hervorragung des Zwischenkiefers charakterisirt wäre.

7. Descriptions of new North American Insects, and observations on some already described. By Thomas Say. (S. 409 — 470).

Viele neue Arten nordamerikanischer Insecten, zumal Käfer, werden hier beschrieben, oder doch neue Bemerkungen über bereits im System benannte Species mitgetheilt. Auch sind vier neue Gattungen: Aretharea, Spheracra, Coptotomus und Molosoma aufgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305 von Leopold August Warnkönig. Zweyten Bandes erste Abtheilung. Tübingen bey L. F. Fues. 1836.

Wir haben bereits früher in diesen Blättern (1835 Nr. 5 – 7) eine Anzeige des ersten Bandes von Warnkönigs flandrischer Staats- und Rechtsgeschichte geliefert. Der Hr. Verf. bietet uns durch die Herausgabe der ersten Abtheilung des zweyten Bandes die angenehme Gelegenheit zur Fortsetzung unserer Recension dar. In dem nunmehr dem Publikum übergebenen Bestandtheile des Werkes beginnt die Geschichte der einzelnen flandrischen Städte und zwar sind von dem Hrn. Verf. bisher die Schicksale der drey Städte Gent, Brügge und Ypern bis zum Jahre 1305 abgehandelt worden. Als Belege für die historische Darstellung enthält der beygefügte Anhang sehr ausführliche Urkundenbücher der genannten Städte. Auf diese Documente verweiset die Vorrede auch noch deßhalb, weil Mangel an Zeit den Verfasser an einer völligen Verarbeitung des historischen Stoffes behindert hat; er bemerkt, daß er für die eigentlichen Gelehrten geschrieben habe, die aus den mitgetheilten Urkunden gewiß mehr herausfinden würden, als er selbst angegeben habe.

Indem nun die Geschichte der Stadt Gent in gegenwärtigem Bande den Anfang macht, untersucht der Verf., nach einer vorangeschickten Angabe der Literatur des zu behandelnden Gegenstandes, die Anfänge jener Stadt und bringt die Beweise ihres Bestehens im frühen Mittelalter bey. Mit völliger Sicherheit lassen sich jene Anfänge auf die Zeit König Dagoberts zurückführen, aber die auch von Petrarca in den Worten: „Gandavum Caesare conditore superbum“ ausgedrückte Sage möchte doch wenigstens in so weit nicht ganz verwerflich seyn, als die Römer, wenn auch nicht Cäsar, den Punct des Zusammenflußes der Lys und Schelde wohl schwerlich unbeachtet gelassen, sondern nach ihrer gewohnten Weise mit einem Castelle versehen haben werden. Um jene Zeit aber errichtete der heil. Amandus an den erwähnten Puncten zwey Klöster, das eine auf einer Anhöhe Blandinium, das andere in Castro famoso nomine Gandavo. Ist gleich die Aechtheit zweyer päpstlichen Bullen aus dem siebenten Jahrhunderte, in welchem Gents Erwähnung geschieht, sehr zweifelhaft, so lassen sich doch andere gleichzeitige Zeugnisse, welche in dem Anhange zusammengestellt sind für die Existenz jenes Doppelklosters anführen. Auch Brügge war um die Mitte des siebenten Jahrhunderts bereits bevölkert (S. 109.); hier fanden sich mehrere der christlichen Missionare ein, um das Evangelium zu predigen. Spätern Ursprungs scheint Ypern zu seyn; diese auf ehemals morinischem Gebiete belegene Stadt kommt jedoch auch schon im neunten Jahrhunderte vor; die erste bestimmte Nachricht ist vom Jahre 880, in welchem die Normannen das Castellum Hypra zerstörten (S. 180). Besonders wichtig war aber wegen seiner Lage das eigentliche Castellum Gandense; zwischen diesem und einigen andern Burgen erhob sich die so berühmt gewordene Stadt Gent, in Urkunden Portus Gandensis genannt. Frühzeitig bestand hier auch schon eine von

eigenen Schöffen regierte Gemeinde, die nicht erst im Jahre 1176 von Philipp von Elsaß instituirt worden ist, sondern vielmehr von diesem nur ihre erste Keure erhalten hat. Im dreyzehnten Jahrhunderte gewann die Stadt eine sehr große Ausdehnung; der der Hr. Verf. zählt in einem besonderen Paragraphen die Erweiterungen und Vergrößerungen, welche die Stadt erfuhr, so wie die in ihr belegenen Klöster und Wohlthätigkeits-Anstalten auf. Die Stadt wuchs allmählig so an, daß späterhin Karl V. zu König Franz I. sagen konnte: je mettrais Votre Paris dans mon Gant (ein artiges Wortspiel: ich stecke Euer Paris in meinen Handschuh). Insonderheit waren zu der Stadt in Folge einer Concession der Gräfin Johanna alle derselben in der Umgegend gehörigen Upstalles (— erinnert an den Versammlungsort der friesischen Gemeinden zu Upstalesbom —) d. h. offenen Plätze geschlagen worden; sie umfaßte außerdem mehrere sogenannte Seigneuries enclavées (unabhängige Allodien und kleine Herrschaften), worunter sich auch mehrere Freyhäuser (kleine bebaute Plätze, ebenfalls ursprüngliche Allodien) befanden, von denen mehrere noch jetzt die Inschrift (Vry-Huis) tragen. Auch in andern Städten finden sich noch gegenwärtig Freyhäuser (auch mit dieser Inschrift), z. B. gab es deren im Jahre 1787 in Berlin 117 und ihre Zahl hat sich wohl nicht vermindert (vergl. Hymmen, Beytr. zur juriſt. Literat. in den preuß. Staaten. Repert. S. 30); aber sie haben hier eine andere Bedeutung: sie sind abgabenfrey wegen der Verpflichtung zur Aushülfe zu dienen, wenn das landesherrliche Schloß nicht zur Aufnahme der Gäste und deren Dienerschaft ausreicht. „Bey jedem Verkauf solcher Freyhäuser in Gent mußte die Transscription bey gewissen damit beauftragten Leuten und Stellvertretern der Grundherren geschehen“ (S. 22); hier wäre es interessant zu wissen, welchen Namen vielleicht diese Stellvertreter geführt haben; sie erinnern an das Institut der Salmannen, welche als sogenannte Treuhänder Veräußerungen im Namen Anderer besorgten (Vrgl. Heumann, Opuscula. p. 289. u. s. w. Albrecht v. d. Gewere S. 245.)

Das Aufblühen Gents war durch seine für den Handel so ungemein günstige Lage bewirkt worden und es offenbarte sich hier der Einfluß des Handels auf die Gestaltung des Sachenrechts früher, als vielleicht in irgend einer andern Stadt. Gerade der Handelsverkehr hatte die große Revolution in dem germanischen Sachenrecht hervorgebracht, daß die mit der physischen verbundene juristische Unbeweglichkeit der Grundstücke allmählig beseitigt wurde und somit eigentlich die Herrschaft der beweglichen Habe über den Grundbesitz begann. Diese Principien wurden in der von der Gräfin Mathilde im Jahre 1192 den Gentern gegebenen Keure gesetzlich anerkannt, indem es daselbst im 19. Artikel heißt: Est autem tanta libertas oppidi Gandensis, quod si quis hereditatem suam infra oppidi contentam, vendere vel invadiare voluerit, licet ei, tam extraneis quam proximis, nec aliquis ratione consanguinitatis, vel proximitatis poterit contradicere. Insbesondere galt nun aber Gent seit der Abtretung von Arras an Frankreich für die eigentliche Hauptstadt Flanderns. Dessen ungeachtet machte ihr aber in Betreff des Umfanges ihres Handelsverkehrs die Stadt Brügge nicht nur den Rang streitig, sondern wurde in der That seit dem zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte der wahre Sitz des Welthandels. Hier vereinten sich alle Nationen, um ihre Producte auf den Markt zu bringen, Genuesen, Engländer, Schotten, Catalonier und Algarvier, Aragonier, Portugiesen, Irländer, Deutsche und Venetianer hatten in Brügge die prachtvollsten Häuser (S. 121 Note). Sehr interessant ist in dieser Hinsicht auch *eine im* Anhange (N. 71) abgedruckte Stelle *aus* einer alten Handschrift der k. Bibliothek zu Paris, welche nach den Worten: Cè sont li royaumé e les terres, desquex les marchandises viennent à Bruges, et en la terre – de Flandres: c'est à sçavoir les choses qui ensuivent ci – après – alle diese Reiche

und ihre Producte aufzählt, mit England und andern nicht gar zu entfernten beginnt, dann aber auch z. B. folgende nennt: Bougerie (Bulgarey): vairs et gris, hermine, sable et letisse, Fees en Afrique: cire, cuirs et péleterie, Segelmesse qui siet près de la mer des arènes: dattes et alluns blans, Constantinople: alun de glace, Jerusalem: poivres, Egipte, Hermenie, Thartarie. In ähnlicher Weise spricht dann auch Marchantius in seiner Descr. Flandriae, aus welchem der Verf. die hierher gehörige Stelle S. 120. mittheilt. Auch Ypern nahm an dem großen ganz Flandern belebenden Handelsverkehre einen regen Antheil, wenn auch nicht in gleichem Grade und Umfange, wie Gent und Brügge. Besonders bedeutend waren schon frühzeitig in Ypern die Tuchwebereyen, wie dieß noch jetzt das daselbst befindliche Prachtgebäude der Tuchhalle (Lakenhalle) beweist. Die Tuchweberey bildet daher auch einen sehr erheblichen Gegenstand der gesetzlichen Bestimmungen in jener Stadt. So beginnt das Keurbuch vom Jahre 1213 mit der sehr ausführlichen Keure von den Lakenen, und das französische Keurbuch vom Anfange des 14ten Jahrhunderts enthält allein 493 Artikel über Tuchfabrikation und Verkauf der Tücher. In Folge der Belagerung und Zerstörung eines großen Theiles der Stadt durch die Genter unter Philipp von Artevelde im Jahre 1383 gieng der ganze Flor Yperns zu Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter ein Seher ꝛc.

(Schluß.)

Der dritte Abschnitt des Werkes beschäftigt sich mit der Aehnlichkeit der vom Dichter und Seher geschauten Gegenstände. Der Ursprung aller Gedanken liegt im Geiste. Es gibt ein unmittelbares Denken des Geistes — ein mittelbares der Seele (des

Verstandes): jenes ist seinem Wesen nach ein reflexives Schauen in eine höhere Welt.

Ganz vorzüglich reich ausgestattet mit den interessantesten Thatsachen und vielen eigenen Beobachtungen unsers Verfassers ist der vierte Abschnitt seines Werkes, der von der Aehnlichkeit der Sprache und ihres Rhythmus bey dem Dichter und dem Seher handelt. Ihn beschäftigt hier das Entstehen der Sprache und die Gabe der Sprachen. Unter den von ihm S. 462. angeführten Fällen, da Menschen in den Zuständen des Hellsehens und selbst im Traum ganz geläufig in einer Sprache redeten, der sie sonst nicht mächtig waren, sind einige bisher noch unbekannte, namentlich der, welcher sich mit dem Professor Kerzenberg zutrug. Aus eigener Erfahrung beschreibt der Verf. das unwillkührliche Sprechen in Versen und rhythmischen Sätzen bey Kranken am Veitstanz (S. 532), am Nervenfieber (S. 534) und bey Sterbenden (S. 344). Von letzterem heben wir hier noch zum Schluß die Krankheitsgeschichte der Taglöhnersfrau Briest in Brandenburg aus, welche wohl nie in ihrem mühevollen, armen Leben an das Versemachen gedacht hatte, als sie auf einmal am Tage vor ihrem Tode (an einem Sonnabend) dem mitleidigen Arzte, der sie mit der Hoffnung auf eine mögliche Wiedergenesung trösten wollte, antwortete:

Schon naht der Tag, ich höre Glocken läuten,
Die Seele muß sich im Gebet bereiten;
Schon fühl ich, daß mein Auge sterbend bricht,
Hallelujah, mir glänzt das langersehnte Licht.

Wirklich starb die Frau an dem Morgen (am Sonntag) in demselben Augenblick, als die Thurmglocken zur Kirche zu läuten anfiengen.

Zu den vielen Beyspielen von einem Schauen der wahren Dichter und Seher in das Weitentfernte und Künftige fügt der Verf. als Anhang zu seinem Buche (von S. 565 bis 598) noch mehrere, zum Theil wohlverbürgte Geschichten von prophetischen Poesien und poetischen Prophetien hinzu.

Möge diese kurze Inhalts-Anzeige des Steinbeck'schen Werkes hinreichen, um die Aufmerksamkeit der Leser unsers Blattes auf ein Buch zu richten, das selber gelesen zu werden verdient und das durch seinen thatsächlichen Inhalt, wie durch seine Darstellung zugleich lebhafte Theilnahme erregt und belehrt. Wir dürfen es unserm Verf. versichern, daß ihm der Wunsch, den er in den letzten Worten seines Buches (Seite 564) ausspricht, gelungen sey; es ist ihm gelungen, zu beweisen, „daß der ächte Künstler, besonders der Dichter, der wahrhaft Fromme, der Philosoph im wahrhaften Sinne und überhaupt der ächt begeisterte Forscher sämmtlich auch zugleich Seher sind." —

Transactions of the American philosophical Society, hold at Philadelphia, etc.

(Fortsetzung)

II. Botanische Abhandlungen.

1. Description of a new species of Sarracenia. By Thomas Nuttal. (p. 49 — 51 mit Abbildung).

Während einer Fußreise von ungefähr 1200 (englischen) Meilen Weges durch Süd-Karolina, Georgia, Alabama und Florida entdeckte Hr. Nuttal unter vielen andern interessanten Pflanzen auch eine Sarracenia, die er wegen der Form der Blattschläuche S. calceolaris nennt. Sie wächst mit andern Arten der Gattung in sumpfigen Fichtenwäldern von West-Florida (zwischen 30 — 32 ° n. Br.) und blüht im März und April. Gemäß der Gestalt der Ascidien oder Blattschläuche zerfällt die Gattung nach dem Verfasser in 3 Abtheilungen: 1) Mit geraden röhrigen, fast trompetenförmigen Ascidien und freyem zurückgeschlagenem Deckel derselben (S. flava, Catesbyana), 2) Mit bauchigen zurückgebogenen Schläuchen, deren Deckel frey ist und sich über die Mündung der Röhre hin wölbt (S. adunca, purpurea, variolaris). 3) Mit bauchigen zurückgebogenen Schläuchen, deren Deckel mit der Röhre verschmolzen ist, und eine kreisrunde Oeffnung in Letztere offen läßt (S. calceolata). Die Stellung der Gattung im natürlichen Systeme betreffend, schlägt Hr. Nuttal vor, selbe als Typus einer eigenen Familie, Sarraceniaceae, aufzuführen, die mit den Nymphäaceen einige Verwandtschaft hätte. Von S. purpurea hat er jetzt auch die Keimung gesehen und 2 deutlich getrennte lange lineallische Keimlappen beobachtet.

2. Synopsis fungorum in America boreali media degentium. Secundum observationes Lud. Dav. de Schweinitz. (p. 141 — 316 mit 1 Tafel).

Der um die Flora von Nordamerika, insbesondere um genauere Erörterung der schwierigen Gattungen Viola, Carex u. s. w. vielfach verdiente Hr. Verfasser hatte schon früher eine Aufzählung der Schwämme von Ober-Karolina bearbeitet, welche Schwägrichen herausgab. Er vereinigt damit jetzt die zahlreichen Arten, welche er seit dem Jahre 1821 in Pennsylvanien aufgefunden hat, verwahrt sich aber zugleich gegen den Vorwurf, als vermeine er auf solche Weise eine nur einiger Maßen vollständige Uebersicht der mycologischen Flora der vereinigten Staaten gegeben zu haben. Von den ungeheuren aus Fagus ferruginea und Abies canadensis zusammengesetzten Forsten im Norden, bis zu den unermeßlichen von Pinus palustris und Cupressus disticha gebildeten Sumpfwaldungen des Südens („decus et crux (ob lethalia eorum miasmata) patriae") möchten gewiß noch viele tausend eigenthümliche Formen dieser gespenstigen Pflanzengebilde ihre Stelle finden! Die Zahl der aufgeführten Arten beträgt indessen doch schon 3098 (1146 Hymenomycetes, 1053 Pyrenomycetes, 298 Gasteromycetes und 601 Hyphomycetes) worunter aber fast alle Gattungen und ein sehr großer Theil der species mit Europa gemeinschaftlich. Neue genera werden nur 7, Dryophilum unter den Gasteromyceten und Podosporium, Ceratosporium, Clasterisporium, Sphaerosporium, Botryosporium, Lichenopsis unter den Gymnomyceten aufgestellt. Die Zahl der vom Verfasser zuerst in Amerika aufgefundenen Arten steigt dagegen über 1200. In der systematischen Anordnung ist Fries und bey den Bauch- und Staubpilzen Persoon, Sprengel und Link zu Grunde gelegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte ꝛc.

(Fortsetzung und Schluß.)

Vorzüglich interessant ist die Darstellung der städtischen Verfassung Gents, welche der Verfasser mit ausführlicher Angabe der Quellen in mehreren Paragraphen geliefert hat. Unter diesen Quellen ist die schon oben erwähnte Keure der Gräfin Mathilde eine der wichtigsten. Diese Urkunde, die Magna Charta von Gent, auf großem Pergament geschrieben, wird mit dem Namen Kalbsfell bezeichnet. Sie theilt darin das Geschick vieler Rechtsdenkmäler, die lediglich nach ihrer äußern Erscheinung oder ganz zufälligen Umständen benannt worden sind. Dahin gehört die berühmte isländische Gragas und heißt doch auch das bekannte, im Gefängniße geschriebene englische Rechtsbuch nach der Strafanstalt selbst Fleta. So wurden auch in Brügge die Kopialbücher im Archive von einander unterschieden, wo man außer einem Ruwenboek, d. h. dem in rauhes Leder gebundenen Buche, fast alle Farben (Roodenboek, Wittenboek, Groenenboek, Gelwenboek, Zwartenboek; s. S. 101) beysammen hatte. Jenes Document nun wurde der Gräfin (sie war zugleich Königin von Portugall) von den Gentern abgedrungen, wie denn überhaupt von den Flandrischen Städten der Streit mit der Landesherrschaft noch heftiger geführt wurde, als dieß bey den meisten deutschen Städten der Fall war. So erheblich auch die Rechte der freyen Gemeinden in diesen Städten Flanderns schon von alten Zeiten her waren, so wurden von denselben im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte doch eine Menge neuer Befugnisse in Anspruch genommen, die die Grafen nicht so gutwillig zu gewähren bereit waren. Mathilde aber mußte nachgeben und sagt im Eingange der gedachten Keure: Divinum est et omni humanae rationi consentaneum, ut, sicut majores a subditis suis honorari volunt et serviri, ita et eis jura sua et consuetudines, quae a ratione non discordant, firmas et illibatas conservent. Insbesondere aber stellte diese Keure vom Jahre 1192 das frühere Recht in Betreff der Schöffenwahl zum Theil wieder her. Bis zum Jahre 1176 nämlich befanden sich vier Familien in Gent in dem erblichen Besitz der Schöffenämter und sobald eines derselben erledigt wurde, wurde es durch Wahl des Schöffencollegiums wieder besetzt. Graf Philipp hatte aber damals verordnet, daß in einem solchen Falle alius ei substituetur electione Comitis nec aliter. Die Genter wußten sich indessen bald zu helfen, indem sie die Urkunde verstümmelten und die Worte electione comitis daraus eliminirten. Die durch die Keure Mathildens angeordneten Verhältnisse, nach welchen es dreyzehn Schöffen auf Lebensdauer gab, waren nicht von langem Bestande, indem Graf Ferdinand im Jahre 1212 ein jährlich wechselndes Schöffenthum, dann aber im Jahre 1228 in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Johanna eine neue sehr merkwürdige Einrichtung durch die Bestellung des sogenannten Triginta novemvirats traf und zwar nach den Worten des Verf. in folgender Weise:

„Eine Behörde von dreymal dreyzehn Mitgliedern wurde eingesetzt und in drey Collegien vertheilt. Das

erste bildete das Schöffengericht; das zweyte das Rathscollegium; die letzten dreyzehn sind ohne alle Geschäfte und nur da, um im folgenden Jahre Räthe zu werden; die den Rath bildenden Dreyzehn werden dann Schöffen, und die gewesenen Schöffen ruhen ein Jahr aus. Die Geschäftslosen werden daher Vacui, Ydle (Eitle), Vagues genannt. Deshalb bestehen die 39 aus den Scabinis, Consiliariis et Vacuis. Die Räthe theilten mit den Schöffen deren frühere Amtsthätigkeit auf folgende Weise: Die letztern hatten die gesammte Gerichtsbarkeit und Finanzverwaltung der Stadt ausschließlich, jene die Obervormundschaftssachen, die Aufsicht über Erbschaften, Erbtheilungen u. s. w. so wie den Beruf die Versöhnungen der Familienfehden und Friedensverträge zu bewerkstelligen. Die drey Collegien lösten sich einander jährlich ab; an die Stelle der ausfallenden Mitglieder wählten die Schöffen nach gutem Gewissen einen andern. Nur das erstemal, 1228, ließ der Graf die sämmtlichen Neun und Dreyßig durch 5 von den Schöffen des Jahres erkorene Wähler ernennen. Vater und Sohn, ferner zwey Brüder können nicht zugleich von den 39 seyn." —

Diese Einrichtung wurde in den übrigen Flandrischen Städten nicht getroffen, sondern hier blieb das jährlich wechselnde Schöffenthum bestehen. In Gent übten nun die Neun und Dreyßig eine große Macht aus und es fehlte nicht an Streitigkeiten mit den Grafen, die mehrmals zur Absetzung jener Collegien ihre Zuflucht nahmen und daher auch den Beyfall der Stadtgemeinden einärndteten. Der Verfasser theilt im Anhange ein merkwürdiges Schreiben der letztern an den König Philipp III. den Kühnen von Frankreich mit, worin sie das Verfahren der Gräfin Margaretha gegen die Neun und Dreyßig rechtfertigt. Ganz aufgehoben wurden diese Collegien von Philipp dem Schönen, als derselbe im Jahre 1301 die Stadt Gent in Besitz nahm; an die Stelle desselben setzte er 13 Schöffen und 13 Räthe, welche jährlich durch 4 Königliche und 4 Gemeinde-Abgeordnete zu wählen waren. — Die städtische Verwaltung Brügge's weicht in vielfacher Beziehung von der der Stadt Gent ab, insbesondere scheinen dort die Zünfte viel frühzeitiger einen Antheil an der Regierung erhalten zu haben. Seit dem eilften Jahrhunderte findet sich in Brügge ein Schöffencollegium,

bestehend aus 13 Mitgliedern, gewählt auf Lebenszeit aus der Zahl der ursprünglich freyen Bewohner und vier großer Zünfte, und daneben ein Rathscollegium ebenfalls von 13 Mitgliedern aus den kleineren Zünften. Jedes dieser Collegien wählte sich einen Bürgermeister. Die eigentlich glänzende Periode der Municipalverfassung Brügge's mit einem ganzen Heere von Beamten fällt erst in das vierzehnte Jahrhundert, zu welcher Zeit auch die Zahl der vollständig organisirten Zünfte auf 72 gestiegen war. (S. 141). — In Ypern wurden von den sechs Gemeinden, welche die Stadt und die Vorstädte bewohnten, allmählig ihrer fünf zu einem Schöffenthum vereinigt, neben welchem dann nur noch eine Nebengemeinde bis zum achtzehnten Jahrhundert fortgedauert hat (S. 192). Auch hier in Ypern gab es, wie in Gent und in Brügge häufige Reibungen zwischen der Gemeinde und den Schöffen. Gleichzeitig (1280) brach ein in Brügge mit dem Namen Murlemay und in Ypern mit dem Namen Coknrulle bezeichneter Volksaufstand aus, auf welchen an dem letztern Orte im Jahre 1303 ein noch gefahrvollerer folgte, wobey am 29. November mehrere Schöffen ermordet wurden. Von diesem Aufruhr und der Bestrafung der Mörder berichtet der Verf. auf S. 186. Bemerkenswerth ist, daß beynahe 500 Jahre hindurch (bis 1794) alle Jahre ein Todtenamt für die Ermordeten gehalten worden ist. Der Katafalk war mit deren Wappen behängt und beym Opfergang wurde gerufen: Kommt und opfert, meine Herren, für die Herren, die ehemals Herren waren: Kommt und opfert in Gottes Namen! —

Nächst dem Schöffenthum berücksichtigt der Verf. bey der Darstellung der einzelnen städtischen Verhältnisse auch noch besonders die gräflichen Beamten. Als solche erscheinen überall die Bailli's mit ihren Unterbeamten (Subballivi). Der Ballivus ist derjenige, quem Comes loco suo ad justitiam tenendam instituit, der also im Namen des Grafen dem Schöffengerichte präsidirte (S. 43. 64); manche

Fälle waren seiner ausschließlichen Jurisdiction vorbehalten (cas qui apartiennent à la seigneurie du comte. S. 66). Neben dem Ballivus findet sich der Praeco oder Amman, der vorzüglich die Berufungen vor Gericht und die Vollziehung der Urtheile zu veranlassen hatte (S. 70). Derselbe Beamte heißt in Brügge und andern Städten der Schultheiß. Zu den gräflichen Beamten gehörte außerdem noch der Castellan oder Burggraf, der in Gent seit dem Jahre 1039 vorkommt; er war ein militärischer Beamter, dem auch die Umgegend der Stadt (Chatelenie) untergeben war. Die Chatelenie von Brügge führte den besondern Namen: Het Land van den Vryen (S. 150) oder auch le Franc de Bruges. Dieser Landstrich zeichnete sich schon im zwölften Jahrhunderte durch seinen Reichthum und seine Vorrechte aus, so daß er „sich zu einem vierten Gliede der Staaten von Flandern erhob, als er 1437 neben den Städten Gent, Ypern und Brügge eine Virilstimme erhielt." (S. 151). Die von dem Hrn. Verfasser gegebene Erklärung, daß die Befreyung dieser Gegenden vom Besthaupte und das Recht eines eignen großen freyen Schöffen-Collegiums die Veranlassung zu jenem Namen gegeben habe, scheint auch uns die richtige zu seyn. Mit Ausschluß der darin belegenen Städte so wie einiger Gutsherrschaften, welche sich wie jene außerhalb des juristischen Verbandes dieser Chatelenie befanden, umfaßte dieselbe 90 Dörfer und 12 ihrem Zugrechte (s. oben Jahrg. 1835 Nr. 7.) unterworfene Herrschaften. Als Beamte kommen hier der Bailli und der Schultheiß, letzterer unter dem Namen Crickhouder (Stabhalter) vor; die Zahl der Schöffen läßt sich für die frühere Zeit nicht bestimmen, unstreitig war sie nicht klein, sie wurde mehrmals herabgesetzt und im Jahre 1414 auf sieben und zwanzig bestimmt. (S. 170). Außerdem werden noch mehrere Unterbeamte erwähnt, von welchen hier besonders die sogenannten Beryders hervorgehoben werden mögen. Ihre Beschäftigung war besonders die Equitatio bannitorum oder Omegank, d. h. sie hatten im Lande herum zu reiten, um die Geächteten zu entdecken. Auffallend ist hiebey die Construction, in welcher das Wort Equitare in dem Keurbriefe (aus dem Ausgange des 12ten Jahrh.) gebraucht wird. z. B. §. 7. (Anh. S. 84): Castellanus equitabit bannitos. Die erwähnte Keure ist aber überhaupt reich an vielen Eigenthümlichkeiten und darum auch die Darstellung der Rechtsverhältnisse des Landes der Keure ausnehmend anziehend, wofür wir dem Hrn. Verf. vielen Dank wissen; es ist dieß unstreitig eine der interessantesten Parthien des Buches. In der gedachten Urkunde findet sich an der angeführten Stelle noch Folgendes: Finita omni equitatione sua comes habere poterit veritatem suam, quae dicitur Durginga, et hoc semel in anno et si non perequitatur, non habebit. Es mußte also das ganze Land nach den Gebannten durchsucht, durchritten und durchzogen werden, wonach denn das Gericht selbst, welches gehalten wurde, den Namen Durginga erhielt; der Ausdruck Veritas erklärt sich aus dem, was bereits oben (Jahrg. 1835. S. 57.) bemerkt wurde. —

Soviel wird genügen, um unsere Leser auf die Wichtigkeit der vorliegenden Schrift von Neuem aufmerksam zu machen. Unser Urtheil, welches wir über den ersten Band fällten, finden wir durch diesen neuen Abschnitt bestätigt und können also auch nur den Wunsch hegen, daß das verdienstvolle Werk eine baldige Fortsetzung erhalten möge. Jeder Freund deutscher Geschichte und deutschen Rechts wird aus dem Buche eine große Ausbeute gewinnen. Noch bemerken wir, daß der Hr. Verf. eine Mehrzahl von Cartons, so wie auch andere Zusätze und Verbesserungen zum ersten Bande, im Ganzen beynahe 4 Bogen nachgeliefert hat. Die meisten Zusätze hat die literarische Einleitung erhalten; nicht nur werden mehrere neue Notizen über die Schicksale der Archive, sondern auch genauere Nachrichten über die ältern flandrischen Chroniken mitgetheilt, und zwar insbesondere über die um die Mitte des zwölften Jahrhunderts geschriebene Chronik des Heriman, Abtes des Klosters St. Martin von Tournay, über die drey Chronisten der Abtey der Dünen und über das Chronicon Bavonis. Fortgesetzte Studien und mehrere Reisen haben den Herrn Verfasser in den Stand gesetzt, diese Zugabe zu machen. Wir haben uns gefreut, aus den fernern Zusätzen zu sehen, daß auch Hr. Geh. Archivrath Mone die nämliche

Ansicht über den Ursprung des Wortes Vlaming aufgestellt hat, die wir (oben Jahrg. 1835. S. 31)) zu vertheidigen versuchten, und daß der Hr. Verfasser jenem verdienten Geschichtsforscher ebenfalls beypflichtet.

Phillips.

Transactions of the American philosophical Society, hold at Philadelphia, etc.

(Schluß.)

III. Physikalische Abhandlungen.

1. Report of a Committee of the American Philosophical Society on Astronomical Observations: containing Observations made in different parts of the United States on the Solar Eclipse of February 12th. 1831.

Wir erhalten hier eine Sammlung der in den nordamerikanischen Freystaaten gemachten Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 12. Februar 1831, woraus wir die wesentlichen Zahlenangaben sorgfältig hervorheben wollen, in der Absicht, daß sich ein Rechner veranlaßt finden möge, die in der Abhandlung selbst weiter nicht berücksichtigten Resultate in Beziehung auf Geographie und Astronomie daraus abzuleiten. Die Beobachtungen, in mittlerer Zeit der Beobachtungsorte ausgedrückt, sind folgende:

Philadelphia - Friend's Observatory	Anfang	23h	23	1″,48
	Ende			—
1443 Fuß westlich von Friends Observatory	Anfang	23	23	10
	Ende	2	25	49
New-York Columbia College	Anfang	23	30	50,2
	Ende			—
Cape Malabar Lighthouse	Anfang	23	55	56,0
	Bildung des Ringes	1	26	54,6
	Zerreissen des Ringes	1	28	23,8
	Ende	2	53	8,2
Washington President's house	Anfang	23	10	30
	Ende	2	15	28,5
Virginia University	Anfang	23	0	26
	Ende	2	7	20

Unter den weiteren Umständen, welche den Beobachtungen beygefügt sind, erwähnen wir nur folgende von dem geschickten Astronomen Hassler wahrgenommene Erscheinung. Als nämlich der Mond etwa um $\frac{1}{8}$ seines Durchmessers über der Sonnenscheibe vorgerückt war, konnte Hassler deutlich die Unebenheiten auf einem Theile der Mondfläche unterscheiden, die Bergspitzen hell beleuchtet, mit aschgrauen Ebenen dazwischen. Die Beleuchtung fieng an bey dem auf der Sonnenscheibe projicirten Theile des Mondrandes und erstreckte sich ziemlich weit gegen die Mondsmitte, jedoch blieb der Rand selbst immer dunkel. Die Beleuchtung verschwand als nahe $\frac{1}{3}$ des Mondhalbmessers auf die Sonne vorgerückt war, zeigte sich aber wieder mit analogen Erscheinungen gegen das Ende der Finsterniß.

In Pennsylvania wurden mit einem Leslie'schen Photometer während der Dauer der Finsterniß Beobachtungen angestellt, um die Frage zu entscheiden, ob die Lichtstrahlen (eigentlich Wärmestrahlen) von den verschiedenen Theilen der Sonnenoberfläche gleiche Intensität besitzen.

2. On Irradiation. By Benjamin F. Joslin.

Die auf subjektivem Grunde beruhende Erscheinung, daß die Durchmesser glänzender Objekte durch Strahlung (irradiation) scheinbar vergrößert werden, glaubt der Verf. durch eine neue Modifikation näher bestimmen zu müssen, wornach es drey Richtungen gäbe, in welchen sich die Strahlung im Auge als Maximum zeigt. Eine Richtung geht, seinen Angaben gemäß, aufwärts, d. h. sie steht senkrecht auf der Verbindungslinie der beyden Augen, die zwey anderen Richtungen bilden mit dieser beyderseits Winkel, welche dem dritten Theile des ganzen Kreisumfanges gleich sind. Wir übergehen hier die Experimente und physiologischen Gründe, die der Verf. in dieser (wie ausdrücklich bemerkt wird) nur vorläufigen und unvollständigen Mittheilung zur Unterstützung seiner Ansichten anführt, und begnügen uns, die astronomischen Erscheinungen, die er nach seinen Grundsätzen zu erklären sucht, kurz zu erwähnen.

Es sind folgende: 1) Die bey Sternbedeckungen öfters wahrgenommene Projektion des Sterns auf der Mondscheibe; 2) die vom Verfasser selbst beobachtete Erscheinung, daß sich im Neulicht die beyden Hörner des Mondes in Beziehung auf die schwach erleuchtete Mondscheibe nicht symmetrisch zeigen; ingleichen die nicht symmetrische schwache Erleuchtung eines Theils der Mondscheibe bey partiellen Sonnenfinsternissen; 3) das Funkeln oder Strahlen der Fixsterne. Von den angeführten Erscheinungen ist nur die erste in astronomischer Beziehung von einiger Wichtigkeit, und bey dieser stellt sich die Unzulänglichkeit der versuchten Erklärungsweise auffallend heraus durch die einfache Betrachtung, daß durch Strahlung unter den vom Verf. angegebenen Modifikationen ein Gegenstand zwar seine Gestalt verändern, niemals aber ohne Aenderung der Gestalt eine veränderte Lage erhalten könne.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christian Aug. Brandis. Erster Theil. Berlin, bey G. Reimer. 1836. 8. XII. 548 S.

Seitdem die Philosophie in Deutschland durch Kants mächtige Anregung ein Hauptbestandtheil unserer Litteratur und Bildung geworden, seitdem ist auch die Geschichte derselben häufig und fleißig bearbeitet worden, bald ausführlicher, bald kürzer, hier in ihrem ganzen zeitlichen Verlauf, dort nach einzelnen Perioden, Systemen und Zweigen, einmal nach diesen, das anderemal nach anderen Beziehungen und Ansichten u. s. w., wie man sogleich sieht, wenn man auch nur einen flüchtigen Blick in die hierher gehörigen Werke wirft, die uns Tennemann, Reinhold, Socher, Buhle, Ast, Hegel, Windischmann, Ritter, Ständlin, Jäsche, Krug, Carus, Feuerbach, Erdmann u. A. geliefert haben. Zumal die Geschichte der griechischen Philosophie ist, wie sich erwarten läßt, vielfach und auf vielerley Wegen und Seiten betrachtet, aufgefaßt und bearbeitet worden. Hier war das Nothwendigste und Verdienstlichste unstreitig dieß, daß man die Bruchstücke der verlornen philosophischen Werke, zumal aus der Zeit vor Plato, und einiger nach ihm (wie der Stoiker Panätius und Posidonius), mit großem Fleiße gesammelt, geordnet und nach den meistentheils sehr dürftigen Nachrichten eine systematische Reconstruction der zum Grunde liegenden durchgehenden Ansicht versucht; daß man demnächst die erhaltenen Schriften des Plato und Aristoteles u. a. mehr verbreitet und mit mehr grammatischer und exegetischer Genauigkeit als vordem herausgegeben hat und in diesem Thun noch eifrig fortfährt.

Neben den Deutschen haben sich in diesem Bestreben die Holländer zumeist verdient gemacht. Wyttenbach war überhaupt der erste, der seine bessern Schüler durch seine philologischen und philosophischen Vorlesungen auf dieses reiche Feld des Alterthumes führte, sie zur Sammlung der Bruchstücke berühmter Philosophen ermunterte und hierbey aus den Schätzen seiner umfassenden Gelehrsamkeit väterlich freundlich unterstützte; und seine Schule fährt noch immer in diesem treuen Sammlerfleiß fort: van Heusde, van Lynden, de Geer, Mahne, Bake, Karsten u. m. a. haben rühmliche Beyträge anf diesem Gebiete geliefert. In neuester Zeit scheinen sich auch einige junge Franzosen aus Guizots und Cousins Schule diesen Bestrebungen anschließen zu wollen. Der Deutschen aber sind so viele auf diesem Felde der Aehrenlese geschäftig gewesen, und fahren noch darin fort, daß auch nur ihre Namen aufzuzählen, leicht ein Blatt füllen konnte. Nur Böckh und Schleiermacher seyen hier als diejenigen genannt, die durch Lehre und Beyspiel hier vielleicht am meisten gewirkt haben. Unter der großen Anzahl der übrigen Deutschen, die sich auf diesem Gebiete des Alterthums Verdienste erworben, hat Hr. Brandis von langem her sich rühmlich hervorgethan und beharrlich sich mit der Geschichte der alten Philosophie beschäftiget. Er hat bereits im Jahre 1813 die Fragmente des Xenophanes, Parmenides und Melissus in seiner Commentationum Eleaticarum Part. I. vollständiger und sachgemäßer zusammengestellt als Fülleborn, und dieselben aus den Alten erläutert; er hat dann in sei-

ner Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen an der Universität in Berlin: Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie, (Kopenhagen 1815) die Aufgabe sich und Andern klar zu machen gesucht, und hat endlich seither im älteren Rheinischen Museum, das er mit dem sel. Niebuhr in Verbindung herausgegeben, mehrere sehr schätzbare Unterſuchungen über einzelne Lehren und Schulen der griechischen Philosophen mitgetheilt. Bey diesen historischen Bemühungen um die griechische Philosophie kam es Herrn Brandis sehr zu Statten, daß er nebst Immanuel Bekker von der Berliner Akademie mit der Sammlung des Apparates für die neueste kritische Gesammtausgabe des Aristoteles und mit der Ausarbeitung der exegetischen Commentarien dazu beauftragt, hiedurch Gelegenheit erhalten, in den Bibliotheken Deutschlands, Italiens und Frankreichs aus den handschriftlichen griechischen Erklärern des Aristoteles, Plato u. a. manche gute Notiz auch schon für diese ältere Geschichte der hellenischen Forscher zu ziehen und in diesem Werke gehörigen Ortes zu verarbeiten. Denn während die meisten andern nach den Begriffen und Ansichten irgend eines Systems, wie Tennemann nach dem Kantischen, oder nach ihren eigenen Ideen und Speculationen, wie Hegel, die Geschichte der alten Philosophie bearbeitet haben, sucht Hr. Brandis vor allem voraus das historisch Zuverlässige sicher zu stellen, ohne alle vorgefaßten Meinungen und Begriffe über den Gang der Entwicklung und des Fortschrittes der philosophirenden Vernunft, oder über das Endziel derselben u. dgl. m.

So weit eine solche Unentschiedenheit auf diesem Gebiete nur immer möglich ist, so weit hat sie Hr. Brandis eingehalten, und vielleicht mehr, als sich gebührt. Von dieser Seite daher, was nämlich die möglichste Unpartheylichkeit und Uneingenommenheit für oder gegen philosophische Meynungen, und dann ferner die Vollständigkeit der Materialien anbelangt, so hat hierin dieses Handbuch der griechisch-römischen Philosophie einen so entschiedenen und dauernden Vorzug, daß er ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf lange Jahre hinaus vor jedem Mitbewerber ungeschmälert sicher bleiben wird. Denn neben der Benützung der neuesten Arbeiten und Beyträge jeder Art, die hieher gehören, zeigt sich durchhin das fleißigste und umfassendste Quellenstudium, der gedruckten zunächst, aber auch der ungedruckten; so daß nicht leicht eine irgend erhebliche Notiz wird nachgetragen werden können; es zeigt sich dieses Quellenstudium überall mit der größten kritischen Besonnenheit, Umsicht und Unpartheylichkeit verbunden, wie schon dieser erste Band augenscheinlich beweiset.

Derselbe reicht bis an Sokrates und die von ihm ausgegangenen Schulen, aus denen zuerst mehrere und vollständige Werke erhalten sind. Da solche aus der in diesem Bände behandelten Periode fehlen, und nur wenige Bruchstücke und meist ungenügende, oft unzusammenhängende, wohl gar widersprechende Berichte über die Lehren und Leben der Philosophen erhalten sind: so bot diese Periode weitaus die meisten Schwierigkeiten, und verlangte, wie die sorgfältigste Prüfung und Zusammenstellung, so die behutsamste Verbindung der betreffenden Nachrichten, was alles Hr. Brandis auf eine rühmliche Weise geleistet hat. —

Wenn aber schon von Plato's, Aristoteles und Plotin's Philosophie, deren Werke uns alle, oder doch großentheils erhalten sind, die Auffassung und systematische Gestaltung nach der Eigenthümlichkeit der neueren Forscher und Berichterstatter sehr verschieden, manchmal beynahe entgegengesetzt sind: so wird man das gleiche noch bey weitem mehr hier im Anfang der griech. Philosophie bey so dürftigen und meistens schon interpolirten Quellen zu erwarten haben. Die Ansicht, die jeder, er mag sich stellen wie er will, mehr oder minder klar bewußt von der Aufgabe, dem Inhalt, Umfang und Zweck, von dem Gang, der Art und Weise der Philosophie mitbringt, wirkt ein auf die Auswahl, Stellung und Schätzung, wie von Lehren, so von Personen; Lu-

cian z. B. wird oft unter den Philosophen genannt, der er so wenig gewesen ist, als andere Schöngeister und Sophisten vor und nach ihm, z. B. Aristides, Libanius u. a. m. Auch die älteren Sophisten vor Plato und zu seiner Zeit können in der Geschichte der griech. Philosophie nur in so weit eingeführt werden, als sie die allgemeine öffentliche Bildung förderten, die der wirklichen Philosophie zur Grundlage in größeren Kreisen nöthig war. Die Araber hatten Philosophen, ohne daß wir da solche ihnen gewissermassen vorarbeitende Redelehrer und Sophisten finden. Es wäre daher vielleicht zu wünschen, Herr Brandis möchte in der Einleitung seinen Begriff der Philosophie etwas schärfer und bestimmter ausgesprochen haben, als geschehen ist. Er giebt in der Einleitung erstlich den Begriff der Geschichte der Philosophie, und auch dieser selbst, doch mehr nach den späteren in Griechenland geläufigen Definitionen derselben; dann bestimmt er den Umfang und die Eigenthümlichkeiten der älteren oder griechisch-römischen Philosophie, und zählt die Quellen auf, aus denen die Kenntniß derselben zu schöpfen ist; — ein sehr gründlich und angemessen ausgeführter Paragraph —; endlich werden ihre Anfänge und Entwickelungsperioden vorläufig erörtert.

Im 2ten Abschnitt von der Physiologie der Jonier werden abgehandelt: Thales, Hippon, Anaximander, Anaximenes; ferner Heraklit, Empedokles und Anaxagoras; weiter dann Diogenes von Apollonia, Archelaus, Leucippus und Demokritus nebst ihren Anhängern.

Der 3te Abschnitt, von der Speculation der Eleaten, berührt erst ihr Verhältniß zu den jonischen Physiologen, und berichtet dann von Xenophanes, Parmenides, Melissus und Zeno.

Im 4ten Abschnitt, von der Zahlenlehre der Pythagoräer, wird, nach einleitenden Bemerkungen über ihr Verhältniß zu den Eleaten und Joniern, von Pythagoras und seinem Bunde gesprochen, und dann die Lehre, hauptsächlich nach Philolaus, jedoch mit Zuziehung aller anderweitigen Nachrichten, auseinander gesetzt.

Der 5te oder letzte Abschnitt dieses Bandes spricht von den Sophisten, ihrer Stellung und ihren Richtungen; es werden aber nur Protagoras, Gorgias, Hippias, Prodikus und Lykophron nebst einigen anderen genannt und mehr oder minder charakterisirt. Unter den Sophisten oder Redelehrern gab es aber auch Gegner der speculativen Philosophie, und unter diesen hätte Isokrates genannt werden können, zumal er uns den Untergang aller Productionen der ältern Sophistik ersetzen muß, und sein Treiben als Philosophie, wie er es oft nennet, sehr hoch anschlägt.

Was demnach in dieser Periode der griech. Philosophie auf diesem Wege der strengsten nnd sorgsamsten historischen Forschung zu gewinnen war, das ist hier unbedingt preiswürdig und erfreulich geleistet. Indessen scheint doch Hr. Brandis selber von der Geschichte der griech. Philosophie noch etwas mehr zu fordern und zu erwarten, als hier vorliegt. Er sagt nämlich (S. VII auf VIII der Vorrede): „Ich habe mir bey meiner Arbeit kein zu hohes Ziel gesteckt und auch das, obgleich es seit manchem Jahre eines meiner vorzüglichsten Augenmerke gewesen, noch lange nicht erreicht, — deß bin ich mir wohl bewußt; möge der Niebuhr unserer Geschichte nicht mehr ferne seyn! wie gern will ich ihm als bloßer Handlanger gedient haben.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die portugiesische Litteratur im Jahre 1835.

Aus sicherer Hand ist uns ein Verzeichniß derjenigen Druckschriften zugekommen, welche während des verflossenen Jahres in Portugal erschienen sind. Das-

selbe ist nicht etwa durch einen Buchhändler herausgegeben, wie dieß mit unsern deutschen Meßkatalogen der Fall ist, sondern seine Quellen sind die Zeitungen von Lissabon und Oporto, in welchen die Buchhändler ihre neuen Artikel anzubieten pflegen. Die Buchhändler in Portugal sind durch keine Institution an einander geknüpft. Sie verbreiten ihre Bücher durch solche Ausbietungen, oder durch Hausirer. Fast jeder Buchhändler ist auch Antiquar, und handelt vorzüglich auch mit französischen und englischen gebundenen Büchern, die ihm durch litterärische Speculanten in Paris, London und Havre übermacht werden.

Obgleich die hier mitgetheilte Liste nur wenige Nummern enthält — weniger, als Brockhaus oder Cotta in einem Jahre verlegen — so bezeichnet sie doch ganz bestimmt das Wesen der portugiesischen Litteratur. Politische, administrative, juristische Schriften haben das Uebergewicht. Klassische Litteratur fehlt fast ganz. Der Uebersetzungen aus Voltaire's und Rousseau's Periode, anderer Romane u. d. gl. sind für die geringe Zahl von selbstständigen Nationalschriften, viel zu viele. Gebetbücher jetzt vielweniger, als sonst. Ausfälle auf die Geistlichkeit, Empfehlung der Lancasterschen Unterrichtsmethode, kein einziges medicinisches Originalwerk. Unter den wissenschaftlichen Werken möchten die Memorias des Akademikers Loureiro über den gegenwärtigen Zustand der portugiesischen Colonien in Afrika von besonderem wissenschaftlichen Interesse seyn. Die Akademie der Wissenschaften veranstaltet die dritte Auflage von Osmia, einer Tragödie, welche sie gekrönt hatte. Eine portugiesische Dame übersetzt die Corinna der Mad. de Stael. Eben so haben die „Worte eines Gläubigen" einen Uebersetzer gefunden, Ein Adeliger, Visconde de Villarinha, giebt zwey Quartbände einer Landwirthschaft.

Man kann wohl sagen, daß die portugiesische Litteratur seit König Joseph und seinem allmächtigen Minister Pombal, der eigentlich wohl glücklicher in unserer Zeit gekommen wäre, stationär geworden ist. In ihr herrscht keine Bewegung, und eben so kommt ihr kein Interesse der Nation entgegen. Gelehrte, welche von der Schriftstellerey Profession machen, giebt es eigentlich in Portugal nicht. Wenn nicht, was jedoch sehr selten geschieht, der Staat zur Verfassung eines Buches auffordert, oder die k. Akademie der Wissenschaften eine litterarische Arbeit aufträgt, so ist fast jedes Buch aus der Liebhaberey oder aus der moralischen Nöthigung seines Verfassers hervorgegangen. An einen pecuniären Vortheil durch Schriftstellerey ist nicht zu denken. Die Auflagen werden gewöhnlich 500 bis 600 Exemplare stark gemacht, und der Buchhändler verpflichtet sich nur in Ausnahmsfällen zu einem Honorar an den Verfasser. Wer seine Schriften ohne Rücksicht auf Vortheil gedruckt sehen will, übergiebt die bezahlte Auflage dem Buchhändler in Commission. Litteraturzeitungen oder bloß wissenschaftliche periodische Schriften giebt es mit Ausnahme des Journal de Coimbra, welches in den letzten Jahren ins Stocken gerieth, keine, welche schon eine Reihe von Jahren sich erhalten hätte. Die meisten dieser Zeitschriften sind sehr vorübergehend. Uebrigens ist in diesem Augenblicke die Zahl der politischen und anderer Tagsblätter und periodischen Schriften dennoch im Verhältniß zur übrigen Litteratur nicht unbeträchtlich. Im verflossenen Jahre wurden folgende Journale und Zeitblätter ausgegeben, von welchen aber bereits einige schon wieder eingegangen sind:

Periodico semanal — Entre tenimento historico, curioso e instructivo. — Ein wöchentliches historisches und raisonnirendes Unterhaltungsblatt.

Museo, periodico mensal de literatura. Literärisches Monatsblatt.

Annals da Sociedade juridica. Jurist. Annalen.

Jornal das Sciencias medicas de Lisboa. Lissaboner medicinische Zeitung.

Correio das Dames, Jornal de Modas e Literatura. Dem französischen Modejournal nachgebildet.

Jornal medico cirurgico e pharmaceutico de Lisboa. Medicinisch-chirurgisch-pharmaceutisches Journal von Lissabon.

Diario do Governo. Der portugiesische Moniteur.

O Constitucional, findet weniger Anklang, als

A Revista, welche zugleich mit dem

Diario do Povo, Volkszeitung mit dem

Diario dos Pobres, der Armenzeitung, und mit dem Nacional die meisten Leser hat.

O Independente.

O Imparcial.

O Artilheiro. Die Portugiesen sind große Freunde der Artillerie, der Befestigungskunst und der Reitkunst. Diese Gegenstände werden im Artilheiro von einer Gesellschaft von Offizieren behandelt.

O Recapilador da Semana.

A folha commercial. Enthält die abgehenden und ankommenden Schiffe, die Assecuranzen, Avarien, Preiscourants ꝛc., neben politischen Nachrichten.

Jornal de Musica.

O Interessante.

Jornal de Annuncias. Oeffentlicher Anzeiger.

O Echo, Jornal critico literario e politico.

Jornal de comedias e variedades.

Gazeta de Portugal.

Jornal de instruccao e de recreio, eine Art Pfenning-Magazin.

Jornal mensal de Educaças. Erziehungs-Monatsblatt.

Ausserdem erscheinen in Oporto der Portuense und einige politische und merkantilische Blätter, so wie in den größeren Provinzialstädten öffentliche Anzeigeblätter.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christian Aug. Brandis ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nur aus dem tiefen Gefühl der Verehrung, die Hr. Brandis für den großen Hingeschiedenen, seinen edlen Freund, gehegt hat und heget, ist diese Freundes- und Manneswürdige Bescheidenheit zu verstehen, die man sonst wohl für übergroß ansehen könnte, eben wie die des Lälius bey Cicero im Andenken an Scipio Aemilianus; sie ist aber nur desto schöner und achtungswerther, je seltener sie uns jetzt begegnet. — Vom „Handlangerdienste thun“ kann bey diesen und ähnlichen historischen Unternehmungen ohnehin nicht füglich die Rede seyn, indem jeder ächte historische Baumeister das gesammte nöthige Materiale selbst an seinen Fundstätten aufsuchen, aus seinen, meistens sehr bedeutsamen, Umgebungen hervorholen, ermessen, zusammenstellen u. dgl. m. wird und muß; — wie dieß eben Niebuhr in seiner Römischen Geschichte gewiesen hat. Er hat für dieselbe Quellen aufgesucht und Materialien beygezogen, an welche seine Vorgänger und andere kaum gedacht, an welche sie wenig oder gar nicht gerührt hatten. Was aber unbeschadet der historischen Treue, ja vielleicht eben zufolge ihrer Forderungen hier etwa mehr gewünscht werden möchte, das betrifft erstlich das Verhältniß der Philosophie zumal dieser Periode zum höheren Alterthum und zur religiösen Ueberlieferung; — demnächst die schärfere Hervorhebung und freyere Stellung der philosophischen Principien in ihrer nothwendigen Abfolge auseinander, und unabhängig von ihrer Anwendung und Ausführung nach allen Seiten und Beziehungen in der Natur hin; — endlich die schärfere Kennzeichnung der Methoden, die aus den Principien sich ergaben und in deren weiterer Entfaltung sich aufdrangen.

Herr Brandis geht in der Nachforschung über den Ursprung der Philosophie bey den Griechen nicht über Griechenland hinaus; — und dieses ist durchaus zu billigen, zumal sofern man den Charakter der Philosophie, wie recht ist, mehr in die Erkenntnißweise und Form, als in die Materie setzt. Denn diese kann man gar wohl bey vielen Völkern uralter Zeit und sogar in größerer Breite finden, als bey den Gründern der hellenischen Philosophie. Aber die erstere haben nur erst die griechischen Weisen gefunden, und haben mit ihr zugleich der Menschheit die Wissenschaft erworben: sie zuerst unter allen Völkern sind zu Verstand gekommen. Daß die Grundansichten den ersten Philosophen Griechenlands gewissermassen überliefert waren, dieß anerkennt auch wohl Hr. Brandis, indem er im ersten einleitenden Abschnitt (S. 53 — 104 „Von den theologisch poetischen Anfängen der griechischen Philosophie“) über Alter und Glaubwürdigkeit der Orphischen Ueberlieferungen spricht, die Orphischen Kosmogonien und die des Hesiodus, und der mittleren Theologen, des Pherekydes, Epimenides, Akusilaos ꝛc. berichtet; hierauf die Welt und Lebensansicht der Orphiker, des Homer und Andrer, die religiösen Ueberzeugungen der Gnomiker, des Pindar und anderer gleichzeitiger Dichter, Lyriker und Tra-

giker kurz betrachtet, und endlich die Anfänge der Ethik bey den sogenannten sieben Weisen, in der Gesetzgebung und bey den Dichtern nachweiset. Hier, in diesem Abschnitt, wie in allen übrigen, zeigt sich als ein Hauptvorzug dieses Werkes recht angemessen, daß nämlich unter dem Texte die bedeutendsten Stellen zur Erläuterung und zum Beweis in der Grundsprache ausgehoben und mehrere andere entsprechende wenigstens nachgewiesen sind, und so dieß Buch nebenher ein schönes florilegium zumal der ältern Philosophie liefert. So lobenswerth gerade dieser einleitende Abschnitt an und für sich ist, so ist doch meines Bedünkens, in der weiteren Fortführung der Gesch. der Phil. auf diese Grundlagen zu wenig Rücksicht genommen, es ist der Zusammenhang dieses früheren Ueberlieferten mit dem späteren Entwickelten nicht nachgewiesen worden, wie es, eben zumeist sprachlich, in einzelnen Worten und Ausdrücken, in Bildern, Metaphern, Symbolen, Personificationen und Mythen ꝛc. hätte geschehen können und sollen, und worauf auch schon Aristoteles im 1ten B. der Metaphysik bey Parmenides und Empedokles und Hesiod ꝛc. und wiederum in dem 12ten B. u. w. hindeutet. Gar nicht berührt ist die Abstammung der Form und Methode; — wie es nämlich gekommen, daß an die Stelle des phantastischen Denkens, das die älteren Griechen mit allen Asiaten, ihren Nachbarn und allen bis Indien ꝛc. hinein gemein haben, das vernünftige Denken, der Verstand, daß — grammatisch zu reden — an die Stelle des Genitivus der Causativus oder *αἰτιατικὸς* getreten ist? Es hängt diese alles entscheidende Wendung des Denkens wohl mit dem gesammten vorhomerischen Alterthum der Griechen und namentlich eben mit Homer selber enger zusammen; und dieser Zusammenhang ist insbesondere um Plato's willen wichtig untersucht zu werden. Für die Platonische Philosophie ists noch ein streitiger und viele Schwierigkeiten entscheidender Punct, ob Plato, was im Staat, im Timäus, im Politikus u. a. Dialogen von Mythen vorkommt, blos Behufs seiner Einkleidung selber erfunden, oder ob ihnen alte Ueberlieferungen zum Grunde liegen, und sie nur theilweise sich seinem Systeme haben anbequemen müssen. Mir dünkt Letzteres das bey weitem Wahrscheinlichere. Erst Aristoteles bricht allen Zusammenhang mit ältester Theologie und Lehrweise entschieden ab, und steuert nur geraden Weges auf die Natur los, wie sie eben da ist und eben besteht, während Plato seinerseits vielmehr auf das Alterthum und die Urgeschichte hinzielt, und mit dieser, wie und wo er nur kann, zur Bestätigung zusammentreffen möchte. Plato ist hier dem Geiste Herodot's verwandt, wie Aristoteles dem Thukydides und Polybius, denen als strengen Kritikern das höhere Alterthum und seine Sagen für ihren Pragmatismus wenig Stoff geben. Thukydides geht die griechische Geschichte zwischen dem trojanischen Krieg und den Perserkriegen kurz durch, ohne die geringste Bemerkung zu machen, daß diese Zeit, ohne erhebliche Thaten in äußeren Verhältnissen, gleichwohl für die innere Geschichte Griechenlands wohl die allerwichtigste und einflußreichste gewesen. Freylich hatte sein geschichtlicher Umriß eben nur den Zweck, die Unbedeutenheit der äußeren griechischen Geschichte zu zeigen; indessen bleibt die gänzliche Uebergehung der inneren Lebendigkeit immer auffallend. Wie nun dieses Mittelalter der Griechen, so ist auch ihre Urzeit vor Homer überaus bedeutend, und in beyden Perioden spielen die Orphica eine Hauptrolle. Mag an diesen gewesen seyn, was da wolle, immerhin waren sie für die Griechen von unberechenbarem Einfluß als alte Ueberlieferungen. Diese haben dort, wie überall, mehr Gedanken erzeugt (freylich auch Irrthümer), als die Natur unmittelbar zu thun vermag; der menschliche Verstand entwickelt und bildet sich fort zumeist wieder an Verstand, an Sprache und Ueberlieferung; wiewohl allerdings die Natur zur Berichtigung wie zur Bewährung menschlicher Gedanken dienlich und un-

abweisbar ist. In der alten griechischen Ueberlieferung macht Homer den Wendepunct, er wirkt zunächst für Dichter und Künstler im Dienste des Göttercultus formgiebig; er wirkt aber nebenher auch auf die spätere Philosophie wenigstens negativ. Und wie Plato und sogar Aristoteles manchmal ihn als Gewährsmann für alte Philosopheme ꝛc. anführen: so haben insbesondere die Stoiker ihn auch zum Gründer und ἀρχηγός der Philosophie gemacht, mit nicht viel geringerem Grunde, als ihn Herodot für den Gründer der griechischen Religion oder Theogonie erklärt. Homer ist der Anfänger einer neuen religiosen oder mythischen und künstlerischen Periode, in welcher bald auch eine politische Umwandlung und manches andere folgte, namentlich das Entstehen der Philosophie gleichzeitig mit der lyrischen Poesie. Homer wurde der Wendepunct einer neuen Zeit durch schöne Gestaltung. So oft er auch von Allen Göttern und Dämonen spricht, so machen doch seine Olympier, wenn man sie zusammenzählt, noch kaum ein Duzend. Er wählt aus der Menge derselben, die er kennt, eben diejenigen aus, die er brauchen d. i. poetisch gestalten kann. Hesiod führt deren viel mehrere auf; aber wie wenig sie zusammenstimmen, wie wenig sich vertragen, das fällt gerade bey seiner genitiven Verbindung derselben erst recht in die Augen; es fällt erst recht auf, wenn die Götter aus schwebeligen Nebelgestalten in ständigen Formen gevestiget werden. Je wahrer, menschlicher, vernünftiger Homer in allen anderen Stücken ist, desto mehr mußte seine Mythologie die nicht blos Anschauenden, die auch Denkenden reizen. Wie in Griechenland von allen Seiten her Kolonien ankamen (was freylich in neuerer Zeit bestritten worden), so mit ihnen allerley religiones, Caerimoniae, Deorum cultus, Götter und Götterfagen. Diese widersprachen einander, stritten unter sich; ihre Anhänger konnten einander nicht verdrängen, noch viel weniger wollten sie einander ausrotten. Es blieb nichts übrig, als sich zu vertragen, und aus allem zusammen ein gewissermassen gemeinsames Neues zu machen, wie Homer meines Erachtens gethan; oder die Unzahl verschiedenartiger einander widriger Götter mit den ihnen anhaftenden Ideen Bildern, Symbolen und Sagen ꝛc. entweder genealogisch zu verbinden, oder sie wie geschichtlich auszugleichen. Auf jene Weise verfuhren Hesiod in der Theogonie, die ersten Logographen und Mythographen, nach den wenigen Fragmenten derselben zu urtheilen; sie ließen nicht gern etwas fallen und unbenützt liegen, was Homer für seinen Zweck sehr glücklich gethan. Späterhin haben die Euhemeristen (vor und nach Euhemeros) die griechische Götterwelt aus dem luftigen genealogischen Bereich in eine phantastische Geschichte herübergezogen. Bey allen diesen und andern der Art Versuchen blieb aber gleichwohl immer mehr oder minder auffallend ein Widerstreit in den Ideen, Sagen und allem sonstigen Zubehör der Götter; — sollte dieser ausgeglichen werden, so konnte ers nicht genealogisch, nicht scheingeschichtlich, sondern nur logisch, wie die Philosophie gethan hat. Diese gieng bey den Griechen aus ihrer widerspruchsvollen Theologie hervor und wandte sich unmittelbar zur Natur; vom Himmel zur Erde herabgestiegen ward sie mehr und mehr ins Menschenherz hinein getrieben — eben durch Socrates, und ward auf diesem Wege verständig und logisch; während die Asiaten alle in phantastischem Denken und genealogischen Grübeleyen verharrten, wenn sie über ihre Götter philosophirten, während eben diese sogleich, von der Natur abgewandt, vom Geist im Menschen, von seinen Bedürfnissen und Schmerzen, seiner Sehnsucht nach Erledigung aus der Sinnenwelt ꝛc. ausgiengen und hiezu in der Philosophie oder Theologie die Mittel suchten.

(Fortsetzung folgt.)

Die portugiesische Litteratur im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Die größte Sanction, welche ein Buch für sich gewinnen kann, ist, daß es von der k. Akademie der Wissenschaften in Lissabon oder von der Universität in Coimbra, welche beyde eigenthümliche Druckereyen besitzen, gedruckt und unter den Schriften dieser beyden Körperschaften verkauft werde, oder daß die Regierung es den Schulen empfehle, was jedoch äußerst selten geschieht.

Die öffentliche Meynung, dort überhaupt schwach, oder eigentlich erst jetzt durch den Ruf der constitutionellen Verfassung geweckt, beschäftigt sich fast gar nicht mit literärischen Gegenständen. Man sieht sich in Portugal überall seltener als im nördlichen Europa in Gesellschaft, und hier wird die einheimische Litteratur nur selten Gegenstand des Gespräches. Diejenigen Vereinigungen aber, welche einen wissenschaftlichen Zweck voranstellen, haben keinen Einfluß auf die Masse der Bevölkerung, oder können, bey der Disparität der Glieder selbst, sich nicht lange aufrecht erhalten. So wurden im Jahre 1822 zwey gelehrte Gesellschaften, die Sociedades literarias patrioticas in Lissabon und Covilhad gestiftet, vorzüglich um Einfluß auf die öffentliche Meynung in litterärischen, sprachlichen und politischen Gegenständen zu gewinnen; aber sie erlagen wieder bey der Theilnahmlosigkeit des Publikums, noch vor der traurigen, durch Don Miguel herbeygeführten Katastrophe.

Die größte Schuld dieser Passivität im portugiesischen Volke trägt ohne Zweifel die Einrichtung der einzigen Landes-Universität in Coimbra. Dieses Institut steht noch auf demselben Standpunkt, worauf es unter Pombals Ministerium gelangte. Es genießt großer Prärogative, konnte es aber, in den Fesseln älterer Herkommen und Satzungen, zu keiner freyeren Bewegung, unserm Jahrhundert entsprechend, bringen. Die Kräfte der Einzelnen, unter denen sich viele durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgezeichnete Lehrer befinden, nützten sich ab im Kampfe mit dem Mangel an gründlicher klassischer Vorbildung der Studierenden, mit dem streng vorgeschriebenen Studiengange und den übrigen veralteten Institutionen. Was jenen Mangel an wahrhaft klassischer Bildung bey der portugiesischen Jugend betrifft, so ist er sicherlich theilweise in der großen Verwandtschaft der portugiesischen Sprache mit der römischen begründet. Diese letztere liegt dem Portugiesen von praktischer Seite so nahe, daß man es fast für unnöthig hält, sie mit derjenigen Gründlichkeit zu behandeln, durch die sie in Deutschland und England das Fundament jeder wissenschaftlichen Bildung geworden ist. Daneben kennt man die griechische Sprache und Litteratur in Portugal zu wenig, um aus ihr die nöthigen Vortheile für das Studium der römischen Litteratur ableiten zu können. Ein Uebelstand von der größten Wichtigkeit ist das traditionelle Festhalten an alten Lehrbüchern auf der Universität. In der theologischen Facultät liegen, um nur Einiges anzuführen, für die Kirchengeschichte die Institutiones historiae ecclesiasticae von Dannenmayer zum Grunde, von denen die Gräzer Ausgabe im Jahre 1788 erschien, aber ein neuer (verbesserter) Abdruck aus der Universitäts-Buchdruckerey in Coimbra im Jahre 1817 hervorging. Die Exegese und Dogmatik wird nach Gerbert Principia theologiae exegeticae et dogmaticae vom Jahre 1757, das Kirchenrecht nach Gmeiner Institutiones juris ecclesiast. gelehrt, welche in Deutschland 1784 und 1792 gedruckt wurden. Das Naturrecht wird nach Martini de lege naturali (1787), das Jus civile nach Heineccius gelesen, wovon im Jahre 1814 eine neue Auflage in Coimbra besorgt wurde. In der Physiologie wird Haller, in der Materia Medica und Therapie Cullen, in der Chemie Jacquin, in der Chirurgie sogar Plenk (Institutiones chirurgicae 1780, wovon 1808 eine neue Auflage in Coimbra besorgt ward) zu Grunde gelegt. Kein Lehrer kann aus eigener Machtvollkommenheit neuere Lehrbücher einführen. Dieses geschieht nur auf ausdrückliche Erlaubniß des Staatsministeriums, welches sich, mehrfacher Anträge von Seiten der Universität ungeachtet nicht entschlossen hat, eine Reihe zeitgemäßer Lehrbücher schreiben zu lassen. Es ist leicht abzusehen, wie hemmend diese Einrichtung auf Lehrer und Schüler wirken müsse. Dabey kommt noch in Betracht, daß in Portugal, einem Lande, wo man früher reift und altert, als bey uns, die vorgeschriebene Studienzeit auf den Gymnasien und der Universität verhältnißmäßig viel länger dauert. Junge Privatgelehrte oder Docenten kann es dort nicht geben, denn der Cursus der Philosophie dauert vier Jahre, der der Jurisprudenz bis zum Doctor utriusque juris sechs Jahre; ja zur vollständigen Vollendung der medicinischen Studien werden oft acht Jahre erfordert. Mit diesem langsamen Gange der Studien fehlt der Universität das Ferment der Jugend. Die Pensionäre der Universität, welche zur ferneren Ausbildung fremde Universitäten besuchen dürfen, kommen oft erst nach dem fünfundvierzigsten Jahre in ein Amt. So kehrte der bekannte Mineralog und Krystallograph Monteiro, einer der ausgezeichnetsten Schüler Hauy's, fast ergraut nach seinem vaterländischen Musensitze zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christian Aug. Brandis ꝛc.

(Fortsetzung.)

So zeigt es sich wenigstens bis jetzt bey den Brahmanen oder Hindus, im Gymnosophista, den Lassen herausgegeben, so im Sankara von Windischmann und in dem Vedantasara von Othmar Frank. Obgleich bey beyden Völkern Naturreligion herrscht, so ist doch die griechische durch Homer schon mehr von der Natur gelöset, so daß sie ein eigenes Reich bildet und eben hierdurch der Philosophie in der Naturbetrachtung einen freyen Spielraum ließ zu allerley Versuchen, zwischen dem All der Schöpfung und Gott einen Zusammenhang herzustellen, der in der Erkenntniß die Hauptsache ist und der sich nicht anders als ätiologisch und dialektisch herstellen lässet. Der religiöse Widerstreit demnach und der Homerische Olymp, die dem Griechen die Probleme über der Welt Anfang, Mitte und Ende nicht lösen konnten, trieben ihn zum freyen vernünftigen Selbstdenken und Forschen. Und hiezu um so viel leichter, als die Griechen jener Zeiten durch ihre bürgerlichen und öffentlichen Verhältnisse mehr als alle andern Völker zum Nachdenken nicht allein für Privatzwecke, sondern für höhere gemeinsame öffentliche Interessen gedrungen waren, und deßhalb zu jenem Verstand und zu jener Sinnigkeit kamen, die die Philosophie verlangt. Es zeigen nämlich die wenn auch noch so dürftigen Nachrichten, die uns über das Leben der ersten Philosophen Griechenlands erhalten sind und die Hr. Brandis überall ungemein fleißig, kurz und sicher zusamengestellt hat, uns dieselben als Männer, die viel versucht und erfahren hatten, die in allem Wissen und Leisten ihrer Zeit die ersten waren, dergestalt, daß die philosophische Ansicht, die sie aussprachen, nur das Resultat ihres Wirkens und Strebens, und den gesammten Inhalt ihres Bemerkens, Sinnens und Denkens zusammenfassend ausdrückt. Thales z. B. ist Geometer, Astronom und Staatsmann; Anaximander Geograph u. s. w. und so Pythagoras, Heraklit, Melissus, Anaxagoras u. a. Die Philosophie war bey jenen ersten Gründern die Frucht ihres anderweitigen Thuns und Wissens, und drängte sich daher häufig in Einen Satz zusammen, der paradox und schillernd ausgesprochen nur desto mehr zu denken gab, nur desto vielseitiger sich deuten, wenden und anwenden ließ. An logische Ableitung und Entwicklung wurde da gar noch nicht gedacht, nur an Anwendung und sinnliche Demonstration oder Nachweisung in vielen verwandten Fällen; wie dieß Hr. Brandis überall mit großem Fleiße bemerkt hat. An Bearbeitung der Begriffe ging man aber damals noch gar nicht; dieß that, nach den ersten Versuchen der Pythagoräer und des Demokritus, auf einigen Gebieten häufiger Socrates und Plato und allgemeinhin nur erst Aristoteles. Es ist daher die Form der ältesten Philosophen Griechenlands mehrentheils gnomisch, und in etlichen wenigen Bogen ihr reicher Lebens- und Denkensgehalt zusammengedrängt, meistens unter der allgemeinen Aufschrift, περὶ φύσεως oder περὶ φύσεως τοῦ παντός, περὶ γενέσεως τοῦ κόσμου u. ä. Gleich-

wohl lag da schon jeder Schule eine gewisse Eigenthümlichkeit ihrer Methode zu Grunde, welcher gemäß denn auch die Pythagoräer z. B. die Mathematik, die Eleaten aber die Dialectik angebaut haben. Eben die Form und Methode nun machten, daß die Philosophie sich sehr bald von der alten mystischen Ueberlieferung trennte und ihr im Kurzen nur noch in wenigen Puncten ähnlich sah, immerhin aber derselben noch ähnlicher als der Homerischen Poesie. Auf diese Aehnlichkeit, auf diesen Zusammenhang in manchen bedeutungsvollen Puncten, Bildern und Bezeichnungen ꝛc. scheint mir Hr. Brandis nicht genug geachtet zu haben, indem er mehr als billig Lobeck's Aglaophamus folgt. Dieß Meisterstück von Gelehrsamkeit hat trotz allem Aufwand von Scharfsinn und umfassender Belesenheit gleichwohl den streitigen Punct der griech. Mysterien so wenig entschieden, als ein anderes nicht kleineres Meisterstück von Fr. A. Wolf den Streit über Homer's Gedichte und ihre schriftliche Abfassung ꝛc. entschieden hat. Lobecks Aglaophamus ist eine Beweisführung für die Voßische Ansicht über die griech. Mysterien, welche bekanntlich dahin ging, daß die Homerischen Gesänge das gesammte Leben und Wissen der alten Griechen getreu und vollständig schildern; daß alles dasjenige, was Homer nicht erwähnt, zu seiner Zeit auch nicht vorhanden, daß demnach namentlich die Mysterien und Orphischen Weihen recht eigentlich eingeschmuggelt und von betrügerischen Pfaffen verbreitet worden seyen. Allein, genau angesehen, so hat Homer mehr Philosopheme, und braucht sie nach seiner Weise, als man beym ersten Blicke gewahr wird; — man denke nur an die Mören, an die Wage des Zeus, an die Träume, an die Here im Luftraum aufgehängt, an die goldene Kette (σειρὴ χρυσείη Il. Θ. 19. sq.) an den Hades u. m. a. d. A. —; Homer hat in alle Wege von alter orphischer Lehre mehr, als z. B. das Nibelungenlied von christlicher Dogmatik seiner und der früheren Zeit enthält. So wenig man aus dem Stillschweigen des deutschen Liedes, setze man es, wie man will, in das sechste oder in das zwölfte Jahrhundert, auf das Nichtdaseyn der von ihm nicht erwähnten christlichen Lehren und Ceremonien, wie wir sie hier glücklicherweise auf anderen Wegen kennen, zu schließen berechtiget ist, und so wenig man mit irgend einem Anschein von Glaublichkeit sagen kann, daß z. B. Dante das System, das er vorträgt, ersonnen, zu besondern Zwecken erfunden, oder auch nur weiter ausgebildet, und durch seine Landsleute verbreitet habe: eben so wenig ist aus Homers Schweigen die Folgerung zu ziehen, der Orphismus und die Mysterien seyen unter den Griechen nach Homer entstanden. Homers Schweigen ist allerdings beredt, nur hier nicht gegen das Daseyn einer alten Lehre der Naturreligion; er ist poetisch beredt nur für die neue Götterlehre, Theogonie, die er mit Hesiod den Griechen geschaffen haben soll. Sein Schweigen redet höchstens gegen die altreligiöse Poesie, die eine ganz andere gewesen, als die Homerische, von dieser aller Wahrscheinlichkeit nach eben so weit und weiter entfernt, als die Vedas von Ramayana und Mahabharata *abstehen*. Diese ältere Poesie können wir nicht wohl anders als religiös und orphisch nennen, mag nun eine Person mit Namen Orpheus jemals gelebt oder nicht gelebt haben, gleichviel! — ist ja dieß ziemlich auch das Schicksal des Namens Homeros; — genug, daß auf den Namen Orpheus, als einen altüberlieferten und religiös bedeutsamen, später, jedoch immer noch solche Alte, die in die Zeiten der sieben Weisen hinaufreichen, Nachahmungen geliefert, oder eigene Werke untergeschoben haben, welche, uns in wenigen Fragmenten erhalten, in noch *späterer* griechischer Zeit wiederum zu Ehren kamen und Nachahmungen erzeugten, oder Umbildungen und Auffrischungen erfuhren — vielleicht auch erfahren mußten, (eben wie Homer seine Diaskeuasten gehabt) wenn sie verständlich bleiben sollten. Denn wenn Orpheus (hier Collectivname einer Kaste oder

einer Schule) gesungen und geschrieben, so geschah es natürlicherweise in der Landessprache, d. i. der thrakischen, oder nordgriechischen; diese mochte dem Südgriechen, dem Jonier bald so unverständlich seyn, als Ulfilas etwa für den Franken, und wieder als der Franke Otfried für den Angelsachsen oder sogar für den Schwaben zur Zeit der Minnesänger seyn mochte. Und unter den Homerischen Hymnen sind manche, die eben so gut unter den Orphischen stehen könnten, z. B. der achte an Ares, den indeß schon Ruhnken für orphisch ohne weiteres Bedenken erklärt und Hermann unter die Orphischen aufgenommen hat; das dürfte man aber aus gleichen und ähnlichen Gründen auch mit anderen thun. Denn die Homerischen Hymnen, obwohl meistentheils schon mehr geschichtlich, die Wanderungen und Ansiedlungen eines Gottes singend, enthalten doch immer mehr Bedeutsames, als im Epos Platz hatte; sie verrathen nicht selten tiefe Gedanken, die den Mythen und Ceremonien zum Grunde liegen. Orphische Ansichten spiegeln vermuthlich noch in der zahmen römischen Symbolik und Kanonisirung von Begriffen und Tugenden, die bey dem practischen Volke an die Stelle der allgewaltigen Naturkräfte gesetzet worden, während der Orphismus, wie wir ihn kennen, dem ältesten Brahmanismus verwandter erscheint. Daß Orpheus erst vom 5ten Jahrhundert vor Chr. häufiger und immer häufiger erwähnt wird, dieß beweiset nichts gegen das vorhomerische Daseyn des Orphismus. Als die Griechen nach Homer und Hesiod den Weg freyer selbstständiger Entwickelung antraten, folgten sie allerdings zumeist der von Homer gewiesenen Bahn und Kunstform; sie entfremdeten sich ihm aber bald darin, daß sie die Heldensagen aufgaben, wenigstens gegen den Inhalt ihrer Zeit und ihres Lebens zurückstellten; in einem anderen Theil des Volkes und der Litteratur mochte der Orphismus immer nebenher fortbestehen, wie Herodot's Erzählung von Onomakritus, ebendesselben Verbindung des Pythagorismus mit Orphismus u. m. a. dieses gewiß macht. Man denke sich aus unserer Litteratur neben den Nibelungen und Minnesängern einige Werke der Klassiker des 18ten Jahrh. z. B. Klopstock's, Wieland's, Lessing's, sogar Herder's u. a. erhalten, alles übrige verloren, und habe dazu dann Werke aus dem 19ten Jahrh. übrig z. B. von Fr. Schlegel u. a. unserer Tage: würde man denn aus dem Nichterwähnen des mittelalterlichen Katholicismus und Papstthums bey jenen mit allem was zu ihm gehört, schließen dürfen, daß ihm erst im 19ten Jahrh. der größte Theil des Inhalts und der Bedeutung von schlauen, eigennützigen Köpfen untergeschoben worden? — wie doch Voß zu folgern sich nicht entblödet. Wie auf dem δικόρυφος Parnassus Apollon auf dem einen, Bakchus auf dem andern Wipfel sein Heiligthum hatte: so theilten sie sich überhaupt in die Bildung des griech. Volkes, der erstere durch Homer, der andere durch Orpheus wirkend. Zählt Homer den Dionysos zwar nicht unter seine hohen Olympier, so kennt er ihn doch als Sohn des Zeus und als Halbgott, und weiß den bakchischen Cultus im Norden, in Thrakien, verbreitet; er stellt diesen Gott mehr, als irgend einen andern, wie ein Naturwesen dar. Nun besteht, wie vorhin erinnert worden, die ursprünglichste Verschiedenheit der griech. Philosophen von den indischen Brahmanen, so weit man unter den jetzigen Umständen sehen kann, vornehmlich darin, daß diese sich gleich im Geistesgebiet ihre Aufgabe und das Endziel setzen; jene hingegen an der Naturbetrachtung den Sinn weiden und stärken, ihren Anfang zuförderst suchen, und in den Erklärungsversuchen und Principien weiter und weiter, tiefer und tiefer gehen, so daß mit dem Gehalt zugleich die Form wächset.

(Schluß folgt.)

Die portugiesische Litteratur im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Unter solchen, den Lehrstand beengenden Verhältnissen darf es nicht verwundern, daß selbst die Frequenz der Universität keine Zunahme zeigt. Am Anfange dieses Jahrhunderts zählte man auf der Universität und auf dem, damit verbundenen (ehemals jesuitischen) Collegio das Artes 1631 Studierende. Diese Zahl ward seitdem nur in den Jahren 1817, 1818 und 1819 übertroffen, und ist gegenwärtig auf 1000 zurückgegangen. Dieser beträchtliche Nachlaß in der Frequenz hängt auch mit der Losreissung Brasiliens von Portugal zusammen, die Zahl der Stellen in der Magistratur, der Advocatur oder in der ärztlichen Praxis sind für Portugal selbst, ein Land, dessen Bevölkerung so schwach ist, leicht zu besetzen. Brasilien, welches sonst alle seine höheren Staatsbeamte aus Portugal erhielt, zieht sie nun selbst auf den beyden Landes-Universitäten zu Pernambuco und S. Paulo. Die africanischen und asiatischen Kolonien und die Inseln bedürfen nur wenige Beamte, und überdieß wird bey ihrer Besetzung gewöhnlich nach Rücksichten verfahren, die gerade nicht geeignet sind, um junge Talente für diesen, wenn gleich sehr einträglichen, doch auch mühsamen, ja gefährlichen Dienst zu gewinnen.

Diese ganze Lage der Dinge muß nothwendiger Weise ungünstig auf die portugiesische Litteratur zurückwirken. Je geringer die Aufmunterungen zu selbstständiger geistiger Production, um so größer die Zahl von Uebersetzungen, besonders aus der französischen und englischen Litteratur. Aber auch bey diesen hat man nicht immer gerade das wahre vaterländische Interesse im Auge. Oft wählt man veraltete, in andern Fällen wieder solche Schriften, die, im Mißverhältniß zu der übrigen Litteratur des Faches, über derselben stehen. So ward, um ein bezeichnendes Beyspiel einer zwecklosen Wahl des zu Uebersetzenden anzuführen, am Anfange dieses Jahrhunderts von einem gewissen Oelloso auf königliche Kosten eine portugiesische Uebersetzung von Dickson Musei brittanici besorgt, zu einer Zeit, da sich in ganz Portugal Niemand mit dem Studium der kryptogamischen Pflanzen beschäftigte, und die Entdeckungen eines Hedwigs auf diesem Gebiete dort noch völlig unbekannt waren.

Man glaubt wohl, daß die schöne Litteratur, und insbesondere die Poesie in dem Vaterlande des Camoẽs und des Caminha, in dem schönen Hesperien, fortwährend blühen und Frucht tragen müsse. Aber gerade dieser Theil der portygiesischen Litteratur ist gegenwärtig vorzugsweise arm an selbstständigen Schöpfungen. Mußte ja selbst Caminha, der Zeitgenosse Camoẽs, der Nation erst durch eine neue, von der Akademie bekannt gemachte Ausgabe wieder ins Gedächtniß gerufen werden, und suchte Agostinho da Costa de Macedo, ein gelehrter Priester und eifrigster Verfechter Don Miguel's mit herostratischem Eifer den größten Epiker seines Volks in den Staub herabzuziehen, indem er in der Vorrede zu seinem Epos „O Oriente," das im Versmaas dem Camoẽs und in der Fabel dem Milton nachgebildet ist, zu beweisen sich bemüht, daß Camoẽs nichts selbstständig producirt, sondern Alles den Alten und früheren Italienern und Spaniern abgeborgt habe. Und dieser Mann, der auch die Märtyrer Chateaubriands ins Portugiesische übersetzt und sich längere Zeit hindurch in mehreren Zeitschriften zum Musageten aufgeworfen hatte, galt allerdings bey vielen Portugiesen für einen größeren Dichter als Camoẽs, während Andere in den Frivolitäten des Bocage die höchste Blüthe der „lusitanischen Muse" erkannten. Für die schöne Litteratur Portugals ist es vielleicht ein Mißgeschick, daß sie bis jetzt keine Ahnung von Romantik in sich aufgenommen hat. Mit diesem wesentlichen Elemente einer christlichen Anschauungsweise in der Poesie fehlt ihr auch alle Bewegung, und ist sie in der Nachahmung römischer Versmaaße, Bilder und in Benützung der römisch griechischen Mythologie zu einer so tödtlichen Gelehrsamkeit gekommen, daß man manches kleine Gedicht nicht ohne ein mythologisches Lexicon verstehen kann.

Diese Bemerkungen mögen als Einleitung in unsere Liste hinreichen.

Im Jahre 1835 erschienen in der Theologie u. s. w.:

1. Balido das Ovelhas Evorenses, sequido de ham Opusculo à favor da tolerancia religiosa, pelo Vigario geral do Arcebispado d'Evora, Joaquim Joze Varella. — Preis 240 Reis.

2. Tratado historico-dogmatico-critico das Indulgencias, segundo a verdadeira doutrina da Igreja, composto pelo Abbade Palmieri, reduzido a Compendio por Zola etraduzido em portuguez por J. A. Leonardo da Costa Vidigal.

3. Adoraçoes ao Santissimo Sacramento com o modo de ouvir missa. — 100 Rs.

4. Palavras de hum Crente, trad. do francez por Castilho. — 400 Rs.

5. Manual vara se bem confessar.

6. Justa defesa dos direitos e poder dos Soberanos sobre os Ecclesiasticos e seus bems etc., contra as falsas doutrinas e usurpaçoẽs dos Curiaes Romanos etc. por hum Diacono da Igreija lusitana. 4. — 400 Rs.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum. Editionem Burmannianam digessit et auxit Henric. Meyerus Turicensis. Lips. apud Gerh. Fleischerum 1835. In commissis apud Ad. Frohberger. Tom. I. 50 S. Vorr. 276 S. Text, — Annott. 218 S. Tom. II. Text, 252 S. Annott. 156 S. Addenda in text. et in adnott., Index epigrammat., catalog. poetarum, auctores recentiores S. 157 — 208 gr. 8.

Bekanntlich gab Petr. Burmannus Secundus in den Jahren 1759 und 1773 eine, die frühern Epigrammensammlungen von Jos. Scaliger, Petr. Pithöus u. a. an Umfang weit übertreffende und mit perpetuis adnotationibus reichlich ausgestattete Anthologia veterum latinorum epigrammatum etc. zu Amsterdam in 2 Quartbänden heraus. In diese Anthologie hatte Burmann über anderthalb tausend in Form und Inhalt vielfach verschiedene, theils von bekannten, größtentheils von unbekannten Verfassern und aus weit von einander abliegenden Zeitaltern stammende Gedichte a) aus Handschriften (z. B. von Ovidius, Lucanus u. a., an deren Werke sich öfter noch mancherley Epigramme angehängt finden), dann b) aus den bey alten Historikern, Rednern, Grammatikern ꝛc. vorkommenden Anführungen von Versen und Gedichtchen, endlich c) aus vielen von Denksteinen entnommenen Inschriften zusammengetragen und sie nach Verwandtschaft ihres Inhalts in 6 Bücher so vertheilt, daß er (Tom. I.) alles, was von Göttern und Heroen handelt, in das erste —, was berühmte und gelehrte Männer betrifft, in das zweyte —, Epigramme auf Länder, Städte u. a. Gegenstände in das dritte —, dann (Tom. II.) die Epitaphien, unter die Rubriken: Epitaphia virorum, feminarum, puerorum etc. gebracht, in das vierte —, Miscellanea, d. h. Gedichte, welche unter keine der vorhergehenden Abtheilungen zu passen schienen, in das fünfte —, endlich 87 carmina Ithyphallica (Priapeia), die Epigrammen-Sammlung des Luxorius (83 Numern), dazu einige Epithalamien und anderes von Luxorius, Florentinus, Flavius Felix, Petrus Referendarius, Petronius Arbiter und unbekannten Verfassern (unter den Num. 84 — 94) und zuletzt die „Dirae in Battarum“ (ohne eigene Numer als einen Anhang) in das sechste Buch zusammenstellte.

Diese Burmann'sche Anthologie nun hat Herr Meyer neu bearbeitet und in dem Werke, dessen Anzeige uns hier beschäftigt, in veränderter Gestalt, d. h. wie der Titel andeutet, vermehrt und anders geordnet wieder erscheinen lassen.

Was die Vermehrung betrifft, so besteht sie darin, daß Hr. M. außer dem gesammten Texte Burmanns noch etwas über 100 Gedichte oder Bruchstücke von Gedichten, aus den Addendis bey Burmann, aus klassischen Auctoren, aus Zeitschriften, Sammlungen von Inschriften und ähnlichen Quellen geschöpft, seiner Anthologie an verschiedenen Stellen einverleibt hat.

Die Anordnung des also vermehrten Materials anlangend, hat Hr. M. die Burmann'sche Eintei-

lung in Bücher, wobey die in jedes Buch zusammengestellten Gedichte eigens numerirt waren, aufgegeben und sämmtliche von ihm aufgenommene, zum Theile in mehr Numern als bey B. aus einander gezogene Gedichte unter 1704 durch beyde Bände fortlaufenden Numern in folgender Art gegeben.

1) Unter der Aufschrift „Epigrammata Saturnia“ sind einige der ältesten Ueberreste römischer Poesie (Epigramme auf die Scipionen, auf Atilius Calatinus u. a.) unter Nr. 1 — 14 an die Spitze gestellt. Darauf folgen

2) unter den Numern 15 — 535 einschl. unter der Rubrik „Epigrammata secundum auctorum aetates descripta“ Epigramme und andere Gedichte oder auch Fragmente von Gedichten von Ennius, Plautus, Pacuvius, Porcius Licinius, Valerius Aedituus, Lucilius und so fort von mehr denn hundert andern mehr oder weniger bekannten Dichtern bis herab ins zwölfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in welchem die „duodecim poetae scholastici“ lebten, deren Epigramme auf Cicero's Grab, Epitaphien auf Virgilius u. s. w. diese Abtheilung beschließen. Daran reihen sich dann

3) „Auctores incertae aetatis.“ Nr. 536 — 559. Epigramme von Regianus, Lindinus und einigen andern. *) Hierauf folgen von Nr. 560 an

4) „Carmina, quorum auctores ignoti sunt.“ Unter dieser Rubrik werden (mit Einschaltung neuer Zugaben) alle im Vorhergehenden noch nicht vorgekommenen Epigramme der Burmann'schen Anthologie mitgetheilt, und zwar zuerst die des ersten Buches (Nr. 560 — 695); dann die des zweyten Buches (von Nr. 696 — 875), darunter namentlich die „Versus ludicri cum in alios tum in Romanorum Caesares.“ So weit der erste Band. Im zweyten Bande folgen als Fortsetzung derselben Abtheilung die Epigramme des (Burm.) dritten Buches (Nr. 876 — 1023); darauf die des fünften Buches (Burm. Miscellanea), nebst 2 Gedichten aus dem 6ten B. (Nr. 1024 — 1143); nach diesen die Sepulcralia des Burm. vierten Buchs (Nr. 1144 — 1536). Daran reihen sich 70 aus den ersten 5 Büchern B. ausgeschiedene Epigramme unter der Aufschrift „carmina suppositia“ (Nr. 1537 — 1606); dazu ein Appendix: einige Gedichte aus dem ersten und dritten Buche Burm. (von diesem als „carmina ex centonibus Virgilianis consuta“ bezeichnet), ein epitaph. Achillis von ungewissem Verfasser, eine Grabschrift auf einen Marcianus aus Fea's Frammenti di fasti consolari ec. (Nr. 1607 — 1615); dann unter Nr. 1615 a. nachträglich ein Gedichtchen von Petronius, welches, in die zweyte Abtheilung zu den andern demselben Verfasser beygelegten Gedichtchen gehörig, dort aus Versehen weggeblieben ist; den Schluß endlich des zweyten Bandes und damit der ganzen Anthologie Hrn. Mrs. machen die „Catalecta veter. poetarum in Priapum“ (Nr. 1616 — 1704).

(Fortsetzung folgt.)

*) In der Vorr. p. IX — XXXIX. sind die wirklichen oder angeblichen Verfasser der in allen 3 Abtheilungen enthaltenen Gedichte der Reihe nach alle namentlich aufgeführt, mit guten Notizen über ihre Lebenszeit u. s. w., im Ganzen 137 oder, wenn man Eusebius, Valerianus und Laurentius abrechnet, 134 Dichter.

Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie von Christian Aug. Brandis ꝛc.

(Schluß.)

An die Natur aber wies die Griechen eben zumeist die Orphische Lehre, wenn man anders die uns erhaltenen späteren angeblichen Hymnen auch nur halbweg im Sinn der alten Mysterien und Orphischen τελεταὶ geschrieben ansehen darf, wie man doch muß, da Pindar, Euripides, Plato u. a. sie eben um dieser Eigenthümlichkeit willen anführen, und da schon Pythagoräer sie deßhalb für ihre An-

sichten benutzen konnten. Mag von diesen so viel als man will geändert, modificirt worden seyn, die Grundanschauung, die Weise der religiösen Naturbetrachtung, diese mußte jedenfalls als Grundlage des älteren Orphismus ihnen gegeben seyn.

Aber auch von Orpheus abgesehen, so enthält Hesiod's Theogonie welch eine Masse physikotheologischer Probleme und Auflösungsversuche, und darin welch einen Reichthum alter Ueberlieferungen, Sagen u. dgl., die er als ächter Rhapsode aneinanderflickt! Seine Theogonie giebt ein ziemlich vollständiges Naturgemälde, ursprünglich phantastisch concipirt (und dem Orphismus ähnlich, wie denn Hesiod der Böotier dem griechischen Norden auch näher liegt, als Homer der — sieben Städte), und hier myth-historisch und genealogisch zusammengefügt, und — doch in wie weiter Entfernung! — homerisch gestaltet. Wenn Hesiod mit Homer den Griechen ihre Theogonie gemacht hat, — soweit so etwas überhaupt möglich ist —, so ist dieß erstens nur Herodot's Privatmeynung, die er im Gegensatz mit den Sagen der Dodonäischen Priesterinnen giebt; sodann will hiemit Herodot seines Ortes durchaus nicht läugnen, daß es vor beyden genannten, wie Seher (μάντεις), so Dichter gegeben. Er spricht seine Meynung nur dahin aus, daß unter den ihm bekannten, zu seiner Zeit umlaufenden und für vorhomerisch ausgegebenen, poetischen Producten nichts über diese beyden zurückzugehen ihm dünke (ἐμοὶ δοκέειν); (mußte er denn schlechterdings Alles, folglich auch Orphica kennen? mußte er, falls er etwas von ihnen kannte, diese für so bedeutend, ja vielleicht auch nur für poetisch halten, um sie neben Homer und Hesiod in Anschlag zu bringen?); er sagt nur, daß die beyden genannten Dichter die unter den Griechen seiner Zeit feststehenden Beynamen (ἐπωνυμίαι) den Göttern gegeben; daß sie jedem seine τιμὰς und τέχνας zugetheilt und eines jeden Gestalt (εἶδος) bezeichnet hätten. In alle dem konnte die Götterlehre der Herodotischen Zeit unbedenklich auf der beyden genannten Dichter Gesang und Gestaltung ruhen, (wie sie denn auch ohne Widerrede darauf ruhete), ohne daß hiedurch die alte Ueberlieferung, von der der Orphismus ja doch selbst nur einen Theil ausmachte, im geringsten angetastet ist. Die Götterlehre der Herodotischen Zeit war durchhin mythisch-genealogisch, anthropomorphisch und anthropopathisch, und wohl sonach künstlerisch und ästhetisch, aber nichts weniger als ethisch — auch nur im Sinne seiner Zeit. Da aber jene beyden Dichter bey aller Verehrung, in der sie für den Griechen, auch als Theomythologen, standen, gleichwohl nicht für heilige Schriftsteller, und ihre Dichtungen nicht für heilige Schriften gelten, wie die Vedas; so konnten sie auch zunächst nicht Concordanzversuche, nicht allegorische Deutungen (wie etwas der Art doch selbst Pindar gleich in dem ersten Olympischen Siegesgesang versucht), nicht Commentarien veranlassen, dergleichen wir bey den Brahmanen finden. Vielmehr wiesen sie ihre Hörer und denkenden Leser an ihr eigenes Innere, an den Gott in ihrer eigenen Brust zurück, und trieben sie zum Selbstbeobachten und Selbstforschen nicht in phantastischer Weise, die eben hier in Folge der allgemeinen öffentlichen griechischen Zustände einen Xenophanes, Heraklit u. a. wie den Plato anstieß; sondern in wissenschaftlicher Weise. Die wissenschaftliche Weise aber ist die begreifende und beweisende; beyden voran geht das unbefangene Betrachten und Auffassen und die Combination des vielseitig Betrachteten nach großen Analogien. Dieß führt zum zweyten Punct von dem, was oben weiteres gewünscht worden. Allein nachdem Rec. so lange dabey verweilt ist, das Alterthum der Orphischen Lehren und Kosmogonien — unabhängig von den Mysterien, die noch ihre besonderen Gründe für ein hohes Alter haben, — nach seiner Ansicht herauszustellen, und auf deren Verbindung und engeren Zusammenhang mit späteren Philosophemen wenigstens hinzudeuten, — ein Zusammenhang, den auch Lobeck nicht läugnet, nur anders erklärt: so verspart er diesen Punct bis zur Erscheinung des zweyten Theiles dieses Handbuches um so lieber, als da erst, mit Socrates nnd Plato ꝛc. die philosophischen Methoden in größerer Vollständigkeit sich zeigen, auch die in früherer Zeit versuchten sich mehr entfalten, und einander wechselseitig unterstützen.

Der dritte Punct aber, die ſchärfere Hervorhebung und freyere Stellung der philoſophiſchen Principien in ihrer nothwendigen Abfolge und ſtufengängigen Entwickelung aus und nacheinander, iſt von Ariſtoteles in den erſten 6 Kap. des I. Buchs ſeiner Metaphyſik ſo genügend und rein erlediget worden, daß ich dafür halte, ſie dürfen noch jetzo und zu allen Zeiten wie ſie ſind, an die Spitze der Geſchichte der älteren Philoſophie als die klarſte Ueberſicht geſtellt und alle Ausführung, die ihnen dann weiter und ins Einzelne hinein gegeben werden kann, als Erläuterung und Beſtätigung derſelben angeſchloſſen werden.

Möge uns Hr. Brandis mit der Fortſetzung dieſer reifen Frucht ſeiner gründlichen Studien recht bald erfreuen.

J. K.

Die portugieſiſche Litteratur im Jahre 1835.

(Fortſetzung.)

Jurisprudenz, Adminiſtration, Politik.

7. Exame sobre o Jury, em que se analysa a historia e theoria desta instituiçaã, pelo Desembargador J. d. M. Ferraz.

8. Os tratados com Inglaterra. — 120 Reis.

9. Refleccoẽs criticas sobre os Projectos contra as Prefeituras, por Gyrao Paz do Reino. 400 Reis.

10. Formulario pratico ou Guia de Juizes de Paz no exercicio das suas funcçoẽs.

11. Marasmo politico de Portugal e seus remedios radicaes. 2 Vol. 1,600 Rs.

12. Alegorica arbore da liberdade. 960 Rs.

13. Digesto portuguez ou tratado dos direitos e obrigaçoẽs civis etc. para servir de subsidio ao novo Codigo civil por J. H. Correa Telles. 2 Vol. impresso em Coimbra. 1,680 Rs.

14. A Carta e as Cortes de 1826. Dissertaçaõ critico-politica, monstrando a maneira para evitar para o futuro que os Representantes da naçaõ fazem os seus deveres ou a traiçaõ novamente a Patria. 200 Rs.

15. Cartas do Compadre de Lisboa ao Compadre de Aldegavinha. (Patriotiſche Gevatterbriefe).

16) Tratado das Obrigaçoẽs pessoaes e reciprocas aos contractos e convençoes de Mr. Pothier, trad. por J. Homem Corvea Telles. 1200 Rs. jeder Theil.

17) Indice do novo Codigo de Commercio.

18. Commentarios sobre a legislaçaõ criminal que organizou o Systema de Jury. 240 Rs.

19) Das Fontes, Especialidade e Excellencia da Administraçaõ Commercial, segundo o Codigo Commercial pelo Conselheiro Joze Ferreira Borges. 480 Rs.

20. Observaçoẽs acerca das Casas de Asylo em Paris desde 1826 ate 1835 traduzidas do francez, acompanhadas de um parallelo com as de Lisboa.

21. Memoria sobre a successaõ da Coroa de Portugal no caso de naõ haver descendentes de S. Magest. Fidelissima, impressa em Paris. 120 Rs.

22. Historia do Systema penitenciario da Europa e nos Estados unidos da America, traduzida do francez pelo Bacharel J. Cardozo Braga, offerecida aos Representantes da Naçaõ.

23. Superstiçoẽs descobertas, verdades declaradas e desenganos a toda gente. 400 Rs.

24. Manual pratico judicial civil e criminal, por A. Caetano Gomes. Nova ediçaõ. 1200 R.

25. Breves Consideraçoẽs, sobre o Commercio e a Navegaçaõ de Portugal para a Asia 2 folhetes à 80 Rs.

26. Cidadaõ lusitano, breve compendio, em que se demonstraõ os frutos da Constituçaõ e os deveres dos Cidadoẽs etc. por Innocencio Antonio de Miranda. 3. Edic. 600 Rs.

27. Historia de Meninos para quem naõ he creança, escritas por hum homiciado. Nesta curiosa obra se descobrem os enganos dos Frades, da creada, da beata falsa, da viuva, da freira, da confessada etc. 480 Rs.

Medicin. Naturwiſſenſchaften. Agrikultur. Technik u. ſ. w.

28. Notas criticas e explicativas à Balistica de Mr. Bezout por Diogo de Teive Vasconcellos Cabral.

29. Codigo pharmaceutico lusitano pelo Dr. Agostinho Albano da Silveira Pinto. 960 Res.

30. Descripcaõ d'huma bomba, nova invenção, aspirante e forçante sem fricçaõ.

31. Tratado elementar de Geografia, Astronomia, Fysica historica, ou Politica antiga e moderna por D. Jozé de Urculla. 1,200 Rs.

32. Economia rural e domestica, ou Ensaio sobre os gados lanigero e cornigero, particolarmente sobre os Cavallos, com avizos mui importantes aos Lavradores, por Aantonio. Lobo de Barboza Ferreira Teixeira Gyrao, Visconde de Villarinha de S. Romao, Par do Reino. em 4. 2 Vol. 2400 Rs.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum etc.

(Fortsetzung)

Ueber diese seine Anordnung erklärt sich Herr M. in der Vorrede einmal p. IX. mit folgenden Worten:

„Cum . . Burmannus Anthologiam non ita digessisset, ut antiquissima ceteris praecederent poemata, et reliqua certo annorum ordine recenserentur, non dubitavi, quin facturus operae pretium essem, si ea, quae quando sint conscripta constat, secundum seculorum seriem collocarem. Igitur in iis, quorum auctores explorare contigit, *hoc* periculum feci. In eo enim maximum Anthologiae pretium positum esse arbitratus sum, quod totam poeseos latinae historiam inde ab ortu hujus artis ad interitum usque percurrere liceret. Deprehendes enim dictionem antiquam numerorumque ruditatem in epigrammatis Saturniis aliisque, quae ab Ennii temporibus proxime absunt; tum elegantia carminum M. Terentii Varronis, Laberii, Publii Syri, Julii Caesaris, Matii, Virgilii, P. Terentii Varronis Atacini, Domitii Marsi, Bibaculi, Helvii Cinnae, Alphii Aviti, Septimii, Sereni delectaberis, at mutatum poeseos genus in Petronio et Appuleio agnosces, et in reliquis defectum ingenii interitumque artis dolebis“ —

nach der andern Seite aber pag. VIII. folgendermaßen:

„ – – facile erat, haec poemata in certa dividere capita, praesertim cum id in Anthologia graeca sit factum. Insunt enim pariter erotica, anathematica, eptymbia, ... Burmannus autem alia usus est partitione, totumque Anthologiae corpus in quatuor classes distribuit, ... Quamvis vero haec divisio ratione careat, in ea tamen re Burmanni consilium immutare non placuit, cum neque hac neque illa via multum proficiatur.“

Laut dieser Aeußerungen schwebte Hrn. M. die Idee vor, daß die Gedichte der Anthologie, chronologisch geordnet, dem Leser gewissermaßen einen Ueberblick der ganzen Geschichte der röm. Poesie gewähren sollten. Da indeß der bey weitem größte Theil jener Gedichte sich der chronologischen Anordnung nicht fügte, so entschloß sich Hr. M., um seine Idee nicht ganz aufgeben zu müssen, wenigstens einen Theil seines Materials nach derselben zu ordnen, das Uebrige in der alten Art bestehen zu lassen: und so gab er uns denn statt der zeitherigen einen, in der That zwey Anthologien, eine kleinere, deren Inhalt nach der Zeitfolge und nach den Namen der Dichter geordnet, und eine größere, deren Inhalt nach Burmanns Art, nur ohne Voranstellung seiner Hauptrubriken, in Bücher vertheilt ist. Zu jener gehören die ersten 559 Numern, ungefähr ein Drittheil des ganzen Vorrathes; zu dieser die übrigen zwey Drittheile desselben.

Leicht ließen sich noch mancherley Bemerkungen über diese Anordnungsart beybringen: da indeß jede Art der Anordnung der in unserer Anthologie vorliegenden bunten Masse von Gedichten eigenthümlichen Schwierigkeiten unterliegt, die vor der Hand um so weniger gehoben werden können, als erst die Kritik noch Vieles zu leisten hat, ehe mit Sicherheit eine Ausscheidung des Aechten vom Unächten, des Jüngern vom Aeltern ꝛc. unternommen werden kann, so will Ref. dabey nicht länger verweilen, sondern seine Aufmerksamkeit sogleich dem zuwenden, was ihm das Wichtigste zu seyn scheint, nämlich der

kritischen Bearbeitung des Textes und der Interpretation.

Zur Bearbeitung des Textes hatte Hr. M. nicht nur das auch Andern mehr oder weniger zu Gebot stehende Hilfsmittel verschiedener Druckschriften, sondern Hr. J. C. Orelli hatte ihm ein Paar Züricher Handschriften, welche außer anderm auch einige Gedichte der Anthologie enthielten, Hr. Prof. Sillig aber die Lesarten mehrerer Pariser, Wolfenbüttler u. a. Handschriften, auch die lectiones Aldinae (1517) in Priapeia mitgetheilt (Vorr. pag. IV. V.). Und durch fleißige Benützung dieser Hilfsmittel ist es ihm denn auch gelungen, den Text in vielen Puncten richtiger zu stellen, als er von Burmann gegeben war. Die nöthigen Nachweisungen der Quellen, woraus die Gedichte genommen, der handschriftlichen Lesarten, der eigenen oder fremden Conjecturen, welche zur Sache zu gehören schienen, finden sich in den hinter dem Texte jedes Bandes unter besonderer Pagination folgenden Annotationen. Eben diese Anmerkungen enthalten auch alles dasjenige, was der Herausgeber zur Erklärung des Sinnes ganzer Gedichte oder einzelner Stellen und Worte entweder aus sich selbst oder aus Burmann und Andern beyzubringen nöthig gefunden hat.

Wenn wir nun behaupten, daß auch so, ungeachtet der höchst löblichen und dankbarer Anerkennung werthen Bemühungen des Herausgebers, die Anthologie auch in Ansehung des Textes und seiner Erklärung noch keineswegs vollendet sey, sondern noch Vieles zu wünschen übrig lasse, so kann dieß Niemanden, der den großen Umfang des Werkes, die Ungleichartigkeit der Theile, die vielfache Verdorbenheit des überlieferten Textes u. s. w. bedenken will, befremdend auffallen. Und wir werden daher, ohne Hrn. M. von seinen Verdiensten auch nur das Mindeste entziehen zu wollen, und ohne von irgend einer Seite den Vorwurf der Tadelsucht zu befürchten, in der Ueberzeugung, daß unsere Anthologie nur durch freundliches Zusammenwirken Mehrerer der Vollendung in allen Beziehungen näher gebracht werden könne, hiemit den Versuch machen, an einer Anzahl von Gedichten aus derselben den zeitherigen Bearbeitungen gegenüber zu zeigen, wie nach unserer Meynung noch Manches behandelt werden könne und müsse, wenn ein völliges Verständniß und richtige Schätzung vieles Einzelnen und dadurch mittelbar des Ganzen allmählig herbeygeführt werden soll.

Zu dem Ende wollen wir zunächst einige derjenigen Gedichte etwas näher betrachten, welche Herr Meyer im ersten Theile seiner Anthologie von Nr. 85. bis Nr. 111 einschl. unter Virgil's Namen zusammengestellt hat.

Von diesen Gedichten ist Nr. 86. ein Epigramm auf einen Octavius. Die Person dieses Octavius betreffend sagt Hr. Meyer in den Anmerkungen S. 38: „Octavium eumdem esse, quem inter amicos suos Horatius nominat in Serm. I. 10, 82., contra Burmannum luculenter defendit Weichert. Poetar. lat. reliquiae. p. 219 sq.“ Nicht richtig; denn Weichert nimmt zwar mit Lambinus u. a. die Meynung des P. Victorius, daß der bey Horatius a. a. O. vorkommende Octavius mit dem unsers Epigramms eine und dieselbe Person sey, nicht als unzweifelhaft richtig, doch als sehr wahrscheinlich an, ohne übrigens für die Identität beyder irgend einen Grund anzuführen; mit Gründen bestreitet er nur die Behauptung des Cruquius (welcher Burmann beygetreten war), daß Horatius bey seinem Octavius optimus den Caesar Octavius Augustus im Sinne gehabt habe. Wir *unsers* Theils finden übrigens die Identität des Octavius bey Horatius mit dem unsers Epigramms *nicht* einmal als höchst wahrscheinlich, wie Hr. Weichert, sondern höchstens als eine — mit keinem uns bekannten Datum in Widerspruch stehende und somit — mögliche Annahme. Den Text selbst gibt Hr. M. nach Heyne

(Ed. Wagner Vol. IV.) mit geringen Abweichungen in der Interpunction so:

Quis deus, Octavi, te nobis abstulit? an, quae
Dicunt, an nimio pocula dura mero?
Vobis si culpa est bilis; sua quemque sequuntur
Fata. Quod immeriti crimen habent cyathi?
Scripta quidem tua nos etc.

Großen Bedenklichkeiten unterliegt, wie alle zeitherigen Ausleger des Epigramms gefühlt haben, und wie die Menge der Verbesserungs-Vorschläge beweiset, welche bereits versucht worden sind, das zweyte Distichon. Hr. M. hat sich damit begnügt, zu V. 3 die Emendationen von Jacobs, Fiedler, Wagner und eine Variante aus Ms. Voss. „vobiscum si est culpabili“ anzuführen, an den Umstellungsversuch Scaliger's (auf eine leider unvollständige und unverständliche Weise) zu erinnern, und endlich beyzufügen: „Vos cur, si culpa est, bibitis? V. D. i. e. Octavius mortuus est, quia nimium bibit: cur ergo vos amplius hibetis (sic!), si id mortem provocat?“ lauter Dinge, durch welche nach unserm Urtheile zur Berichtigung und Erklärung des Epigramms wenig oder vielmehr gar nichts geleistet ist. Diese unsere Behauptung durch Ausführung ihrer Gründe vollständig zu beweisen, gestattet uns der Raum dieser Blätter nicht, sondern wir müssen uns darauf beschränken, unsere eigene Ansicht des Epigramms und die derselben entsprechende Textverbesserung kurz anzugeben und die kundigen Leser daraus selbst entwickeln zu lassen, was wir gegen die Vorschläge Anderer einzuwenden hätten. Unsere Ansicht nun, aus der unbestritten richtigen größern Hälfte unsers Epigramms geschöpft, ist diese: Ein junger Römer, Octavius, hatte sich durch Schriftwerke und zwar als Geschichtschreiber Roms bereits Ansehen erworben, als ihn noch bey Lebzeiten seines Vaters ein früher Tod hinwegraffte. Als Ursache dieses frühzeitigen Todes ward dem Verstorbenen durch das Gerede der Leute zu reichlicher Genuß des

Weines zum Vorwurfe gemacht. Diesem Gerede der Menge gegenüber erklärt nun in unserm Epigramme der Vater des Verstorbenen, oder irgend ein anderer Verfasser im Namen und nach dem Sinne des Vaters, daß den Octavius nicht übermäßiger Genuß des Weines, sondern sein Schicksal hinweg genommen habe, wie denn seinem Schicksale Niemand (etwa durch Vorsichtigkeit oder Aengstlichkeit in der Lebensweise) zu entgehen vermöge u. s. w. Diesem gemäß glauben wir die erste Hälfte des Epigramms so schreiben zu müssen:

Quis deus, Octavi, te nobis abstulit? an, quae
Dicunt, ah! *) nimio pocula dura mero?
Sobrius an vivat bibulus, sua quemque sequuntur
Fata: quod inmeriti crimen habent cyathi.
Scripta quidem tua nos multum mirabimur etc.

Unter Nr. 99. treten als ein angebliches Epigramm von Virgilius folgende 2 Verse auf:

Humor alit segetem, segeti contrarius humor.
Quod juvat, hoc dulce est: quod cogitur, altera mors est.

Hr. M. bemerkt bloß zu V. 2 „quod cogitur) non liquet,“ und führt aus Ms. Thuan. 8069 die Variante an: „Quod juvat est dulce quod cogit alta mors est.“ Mehr Aufmerksamkeit hat Hr. M. diesem Epigramm wahrscheinlich nur darum nicht geschenkt, weil er es (Vorrede S. XVI. f.) unter jene Gedichte zählt, welche, obgleich in alten Schriften unter Virgils Namen aufgeführt, doch nach seiner Meynung von diesem nicht verfaßt sind. Aber wie? wenn nun Jemand durch leichte und wahrscheinliche Aenderungen den Text so herstellte, daß aus dem jetzt unwürdigen ein des Virgilius dem Inhalt und der Sprache nach würdiges Epigramm hervorginge? Oder umgekehrt: wie, wenn sich die 2 Verse mit Wahrscheinlichkeit so gestalten ließen, daß man ihre Entstehung begriffe und aus Inhalt und Sprache mit einer gewissen Zuversicht schließen könnte, daß sie nicht von Virgilius stammen? Letzteres glauben wir wirklich leisten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

*) So vulgo; Heyne setzte dafür an.

Die portugieſiſche Litteratur im Jahre 1835.

(Schluß.)

33. Annuncios das Occultaçoẽs das Estrellas pela lua, visiveis em Lisboa para o anno 1836 por A. Maria de Costa e Sa. Durch die Akad. herausgegeben.

34. Consideraçoẽs fysiologico-praticas sobre a medicina cutanea por Alexandro de Oliveira Soares. Durch die Akademie herausgegeben. (im Druck.)

35. Tratado theorico e pratico de Agricultura das Vinhas etc. pelo Visconde de Villarinha em 4. 1800 Rs. (com Estampas.)

36. Memoria agronomica respectivamente a Ilha da Madeira. 800 Rs.

37. Tratado sobre o modo de delinear e construir obras de campanha, inundaçoẽs e fogaças etc., traido das Obras de Gaudi por A. J. Aschoff, Tenente dos Eugenheiros.

Geographie und Geſchichte.

38. Compendio da historia portugueza desde a mais remota antiguidade até aos nossos tempos, seguido de hum appendice da luta da Usurpação com a Legitimidade ate à convençaõ de Evoramonte, por Tiburcio Antonio Craveiro. 1,200 Res.

39. Memoria sobre as Ilhas dos Açores, e principalmente sobre a Terçeira, por Luiz de Meirelles de Couto e Castro. Impr. em Paris. 400 Res.

40. Rescripçaõ topografica e plano da Cidade de Lisboa. 200 Rs.

41. Cinco annos de Emigraçaõ na Inglaterra, na Belgica e França, ou Exposiçaõ do Estado, Bellezas, Agricultura, Commercio, Industria, Uzos e Costumes desses Paizes, pelo Brigadeiro A. B. Pereira do Lago. 2 Vol. 880 Res.

42. Nova e grande Planta de Lisboa, com hua noticia Estatistica. 2160 Rs.

43. Diccionario numismografico lusitano. 100 R.

44. Memorias acerca do estado actual dos Estabelecimentos portugueses a leste do Cabo de Boa Esperança. 1 Vol. 4. pelo Conselheiro Loureiro. 1200 R.

45. Breves tratados de Geografia, Historia em geral, Historia romana, Chronologia e Mythologia. 400 R.

46. Historia da Inglaterra, traduzida do Inglez. 800 Rs.

47. Vida de D. Joaõ de Castro com o additamento e notas por D. Francisco de S. Luiz. (Herausgegeben von der Akademie der Wiſſenſchaften.)

48. Ephemerides nauticas para os annos 1836 e 1837. (Desgleichen.)

49. Roteiro geral dos Mares, Costas, Ilhas, e Baixas no Globo por A. Lopez da Costa Almeida. (Desgleichen.)

Elementarbücher. Sprache.

50. Alphabeto encyclopedico, on noçoẽs sobre artes, sciencias e historia natural ao alcance da mocidade, que se recommenda a todos os pais de familia. 400 Rs.

51. O amigo dos meninos, contando lhes historias moraes etc. 320 Rs.

52. Principios geraes do Methodo de ensino mutuo, chamado de Lancasters. 160 Rs.

53. Bernardices vulgarisadas as principaes classes da Sociedade. 2. edic. 240 Rs.

54. Grammatica racional da lingua latina de Mello, impressa de Ordem de S. Magestade.

55. Compendio das Regras, para se aprender a lingua francesa. 60 Rs.

Schöne Wiſſenſchaften.

56. Traduçaõ do Paradiso perdido de Milton, por Dr. Lima Leitaõ. 1200 Rs.

57. Traduçaõ da Princesa de Babilonia de Voltaire. 240 Rs.

58. Rato-Rana-Guerra. Pomema heroi-comico de Homero. Trad. em verso solto por A. M. de Como. 160 Rs.

59. Micromegas, ou o homen de 8 legoas de altura por Voltaire, trad. em port. 80 Rs.

60. Cartas indianas, ou Correspondencia entre Amabed e Adaté Graõ Brama Shestasid. 240 R.

61. Obras poeticas de Antonio Feliciano de Castilho. 14 Vol.

62. Historia de Icuni ou o Atheo e o sabio por Voltaire trad. em port. 240 Rs.

63. Maximas moraes, poesias e charadas. Hum folhete.

64. Valmore on o Seductor e o incesto. Contos moraes. Hum folhete. 40 Rs.

65. Cartes amorosas de dous amantes, ou Emilia e Frontino. 140 Rs.

66. Conto dos animaes fallantes, traduzid. *do* italin. por Castilho.

67. Vida e Amores de Heloise e *Abeilard*, trad. em port. 240 Rs.

68. Corina on a Italia de Mad. de Stael, traduzida por huma Senhora portugueza. 4 Vol. 1920 R.

69. Ermenonville, on o Tumulo de Rousseau, trad.

70. Osmia, Tragedia, 3. Ediç.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum etc.

(Fortsezung.)

Obige 2 Verse erinnerten uns nämlich an Virgilius Gedicht vom Landbau, zweyten Gesang, wo V. 177 ff. (de) arvorum ingeniis gehandelt und z. B. ein Grund (Erdreich) als „pinguis humus dulcique uligine laeta“, ein anderer als „salsa .. tellus et quae perhibetur amara“ bezeichnet und gelehrt wird, wie man die Beschaffenheit eines jeden erkennen könne („Nunc, quo quamque modo possis cognoscere dicam.“). Dieß führte uns auf den Gedanken, jene zwey Verse so zu schreiben:

Humor alit segetem; segeti contrarius humor:
Qui juvat, hic dulcis cognoscitur, alter amarus.

Und aus den auf eine gewiß nicht gewaltsame Weise so gestalteten und mit der angegebenen Stelle in Virgilius Landbau ungezwungen in Zusammenhang gebrachten Versen glaubten wir dann mit Sicherheit schließen zu dürfen, daß dieselben nicht als ein Epigramm von Virgilius, sondern bloß als eine, von irgend einem Leser oder Erklärer der bezeichneten Stelle in Virgil's Georgiken beygesetzte, versificirte Inhaltsanzeige zu betrachten seyen.

Eine sonderbare Erscheinung bietet sich bey dem Epigramme dar, welches Hr. M. unter Nr. 100 gegeben hat (Burm. II. 123. Wagner Virgil. Catal. XII.). Es handelt nämlich dieses Epigramm von dem tragischen Schicksalswechsel eines nach dem an sich ganz klaren Inhalte des Gedichts historisch so bedeutenden Mannes, daß wir seinen Namen als in den Büchern der Weltgeschichte fehlend nicht annehmen können; und andern Theils hat doch bis jetzt noch kein Bearbeiter des Epigramms den Namen eines Mannes gefunden, durch dessen Annahme sich alle Angaben des Epigramms befriedigend erklären ließen. Denn wenn Scaliger, Ruhnken, Oudendorp, Lange, der eine den Pompejus, der andere den Mithridates, der dritte Alexander den Gr., der letzte endlich den Triumvir Antonius als den Helden unsers Epigrammes annehmen, so sagen dagegen Andere, etwa wie Hr. Meyer: „Miror sane, interpretes hoc epigramma aut in Pompejum, aut etc. . . . . dictum existimasse: in nullum enim eorum, si rem considerare voles, cadere potest;“ und wenn Hr. M. selbst an Hannibal oder an Jugurtha denkt, so werden andere ihm auf ähnliche Weise entgegnen, daß der ganze Inhalt des Epigramms auch auf keinen von diesen beyden anwendbar sey. Soll Ref. sein eigenes Urtheil in der Sache abgeben, so scheint ihm der Grund des Mißlingens aller zeitherigen Erklärungsversuche darin zu liegen, daß die Ausleger, durch die Stellung unsers Epigramms unter den Virgil'schen Catalecten irre geführt, den Helden desselben in der vorchristlichen Zeit gesucht haben, indeß derselbe nach des Ref. Ueberzeugung nur in der Zeit nach Christus zu suchen und zu finden war. Der Mann nämlich, den wir suchen, scheint mir kein anderer zu seyn, als der große Feldherr Kaiser Justinians, Belisar. Auf Belisar, und nur auf ihn, scheint mir der In-

halt unſers Epigramms im Ganzen und in allen ſeinen Einzelnheiten vollkommen zu paſſen. Unſere Leſer werden ſogleich ſelbſt zu urtheilen im Stande ſeyn, wenn wir ihnen das Epigramm vollſtändig vorlegen. Es lautet nach mir, mit kleinen Abweichungen von der Vulgata ſo:

Adspice, quem valide [1]) subnixum gloria regno
Altius et regni [2]) sedibus extulerat!
Terrarum hic bello magnum concusserat orbem;
Hic reges Asiae fregerat, hic populos;
Hic grave servitium jam jam tibi, Roma, ferebat, —
Cetera namque viri cuspide conciderant, —
Cum subito in medio rerum certamine praeceps
Corruit, e patria pulsus in exilium.
Tale dei [3]) numen; tali mortalia nutu
Fallax momento temporis hora rapit. [4])

Iſt nun dieſe unſere Anſicht des Epigramms richtig, ſo folgt von ſelbſt, daß ſelbes weder von Virgilius noch von einem ſeiner Zeitgenoſſen ſtamme, ſondern erſt gegen Ende des VI. Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung, oder wohl gar (falls die Erzählung von Beliſars Verbannung ꝛc. ſo ſpäten Urſprungs iſt,) erſt im XII. oder XIII. Jahrh. gedichtet worden ſey.

Die von Hrn. M. Nr. 106 (Burm. II. 122, Wagner, Virgil. catalect. XI.) aufgeführte Elegie an M. Valer. Meſſala, obwohl ſchon von andern, zumal von Wagner in einer eigenen Ausgabe (Leipz. 1816) ſorgfältig bearbeitet, ſcheint uns noch keineswegs ganz in's Reine gebracht zu ſeyn; möge uns daher erlaubt ſeyn, was wir zur Reinigung des Textes glauben beytragen zu können, hier niederzulegen.

Erſtlich würden wir, in der Meynung, daß „nostros expromere cantus maximus“ nicht gerechtfertigt ſey und ſich nicht rechtfertigen laſſe, V. 7. f. ſo zu leſen anrathen: Nec minus idcirco vestros expromere cantus, Maeonis (Musa), et sanctos dignus inire choros. — V. 13. ff. würden wir leſen: Graeca tua in nostras venerunt carmina chartas, Carmina cum lingua tum sale Cecropia, Carmina quae Priamum saeclis accepta futuris, Carmina, quae Pylium vincere digna senem. — V. 20. Qualia (carmina) Trinacriae doctus alumnus amat. — V. 33. f. verſuche ich: Regia non Semele, non Inachis Acrisione, Inmitem expertae fulmine et imbre Jovem. Semele verlor über dem Anblicke des mit dem Blitzſtrahle erſcheinenden Gottes das Leben; Danae, durch den Goldregen Mutter geworden, ward deßwegen von ihrem Vater ſammt ihrem Kinde den Wellen des Meeres Preis gegeben. — V. 35 ff. würden wir ſo ſchreiben und interpungiren: Non, cujus raptu impulsi liquere penates Tarquinii patrios, filius atque pater. Illo ex quo primum dominatus Roma superbos Mutavit placidis tempore consulibus, Multa neque inmeritis donavit praemia alumnis, Praemia Messalis maxima Poplicolis. — V. 45. ſchlagen wir vor: Immoderata pati seu frigora sive calores; denn jam fr. jamque cal. oder nunc fr. nuncque cal. kann unſers Erachtens durchaus nicht geduldet werden. — V. 48. vermeiden wir die Verkürzung des o in audendo und die Wortumſtellung, wenn wir leſen: Seu portenta maris vincere sive hiemem. — V. 51. glauben wir zu helfen, wenn wir ſetzen: Nunc celeres Afros perituraque millia agentes, Aurea nunc rapidi etc. Zu V. 59 ff. endlich wagen wir folgenden Vorſchlag: Nos ea, quae tecum finxerunt carmina divi, Cynthius et Musae, Bacchus et Aglaïe, Laudantes humili dum audemus adire Camena, — Si patrio Graios carmine adire sales Possumus – optatis plus jam procedimus ipsis. Hoc satis est etc. — Auf die Frage, ob dieſe Elegie von Virgilius geſchrieben ſey, würden wir ſchon aus dem Grunde mit Nein

1) Vulg. valido. 2) So Ms. Voß.; vulg. coeli. 3) Vulg. deae; Ms. Voß. deum. 4) Vulg. dedit: was auch bey der zeitherigen Anſicht des Epigramms nicht beſtehen kann.

antworten, weil sich darin von den Eigenschaften Virgilischer Dichtung nichts, dagegen eine eigenthümliche Manier ihres Verfassers so auffallend zu erkennen gibt, daß man ihn auf keine Weise für einen Virgilius nehmen kann. Spuren dieser Manier meynen wir auch in dem Epigramme auf Anton. Musa (bey Hr. M. Nr. 101. Burm. II. 124. Wagner Virgil. Catal. XIII.) deutlich zu erkennen. Man vrgl. z. B. die Wortwiederholungen cuncta .. dedere bona und cuncta, quibus etc. (V. 6. f.), doctior o quis te ... und o quis te in terris ... (V. 8. f.) mit der Elegie, in welcher Wiederholungen dieser Art fast in ununterbrochener Reihe auf einander folgen; man vrgl. ferner V. 6. des Epigramms: Cuncta, neque indigno, Musa, dedere bona mit Vers 39 der Eleg. Multa, neque inmeritis donavit praemia alumnis, dann V. 11. des Epigramms: Quare illud satis est, si te permittis amari mit dem ganz ähnlichen Schlusse der Elegie: Hoc satis est, pingui nil mihi cum populo. Aus dieser Gleichheit der Manier in beyden Gedichten glauben wir schließen zu dürfen, daß beyde von einem Verfasser stammen, doch nicht, wie Hr. M. (Vorrede S. XVII.) über die Elegie äußert, von irgend einem rhetor, noch von einem poëta scholasticus, wie die Elegien in obitum Maecenatis (Nr. 109 und 110), was Hr. M. nach Vorrede und Anmerkungen zu Nr. 106 annimmt; denn die Elegie an Messala scheint uns in Composition und Sprache hoch über den beyden andern zu stehen, und eines wackern Dichters aus guter Zeit nicht unwürdig zu seyn.

In der Copa (Nr. 107), einem gar artigen, ohne Zweifel aus der guten Zeit römischer Literatur stammenden Gedichte, scheint uns durch Sillig's Bearbeitung, welcher Hr. M. folgt, der Schluß (von V. 25 an) mehr verloren, als gewonnen zu haben. Warum? Dies können wir hier nicht umständlich auseinander setzen, sondern nur durch kurze Angabe unserer Ansicht andeuten. Nachdem die Copa von Vs. 5 — 24 einschl. nach allgemeiner Aufforderung zur Einkehre in ihre taberna alles, was da zur Kühlung, Labung und Ergötzung der Gäste bereit sey, mit nicht unangenehmer Geschwätzigkeit gepriesen hat, wendet sie sich mit ihrer Einladung (ächt poetisch, wie uns dünkt) an einen Einzelnen, der eben mit seinem Esel in der Nähe der taberna vorüberziehen will, mit den Worten: „Huc, calybita, *) veni! Lassus jam sudat asellus etc.“ und nachdem sie alles Andere, was den guten Mann zur Einkehre reizen kann, vorgebracht hat, fügt sie zum Schlusse noch bey (V. 35. f.): „Quid? cineri ingrato servas bene olentia serta? Anne coronato vis lapide ossa tegi?“ Der also nachdrücklichst aufgeforderte Wanderer entschließt sich der Einladung zu folgen, und ruft nach unsrer Annahme V. 37 f. der Copa zu:

„Pone merum et talos. Pereat, qui crastina curat!
Mors aurem vellens, VIVITE, ait. Venio.“

Dadurch, daß wir diese zwey Verse nicht, wie die Andern, noch als Worte der Copa, sondern als Worte des eingeladenen Gastes fassen, scheint das Gedicht erst volle Abrundung und Schluß zu gewinnen. Die Worte „Pone merum et talos,“ welche aus dem Munde der Copa nur dann Sinn haben, wenn man sich etwa einen (nirgends erwähnten) Aufwärter hinzudenkt, an welchen sie gerichtet seyn könnten, sind bey unserer Annahme einzig passend; das „pereat, qui crastina curat,“ nach der gewöhnlichen Ansicht nur unangenehme Wiederholung dessen, was die Copa kurz vorher (V. 34) wiewohl in anderem Zusammenhange gesagt hatte: „Ah pereat, cui sunt prisca supercilia!“ erscheint nach unsrer Annahme aus dem Munde des Eingeladenen als schöner Nachhall jener Worte der Copa, zu zeigen,

*) Wir lassen vor der Hand Calybita im Texte, weil es durch Codd. gegeben ist und somit wenigstens durch das rein aus der Luft gegriffene Cybelista nicht verdrängt werden darf.

welchen Eindruck ihre Aufforderung auf ihn gemacht habe; „Venio“ endlich, nach uns nicht zu der dem Tode in den Mund gelegten Mahnung „Vivite!“ gehörig, sondern als Haupt-Schlußwort der eigenen Rede unsers Wanderers zu betrachten, entspricht genau der Aufforderung der Copa: „Huc . . . veni!“, welche er mit den Worten erwiedert: „Pone merum etc. . . . . Venio.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Erster Theil: Poesie und Prosa vom IV. bis XV. Jahrhundert. Dieser Theil auch unter dem besondern Titel: Altdeutsches Lesebuch. Basel 1835 XVIII. und 436 Seiten oder 872 Spalten. Gr. 8.

Der Mann, welcher flüchtigern und ernstern Lustwandlern diesen Garten deutscher Dicht- und Redekunst alter und neuer Zeiten aufthut und ihr Führer seyn will, ist, wie schon die Leser auch nur des deutschen Musenalmanachs wissen, selbst ein Dichter, und einem Führer vom Fache überläßt man sich doppelt gerne. Er ist aber auch, was Dichter nicht so oft sind, ein wohlerprobter kritischer Kenner unsrer altvaterländischen Sprache und Litteratur.

Bey solchen Titeln auf das Vertrauen des Publicums durfte ohne Zweifel der seines Buches so kurz ausfallen, als er roth auf weiß vor uns steht.

Er deutet wohl hinlänglich eine Sammlung jener Art an, wie solche seit ein paar Jahrzehenden unter den Benennungen Auswahl, Bildersaal, Chrestomathie, Elementarbuch, Handbuch, Specimina, Sprachproben, u. drgl. von Budde, Dilschneider, Erhard, Follen, Kunisch, Lachmann, Ochmann, Pischon, Philipp Wackernagel, Ziemann, einem Ungenannten in Bamberg und andern, solcher Aufgabe nicht durchgängig gleich gewachsenen, Sammlern ans Licht gebracht worden sind. „Aber keines dieser bisherigen deutschen Lesebücher,“ sagt der Herausgeber des gegenwärtigen, „ist so eingerichtet, daß es in einer chronologisch geordneten Reihe von Beyspielen die Entwicklung der deutschen Sprache und Litteratur, mithin auch die einzelnen

Dichtungsarten und metrischen Formen in ihrer geschichtlichen Begründung dem Leser vor Augen führte, daß man aus ihm Litteraturgeschichte und historische Grammatik, Dichtkunst und Verskunst lehren, daß man es academischen Vorlesungen, wie dem Schulunterrichte, zum Grunde legen, und daß ein gemüthlicher Freund der Litteratur mit so größerem Vergnügen Blumen in ihm lesen könnte, weil er daneben auch Unkraut gewachsen sähe.“ Diesem empfindlichen Mangel will vorliegende Sammlung abzuhelfen suchen. Sie ist vor der Hand auf zwey Theile berechnet, deren jeder auch für sich besteht. Dieser erste, das altdeutsche Lesebuch, führt die Poesie und die Prosa bis zum Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts; der zweyte soll nur poetische Stücke von da an bis auf heute erhalten.

Von den bisher bekannten Sprachdenkmälern der verschiedenen Jahrhunderte (IV — XV.) hat der Herausgeber keines der bedeutendern übergangen. Kleinere sind vollständig, die größern in bezeichnendern Bruchstücken gegeben. Alle zeigen sich in der Gestalt, und mit den Verbesserungen, die ihnen unter der kritischen Feile des Herausgebers und anderer Berufenen bisher zu Gute gekommen. Darneben hat der Herausg. manche Lücke in der fortschreitenden Reihenfolge durch schätzbare bisher ungedruckte Schriftstücke ausgefüllt, unter welchen einige in Prosa besonders verdienstlich erscheinen.

Nur einen bezeichnenden Wendepunct der deutschen Dichtkunst, obgleich er nicht eben eine Richtung zum Bessern war, glauben wir in dieser Musterung nicht gehörig vertreten, nemlich den, der im spätern Titurel, und andern Werken gleicher Zeit und Art ausgesprochen ist.

Wir müssen übrigens noch einmal ausdrücklich bemerken, daß unser Führer sich damit begnügt, uns durch die wohl gepflegten, mit manchem bisher gar nicht oder weniger gekannten Gewächse prangenden Beete der Reihe nach fort zu geleiten, und daß er auf die Rolle des wortreichen Erklärers oder auch nur des Dolmetschers, die ihm mancher wohl zumuthen möchte, sich nicht einläßt. Diese mündlich zu spielen, hat er sich für den Kreis seiner Schüler und Zuhörer vorbehalten. Und auf ähnliche Kreise, die sich unter ähnlicher Leitung nahe und fern, mehr und mehr diesem Zweige vaterländischer Bildung öffnen, ist denn das Buch auch zunächst berechnet. Es findet sich darin des Gewähltesten ein reicher Flor zusammengedrängt, und gerne weilt das Auge auf dem klaren netten Drucke der viel in sich fassenden Spalten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum etc.

(Fortsetzung)

Wir gehen zur Betrachtung zweyer Oden über, welche von Hrn. M. als Nr. 114. und 115. unter Horatius Namen in die Anthologie aufgenommen worden sind.

Diese zwey kleinen Oden, erst in neuerer Zeit (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) in einem Manuscript der Biblioth. Palat. zu Rom gefunden, dann durch den Druck bekannt gemacht und nach und nach von Jani, Bothe, Jahn u. A. in die Ausgaben des Horatius aufgenommen, werden, wie es scheint, allgemein als untergeschobene Producte vielleicht eines Betrügers betrachtet.

Ruhnken z. B. schreibt darüber an Wyttenbach: „Horatii Odae, de quibus scribis, ne latine quidem loquuntur. Nihil isto impostore impudentius.“ Hr. Meyer urtheilt darüber in der Adnot. zu Nr. 115: „Prior mediocritatem ingenii, altera defectum prodit;“ und Vorr. S. XLI.: „Horatii odae duae — compositae seculo decimo octavo.“ Refer. unternahm es, diese Oden, ungeachtet der über sie bereits ausgesprochenen Verdammungsurtheile, nach Sinn und Sprache mit möglicher Sorgfalt wiederholt zu prüfen, und gelangte dadurch wenigstens in Ansehung der zweyten für seine Person zu der Ueberzeugung, daß sie — zwar nicht von Horatius, aber doch von einem Römer und zwar von einem Römer des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gedichtet worden sey. Ich versuche es, meinen Lesern in möglicher Kürze den Gang meiner Untersuchung und ihr Resultat darzulegen, ob es mir vielleicht gelingt, auch sie für meine Ansicht zu gewinnen.

Die Ode (bey M. Nr. 115.) beginnt mit folgenden Worten:

„Dulci libello nemo sodalium
Forsan meorum carior extitit; etc.“

so daß man auf den ersten Anblick meynen muß, der Dichter spreche von oder mit seinem Buche (wie denn Jahn der Ode wirklich die Ueberschrift gab: Ad librum suum). Da ich aber unter dieser Voraussetzung keine Zeile der Ode verstand, viel weniger in das Ganze Sinn und Zusammenhang zu bringen im Stande war, gab ich den Gedanken an Unterhaltung des Dichters mit seinem Buche auf und ergriff vielmehr den eines ernsten Verhältnisses zwischen Mann und Mann. Bey näherer Betrachtung glaubte ich dann zu finden, daß durch unser Gedicht ein treu ergebener Diener oder Freund seinem in Rom hochstehenden Freunde oder Herrn zuruft: „nicht zu bangen vor der Mißgunst des Volkes, sondern im Vertrauen auf seine Würde muthvoll durch die Straßen der Stadt zu wandeln, da Jupiter selbst die wüthende Schaar der Furien (der Feinde) durch seinen Blitzstrahl bereits zerstreut habe u. s. w.“ Und als ich nun weiter nachdachte, welcher Machthaber Roms etwa in dem Falle gewesen seyn könnte, durch solchen Aufruf eines Freundes ermuthigt werden zu müssen, fand ich, daß, und zwar genau nach den durch die Ode angedeuteten Umständen, Kaiser Vitellius in den letzten Tagen seiner kurzen Herrschaft in diesem Falle

gewesen, und dieß in dem Augenblicke, da er, nach Niederbrennung des Jupitertempels auf dem Capitolium, voll zaghafter Aengstlichkeit neuerdings abdanken wollte ꝛc. (Sueton. Vitell. cap. XV.)

Man lese nun — wenigstens das eben angezeigte Capitel in Suetonius, dann folgende durch kleine Nachhilfe von mir berichtigte Ode:

Dulci Vitellio [1]) nemo sodalium
Forsan meorum carior extitit.
„De te merenti," inquit [2]) „fidelis
Officium domino rependes?" [3])

Te Roma cautum territat ardua?
Depone vanos invidiae metus,
Urbisque, fidens dignitati,
Per plateas animosus ambi! [4])

En quo furentes Eumenidum choros
Disjecit almo fulmine Jupiter!
Huic ara stabit; fama cantu
Perpetuo celebranda crescet.

und man wird, wenn mich nicht alles täuscht, gestehen müssen, daß unsere Hypothese Alles bis ins Einzelne zu erklären genüge und somit höchst wahrscheinlich die Wahrheit treffe. — So viel über die eine der 2 verdächtigen Oden; über die andere (M. Nr. 114.) weiß auch ich weiter nichts zu behaupten, als daß sie, eine einzige leichte Nachbesserung in der letzten Strophe vorausgesetzt, allerdings lateinisch rede, und daß sich ohne Schwierigkeit ein menschliches Verhältniß denken lasse, unter welchem gedichtet sie als ganz verständig und somit verständlich erscheinen würde, und endlich, daß — sie als Werk spätern Betrugs schlechthin zu verwerfen kein Grund gegeben sey.

Von Nr. 142. an gibt Hr. M. ungefähr 40 kleine Gedichte unter dem Namen des T. Petronius Arbiter. Ohne uns hier auf Untersuchungen höherer Art, etwa über des Petronius Person und Zeitalter u. s. w. einlassen zu können, wollen wir bloß zur Berichtigung der noch hie und da sehr offenbar ver-

1) Vitellio, dreysylbig (⏑ — —); vulg. libello. 2) Vulg. D. t. m. quid fidel. 3) So vulg.; vielleicht ohne Frage: repende! 4) Vulg. audi.

dorbenen Textworte einige Beyträge zu geben versuchen.

Die 9 Disticha, welche Hr. M. nach Burm. mit Pithou ꝛc. unter Nr. 143. als ein Gedicht unter der Aufschrift „Petron. (in villam suam)" aufführt, würden wir nach Cod. Voss. in zwey kleine Gedichte trennen, deren ersteres die 4 ersten, letzteres die 5 andern Disticha umfassen würde. In dem erstern preiset der Dichter seinen Lieblingsaufenthaltsort auf einem Landgut in der Nähe des Meeres, woselbst er sonst so manche schöne Stunde verlebt habe. Den Abschluß des Gedichtchens scheint uns deutlich das vierte Distichon zu bezeichnen:

Pervixi: neque enim fortuna malignior umquam
Eripiet nobis quod prior hora dedit.

Die andern 5 Disticha, nach uns das andere Gedichtchen, nur ein Fragment, wie es scheint, aus seinem Zusammenhange gerissen, führt durch 4 Disticha hindurch den Gegensatz aus zwischen der Noth und den Widerwärtigkeiten des Lebens der Seefahrer eines —, und den Annehmlichkeiten des Lebens auf dem festen Lande andern Theils, und schließt mit den dazu allerdings völlig passenden Worten:

Naviget et fluctus lasset mendicus Ulixes,
In terris vivet candida Penelope.

Was einzelne Worte und Verse betrifft, so können wir z. B. nicht einsehen, wie Hr. M. beym zweyten Distichon, das er nach Wernsdorf so schreibt: „— hoc quondam rure solebam Iliadum armatas sollicitare manus" sich mit der Erklärung befreunden konnte: „Iliadum, i. q. Iliadarum. Iliadae sunt Troiani. Hoc rure olim Homeri Iliada legere solebam." Wir meynen, um Zusammenhang und Einheit ins Ganze zu bringen, müsse man den Text des Gedichtchens etwa so stellen:

O littus vita mihi dulcius, ...
O formosa abies [1])! Hoc quondam rure solebam
Idaliam larga sollicitare manu.

1) Vulg. dies.

Hic fontis lacus est, illic sinus egerit algas:
Haec statio est tacitis lecta [2]) Cupidinibus.
Pervixi: neque enim etc.

In der andern Hälfte des Gedichtes, nach uns in dem zweyten Gedichtchen, sind das erste und das letzte Distichon völlig in Ordnung, die drey mittleren dagegen bedürfen kritischer Berichtigung. Wir unsers Theils meynen dem Gedichtchen besser, als bisher durch verschiedene Vorschläge Anderer geschehen ist, helfen zu können, indem wir schreiben:

Illic alternis depugnat pontus et aër;
Hic rivo tenui pervia ridet humus.
Illic demersas [1]) complorat navita puppes;
Hic pastor miti perluit amne pecus.
Illic immanes mors pallida [2]) solvit hiatus;
Hic gaudet curva falce recisa Ceres.
Illic inter aquas urit sitis arida fauces;
Hic data labra urunt [3]) basia multa viro.
Naviget et fluctus lasset etc.

In Nr. 146. (Burm. III. 120) erklärt Hr. M. (Vs. 2) toto (mero) durch puro (mero), was sich schwerlich als sprachrichtig beweisen läßt, auch dem Sinne nach nicht zu genügen scheint; zum letzten Distichon „Ipsa dies ideo nos grato perluit haustu, Quod permutatis hora recurrit equis“ gibt er die Anmerkung: „permutatis, scil. Lunae vel noctis cum Solis vel diei equis. Dies ideo gratus, quia nox eum sequitur.“ Hätte der Dichter dies gewollt, würde er doch wenigstens statt hora den Namen Luna selbst gesetzt haben. Ich glaube mit einer Wortänderung im zweyten und mit Benützung einer handschriftlichen Lesart im letzten Verse die 3 Disticha so stellen zu müssen:

Nolo ego semper idem capiti suffundere costum:
Mutato *) stomachum conciliate mero;
Taurus amat gramen mutata carpere valle,

2) Vulg. victa.
1) Vulg. divisas. 2) vulg. obsita; Mss. Voss. Scal. oblita. 3) dat periuro bas. vulg.; Ms. Scal.; da piuro bassa. Ms. Voss.
*) Vulg. Nec toto st. conciliare m.

Et fera mutatis sustinet ora cibis.
Ipsa dies ideo nos grato perluit haustu,
Quod permutatis ora recurrit equis.

Durch Aufnahme des ora aus Cod. Scal. scheint alles in Ordnung zu kommen und der ganz passende Sinn zu entstehen: „Selbst der Tag erscheint uns darum angenehm, weil seine Rosse, die uns am Abende den Rücken zuwandten, bey der Wiederkehr am Morgen mit veränderter Stellung das Gesicht uns zugekehrt uns mit frischem Hauche anwehen.“

Unter Nr. 182. (Burm. III. 224) wird folgendes Gedicht mitgetheilt:

Non est forma satis, nec quae vult bella videri,
Debet vulgari more placere sibi:
Dicta, sales, lusus, sermonis gratia, risus
Vincunt naturae candidioris opus.
Condit enim formam, quidquid consumitur artis,
Et nisi velle subest, gratia tota perit.

Dazu die Anmerkungen von Hrn. M.:

V. 4. opus) illae ingenii dotes pulchritudinem corporis superant.

V. 5. condit) a condire. Omnis ars sive ingenii cultus ornat augetque corporis decorem.

V. 6. et nisi velle) legendum: et nisi si illa subest; si enim ars formam non excolit, forma ipsa minus grata est.

Eine Auffassung des Epigramms, welche wir für gänzlich verfehlt erklären müssen. Nach unserer Meynung ist nämlich das Gedichtlein so zu verstehen: „Um recht zu gefallen, reicht schöne Leibesgestalt allein nicht hin. Witz, Anmuth der Rede ꝛc., so fern sie (nicht erkünstelt, sondern) Werke der Natur sind (naturae candid. opus als Adposition zu Dicta, sales.... risus), dringen siegreich durch (vincunt, absolut ohne ein ausgedrücktes Objekt). Denn aller Aufwand von Kunst, alles bloß Erkünstelte und Erzwungene (quidquid consumitur artis — also auch bloß affectirte Witzreden, affectirtes Scherzen

und Lachen) dient — nicht die Schönheit der Gestalt zu erheben, sondern vielmehr sie nieder zu drücken und zu verhüllen (condit von condere); und wofern nicht eine sehr schöne Leibesgestalt zu Grunde liegt (et nisi bella (sc. forma) subest; so schlagen wir nämlich im Anfange des letzten Verses zu lesen vor), so geht unter dem nachtheiligen Einfluß jener Affectation, alle Anmuth, alles Wohlgefallen zu Grunde."

(Fortsetzung folgt.)

First Impressions, a series of letters from France, Schwitzerland and Savoy, written in 1834 by John Davies, Rector of St. Pancras, Chichester. London, 1835.

Die ersten Eindrücke, welche dieser Verfasser auf seiner Reise durch einige nachbarliche Gegenden des Festlandes empfieng und die er in den eben genannten Briefen an seinen Freund, den Kanzler Hrn. Raikes in Chester beschreibt, verdanken das eigenthümliche Interesse, welches sie erregen, zunächst der kräftigen Farbe, die sie an sich tragen und die ihnen die Individualität des Mannes aufprägt, der sie uns schildert. Diese Individualität weiß sich selbst da, wo sie durch die feste Entschiedenheit ihrer Form abstossend wirkt, Achtung zu erwerben. Denn wer sich auch mit dem Rector von St. Pancratius, als dem eifrigen Anhänger der Verfassung und herrschenden Kirche seines Landes im Widerspruch finden sollte, der wird sich dennoch mit dem redlichen, innig wohlmeinenden „John Davies" immer wieder aussöhnen müssen.

Seinen großentheils aus und über Frankreich geschriebenen Briefen sendet der Verfasser eine kurze Einleitung voraus. Er will uns zu einem Volke führen, über welches seit fünfzig Jahren alle Wetter der innern Noth und des Elendes, alle Kämpfe des wüthendsten Partheyhasses ergangen sind: in ein Land, mit welchem der Herr des Hauses vor den Augen aller Völker eine Schule gehalten hat, welche mehr, denn alles Andere geeignet schien, dem jetztlebenden Geschlechte zu zeigen, was vergänglich und vergeblich und was bleibend und wesentlich sey. Was ist nun nach solcher Schule aus dem Volke des hart geprüften Landes geworden? — Sein Charakter im Ganzen ist noch derselbe, fast unverändert derselbe geblieben; noch eben so schnell im Auffassen und leicht beweglich; eitel und unbeständig; heiter und leichtsinnig; muthig und ausschweifend, wie er dieß vor fünfzig Jahren gewesen. Ein lachender Schein ist wieder über das ganze Leben verbreitet; ein Firniß des äußeren Anstandes und Glanzes überzieht selbst die tiefste Unsittlichkeit und häusliche Noth; die gefallsüchtige Eitelkeit weiß sich in die Form der zuvorkommendsten Höflichkeit und gegenseitiger Herzlichkeit zu verkleiden; und dennoch sind alle Fehler dieses so unverändert sich gleich gebliebenen Volkes mit so manchen imposanten Eigenschaften aufs innigste verwebt: es weiß das Auge des fremden Beobachters nicht bloß zu blenden, sondern sich ihm liebenswürdig und bedeutend zu machen.

Doch eben dieses Volk ist ja mehr, als jedes andere, im Fortschritt begriffen; es spricht ja mehr, als jedes andere, von der Zukunft und am meisten wird das Wort l'avenir von einem Theil der Nation im Munde geführt, der sich „das junge Frankreich" nennt. Was ist nun eigentlich in diesem jungen Frankreich im Verlauf der letzten Zeit fortgeschritten und im Fortschritt begriffen? Drey Dinge vornämlich, die aus gemeinsamer Wurzel kommen: Hochmuth, Haß gegen Alles, was Ordnung und Gesetz heißt, unersättliche Genußsucht. Die Wurzel dieser drey ist der Unglaube, die Verachtung alles dessen, was dem Menschen hehr und heilig seyn sollte Als Repräsentanten des jungen Frankreichs darf man in gewisser Hinsicht die Zöglinge der polytechnischen Schule betrachten. Von diesen hält *fast* jeder sich selber für nichts Geringeres, als wenigstens für einen Napoleon, dem nur bisher die äußere Gelegenheit fehlte, sich als einen solchen zu zeigen. Jeder meynt sich am besten zum Herrscher geeignet, dienen will Keiner. Da wird ohne Aufhören von der Nothwendigkeit eines Umsturzes aller jetzt bestehenden Verhältnisse und Verfassung geträumt und gesprochen, eines Umsturzes, durch welchen allen Einzelnen gleiche Rechte zum Genießen gegeben werden sollen. Wehe aber dem Einzelnen, wenn die That gelänge, denn von diesen Allen würde bald keiner zufrieden seyn mit dem, was dem Einen beschieden wäre; Jeder wollte Alles, und wollte es, so viel er hiezu Macht hätte, für sich allein und ungetheilt haben. Ein beständiger Kampf, der sich beissenden und zerreissenden Hunde um einen Knochen, das wäre das Loos der freyen Bürger eines Staates, der sich in seinem Innersten von dem Gehorsam gegen Gott und sein Gesetz losgesagt und freygemacht hätte. Außer den jungen Napoleons und mehr als Napoleons „der polytechnischen" Schule bilden den Körper jenes „jungen Frankreichs" die in allen Städten des Landes zerstreuten supernumerären und staatsdienstlosen Advokaten, Aerzte und andere gelehrte Professionisten, von denen ein großer Theil von dem Gewerbe der revolutionären Journalistik lebt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum etc.

(Fortsetzung)

Wir schließen unsere Bemerkungen zu den unter Petronius Namen gegebenen Gedichten mit ein Paar Erinnerungen zu dem letzten derselben unter Nr. 183. (Burmann III. 253). Es beginnt dieses Gedicht, in welchem ein sentimentaler Liebhaber in höchster Exaltation die reizende Schönheit seiner Geliebten preist ꝛc., mit den Worten:

Candida sidereis ardescunt lumina flammis,
Fundunt colla rosas et cedit crinibus aurum,
Mellea purpureum etc.

Zu V. 2. bemerkt Hr. M. (nebst Anführung der Variante fundant aus Mss. Voss. Salm. Thuan. 8071.): „Coronas rosarum habebant in collo convivae. Vid. Böttig. Die Sabin. T. I. p. 209, 240.“ Nach unserm Bedünken eine Bemerkung, welche am unrechten Orte steht, da hier und im ganzen Gedichte nicht von künstlichen Hebungsmitteln der Schönheit, sondern blos von den natürlichen Reizen der gepriesenen Schönen die Rede ist, und in V. 13 ff. ausdrücklich gesagt wird: „Mögen Andere sich mit Edelsteinen schmücken ꝛc.; tu sola placere vel spoliata potes.“ Wir glauben, daß unser begeisterter Liebhaber, nebst dem feuerstrahlenden Auge und dem goldenen Haupthaare, die rosige Wange seiner Schönen habe preisen wollen, und lesen demnach im zweyten Verse: Fundit mala rosas et cedit etc. — V. 13 f. lauten bey Burmann und Meyer:

Guttura nunc aliae magnisve monilibus ornent,
Aut gemmas aptent capiti, etc.

Nach Burmann (Tom. I. Addend. p. 747) hat Cod. Voss. guttula (nur am Rande guttura); dann Cod. Salm. magnis monilibus (ohne ve, welches von Jan. Dousa stammt) und Cod. Voss. magnis mollibus (nur am Rande monilibus.). Da nun erstens nunc an unserer Stelle nicht nur nicht paßt, sondern auffallend stört; da ferner das eingesetzte Flickwörtchen ve zwar dem Metrum nachhilft aber unrichtig angewandt ist; da endlich die Größe der monilia durchaus nicht zur Sache gehört: so schlagen wir mit Benützung der angeführten Varianten vor, die beyden Verse so zu schreiben:

Guttur et aurem aliae magnis unionibus ornent,
Aut gemmas aptent capiti, tu sola etc.

Welchen Werth die römischen Damen auf große Perlen zu Hals- und Ohrenschmuck legten, ist bekannt; die Zusammenziehung von io (in unionib.) in eine Sylbe bedarf keiner Rechtfertigung. — Hinter V. 19. folgen in Codd. Voss. Salm. Thuan. die Verse:

Langueo, deficio, marcesco, punior, uror,
Aestuo, suspiro, pereo, depellor (debellor) anhelo,
Et grave vulnus alit (Cod. Salm. aut) nullo etc.

Die erstern zwey hat Burm. als ineptos weggelassen; Hr. M. hat sie zwar in den Text genommen, sie jedoch, Burmann's Urtheil unterschreibend, durch Klammern ausgezeichnet; im dritten Verse geben beyde: Cor grave vulnus alit nullo

etc. (wie Cod. Salm. am Rande.) Ich meines Theiles halte die ersten 2 Verse aus dem Munde unsers Liebhabers für sehr passend und wegen des Zusammenhangs für unentbehrlich; im letztern würde ich, in Uebereinstimmung mit der Structur jener fortfahrend, lesen: Et grave vulnus alo, nullo sanabile ferro; sed tua labra etc.

Im Vorbeygehen erwähnen wir mit einem Worte eines bey M. Nr. 228. (Burm. III. 229.) stehenden Gedichtchens des Appuleius an Critias. Der Dichter übersendet dem jungen Freunde zum Geburtstage Blumen und Gedichte, und wünscht sich von demselben Gegengeschenke. Nachdem er in den Versen 7 — 10 angegeben hat, wodurch er seine florea serta vergolten zu sehen wünsche, sagt er bezüglich auf die Gedichte (nach Hrn. M.):

Quod si animam inspires, dona, et jam carmina nostra
Cedent victa tuo dulciloquo calamo.

Dies deutet Hr. M. so: „atque adeo, si carmina facere voles, et dona mea et carmina mea, tuis victa, jacebunt. Dona pro substantivo habeo, non pro imperativo.“ Burm. (vulg.) gibt: q. animum inspir., dona (imperat.) et jam carmina. Nostra Cedent victa etc., was er auf zweyerley Weise deuten zu können meynt (!). Wir, ohne uns hier auf Widerlegung dieser Auslegungsversuche und der von Andern vorgeschlagenen Emendationen umständlicher einlassen zu können, glauben aller Noth abzuhelfen, wenn wir (dem Gedanken nach wie Salmas ad Solin. p. 82) unser Distichon mit ganz leichter Aenderung so schreiben:

Quodsi animam inspires donaci, jam carmina nostra
Cedent victa tuo dulciloquo calamo.

Eine Schmeicheley für Critias, dessen Flötenspiel der Dichter für so meisterhaft hält, daß er dadurch von jenem mehr entzückt werden zu können glaubt, als jener von ihm durch seine Gedichte.

Wir schreiten fort zu der Epigrammen-Sammlung von Luxorius, welche Hr. M. unter den Numern 296 — 384 einschließlich gegeben hat. Der Dichter Luxorius blühte unter den Vandalenkönigen Thrasamund und Hilderich um das Ende des fünften und den Anfang des sechsten Jahrh. christlicher Zeitrechnung. Eine Sammlung von Epigrammen desselben machte (nach Cod. Divion. u. a.) Burmann im II. Bande seiner Anthologie (p. 577 ff.) zuerst durch den Druck bekannt und äußert darüber: „Aetatem suam sapiunt haec epigrammata, a prisci aevi deliciis longe remota...., vel sic tamen ea non reiicienda.... censui, licet vix tanta cura illustrari mereantur, quantam vetustis melioris aevi monumentis adhiberi par est.“ Hr. M., welcher die Burmann'sche Sammlung um zwey (bey Burm. III. 27 u. III. 41 stehende) Epigramme vermehrt hat und nach Vorr. S. XXXIII. noch mehr andere anderwärts in der Anthologie zerstreut vorkommende Epigramme wegen ihrer Aehnlichkeit mit denen des Luxorius diesem zugeschrieben wissen will, sagt von seiner Ausgabe unsrer Epigrammensammlung (Vorr. S. XXXIII.): „Cum in editione Burmanni Luxorii liber neglectus prope jaceret, nunc in meliorem redactum esse statum cura ac studio I. I. Ochsneri V. C., qui conjecturas mecum communicavit praestantissimas, omnes viri docti mecum laetabuntur.“ *) Und gewiß ist die von Hrn. M. auf unsern, wiewohl späterer Zeit angehörigen Dichter verwandte Sorgfalt alles Dankes werth; denn wie wollen wir über einzelne Schriftsteller und ihren Werth, wie über den Gang der Literatur, allmähliges Verderbniß der Sprache, des Geschmacks u. s. w. richtig urtheilen, so lang uns noch die *einzig* zuverlässige Grundlage des Urtheilens fehlt, kritisch berichtigter

*) In den Annotationen wird Hrn. Ochsner's Name nirgends genannt; wir mußten daher die ganze Bearbeitung des Luxorius als Hrn. M. Sache betrachten.

Text der Schriftsteller? Und so wollen denn auch wir zur Berichtigung des, auch durch Herrn M. Bemühungen nach unserm Bedünken noch keineswegs durchgängig rein gestellten Textes des Luxorius dadurch mitzuwirken suchen, daß wir die gegenwärtige Veranlassung benützen, um wenigstens einige Epigramme desselben nach unserer Weise in Ordnung zu bringen.

Nr. 298 finden wir unter der Aufschrift Praefatio ein aus den Excerptis Cod. Divion. entnommenes Epigramm, in dessen zweytem Hexameter Hr. M., statt der handschriftlichen Lesart „tu lector conde perite," Burmann's Vermuthung „tu, lector, corde perito etc." in den Text gesetzt hat. Wir meynen der Wahrheit näher zu kommen, wenn wir das Epigramm so lesen:

Parvula quod lusit, sensit quod junior aetas,
Quod sale Pierio garrula lingua sonat:
Hoc opus inclusit. Tu, lector candide, rite
Omnia perpendens, delige quod placeat.

Nr. 299 (Burm. I.) ein Gedichtlein, mit welchem, gleichsam als mit einem Begleitungsschreiben, Luxorius seine auf verschiedene Veranlassungen gedichteten Epigramme, jetzt in ein Ganzes gesammelt, einem trauten Freunde Namens Faustus übersendet. Darin schreibt Herr M. V. 9. nach der von Burmann in den Noten gegebenen Vermuthung: nostri temporis aestimavit aetas, statt des handschriftlichen n. t. ut amavit aetas. Ich würde zu lesen anrathen:

1—4 Ausus ... tuis, amice, ... placere jussis,
5 Quos olim puer in foro paravi
Versus, ex variis locis reductos, —
Illos scilicet, unde me poetam,
Insulsum puto quam magis legendum,
Nostri temporis autumavit aetas, —
10 In parvum tibi conditos libellum
Transmisi, etc.

In V. 20. desselben Gedichtes würde ich für (tua duriora jussa) Feci nescius immemor futuri lieber setzen: — feci obnoxius, imm. fut.; denn nur sich fügend den Forderungen des Freundes hatte der Dichter die zerstreuten Jugendversuche gesammelt ꝛc. (m. vrgl. die angef. Stelle V. 1 — 11). — V. 25. f. endlich lese ich:

Causam carminis, unde fit voluptas,
Egit ridiculum sequens poema.

Fit nach Cod. Div. (was Burm. angibt, M. nicht erwähnt) für das von Burm. (und M.) ohne nähere Angabe in den Text gesetzte sit., Carmen, unde fit voluptas, ist meines Erachtens nach Luxorius Sinne ein — blos Ergötzung (nicht Belehrung ꝛc.) gewährendes Gedicht; und diese Art Gedichte, zu welcher auch seine Epigrammensammlung gehörte, hat er durch ein eigenes, an die Leser im Allgemeinen gerichtetes und an das gegenwärtige sich zunächst anschließendes Gedichtlein rechtfertigen wollen.

Eben dieses Gedichtlein an den Leser (Nr. 300; Burm. II.) enthält auch in Hr. M. Ausgabe noch zwey ganz corrupte Verse:

Sona pusilli quae laboris comutae
Nullo decoris ambitus sententia,

oder nach Cod. Divion.:

Sona pusillique lab. comute etc.

Da das Gedichtchen von vorn herein sehr offenbar den Sinn hat: „Wenn dir, Leser, Schriften ernsten Inhaltes ꝛc. gefallen; warum nimmst Du unser Büchlein zur Hand, welches nur lauter jugendliche Tändeleyen enthält?" so glauben wir im Folgenden (Verse 6 — 9) lesen zu müssen:

At forte doctis si illa (pagina) cara est versibus
Sonat pusilli quae laboris scommata,
Nullo decoris ambitu in sententia,
Hanc (nostram paginam) jure quaeris, etc.

In Nr. 302. (Burm. IV.) „De eo quod epigrammata parva in hoc libro scripserit" fehlt der erste Hexameter, und die Verse 2 — 6 können unsers Erachtens weder so, wie sie nach den Codd. lauten, noch nach Hr. M. Vorschlägen bestehen. Wir würden versuchen:

[Parvula quod parvo conscripsi epigrammata libro,]
Si quis in hoc nostro detrahit ingenio,

Adtendat: modicis si condi mensibus annum,
Et faciles hiemis veris et esse dies
Noverit, in brevibus magnum deprenderit usum;
Ultra mensuram gratia nulla datur.
Sic mea, concinno, si pagina displicet, actu
Finito, citius carmina clausa silent.
Nam si etc.

(Fortsetzung folgt.)

First Impressions, a series of letters from France, Schwitzerland and Savoy, written in 1834 by John Davies, Rector of St. Pancras, Chichester. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Dazu kommt der wilde, unzufriedene, leichtsinnige Hause der Fabrikarbeiter, welcher bey jeder Umwälzung der bestehenden Verhältnisse nichts verlieren, sondern nur gewinnen zu können wähnt, und der unruhige, neuerungssüchtige Sinn, welcher alle Stände und Lebensalter des Landes durchdrungen hat, und so scheint in der That dieses junge Frankreich seinem innersten Wesen nach im Wachsen und Zunehmen begriffen.

Und dennoch ist mitten unter diesen brennenden Rädern einer sich selber verzehrenden Unruhe in jenem Lande und Volke etwas friedlich Beruhendes geblieben, das sich durch jene „Fortschritte“ nicht hat stören lassen. Dieses friedlich Beruhende, das allein den Menschen zufrieden macht und froh, spricht sich auf manchem jener stillen, heitern Angesichte aus, die man neben den Männern des jungen Frankreichs einhergehen sieht, und wollte man einen Menschen mit solchem stillen, heiteren Angesichte fragen, ob er wohl auch mitten in den Jahren der furchtbaren Noth, welche sein Land und Volk betrafen, so viel glückliche Tage gehabt habe, als Lord Byron in seinem ganzen Leben zählte, nämlich 11, er würde darauf antworten: ich habe, seitdem ich jenes friedlich Beruhende fand, noch nie einen unglücklichen Tag gehabt. In der That, es ist beachtenswerth und lehrreich, daß in Frankreich, wo seit 50 Jahren in den äußeren Verhältnissen so vieles geändert worden, wo so manches alte Herkommen, so manche tausendjährige, wie es schien, ganz unzerstörbare Privilegien und Rechte zerstoben sind, wie Spreu, der alte einst von den Männern der Revolution so ganz in den Koth getretene Christenglaube noch geblieben ist; der Glaube, der allein den Menschen demüthig, gehorsam und zufrieden macht.

So groß auch die Menge, so laut das Geschrey der Feinde dieses „friedlich Beruhenden“, noch jetzt in Frankreich ist, es bleibt und bestehet fort und wird bestehen, denn das innerste Sehnen der Menschennatur läßt sich am Ende doch nicht durch Sinnengenüsse und schön scheinende Worte, sondern nur durch das „wahre Wort“ abspeisen.

Wir begleiten nun unsern ernsten Rector von St. Pancratius aus seinem Chichester herüber nach dem Festlande und durch einige Gegenden desselben hindurch.

Angekommen im Havre de Grace findet er da Alles, auch das andern Reisenden alltäglich Gewordene neu und beachtenswerth, den höflichen Ungestüm, die manierliche Rücksichtslosigkeit, den praktischen Verstand der Mauthdiener, die Geschäftigkeit wie den Kopfputz der Frauen, die Tracht der Geistlichen. Alles was aus England kommt, muß in den Augen der französischen Douaniers einen ganz besonders hohen Werth haben; selbst die aus Chichester mitgebrachten, zum Theil durchs Seewasser verdorbenen Eßwaaren werden sorgfältig gekostet; für Teppiche, welche die reisende Familie zu ihrer Bequemlichkeit mitgenommen, wird ein Einfuhrzoll angesetzt, welcher den Einkaufspreis um mehr als das Zehnfache übersteigt, und dieser besondern Hochschätzung hat sich selbst ein Nachtsack zu erfreuen, der flüchtig aus einem solchen Teppiche gefertigt war. Nach einigen unter den Verhandlungen mit den Douanen und im Lärmen der Straßen zugebrachten Stunden, genießt unser Reisender mit den Seinen unter dem bewirthenden Dache jener innern Stille, die ihn auf dieser ganzen Reise nie verließ, weil er sie in seinem Herzen bey sich trug.

Was bey der Ankunft in Honfleur sich zutrug, das gehört für einen Reisenden in diesen Gegenden weder unter die neuen noch unter die unvorhergesehenen Ereignisse. Das Fahrzeug landet, dem Gasthaus unmittelbar gegenüber; kaum hat es das Ufer berührt, da springt eine Rotte des wild und verwegen aussehenden Gesindels herein, und will sich des Gepäckes der Reisenden zum Fortschaffen bemächtigen. Davies thut dem Unwesen Einhalt, er dinget den einen zum Träger aus, aber ihrer Neune scheinen die Ehre haben zu wollen, die englische Familie vom Fahrzeug über die Straße hinüber zu geleiten. Angelangt im Gasthaus soll der ausbedungene Träger für seinen kurzen Weg die reichliche Vergütung von 5 Franken haben, aber mit lautem Geschrey verlangen auch die 9 Chapeaux d'honneur jeder einen Franken; ein Polizeybeamter, den man um Rath fragt, setzt, um beyden Theilen zu genügen, den Ehrensold für Alle auf die ungefähre Häfte von 6 Frk. 15 S. herab.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum etc.

(Fortsetzung)

Unsere Aenderungen gegen die Codd. bestehen darin, daß wir V. 3. si einschalten, V. 5. deprenderit statt deprendere, V. 7. sic statt hic schreiben und unserer Ansicht gemäß interpungiren. Hr. M. schreibt V. 3. f. „Adtendat, modicis concludi m. ann., Et f. h., ver. et esse dies.“ mit der Bemerkung zu faciles: „An graciles, i. e. breves, exiguos?“; V. 5. (vom vorherg. durch Schlußpunkt getrennt) dürfte nach ihm gelesen werden: Noverit, in br. magnum deprendier usum: Ultra etc.

In Nr. 303 (Burm. V.) „de piscibus, qui ab hominibus cibos capiebant.“ gab Burm. (auch M.) im Texte V. 3. Nec manum ... pupugit regiam. Da Cod. Salm. pupescit darbietet, vermuthet B. pubescit (!) (im Sinne von erubescit), Hr. M. pudescit; nach unserer Meynung ist dafür zu setzen pavescit. — In V. 4. geben die Codd. Salm. und Leid. am Anfange roscidis e damnis, Cod. Div. roscidis et amnis; am Ende alle drey margines. Burm. bildete darnach V. 4. f. so: Roscidus (!) et amnis errans hinc et inde, marginis Odit ardui procellas etc. Hr. M. aber: Roscidus sed amnis errans etc. Letzterer schreibt überdieß V. 6. so: Ac suum quo liber esse transnatat solet mare, wahrscheinlich die Construction im Sinne: ac suum mare, quo liber esse solet, transnatat; und gibt durch seine Note zu V. 8. zu erkennen, wie er die letzten zwey Verse (7 u. 8.) verstehe, indem er sagt: „aptum) an aptus? ut haec qualiscunque sententia eruatur: Sic ille discit, quam sit aptus, vincere famem ventris arte, id est gestu loquaci et vertice mitiore.“ Wir denken Wort und Sinn des Dichters näher zu treffen, wenn wir schreiben:

Roscido sed amnis errans hinc et inde
margine
Odit ardui procellas et dolosi gurgitis
Ac suum, quo liber esse transnatans solet, mare:
Sic famem gestu loquaci et mitiori vertice
Discit ille (piscis) quam sid aptum ventris arte
vincere.“

und dies so deuten: „Gleichwie der Fluß zwischen thauigen Ufern dahin schweifend die Stürme des offenen, freyen Meeres scheut: so lernt das Fischlein durch die Milde des ihn fütternden Herrn gern in dem geschlossenen Teiche verweilen ꝛc.“

Nr. 311. (Burm. XIII.) „In acceptorarium obesum et infelicem.“ Burmann, ohne über Inhalt und Sinn des Epigramms sich zu erklären, vermuthet in der Aufschrift für das sonst nirgends vorkommende acceptorarium setzen zu können entweder acceptatorem oder actionarium. Hr. M. läßt den Titel unberührt, äußert dagegen bezüglich auf den Sinn des Epigramms in der Anm. zu V. 1.: „pondere vel facto) an vesano? Ac nescio an sermo sit de iumentis sive pecudibus, quas male pascens pondere obesi corporis sui presserit.“ Allein wozu sol-

len Aenderungen einzelner Wörtchen führen, so lang man über den Sinn des Ganzen noch nicht im Klaren ist? Ich meines Theils gestalte mir das vorliegende Epigramm sammt Ueberschrift auf folgende Art:

In caprarium obesum et infidelem.

Pondere vel facto misera [1]), Martine, fatigas
Pressura tui heri capras [2]). Pinguedine tanta
Ut tu sis, istae [3]) maciem patiuntur iniquam.
Debuerant, fateor, magis has tua pascere membra,
Ut nunquam possent jejuna morte perire.

Daß das Epigramm einen Hirten verwünscht, welcher, um sich selbst fett zu nähren, seine arme Heerde durch Ausmelken, ja durch Auspressen der Milch vermittelst eines Gewichtes oder einer Presse, ganz abmagert, ergibt sich, wenn man alles gehörig überlegt, aus den obgleich corrupten Worten des handschriftlichen Textes; auf den Ziegenhirten (caprarium) führt die Ueberschrift durch ihren acceptorarium; auf den ungetreuen Hirten endlich, welcher nicht eigene, sondern fremde Heerde so erbärmlich mißhandelt, und damit auf die Correction des zweyten Verses leitet nicht undeutlich das auf unsern caprarium nicht passende Beywort infelicem (durch Buchstabenversetzung inficelem), welches sich leicht in infidelem verwandelt. Daß sich der zweyte Vers dem Worte nach auch anders bilden ließe (z. B. Pressura alterius pecudes (capras) etc.) weiß ich wohl; doch habe ich nicht ohne Grund obigen Ausdruck vorgezogen.

Nr. 315. (Burm. XVII.) „De turre in viridario posita etc.“ In den ersten 5 Distichen dieses Gedichtchens liegt ganz offenbar der Gedanke: „Die Annehmlichkeiten, welche andere Gegenden vereinzelt besitzen, finden sich bey dem Thurme in Fridamal's Park alle vereint.“ Demnach muß unsers Erachtens der Text, mit kleinen Aenderungen einzelner Worte und mit etwas anderer Interpunction etwa so gestellt werden:

Extollit celsas nemoralis Aricia sedes,
Sternit ubi famulas casta Diana feras;
Frondosis Tempe cinguntur Thessala silvis:
Pinguia vinetis lustra Molorchos habet:
Haec vero aetherias surgit quae turris in auras,
Consessum domino, deliciasque parans
Omnibus in medium, lucis ornata refulget,
Obtinuitque uno praemia cuncta loco.
Hic nemus, hic fontes, hic structa cubilia surgunt,
Statque etc.

V. 4. geben die Codd. pinguia (pinqu.) lenutu (bernuta) lustra etc. — Vs. 6. f. Cons. domino deliciosa parans, Omnibus etc. — V. 8. novo. — V. 9. Hinc. — Andere Vorschläge zu V. 4. sind bey Burm. zu finden. Hr. M. hat nichts Eigenthümliches gegeben, als zu V. 7. die Anmerkung: „omnibus in med.) i. e. omnibus patens.“ Sollte denn aber etwa turris omnibus in medium stehen können für turris omnibus patens?

Nr. 338. (Burm. XL.) hat den Titel: „De auriga lato frequenter cadente.“ In V. 3. findet sich geschrieben: Inflatumque caput populis et amica ruinis Brachia etc., wozu Hr. M. bemerkt: „populis) corruptum. An inflatumque caput plagis?“ V. 5. geben die Codd. mox cadit et cadit, rursum cadit, etc., wozu Burm. vorschlägt, entweder: M. cad. atque cadit, rurs. etc. oder: m. c. et c., et rurs. etc.; letzteres setzte Hr. M. in den Text.

Nach unserer Meynung kann und *muß* das Epigramm sammt Titel so hergestellt werden:

De auriga foedo frequenter cadente.

Pascasium aurigam populi fortasse fatentur,
Ast ego non aliud quam turgida membra notabo
Inflatumque caput papulis et amica ruinis
Brachia, quem nunquam recto moderamine frenant.

1) Codd. miseras. 2) Codd. Press. crudelis habes (habet, haves, aves). 3) Codd. frustra.

Mox cadit et surgit; rursum cadit, inde resurgit;
Et cadit, ut miseris frangantur crura caballis.
Non iste humano etc.

In Nr. 356. (Burm. LVIII.), einem Epitaphion auf Dageis Töchterlein Demira, bemerkt Hr. M. zu den Worten „— verecundo garrula vultu“ in Nr. 8.: „verecundo) praeter morem secunda corripitur.“ Da wir einen solchen Prosodiefehler unserm Dichter nicht zutrauen und nach allem, was wir von ihm noch haben, nicht zutrauen dürfen, vermuthen wir corrupten Text, der sich leicht dadurch berichtigen läßt, daß man schreibt: — jucundo garr. vultu. — In den folgenden Versen 10–12: Dulce loquebatur (Demira) .... Linguaque diversum fundebat mellea murmur, Tamquam avium vernare solet per tempora cantus“ vermuthet Hr. M. für vernare allenfalls variare. Nach unserm Dafürhalten — ist vernare einzig passend, muß dagegen das unpassende tempora verändert werden, etwa so: „tamquam avium vernare solet per tempea cantus.“ Diese aufgelöste Form tempea statt tempe finden wir auch bey Solinus (M. Nr. 234, 22. Burm. Tom. II. lib. V. ep. CXIII.), und bey Pentadius (M. Nr. 252, 12. Burm. lib. V. ep. LXIX.)

Nr. 366. (Burm. LXVIII.) „De catula sua brevissima etc.“ Zu V. 9 f., welche nach den Codd. lauten:

Vincit membra imis latratu fortia turba:
Si natura daret, posset ab arte loqui —

bemerkt Burm. bloß: „imis et turba sine dubio corrupta sunt.“ Hr. M. fügt bey: „Legendum vincit membra nimis latratu fortia i. e. vincit latratu alios fortiores canes. Sed turba aliis emendandum relinquo.“ Eine schwierige Aufgabe, nachdem der übrige Theil des Verses auf solche Weise in Beschlag genommen ist, nun für das einzeln stehende turba noch etwas Kluges ausfindig zu machen! Ich halte den Verbesserungsversuch Hrn. M. für mißlungen; die Wortstellung widerstreitet der von ihm gefoderten Verbindung: membra nimis fortia latratu vincit; dann wird Hr. M. nie nachweisen, daß membr. nim. fortia in unserm Zusammenhange bedeuten könne = alios fortiores canes. Nach meiner Meynung hat Luxorius dieses Epigramm auf sein Schooshündchen so abgeschlossen:

Vincit membra animis; latratu fortia turbat:
Si natura daret, posset ab arte loqui.

Doch brechen wir unsere Bemerkungen zu Luxorius ab, um nun auch noch über einige von jenen Epigrammen, welche Hr. M. unter der Rubrik „Carmina, quorum auctores ignoti sunt“ von Nr. 560. an folgen läßt, unsere Ansichten mitzutheilen.

Nr. 576. (Burm. I, 25) „De vinalibus.“ Zu V. 2 — 4 „licet .... dicas fluxisse parentes Vertice de Nisae.“ setzt Hr. M. in den Noten ein „non linquet;“ in V. 6 schreibt er, für das handschriftliche „musta sibi posuit Pater,“ nach Oudendorp's Vorschlag: m. s. poscit Pater etc. Mir scheint, daß sich das kleine Gedicht durch Berichtigung der Interpunction und durch 2 ganz leichte Wortverbesserungen vollkommen verständlich herstellen lasse. Ich schreibe nämlich:

De vinalibus.

Non tibi vina placent? O insanabilis hospes,
Non est mens Thebana tibi, licet aggere celso
Dircaeae rupis dicas vixisse parentes.
Vertice de Nisae per rura et nostra Lyaeus
Transiit implevitque vias nigrantibus uvis.
Mystas hic posuit Pater; et non tempore ab illo
Desierunt haec sacra coli, vatumque sonoro
Carmine Mincius et tremuit circumsita ripa
Fluminis Etrusci, quem non aequabit Orontes.

Statt myst. hic pos. könnte man allenfalls auch setzen myst. imposuit. Zu posuit würde

ich vergleichend anführen Tacit. hist. V. 5. „Liber festos laetosque ritus posuit: Judaeorum mos etc.“

Nr. 600 (Burm. I, 47) ist eine Steininschrift, in dem Cod. Ms. Inscript. Cyriaci Anconit. unter dem Titel „In Ostiensi oppido vetustissimo,“ von Apianus (Iuscriptiones sacrosanctae vetustatis etc. p. CLXXXII.) unter der Ueberschrift „Ostiae in quadrato vetustissimo“ aufgeführt; Hr. M. gibt sie in folgender Gestalt:

Litoribus vestris quoniam certamina laetum
Exhibuisse juvat, Castor venerandeque Pollux,
Munere pro tanto faciem certaminis ipsam,
Magna Jovis proles, vestra pro sede locavi,
Urbanis Tatius gaudens me fascibus auctum,
Neptunoque patri ludos fecisse Sabinos.

(Fortsetzung folgt.)

First Impressions, a series of letters from France, Schwitzerland and Savoy, written in 1834 by John Davies, Rector of St. Pancras, Chichester. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Die Gegend, welche man von dem Hügel jenseits Honfleur überblickt, ist in dieser Jahreszeit von besonderem Reiz; sie lenkt die Blicke unserer Reisenden von der traurigen Gestalt der Postpferde und ihrer Geschirre, „der Art, wie man sie in England vor dem Wagen der Bettler erblickt“ hinweg. Weniger der Uebermuth, als der Hunger mochte diese demüthig einhergehenden Thiere von der Straße hinweg nach einem Abhange hin gelenkt haben, während der weit hinter dem Wagen gehende Postillon lebhaft mit einem alten oder neuen Bekannten schwatzte. Die Furcht vor dem Umwerfen wird übrigens durch das Herbeyeilen des schwatzenden Wagenlenkers bald beseitigt und ohne weitern Anstoß gelangt die durch die Neuheit einer französischen Extrapost etwas ängstlich gemachte Familie in Caën an. Dieser Stadt würde das alte, prächtige Gebäude der Sct. Peterskirche zu einer besondern Zierde dienen, wäre es nicht von allen Seiten mit Hütten und Schoppen umbaut und verkleidet. Im Chor der St. Stephanskirche findet sich das Grabmahl Wilhelms des Eroberers. Aber nur der Schenkelknochen des berühmten Leichnams ward hier beygesetzt.

Der erste Sonntag in Frankreich, den unsere Reisenden noch in Caën zubrachten, erregte in ihnen durch den lauten Lärmen der Geschäftigkeit und rauschenden Vergnügungen, womit sich gerade heute am meisten die Straßen erfüllt hatten, ein schmerzliches Heimweh nach jener lieblichen, feyerlichen Stille, wodurch dieser Tag sich in England auszeichnet. Diesen „ersten Eindruck“ von widerwärtiger Art wog jener angenehme wieder auf, der am darauf folgenden Morgen das Betrachten der zweckmäßigen und wohlthätigen inneren Einrichtungen des großen Hospitales von Caën: das Hotel de Dieu machte. Gegen 400 Kranke erhielten hier die sorgfältigste, liebevollste Pflege und Wartung, vor allem durch die Hand „jener nützlichen und vortrefflichen Frauen“, welche den Namen der barmherzigen Schwestern führen. Der schon früher geäußerte Wunsch, daß auch England einen solchen Bund der Barmherzigkeit begründen möchte, wird bey dieser Gelegenheit von neuem in den Brief an den Freund laut.

Avranches, das sich Davies, den der Rath der Aerzte bey dieser ganzen Reise leitete, zu einem längerem Aufenthalte ersehen, war erreicht. Dieser alte Sitz der streitbaren Ambialten zu Cäsars Zeit liegt wie der Horst eines Adlers auf der Spitze eines Felsengebirges. Bis zu den Zeiten der Revolution war hier ein Bischofssitz. Denn bald nachdem durch Martin von Tours das Christenthum in dieser Gegend Eingang gefunden, ward Sct. Leontius zum ersten Bischoff von Avranches bestellt; in der Reihe seiner Nachfolger glänzet der gelehrte Huntius, Bocharts Schüler; der letzte von allen (der 69te der Reihe) de Belboeuf starb 1808 in ruhiger Zurückgezogenheit zu Hampstrad in England, wohin die Revolution ihn vertrieben hatte. Vergeblich sucht das Auge nach der einst so viel berühmten, im Jahre 1121 erbauten Cathedrale. Von der alten Herrlichkeit dieses Gebäudes zeuget nur sehr unvollkommen der Rest einer Säule; über seine Stätte könnte ungehindert der Pflug gehen, denn nachdem die Männer der Revolution, um sich leichten Kaufs ein Proviantshaus einzurichten, mehrere Säulen herausgerissen hatten, welche das Gewölbe trugen, stürzte der ehrwürdige Bau zusammen und aus seinen Steinmassen baute man Häuser und Hütten der freyen Bürger. Auf der nördlichen Seite der ehemaligen Kirche ragt aus dem bewachsenen Grunde noch eine Steinplatte, vom Umriß eines Kelches hervor, bey welcher Heinrich II. von England, knieend vor einer Versammlung der Bischöfe, Ablaß empfieng für den an Thomas von Becket verübten Mord; in der Mitte der Stätte der Verwüstung thront als äußeres Erinnerungszeichen an das, was siegreich über allen Trümmern der Zerstörung stehen bleibt, ein Kreuz.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum etc.

(Fortsezung)

Zu laetum V. 1. bemerkt Hr. M.: „vulgo Letum: sed adjectivum esse puto, non nomen proprium.“ Um anzudeuten, wie er die ganze Inschrift auffasse, führt er an, was Morcellus (in opp. epigr. T. I. p. 443) anmerkt: „Ostiae inscriptio extat, qua forsitan in colonia natus Tatius. Praetor idem aut consul Romae factus ludos Ostiae Tyndaridis propitiis ... in Neptuni honorem ediderat. Hos ludos fortasse a Sabinarum raptu Sabinos vocabant etc.“ Nach unserer Meynung lauter eitle Vermuthungen, weil sie alles historischen Grundes entbehren. Ich schreibe im ersten Verse Mettum statt Letum, ohne alle andere Abweichung von obigem Texte, und erkläre mir dann die Inschrift so: Die Theilnahme der Sabiner an den Festspielen, welche Romulus dem Vater Neptunus veranstaltete, hatte durch den dabey verübten Raub der Sabinerinnen zu dem Kriege zwischen Romulus und dem Sabinerkönige Tatius Anlaß gegeben; durch die ritterliche Tapferkeit seines Mettus Curtius in diesem Kriege gelangte Tatius zur Herrschaft in Rom gemeinschaftlich mit Romulus (Liv. I, 9 ss.). Zu einem historischen Gemälde nun, oder einem plastischen Kunstwerke, welches den Kampf des Mettus darstellte, am Tempel der Dioskuren Castor und Pollux angebracht, ward, wie in des Königs Tatius Namen, obige Inschrift gesetzt. Wann, von wem? ist aus den vorhandenen Daten nicht zu beantworten.

Nr. 607. (Burm. I, 61), eine uralte, von Plinius (Histor. nat. XXXV. 10, 37) aufbewahrte Inschrift zu Ehren eines Malers, M. Ludius Elotas aus Aetolien, welcher den Junotempel zu Ardea mit Gemälden geschmückt hatte. Den ersten Vers derselben könnte man nach Andeutung der Vulg. „Digne digniloqueis pictureis cond: etc.“ vielleicht so lesen:

Digneis digna loca heis pictureis condecoravit,
(Reginae Junonis ..... templum, Marcus Ludius etc.)

Hr. M. gab nach Morcell. „Dignis digna loca picturis condecoravit etc.;“ den Schlußvocal a in loca müsse man, als in die Cäsur fallend, „producere per διαστολήν.“

Nr. 613. (Burm. I, 69.) „De Adone et Venere“ gibt Hr. M. den ersten Vers, wie Burm.; den zweyten mit Aufnahme einer Vermuthung Burmann's; das Ganze so: Pingitur ora Venus, ne vel contemnat Adonis Aut neget; omnipotens ping. or. Venus. Die Codd. bieten die Varianten: im 1. V. Cod. Div. vel ne cont.; im 2. Vers Cod. Div.: aut roget omnip. etc.; Cod. Salm.: aut rogit omps, p. etc. — Ich denke, der Verfasser unsers Epigramms wollte von Venus sagen, sie schmücke sich in zweyfacher Absicht: einmal, damit der geliebte Adonis sie nicht verschmähe; dann, damit der liebende Mars sich Gunst von ihr erbitte. Demnach dürfte das Epigramm vom Dichter aus gelautet haben:

Pingitur ora Venus, ne se contemnat Adonis:
Ut roget Armipotens, pingitur ora Venus.

Nr. 615 (Burm. I, 71.): „De templo Veneris, quod ad muros exstruendos dirutum est.“ Unter dieser Ueberschrift lesen wir das Epigramm:

Caeduntur rastris veteris miracula templi,
Inque usum belli tecta sacrata ruunt.
Nam qua dejectis volvuntur saxa catervis,
Haec sunt murorum mox relocanda minis.
Dilati Mavors compendia cepit amoris, *)
Per muros quaerit jam sua templa Venus.

In der Note zu V. 3 f. führt Hr. M. die Alternative Oudendorp's an, entweder qua — hac oder quae — haec zu lesen, ohne sich weder für das eine noch für das andere mit Entschiedenheit zu erklären. Zu V. 3 wird ferner angeführt, daß Oudend. für catervis vorgeschlagen habe cathedris i. e. sellis femineis (welche vielleicht, wie Burm. genauer angibt, der Venus als ἀναθήματα geweiht worden waren): indeß Klotz (Antib. p. 62) statt desselben catervis vermuthe „columnis vel cavernis,“ „quibus inaedificatum templum, quibusque dirutis saxa devolvuntur.“ Das alles, sagen wir, führt Hr. M. an, ohne für oder gegen das eine oder das andere auch nur ein Wörtchen eigenen Urtheils beyzufügen. Wir unsers Theils halten außer quae für qua alle Aenderung für unnöthig und entstellend, und erklären das zweyte Distichon und das ganze Epigramm ungefähr so: „Die Steine, welche man von der Mauer losreißt und auf die Schaaren (der empor klimmenden Feinde), während man sie hinabstürzt und gestürzt hat, hinunterwälzt, (quae saxa volvuntur, dum hostium catervae dejiciuntur,) diese müssen auf den Zinnen der Mauern sogleich wieder durch andere ersetzt werden. Zu diesem Behufe (in usum belli) zerstört man selbst einen alten wunderschönen Tempel der Venus, um mit dessen Trümmern die Lücken der Stadtmauern wieder auszufüllen. So gewinnt Mavors den schönen Vortheil, daß ihm die geliebte Göttin, während sie auf den Mauern umher die Bruchstücke ihres Tempels sucht, um so früher entgegen kömmt.“

*) Burm. und nach ihm M. Amoris, ohne hinreichenden Grund.

Nr. 629. (Burm. I. 84), eine Steininschrift „ad Varadinum in Thermis,“ zuerst von Lazius dann von Gruter edirt, gibt Hr. M. im Texte ohne Ergänzung der auf dem Steine fehlenden Worte oder Buchstaben so:

– – bi marmoreo caesam de monte Dian . .
Regina undarum nympha decus nemo ...
– – io damnasti perfecta quem prece Bassus
Moenite propter moenia Germisarae.

In den Anmerkungen wird berichtet, daß Burm. mit Cuper's Ergänzungen die Inschrift so gegeben habe:

Dat tibi m. c. de m. Dianam,
Regina undar., Nympha, dec. nemorum
Voto damn. perf. quem prece, Bassus,
Moenitae pr. m. Germisarae.

und dies in dem Sinne: Dat Bassus Dianam, decus nemorum, tibi, reg. undar., Nympha. Dagegen ergänze Katancschius (Geogr. Vet. Istri adcolar. T. II. p. 233.): Hoc tibi, m. caesum d. m., Diana, Reg. u. N. d. nemorum, pono, damnasti etc. oder auch im ersten Verse Hanc (memoriam scil.) .... caesam etc. mit der Bemerkung: „Nympha, cui monumentum posuit Bassus, Diana appellatur, quia tum fluminibus tum nemoribus circa Germisaram sitis praeerat.“ Hr. M. erklärt seines Theils, daß er diese Ergänzungen von K. den Cuper'schen weit vorziehe. — Wir dagegen meynen behaupten zu dürfen, daß gerade die Vorschläge von K. „hoc caesum“ wegen des hinzuzudenkenden monumentum und wegen der Abweichung von der Schrift des Steines, welcher caesam hat, „hanc..caesam“ wegen des zu supplirenden memoriam, und endlich „quem ... damnasti,“ wegen des mangelnden voto nicht zu rechtfertigen und darum zu verwerfen seyen. Andern Theils können wir auch Cupers Ausfüllungen nicht ganz billigen, insbesondere die Beziehung des „decus nemorum“

auf Dianam der Stellung wegen nicht für thunlich halten, und versuchen es daher, indem wir statt moenite (um die Mauern der ummauerten Stadt zu vermeiden), nicht moenitae, sondern moenito annehmen, die Inschrift so zu ergänzen:

Hanc tibi marmoreo caesam de monte Dianam,
Regina undarum, Nympha, decus nemorum,
Voto damnasti perfecta quem prece, Bassus
Moenito propter moenia Germisarae.

Bassus hatte (und zwar, wie es scheint, in einem umschirmten Bezirke) der Schutznymphe der wasser- und waldreichen Gegend, zum Danke für erhörtes Gebet (ex voto) eine Marmorstatue der Diana errichtet und darunter diese Inschrift gesetzt.

Nr. 630. (Burm. I. 87):

„De Galatea in vase."

Ludere sueta vadis privato Nympha natatu
Exornat mensas, membra venusta movens.
Comptas nolo dapes, vacuum mihi pone boletar:
Quod placet adspiciam; renuo quod saturat.

Zur Erklärung dieses Epigramms finden wir bey Hrn. M. in der Anm. zu V. 1. Folgendes: „In hoc disticho, ait M. Wakker. p. 97., mendum forte subest, quod tamen qua ratione tollendum sit, nunc non video. Ego incorruptum puto. Galatea, quae undis ludere antea sueta erat, nunc, cum natatu sit privata, exornat mensam, in patina venuste saltans." Eine Erklärung, welche meines Erachtens die Worte privato natatu durch die Deutung „cum natatu sit privata" dem Sprachgebrauche zuwider behandelt und darum nicht gebilligt werden kann. Ich verstehe privato natatu im Gegensatze zu dem im folgenden Pentameter dem Sinne nach enthaltenen „publice membra .. movens, und deute das Distichon so: „Die Nymphe, sonst für sich allein in den Wellen zu spielen gewohnt, zeigt jetzo an öffentlicher Tafel vor den Augen der Gäste ihre reizend schöne Gestalt ꝛc." — Für renuo im zweyten Pentameter könnte man allenfalls vermuthen respuo.

Nr. 652 (Burm. I. 121): nach zeitheriger Ansicht ein aus 4 elegischen Distichen bestehendes Epigramm „de judicio Paridis;" nach meinem Urtheile nur ein Thema, durch vier Disticha, als eben so viele Epigramme, mit variirtem Ausdrucke durchgeführt. Man lese und sondere mit mir:

De judicio Paridis.

1. Connubii bellique deas superat dea *) amorum,
Cum pastor pulchram judicat esse Cyprin.

2. Verticis et thalami pignus sublime Tonantis
Exsuperat Paridis laude probata Venus.

3. Exstat causa mali malum cessisse Dionae,
Cum ruerent Graja Pergama pulsa manu.

4. Dat Veneri malum formae pro munere pastor,
Cum Junone dolens victa Minerva redit.

So hebt sich die unerträgliche Tautologie, an welcher das Epigramm, als eines aufgefaßt, so auffallend leidet, da jedes folgende Distichon ohne den mindesten Fortschritt nur den Gedanken des vorhergehenden mit andern Worten wiederholt; so erhellt auch die völlige Unstatthaftigkeit der von Oudendorp zu den 2 letzten Distichen gemachten, von Burmann als sehr gut gepriesenen, auch von Hr. M. in den Noten angeführten Textänderungen: Cur ruerint Gr. etc. und Cum Jun. malum victa Min. dedit.

Nr. 671 (Burm. I. 150):

Pyramus et Thisbe.

Pallia nota fovet lacrimis decepta Themisto,
Pyramus heu! lacrimis pallia nota fovet.

Hr. M. annotirt zu V. 1. „Themisto) corruptum. Thisbe enim intelligitur." Umständlicher Burmann: „Edidit haec (quatuor epigr.)

*) So vermuthet Hr. M. in seiner Anmerkung zu dem Verse nach unserm Bedünken ganz richtig für das vulg. superavit amorum.

etiam Ch. Dorvill . . . et observat in primo epigr. Thisben sine exemplo vocari Themisto, ut in nominibus propriis corrupti vel licentiosi sunt hoc genus scriptores.“ (!) Eine fast unbegreifliche Selbsttäuschung.

(Schluß folgt.)

First Impressions, a series of letters from France, Schwitzerland and Savoy, written in 1834 by John Davies, Rector of St. Pancras, Chichester. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Im Westen von Avranches erhebt sich aus den sandigen Ebenen ein mächtiger Granitfelsen, auf dessen Gipfel ein kirchenähnliches Gebäude steht. Dies ist der einst so weltberühmte Sct. Michaelsberg, ein Ziel der Pilgerfahrten des alten christlichen Europas, wie der Kriegszüge der Normannen. In uralter Zeit, so berichtet die Sage, war dieser durch seine Form sehr ausgezeichnete Berg ein Aufenthaltsort jener wahrsagenden Frauen oder druidischen Priesterinnen, welche bey dem heidnischen Volke des Landes in so hohen Ehren stunden. Unter der Herrschaft der Römer erhub sich auf seinem Rücken ein Tempel des Jupiter. Als seit dem vierten Jahrhundert das Christenthum seinen Einzug ins Land gehalten, schlugen Einsiedler in der Nähe der verlassenen Altäre des Jupiter ihre Hütten auf. Ihnen erbaute der große Apostel der Normannen Sct. Paternus ein Kloster, das den Namen Tumba erhielt, und um 708 errichtete hierzu Sct. Aubert der zwölfte Bischof von Avranches eine für jene Zeit prächtige, dem Erzengel Michael geweihte Kirche. Hieher brachten Könige und Völkerhaufen aus der Nähe und Ferne ihre Gaben; das Land bewahrte diesen heilig gehaltenen Ort wie seinen Augapfel, aus allen Verwüstungen, welche Erdbeben und Blitze, Krieg und Feuerflammen angerichtet hatten, erhub sich immer schöner und prächtiger geschmückt die Michaelskirche, bis gegen die Zeit der allgemeinen inneren Verwirrung. Das feste Gemäuer des Tempels schien jetzt zu einem Staatsgefängnisse am brauchbarsten; in den neuesten Zeiten, seit der Julyrevolution, bewohnt dasselbe eine ziemliche Anzahl von Carlisten und Chouans.

Mit sehr gemischten Empfindungen beobachtete unser Verfasser die Jahresfeyer der drey Tage der July-Revolution, so wie die Preisvertheilungen in den öffentlichen Schulen. Diese letzteren Einrichtungen sind allerdings in hohem Grade geeignet, ein gemeinsames kräftiges Anstreben der Jugend nach dem, was lobens- und preisenswerth erscheint, zu wecken. Es sind aber gerade nicht die edelsten, besten Kräfte der Menschennatur, welche vorzugsweise dadurch geweckt und gestärkt werden, nicht die Kräfte, aus deren Zusammenwirken sich die dauernde Wohlfahrt der Völker erbaut.

Auf einer kleinen Reise nach Coutanie hatte Davies Gelegenheit, den sogenannten Liberalismus in zwey verschiedenen Nationaltrachten zu beschauen. Er traf in der Diligence mit einem wohlbeleibten Herrn, einem Weinhändler aus einer entfernten Provinz von Frankreich zusammen, und dazu fand sich noch ein anderer Herr mit seiner Tochter ein, an deren Dialekt unser Reisender bald seine Landsleute erkannte. Dieser andere Herr war, wie sich später zeigte, ein ansehnlicher Kaufmann aus London, der eben mit seiner Tochter die Loire-Tour gemacht hatte. Der Weinhändler rückte alsbald mit der Farbe seiner politischen Gesinnung heraus; er gehörte zu den Männern der äußersten Linken in Frankreich: deklamirte mit großer Wärme gegen Louis Philipp und seine Minister. Der Kaufmann aus London gab nun auch seine Farbe kund; er gehörte zu den Radikalen von England; seiner religiösen Ansicht nach ein Unitarier, sprach er mit der größten Bitterkeit und Verachtung von der herrschenden Kirchenverfassung seines Landes. Diese radikalen Ein- und Ausfälle ihres Papa begleitete die junge Dame mit den übertriebensten Ausdrücken. Davies schwieg, so lange es ihm nur möglich war. Endlich konnte er sich nicht länger halten; er gab sich als Landsmann und als einen derer zu erkennen, welche ein natürliches Mitgefühl mit dem Stand verbände, den man hier so gar übel beschuldige.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poëmatum etc.

(Schluß.)

Themisto steht in dem Epigramme ganz richtig, für sich selbst und nicht für Thisbe; nur in der Ueberschrift steht fälschlich Thisbe statt Themisto. Denn der klare Inhalt des Epigramms sagt bekannter Sagengeschichte gemäß ganz richtig: „Themisto (sie hatte, durch Verwechslung der Bettdecken getäuscht, ihre eigenen Kinder ermordet) benetzt die ihr wohl bekannten Tücher mit heißen Thränen; und stellt diesem Schicksale der Themisto das ähnliche des Pyramus an die Seite, welcher beym Anblicke des Schleiergewandes (oder Mantels) seiner geliebten Thisbe heiße Thränen vergoß und in dem Wahne, daß sie von einem wilden Thiere zerfleischt sey, sich selbst entleibte. — Man setze demnach als Titel des Epigramms: Themisto et Pyramus; so wird man alles in Ordnung und keine Ursache mehr haben, gegen das Epigramm oder gegen seinen Verfasser irgend eine Klage zu erheben.

Nr. 672. (Burm. I. 151): „Hylas.“ Das Distichon beginnt nach der Vulg. und schließt mit den Worten: raptus amator Hylas. Nach Dorville bey Burmann wäre hier amator statt amatus gebraucht; was rein unmöglich ist, so unmöglich wie etwa in unserer Sprache die Vertauschung von Liebender und Geliebter. Mit Recht hat daher Hr. M. dieses amator nicht in seinen Text aufgenommen. Wenn er nun aber das von Eldick in einem Schreiben an Burmann vorgeschlagene und von diesem (s. T. II. p. 710 f.) mit Beyfall aufgenommene aquator für amator in den Text eingesetzt hat, so hat er daran nach unserm Dafürhalten nicht mehr Recht sondern Unrecht gethan. Unser Epigramm wird nämlich, wie uns scheint, unläugbar richtig hergestellt, wenn man es mit Aenderung eines einzigen Buchstabens so schreibt:

Raptus amatur Hylas; Nympharum gaudia crescunt:
Herculis ira tumet; raptus amatur Hylas.

Nr. 722 (Burm. II. 41): „Scipio.“ In diesem Epigramme schreibt Hr. M. V. 2 f. nach Oudendorp: „— rapuique feris ex hostibus urbes Spanas, Hannonisque acies magnumque Syphacem Perdomui etc.“ Da aber unser Epigramm vielleicht aus einer Zeit stammt, in welcher Spanas für Hispanas noch unerhört war; da alle Codd. Hispanas darbieten (Cod. Goth. Hyspanicis); da in den mit unserm Epigramme verwandten Epigrammen auch sonst zwar Hispan. aber nicht Spanus vorkömmt (bey M. Nr. 725 Ueberschrift, Nr. 735 V. 2): so glauben wir das vulg. Hispanas beybehalten und, um der Noth des Verses abzuhelfen, V. 2. ff. allenfalls so schreiben zu müssen:

— rapuique feris ex hostibus urbes
Hispanas, Hannonem acie magnumque Syphacem
Perdomui et fractum totiens ... Hannibalem, etc.

Unser Hannonem acie scheint in sprachlicher Hinsicht besser als Hannonis acies; dasselbe ist auch geschichtlich geltend von Hanno, Sy-

phax und Hannibal; der Ausdruck endlich erscheint als passender, wenn, wie Syphax und Hannibal, so auch Hanno selbst, nicht bloß Hanno's Heere als völlig bezwungen dargestellt werden.

Nr. 766. (Burm. II. 88.) Zu den ersten Versen dieses auf Kaiser Claudius als Eroberer Britanniens gedichteten Epigramms

Mars Pater et nostrae gentis tutela Quirine!
Et magno positus, Caesar uterque, polo!
Cernitis ignotos Latia sub lege Britannos; etc.

gibt Hr. M. die Anmerkungen – zu Mars: „Mars pater et Quirinus duplici nomine invocatur;“ zu Caesar uterque: „i. e. Romulus et Julius Caesar“ –: Aeußerungen, welche ich nicht unterschreiben möchte; sondern nach meiner Meynung sind im ersten Verse Mars und sein Sohn, der Gründer Roma's, der unter dem Namen Quirinus als Schutzgott derselben verehrte Romulus zusammengestellt, im zweyten aber die zwey großen Vorgänger des Kaisers Claudius, deren der eine Britannien zwar betreten, aber nicht erobert, der andere aber es zu betreten oder zu erobern gar nicht unternommen, sondern sich auf die Beherrschung der diesseits des Oceans gelegenen Welt beschränkt hatte, nämlich Julius Cäsar und sein Adoptivsohn Cäsar Octavianus Augustus, welche beyde damals schon lang den Himmlischen beygezählt waren.

Nr. 811 (Burm. II. 113) „In Aureolum.“ Dieses von Trebellius Pollio (in Triginta tyrann. X.) aufbewahrte, nach seinem Berichte von einem Grammatiker aus dem Griechischen in's Lateinische übersetzte Epigramm ist nach unserer Meynung noch nirgends ganz so hergestellt, wie es hergestellt werden kann und soll. Am wenigsten genügt uns die Behandlung des Epigramms bey Herrn M.; denn, wenn er so schreibt und interpungirt: „Dona sepulcrorum victor post multa tyranni Praelia. Jam felix Claudius Aureolum Munere prosequitur mort... superstes. Vivere quem vellet, si pateretur amor Militis egregii, vitam qui jure negavit Omnibus indignis. Et magis Aureolo Ille tamen clemens, qui etc.“ und in den Annotationen zu V. 1. ff. den verfehlten Vorschlag von Salmas. „Dono (!) sepulcror. vict. post multa tyr. praelia jam felix Claud. Aureolum more *) prosequitur mortali etc.“ zu V. 6 aber Cannegieter's: „Sed magis“ anführt, so kann man aus dem so gestellten Texte und aus diesen Anmerkungen schlechterdings nicht ins Klare darüber kommen, wie das Epigramm zu verstehen sey, oder wie es Hr. M. verstanden habe. Wir unseres Theils würden dem Sinne und den Worten des griechischen Originals folgend unser Epigramm schreiben wie folgt:

Dona sepulcrorum victor post multa tyranni
Praelia dat felix Claudius Aureolo.
Munere prosequitur mortali et jure superstes
Vivere quem vellet, si pateretur amor
Militis egregii, vitam qui jure negavit
Omnibus indignis et magis Aureolo.
Ille tamen clemens, qui corporis ultima servans
Et pontem Aureoli dedicat et tumulum.

Zu den ersten drey Versen vrgl. m. die Worte des Originals:

Κλάυδιος Αὐρεόλῳ μετὰ δήϊον ἄρεα Καῖσαρ
Τὰ κτέρεα, θνητῶν ὡς θέμις, ἐνδίδοσι (ἐνδίδωσι).

Vers 3. construiren wir: superstes (Claudius) mortali munere et jure prosequitur (eum), quem vivere vellet, si etc.; — zu V. 4. ff. ist zu vergleichen Trebell. Poll. Div. Claudius, cap. V.: „Denique judicio militum apud Mediolanum Aureolus dignum exitum vitae ... habuit.“ — Zum letzten Distichon endlich vergl. man Trebell. trig. tyr. X.: „Hunc.... Aureolum Claudius .... conflictu habito apud eum pontem interemit, qui nunc pons Aureoli nuncupatur, atque illic, ut tyrannum, sepulcro humiliore (sepulcri honore?) donavit.“

*) So Salmas. nach Burmann's Anführung; Hr. M. gab wohl nur aus Versehen Munere prosequitur etc.

Nr. 319. (Burm. II. 125): „Appii Claudii consulis. Neapoli“ eine Steininschrift, deren Anfänge (die ersten Sylben oder Worte aller 6 Zeilen) mit einem Theile des Steins für uns verloren gegangen sind. Muratori nimmt an, die Inschrift sey von dem Appius Claudius Lateranus, welcher im J. 197 n. Chr. mit M. Mauritius Rufinus Consul gewesen, seiner Tochter Claudia Sabinilla gesetzt worden. Burmann hält die Inschrift für eine Grabschrift des Appius Claudius, worin dieser im dritten Verse seiner Tochter Sabinilla, im letzten Distichon aber seiner Gattin Claudia Erwähnung thue, und versucht es darnach (in den Noten) die in ihren Anfängen mangelhaften Verse durch Conjectur zu ergänzen. Hr. M. gibt unter obiger Numer blos den mangelhaften Text, ohne seine Meynung über das Epigramm, über Möglichkeit oder Unmöglichkeit seiner Ergänzung u. s. w. auch nur mit einem Worte zu äußern. — Was Ref. in der Sache urtheilt, besteht in Folgendem. Unser Epigramm stammt von einem gewesenen Consul Appius Claudius; ob gerade von dem oben näher bezeichneten, ist zwar nicht ausgemacht, doch möglich (wie denn auch bey Appian. und Amantius pag. CCCCXXIII. unter den Augsburgischen Inschriften Peutinger's eine vorkömmt, worin Ap. Claud. Lateranus als XV. vir sacr. fac. Cons. design. Leg. Aug. Pr. Pr. Leg. III. Ital. erscheint). Das Epigramm ist aber nicht eine Grabschrift, weder auf Appius selbst, noch auf seine Tochter (Burmann's Ergänzung und Erklärung ist, was wir hier nur behaupten, nicht umständlich beweisen können, völlig verunglückt); sondern Inschrift auf ein von Grund auf neu gebautes Haus, welches Appius Claudius seiner lieben Tochter Claudia Sabinilla (etwa bey ihrer Vermählung) zum Geschenke gab. Dies geht aus dem bey weitem größern gut erhaltenen Theile der Inschrift, wie ich meine, unverkennbar hervor, daher ich unser Epigramm, nicht ohne Zuversicht, der Sache nach die Wahrheit zu treffen (auf jedes einzelne Wort läßt sich nicht schwören), auf folgende Weise durch Ergänzung herzustellen versuche:

Additus) Aeneadum fastis ex ordine consul,
Incly)ta progenies Claudius Appiadum
Is)ta Sabinillae dat dulci moenia natae
In mu) nus genitor de rude coepta solo.
Haec habita an)noso, mea Claudia, lucis in aevo,
Ut tradas l)epidam pulchra anus in subolem.

Hiemit schließen wir unsere Bemerkungen zur Anthologie mit dem Wunsche, daß sie, von uns wohlmeynend gegeben, mit Wohlwollen aufgenommen werden mögen, und anderseits mit der Versicherung, daß auch wir, falls uns in dieser Anzeige selbst, wie wohl möglich ist, etwas Menschliches begegnet seyn sollte, uns von besser unterrichteten Männern belehren zu lassen von ganzer Seele geneigt sind.

F.

First Impressions, a series of letters from France, Schwitzerland and Savoy, written in 1834 by John Davies, Rector of St. Pancras, Chichester. London, 1835.

(Fortsetzung.)

Die Beyden sahen den ernsten Mann erschrocken ins Gesicht; auf den Schrecken folgte die Scham, Dinge gesagt zu haben, welche die Leidenschaft, nicht die Wahrheitsliebe eingab; Einlenkungen, Milderungen, Ausnahmen statuirende Zusätze aller Art, wurden versucht; — das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Die Cathedrale von Coutance wird für eines der schönsten Gebäude ihrer Art in Europa gehalten. Das theologische Seminar, in welchem gegen 300 Jünglinge von 18 — 24 Jahren für den geistlichen Stand gebildet werden, fand Davies, weil eben die Zeit der Sommer- oder Herbstferien war, von den Zöglingen und ihren meisten Lehrern verlassen. Die innere Einrichtung des großen Hauses, welches diesem wichtigen Institute gewidmet ist, erscheint höchst zweckmäßig und bequem.

Von der alten römischen Wasserleitung bey Coutance zeigen sich noch einige augenfällige Reste.

Bald nach der Rückkehr von dem kleinen Ausflug, der sich bis St. Lo erstreckte, ward unser Reisender zu einem andern ähnlichen veranlaßt. König Louis Philipp, so erfuhr man in Avranches, sollte auf seiner Reise, welche den Besuch des großen Arsenals in Cherbourg zum Zweck hatte, durch Granville kommen. Davies wollte den König und seinen Empfang sehen. Granville war erfüllt von den Bewohnern der Umgegend; Landleute in ihren Festtagsgewändern, die Bauersfrauen in der normannischen Tracht, die Bürger und Nationalgarden der Stadt, wie der umliegenden Ortschaften standen in der fröhlichsten Erwartung; auf allen Häusern wehte die dreyfarbige Fahne. Unfern der Platform, auf der sich die meisten Zuschauer des Festes versammelt hatten, war zum Empfang des Königs und seiner Umgebung ein leichtes Gebäude errichtet worden, das zum Speise- und Tanzsaal dienen sollte. Erst zwischen 7 — 8 Uhr des Abends kam der König, den unter einem Triumphbogen die Behörden der Stadt empfiengen und in den Speisesaal geleiteten. Um zehn Uhr, als der König und seine beyden Söhne so eben erst die im Tanzsaale versammelte Menge begrüßt hatten, erhub sich ein heftiger Sturmwind mit Regen. Das flüchtig errichtete Gebäude fieng an zu schwanken; kaum hatte man Zeit zum Entfliehen; das Bretterwerk mit all seinen Tapeten, Kronleuchtern und andern Zierrathen stürzte zusammen. Ein Kirchenraub, dessen Gegenstand im Werthe zu 20,000 Franken geschätzt war, setzte einige Zeit nachher die Bewohner von Avranches in Unruhe. Selbst in der Wohnung unseres Engländers wurde Haussuchung gethan. Das Raubgesindel hatte sich in priesterliche Gewande verkleidet und so bey Nacht, als ob die heiligen Geräthschaften zu einem Krankenbesuch nöthig wären, die Kirche geöffnet und geplündert. Schon Karl X. hatte sich veranlaßt gefnnden, die Kirchenräubereyen jeder Art für ein Capital-Verbrechen zu erklären, und dieses Gesetz trug viel dazu bey, ihn bey den Liberalen unpopulär zu machen, da diese es als einen Rückschritt zu dem alten Zustand der Dinge betrachteten. Dieser Zustand erschien wie ein lang bewohntes Familienhaus seinen modern gearteten Bewohnern auf einmal unbequem, eng, ja unbewohnbar. Ein gegenseitiges Mißverstehen der Anhänger und Vertheidiger des Alten, wie jener des Neuen fand da statt, wie es einst unserem Reisenden begegnete, als er sich bey dem Baron P...s mit mehreren treuen Anhängern der vorigen Regierung zur Tafel befand. Der Graf M., gewesener Gardeoffizier unter der Armee Karls X. fragte ihn, wo er wohne? Er antwortete: bey Madam A. Halblaut, wie mit einer vor Ehrfurcht gedämpften Stimme sprach der Graf vor sich hin: „ein sehr gutes Haus.“ Ach nein, erwiederte unser Reisender, es thut mir leid, das sagen zu müssen, es ist ein sehr schlechtes, unbequemes Haus. Lächelnd bedeutete ihm jetzt der Graf, daß sein Lobspruch nicht der von ihm gemietheten Wohnung, einem der Madam A. zugehörigen Häuschen, sondern dem edlen Geschlechte dieser Dame gegolten habe, welche eine Tochter des Herzogs von C. und vom ältesten Adel sey. So denken auch noch die jetzigen Männer von der äußersten Linken, wenn sie von dem alten Zustande der Dinge reden, nur an ein der vorübereilenden Zeit zur Wohnung verliehenes äußeres Gebäude, während manche Andern dabey an den Besitzer und Verleiher des Gebäudes denken.

Aus der nicht uninteressanten Reihe von Beobachtungen und Bemerkungen über die politischen und staatswirthschaftlichen Verhältnisse Frankreichs, davon ein großer Theil den Lesern dieses Blattes schon bekannt seyn möchte, heben wir hier nur einige wenige Züge aus. Davies war, als er zuerst in diese für den Feldbau reich gesegnete Gegend kam, nicht wenig erstaunt, als er die unzählig vielen Abtheilungen bemerkte, in welche hier die meisten Grundbesitzungen zerstückelt sind. Ein Stücklein Gartenland oder Feld und Wiese von kaum wenigen Quadratklaftern, hat hier seinen eigenen Besitzer; daneben dann andere, eben so kleine Theilchen, davon abermals jedes seinen eigenen Herrn hat. Diese Zerstückelung des Bodens, bey welcher schon durch das Abgränzen eine Menge Land für den Anbau verloren geht, ist eine Folge des Gesetzes der Gleichtheilung eines Erbgutes unter die nachgelassenen Kinder. Davies, ohne die Nachtheile, welche jenes Gesetz mit sich bringt, zu übersehen, erkennt als eine gute Folge desselben an, daß dadurch in jedem Einzelnen ein besonderes Interesse, eine besondere Anhänglichkeit an das Land geweckt werde, an welchem ja auch er einen kleinen Theil hat, dessen Wohl und Weh mithin ja auch ihm am Herzen liegen muß. Der Schiffahrt treibende Mann, der losgerissen vom Lande auf den Wogen schwebt und daheim kein einziges grünes Flecklein hat, das er sein nennen darf, kann diese Anhänglichkeit nicht haben. Auf jenes eigene, wenn auch noch so unbedeutende Besitzen eines Grundstückleins, mag sich auch der sparsame, haushälterische Sinn gründen, durch welchen sich der ärmere Theil des Volkes, wenigstens in dem Theile von Frankreich, den unser Verfasser genau kennen lernte, so zu seinem Vortheile von der armen Volksklasse in England unterscheidet. Es ist nur zu sehr anerkannt, daß schwerlich in irgend einem andern europäischen Lande der Stand der Taglöhner und Handarbeiter in einem so gedrückten, äußerlich armseligen Zustande sich befinde, als in England, während dagegen derselbe Stand in Frankreich zum großen Theile in einem erträglichen Zustande, ja sogar in ökonomischem Wohlbefinden lebt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Regesta historiae Brandenburgensis. Chronologisch geordnete Auszüge aus allen Chroniken und Urkunden zur Geschichte der Mark Brandenburg von Georg Wilhelm von Raumer. Erster Band bis zum Jahre 1200. Berlin in der Nicolaischen Buchhandlung. 1836.

Der große Nutzen und die Erleichterung, welche Regesten bey dem Studium der Geschichte gewähren, ist schon seit lange anerkannt, insbesondere hat aber Fr. Böhmer durch seine beyden Werke: Regesta chronologica — diplomatica Karolorum und Regum atque Imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Henricum VII. den vollständigen Beweis der Unentbehrlichkeit solcher Arbeiten für den deutschen Geschichtsforscher geliefert. Wir sehen nunmehr auch dieses Feld der Literatur auf verschiedenen Puncten Deutschlands angebauet. Lang's Regesta haben in einem fünften Bande eine sehr sorgfältig ausgearbeitete Fortsetzung erhalten, der Chorherr Chmel von St. Florian hat die Regesten für die Regierungsgeschichte König Ruprechts herausgegeben und so eben ist das vorliegende Werk, Regesten für die Geschichte der Mark Brandenburg, erschienen. Dasselbe verdankt einem Manne seinen Ursprung, der mit dem bekannten Verfasser der Hohenstaufen nur den Familiennamen gemeinsam hat, im Uebrigen aber von ganz andern Ansichten über die Bedeutung und Würde der Geschichte ausgeht. Der Historiker ist dem Bearbeiter der Regesta nicht ein Komödiant, der sich, ohne jemals über sich selbst nachzudenken, in jede beliebige historische Person wie in eine Schauspielerrolle hineinzuversetzen hat. (M. vrgl. F. v. Raumer's Briefe über England). Allerdings fordert auch er (Vorrede S. 6.) „die halb dem Verstande, halb der Einbildungskraft angehörige Fähigkeit, sich deutlich in andere Zeiten und Verhältnisse hineinzudenken," allein dazu wird nicht erfordert, daß man sein eignes selbstständiges Urtheil aufgebe, daß man den Maaßstab des höchsten Sittengesetzes weder an sich noch an jene Zeiten und Verhältnisse, in die man sich hineindenkt, anlege. Dem Historiker liegt dieß Hineindenken gleichsam als eine Pflicht ob, damit er für die Personen und Verhältnisse, welche er beschreibt, als Sachwalter auftreten könne, dann aber darf er auch selbst den Richterstuhl besteigen und nach Vorlage der Akten ein Urtheil fällen; es ist dieß nicht ein Urtheil in letzter Instanz, es soll seyn das Urtheil eines Richters in the Court of Equity, es soll abgegeben werden mit Billigkeit und Liebe. Auf die in der Vorrede ausgesprochenen Ansichten des Hrn. G. W. v. Raumer über Bearbeitung der Geschichte — welche wir jedoch auch keineswegs so ganz und gar theilen — werden wir gelegentlich weiter unten abermals zu sprechen kommen, nachdem wir zuvörderst den Plan angedeutet haben, den er bey seiner in hohem Grade ersprießlichen Arbeit befolgt hat. Dieß führt aber wieder auf Böhmer's oben erwähnte Regesten zurück. —

Die beyden Werke dieses Schriftstellers unterscheiden sich in der Art und Weise der Bearbeitung in mannichfacher Beziehung. Das oben zuletzt genannte früher erschienene enthält die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser in kurzen Aus-

zügen mit Nachweisungen der Bücher wo solche abgedruckt sind, bey den Regesten der Karolinger, welche zwey Jahre später erschienen, hat Böhmer noch einen Schritt weiter gethan, und eben dadurch diesem seinem Buche einen noch viel höhern Grad von Brauchbarkeit gegeben, was der Unterzeichnete äußerst lebhaft und dankbar empfunden hat, als er sich mit jener Periode der deutschen Geschichte vorzugsweise beschäftigte. Es sind nämlich in den karolingischen Regesten nicht blos Auszüge aus Urkunden geliefert, sondern an gehörigen Stellen auch Bemerkungen aus den Chronisten eingeschaltet. Diese Verbindung der Chronisten und Urkunden ist nun eines der leitenden Hauptprincipien für den Bearbeiter der Brandenburgischen Regesten gewesen, und es hat derselbe gerade dadurch seinem Werke einen außerordentlichen Werth verliehen. Man findet nunmehr in der That Alles mit einem unsäglichen Fleiße, mit größter historischer Treue und gründlicher Kritik zusammengetragen, geordnet und mitgetheilt was nur irgend auf die Geschichte Brandenburgs Bezug hat. Mit großem Geschicke hat der Verf. diese Verbindung zu Stande gebracht, was besonders schwierig in Betreff der Chronologie war; die einzelnen Auszüge werden sodann von ihm mit Citaten aus den dahin gehörenden neueren Schriften und von kurzen aber lehrreichen eigenen Bemerkungen begleitet. Als ein Beyspiel möge eine Stelle hervorgehoben werden, in welcher der Verf. eine eigenthümliche Ansicht über die Ausbildung der sogenannten Altmark ausgesprochen hat:

809.

Nr. 53 . . . Karolus imp. misit scaras suas ad marchias et alii de illis Saxones venerunt ultra Albiam et fregerunt ibi unam civitatem cum nostris Huinidis (Guinidinis), qui appellantur Semeldinc Connoburg.

Chron. Moissiac. ap. Pertz. 1. 309. u. 2. 258. — Von Connoburg s. v. Ledebur Feldzüge S. 185 (Connow bey Eldena). Gebhardi Geschichte der Wenden. I. 340. —

Unter den hier erwähnten marchiae ist wohl auch schon die Altmark (Nordmark) zu verstehen, welche auf einem (wenigstens größtentheils) im 8. Jahrh.

von Slaven bewohnten Boden errichtet zu seyn scheint. Vielleicht zerfiel die Altmark ursprünglich in zwey Marken: eine Mark Salzwedel und eine antiqua Marchia Stendaliensis, weshalb die Altmark denn auch in die zwey Diöcesen von Verden und Halberstadt zerfiel. S. über die ält. Verf. p. 4. Das Eigenthümliche der Mark ist, daß sie auf feindlichem Boden angelegt ist; s. Stenzel de orig. March. — Capit. Carol. Calv. de 851. infra regnum et extra regnum per marcas nostras. Ueber die militärische Einrichtung einer Mark s. auch: über die ält. Verf. p. 3 u. 63. — Capit. de 808.

Solche Vorarbeiten müßten wir für die gesammte deutsche Specialgeschichte haben; sie böten dem darstellenden Historiker ganz unberechenbare Vortheile! Chroniken und Urkunden „sprechen hier gleichsam selbst und von ihrer eigenthümlichen Färbung geht Nichts verloren;“ dazu kommt dann dieser vollständige Apparat aller Hülfsmittel, kurz eine herrlichere Vorarbeit kann für denjenigen, der nunmehr eine Brandenburgische Geschichte schreiben wollte, nicht gefertigt werden. Es kann dem Hrn. Verf. die allgemeinste Anerkennung seines in der That überaus verdienstvollen Werkes nicht ausbleiben; indem nun auch der Unterzeichnete ihm diese im vollsten Maaße zollt, kann derselbe aber doch nicht umhin, folgendes Geständniß zu machen. Schon der Name des gelehrten Verfassers, durch seine (insonderheit auch wegen der eingeschalteten historischen Abhandlungen) werthvolle Sammlung ungedruckter Urkunden zur Brandenburgischen Geschichte (Codex diplomaticus Brandenburgensis Continuatus) hinlänglich bekannt, bürgte dem Ref., daß er ein neues gründliches Werk in die Hand nehme. Auf welcher Seite er dasselbe aufschlug, fand er diese seine Ueberzeugung bestätigt, er fühlte sich daher auf eine wunderbare Weise überrascht, als er aus der Vorrede ersah, daß er in Betreff der Bearbeitung der Geschichte mit dem Verf. in einem Hauptpuncte ganz verschiedener Ansicht sey. Dieser will nämlich, um es ganz kurz zu bezeichnen, von dem darstellenden Historiker eigentlich nicht viel wissen, will daher auch diesem keineswegs eine Vorarbeit geliefert haben, sondern ist der Meynung, das was er geleistet habe, sey nun schon die Geschichte selbst. Nach unsern frühern Bemerkungen über das vorliegende Buch glauben wir vor dem Verdachte sicher zu seyn, daß wir die Verdienste des Hrn. Verfassers auch im Mindesten nur schmälern wollten, allein gegen jene Meynung müssen wir uns verwahren, mit solchen

Ansichten können wir durchaus nicht übereinstimmen. Wir verdenken demselben es keineswegs, daß er nach gründlichem Quellenstudium mit einer gewissen Verachtung sich von vielen Darstellungen der Geschichte oder Verdrehungen der Geschichte hinwegwendet, daß er sich ereifert über „die willkührlichen Striche, welche unsere Geschichtsschreiber zu dem Gemälde ausgezeichneter Personen der Vergangenheit hinzufügen", daß er über die Art von Historie klagt, „welche nur da ist, um von Damen und Müssiggängern überlesen zu werden." Alles dieses ist ganz schön und gut, aber der Verfasser läßt sich durch seinen sehr achtungswürdigen Eifer doch auch viel zu sehr fortreißen und verfällt in eine Ungerechtigkeit, indem er die der seinigen entgegenstehende Ansicht selbst schon in gehässige Worte einkleidet. Er sieht die Geschichte als Wissenschaft eben nur in den Quellen und in dem Eindringen und Erforschen derselben, wogegen die gewöhnliche Ansicht die sey:

„Daß die alten Chronisten und Urkunden nur Quellen seyen, deren sich der Geschichtsforscher zu bemächtigen habe, der Rohstoff, der erst durch Auflösung und Verarbeitung genießbar gemacht werden müsse, und nachdem er auf solche Art ausgelaugt worden, als Schaale ohne Kern weggeworfen werden könne, und wenn auch von Geschichte die Rede ist, so denkt man nur an die Kunst der Darstellung, das Forschen selbst wird zum bloßen Baugerüste gerechnet."

Der Hr. Verfasser geht hier offenbar in das Extrem, und wir sehen in der That nicht ein, weshalb ein redliches Forschen, ein Forschen nach Wahrheit in der Geschichte nicht sollte Hand in Hand gehen können mit einer wahrhaften Darstellung der Geschichte. Ref. weiß aus eigner Erfahrung, wie höchst anziehend das Studium der Quellen ist und was der Herr Verf. über die Anmuth dieser Beschäftigung sagt, unterschreibt er Wort für Wort. Soll aber der Geschichtsforscher weiter nichts thun, als die Quellen studiren, soll er weiter Nichts thun als diese in zweckmäßige Auszüge bringen, damit auf diese Weise die Worte der Quellen wie Stereotypen in die Herzen Anderer eingepflanzt werden? soll er den Geist nicht zu erfassen streben, der in der Geschichte lebt, der die verschiedenen Zeitalter bewegt hat, treibt ihn nicht sein Beruf selbst, Andern — nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch das lebendige Wort — die historischen Wahrheiten zu verkünden? Und wenn er, auf gründliches Studium der objectiven Geschichte gestützt, sich subjectiv die Kunst der Darstellung aneignet, so sollte dieß keine Wissenschaft seyn? Wird der Verfasser nicht Jedem, der an ihn sich um Belehrung wendet, gern eine eigne aus den Quellen entnommene Darstellung älterer historischer Verhältnisse geben, oder wird er ihm die Quellen vorlesen? Wäre des Verfassers Ansicht die richtige, so brauchte man keinen mündlichen Vortrag und keine schriftliche Darstellung in irgend einer Wissenschaft, der objective Stoff derselben spräche schon von sich selbst; dann brauchte kein Docent das Katheder, kein Prediger die Kanzel mehr zu besteigen! Wir verweisen den Verfasser auf seine eigenen höchst gelungenen Darstellungen der Regierungsgeschichte der beyden Friedriche I. und II. in seinem Codex diplomaticus; wir verweisen ihn auf eine sehr vorzügliche Abhandlung über die älteste Verfassung der Kurmark, deren Autorschaft er nie in Abrede gestellt hat; mit eben diesen Arbeiten hat er aber selbst den schlagendsten Beweis gegen seine Ansicht geführt. —

(Schluß folgt.)

First Impressions, a series of letters from France, Schwitzerland and Savoy, written in 1834 by John Davies, Rector of St. Pancras, Chichester. London, 1835.

(Fortsetzung und Schluß.)

In dem Verhältnisse der Lebenspreise und des Taglohnes kann die Ursache dieses Unterschiedes nicht liegen: ein Arbeiter in diesen Gegenden von Frankreich bekommt kaum halb so viel Tagelohn, als einer in den gegenüber gelegenen Provinzen von England empfängt. Das Verhältniß der Lebenspreise in beyden Gegenden ist aufs Höchste gerechnet, wie 2 zu 3, so daß der englische Tagwerker, obgleich ihm Nahrung und Kleider $1\frac{1}{2}$ mal so viel kosten, als dem französischen, immerhin noch gegen diesen in Vortheil steht. Nicht ganz ohne Einfluß mag hieben freylich der von Davies hervorgehobene Umstand seyn, daß der Arme in England bis vor Kurzem nur zu leicht auf die beträchtlichen Zuschüße und Geldunterstützungen sich verließ, die er im Fall der Noth aus seinem Kirchsprengel und dem öffentlichen Almosenfond zu empfangen hatte, während der französische Arme darauf angewiesen ist, mit dem auszukommen, was seine Hand ihm erwirbt; der Hauptgrund liegt aber dennoch in dem genügsameren Sinne des Franzosen. Dieser nimmt mit der geringsten Kost, mit der einfachsten Kleidung vorlieb, und ist dabey vergnügt. Eine heilsame, ziemlich allgemein herrschende Vorsicht läßt den Jüngling, wie das Mädchen nicht eher sich verheurathen,

bis sie beyde durch Fleiß und Sparsamkeit sich so viel erworben haben, als für den Anfang des Haushaltes und selbst noch zur Hinterlegung eines Nothpfennings ausreicht. Namentlich sucht die künftige Frau sich mit dauerhaften Kleidern und Betten in ausreichender Menge zu versehen, und auch später das Einmal Erworbene zu erhalten. Mit einem Worte, der französische Tagwerker hat Freude an seinem kleinen Besitz, während der englische gar oft sich geneigt zeigt, um eine einzige Stunde des berauschenden Sinnengenusses das zu verschleudern, was er sich vielleicht durch Monate lange Arbeit mühsam erworben hatte.

Indessen darf man hiebey nicht übersehen, daß unser Verfasser die Beobachtungen, auf deren Grund er den Franzosen solche Vorzüge zuerkennt, nur in der ehemaligen Normandie gemacht hat; so wie, daß ihm dabey die Ueberlegenheit entgangen ist, welche hinwieder England, durch den ohne Vergleichung größeren Antheil der Taglöhner und übrigen Lohnarbeiter an den Sparkassen, behauptet.

In dem vierten Briefe (S. 152), worin unser Verfasser den herrschenden Zustand der Moral und Religion in Frankreich einer besondern Beachtung unterwirft, spricht er unter Anderem auch von dem Eindruck, den die Predigten auf ihn machten, welchen er hie und da in den katholischen Kirchen beywohnte. Er hatte von den Rednergaben der Landsleute eine Bossuet — des Adlers von Meaux — eines Fenelon, Mascaron, Bourdalou und Massillon keine geringe Erwartung mit sich gebracht nnd fand sich hierin nicht getäuscht. Einige der angehörten Predigten erschienen ihm ihrem Inhalt nach so wahrhaft vortrefflich, daß er sich des Wunsches nicht erwehren konnte, Predigten dieser Art von den Kanzeln seines Vaterlandes zu hören. Der Vortrag war im Allgemeinen höchst populär und ansprechend, voller kurzer Sentenzen und persönlicher Beziehungen; in der äußeren Haltung fanden sich Würde mit Lebendigkeit gepaart. Die Predigten der englischen Kirche mögen zum Theil correkter erscheinen, fragt man aber nach dem Hauptzweck, Rührung der Herzen, Förderung des Erkenntnisses, dann hat ohne Zweifel die Weise der französischen einen Vorzug von jenem phlegmatischeren und lebloserem System, das sich die herrschende Kirche in England zu eigen machte. —

Die weitere Reise unseres Verfassers geht zuerst nach Rouen, dessen schöne Hauptkirche schon von Rollo, dem ersten Herzog der Normannen begründet, von Heinrichs IV. Sohn, dem Herzog von Bedfort gegen Anfang des 15. Jahrhunderts vollendet wurde. Auch an diesem ehrwürdigen Gebäude, wie an seinen innern Denkmalen haben die Gräuel der Revolution ihre Spuren hinterlassen. Diese verstümmelte wenigstens das, was durch seine Festigkeit dem gänzlichen Zertrümmern widerstund. Damals wurde in diesem, sonst dem Gottesdienste geweihten Gemäuer jeden 10. Tag zu Ehren der Göttin der Vernunft von einer wilden Rotte gesungen und getanzt. Im Anblicke solcher älteren, so wie mancher neueren Erinnerungszeichen mochten allerdings die Worte eines Gespräches, welches Davies auf dieser Reise zwischen 2 Franzosen — wie es schien, Handelsleuten — anhörte, von besonderer Bedeutung erscheinen. Der eine sagte: „Den ermüdeten Seelen ist es ein dringendes Bedürfniß, zu glauben. — „Ja," erwiederte der Andere mit einem Seufzer, „ein dringendes, aber grausames Bedürfniß." Sein Gesicht verrieth hiebey den inneren Kampf zwischen der halb anerkannten Wahrheit und den gegen dieselbe eingesogenen feindseligen Vorurtheilen.

In Paris war der Verf. gerade zu den Zeiten eines jener Tumulte zugegen, welche dort zu den gemeineren Ereignissen der Gassen gehören. Sie sind im Grunde nur ein Tanzen der nicht selbst musicalischen Menge zu der Musik, welche die Reden der Kammern machen. Diese Reden hörte er am 15. April (1834). Trompetenstöße verkünden die Ankunft des Präsidenten Dupin; L'Herbette, einer der eifernsten, obwohl nicht begabtesten Radicalen besteigt nach Vorlesung des Protokolles der letztvorhergehenden Sitzung die Bühne. Der Redner scheint sich in den heftigsten Phrasen zu ergießen, doch Niemand kann hören, was er spricht, denn das laute Schwatzen der Versammlung übertönt bey weitem die Stimme des Redners. Der Präsident giebt mehrere Male mit einer Glocke, so groß und lauttönend, als eine Tischgeläut-Glocke das Zeichen zum Stillschweigen, man hört auf die Glocke so wenig, als auf L'Herbette, denn jene, so scheint man zu meynen, wie dieser ist „vox et praeterea nihil."

Bey dieser Gelegenheit erinnert unser Verfasser daran, daß der große Redner und Staatsmann Edmund Burke im Hause der Gemeinen eine Zeit lang die Tischglocke genannt wurde, weil gewöhnlich ein großer Theil der Mitglieder des Hauses sich zurückzog, wenn Burke zu seinen nur für Wenige genießbaren, tief eindringenden, ernsten Reden sich erhub. — Nach L'Herbette traten noch andere, auch begabtere Redner auf. —

Im Allgemeinen, so bemerkt Davies, zeigt die Redekunst dieser französischen Redner freylich gar keine Spur von Erhabenheit und Würde, desto mehr aber muß der Ausländer die unglaubliche Beweglichkeit der Zungen und das sprechende Spiel der Muskeln, so wie den Anstrich von Ernst bewundern, womit auch die unbedeutendsten Vorträge bekleidet sind.

Zu der weitern Reise von Paris über Dijon und das Juragebirge nach Genf, Lausanne und in das Chamounithal, von dort aber über Lyon zurück, konnte sich unser Verfasser nur kurze Zeit lassen. Seine Bemerkungen bleiben fortwährend von großem Interesse; die Gegenden aber, durch welche ihn sein Weg führte, sind so vielfach beschrieben, daß wir die Aufmerksamkeit der Leser unseres Blattes nicht weiter dafür in Anspruch zu nehmen wagen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Sant Oswaldes Leben. Ein Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich, 1835. S. XII. und 116. 8.

Es ist diese Ausgabe bereits angezeigt in dem von dem Freyherrn Hans von und zu Aufseß gestifteten und von Fr. G. Mone fortgeführten Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, einem Blatte, daß sich vorzugsweise mit ähnlichen Erscheinungen befaßt und für das ihnen zugewendete Publikum Sorge trägt. Auch in diesen Blättern auf dieselbe zurückzukommen könnte sehr überflüßig scheinen, wenn dazu nicht gewissermaßen der Umstand aufriefe, daß sich von dieser Dichtung auch auf der Hofbibliothek zu München eine Handschrift befindet, welche zum mindesten nicht schlechter ist, als die zu Schafhausen, die der Herausgeber benutzt und als die einzige existirende betrachtet hat. Von dem Gedichte bemerkt der Herausgeber in der Vorrede, es scheine bis jetzt nur dem Namen nach, nämlich aus Georg Müllers Mittheilung in v. der Hagen's Grundriß S. 297, bekannt gewesen zu seyn; was schon daraus hervorgehe, daß es in Hoffmanns Fundgruben nicht unter den Gedichten des XII. Jahrhunderts aufgezählt werde. Der Herausgeber habe es bey seiner Anwesenheit zu Schafhausen sogleich als ein Werk des zwölften Jahrhunderts erkannt. Daß es nicht etwa erst 1472, dem Jahre der Handschrift, gedichtet worden, könne schon ein flüchtiger Blick auf dasselbe lehren; aber auch so setze es ein noch älteres Gedicht voraus, wie die häufigen Berufungen „als uns daz buoch seit“ und einmal sogar bestimmt „als uns daz tiutsche buoch seit“ darthun. Jedoch weder der ursprüngliche Dichter noch der Ueberarbeiter des Gedichts lasse sich ermitteln; der ganze Ton desselben dürfte schwerlich einen gemüthlichen Benedictiner des zwölften Jahrhunderts in ihm verkennen lassen. Wer auch, außer den fleißigen und gelehrten Benediktinern hätte in jener Zeit etwas in Wissenschaft und Kunst thun können oder mögen?

Dieser Ansicht über das Alter des Gedichtes wird auch im genannten Anzeiger, Jahrg. 1835 Sp. 414, beygepflichtet, wo sogar versucht ist, als die nähere Zeit des Dichters, ungefähr das Jahr 1147, und als das Vaterland, die Niederlande oder doch den Nieder-Rhein, so auch als das Volk, bey welchem sich die Sage ursprünglich gebildet habe, nicht König Oswalds nächste Landsleute, die Angelsachsen, sondern die von England aus, Frankreich, Sicilien und Syrien zur See besuchenden Normannen festzustellen. Es wird ausgeführt, wie auffallend der Gang des Gedichtes von König Oswald mit dem im Gedichte von Otnit übereinstimme, und wie diese beyden sagenhaften Darstellungen einer gefahrvollen Brautfahrt über Meer erst nach der Hand unter seefahrenden Völkern aus der Sage vom hörnen Sigfrid, der nicht über Meer fährt, entstanden seyen.

Bey solcher Annahme würde freylich dem vorliegenden Gedichte ein bedeutender Rang unter denen des alten deutschen Sagenkreises angewiesen, ja es sähe sich der Zeit nach über die bisher bekanntesten und gefeyertsten derselben gesetzt.

Dennoch, und ob es gleich schon auf dem Titel des vorliegenden Abdruckes zuversichtlich als eine Schöpfung des zwölften Jahrhunderts ausgeboten wird, möchte erlaubt seyn, es in dieser Eigenschaft nicht so ganz und gar gläubig hinzunehmen.

Daß sich eine der vielgestaltigen Sagen von dem gefahrvollen Erringen einer schönen Braut, dieser anziehendsten Aufgabe der Dichtung aller Zeiten und Völker, schon frühe an den Namen König Oswald (denn nichts als den Namen finden wir hier von dem historischen König von Northumberland, getödtet im Jahre 624) geknüpft haben könne, wird wohl niemand in Abrede stellen. Aber zwischen einer bloß mündlichen Sage und einer in Verse gebrachten geschriebenen, wie das vorliegende Gedicht, ist wohl ein Unterschied. So lange nicht ältere Handschriften oder sonstige Spuren ein höheres Alter desselben mehr als bloß möglich zeigen, kann der Beweis für ein solches nur vom jetzigen Zustande des Gedichtes, in Absicht auf Wort und Reimformen, ausgehen. Denn was den Inhalt, z. B. Anspielung auf Meerfahrten, Kreuzzüge u. dgl. betrifft, ist von einem gewissen Ausgangspunkt an, späteren Zeiten ebenso, ja zum Theil noch mehr gemäß, als frühern.

Um nun den Leser dieser Blätter den Gang des Gedichtes, so viel als nöthig ist, überschauen zu lassen und zugleich zu beweisen, daß sich, worauf weder der Herausgeber noch der Anzeiger a. a. O. aufmerksam macht, die Sage auch außer dem Gedichte bis ins XVI. Jahrhundert in lebhaftem Andenken erhalten habe, sey hier beygebracht, was in Duzenden von Handschriften und alten Ausgaben der Legende der Heiligen im Sommertheil unter dem 5. August, dem Todestage St. Oswalds, von diesem erzählt wird.

Wußte doch das christliche Mittelalter ein reiches Maß von jenem Elemente, dessen jedes Volk unter jedem Himmelsstriche zu geistiger und gemüthlicher Erhebung bedürftig ist, möge es Mythe, Epos, Tausend und eine Nacht, Sage oder Roman und Novelle heißen, aus dem zu schöpfen, was es Legende nannte. Trefflich verstand sich diese auf das Geheimniß, wie man „zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefalle.“ Der Duft von eigentlich Religiösem, der das Ganze durchdrang, legte einer solchen Lectüre auch noch ein gewisses Bewußtseyn verdienstlicher Gottseligkeit nahe. Kein Wunder, wenn allgemach das profane National-Epos, wie das von Westen her entlehnte Rittergedicht, als Volksbuch, vor der Legende so ziemlich in den Hintergrund trat, oder doch sich mit ihr verschmolz. Dichter, viel oder wenig begabt, suchten ihrem innern Drange vorzugsweise an solchen Stoffen zu entsprechen. Auf diesem Boden ist überhaupt für Untersuchungen, wie die des Verfassers der deutschen Mythologie, eine Masse uralter traditioneller Phantasiegebilde niedergelegt.

Also lautet die Legende:

Sant Oswald was ein cristen und was tugentlich und fromm und het got lieb und gab vil almusen . und er beschirmet witwen und waisen vnd eret die pfaffen und was hert wider die ungelaubigen. Davon fürsah in got und wolt in zu einem künig haben.

A) Und do man in zu künig wolt weihen da zerrann des crisems. Daz was gotes will. wann es kam ein rap von himel und pracht ein guldine büchß mit crisem in dem schnabel darczu . und dem rapen hieng ein prief an dem hals . und der prief was versigelt mit ainem guldin kreütz . und der rap kund latein reden und sprach . ich pring diesen crisem von himel. Da lasen sy den prief. daran stund geschriben daz in sant Peter selber gesegnet het . und der rap belaib darnach in sant Oswalts hof.

B) Do er nun Künig ward do lebt er aber säligklicher dann vor vnd strait gewonlich wider die haiden umb cristenglauben vnd

bezwang auch herrn und stet daz sy im zinsen musten . und er ward auch als mächtig daz im alle tag XII kunigreich dienten vnd IX ápt und XII bischof und ain groß volk daz im dienet. Der herrschaft übernam er sich nit und was demutig und het got vor augen vnd dienet tag und nacht mit großem fleiß. darumb was got mit im. Es musten auch künig herczogen graffen und freien bürg und land von im empfangen.

C) Und do er nun als tugendlich lebt vnd als säligklich gegen got und den menschen do mainten die herrn er sölt ein iunckfrawen nemen . wann sturb er on erben so besäß einer sein reich dem es nie saur wär worden. und disen rat het er von XII. künigen.

D) Nun kam alsbald ein alter man von dem willen gotes. der het ein langen grauen bart. der trug ein palm vnd ein stab in der hand. In etlichen büchern steet geschriben es wär ein engel und stellet sich sam er ein waller wär. Do empfieng in sant Oswalt gar gütlich und fürt in in seinen palast. Do sprach der alt man ich bin ein weissag und seind mir LXXII land bekannt und thu dir kund von got daz du solt ein iunckfrawen nemen die ist eins haidnischen künigs tochter der haist Gaudon. und die junckfraw haist Pia und ist zemal schön. und ist gots will daz du darumb streitest und sy zu crystenglauben pringest. darzu hatt sy got fürsehen. Do sprach sant Oswalt. nun hab ich doch kainen diener der mir die botschaft werb und der sich in daz land künd verrichten. Do sprach der man. und sendest du tausend man dar. die erschlüeg ir vatter alle. Wann do sy geborn ward do nam er sy auf die schoß und leget ir drei vinger auf ir haupt und schwur drei aid in haidnischer

ee daz er sy nimmer kainem mann wölt geben er gewann sy im dann mit herten schwerts schlegen ab. Daz was sant Oswald gar laid und west nit wie er thun wolt. Do sprach aber der alt man. du hast einen wolredenden rappen an deinem hof wol XII iar erczogen. der erwirbt dir die iunkfrawen für war.

Doch, es will sich nicht geziemen, die ganze 13 Folioseiten einnehmende Legende hier in der ältern Sprache, die derselben freylich ungleich besser ansteht als unsere moderne, anders als auszugsweise weiter fortzuführen.

E. Sant Oswald schrib die XII stuck cristenlichs glaubens an ainen brief und näet den brief under des rappen gesider vnd ain vingerlin darzu und bevalch im daz er der iunkfrawen daz brächt vnd bevalch im auch daz er ir sagt daz er sy lieber het dann kain ander iunkfrawen auf erdreich.

(Fortsetzung folgt.)

Regesta historiae Brandenburgensis etc.

(Schluß.)

Doch kehren wir zu dem Buche selbst zurück. Der Verf. hat mit großer Genauigkeit alle Namen der Markgrafen, ihrer Familie, der brandenburgischen Bischöfe, der Gaue, Städte und Burgwarden aufgenommen und hat hiebey auch alle solche Urkunden benützt, in welchen jene Personen nur als Zeugen vorkommen. Dieß Verfahren ist nicht anders als in hohem Grade zu billigen, so wie man auch darin völlig beystimmen muß, daß der Verf. für diese Periode (bis zum Jahre 1200) die Gränze, welche strenge genommen für brandenburgische Regesten gesteckt gewesen wäre, in mancher Hinsicht überschritten hat. Dieß hat er besonders in so fern ge-

than als er 1) Alles mit aufgenommen hat, was sich irgend auf Kriege gegen die Slaven zwischen Elbe und Oder bezieht, 2) alle Urkunden benützt hat, welche die beyden benachbarten Gaue: Nordthüringen und Nordschwaben betreffen und 3) eben so auch diejenigen Urkunden berücksichtigt hat, die überhaupt die Familie Albrechts des Bären berühren, wenn sie auch nicht gerade selbst zur brandenburgischen Geschichte gehören.

Die Eintheilung dieses ersten Bandes ist nach den Columnentiteln folgende: 1) Aelteste Zeiten bis zum Jahre 918. Hier werden durch des Verf. Bemerkungen besonders hervorgehoben: die erste Erwähnung des Namens Slaven ums Jahr 550, die Ausbreitung derselben bis zur Elbe bis zum Jahre 630, ihre bey den fränkischen Chronisten vorkommende Bezeichnung mit dem Ausdrucke Wilci (vergl. Mone, allg. Anz. f. Kunde des deutsch. M. A. Jahrg. 3. S. 73 u. f.), die Anlegung einiger Grenzburgen gegen dieselben und dann die Begründung der Altmark unter Karl dem Großen (s. oben S. 987). Ebenfalls berücksichtigt der Verf. besonders die Stiftung der benachbarten sächsischen Bisthümer, die beyden thüringischen Marken und deren allmählige Ausdehnung unter den spätern Karolingern. 2) Die Zeiten Heinrich's I. und Otto's I. bis zum Jahre 965. Schon ums Jahr 930 kommt ein Markgraf vor (Bernard, legatus Redariorum), welchem die Aufsicht über slavisches und zwar transalbingisches in der Mark Brandenburg belegenes Gebiet übertragen wird. Während Otto's Regierung zeichnet sich besonders der Markgraf Gero durch seine Thaten gegen die Slaven aus. Er vereinigt alle gegen dieselben allmählig angelegten Marken und da diese bey seinem Tode 965 unter mehrere Personen vertheilt worden, so giebt dieß dem Verf. Gelegenheit unter dem erwähnten Jahre ausführlich über die Besitzungen und Marken Gero's zu handeln. Es ist dieß offenbar einer der wichtigsten Puncte in der ganzen Geschichte dieser Marken und wir müssen es dem Verf. besonders Dank wissen, daß er in diese dunkeln Parthien so viel Licht getragen hat. Jetzt folgen dann 3) die ältesten Markgrafen der Nordmark seit Gero, an welche sich 4) die Markgrafen aus dem Hause Stade anschließen. Zwischen ihnen und dem askanischen Hause steht nur noch 5) Konrad von Plötzke in der Mitte; dann folgen 6) die Regesten für die Regierungszeit Albrechts des Bären 7) Otto's I. und 8) Otto's II. und Albrechts II.

So nehmen wir denn von diesem ersten Bande dieses Werkes Abschied, und hoffen auf ein baldiges Erscheinen des zweyten. Sehr erfreulich ist uns auch die Verheißung des Verf. in einem besonderen Hefte binnen Kurzem die neu von ihm entworfenen Stammtafeln und die fünf historischen Charten erscheinen zu lassen. Von diesen Charten sollen drey ein Bild der Gegenden zwischen Weser und Oder in der Periode der Karolinger, der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser gewähren, die beyden andern die Gaue an der Elbe und Havel mit den Ortschaften und die Mark zur Zeit Albrechts des Bären darstellen. Wir versprechen uns auch aus diesen Arbeiten großen Gewinn für die Wissenschaft. —

Phillips.

Berichtigungen.

S. 904 Zeile 12 Entre tenimento lies: Entretenimento. — Z. 17 Annals, l. Annaës. — Z. 20 Dames, l. Damas. — Z. 6 von unten Educaças l. Educaçaõ. — Z. 10 von unten Annuncias, l. Annuncios. — Z. 8 von unten Instruccao l. Instrucçaõ. — Seite 911 Z. 15 überall, l. überhaupt. — Z. 24 Covilhad, l. Covilhàa. — S. 912 Z. 3 von unten Sauy's, l. Hauy's. — S. 919 Z. 12 zusammen, l. zusammen. — S. 919 Z. 13 die, l. Die geringe Zahl. — Z 14 sind, l. ist. — Z. 11 von unt. Musei, l. Musci. — Z. 33 sequido, l. seguido. — Z. 34 ham, l. hum. — Z. 35 Joze, l. Jozé. — Z. 40 etraduzido, l. e traduzido. — Z. 42 Adoraçoes, l. Adoraçoẽs. — Z. 46 vara, l. para. — Z. 3 von unten Igreija, l. Igreija.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Sant Oswaldes Leben etc.

(Fortsetzung.)

Der Rabe fliegt fort und kommt am neunzehnten Tag zu des Künigs Gaudon Burg. Obschon er sich vom König im Voraus das Wort (den frid) geben läßt, daß ihm auf sein Anbringen kein Leid widerfahren solle, ergrimmt der Heide dennoch, wie er nur von der Jungfrau Maria hört, und will ihn tödten, wird aber von der Tochter bewogen, den Vogel ihr zu überlassen. In ihrem Kämmerlein nimmt sie dem Boten seine Depeschen ab und ist gleich gefaßt, sie durch ähnliche, nämlich Brief und Fingerlein, zu erwiedern. **Sprich, sagt sie zum Vogel, daz ich keinen menschen lieber hab, dann in. und daz er mich auf den nächsten summer hol mit LXXII kielen und daz er auf yeglichen kiel nem tausent man und ritter die kün seind und daz sy zu in nemen auf acht iar essen und trinken. und daz er dich auch zu im nem. anders künde er mich nimmer aus der haidenschaft bringen.**

F) Als der Rabe auf dem Rückweg schon neun Tage über dem Meere geflogen, entfallen ihm vom Sturmwinde Brief und Fingerlein. Die verschlingt alsbald ein Fisch. Auf einer Steinwand sitzend klagt der Bote seine Noth einem frommen Einsiedler. Der aber betet zu Gott, und Gott gebeut einem Engel, daß er Brief und Fingerlein wieder zur Stelle schaffe. Nach abermals neun Tagen trifft der Rabe mit seiner Botschaft bey Sanct Oswald ein.

G) **Da läßt St. Oswald Kiele machen mit liechtem karfunkelstain, daz sy darvon gleich bei der nacht als vil sahen als bei dem tag. Do nam er neun künig mit im und vil herzogen und grafen vnd zwelf bischof und neun äbt vnd sonst vil ritter und knecht bis daz ir LXXII tausent wurden vnd hieß vil creutz machen und gab yeglichem ains. daz trugen sy an irem gewand. und er tröstet sy und sprach zu inen allen. gehabt euch wol und streitet frölichen. wann welcher under euch stirbt in meinem streit der sol des ewigen lebens sicher sein.**

H) Nach achtzehn Wochen sind sie im Angesichte von König Gaudons Burg. Oswald will seinen Raben zur Königstochter senden um Verhaltungsbefehle, hat aber vergessen, ihn auf die Fahrt mitzunehmen. Er ruft in der Noth **unser frawen** an um Hülfe. **Do gebot unser fraw einem engel daz er den rappen bracht.**

I) Dieser ausrichtsame Bote fliegt nun zur Königstochter in die Kammer und was sie durch ihn dem Freyer entbietet ist: **er sol für meins vaters burg faren und sol da ein geczelt auffschlahen und sol zwelf goldschmid mit im bringen und sol ainen rothen guldin adler oben auf das gezelt machen, der sol sein recht sam er lebe und als er hinfliegen wölle. und sol ainen grossen kram auffschlahen. und wer sy fragt was sy wöllen so söllen sy sprechen sy haben gehört man hab mich ainem reichen künig geben. darumb seyen sy herkommen, ob die iunkfrawen icht vingerlin bedürfen daz**

sy die umb uns kaufen oder lassen machen. Das thun sie denn auch und der Heidenkönig, obschon er an den Kreuzen unwillig Christen erkannt, findet weiter kein Arges bey der Sache.

K) Nun het sant Oswalt ainen hirß der was aller übergült. der lief gar bald vnd etwa stat geschriben es wäre ain engel. Den hirß schawet der künig und alles sein gesind, der geviel in gar wol und sahen in gern. Do gebot der künig allem seinem volk daz sy im den hirß hülfen vahen und iaget dem nach mit allen seinen dienern.

L) Das sah die iung künigin an der zinnen und sprach zu vier iunkfrawen. ich muß ye den hirß auch sehen, darzu solt ir mir helfen. Und sy legten mansklaider an. Auf Anrufung der Himmelskönigin springen die vier Riegel an der Thür. Do wart sy gar fro ... vnd gieng da zu sant Oswalt in sein gezelt. Do machet sich sant Oswalt von dannen mit seinem gesinde und mit seiner lieben kunigin.

M) Wie König Gaudon von vergeblicher Verfolgung des goldenen listigen Hirsches zurückkommt, findet er die Tochter nicht mehr. Er eilt Oswalden nach mit einem Heere.

N) Sie streiten miteinander bis an den dritten Tag. Oswald siegt und spricht zum Heidenkönig: Schwaeher ir solt euch lassen taufen oder ir müßt sterben. Dieser aber will nicht, wofern Oswald ihm nicht seine Erschlagenen wieder lebendig mache. St. Oswald ruft Gott an, und sie stehen wieder auf. Dennoch will sich der Heide nicht taufen lassen.

O) Sie streiten abermals bis an den dritten Tag und abermals siegt St. Oswald und spricht zum Schwäher, er sölt sich lassen taufen oder er müßt sterben. Do sprach künig Gaudon er wölt sich nit lassen taufen, sant Oswalt macht dann aus ainem herten stain ain schönes wasser geen. Do hub S. Oswald seinen fus auf in dem namen gots und stieß an ainen stain, da floß zehant ain schönes wasser herauß also tief daz ez ainem mann biß an seine knie gieng. und auß dem waßer da taufet sant Oswalt seinen schweher Gaudon und hieß in Künig Simon.

P) König Simon reitet heim und taufet nun auch sein ganzes Volk bis an den achtzehnten Tag.

Q) St. Oswald aber führt sein Gemahl mit gutem Fried heim gen Engelland, und er het vierczehen tag grosse wirtschaft und freud und lebten gar rainigklich und keuschlich und verzarten ir zeit mit got nach seinem lob. Sant Oswalt was voller waishait und was warhaftig und gerecht an dem gericht und was voller tugent und saß nimmer zu tisch er hett denn vor vil tausent menschen gespeiset vnd gab in daz almosen mit seinen henden.

R) Einsmals gibt St. Oswald den armen Pilgern sogar die goldne Schüssel, aus der er ißt, ez ist nit gut, spricht er, daz mein herr Jhs Xps leer von mir gee, der in pilgrims weis zu mir ist kommen.

S) Bischof Aianus (Aidanus) der am Tische bey dem König sitzt, küßt dessen Rechte und spricht: die recht hand des kunigs erfaulet nimmer. . . . Daz geschach auch. wan sein hend sind noch frisch und in silber gemacht vnd behelt man sy in sant Peters münster.

T) St. Oswald läßt eine Glocke machen, an welcher, mit Ausschluß der Reichen, nur die Armen läuten dürfen, wenn sie sich an den König wenden wollen, um Schutz und Gerechtigkeit, wann er richtet dem armen ee dann dem reichen. Das tund nu die furſten nit. sy richten den vil ee von den sy gevüdert mügen werden.

V) Drey heidnische Könige, der von Vorhey,

ver von **Britannia** und der von **Mericorum**, reiten in St. Oswaldes Land und bieten ihm eine Schlacht an **auf dem weiten veld bey Engelland**. In dieser wird er erschlagen und gibt seliglich den Geist auf.

X) Viele Mirakel wurden auf St. Oswalds Grab und durch seine Gebeine gewirkt.

Was nun von dieser ganzen Sage, auf das Zeugniß **Beda's** (Hist. eccl. gentis anglorum lib. III.) und **Drogo's**, eines Benedictiners zu Winocsbergen in Flandern, wohin im XI. Jahrhundert St. Oswald's Gebeine gebracht wurden (Vita Oswaldi), begründet, in den von der Kirche anerkannten Actis Sanctorum zum 5. August, wo weder Surius noch die Nachfolger Bolland's von der erwähnten deutschen Legende auch nur irgend eine bibliographische Notiz nehmen, zu finden ist, beschränkt sich lediglich auf die Passus R., zum Theil V. und auf X.

Das Martyrologium des **Wandalbertus** fertigt St. Oswald mit zwey Hexametern ab, und was in den Handschriften des **Usuardus** vorkommt, ist blos aus **Beda** entlehnt. In der seit dem XII. Jahrhundert viel gelesenen Legenda aurea des **Jacob von Voragine** aber kommt dieser englische Heilige, außer in den Zusätzen späterer Ausgaben, gar nicht vor. In die noch ältern Vitas Patrum oder **Leben der Altväter** konnte er ohnehin nicht gerathen. So wissen auch **Mombritius** und altfranzösische Legenden nichts von ihm. Ob die in **Wanley's** Catalog S. 164. 189. 207. citirten angelsächsischen Homilien de St. Oswaldi Regis et martyris natali auf Anderes, als was Beda sagt, eingehen, müßte sich aus den Handschriften zeigen, ist jedoch kaum zu erwarten. Und so scheint denn die deutsche Legende, etwa mit den Reliquien und der Verehrung des Heiligen gleichen Weg gegangen zu seyn. Ob seine wohlthätige Rechte noch wie im XII. Jahrh. in St. Peters Münster (zu **Bamborow Bebbanburh** oder zu Peterborough oder St. Peters Münster, später Westmünster, zu London?) vorhanden, kümmert uns nicht; aber sein Schedel soll nach **Epternach**, sein Kinn bis **Weingarten** gekommen seyn. Zu dem heilsamen St. **Oswaldsbrünnlein** bey dem im Jahre 1396 gestifteten, im Jahre 1569 zu einer niederaltachischen Probstey umgewandelten Kloster St. **Oswald** im bayerischen Walde wird aus Bayern und Böhmen gewallfahrtet.

Die dem Ref. bekannten Handschriften der Legende der Heiligen, in welchen die erwähnte von St. Oswald vorkommt, sind sämmtlich aus dem XV. Jahrhundert. Diese Sammlung mag aber schon im vorhergehenden, und zwar auf den Geschmack weltlicher Leser berechnet, zum Theil auch blos von Layen angelegt worden seyn.

Deshalb wäre bey der sagenhaften Erzählung von unserm Heiligen, so lange keine lateinischen Quellen bekannt sind, gar wohl auf blos deutsche zu rathen, auf welche sich auch der, unter D. u. K., vorkommende Zwischensatz **in etlichen büchern stat geschriben** beziehen könnte. Wäre nun eine solche das vorliegende Gedicht gewesen? Kaum.

Obschon es auf eine merkwürdige Weise alle Passus der Legende (B. bis O.), nur unter poetischen Erweiterungen, genau einhält, weiß es doch nichts von der gewiß bedeutsamen Stelle A. so wie von P. Auch der Schluß S. bis **X.** fehlt. Q. und R. sind ganz verschieden gehalten, namentlich der letztere Passus, wo im Gedichte der arme Pilger, nämlich **unser Herr**, der in der Gestalt eines solchen auftritt, am Ende nicht blos das goldene Geschirr, sondern auch **burg und land, zepter und chron**, ja sogar die Gemahlin, die Königinn, von dem milden Oswald fordert und auch erhält. Dem in solcher Prüfung wohl bestandenen gibt **unser Herr** das Weib und alles wieder zurück. **Merk**, spricht er, **wie du den sunden sollt widerstan. Wasser soltu vor deinem pet han. wann dich**

dein manhait wil betwingen. so soltu in daz wasser springen. also sol auch tun dew fraw dein. und tu daz durch den willen mein. So leben sie denn keusch und fromm und entschlafen, mit gotz leichnam beruochet, nach zwey Jahren ohne Kampf und Schlacht in den Herrn. In der Legende heißt der Heidenkönig **Gaudon** (in einigen Handschriften **Gaudun, Gauden**), nach der Taufe aber **Simon**; seine Tochter heißt **Pia** (in einiger Handschriften **Pay, Paw**).

Im Gedichte wird dieser König, auch wohl sein Land selbst, **Aron** genannt. In der Taufe erhält er (V. 3033) den Namen **Zentinus**. Von der Schönen, um deren Erwerbung sich alles dreht, wird in der M. HS. fol. 4 b. blos gesagt: si ist die schon fraw genannt. In der Schafhausener soll (V. 239) stehen: si ist diu schoene vrou Paimg genannt.

(Fortsetzung folgt.)

A Monograph of the Ramphastidae, or family of Toucans. By John Gould. London 1833 – 1835. 3 Hefte in gr. Fol. mit 33 kolorirten und einer schwarzen Tafel.

Abermals eines der Prachtwerke in der zoologischen Literatur, welches Gould zu Tage gefördert hat, während er noch mit der Fortsetzung seiner Birds of Europe eifrigst beschäftigt ist, von welchem Werke Ref. bereits früher eine Anzeige lieferte. Ganz in derselben Weise, wie letzteres, ist auch diese Monographie der Ramphastiden behandelt: dasselbe Format in groß Folio, dasselbe schöne, feste, weiße Papier, mit splendidem Drucke, der breite Ränder und die Rückseite des Blattes frey läßt, und endlich dieselben meisterhaften Abbildungen, bey denen Zeichnung, Stellung und Kolorit gleich gelungen zu nennen ist. Bey dem großen Formate der Tafeln ist es möglich gewesen, alle Arten dieser, zum Theil doch ziemlich großen Vögel, in Lebensgröße darzustellen, und dieß in Verbindung mit der großen Treue der Abbildungen, die als wahre Porträts anzusehen sind, gewährt einen hinlänglichen Ersatz für die Kürze der Beschreibungen, in welchen nur die wichtigsten Merkmale herausgehoben sind. Das übrige Detail ergiebt sich aus der Betrachtung der Figuren von selbst. Die Diagnosen sind lateinisch und englisch aufgeführt, und noch kurze Bemerkungen über die Beschaffenheit und Wohnort jeder Art beygefügt; auch ist jedesmal die Sammlung genannt, welche das Original zu den Abbildungen lieferte. Zu loben ist es, daß der Verf. nur solche Arten aufgenommen hat, welche ihm durch eigene Anschauung bekannt wurden, der zweifelhaften, aus mangelhaften Beschreibungen oder unrichtigen Abbildungen allein bekannten Arten sind auch bey dieser Gattung mehrere, welche in einer, vorzüglich der bildlichen Darstellung gewidmeten Monographie, mit Recht nicht weiter berücksichtigt werden. Trotz dieses anscheinenden Mangels hat doch der Verf. eine große Vollständigkeit in der Aufführung der richtig gekannten Arten zu erlangen gewußt, die seiner Arbeit einen besondern Werth verleiht. Gould nämlich hat sich zur Anfertigung seiner Zeichnungen nicht blos auf die englischen Sammlungen beschränkt, sondern er hat zu diesem Behufe die meisten größeren Museen des Continents besucht, und Paris, Leyden, Berlin, Wien und München haben ihm reichliche Ausbeute gewährt.

Was die Feststellung der Arten betrifft, so ist Ref. nach reiflicher Prüfung der Meynung, daß alle vom Verfasser aufgeführten als selbstständig und haltbar anzuerkennen sind. Eine dem dritten Hefte beygefügte schematische Darstellung verschafft einen leichten wohlgeordneten Ueberblick über dieselben, und ist zugleich der Fingerzeig, der die Aneinanderreihung der Text- und Bildertafeln, welche sämmtlich nicht paginirt sind, angiebt. Auf Wagler's Systema avium, in welchem die Ramphastiden recht gut bearbeitet sind, hat der Verf. überall die gehörige Rücksicht genommen; dagegen hat er leider dessen Fortsetzungen (Isis 1829 S. 506 und 1832 S. 280 und 1230) nicht gekannt, weshalb einige Berichtigungen und Zusätze nothwendig sind. Ref. bedauert es, daß ihm durch eine Reise die Gelegenheit entgangen ist, die persönliche Bekanntschaft des geschätzten Verf. während dessen Aufenthaltes in München zu machen; er würde alsdann denselben auf jene Nachträge von Wagler hingewiesen haben.

An dieser Monographie von Gould haben wir demnach eine ausgezeichnete Arbeit erlangt, die wir hinsichtlich ihrer Tüchtigkeit nur mit dem größten Lobe erwähnen können. Gleichwohl haben wir, wie früher bey dessen Birds of Europe, eines Uebelstandes zu gedenken, der ihrer Verbreitung kein geringes Hinderniß in den Weg legt: dieß ist nämlich ihr enorm hoher Preis, der gegen 7 Louisdor sich beläuft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Sant Oswaldes Leben etc.

(Schluß.)

Der Waller, der (D.) Oswalden die Brautfahrt räth, hat in der Legende keinen, im Gedichte (V. 197.) den Namen **Warmunt**. So verhält es sich auch mit der Stadt **Salunders** (V. 480. M. HS. f. 8 b.) bey welcher Oswalds Burg liegt.

Bey solchen bedeutenden Abweichungen, sowohl was den Inhalt als die Namen betrifft, wird man kaum annehmen dürfen, weder daß die Legende aus dem Gedicht, noch daß dieses aus jener zunächst hervorgegangen sey, obschon auch dieses, nach der Münch. HS. ein halb Duzendmal (f. 25. 26. 39. 48. 50. 55) die Phrase **braucht: als uns daz tauzsch puch sait.** Die Schafhauser HS. läßt meist das **teutsch** weg. Ist der ganze Satz nicht als bloßer Reimbehelf anzusehen, so deutet freylich auch er auf ein früheres deutsches Werk über St. Oswald, aus welchem sowohl die Legende als das Gedicht, jedes auf seine Weise erweitert und beschränkt, verfertigt seyn konnte.

In welcher Zeit war nun dieses schon vorhanden und war es in Prosa oder Versen geschrieben?

Die Vergleichung der Texte beyder Handschriften hat der Herausgeber dadurch erschwert, daß es ihm gefallen hat, den der Schafhauser so sehr zu verbessern, daß man nicht einmal erkennen kann, in welchem Dialecte er eigentlich geschrieben sey. Nur aus einigen in Form von Noten beygesetzten Lesarten läßt sich schließen, daß der Schreiber den obern Rheingegenden — vielleicht eben dem erwähnten Weingarten — angehört habe. (Der Münchner ist offenbar im bayerischen Dialect, vielleicht in dem ehemaligen Pauliner- und Chorherrn-Kloster St. Oswald geschrieben.) Der Herausgeber hat sich durch seine Ansicht, daß **Sant Oswaldes Leben ein Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert** sey, berechtigt geglaubt, im Jahre 1835 den Text von 1472 in die grammatischen und orthographischen Formen, welche man aus Handschriften des XIII. Jahrhunderts abstrahirt hat, nicht etwa zu löblicher Privatübung, sondern für das ganze gelehrte und ungelehrte Publikum umzugießen.

Er bedachte wohl nicht, daß Eigenheiten des XV. Jahrhunderts, sogar als Mängel und Fehler, lehrreich sind, während aus andern, von denen man nicht weiß, ob man sie dem XIII. oder XIX. Jahrhundert aufrechnen soll, wenig genug zu entnehmen, und daß rohes Aechtes in den meisten Fällen besser als geschliffenes Unächtes ist.

So viel ist gewiß, daß beyde Codices Abschriften eines frühern sind. Die oben erwähnte Phrase findet sich in beyden, ist also auch für jenes Original anzunehmen. Wäre dieses schon im XII. Jahrh. verfaßt, so würde sie gar auf ein deutsches Buch des XI. Jahrh. verweisen, welches, als Prosa noch mehr, denn als Gedicht, sicher unter die auffallendsten Erscheinungen unserer vaterländischen Litteratur gerechnet werden müßte. Wäre es in Versen, gleichviel, ob hoch- oder niederdeutsch, gewesen, so müßten auch unsere Abschriften ohne Zweifel noch ganz andere Spuren jener Zeit oder jener Mundart in sich tragen. Dieselben ungenauen Reime, die sie zeigen, kommen auch

in andern Werken des XV. u. XIV. Jahrhunderts vor. Und nicht weiter hinauf getraut sich Ref. seinestheils die Abfassung des Gedichtes zu setzen. Die prosaische Erzählung, daz tauzsch buoch, mag etwas älter seyn.

Die Erweiterungen, die sich der Dichter erlaubt hat, wie z. B. die Forderung des Raben, daß ihm sein Gefieder mit Gold beschlagen, und eine Krone auf das Haupt gesetzt werde, seine Klage gegen den Engel über die üble Behandlung, die er von Oswalds Hofschranzen zu erdulden gehabt habe, die wiederholten Beschreibungen von Mahlzeiten, die etwas derbe Art, mit welcher Oswald den Pilger gegen das Gesinde in Schutz nimmt, und manches andere der Art lassen eben nicht auf einen blos im bessern Sinne einfältigen Dichter, vielleicht am wenigsten auf „einen gemüthlichen, gelehrten Benedictiner“ schließen.

Um, so weit es bey vorliegendem Abdruck angeht, dennoch einiges über das Verhältniß beyder Handschriften beyzubringen, stehe hier zur Vergleichung der Anfang sowohl der Münchner HS. (Cod. germ. 719) als der Ettmüllerischen Ausgabe.

Münchn. HS. fol. I.ª :

Liber saneti Oswaldi.

Wolt ir herschaft stille tagen, *)
so wolt ich euch chunden und sageu
von dem miltisten man
so er das leben ie gebann:
Das was sand Oswalt aus Engelant;
also tut uns das puoch bechant.
dem dieneten chrestikleich
Zwelf kungkreich,
Zwelf kungk die dieneten im schon,
ygleicher under seiner gulden kron,
vier und zwaiczig herzogen her
die dieneten im durch sein grossew er,
sechs und dreissig grafen lobsam
die dieneten im mit mangem werden man,
newn edel pischolf
die dieneten im auf seinem hof,
ritter und knecht
die dieneten im gar recht.
Nun verwayset sand Oswalt frue,
das im gie grossew sarg zue,
er lebt mit sargen abend und denn margeu
dez zwang in grossew not
wann im was vater und muter tod.

Ausgabe V. 1 — 24.

Welt ir hoeven, stil gedagen
sô wil ich iu künden unde sagen
von dem milten man,
so er daz leben ie gewan;
daz was sant Oswalt in Engellant.
alsô tuot uns daz buoch bekant.
dem dienten vriuntlîchen
zwelf künicrîche.
zwelf künige dienten im schône
iegelîcher under sîner guldîner krône.
Vier und zweinzic herzogen hêre
dienten im durch sîn grôze êre.
sehs und drîzic grâven lobesam
dienten im mit manegem biderben man.
niun edel bischove
dienten im ze hove,
rîtaer und ouch knehte
dienten im vil rehte.
Nû verweisente sant Oswalt vruo.
des gienc im grôziu nôt zuo.
Er lebte mit grôzen sorgen
den âbent und den morgen.
sorge dwanc in in grôze nôt,
wan im was vater und muoter tôt.

In verschiedenen Stellen zeigt der Schreiber der Münchner Copie, daß er sich überhanpt besser auf den Sinn seiner Vorlage verstand, welchen er oft mehr, als den Reim oder das Absetzen der Zeilen, deren er nichtssagende unbedenklich wegließ, im Auge behielt. Man halte zu den entsprechenden Versen in der Ausgabe Stellen wie z. B.

f. 2ᵇ. (V. 108) yeden man nach seinem recht. f. 3ª. 11ᵇ. (V. 128. 207) und was da raines möcht gesein. — f. 3ᵇ. (V. 149) herczenlieben frewnt mein. (V. 162) ye ainer den andern anblicht. — f. 4ᵇ. (V. 235) milter künig Oswalt. — (V. 245) si selbvierdew innkfrawen (sie mit noch drey andern). — f. 6ª. (V. 320) er wel die tochter

*) Auf ähnliche Weise fängt in der Heidelberger HS. das Gedicht von Sigenot an:
Went Ir herschaft hie betagen,
aventür wil ich üch sagen.

selber minnen. — f. 13b. (V. 843—6) daz ich dir mein potschaft nicht gesagen kan, du wellest mir dann deinen frid geben paidew meinem leib u. meinem leben. — f. 19a. (V. 1172) das ich sol drei stund viten umb den herren dein. (V. 1174—5) er sprach seid du mich chenst so wol, so chan ich dein (dir) sein nicht verdagen. — f. 20b) (V. 1283—4) daz ich keiner red nicht mag gehaben, nu wil ich der halt talens sagen. — f. 21b. (V. 1329—31. 32) hais dir des kieles maspawm beschlahen mit edelm gestain, daz daz sei lauter und rain. — f. 22b) (V. 1407—1412) die crawtz wurden schier berait. des raucht sich der künig gemait. nu begund er zeln schon den goldschmiden als ir lon. — f. 24b. (V. 1533) so wär wir cristen allsampt pei den crautzen anainander wol erchant. — f. 29b. (V. 1854) sand Oswald begund lachen und sprach. — f. 30b. (V. 1913—4) das du si ped wellest vahen und an einen galgen hahen. — f. 34a. (V. 2130) du solt porgen der zucht dein. — f. 37b. (V. 2337) daz er louft von den winden. — f. 38a. sind die Verse 2395—6 mit Recht weggelassen. — f. 41b. (V. 2574—5) den ruf (celeuma) si vroleich sungen. — f. 46a. (V. 2845) si verlurn all den leib. — f. 48b. (V. 2994) si die stainswant durchport. — f. 49b. (V. 3047) und wurfen des wassers in den munt. f. 50b. (V. 3121) von pfingsten hunez auf den subentag (Sonnenwendetag). — f. 53b. (V. 3288—9) si raichten im zu der seiten, den pilgrein wolten si pessern. — (V. 3300—2.) daz er gestreckt vor seinen füssen lag, den vierden nam er pei dem har und zoch in umb gar ungewar. — f. 54a. (V. 3306) nu get ez doch aus ewern kasten nicht. f. 54b. (V. 3356—8). möcht ez nur ir wil gesein. do sprach der auserwelt degen: fraw ich wil dich dem pilgrein geben. (V. 3363—4) sant Oswalt sein frawen an sein hant gevie, wie schon er mit ir zu dem pilgrein gie. — (V. 3367—8) also sprach der furst stat, pilgrein nu gib mir dein gewant. — f. 55a. (V. 3375) reichtum wil ich meiden. —

Auch die Zahlen sind in der Münchner Copie richtiger eingehalten, z. B.

f. 22b. zway und sibiczig tausent crewz guldein: Ausgabe V. 1399. zwên (!) und sibenzic kriuze guldîn. — f. 51b newn stund: V. 3156 zehen mâl. — f. 55b. so soltu dan der vierczehen nothelfer ainer sein: V. 3419 ouch so solt dû der vier nôthelfaere einer sîn. — f. 49b. steht dagegen vielleicht minder gut LII haiden statt (V. 3042) zwên und siebenzic heiden.

Manches, meist Bedeutsames, hat die Münchner HS. mehr, z. B. zwischen V. 721—2. 6 Verse; zwischen V. 1790—1 setzt sie 4 Verse, zwischen V. 2537—8. 13 Verse. Zwischen V. 840 und 841 füllt sie eine in der Schafhauser HS. befindliche Lücke mit 58 Versen aus. Andere kleinere Lücken dieser HS. hat der Herausgeber mit mehr oder weniger Glücke ergänzt. Für dessen Conjectur V. 421 bietet die Münchner HS. und hiest nu auch noch nicht vernomen; V. 637—8. in het dew müd und auch der hunger seins lebens hart betwungen; V. 843—4. du dunkest mich ain vester man, daz ich dir mein potschaft nicht gesagen kan; V. 339—40. ainen seiden mantel si umgevie. wie pald sy zu dem vater gie; Die Stelle V. 1201—10 ist ganz anders gehalten; V. 1720—1. und santen ainen engel werd nider auf die erd; V. 1979—80. daz ist gewesen so lang. dez ist mein frewd nach im zergangen; V. 2035—6. daz sint mir allew starkew mär. nu han ich weder hamer noch schär; V. 2403—4. iglecher besunder nam do groß wunder. wie der hirsch ze in komen wär; V. 2412. sie westen selber nicht wie. V. 3023. ich wil mich an den haben der Jhs ist genant.

Minder glücklich sind einige Correcturen ausgefallen: ungrammatisch z. B. ist V. 1399 zwên (kriuze), V. 3302. stuoben. V. 1932 müßte, wenn nicht das geraftet der HS. schon an sich besser wäre, nicht geveistet, sondern geveiztet gesetzt seyn. V. 1172 verlangt der Sinn nicht bîten, sondern biten. V. 2225. 2285. 3296. durfte nicht so geradezu schiltvezzel gesetzt werden für schintvezzel, schintfessel, wie dieses für das Alter des

Gedichts vielleicht bezeichnende Wort, von Conrad v. Megenberg (1349) an bis auf Aventin und Hans Sachs, immer geschrieben ist.

Bey **berugen, schechen, ciprian, staini, rihtunge**, wie die Schafh. HS. statt **porgen** (V. 2120), **stechen** (V. 2364), **iordan** (S. 2980), **stains** (V. 3000), **rihtum** (V. 3375) zu lesen geben soll, mag bloßes Versehen anzunehmen seyn.

Daß auch die Münchner HS. ihre Mängel habe, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Der größte ist wohl, daß ihr Verfertiger die ganze für den Gang der Erzählung wesentliche Stelle V. 745 bis 798, ohne Zweifel aus Unachtsamkeit, rein weggelassen hat. Statt **mark** (V. 2357) setzt er **pfard**; statt **meres tran** (V. 3163) **meres tron**; statt **marner** (V. 2665) **moren**; statt **gezinde** (V. 1551) (wenigstens verständlicher) **gezierdes**; statt **ruochen** (V. 3135) **wurchen**. Uebrigens fordert keines der in beyden HS. vorkommenden seltnern Wörter ein früheres als das XIV. Jahrhundert. Ist doch z. B. das Partic. prät. gâz, welches der Herausgeber in der Note zu V. 1781 bespricht, noch zur Stunde in bayerischer Volkssprache gäng und gäbe. Eben so verhält sichs mit **umb wew, zwew**, welche die Schafhauser Copie (V. 3305. 3349) in **warumbe, warzu** renovirt, (V. 49) gar in **zwai** verunstaltet, — mit **crewzstal, schweben, schwaifen, twechel**, für welche Wörter in jener Copie (V. 1202. 1705) **cruczwis**, (V. 3308) **varen**, (V. 1262. 2439) **nemen, werfen**, (V. 3269. 3276) **tischtuoch** gesetzt ist. Lauter Umstände, welche einen Liebhaber von Vermuthungen sogar bestimmen könnten, das Original einem Dichter etwa aus der Zeit und Gegend des von Laber zuzutrauen.

Auf jeden Fall aber war der Verf. unsers Reimwerks in seiner Kunst kein Labrer, sonst hätte es etwa auch in Pütrichs v. Reichertshausen Ehrenbriefe ein Plätzchen gefunden. Seyen auch manche in den beyden HS. verwischte Reime wieder herzustellen, so bleiben genug andere, die nie mehr als bloße Assonanzen gewesen sind, wohin für seine Zeit vielleicht auch noch z. B. **pider = herwider** (f. 18a. 21a.), **fleiß = speis**, (f. 16b) **was = vergaß** u. drgl. gerechnet werden können.

Möge nun wer da will das Gedicht, weil es schlecht gereimt ist, ins XII. Jahrhundert hinaufrücken, Ref. bleibt, alles übrige wohl erwogen, des Bedünkens, daß auch die Art, wie noch jetzt unser Volk reimt, nicht erst von gestern her, sondern minder Gebildeten durch alle Jahrhunderte gemäß gewesen sey.

Man hat allerdings aus den verschiedenen Denkmälern der ältern Literatur mancherley Kriterien für das poetische Kunstvermögen der verschiedenen Zeiträume abgezogen; allein wir kennen schwerlich alles der Art, was niedergeschrieben worden ist, und wohl der weit größere Theil ist ungeschrieben verhallt.

Es liegen übrigens solcher Dinge noch *viele*, gereimte und ungereimte, in den Handschriften der Bibliotheken. Bey den wenigsten aber, besonders in so fern sie sich nicht auf eigentliche Geschichte beziehen, oder sonst durch Gehalt oder unbestrittenes Alterthum ausgezeichnet sind, dürfte, was eine förmliche vollständige Herausgabe betrifft, zur Zeit noch irgend ein periculum in mora seyn. Haben erst die Anstalten, in welchen solche Schätze aufbewahrt werden, die Verzeichnisse derselben auch dem großen Publicum vorgelegt (und gewiß alle arbeiten ernstlich darauf hin), so wird es Herausgebern nie schwer seyn, sich gehörig vorzusehen, daß sie nicht sich selbst und die Lesewelt mit Ungenügendem *behelligen*. In jedem Falle aber können sie wenigstens ihre Achtung für diese wohl durch nichts mehr bethätigen, als wenn sie, was sie liefern, geben als was und, so lange nicht Gründe für Abänderung sprechen, wie es ist.

Schmeller.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus den Verhandlungen und Arbeiten der ersten Klasse der k. Akademie der Wissenschaften während des Wintersemesters.

Sitzung vom 7. November 1835.

Der funktionirende Sekretär (Hofr. Thiersch) hatte bey seiner Geschäftsreise im Rheinkreise Gelegenheit, zu Germersheim die reiche Sammlung römischer Alterthümer kennen zu lernen, welche der k. Baukondueteur Dyck zu Stande gebracht. Sie besteht großentheils aus einer durch Mannigfaltigkeit und Schönheit ausgezeichneten Menge sogenannter römischer Vasa samia von allen Formen und Größen und enthält zugleich eine höchst seltene, ja in ihrer Art vielleicht einzige Sammlung von Gefäßformen (modulis) mit Bildern, in welche die Gefäße zur Aufnahme derselben gedrückt wurden, ehe sie in den Ofen kamen. Das Meiste dieser Sammlung stammt aus Rheinzabern, den römischen Tabernae rhenanae, auf dessen Grund man in den letzten 40 Jahren wenigstens 50 Töpfer- und Ziegel-Oefen gefunden hat. Vieles aus denselben ist in die antiquarischen Sammlungen von Straßburg, Wisbaden, Mainz, Speyer u. a. übergegangen, und auch die Sammlung des Hrn. Dyck war im Begriff in der nächsten Zukunft an Fremde, an Engländer verkauft zu werden, im Fall nicht die königliche Staatsregierung dazwischen treten würde. Veranlaßt von dem funktionirenden Sekretär bot er sie deßhalb dem k. Antiquarium dahier um die Summe von 55 Louisd'or zum Kaufe in einem Schreiben an, dem ein Verzeichniß und Zeichnungen vorzüglicher Stücke in Umrissen beylagen. Der funktionirende Sekretär wünschte nun als Conservator des königlichen Antiquariums, daß die Klasse seinen Antrag wegen Erwerb derselben unterstütze:

a) weil die Sammlung in den Grenzen des Königreichs gefunden und aus einheimischen Alterthümern gegründet und geeignet ist, dem k. Antiquarium in einem Hauptzweige vaterländischer Alterthümer jene Vollständigkeit zu geben, die ihm als der Hauptsammlung von Bayern nöthig ist;

b) weil die Exemplare beynahe sämmtlicher Gefäße von einer seltenen Erhaltung und Schönheit sind;

c) weil die Erwerbung sich ohne bedeutende Belästigung der Kasse bewerkstelligen ließe.

Nachdem die sämmtlichen Mitglieder die Erwerbung der Sammlung wegen ihres innern Werthes, mäßigen Kaufpreises und der andern dargelegten Umstände als höchst wünschenswerth erkannt haben, wurde beschlossen, an den verehrlichen Vorstand der Akademie als Generalconservator der wissenschaftlichen Sammlungen die Bitte zu stellen, bey Sr. Majestät die genannte Erwerbung für das k. Antiquarium in Antrag stellen und beyfällig begutachten zu wollen.

Dieser Antrag hat die Allerhöchste Genehmigung erhalten, und die Sammlung ist bereits im k. Antiquarium angekommen und demselben einverleibt worden. —

Derselbe hielt Vortrag über die dramatische Natur der platonischen Dialoge mit besonderer Rücksicht auf den Gorgias.

Er geht von der Bemerkung aus, daß schon die Alten den dramatischen Charakter der platonischen Dialoge anerkannt haben, daß man aber sich gemeiniglich begnügt, zu diesem Behufe auf die Kunst hinzuweisen, welche der Philosoph bey Schilderung der Charaktere der eingeführten Personen entwickelt habe. Indeß schon der Umstand, daß Plato die Mimen des Sophron, eine besondere Gattung von Drama, das für die Lesung, nicht für die Aufführung bestimmt war, zum Gegenstand seiner besondern Studien gemacht und nachgebildet habe, lasse eine tiefer eindringende dramatische Behandlung erwarten, und gehe man in das Innere jener Dialoge, so zeige sich allerdings eine dem eigentlichen Drama entsprechende Kunst in der Einleitung des Stoffes, in der Darlegung wie Bekämpfung, Verflechtung, Lösung und Abschließung des Gegenstandes und diese Dialoge könnten sofort als logische (das Wort in ur-

sprünglicher Bedeutung) oder dialektische Dramen den mythischen und politischen entgegengesetzt werden. Dieser innern Uebereinstimmung ihres Wesens mit dem rein dramatischen Werken sey es nun gemäß, daß sie auch in Gliederung diesen letzten gleichstünden und eine Anzahl von ihnen sich in fünf Unterabtheilungen als in so viele Akte zerlegen lasse. Um gleich von vorn herein eine solche Gliederung als zuläßig zu bezeichnen, wurde bemerkt, daß jene Fünftheilung des Drama nicht etwas zufälliges, sondern in dem tiefsten Wesen der darstellenden Kunst gegründet sey. Die ursprüngliche Gliederung sey allerdings die dreyfache, in so fern jedes Kunstwerk Anfang, Mitte, Ende haben müsse, indeß schon hier sey die Scheidung nicht eine arithmetische, sondern die Mitte entwickle sich zwischen Eingang und Ausgang als das Hauptsächliche, Wesentliche in größerer Ausbreitung, welche durch jenen nur eingeleitet, durch diesen nur abgeschlossen werde. Darum trete bey größerem Umfang des Kunstwerkes zwischen dem πρόλογος und ἐπίλογος in der Mitte eine neue Gliederung nach demselben Princip ein, woaus eben die Fünftheilung hervorgehe, so daß nach dem Prolog die eigentliche Darlegung (ἔκθεσις expositio) folge, hinter dieser der Gegensatz oder die Verwickelung (συμπλοκή), nach welcher der Stoff durch die Katastrophe (περιπέτεια) dem Schlusse oder ἐπίλογος zueile. Auch seyen die Punkte, wo eine Abtheilung, ein Act, dieses logischen Drama sich abschliesse, und der ander beginne, nicht nur durch die neue Wendung des Inhaltes, sondern auch durch die äußere Form zu erkennen. Plato pflege sie durch Wechsel in der Person der Unterredenden, durch Pausen in der Darstellung, durch Schilderung des Eindrucks, dem die bis auf einen gewissen Punkt geführte Entwickelung des Gegenstandes auf die Zuhörenden hervorbringt, und in anderer Weise zu bezeichnen. Hinter dieser Form sey nun das eigentliche Wesen der dramatischen Darstellung der Kampf (ὁ ἀγών), welcher im reinen Drama in Bezug auf irgend eine Begebenheit, im logischen in Bezug auf eine Behauptung zwischen einander befehdenden Ansichten, Gesinnungen, Bestrebungen eingeleitet und geführt werde: hier wie dort sey ein eigentliches Ringen um den Sieg (ἀγωνίζεσθαι), von welchem der Wettkampf der verschiedenen dramatischen Dichter nur als ein äußeres Abbild erscheine, und Plato habe bey Anordnung desselben die persönliche Oekonomie der Dramatiker im Wesentlichen treu befolgt. Auch er habe seinen Protagonistes, gemeiniglich Socrates, neben ihm den Deuteragonistes, dessen Rolle einer bedeutenden Person, einem Sophisten, einem in das Gespräch gezogenen lernbegierigen Jüngling u. a. zugetheilt wird, während die Rolle des Tritagonistes einem fernstehenden zugewiesen oder unter mehrere getheilt sey. Selbst ein Analogon des Chores sey in jener Gesellschaft der Zuhörer eingeführt, welche nicht selten ihre Zustimmung, ihren Beyfall auf vernehmliche Weise zu erkennen gäbe.

Wäre aber in dem, was hier angedeutet wurde, das Wesentliche des Drama, so sey Alles, wodurch das platonische und logische Drama von den rein dramatischen Gedichten getrennt wird, nur von untergeordneter Bedeutung, z. B. daß über den eigentlichen Dialog der leichte Schleier der Erzählung gewebt ist, daß nach Umständen das Gespräch von zusammenhängender Rede unterbrochen, daß überhaupt die Freyheit der Erörterung gegen die abgeschlossene Gleichmäßigkeit der rein dramatischen Gedichte vertauscht ist, daß der Chor, schon im Euripides aus seiner innern Verbindung mit den übrigen Handelnden abgelöst, hier nur ein schwaches Analogon habe und überhaupt Alles, was bey den rein dramatischen Gedichten durch ihre Aufführung geboten war, unbeachtet geblieben sey. Plato's Absicht sey gewesen, nicht ein für das Anschauen bestimmtes Drama aufzustellen, sondern er habe gesucht, die philosophischen Stoffe dramatisch zu behandeln. Wie das rein Dramatische vor das Auge des Zuhörers gebracht werde, so sey er bemüht gewesen, vor dem Gemüthe des Lesers in ähnlicher Gliederung und Behandlung jene großen philosophischen Probleme zur Anschauung zu bringen, von welchen damals der Geist aller Gebildeten so lebhaft ergriffen und bewegt war.

Diese Ansichten wurden zunächst an dem Gorgias des Plato und dem Mechanismus seiner Gliederung erläutert. In dem Prologos, welcher dem ersten Acte des Drama entspricht, werde die Nichtigkeit der sophistischen Rhetorik aus den Zugeständnissen ihrer Meister selbst hergeleitet, und diese letzteren als in Unklarheit mit sich und ihrem Geschäfte gezeigt, dazu aber die sämmtlichen Personen dieses dialectischen Drama in Evidenz gestellt. Hierauf beginne von §. 38. der dem zweyten Acte entsprechende Theil des Gespräches oder die Exposition, worin Sokrates seine Ansicht nach sophistischen aufstellt. Die Rhetorik sey keine Kunst, sondern nur eine Fertigkeit und zwar eine schlechte, nämlich eine Schmeicheley, dem Gemüthe so schädlich, wie dem Leibe die Leckerey der Kochkunst, während diesen beyden Schmeichelkünsten zwey ächte, der Kochkunst, die den Leib verderbe, die Gymnastik, die ihn stärke, und der sophistischen Rhetorik, die den Geist zu Grunde richte, die Gesetzkunst und Gerechtigkeit entgegenstehe, eine Ansicht, welche sofort auch gegen die Einwendung des Polos, der dem Gorgias im Gespräche gefolgt war, gesichert wird, indem Sokrates zeigt, daß jene Kunst weder groß noch mächtig im Staate, noch auch glücklich und beneidenswerth mache. Besser sey Unrecht leiden, als Unrecht thun und mit Unrecht Glückseligkeit unverträglich. Sollte die Rhetorik etwas nützen, so müsse sie benützt werden, die Unrecht thuenden Freunde zu überzeugen, daß sie sich selbst verklagen und der Strafe unterwürfen, um des Unrechtes dadurch los zu werden, die Feinde aber darin verstrickt zu lassen.

Nachdem auf diese Weise gezeigt, daß mit jenen sophistischen Künsten auf dem Gebiete des Sittlichen und Gerechten nichts anzufangen und ihrer Lehre der große Grundsatz, es sey besser Unrecht leiden, als Unrecht thun, entgegengesetzt ist, wird dadurch die andere sich in viele Schleyer der Täuschung verhüllende Ansicht, die Lehre des Unrechts durch den dritten Sprecher gegen Socrates Kallikles, nackt und blos hervorgestellt, und sofort beginnt der dritte, dem dritten Acte oder dem Gegensatze, der Verwicklung des Drama entsprechende Theil des Dialoges: der socratischen Ansicht, sagt Kallikles, liege eine Verwechslung von Gesetzlich und Gerecht zu Grunde. Das Gesetz hätten die Schwachen gegeben gegen die Starken und eben wegen ihrer Schwäche die Meynung verbreitet, das Gesetzmäßige sey gerecht und das Gesetzwidrige ungerecht, aber davon sey verschieden das Gerechte von Natur (τὸ φύσει δίκαιον); und das natürliche Recht sey, daß der Stärkere mehr habe, als der Schwache, daß er also herrsche, besitze und genieße mehr als der andere: in der Stärke sey das Recht, im Genusse das Glück, im Glück das Gute und davon handle es sich, die Begierden groß wachsen zu lassen um sie zu erfüllen. Das zieme sich für einen öffentlichen Mann (πολιτικὸν ἄνδρα), das Gegentheil sey Traum der Philosophie, welche auch den mächtigen Mann schwäche, verderbe und darum, wo sie sich an eine edle Natur mache, von ihr auszutreiben sey. Hier also erscheinen die Begriffe von Recht und Stärke, von Angenehm, Glücklich und Gut als gleichbedeutend und parallel. Damit aber ist eben jener volle Gegensatz oder die Verwickelung gegeben und es tritt sodann in den folgenden Abschnitten die Entwickelung, die περιπέτεια ein, dem vierten Act des Drama entsprechend. Socrates geht sofort daran, die Unhaltbarkeit dieser Ansichten dadurch zu zeigen, daß das Gesetz von der Menge, also dem Stärkern, dem Einzelnen aufgelegt, also auch nach Kallias das natürlich Rechte sey, und nachdem dieser auf das Gebiet des Klugen zu der Behauptung getrieben wurde: dieser (der σώφρων) müsse mehr haben und genießen, als der Thor, wird ihm bemerkt, daß wenn Verlangen nach Erfüllung und Gewährung dessen, wornach das Verlangen gerichtet ist, das Glück wäre, der Aussätzige der glücklichste seyn müsse, den es immer jucke und der dem Triebe durch Kratzen immer genügen könne. Nach dieser Abweisung geht er in das Innere der Begriffe: gut und schlecht schließen sich aus: nicht so angenehm und unangenehm und so könne das angenehme schlecht, das unangenehme gut seyn. Darum müße das Leben nach andern Ansichten geordnet und geführt werden und der Tüchtigkeit des Leibes, die in Gesundheit und Kraft bestehe, stünde die Tüchtigkeit des Geistes zur Seite, die in Gerechtigkeit und Besonnenheit enthalten sey. Daraus folge nun wieder, daß es gelte, die Seele von Begierden und Frevel zu reinigen und auf Maas und Ordnung zurückzuführen. Dann eilt dieses dialectische Drama im fünften Acte seinem Schluße zu, indem die practischen Folgen dieser auf das tiefere und sittliche Bedürfniß gegründeten Lehre dargelegt werden. Ein nach diesen Gesetzen lebender sey allerdings im Leben von Seite der Unverständigen und Böswilligen übler Begegnung ausgesetzt und im Staate habe er den Gebrauch und die Ansicht selbst bedeutender politischer Männer gegen sich; indeß auf das alles komme nichts an, sondern daß er schuldlos lebe, und die Wahrheit suche, das übrige sey den Göttern anheim zu stellen, welche, was in den Verhältnissen des Lebens unklar und ungesichert bliebe, in einer höhern Ordnung lösen und sichern würden, worauf der Dialog mit dem schönen Mythus von dem Gericht nach dem Tode beschlossen wird. Das wurde als die innere dramatische Gliederung des Dialoges dargelegt und auf die Einfachheit und Zweckmäßigkeit, so wie auf die Großartigkeit derselben hingewiesen.

Sokrates erschien hier vom Anfang bis zum Schluße als der Protagonistes, an welchem die übrigen die Kraft ihrer Waffen versuchen, und die durch den Stoff hingehende Ahnung seines Schicksals, deutlich hervortretend in den Aeußerungen des Kallikles und von ihm als nicht unbegründet anerkannt, giebt dem Ton des Kunstwerks sogar eine tragische Beymischung. Selbst die Lösung des unbefriedigt bleibenden Gegensatzes, daß der Gerechte, der Weise einem schlimmen Schicksale nicht entgehe, indem sie in einer höhern und göttlichen Ordnung der gleichvertheilenden Gerechtigkeit gesucht wird, ist in jenem ächt tragischen Geiste herbeygeführt, der durch die dramatische Poesie der Griechen waltet, und in den Sagen der Pelopiden und Labdakiden sich am Deutlichsten zeigt. Die Rolle des untergeordneten Kämpfers ist zwischen Gorgias und seinen Schüler Polos getheilt. Gorgias, obwohl Sophist, scheut doch das Urtheil der Guten, er weist den Mißbrauch der Rhetorik ab und weicht vor den Folgen der Grundsätze zurück, die er zu Ansehen gebracht hat. Kecker dagegen tritt der junge Polos auf, in dessen Uebermuth und Selbstvertrauen die Verderblichkeit der Sophisten mehr zu Kraft gekommen. Er scheut sich nicht, die Macht zu schirmen, auch wenn sie durch Frevel gewonnen und durch Verbrechen beschützt wird; sie ist ihm jedes Preises werth; doch auch er ist nicht frech genug, zu erklären, daß unrecht leiden, schändlicher sey, als unrecht thun, als er durch die Dialectik des Socrates zu dieser Folge seiner Lehre getrieben wird.

Aber alle Scham ablegend und die sophistischen Lehren in ihrer ganzen Nacktheit und äußersten Argheit zeigend tritt dann Kallikles, als der Schirmer des Ruchlosen hervor und enthüllt den letzten Gedanken der Unsittlichkeit: gleichsam die Blüthe jener trostlosen Weisheit, als deren Gegensatz die sokratische auftrat. Indeß hat Plato mit attischer Scheu auch dieses Arge dadurch

gemildert, daß er der Keckheit des Kallikles eine gewisse Gutmüthigkeit und eine in seiner Art aufrichtige Theilnahme an dem Sokrates beymischt. Da übrigens Kallikles die ganze Untersuchung und diesen dialectischen Kampf durch seine Rücksichtslosigkeit auf die Spitze treibt, so scheint offenbar, daß er eigentlich in der Anordnung des Ganzen als der zweyte Charakter, als Deuteragonistes gedacht ist und Gorgias mit Polos in die Stelle des dritten zurückweicht: sie geben nur den Anlaß zu der Enthüllung des gewaltigen Gegensatzes, der durch die beyden andern in seiner ganzen Ausdehnung und Wichtigkeit sich entwickelt. Nach dieser Darlegung der dramatischen Natur und Gliederung des Dialoges wurde die Absicht desselben und gleichsam sein letzter und innerster Gedanke entwickelt. Zu diesem Behufe wurde an die Ansicht des Alterthums vom geselligen Leben, dem Ziele desselben, und den Mitteln diese zu erreichen, erinnert. Das Leben im Alterthum sey ein durchaus öffentliches, ein Leben im Staate, für und durch den Staat gewesen. Sokrates so gut, wie Demosthenes oder Thucydides seyen zu Felde gezogen, zu Gericht gesessen, hätten nach Umständen den Rath oder die Volksversammlung gelenkt. Darum werde die Ansicht vom Leben bedingt durch die Ansicht vom Staate und die Fragen nach dem Ziele desselben und den Mitteln es zu erreichen, fallen mit dem Politischen ganz zusammen.

Das Ziel des Lebens aber werde §. 62. in der Glückseligkeit gesetzt und als Hauptsache die Untersuchung bezeichnet, nach welcher man bestimme, wer glückselig sey und wer nicht: *καὶ γὰρ τυγχάνει περὶ ὧν ἀμφισβητοῦμεν οὐ πάνυ σμικρὰ ὄντα, ἀλλὰ σχεδὸν τοιαῦτα, περὶ ὧν εἰδέναι τε κάλλιστον, μὴ εἰδέναι τε αἴσχιστον. Τὸ γὰρ κεφάλαιον αὐτῶν ἐστιν ἢ γιγνώσκειν ἢ ἀγνοεῖν ὅστις τε εὐδαίμων ἐστι καὶ ὅστις μή.*

Hier sey offenbar die Angel des Ganzen. Die Ansichten über die Glückseligkeit und die Mittel, sie zu erreichen, treten sich in größter Schärfe entgegen, auf der einen Seite der Rhetor oder der gemeine Staatsmann, auf der andern der Philosoph. Jenem ist das Ziel des Lebens Macht und Genuß bey Ungestraftheit, Mittel sie zu erreichen ist die Künstlerin der Ueberredung (*πειθοῦς δημιουργός*) oder die Beredtsamkeit, denn zu Macht kann er in der Gemeinde nur durch Ueberredung kommen und ohne jenes Instrument ist er nichts: sie ist ihm zugleich Waffe des Angriffs und Frevels, und Waffe der Vertheidigung. Dem Weisen stellt sich als Ziel desselben Tugend und Recht dar, als Mittel, sie zu erreichen, Einsicht und Bezähmung der Begierden oder die Philosophie: beyde treffen sich im Staate: der Rhetor wird ihn benutzen als Stoff, an dem er die Ueberredung übt, um zu seinem Ziele zu gelangen, der Philosoph als Stoff, um in ihm sittliche Ordnung und Besonnenheit, das *κόσμιον* und *σῶφρον*, auszubilden, und

während jener der Lust huldigt und dem Unrecht, wird dieser nach dem Guten trachten und dem Rechte zu dienen bemüht seyn. Diese Ansichten gegen einander zu stellen, die Nichtigkeit und Verderblichkeit der einen, die Richtigkeit und Wohlthätigkeit der andern, und den Philosophen gegenüber den Feinden als denjenigen zu zeigen, welche in Bezug auf die wichtigsten Aufgaben des menschlichen Lebens mit sich und den höchsten Anforderungen in Uebereinstimmung ist, mit Einem Worte den sittlichen Ansichten des Lebens über die unsittlichen den Sieg zu erwerben, das ist der letzte und innerste Gedanke dieses durchaus practischen und vortrefflichen Werkes, und nach ihm und seinen Erfordernissen gestaltet sich die Anordnung, die Stellung der Personen, die Einführung, Verwickelung und Lösung der Hauptfragen in ein Ganzes, welches, wie in seiner tiefsten Bedeutung ein Kampf voll Handlung und Gesinnung, so in seiner Form zu dem eigentlichen Drama ein so volles Analogon bildet, wie es von einem nicht für die Aufführung, sondern für die ruhige Auffassung durch Lesen und Erwägen berechneten Kunstwerk nur immer zu erwarten war.

Sitzung vom 5. December 1835.

Hr. Custos Schmeller theilte den Inhalt einer in ihrer Art merkwürdigen Urkunde, welche auf die Geschichte der griechischen Insel Negroponte (Euboea) und ihrer Besitzer, der Dalle Carceri von Verona, im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, einiges weitere Licht wirft, nebst verschiedenen, zum Theil aus einer altfranzösischen Chronik entnommenen, auf jene Insel sowohl als auf jenes Geschlecht bezüglichen Notizen mit, unter dem Vorbehalt, auch über diese, handschriftlich in der k. Bibliothek aufbewahrte, bisher unbekannte Chronik, welche sich über die morgenländischen, so wie über die abendländischen Vorgänge des wichtigen Zeitraums von 1186 bis 1276 verbreitet, seiner Zeit nähere Auskunft zu geben.

Von der genannten im Jahre 1275 (1276) auf Negroponte ausgestellten Urkunde, als einem zufälliger Weise nach Italien gerathenen unedierten Documente, hatte ein vom Churfürsten Carl Theodor mit Erwerbung literarischer Seltenheiten in diesem Lande beauftragter italienischer Literator eine Abschrift genommen, welche sich unter den Manuskripten der k. Hofbibliothek (Cod. ital. 29) aufbewahrt findet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Sitzung am 5. December 1835.

(Fortsetzung und Schluß.)

Da gegen die Aechtheit kaum ein Bedenken statt haben kann, obschon darüber, wo im weiten Italien das Original, wenn es je in sichere Verwahrung gebracht wurde, zu finden seyn möchte, in jener Copie nichts gesagt ist, so wird hier, weil die weitern vom Ref. beygebrachten Notizen und Erläuterungen nicht wohl eines Auszuges fähig sind, wenigstens das Wesentlichste des, besonders in Bezug auf historische eigene Namen beachtungswerthen, Documentes selbst angegeben.

„Nos Merinetus de Carcere Veronae, Dominator tertiae partis Nigripontis, filius olim bonae memoriae Domini Narzoti de Carcere“ (so beginnt die Urkunde) notum facimus ..... quod cum olim avus noster b. m. D. Merinus de Carcere dederit D. Nicolao de Carcere fratri suo .. homagium et servitium feudi quondam D. Johannis Gosberti, und fährt dann fort mit der Erklärung, daß sich der Aussteller mit dem D. Merinus de Carcere, Sohne des erwähnten Nicolaus, dahin vereinigt habe, deß dieser auf ewige Zeiten sein Erbrecht auf gewisse Graeci oder Villani des dem Merinetus gehörigen Drittels der Insel, so wie auf die von diesen Griechen und aus dem (nach Plinius H. N. IV. 12, Strabo lib. X. Ed. Casaub. 1707 II. p. 686, Coronelli Mem. p. 211 wol warmen mineralischen) Bade Pentradis jährlich fälligen 500 Hyperpera auri seinem Vetter Merinetus abtritt und dagegen von diesem tauschweise alles das erhält, was weiland Magister Perinus und D. Gabriel de Liniaco in Trapano, Duchoso, Lilando, Malaconda und Lichona an Lehen und anderm besessen, mit Ausnahme desjenigen, was davon der Gemahlin und den Erben des D. Guido de Zenerino vorbehalten bleibe. Actum Nigripontis anno Domini MCCLXXV. ind. III. die primo Kalendarum Januarii (14. Januar 1276).

Sitzung am 2. Jan. und 6. Febr. 1836.

Hr. Prof. Spengel hielt am 2. Jan. den ersten Theil eines Vortrages über die Poetik des Aristoteles, welcher den 6. Febr. mit dem zweyten Theile geschlossen wurde.

Folgendes ist ein Auszug davon:

Der innere Werth des kleinen Buches, das so lange als Norm der dramatischen Kunst galt, und die abweichenden Urtheile der Gelehrten forderten eine genauere Untersuchung; es wurden die Schriften des Aristoteles, welche auf Dichtkunst Beziehung haben, und von den Alten angeführt werden, aufgezählt, die kritisch nicht gesicherten Stellen untersucht und namentlich die innere Verschiedenheit der Bücher *περὶ ποιητικῆς* und *περὶ ποιητῶν* nachgewiesen.

Aus der vollständigen, folgerechten Durchführung einzelner Theile wird gezeigt, daß das erhaltene nicht als ein Entwurf einer von Aristoteles später mehr ausgeführten Schrift, (welche Ansicht von Castelvetro ausgegangen und von G. Hermann wieder aufgenommen und verbreitet ist), sondern als das Werk zu betrachten sey, das die Alten aus zwey Büchern bestehend erwähnen, von denen uns jedoch nur das erste erhalten ist. Bey der Definition der Tragödie wird erwähnt, daß Göthe's Erklärung (XLVI. 16 — 21) der Sache und der Sprache gleich entgegen sey, Aristoteles vielmehr hier, wie sonst in diesem Buche nie, eine deutliche Beziehung auf Plato (Resp. X. p. 485 Bkk. p. 605 Steph.) ausspreche; denn das ist dem Plato der größte Vorwurf gegen die tragische Poesie, daß sie durch Mitleid, welches sie erregt, statt den Menschen zu härten und zu kräften, erweiche und schwäche; was wir im Leben in Gegenwart anderer zu thun, für unmännlich und ungeziemend halten, das gestatten wir der nachahmenden Kunst, dieser *ἡδυσμένην μοῦσαν*, genießen sie mit Lust und

Freude, werden dadurch selbst immer mehr entnervt und statt Gesetz und Vernunft wird Lust und Trauer im Staate die Herrschaft erlangen; Aristoteles aber behauptet, die tragische Kunst reinige dadurch, daß sie Furcht und Mitleid in der menschlichen Seele errege, von solchen Leidenschaften. Dieß schon scheint eine Erklärung über jene κάθαρσις παθημάτων an unserer Stelle zu fordern, noch mehr das Versprechen am Schlusse der Politik, in der Poetik sich darüber auszusprechen, endlich daß von jener Definition alles einzeln erklärt und nachgewiesen ist, die Bestimmung aber der Worte, δι ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν, gerade das bedeutendste, stillschweigend übergangen wird; daher wohl die Vermuthung nicht zu kühn genannt werden darf, der Text sey hier schwerlich in seiner Vollständigkeit erhalten. Im folgenden gibt Aristoteles die Ordnung an, nach welcher er von der dramatischen Poesie sprechen werde, nämlich von μῦθος, ἤθη, διάνοια, λέξις, welche letztere zugleich die μελοποιία enthält; die Ausführung aber dieser Theile ist, nicht ohne Störung des ganzen, keineswegs nach jener Folge. Aristoteles schließt cap. XIV. die Lehre von dem μῦθος mit den Worten:

> περὶ μὲν οὖν τῆς τῶν πραγμάτων συστάσεως καὶ ποίους τινας εἶναι δεῖ τοὺς μύθους, εἴρηται ἱκανῶς.

Als zweyter Theil folgen: die ἤθη, die Schilderung der Charaktere und der Uebergang ist deutlich genug und verständlich in den unmittelbar darauf folgenden Worten cap. XV. bezeichnet:

> περὶ δὲ τὰ ἤθη τέτταρά ἐστιν ὧν δεῖ στοχάζεσθαι, ἓν μὲν καὶ πρῶτον, ὅπως χρηστὰ ᾖ.

Gleichwohl ist es nur dieses Capitel und selbst dieses kaum vollständig, welches das Ethische umfaßt; im XVI. cap. folgt mit deutlicher Beziehung auf cap. XI. die ausführliche Darstellung der ἀναγνώρισις und ihrer Arten; diese aber bildet nach Aristoteles nur einen Theil des μῦθος und so sind wir plötzlich, nachdem die ἤθη kaum erwähnt worden, wieder auf den Boden des ersten und wichtigsten Theile der Tragödie, des μῦθος versetzt; ja um die Verwirrung noch zu steigern, wird im folgenden neuerdings von der Composition des Mythos angefangen, im XVIII. cap. aber von der Tragödie insgesammt, der Schürzung und Lösung des Knotens, dann von den vier Arten der Tragödie (εἴδη) und andern gesprochen und endlich cap. XX. auf die zwey noch rückständigen Theile der Tragödie, διάνοια und λέξις übergegangen.

Diese Confusion ist zu auffallend und offen da liegend, als daß nicht einige Erklärer wenigstens Anstoß hätten finden sollen, aber man hatte die Haupteintheilung des Aristoteles viel zu wenig beachtet und hielt die ἤθη selbst nur für einen Theil des μῦθος. Dan. Heinsius allein urtheilte richtig, wenn er die Erklärung der ἀναγνώρισις (cap. XVI.) in den μῦθος aufgenommen wissen wollte, aber seine Anordnung war viel zu willkührlich, um auch nur einen Schein von Probabilität zu retten. Dennoch ist hier, wie nirgends, ein fester Anknüpfungspunkt gegeben, den gebührenden Platz und Zusammenhang nachzuweisen. Aristoteles spricht im XIV. Capitel von Erregung der Furcht und des Mitleids; der tragische Dichter darf nicht durch plötzliches vor Augen stellen (ὄψις) einer schaudererregenden That den Zuschauer rühren; vielmehr muß er den Plan des Drama so anlegen, daß die Angabe der That schon an sich den Zuschauer, bloß dadurch, daß er davon höre, erschüttere, und indem er für die daraus entstandenen Folgen besorgt ist, sein Inneres mit Entsetzen, mit Furcht und Mitleid stimme und fülle; dieß sey der Fall mit Oedipus, jeder Zuschauer werde mit ihm ergriffen, weiter geführt und die Ahndung und Furcht steigere sich, bis die entsetzliche Gewißheit eintrete, und jeden noch bestehenden Zweifel benehme. Dieß aber könne, da die schreckliche That zwischen Freunden und Verwandten, nicht zwischen Feinden oder gleichgültigen Personen vorfallen müsse, um das δεινὸν und ἐλεεινὸν herbeyzuführen, bewirkt werden 1) wenn man wissentlich die That vollführe, wie Medea wissentlich ihre Kinder tödtet, 2) wenn man sie unwissend vollführe, wie Oedipus bey Sophokles, endlich 3) wenn man zwar im Begriffe sey, die Schreckensthat zu vollbringen, im Augenblicke der Vollführung aber die Erkennung eintrete, und dieß sey die vorzüglichste Art im dramatischen Gebiete; denn die That wird nicht vollführt und die Erkennungsscene macht den größten Effect: so in mehreren Stücken des Euripides. Deswegen sey der Kreis der tragischen Mythen nicht so ausgedehnt und nur auf wenige Familien, in denen solche Ueberlieferungen vorhanden, eingeschränkt:

> ἔτι δὲ τρίτον παρὰ ταῦτα τὸν μέλλοντα ποιεῖν τι τῶν ἀνηκέστων δι' ἄγνοιαν ἀναγνωρίσαι πρὶν ποιῆσαι . . . βέλτιον δὲ τὸ ἀγνοοῦντα μὲν πρᾶξαι, πράξαντα δὲ ἀναγνωρίσαι· τό τε γὰρ μιαρὸν οὐ πρόσεστι καὶ ἡ ἀναγνώρισις ἐκπληκτικόν· κράτιστον δὲ τὸ τελευταῖον, λέγω δὲ οἷον ἐν τῷ Κρεσφόντῃ ἡ Μερόπη μέλλει τὸν υἱὸν ἀποκτείνειν, ἀποκτείνει δὲ οὔ, ἀλλ' ἀνεγνώρισεν καὶ ἐν τῇ Ἰφιγενείᾳ ἡ ἀδελφὴ τὸν ἀδελφὸν καὶ ἐν τῇ Ἕλλῃ ὁ υἱὸς τὴν μητέρα ἐκδιδόναι μέλλων ἀνεγνώρισεν.

An diese Bemerkungen schließt sich, da die Wichtigkeit der ἀναγνώρισις in der Tragödie hinreichend erhellt, die weitere Darstellung, wie vielfach sie sey, wie und wodurch sie herbeygeführt werde, was wir im XVI. Capitel mit Berufung zum Theil auf dieselben Tragödien, Iphigenie, Oedipus lesen:

> Ἀναγνώρισις δέ τί μέν ἐστιν, εἴρηται πρότερον· εἴδη δὲ ἀναγνωρίσεως, πρώτη μὲν ἡ ἀτεχνοτάτη καὶ

ἢ πλεῖστοι χρῶνται δι' ἀπορίαν, ἢ διὰ τῶν σημείων κτλ.

so daß dieser Zusammenhang völlig in sich gegründet erscheint. Das Kapitel der ἤθη ist falsch eingesetzt, und die Ursache aller Verwirrung; entfernt man dieses von seiner jetzigen Stellung, so folgt unmittelbar die ἀναγνώρισις und klar ist warum hier von dieser gesprochen und bemerkt wird: εἴρηται πρότερον, da zwischen der ersten Erwähnung cap. X – XI. und der jetzigen Ausführung manches andere behandelt worden ist. Nur erinnere man sich, daß in den Handschriften gewöhnlich nicht eine solche Theilung und Trennung der Sätze zu finden ist, wie wir sie in unsern Ausgaben geben:

περὶ μὲν οὖν τῆς τῶν πραγμάτων συστάσεως καὶ ποίους τινὰς εἶναι δεῖ τοὺς μύθους, εἴρηται ἱκανῶς.

Περὶ δὲ τὰ ἤθη τέτταρά ἐστιν ὧν δεῖ στοχάζεσθαι.

so daß ersteres das Kapitel endet, letzteres ein neues beginnt, sondern dergleichen bildet bey den Alten fast immer und grammatisch richtig ein untrennbares Ganzes. Dadurch dringt sich die Ueberzeugung auf, daß das Blatt, welches aus etwa vierzig Zeilen bestehend die ἤθη enthielt, durch irgend einen Zufall, nicht absichtlich aus seiner eigentlichen Stellung, die ihm vor cap. XIX. zukommt, entfernt und mitten in die Lehre des μῦθος zur großen Verwirrung der Leser eingesetzt worden sey — nicht die einzige Erscheinung der Art. Denn so ist von dem neuesten Herausgeber des Theon richtig nachgewiesen worden, daß in dessen rhetorischer Schrift der vollständige Artikel, περὶ ἀνασκευῆς, aus seiner Reihe gerissen und in die Mitte zweyer anderer gelegt ist; dasselbe ist längst anerkannt in den Varronischen Büchern de lingua latina, in noch schlimmern Zustande sind manche Handschriften der Ciceronischen Schrift de oratore und die Aristotelische Rhetorik bietet zwar nicht dasselbe, doch ein Beyspiel eigener Art. III. 16. war offenbar eine größere Lücke und alle Handschriften haben dort eine Stelle von zwanzig Zeilen aus I. 9, wörtlich wiederholt. Auch die Ausführung der λέξις, des poetischen Kunststyls und Ausdrucks ist nicht als vollständig zu betrachten.

Sitzung, den 3. März 1836.

Hr. Prof. Frank handelt über einige Ursachen und Mittel zur genaueren Kenntniß der indischen Kunstwerke.

Folgendes ist ein Auszug aus seiner Abhandlung:

Bey der Verschiedenheit der indischen Kunstwerke beschränken wir uns vorerst hier nur auf die, in Felsen gehauenen Denkmale der Architectur und Sculptur und auf die, welche diesen im Alter am nächsten, meist mit großen Steinblöcken über der Erde errichtet sind. Beyde Arten sind sehr zahlreich, weit in Indien verbreitet, von Bamian herab südlich bis Java, und östlich bis Buddha-Gaja, über 40° der Breite und nahe an 20° der Länge, und der Kunstwerth der meisten wird von glaubwürdigen Augenzeugen einstimmig anerkannt, gegen welche die, nach geringen Idolen, schlechten Zeichnungen u. d. gefällten Urtheile von Sachunkundigen verschwinden. Schon dieses, daß bey den Hindu die innern und äußern Bedingungen der Kunst größtentheils im hohen Grade beysammen eintreffen, was man hier wenig zu achten scheint, läßt ihre hohen Leistungen erwarten. Jedoch ohne Rücksicht auf dieses Für und Gegen, wollen wir vor allem die bekannt gewordenen Thatsachen genauer untersuchen. Indem wir aber hier nicht die vielen Stellen aus den Werken der Reisenden wiederholen, die den Werth dieser Denkmale bezeugen, heben wir aus ihnen nur dieß Gemeinsame hervor, daß bey Vergleichung derselben sich nicht blos einstimmige mythologische Bildungen von tiefer und umfassender Bedeutung darstellen, die wir gegenwärtig noch übergehen, sondern, worauf es uns hier unmittelbar ankommt, daß in Indien ein eigenthümliches Gebiet der bildenden Kunst und Architectur, so weit es sich schon jetzt deutlich kund giebt, in vielen, noch vorfindlichen Denkmalen kennen gelernt werden kann. Wodurch wir in diesem Ergebnisse am meisten bestätigt werden, ist das Werk von Lieut. Colon. Tod, Annals and antiquities of Rajasthan (zwischen dem 25° und 30° der N. Br.), worin uns dieser einen Theil Indiens, nördlich vom Vindhja-Gebirge, mit seinen bisher noch ganz unbekannten Kunstwerken beschrieben hat. Bey allen Mängeln darin, auch in den Zeichnungen, charakterisirt er uns, zu einigem Ersatz, auf seine Art das gesehene Neue durch Vergleichung mit den Formen der Kunstwerke anderer Völker, in deren Aehnlichkeit ihm hinreichender Grund zu liegen scheint, die einen von den Urhebern der anderen abzuleiten. Er nimmt nämlich unter den indischen Werken den Hauptunterschied an, daß ein Theil derselben mehr den griechischen gleiche, ein anderer mehr den sogenannten saracenischen, die er deswegen auch nach indischen, wie jene nach griechischen Mustern hervorbringen läßt.

Zu den, den griechischen ähnlichen gehören nach ihm besonders die folgenden. (Annals I. 670 f. vrgl. 785.) Der Tempel in Komulmaire in Méwar zwischen dem 25° und 26° N. Br., 74 Oe. L., der blos in einer Cella besteht, die einen gewölbten Dom und eine Säulen-Porticus umher hat. Die Säulen sollen weniger massiv, mehr schlank und verjüngt seyn, passend zu ihren vorstehenden Kronen. In allem soll sich das Gebäude durch Einfachheit und Mangel an Verzierung auszeichnen. Auch eine, der griechischen ähnliche Form soll der innere Tempel von Adshmir zwischen dem 26° und 27° N. Br. und zwischen dem 74° und 75° Ö. L. haben (Annals I. 778). Einfach in seinem Plane besteht er nach Tod in einem weiten Saale, dessen Decke von

einer vierfachen Reihe von Säulen getragen wird. Ueber den in der Mitte stehenden sind gewölbte Decken, die ebenen Seitentheile aber sind Felderdecken, mit ausgearbeiteten Sculpturen geschmückt u. s. w. Das Mittelgewölbe, das größte, ist eben so gebaut, wie das des Tempels zu Nadole. Vo diesem aber sagt Tod (I. 697): „Sein gewölbtes Dach ist ein vollkommenes Muster des ältesten Styls im Orient, wahrscheinlich dem römischen noch vorgehend. Das Princip ist ohne Zweifel das erste Ersatzmittel des Bogens, das Princip eines horizontalen, statt eines Strahlen-Druckes. Zu Nadole sind die Steine stufenweise übereinander vorstehend gelegt, und der Gipfel ist mit einem runden Schlußstein befestigt. Indem die Ecken aller dieser vorstehenden Theile abgerundet sind, kann der Emporschauende das Gewölbe nur beschreiben, als eine Reihe stufenweise abnehmender Ringe, die gegen den Gipfel zusammen laufen. Aber die concentrischen Ringe, welche in Nadole nur gleich eben sind, bilden einen einzigen Guß von Verzierungen.“ In Betreff der Sculptur, welche er als der griechischen ähnlich ansieht, nennt er nur ein Gefäß und einen Helm, und bleibt sonst nur im allgemeinen Lobe. (Vrgl. II. 712. 732. I. 246. 574. u. a. O.)

Bey allem Unsicheren und Schwankenden dieser Vergleichungen sucht Tod seine Angaben als Spuren griechischer Kunst zu erklären und die Einwirkung der Griechen dadurch zu bestätigen (I. 670), daß er sich auf die Verbindung indischer Könige mit griechischen Beherrschern beruft. Insbesondere soll wahrscheinlich Sumpriti, der 4te König aus der Familie des Tschandragupta (Sandrakotta der Griechen, des Freundes des Seleukos Nikator), derselbe, dem die Sage die ältesten Tempel dieser Art in Sauraschtra (Gurdshara) und Radshasthan zuschreibt, 200 Jahre vor Chr. sich griechischer Künstler dazu bedient haben. Einen Beweis seiner Meynung findet Tod in der griechischen Hülfstruppensendung an einen König von Udschdschajani u. d. Konnte aber auch das freundschaftlichste Verhältniß dieser Könige sich so weit erstrecken, denen, die in den Augen der Hindu immer Mlaetshhah (Barbaren) blieben, und durch die Ermordung des Poros und andere Umstände noch verhaßter waren, eine Einwirkung in ihre hl. Architectur und Sculptur zu gestatten?

Andere haben sich für solche Einwirkung der Griechen auf die folgenden, die baktrischen Könige berufen, welche ihre Herrschaft über einen Theil des nordwestlichen Indiens ausgedehnt haben. Dazu gehört auch O. Müller in seinem schätzbaren Handbuche der Archäologie der Kunst. Allein die Verhältnisse der Griechen zu den Hindu unter jenen Königen, so wie die ganze Geschichte, die Ausdehnung und Zeit ihrer Reiche ist noch so im Dunkeln, daß die Zahl und Namen derselben erst seit Kurzem durch Münzen bekannter zu werden anfangen. — Nach den, von Raoul Rochette im Journal des Savans u. a. angegebenen, Thatsachen fängt

sich nun, vermittelst der von Dr. Honigberger, General Allard, Ch. Masson, Professor Wilson, Prinsep, u. a. mitgetheilten Münzen eine neue Geschichte der baktrischen Reiche zu bilden an. Aus der zunehmenden Reihe ihrer Könige vom Jahre 262 — 125 v. Chr. kann man schließen, welchen Wechsel sie in diesem Zeitraume hatten. Sollten die unter sich selbst so uneinigen Fürsten, bey den inneren Unruhen ihrer Reiche, auch, wenn sie zu Münzen leicht griechische Künstler brauchen konnten, in den Hindu soviel Neigung, Zutrauen und selbst Entäußeruug ihres, alles Fremde ausschließenden, religiösen Bewußtseyns haben erwecken können, um eine Einwirkung auf ihre Architectur und Sculptur zu gewinnen?*) Auf Münzen konnten dem Herkommen gemäß, für ihren verhältnißmäßig ausgebreiteten Curs, die gewöhnlichen Gegenstände, wenn auch von fremder Hand modificirt, gebildet werden, wie wir auf baktrischen Münzen den brahmanischen Sivaismus und den persischen Feuercultus angedeutet, ja auch einen weiblichen Trimurtti, die Gattin des Siva dargestellt sehen. Aber selbst auf den Münzen konnte sich die griechische Kunst nicht lange behaupten, indem sie schon während der baktrischen Reiche vor 125 J. v. Chr. in Verfall gekommen scheint. In welche kurze Zeit müßte man demnach die Ausführung der zahlreichen bessern Werke Indiens setzen! Und warum sollten die griechischen Künstler zu ihren großen Gebäuden in Indien nur die Wölbungsart der Thesauren, gleich der des mykenäischen Schatzhauses, warum keine andern gebraucht haben? Diese Constructionsart ist auch viel zu weit über Indien *verbreitet* und national, als daß man dabey an fremde Kunst denken sollte. So sind in Cuttak in Orissa nach Stirling (Asiat. Res. XV. 306. ff.) mehrere tausend Siva-Tempel gebaut durch Uebereinanderlegen der Steine, so daß sie übereinander vorragen, wie umgekehrte Stufen, bis sich die Seiten am Gipfel nahe genug kommen, um andere Blöcke darüber zu legen. Dieß erinnert an den architectonischen Aufsatz im Tempel des Visvakarman bey Illora.

Aber man will sogar griechische Einwirkung sehen, wo sich nur immer im Allgemeinen Kunst an einem Werke in Indien zeigt. Doch sind die alten großen Kunstdenkmale viel zu zahlreich auch östlich und südlich über Indien verbreitet bis Java, über 30° der Breite, die Reiche der baktrischen Fürsten erstrecken sich aber nur auf einen kleinen Theil im Nordwesten Indiens, in Pantshap; von da östlich höchstens bis Jamuna (*sonst* Dshumna, daher bey Mannert Zemna, *wie er* Ἰσάμος in Strabo L. XI. C. XI. erklärt), bis *wohin* der König Menander gekommen seyn soll, von dessen Geschichte wir noch so wenig wissen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe die Anmerkung 1. am Ende dieses Auszuges.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Sitzung, den 3. März 1836.

Hr. Prof. Frank handelt über einige Ursachen und Mittel zur genaueren Kenntniß der indischen Kunstwerke.

Folgendes ist ein Auszug aus seiner Abhandlung:

(Fortsetzung.)

Bis an die Ganga kamen sie nie, südlich aber kaum bis zum 26° der Breite. — Tod war selbst so weit davon entfernt, überall, wo er einen hohen Grad der Kunst wahrnahm, nur an griechisches Erzeugniß zu denken, daß er mehrmalen die Kunst der Hindu nicht minder bewundernswerth rühmt. Und so wenig als dem Colon. Tod sollte auch irgend Jemand einfallen, griechischer Einwirkung zuzuschreiben das, vom Aufbauen so verschiedene, Aushauen der Felsengrotten, die zahlreich, groß, kunstvoll und weit über Indien verbreitet sind. Die den Hindu und ihrem Lande eigene Felsenbaukunst aber und ihre andere alte Architectur über der Erde scheinen wechselseitig wie Nachbildung und weitere Ausbildung von einander betrachtet werden zu müssen. Daher findet man im Massiveren, Schwereren des Gebälkes über den Säulen derselben eine auffallende Abweichung vom Leichteren des Griechischen, weil sich jenes dem Felsenbau näher, ähnlicher hielt. Solche Unterschiede sind um so weniger aus griechischer Einwirkung zu begreifen, als sie mit dem Wesen der rein indischen Architecturgesetze, z. B. mit dem der Säulenverjüngung zusammenhängen, die durch die Größe eines der Theile bestimmt gegeben ist, in welche der untere Diameter nach der Zahl getheilt wird, wie oft er in der Höhe der ganzen Säule enthalten ist. — Auch darf man nicht unbeachtet lassen, daß die genannten Tempel mit Rücksicht auf die Anordnung, Stellung und Verhältnisse der hineinzubringenden Götterbilder ausgehauen und errichtet werden mußten, und der Architect mit dem bildenden Künstler und Mythologen nicht anders als im indischen religiösen Volksbewußtseyn selbst verbunden seyn konnte. Der Architect (Silpin) soll auch die vorzüglichsten Künste und Wissenschaften besitzen, und daher ist die alte Vereinigung der den Hindu eigenen hl. Gebräuche mit der ganzen Errichtung der Gebäude von der Grundsteinlegung an bis zur Einweihung der Götterbilder. — Wie will man auch an die Einwirkung der Fremden hiebey befriedigend denken? Durch Vorzeichnung von den Griechen und Ausführung von den Hindu? oder umgekehrt? — Immer hätte eine solche Combination, wenn sie sonst denkbar wäre, um zu einem reinen Kunstergebniß zu führen, nur durch innige, geistige Aufnahme und Anschauung des nationalreligiösen Bewußtseyns der Hindu geschehen müssen. Der bloße Versuch einer mehr als nur geistigen, einer gewaltsamen äußeren Einwirkung würde eben so zweckwidrig, als der Neigung und Politik der Griechen zuwider gewesen seyn. — Endlich, wenn man eine bedeutende Einwirkung der Griechen hier annehmen zu müssen glaubt, sollte man nicht auch die sanskrit Kunstgesetzbücher, die zum Theil sehr alt sind, bey all ihrer Abweichung vom Griechischen, sammt ihrer alten originellen sanskrit Kunstnomenclatur und mit allen ihren nationalen Eigenthümlichkeiten, auch von der Einwirkung der Griechen ableiten? — Nach allen ist es viel weniger wahrscheinlich, daß die Hindu solche fremde Art und Bildung angenommen, sich angeeignet, in ihre Kunstweise umgewandelt, ausgebildet, neugestaltet und in ihre alte Sprache, in Cultus und Verfassung eingeführt haben, als daß sie vielmehr die einzigen Urheber ihrer steinernen, wie ihrer schriftlichen Denkmale seyen, und daß in ihnen als indischen Originalwerken besondere Ursache ist, warum sie unsere Aufmerksamkeit und genauere Untersuchung verdienen. — Daß die, welche in ihnen lieber Züge griechischer Abkunft sehen, sie deßwegen ihrer Achtung nicht wenigstens gleich würdig halten sollten, läßt sich ohnehin nicht denken.

Eine andere Ursache zur genaueren Kenntniß der alten indischen Kunstwerke mag man in einem, vom griechischen abweichenden Styl finden, welchen Tod an mehreren vorzüglichen Bauten gesehen hat, als den Hindu ursprünglich eigen betrachtet, und wovon er den Ursprung der saracenischen und gothischen Architectur ableitet. — Ein solches Gebäude bildet nach ihm (I. 671) bey Komulmaire, neben dem, von ihm beschriebenen Tempel griechischen Styls, mit diesem einen großen Gegensatz.

Es ist drey Stockwerke hoch, wovon jedes mit zahlreichen, niedrigen, massiven Säulen geziert ist, die auf einer Basis mit Sculpturen ruhen, und das Dach eines jeden Stockwerkes stützend, sehr niedrig nur ein gebrochenes Licht in das durchdringende Dunkel brechen lassen, ganz gleich den, nach indischen Gesetzen errichteten Vimanen bey Ram Raz on the Architecture of the Hindus Taf. XXVI. u. a. Zu derselben Classe rein indischen Styls gehört nach ihm (II. 704. ff.) der große Siva-Tempel zu Barolli, nahe am 25° N. Br. u. 76° Ö. L., an dem er den vorzüglichsten Kunstwerth findet. Er unterscheidet hier die, in den alten Sivatempeln, auch in Felsentempeln (wie in Dhumnar II. 721 ff.) gewöhnlichen, drey Abtheilungen in 1) eine Frontporticus (Mandapasa, oder Arddhamandapa), 2) einen Vorhof (Mandapa oder Antarala πρόναος), und 3) das Mittelhaus (Garbhagriha ναός die Cella), wo das Heiligthum, das Bild des Gottes ist. Das Aeußere soll ein großes, wundervolles Werk vielförmiger Architectur seyn, in Reihen gebaut, die sich übereinander erheben bis zur Urne auf dem Gipfel. An der pyramidalischen Bedachung des Aeussern soll jeder Stein einen kleinen Tempel zeigen, was Tod auch sonst noch bemerkt (Vrgl. Ram Raz a. a. O. Taff. XX. ff. XXXVI. ff.). Nach seinen Angaben entspricht das Verhältniß der Theile wie die ganze Anlage den indischen Gesetzen der Architectur, z. B. was er (II. 707.) von der Porticus sagt: „die Proportionen der, 18 Fuß hohen, Säulen sind vollkommen, und obschon der Unterschied zwischen dem oberen und unteren Diameter des Schaftes geringer ist, als nach griechischer Norm, so fehlt ihm doch nicht die Wirkung von Eleganz, während er die Vorstellung des Großartigen giebt.“ Den inneren Bogen eines Thorweges, der allen Siva-Tempeln eigen seyn soll, sieht er besonders, als Muster des saracenischen an, und betrachtet den Spitzbogen als einen wesentlichen Charakter der Hindu-Tempel. II. 707 f. sagt er: The internal Torun or triumphal arch — is of that peculiar curvature, formed by the junction of two arcs of a circle from different centres, a form of arch well known in Gothic and Saracenic architecture, but which is an essential Characteristic of the most ancient Hindu temples. —

Näher bestimmt er die Ableitung des saracenischen Styls (I. 779), wo er die, den inneren Tempel von Adschmir umgebenden, äusseren Bauwerke (Screen, den Anbau mit Eingang und Thorweg) als ursprünglich indische Architectur erklärt. Nämlich: „Wegen seiner Einfachheit und wegen seines alterthümlichen Ansehens möchte ich diese Umgebung der ersten Dynastie der Sultane von Ghor zuschreiben, die offenbar von den eingebornen Architecten (Hindu) Gebrauch machten. Der Eingangsbogen ist von der schwebenden, wellenförmigen Art (wavy kind), die der saracenisch genannten charakteristisch ist, der Ausdruck mag gebraucht werden von Alhamra in Spanien oder den Moscheen in Dehli, und die ich bey genauer Untersuchung indisch nennen möchte.“ I. 781. denkt er an die Möglichkeit, wie die Umgebung dieses Tempels den Architecten von Europa Winke gegeben habe. Nämlich: „Es ist bekannt, daß der saracenische Bogen in mehrere, gothisch genannte Constructionen gekommen sey, die im 12. und 13. Jahrhundert errichtet worden sind, als ein blühenderer Styl an die Stelle des Ernstes im Sächsischen und Römischen. Aber mich dünkt, man war ungewiß, woher die Saracenen ihre Muster nahmen. Gewiß nicht von Aegypten oder Persien. Die Statthalter der weisen und mächtigen Chalifen von Bagdad, die vom Delta des Indus bis an den Ganges drangen, 4 oder 5 Jahrhunderte vor jener Zeit, -als schon die Waffen des Walid gleichzeitig am Indus und Ebro siegten, wirkten nicht unbedeutend für die Künste. Nach Ueberlieferung von Adshmir in Versen und Legenden von seinen alten Fürsten, den Tschohans, fiel in diesen Ort die erste feindliche Armee ein, die der Islam über den Indus sandte, und Rushen Ali nahm die Festung von Adshmir in Sturm. Um den inneren alten Tempel, der nach dem Obigen im griechischen Styl gebaut war, ließen nun die Mohammedaner durch indische Architecten, die genannte Umgebung errichten, was diese in dem Style ausführten, von welchem der saracenische seinen Ursprung genommen hat.“

Wie es sich nun aber mit dieser Ableitung, die *noch* mehr Beweise fordert, verhalten mag; dieß ist wohl ungezweifelt, daß die, von Tod angegebenen, Aehnlichkeiten sowohl mit dem Saracenischen als mit dem Griechischen nicht aus der Luft gegriffen seyen, und das von ihm Gesehene unseren Glauben, wenigstens unsere Aufmerksamkeit verdiene, so viel wir auch sonst seinen Meynungen zu trauen Bedenken haben. *) Die charakteristischen Unterschiede, welche er in den, noch bestehenden alten Kunstdenkmälern Indiens hervorgehoben hat, sind bedeutende Anhaltspuncte und Aufforderung zur genaueren Untersuchung. **) Vergleichen wir damit die übrigen eigenthümlichen indischen Werke in seinen und anderen bekannten Nachrichten, die Felsenarchitectur in Dhumnar, Elephanta, Salsette, Karli, Illora, Adshunta, Baug, Mahamalaipura u. a. — dann den eige-

*) Als Eingänge der Vimanen, Gopuren (*Tempel, verzierten Thorwege*) und Felsengebäude *sind* in den Zeichnungen des Werkes von Ram Raz (On the Architecture of the Hindus, in den Transactions of the literary Society of Bombay,) bey denen Daniells u. a. weder Rundbogen noch Spitzbogen, sondern nur Parallelogrammen angegeben.

**) S. die Anmerkung 2. am Ende.

nen Bau von Mokundara, den Col. Tod als ein Verbindungsglied zwischen dem Indischen und Aegyptischen ansieht, — die von ihm hochgerühmten Werke von Tshandravati, Gangabhäva u. a. — endlich die nach dem Verfall der Kunst in Indien im 11ten Jahrhundert entstandenen, unter denen Mahanala und andere ausgezeichnet werden, und suchen wir in diesen Unterschieden die Aehnlichkeiten auch nach der Leitung der indischen Kunstbücher; so ergeben sich daraus mehrere Classen (wovon Tod einen Theil, mit Unrecht, verführt durch seinen Dshaina-Begleiter, den Dshainen zuschreibt), in deren Unterschieden stetig fortgehende Aehnlichkeiten, obschon von den bestimmten Gesetzen viele Abweichungen, — nach Allem, Spuren einer fortschreitenden Entwicklung und Ausbildung der indischen Kunst, Stoff zur Erkenntniß des, diese Werke schaffenden Geistes, Ursache zur Erforschung der reichen, originellen Kunst einer großen alten Nation. Dazu kommen noch andere Ursachen von Seiten der Sculpturen, der Wissenschaft und Geschichte. Die Frage wird daher immer dringender nach den Mitteln ihrer genaueren Kenntniß. Was bietet uns dazu ausser den gedruckten, unzureichenden, sonst die sanskrit Literatur? Was geben die noch sparsamen historischen Quellen darin, z. B. die Geschichte von Kasmira? Was ist von den Inschriften zu hoffen? Was enthalten die 64 Silpasastrani, sanskrit Schriften über Architectur, Sculptur u. a.? Wäre nicht nebst den andern das Kürzeste obwohl Kostspielige, doch das Zuverläßigste und für alle Zwecke Nöthige von der Sendung einiger Künstler und Gelehrten nach Indien zu erwarten? —

Von dem geographischen und topographischen sanskrit Werken, wovon Wilford, da die Hindu sie verbargen, in Indien nur mit Mühe einige bekommen konnte, stehen gewiß schon Manche in London zum Gebrauche. Unter denen, die Wilford nennt, soll Däsamala sehr alt, vielleicht dem Megasthenes und Plinius bekannt gewesen seyn. (Vrgl. Asiat. Res. XV. 373. ff.) Ergiebiger sind etwa, obschon noch schwerer zugänglich die, in Tempel-Archiven enthaltenen Puraniken, Sthalen, Kshätramahatmjen. Aus den epischen Gedichten, Mahabharata und Ramajana ist wohl auch Manches zu schöpfen. So kommt im ersten der, von Maja herrlich erbaute, einem Vimana gleiche Pallast der Pandaven vor, in Ramajana eine Beschreibung von Ajodhja. Daß aber darin noch bestehende Bauten erwähnt seyen, wagen wir nicht zu vermuthen. In Puranen, alten Sagengeschichten, sollen wohl noch Nachrichten von Tempelgebäuden, Statueneinweihungen stehen, so in Brahmapurana, Matsjapurana; diese sind aber auch noch nicht mitgetheilt. Was in sanscrit Schriften, wie in Nagara Khanda des Skandapurana, in den Silpasastren über alte Künstler, ihre Abkunft, Geschlechter und Classen erzählt wird, erstreckt sich etwa zu wenig auf wirkliche historische Personen und ihre Werke, obschon selbst die ältesten derselben, Visvakarman und Maja, Kunstwerke errichtet und Kunstschriften zugleich verfaßt haben sollen. —

In Kasmiras Geschichte, die sich über einen großen Theil des nordwestlichen Indiens und weit südlich verbreitet, und den Zeitraum von wenigstens 1400 J. v. Chr. bis 1024 n. Chr. faßt, finden wir wohl keine bestimmte Nachricht über ein indisches Kunstdenkmal. Aber einige allgemeine Folgen daraus sind hier nicht zu übersehen; z. B., daß im ganzen Verlaufe dieser Geschichte, vom Anfange des Schlangencultus an, der schon mit dem Sivacultus identisch ist, dieser, der sich auch in den Felsentempeln herrschend erweiset, allgemein verbreitet dargestellt wird. Von den Königen Kasmira's werden allein dem Siva, besonders dem Sivajogaesa Tempel errichtet. Nur einigemalen ist von einem geduldeten Buddhaismus, so wie von den, auch in Manu vorkommenden Feuertempeln die Rede. Ist es wahrscheinlich, daß Nachkommen der alten Pandaven dort regierten, und Hindostan Beherrscher gaben, so stimmt dies mit der allgemeinen Sage der Brahmanen, welche ihnen die Errichtung der meisten alten Bauten zuschreibt. Wie soll man aber in jener Geschichte das Stillschweigen über die Hervorbringung der Felsenwerke deuten? Unmöglich kann man ihre Ausführung, die nur aus einer, durch große und einstimmige, äußere Mächte gewaltigen Idee begriffen werden kann, erst nach 1024 n. Chr. setzen. Zu einer so großen Wirkung gab es zur Zeit, als die alte Sivaische Macht schon geschwächt war, keine hinreichende Ursache mehr. Oder soll man sie, weil nicht nach dieser Geschichte, vor derselben, vor 1400 v. Chr. annehmen? —

Bestimmtere historische Angaben hoffen wir aus der sanskrit Literatur u. a. nun bald von dem Capt. Harkneß, dem gelehrten Secretär der königl. Asiat. Gesellschaft von Großbritannien zu erhalten. Einem, durch den verdienten Sir Alex. Johnston bewirkten Auftrage des k. Parlaments gemäß ist derselbe thätigst damit beschäftigt, aus den Materialien der reichen Sammlung Mackenzie's, die durch den Catalogue vom berühmten Professor Wilson bekannt ist, eine Geschichte Indiens zu liefern, die auch über die Kunstgeschichte dieses Landes großes Licht verbreiten muß. Denn nicht nur ist über bestimmte Bauten und Sculpturen in jener Sammlung viel enthalten, auch anderes in England Befindliches wird er dazu benutzen, und noch mehr von Indien beytreiben.

Bey den einzelnen Denkmalen muß man wohl fragen: Haben sie Inschriften, aus denen sie genauer erkannt werden können? Was hat man in historischer Beziehung bisher daraus gelernt, und noch zu hoffen? Das Ergebniß der bisherigen Untersuchungen ist: 1) daß von den Inschriften, welche selbst in weit von einander

entfernten Grotten und andern Bauten vorkommen, die bekannter gewordenen sämmtlich, als von Dävanagari, der ältesten sanskrit Schrift, abgeleitet, sich einander ähnlich beweisen; 2) daß sie alle im Sanskrit abgefaßt sind; 3) daß aber beyde, Schrift und Sprache so verschiedene Modificationen darstellen, weil sie von verschiedenen Orten, Zeiten und Verfassern sind, daß ihre Entzifferung dadurch sehr erschwert wird. Darin stimmen die neuesten Forschungen ein, z. B. von Stevenson in Puna, von Hodges, dem englischen Residenten in Nepal u. a. (vergl. Asiat. Journal 1835. October S. 80). Auch hat sich ergeben, daß verschiedene jünger sind, als die Gebäude, an denen sie sich befinden. — Mehrere Inschriften hat man bisher denen auf der Siegessäule des Firuz-Schah-Gebäudes bey Dehli und auf der Säule von Allahabad ähnlich gefunden, von welchen Capt. Hoare im VII. Vol. der Asiat. Res. Abschriften mitgetheilt hat, und denen man nun auch die von Mattiah und Sarun an die Seite stellt (Asiat. Journal 1836 January S. 27.). Nach der von Allahabad hat erst unlängst Stevenson einige Inschriften von Karli zu erklären versucht (Asiat. Journ. 1835. S. 75. ff.). Das Ergebniß, das für diesen Felsentempel ein Alter von 1600 Jahren anzeigt, bestätigt wohl sonst, recht verstanden, unsere Ansicht dieser Grotte, daß sie Sivaisch sey. Aber die Charaktere beweisen sich, auch in der Deutung von Stevenson, wie sonst noch, zu unsicher, schwankend und willkührlich. *) Nach Hodges ist die in den indischen Inschriften modificirte Daevanagari-Schrift anzusehen, als vor langer Zeit in Indien gebräuchlich, von hier nach Nepal gebracht, und da unter dem Namen von Randsha und Budshin-múla erhalten, wodurch der Tibetanischen Schrift nachgegangen werden kann. Die Tibetaner aber lieben Inschriften mit religiösen Sprüchen an öffentlichen Gebäuden, da sie die Nepalesen als eine Entheiligung ansehen. Die Bauddhen, besonders die von Tibet, mögen wohl überhaupt an mehrere alte Gebäude später solche Inschriften gebracht haben, wie wir wissen, daß in Illora erst vor 100 Jahren eine in ähnlichen Charakteren eingegraben worden ist. Colon. Sykes, sonst geneigt, lieber Werke des Buddhaismus als andere zu sehen, hat vor einigen Jahren der Roy. As. Society of great Brit. Inschriften eingesandt, die in den Grotten von Joonar (Dshunar) gefunden worden sind, welche er als in Pali geschrieben ansieht (Journal Roy. As. Soc. 1835 Nr. IV. p. 205). **) Nach allem wäre erst zu wünschen, daß wir eine, möglichst vollständige Sammlung von zuverläßigen, ganz genauen Abschriften der vorzüglichsten erhielten, um dadurch zu einem oder mehreren Alphabeten derselben zu kommen, ein corpus inscriptionum veterum Indicarum.

Zu den Mitteln, die indischen Kunstwerke genauer kennen zu lernen, gehören die 32 Silpasastren, die Kunstgesetzbücher, mit eben so vielen Beywerken oder Erklärungen jener, Upasilpasastren, die zusammen ein, bisher wenig gekanntes Gebiet der sanskrit Literatur ausmachen. Sie lehren Architectur nach ihrem ganzen Umfange, Sculptur, auch die Kunst, Bilder aus Holz und Metall zu verfertigen, mit Gold und Silber auszuschmücken, die Steinschneidekunst u. a. Einige dieser Bücher scheinen, nicht blos nach der herrschenden Ueberlieferung, sehr alt, und, indem sie immer noch ältere Anschauungen bestehender Kunstwerke voraussetzen, woher sie ursprünglich ihren reichen Inhalt entwickelt, und in einer originellen sanskrit Kunstnomenclatur mitgetheilt haben, muß auch der Kunst selbst in Indien ein hohes Alter zuerkannt werden. Eine sehr schätzbare Probe von jenen Werken ist durch das Verdienst der königl. Asiat. Gesellschaft in London in der Schrift eines eingebornen Hindu, Ram Raz, on the Architecture of the Hindus etc. London 1834 mit 48 Zeichnungen erschienen. Zwar beschränkt sich diese Schrift nur darauf, anzudeuten, worin das System der indischen Architectur mit Ausschliessung der Sculptur u. a. bestehe, und bringt zur Vergleichung nur einige Gebäude, die ihr Verf. über der Erde im Süden Indiens gesehen hat; doch sieht man schon daraus, wie aus jenen Büchern, unsere Kenntniß der indischen Kunstwerke bereichert, bestimmt und berichtigt werden könne. Wir erhalten darin einen Maßstab zur Beurtheilung derselben, und lernen aus ihnen noch Anderes, z. B. selbst über die Errichtung der Tempel und Bildwerke der Dshainen und Bauddhen, welchen abgesonderte Orte ausser den Städten und Dörfern angewiesen werden, wie den Saiven und Vaishnaven, so fern sie von der rein brahmanischen Richtung abwichen. Damals waren also jene wie diese noch in dem Brahmaismus ungeachtet ihres Unterschiedes von ihm. — Es läßt sich erwarten, daß uns das älteste der Silpasastren, Sakaladhikara genannt, das vorzüglichste und inhaltreichste, auch über den Grottenbau belehren werde, da selbst der Felsentempel in Dhumnar bey Tod in Vielem mit den Kunstgesetzen bey Ram Raz einstimmt. —

So tief uns aber auch alle diese Mittel in das, wenig gekannte Gebiet der alten Kunst der Hindu einführen mögen, noch sind, außer ihnen, zuverläßige Zeichnungen ihrer Bauten und Sculpturen, besonders sichere Messungen von jenen und wo möglich, gute Abdrücke der wichtigeren von diesen zu ihrer genauen Kenntniß das unentbehrlichste.

(Schluß folgt.)

*) S. Anm. 3. am Ende.

**) S. Anmerkung 4. am Ende.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Intelligenzblatt.

Sitzung vom 3. März 1836.

(Schluß des Auszuges aus der vom Herrn Prof. Frank gelesenen Abhandlung über einige Mittel zur genauen Kenntniß der indischen Kunstwerke.)

Anmerkungen.

1. In den Götting. gel. Anzeigen von 1835, November, hat Hr. K. O. Müller seine Ansicht von Wahrscheinlichkeit der Einwirkung griechischer Künstler auf indische Münzen vorerst wiederholt, und am Schluße (S. 1782) beygesetzt: „Wie aber diese Figuren (im hellenischen Geiste entworfen seyn sollende Typen) der Münzen sich in dem Style der Zeichnung zu den besseren Arbeiten der Steinsculpturen von Ellora und Mahabalipur verhalten, darüber möchten wir sehr gern das Urtheil solcher Kenner vernehmen, die ein für den Gang der Kunst und die Eigenthümlichkeiten verschiedener Stylarten geübtes Auge zur Betrachtung jener mächtigen Denkmäler an Ort und Stelle hinzugebracht haben.“ Wir freuen uns, den berühmten Archäologen in diesen von C. Niebuhr schon vor 70 Jahren und auch von uns lange gehegten Wunsch nach genauerer, zuverläßigerer Kenntniß der indischen Steinsculpturen und Bauten zum Theil einstimmen zu sehen. Dadurch würden wir nicht nur über den Kunstwerth der Sculpturen an den vielen, großen alten Bauten Indiens, der von mehreren namhaften Augenzeugen so hoch erhoben wird, eine allgemein gültige Entscheidung erhalten, sondern auch reichen, merkwürdigen Stoff in Betreff ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung. Aber nicht so einleuchtend möchte der Grund seyn, den er davon angiebt, daß die von ihm genannten Figuren auf Münzen nur im hellenischen Geiste entworfene Typen seyen, weil nämlich „der Orient in keiner Periode seiner Cultur eine so freye, lebensvolle, selbst kühne Zeichnung selbständig hervorgebracht habe, als manche Figuren von Reitern, Bogenschießenden Helden u. dgl., auch manche Zusammenstellungen mehrerer Figuren auf jenen indischen Münzen zeigen“ (selbst die keine griechische Schrift enthalten). Uns scheint, daß eine solche Hervorbringung des Freyen und Lebendigen, die wohl entweder gar nicht oder nur selbständig individuell seyn kann, von einem so allgemeinen Standpuncte des ganzen Orients aus, wie von einer homogenen Masse aller jener, doch so verschiedenen Völkerindividualitäten, den Hindu nicht ohne eine petitio principii abgesprochen werden könne. — In der Begeisterung über die wichtigen Ergebnisse aus den großen numismatischen Entdeckungen, die seit einigen Jahren in den Nordwestindischen Regionen gemacht worden sind, und noch fortgesetzt werden, kann doch diese bequeme, achtungslose Versenkung des Indischen in solches Dunkel keine Entschuldigung finden! — Aus dem, daß die indoskythischen Fürsten Mokadphises, Kanerkos u. a. hellenische Schrift und Sprache auf ihre Münzen nahmen, und wegen ihres weiten Umlaufes auch an ältere Gepräge formen hielten, möchte wohl nicht so viel folgen, daß in Nordindien und Pantschap griechische Sprache und Kunst festgewurzelt waren. Tragen doch Münzen derselben auch offenbare Beweise des Verfalls der Kunst und der auffallenden Unkenntniß der

griechischen Schrift und Sprache! Auch haben sie immer zugleich, die sogenannte baktrisch-pehlvische Schrift. Wie kann man jene Barbaren auf solchem Grunde im Allgemeinen Erben griechischer Sprache und Kunst nennen, wenn sie auch wirklich auf einigen Münzen, sonst dazu dienende, griechische Künstler angewendet haben sollten? Ganz unbewiesen setzt man aber voraus, daß, wo immer sich eine Spur von Kunst selbst auf indischen Münzen zeigt, nur an griechische nicht an indische Künstler gedacht werden könne. An dem feinen Gepräge einer Münze des Apollodortos, die auf einer Seite den indischen Elephanten, auf der andern den indischen Buckelochsen hat, will man den griechischen Künstler entschieden erkennen. Aber man weiß, daß an sehr alten Steinsculpturen indischer Gebäude diese Thiere selbst im kleinsten Maaßstabe vortrefflich dargestellt sind. Sind auch diese Gebäude mit ihren Sculpturen griechische Arbeit, oder die alten Hindu nur im Münzprägen so ungeschickt, haben es erst von den Griechen gelernt? Den eigenthümlichen griechischen Styl der bildenden Kunst in seinem Unterschiede vom indischen geltend bestimmen zu können, dazu fehlen uns vor allem die erforderlichen, zuverlässigen, genauen Abdrücke von den Sculpturen wie von den Münzen, überdieß auch Bestimmnng der Zeit und des Orts, woher sie stammen.

2. Zu diesen zwey, von Tod angegebenen Arten von Bedachung kommen noch andere z. B. die Rippenbedachung, sowie sie beschrieben wird, als eine der urältesten Bauarten (of primeval architecture), an einem Tempel des Siva Vaidja-Natha von E. Dean im Asiat. Journal of Bengal, womit die Bedachung mehrerer Felsentempel, wie des Visvakarman von Illora *) u. a. verglichen zu werden verdient, obschon sie nicht mit jener zu verwechseln ist.

3. Zuverläßiger scheint die Erklärung der Inschrift, welche in einem Tempel des Siva auf dem Berge Untshapur zwischen dem 27° und 28° N. Br. in der Provinz Adshmir gefunden, von Dr. Mill (nach der Nr. 2. von Allahabad, doch als Abweichung davon) — in die noch spätere Dävanagari umgewandelt und ins Englische übersetzt, im Asiat. Journal of Bengal mit dem Facsimile derselben mitgetheilt worden ist. Da sie aus dem 10. Jahrhundert stammt, so kann sie als wichtige vermittelnde Form zwischen der ältern Dävanagari und der neueren dienen, welche seit dem 12. Jahrhundert nicht weiter verändert erscheint, und mit unserer gegenwärtigen Form einstimmt.

4. Aber diese Inschriften, wie die ältesten in Dekan überhaupt, gleichen in ihren Charakteren nicht denen im nördlicheren Indien, welche unstreitig in der alten Dävanagari, wie selbst Umschriften auf alten indischen und indoskythischen Münzen, abgefaßt sind. S. Journal Asiatique 1836 Fevrier — Nr. XCIX. Vrgl. H. H. Wilsons description of select coins in den Asiatic Researches Vol. XVII. — Sykes scheint hiebey dem alten Vorurtheil zu folgen, daß man als die ursprüngliche alte Schrift der Bauddhen die Palischrift und Sprache annehmen müsse. Aber man kann mit Recht sagen: Warum sollen sich die alten Weisen des Buddhaism in Ajodhja und Süd-Behar (Magadha) nicht der, da allgemein gebräuchlichen, Dävanagari-Schrift bedient haben? Warum der späteren Abart von *derselben* in Ceylon und in den indochinesischen Provinzen, wo freylich ihre dahin zu verbreitende Lehre, in fremde Schrift und Sprache überzugehen hatte? — Hodgson hat die alten Urschriften der Bauddhen mit Dävanagari-Charakteren im Sanskrit in Nepal aufgefunden, und schon 27 Bände davon an die Royal Asiatic Society in London gesandt. Von diesen beweisen sich alle anderen in Tibet, Ceylon, der Mongoley, im Indochinesischen u. a. als bloße Uebersetzungen.

*) S. die Abhandl. der k. A. d. W. v. 1835. S. 795.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 14. May 1836 wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Von dem ordentlichen Mitgliede der k. Akademie, Herrn Conservator Dr. Vogel:

a) Ueber die Auflöslichkeit des kohlensauren Kalkes in Salmiak.

Man hatte bisher bey qualitativen Analysen einen gewissen Werth darauf gelegt, daß die aus einer Flüs-

sigkeit niedergeschlagene Magnesia sich in Salmiak vollständig wieder auflöst, und dieß Verhalten der Magnesia wurde im Allgemeinen dazu benutzt, um dieselbe von den übrigen Erden leicht zu unterscheiden.

Es waren zwar Beyspiele vorhanden, daß noch andere in Wasser fast unauflösliche Substanzen, wie der weinsaure Kalk, kohlensaures Zink und Kobalt, Chlor-Silber, schwefelsaures Bley ꝛc. sich in Salmiak-Wasser mehr oder weniger leicht auflösen, allein der frisch niedergeschlagene kohlensaure Kalk, so wie der kohlensaure Baryt und Strontian, welche man für unauflöslich in Salmiak hielt, werden auch davon mehr oder weniger aufgelöst, wodurch dieselben vorzüglich dann, wenn sie sich in geringer Menge in einer Flüssigkeit befinden, mit der Magnesia leicht verwechselt werden könnten. Auch die in der Natur vorkommenden kohlensauren Kalkverbindungen, nämlich der Doppelspath und der cararische Marmor, so wie der kohlensaure Baryt (Witherit) lösen sich in Salmiak auf, was bey analytischen Versuchen zu Täuschungen Veranlassung geben könnte.

In den meisten Fällen, wo der Salmiak als kräftiges Lösungsmittel auftritt, beruht, wenigstens bey den kohlensauren Erden, ihre Auflöslichkeit auf einer Zersetzung derselben, indem sich kohlensaures Ammonium und salzsaure Erden bilden.

b) Ueber die Reduction der Quecksilbersalze durch Kupfer.

Es wurde als eine allgemein anerkannte Thatsache angenommen, daß die aufgelösten Queckfilbersalze durch Kupfer schnell reducirt werden, wobey sich das Kupfer mit metallischem Queckfilber überzieht.

Die Erscheinungen, welche diese Reduction begleiten, sind verschieden, wenn man das Kupfer statt in salpetersaure Queckfilbersalze in Sublimat-Auflösung taucht, denn in diesem Fall wird die Oberfläche des Kupfers schwarz und bedeckt sich außer einer geringen Menge von Queckfilber mit schwarzem Kupferoxyd, welches sich auf mechanische Weise nur schwer davon trennen läßt, sondern nur vermittelst Salzsäure aufgelöst werden kann, wodurch das metallische Queckfilber auf dem Kupfer wahrnehmbar wird. Das Messing verhält sich zum Sublimat wie das Kupfer.

Auch der im Wasser schwebend erhaltene Calomel wird durch Kupfer auf die nämliche Weise zersetzt wie der Sublimat, indem sich das getauchte Metall mit schwarzem Kupferoxyd bedeckt, und das Wasser nun kupferhaltig wird, woraus folgt, daß die Pillenmaschinen von Messing für Sublimat-Pillen nicht ganz zweckmäßig erscheinen dürften.

c) Ueber die Zersetzung der Kupfersalze durch Phosphor.

Wenn Phosphorstangen in einer Auflösung von schwefelsaurem Kupfer aufbewahrt werden, so verliert die Flüssigkeit allmählig ihre blaue Farbe, und nun enthält sie in ihrem gänzlich farblosen Zustande kein Kupfer mehr, sondern nur Schwefelsäure und Phosphorsäure.

Der Phosphor ist mit einer Schicht von metallischem Kupfer bedeckt, und unter diesem metallischen Ueberzuge befinden sich schwarze Blättchen, welche in Phosphorkupfer bestehen.

In einer Auflösung von salpetersaurem Kupfer bringt der Phosphor die nämlichen Erscheinungen, wie beym schwefelsauren Kupfer hervor; unter dem Ueberzuge von metallisch glänzendem Kupfer befindet sich ebenfalls schwarzes Phosphorkupfer.

Die concentrirte grüne Auflösung von Kupfer-Chlorid verhält sich etwas anders zum Phosphor, denn in dieser Auflösung bedeckt sich der Phosphor nicht sogleich mit metallischem Kupfer, sondern mit einem weißen Pulver, welches sich in großer Menge bildet, und in Kupfer-Chlorür besteht. Außerdem enthalten die darin aufbewahrten Phosphorstangen auf ihrer Oberfläche und im Innern eine nicht unbedeutende Menge Phosphorkupfer, welches sich gebildet hatte.

In einer verdünnten Auflösung von essigsaurem Kupfer bringen die Phosphorstangen bald eine Trübung hervor, und es legt sich ein weißes Pulver zu Boden, welches sich in der immer mehr frey werdenden Essigsäure nicht wieder auflöst, und in phosphorsaurem Kupfer besteht.

Uebrigens wird auch hier ein Theil Kupfer in metallischen Zustand versetzt, und ein anderer in Phosphorkupfer verwandelt.

2. Von dem außerordentlichen Mitgliede Herrn Professor Dr. A. Wagner: Beyträge zur Fauna Boica.

Unter diesem Titel gedenke ich gelegentlich diejenigen merkwürdigeren Thierarten zur Sprache zu bringen, welche entweder in den Verzeichnissen der in Bayern einheimischen Thiere gar nicht aufgeführt, oder doch wenigstens von einer solchen Seltenheit sind, daß eben deshalb ihre Auffindung nicht ohne Interesse für uns ist.

1) Giftschlangen. Schrank führt in seiner Fauna Boica unter dem Namen Coluber chersea, Coluber Berus und Coluber Prester drey Arten von giftigen Schlangen auf, als deren einzigen Wohnort er Hohenschwangau angiebt; doch fügt er hinzu: „Ich kenne diese drey giftigen Schlangen nur aus fremden Nachrichten, selbst habe ich keine gefunden.“ Nach dieser Angabe sollte man sich wohl der erfreulichen Meinung überlassen dürfen, daß Giftschlangen zu den größten Seltenheiten unsers Landes, wenigstens innerhalb der Grenzen, welche dasselbe bey Abfassung von Schranks Fauna (im Jahre 1798) hatte, gehören müßten; allein leider haben mich meine eigenen Erfahrungen vom Gegentheil, wenigstens für die Umgebungen der Hauptstadt, belehrt. Als ich vor vierthalb Jahren bey der hiesigen zoologischen Sammlung angestellt wurde, fand ich bereits 3 Exemplare von Kreuzottern vor, welche von sieben Stücken, die ein Naturalienhändler bey Wolfratshausen eingefangen hatte, ausgewählt worden waren; unter ihnen gehörte das eine der gewöhnlichen Kupferotter (Pelias Berus Merr.), worunter Schranks Coluber Berus und chersea zu begreifen ist, das andere der schwarzen Otter (C. Prester Linn.) an. Diese giftigen Schlangen kommen indeß in noch größerer Nähe von München vor. Im August 1834 wurde von Arbeitern, welche bey Harlaching beschäftigt waren, Pflastersteine aus der Isar aufzusuchen, der Sammlung eine schwarze Otter überbracht, welche sie lebendig im Gebüsche des Thalgrundes gefangen hatten. Die Leute hatten sich hierbey nicht wenig unvorsichtig benommen, und es ist als eine gnädige göttliche Bewahrung anzusehen, daß in einer überaus heissen Jahreszeit, wo die Lebenskraft dieser Thiere aufs höchste gesteigert ist, kein Unheil entstand. Der Eine nämlich hatte die zischende Schlange mit der Hand hinter dem Kopfe gepackt, wodurch er allerdings vor ihren Bissen geschützt war; ein Anderer aber hatte ihr die Zunge, welche sie, nach Gewohnheit der Schlangen überhaupt, mit Blitzesschnelle vorschnellte, ergriffen, und mit Gewalt aus dem Rachen gerissen, um ihr, wie er sagte, dadurch das Gift zu benehmen. In diesem Zustande wollten sie das Thier ihren Kindern zum Spielen mit nach Hause bringen, doch glücklicher Weise büßte dasselbe in Folge der erlittenen Behandlung bald das Leben ein.

Zwey andere Exemplare dieser Art erhielt die Sammlung erst vor wenig Wochen durch die gefällige Mittheilung des Herrn Mühlaufsehers Habenschaden, welcher, ein geübter Jäger, eifrigst mit Sammeln der einheimischen Vögel beschäftigt und zugleich aufmerksam auf alle sonstigen Merkwürdigkeiten im Thierreiche ist. Er hatte diese Schlangen in der Hirschau bey Garching in seine Gewalt bekommen. Die eine von ihnen ist die gewöhnliche Kupferotter, die andere aber die schwarze Otter. Man ersieht hieraus, daß die Letztere bey uns häufiger vorkommt, als in den meisten Gegenden Deutschlands, denn Lenz zu Schnepfenthal, der in neueren Zeiten unter allen einheimischen Sammlern wohl die größte Anzahl von Schlangen zusammengebracht hat, konnte unter 128 eingefangenen Kreuzottern keine schwarze Otter auffinden. Was indeß jenem Fund bey Garching eine noch größere Wichtigkeit verleiht, und was zugleich ein neues Factum für die Zoologie überhaupt ist, ist der Umstand, daß diese beyden Schlangen, die Kupferotter und die schwarze Otter, in der Paarung überrascht wurden. Man ist bis jetzt ungewiß darüber gewesen, ob beyde als verschiedene Arten, oder nur als Abänderungen einer und derselben Art zu betrachten seyen; der Umstand, daß sie in gegenseitiger Paarung gesehen wurden, entscheidet für letztere Meynung. Wenn aber Lenz meynt, daß die schwarzen Ottern nur kränkliche Individuen von Pelias Berus seyn möchten, so irrt er gewiß, da unsere Exemplare durchaus kein kränkliches Ansehen hatten, sondern von der besten Beschaffenheit waren. Um noch Einiges über die Verbreitung der Kreuzotter in Bayern beyzufügen, erwähne ich, daß erst in diesen Tagen abermals eine solche Schlange in der Nähe von Groß-Heßlohe gefangen wurde, wie denn überhaupt in unserer Umgebung, zumal auf den Moosgründen, dieselben öfters gesehen werden. Höher hinauf gegen die Kette der bayerischen Alpen sind sie ebenfalls bekannt, und unter dem Namen Bißwurm gefürchtet. In den übrigen Theilen unseres Landes habe ich nur

noch an zwey Orten Kreuzottern selbst gefunden, einmal nämlich bey Schwarzenbach an der Saale im Fichtelgebirg, und das andremal zwischen Muggendorf und Gößweinstein. Nicht ganz selten kommen sie in dem großen Walde zwischen Nürnberg und Altdorf vor, von wo ich Exemplare bey dem verstorbenen Professor Wolf gesehen habe; dorten sind auch mehrere Fälle von Personen bekannt, die von Giftschlangen gebissen wurden, und ein solches Ereigniß mit tödtlichem Ausgange lebt daselbst noch immer im allgemeinen Andenken. Um Erlangen konnte ich nie eine Kupferotter auftreiben.

2) Zu den allerseltensten europäischen Helix-Arten, von denen bis jetzt nur äußerst wenige Fundorte bekannt sind, gehören die beyden zur Untergattung Helicophanta gestellten Species Helix brevipes und H. rufa. Draparnaud, der sie zuerst beschrieb, giebt keinen Wohnort von ihnen an; Ferussac hat sie blos einmal bey Ueberlingen am Bodensee gefunden, späterhin wurden sie daselbst nicht wieder wahrgenommen. Pfeiffer spricht erst in seinen Nachträgen von ihnen und zwar nicht nach selbst gefundenen Exemplaren, sondern nach solchen, die ihm von Hofgeismar zugesandt wurden. Am häufigsten noch kommt sie in dem Erzherzogthume Oesterreich vor, wie wir dieß aus den neuesten Angaben von Roßmäßler ersehen. In diesen Tagen nun ist Herr Stud. Roth, der mit beharrlichem Eifer die inländischen Mollusken sammelt, so glücklich gewesen, eine Stunde oberhalb München, in dem Thalgrunde bey Harlaching, mehrere Exemplare von Helicophanta brevipes, worunter einige mit dem Thiere, unter abgefallenem Buchenlaube aufzufinden, und hiemit den von Herrn Prof. Dr. Perty angefertigten „Beyträgen zur Kenntniß der Fauna Monacensis“ (Isis 1832 St. 712) eine neue, und höchst seltene Art beyzufügen. Das Thier gehört unter die zierlichsten, welche unter den einheimischen Landschnecken vorkommen, und ist von Pfeiffer sehr naturgetreu, von Ferussac dagegen ziemlich ungenau abgebildet worden. Die kleine, deckelähnliche Schale, welche bey ihrem geringen Umfange außer Stande ist, das Thier beym Zusammenziehen in sich einzunehmen, rechtfertigt die Aufstellung einer besondern Untergattung von Helix unter dem Namen Helicophanta. Wie es sich mit der Behauptung von Roßmäßler verhalte, daß Draparnaud und Pfeiffer ganz vollendete Exemplare von rufa für brevipes gehalten hätten, und also ihre beyden Arten zusammenfielen, kann ich nicht entscheiden, da mir nur eine einzige Form unter den vorliegenden Exemplaren bekannt geworden ist, so daß ich also keine Vergleichung zwischen beyden Arten, die Roßmäßler gleichwohl festhält, anstellen kann. Nur so viel kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß unsere Exemplare, sowohl den Thieren als der Schale nach, vollkommen mit der von Pfeiffer gelieferten Beschreibung von Helicophanta brevipes übereinkommen, dagegen von H. rufa, wie sie Roßmäßler schildert, abweichen.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse vom 11. Juny 1836 wurden nachstehende Vorträge gehalten:

1. Von dem außerordentlichen Mitgliede Herrn Professor Dr. Buchner: Chemische Notiz über die Säfte einiger Cacteen.

Von den eben so schönen als seltsam gestalteten Gewächsen aus der Familie der Cacteen, welche zu den Hauptzierden unserer Fenstergärten und Gewächshäuser gehören, wußte man in chemischer Beziehung bisher weiter nichts, als daß Deserres in Cactus Opuntia sauren apfelsauren Kalk, und Voget in den Blüthen von Cactus speciosus zwey verschiedene rothe Färbestoffe gefunden hat, welche beyde im Wasser löslich sind, und durch Anwendung von wässerigem Weingeist und Schwefeläther-Alkohol getrennt werden können, indem der wässerige Weingeist einen karminrothen Färbestoff aus den Blumen auszieht und einen scharlachrothen zurückläßt, welcher nachher von Schwefeläther-Alkohol ausgezogen werden kann.

Hr. Prof. Dr. Zuccarini hat die Beobachtung gemacht, daß diejenigen Mammillarien, deren Mammeln eckig sind, beym Verletzen einen weißen Milchsaft von sich geben, was bey den übrigen nicht der Fall ist. Da er den chemischen Unterschied dieser verschiedenen Arten von Säften kennen zu lernen wünschte, wurde L. A. Buchner jun. veranlaßt, eine Reihe von chemischen Versuchen mit den Säften einiger Cacteen anzustellen, woraus sich folgendes ergab:

Der Milchsaft von Mammillaria cirrhifera ist weiß und von ziemlich dicklicher Consistenz, er schmeckt milde, was auch bey andern Mammillarien so gefun-

den wurde, und enthält außer Wasser vorzüglich Cerin und Myricin, also Wachs, nebst Gummi und Emulsin oder vegetabilischen Eyweißstoff; auch etwas Extractivstoff und Kalksalz.

Die Mammillaria pusilla gehört zu denjenigen Species, welche keine eckigen Warzen und keinen Milchsaft haben; sie wurde zur vergleichenden Analyse gewählt. Der Saft dieser Pflanze ist etwas schleimig und von einem säuerlich-salzigen Geschmack; er besitzt eine schöne bläulich rothe Farbe. Dieser Färbestoff ist indessen nur in sehr geringem Verhältnisse vorhanden, er wird durch Alkalien gelb, durch Säuren aber nicht verändert. Außer diesem Färbestoffe enthält der Saft Schleim, Eyweißstoff, Extractivstoff, sauren apfelsauren Kalk, essigsaures Kali und Chlorophyll.

Der Saft verschiedener Cactus-Arten scheint eine analoge Beschaffenheit zu haben, wenigstens wurden bey Cactus Phyllanthus, C. flagelliformis und C. speciosus, womit man gleichfalls Versuche anstellte, dieselben Bestandtheile wie bey Mammillaria pusilla gefunden.

Von Cactus Phyllanthus und C. flagelliformis wurden auch die Blüthen untersucht. Der schöne rothe Färbestoff derselben ist im Wasser löslich, gehört also zum Anthokyan des Hrn. Clamor Marquart, wird übrigens durch Alkalien gelbgrün und beym Sättigen des Alkali mit einer Säure wieder roth, jedoch mit einer Abänderung ins Violette. Außer diesem in Wasser und wässerigem Weingeiste löslichen Farbestoffe ist auch ein harzartiges Gelb vorhanden, welches nicht im Wasser, wohl aber in absolutem Alkohol löslich ist, mithin zum Anthoxanthin gehört. Die Blüthen der genannten Cactus-Arten besitzen einen süßen Geschmack und enthalten viel Zucker, welcher aber nicht leicht krystallisirt; außerdem ist viel Eyweißstoff vorhanden.

2. Von dem korrespondirenden Mitgliede Herrn Professor Dr. Rudolph Wagner in Erlangen eingesendet: Beobachtungen über Spermatozoen.

Zu den physiologischen Gegenständen, welche mich in der letzten Zeit angelegentlich beschäftigten, gehört die Untersuchung der Samenthierchen, und der Kontenta der männlichen Genitalien überhaupt, wovon wir bisher nur eine sehr ungenügende Kenntniß hatten. Es finden sich hier die allermerkwürdigsten Verhältnisse, welche für die Physiologie der Zeugung von der größten Wichtigkeit sind.

Erstens bemerke ich, daß es mir gelungen ist, die Duplicität des Geschlechts bey vielen Thieren nachzuweisen, wo man sie bisher nicht kannte. So unter den Polypen bey den Aktinien, unter den zweyschaligen Muscheln bey Cyclas, ganz kürzlich auch bey Cypris, wo Straus blos weibliche Thiere fand. Diese kleinen Krustenthiere sind Zwitter; der Same enthält sehr große, fadenförmige, gewundene Spermatozoen.

Bekanntlich hat man in der letzten Zeit sich vielfach über die Deutung der keimbereitenden Geschlechtstheile bey den hermaphroditischen Schnecken gestritten. Einige erklärten die an die Leber geheftete Drüse für den Eyerstock, wie Cuvier, Meckel, Carus, andere für den Hoden, wie Wohnlich, Treviranus, Brandt; ich hatte mich jüngst für die letztere, nach wiederholten Untersuchungen neuerlich wieder bedingt für die erstere Ansicht erklärt, dabey aber auf manche Zweifel aufmerksam gemacht (S. Wiegmann's Archiv. 1835. Heft III.) Meine neuesten Untersuchungen sind fast geeignet, die Sache noch mehr in Verwirrung zu bringen: ich bin nämlich jetzt fast überzeugt, daß Eyer und Same in derselben Drüse producirt werden; so scheint es bey Helix, Limax und unter den Bivalven bey Cyclas der Fall zu seyn. Man findet zu allen Jahreszeiten, auch mitten im Winter, Samenthiere in der Drüse und sieht ihre Bildung im Frühjahre in bündelförmigen Massen wie bey anderen Thieren (wovon ich weiter unten sprechen werde); eben so enthält die Drüse aber die primitiven Eyer und es bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten, diese höchst merkwürdigen Verhältnisse ins Klare zu setzen. Vielleicht sind in einer und derselben Drüse einzelne Blinddärmchen Samen –, andre Eyer producirend und beyde nur aggregirt.

Die Samenthiere zeigen, wie die Blutkörperchen, sehr bestimmte Beziehungen in Form und Ansehen zu den Klassen und Ordnungen der Thiere; die Individualisirung der Formen scheint aber weiter zu gehen, als bey den Blutkörperchen.

Beym Menschen und den von mir untersuchten Säugethieren (auch bey den Affen) ist die Grundform die der Zerkarien: ein ovaler, ziemlich platter, vorne zugespitzter, (mandelförmiger) oder auch abgerundeter Körper, und ein sehr feiner, fünf bis sechsmal längerer

Schwanz. Zuweilen habe ich den Schwanz doppelt (gabelförmig getheilt) gefunden; ob dieß Mißbildungen waren?

Bey den Vögeln zeigen die Ordnungen einige Verschiedenheiten; alle von mir untersuchten Singvögel (Passerinae) nämlich Corvus, Turdus, Fringilla, Sitta, Sturnus, Parus etc. zeigten mir lange lineare, gerade, an einem Ende aber etwas dickere und hier Korkzieher-förmig, spiralig gewundene oder gedrehte, zugespitzte Samenthierchen; die Zahl der Spiralwindungen scheint nach den Gattungen etwas verschieden zu seyn. — Bey anderen Vögeln, so z. B. den Tauben, Enten, dem Kukuk u. s. w. sind die Samenthierchen nicht spiralig, sondern haben einen länglichten, cylindrischen, dickeren, geraden zugespitzten Körper und einen etwas längeren, höchst feinen linearen Schwanz.

Wie die nackten und beschuppten Amphibien, unter ersteren wieder die geschwänzten und ungeschwänzten Batrachier, sich in ihrem ganzen Baue und auch rücksichtlich ihrer Blutkörperchen unterscheiden, so auch in Bezug auf die Samenthierchen, welche sie beherbergen.

Die merkwürdigsten Samenthierchen zeigten mir hier die Wassersalamander; es sind lineare, wie Uhrfedern zu einer liegenden Spirale eingedrehte, an beyden Enden fein zulaufende, in der Mitte dickere, wahrscheinlich drehrunde Thierchen. Lange konnte ich über ihre höchst wundersame zitternde Bewegung, wobey sie sich im Kreise herumdrehen, nicht ins Reine kommen. Endlich entdeckte ich, daß sie mit höchst feinen Wimperchen besetzt sind, welche die deutlichste Flimmerbewegung zeigen. Es schien mir jedoch, als wenn die Wimperchen membranförmig verbunden wären, oder als wenn eine höchst feine gefaltete Membran kammförmig die konvexe Seite des Körpers besetze. Die Beobachtung ist hier sehr schwierig und bedarf der sorgfältigsten Wiederholung. Bey den Fröschen, den Eidechsen ist eine Abtheilung in stabförmigen Leib und linearen Schwanz deutlich.

Bey den Fischen differenziet sich die Form nach den drey Hauptordnungen, in welche ich dieselben eintheile und welche ich noch immer für die natürlichsten halte.

Alle von mir untersuchten Knochenfische zeigten mir als Samenthierchen sehr kleine sphärische Körperchen in rascher Bewegung. Bey scharfer Beobachtung gelang es mir jedoch auch hier, einen kurzen und sehr feinen Schwanz wahrzunehmen. Ganz anders, sehr lang, dünn, faden- und spiralförmig zeigten sich mir die Samenthierchen des Haifisches und ich stehe nicht an zu glauben, daß auch die übrigen ächten Knorpelfische (Plagiostomen) solche Spermatozoen haben.

Wieder anders sind die Samenthierchen der Cyklostomen, wo ich sie bey Petromyzon Planeri kürzlich untersuchte; es sind längliche, cylindrische Körper, ähnlich wie bey den Fröschen; ob sie einen feinen Schwanz haben, konnte ich bis jetzt noch nicht mit Sicherheit wahrnehmen.

Die Samenthierchen der wirbellosen Thiere zeigen ebenfalls mancherley Verschiedenheit; ich bin jedoch hier in meinen Untersuchungen noch nicht so weit vorgerückt. Siebold in Danzig hat kürzlich hierüber (in Müller's Archiv) schätzenswerthe Beobachtungen mitgetheilt, die mit den meinigen übereinstimmen.

Was die Strukturverhältnisse bey den Samenthierchen betrifft, so habe ich darüber nichts mit Sicherheit ausmitteln können. Jene runde Stelle auf der platten Seite der Samenthierchen vom Menschen und von Säugethieren für eine Sauggrube, nach Analogie der Cerkarien und Distomen, erklären zu wollen, halte ich für vorschnell. Dagegen habe ich viele Beobachtungen über die Bewegungen der Samenthierchen angestellt. Oben schon habe ich von der flimmernden Membran gesprochen, womit die Samenthierchen der Wassersalamander besetzt sind. Noch merkwürdiger ist der lange, spiralförmig in den Körper eingeschlossene Schwanz in den Samenthierchen der Ukrinien, dessen sonderbare Entwickelung ich in Wiegmanns Archiv 1835 beschrieben habe.

Kürzlich bin ich so glücklich gewesen, die Entwicklung der Samenthierchen auf das Deutlichste beobachten zu können. Viele Singvögel habe ich deshalb in der Fortpflanzungszeit untersucht und diese Beobachtungen kürzlich auch bey den Tauben, welche etwas anders geformte Samenthierchen haben, bestätigt gefunden.

Bey jungen Vögeln und im Winter sind die Hoden sehr wenig entwickelt und enthalten nur kleine Kugeln oder Körner von $\frac{1}{150}$ bis $\frac{1}{300}$ Linien Größe, von fein granulirtem Ansehen. Ob nun diese durch stärkeres Wachsthum sich zu Samenthierbehältern ausbilden, oder ob diese in der Fortpflanzungszeit sich neu entwickeln, weiß ich noch nicht. So viel ist aber gewiß, daß zur Zeit der Paarung die Samenflüßigkeit in den stark turgescirenden Hoden ganz neue Bildungen zeigt. Es finden

sich nämlich runde und ovale Blasen, welche inwendig mit körniger Masse gefüllt sind, die ich dem Dotter vergleichen möchte. In dieser körnigen Masse zeigen sich bey reiferen Blasen lineare Gruppirungen, die zu Samenthierchen werden. Sehr deutlich sieht man in den runden Blasen oder Kugeln der Samenflüßigkeit der Taube von $\frac{1}{90}$ bis $\frac{1}{100}$''' Größe neben der mehr verdrängten körnigen (Dotter) Masse die einzelnen Samenthierchen zu 10 bis 12, welche nach vollkommener Reife aus der platzenden Blase heraustreten, Lebensbewegungen zeigen und dem vas deferens entgegeneilen. Bey den Singvögeln sind die Samenthierchen länger und die Blasen werden daher oval, dann langgezogene Schläuche mit birnförmiger Anschwellung an demjenigen Ende, wo die dicken, spiraligen Enden der Samenthierchen liegen, welche selbst bündelförmige Massen bilden.

Eine ähnliche, nur verschieden modificirte Genesis der Samenthierchen fand ich in anderen Wirbelthieren und in vielen Wirbellosen. Diese ganze Entwickelungsgeschichte der Spermatozoen dürfte in der Folge als eine der stärksten Stützen der generatio aequivoca gelten.

Die Samenthierchen sind wesentliche Elemente des Samens, keineswegs zufällige Entozoen. Sie stehen in einem ganz bestimmten Verhältniß zur Lebensthätigkeit des Sperma's und zur Klassen- und Gattungsverschiedenheit der Thiere, und es stellt sich hier allerdings eine Parallele mit den Blutkörperchen heraus. In vielen Fällen getraue ich mir aus einem Tröpfchen Blut oder Samen, den man mir reicht, bey mikroskopischer Untersuchung und mittelst mikrometrischer Messung nicht blos Klasse und Ordnung, sondern selbst die Gattung des Thieres anzugeben. Die vollständigen Ergebnisse meiner Untersuchungen werde ich, sobald sie zu einer größeren Reife gediehen sind, in meiner „Geschichte der Zeugung“ mittheilen.

Der eben im Drucke begriffene Prodromus historiae generationis enthält eine Uebersicht des Bau's des primitiven Ei's durch alle Thierklassen bis zum Menschen dargestellt und ich habe die Ehre, der Klasse vorläufig die zwey bereits vollendeten Kupfertafeln vorzulegen.

Es ist mir gelungen, den wahren primitiven Keim als eine kleine poröse Schicht von Bildungsstoff, eingesenkt in das Eyweis des Keimbläschens und an dessen Wand festgeheftet, (wo er als opaker Fleck, macula germinativa hindurchschimmert) zu entdecken und in allen Klassen des Thierreichs nachzuweisen. Die ausführliche Geschichte der Entdeckung und die Genesis des primitiven Ey's werde ich in der neuen Auflage von Burdachs Physiologie mittheilen. Es freut mich die Bestätigung dieser Entdeckung von Seite zweyer sehr genauer Beobachter zu erfahren. Dr. Valentin in Breslau und Professor Krause in Hannover haben mir ihre Beobachtungen brieflich in der Kürze mitgetheilt; letzterer hat den Keimfleck auch bey den Affen (Simia cynomolgus) gefunden, wo ich ihn bis jetzt noch nicht untersuchen konnte.

Nachtrag.

(Aus späterer brieflicher Mittheilung des Hrn. Verfassers.)

Das neue von mir aufgefundene Gebilde im Eye aller Thiere, so lange sich dasselbe noch im Eyerstocke befindet, ist der Keimfleck, macula germinativa; ich glaube gefunden zu haben, daß dieß eine poröse, etwas dunkle Schicht von Bildungsgewebe ist, welche als ein- oder mehrfacher Fleck durch die Wand des Keimbläschens durchschimmert, dem sie adhärirt. Ich vermuthe, daß dieß der primitive Keim ist, der zugleich mit dem Kontentum des Keimbläschens im Centrum der Dotterscheibe (Keimscheibe Bär's) abgelagert ward und hier den Mittelpunkt der Keimhaut bildet. Vielleicht gibt diese primitive Keimschicht das Hauptmaterial zu den animalen Gebilden des Embryo, namentlich zur Chorda dorsalis u. s. m., während die Masse der sogenannten Keimscheibe mehr zur Bildung des peripherischen Gefäßsystems und des Schleimblatts verwendet wird.

3. Herr Conservator Dr. Steinheil legt der Klasse einige Hufeisen-Magnete des auf der Durchreise durch München begriffenen Hrn. Dr. Keil vor, welche eine ungewöhnliche Tragkraft zeigen. Indem Hr. Dr. Keil die Güte haben will, sowohl die Methode des Streichens, durch welche er diese Stärke des Magnets erlangt, als auch einen magneto-galvanischen Rotations-Apparat von besonderer Construction und Wirkung der Klasse vorzuzeigen, so wird dadurch die Gelegenheit entstehen, im Protokolle der nächsten Sitzung ausführlicher auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Heinricus Pertz, serenissimae familiae Welficae ab historia scribenda. Tomus III. Legum Tom. I. Hannoverae impensis Bibliopolii aulici Hahniani. MDCCCXXXV.

Es sind nunmehr fünf Jahre und darüber verflossen, seitdem die Freunde deutscher Geschichte mit dem zweyten Bande der Monumenta Germaniae historica beschenkt worden sind. In den bisher herausgegebenen Theilen waren diejenigen Werke gesammelt worden, welche die Quellen für die Geschichte der karolingischen Zeit bilden. Auch der neue Band gehört seinem Inhalte nach eben jener Zeit an; in ihm finden wir die Gesetze der fränkischen Könige, weshalb er auch als Legum Tomus primus bezeichnet wird. Derselbe enthält die Kapitularien der Karolinger, denen die wenigen Ueberreste merovingischer Gesetzgebung vorangestellt sind. Den unermüdeten Bestrebungen der Gesellschaft für deutsche Geschichtsforschung ist es gelungen, auch auf diesem Gebiete den bisher bekannten Quellenschatz bedeutend zu bereichern. Es hat sich von jenen Kapitularien nur ein einziges im Originale erhalten, nämlich ein schriftlicher Befehl Karls des Großen, wornach die in Alemannien vertheilten Geiseln der Sachsen nach Mainz kommen sollen (Nr. 42. p. 89); diese Urkunde wird in dem Kloster St. Paul in Kärnthen aufbewahrt. Ausserdem dürfte ihr eine ebenfalls erhaltene Encyclica des Erzbischofs von Mainz, die sich in St. Gallen befindet (p. 165 Praef. p. 12), gezählt werden. Der Hr. Herausgeber hat nämlich den Ausdruck Kapitularien, wie seine Vorgänger, in einem weitern Sinne des Wortes genommen, wornach nicht bloß die in Capitula getheilten eigentlichen Gesetze, sondern auch alle andern Rechtsdenkmäler, welche theils auf die Abfassung der Gesetze, theils auf deren Vollstreckung sich beziehen, darunter verstanden werden. Den Verlust der Originalien, welche von den Königen theils in den Archiven der Palatien aufbewahrt, theils an die Grafen und Bischöfe in die Provinzen geschickt wurden (Vrgl. Capit. Carol. Calv. a. 853. Novemb. M. G. III. p. 425. — a. 861. Jul. p. 477), ersetzen alte Copien, welche insonderheit die Bischöfe anfertigen ließen. Solche Abschriften sind theils gleichzeitig mit den Originalien, theils aus dem zehnten Jahrhunderte, theils auch aus späteren Zeiten, wo sie aber mit der abnehmenden Anwendung der Kapitularien immer seltener werden. In diesen Gesetzen sind jedoch die Grundprincipien der christlich-germanischen Verfassung niedergelegt und in so fern hat sich ihr Inhalt auch bis zu den letzten Zeiten des deutschen Reiches erhalten (Vergl. praef. p. 13). Viele deutsche und ausländische Bibliotheken haben nun dem Herausgeber die Subsidien für seine Arbeit dargeboten (— er giebt ein Verzeichniß von 83 Handschriften —), unter jenen insbesondere die hiesige königl. Hof- und Staatsbibliothek, von welcher zehn Codices reichhaltige Ausbeute geliefert haben.

Es möge nun bey dieser Anzeige zuvörderst auf

einige Stücke aufmerksam gemacht werden, welche völlig neu dem Publikum dargeboten werden. Die wichtigsten unter denselben gehören der Lombardey an, namentlich gleich eines der ersten, welches den Namen Capitulare Mantuanum führt und wahrscheinlich in das Jahr 781 zu setzen ist. Einen besonders unterscheidenden Charakter tragen natürlich alle diese neu hinzukommenden Stücke nicht an sich; auch sie sind durchdrungen von dem eigenthümlichen Hauche, der durch die ganze karolingische Legislation wehet, als deren Hauptprincip man die gegenseitige Unterstützung der beyden Gewalten, des geistlichen und weltlichen Schwertes bezeichnen kann. Daß daher die Bischöfe bey Ausübung ihrer Jurisdiction, wo die Noth es erfordert, überall die Hülfe der Grafen in Anspruch nehmen dürfen (vergl. z. B. Capit. Mantuan. von 781. c. 6. p. 41), andererseits aber auch die Grafen das Recht haben, einen solchen Beystand von den Bischöfen in analogen Fällen zu fordern — ist ein Grundsatz, der auch in diesen neuen Quellen mehrmals ausgesprochen ist (Vergl. m. deutsche Geschichte. Bd. 2. S. 327. 328). Manche dieser Kapitularien sind auch ausschließlich den kirchlichen Verhältnissen gewidmet, in manchen bilden dieselben den Hauptinhalt. Unter Andern verordnet ein Kapitulare Pippis (des Sohnes Karls des Großen) vom Jahre 702 (p. 42), wie der Bischof für die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht Sorge tragen solle und insonderheit nicht dulden dürfe, daß die Geistlichen sich gleicher Kleidertracht mit den Laien bedienten; in diesem Falle solle der Graf berechtigt seyn, dergleichen Geistliche wie andere Heerbannspflichtige (Exercitales) zum Kriege aufzubieten. Auch scheint manche Unsitte in Betreff des Anzuges in den Frauenklöstern zu rügen gewesen zu seyn, indem in einem Capit. ann. 799 (c. 27. p. 79) den Nonnen verboten wird, Mannskleider anzulegen, welche näher bezeichnet werden durch die Worte i. e. rocho et fanones. Eben dieß Kapitulare ist überhaupt eines der merkwürdigsten. Es enthält dasselbe eigentlich die Beschlüsse einer bayerischen Synode, welche im August, wahrscheinlich wenigstens in dem angeführten Jahre 799, zu Rhispach in der Regensburger Diöcese gehalten worden ist. Wir besaßen allerdings schon früher Kenntniß von diesem Concilium, indem Bern. Pez in seinem Codex diplomaticus die Encyclien des Bischofs Arno von Salzburg, durch welche die Synode berufen wurde, und Meichelbeck in seiner Hist. Frising. Tom. I. p. 94 die Namen der zu Rhispach versammelten Bischöfe mitgetheilt hat. Jetzt aber erscheinen als Abdruck einer Wolfenbüttler Handschrift zuerst die Beschlüsse dieser Synode, die nachmals auf einer zweyten Zusammenkunft zu Freysingen bestätigt worden sind. Indem durch einen Canon dieser Synode den Geistlichen verboten wird, ohne Erlaubniß vor den weltlichen Gerichten zu erscheinen, wird dabey besonders aufmerksam gemacht auf die damnata juramenta; ohne diese, vielmehr im friedlichen Vergleiche vor dem Bischofe, soll jeder Streit unter geistlichen Personen geschlichtet werden. Es möchte nicht zu bezweifeln seyn, daß mit diesen Juramenten die Eide mit den Eidhelfern (Consacramentalen) gemeynt sind, besonders in dem Falle, *wo ein* Geistlicher einen solchen Eid in Gemeinschaft *mit* Laien ablegen wollte, denn es ist bekannt, daß im Uebrigen dieser Eid, die sogenannte Purgatio canonica während des Mittelalters, bevor die Reformation des Processes durch Papst Innocenz III. vor sich ging, vor allen geistlichen Gerichten gestattet worden ist. — An diese Statuta Rhispacensia et Frisingensia schließen sich unmittelbar (p. 80) die Beschlüsse einer vermuthlich noch in demselben Jahre gehaltenen Salzburger Synode an; sie enthalten ähnliche Bestimmungen, wie jene. In c. 3. wird insbesondere jedes Canticum inlecebrosum und *lusus saecularis* bey Prozessionen verboten; das canticum scheint wohl auf ältere Volkslieder hinzuweisen, wie auch in andern Gesetzen dergleichen turpia cantica untersagt werden (Vrgl. Mone, Geschichte d. Heidenthums im nördlichen Europa. Bd. 2. S. 191.). Auch enthält eben dieses Kapitulare ei-

nen neuen Fall der Anwendung des Kreuzordales (s. m. D. Gesch. Bd. I. S. 545). indem es c. 15 heißt: Si altercatio horta fuerit inter virum et feminam de conjugali copulatione, ut inter se negent de carnali commixtione, decrevit sancta synodus, ut si vir negaverit eam fecisse ad uxorem, ut stet cum illa ad judicium crucis, aut si ipse noluerit, inquirat aliam feminam quae cum illa stet, et si vir eandem copulationem dicit super eam, et illa negaverit, tunc ipsa femina purget se secundum legem. Sehr wichtig ist insbesondere die Auffindung des Capitulare generale Aquense vom Jahre 802. Seitdem Karl der Große zur kaiserlichen Würde gelangt war, verfolgte er nach Eginhards Bericht, den Plan einer allgemeinen Gesetzesreform. Es erzählen nun auch die Annal. Lauresh. ann. 802. (M. G. II. p. 39) er habe sowohl die Bischöfe seines Reiches zu einer Synode, als auch den weltlichen Adel und zwar zur Prüfung der Gesetze zusammenberufen. Bisher fehlten uns aber die Acta jener Zusammenkunft, welche jetzt aus einem Blankenburger, dreyen Münchnern und einem Pariser Codex zum ersten Male im Druck erscheinen. Hieher gehört zuvörderst ein Capitulare generale, in welchem jussa Karoli per universum regnum, episcopis, abbatibus, presbiteris pertinentia (p. 106) aufgezeichnet sind. Diese Vorschriften beziehen sich theils auf den Lebenswandel des Clerus, theils dringen sie darauf, daß die Geistlichen selbst sich den hinlänglichen Unterricht verschaffen sollen, um ihrem Berufe gemäß wirken zu können. Auch finden sich darunter Bestimmungen, gegen die sich umhertreibenden Mönche; niemand soll eigenmächtig ohne Erlaubniß des Bischofs ein Kloster bauen und stets sollen die Mönche dem Ordinarius der Diöcese unterworfen seyn. Hieran schließen sich dann (p. 107) zwölf Capitula examinationis generalis an, Fragpuncte nämlich, welche den Presbytern von ihren Ordinarien vorgelegt werden sollen, darunter auch einige an die Canonici, Abbates und Laien z. B. cap. 5. (an die Priester): Evangelium quomodo legere potestis vel alios imperitos erudire potestis? C. 10. Vos autem abbates interogo, si regulam scitis vel intelligitis, et qui sub regimine vestro sunt secundum regulam beatissimi Benedicti vivant an non, vel quanti illorum regulam sciant aut intellegant? c. 11. Laicos etiam interrogo, quomodo legem ipsorum sciant vel intelligant? Das zwölfte Capitulum ist wiederum eine allgemeine Vorschrift wegen des Schulunterrichts, der Karl dem Großen so sehr am Herzen lag; es heißt daselbst: ut unusquisque filium suum litteras ad discendum mittat et ibi cum omni sollicitudine permaneat, usque dum bene instructus perveniat. Sodann folgen die Capitula de doctrina clericorum, eine Aufzählung dessen, was jeder Geistliche wissen müsse, wozu ausser den theologischen Kenntnissen vonehmlich auch gerechnet wird: scribere cartas et epistolas. Den Beschluß dieses Capit. gener. Aquense machen hier in dem ersten Tomus Legum einige Excerpta Canonum, im zweyten sollen die drey hieher gehörigen Volksrechte, die Lex Saxonum, Lex Frisionum und Lex Angliorum et Werinorum abgedruckt werden.

(Schluß folgt.)

A Monograph of the Ramphastidae, or family of Toucans. By John Gould. London 1833 – 1835. 3 Hefte in gr. Fol. mit 33 kolorirten und einer schwarzen Tafel.

(Fortsetzung)

Nun ist es zwar richtig, daß dieser in Berücksichtigung der artistischen Vollendung der Tafeln keineswegs zu hoch angesetzt ist; wenn man aber bedenkt, daß doch nur 33 Arten dargestellt sind, so muß der Zoolog, der das ganze große Gebiet seiner Wissenschaft zu berücksichtigen hat, gleichwohl vor einem solchen Preise erschrecken. Sollten in ähnlichen Monographien mit gleicher Kostspieligkeit alle die fünftausend oder mehr Arten von Vögeln behandelt werden, wie viel Naturforscher auf dem Continente, ja

wie viele öffentliche Bibliotheken selbst, wären denn im Stande, die Summen zur Anschaffung solcher Werke aufzutreiben? Würde es in solcher Weise nicht endlich dahin kommen, daß die Zoologie, wenigstens für ihren descriptiven Theil, nur noch in die Hände einiger weniger, durch äussere Verhältnisse begünstigter Naturforscher gegeben, die Mehrzahl derselben davon ausgeschlossen wäre? Zudem sind solche kostspielige, lebensgroße Abbildungen keineswegs nothwendig und für den Gebrauch selbst lästig und unbequem. Hätte sich Gould die Ornithological Drawings seines Landsmannes Swainson zum Muster genommen, so hätte er die Ramphastiden mit derselben Genauigkeit und Schönheit, welche seine Foliotafeln auszeichnen, in dem bequemen und hinlänglich ausreichenden Großoktav-Formate ausführen können. Noch weniger zu billigen ist die große Papierverschwendung beym Texte, dadurch herbeygeführt, daß ein ganzes Blatt der kurzen Beschreibung jeder Art bestimmt ist, wobey also außer unverhältnißmäßigen Rändern, eine volle Seite leer bleibt. Der Autor, welcher die Mittel besitzt, ein wissenschaftliches Werk mit luxuriösem Prunke auszustatten, sollte doch auch bedenken, daß er einem Publikum gegenüber steht, das weder durchgängig einen solchen liebt und achtet, noch denselben für alle Fälle sich aneignen kann. Will er aber nun doch einmal ein Prunkwerk, dessen die Wissenschaft durchaus nicht nöthig hat, liefern, so möge er wenigstens dem Publikum nicht die Aufgabe stellen, ihn hiefür zu entschädigen. Im wahren Interesse der Wissenschaft sollten daher alle Naturforscher dahin wirken, daß dem immer mehr um sich greifenden Luxus in ihrer Literatur baldigst ein Ziel gesetzt würde.

Wir gehen jetzt zur näheren Anzeige des Inhaltes über, wobey wir die schematische Eintheilung, so wie die Definitionen sämmtlicher Arten der beyden Gattungen, welche die Abtheilung der Ramphastiden ausmachen, mittheilen. Die neuen Arten des Verf. sollen durch ein vorgesetztes * bezeichnet werden.

I. Ramphastos.

Von dieser Gattung zählt der Verf. im Ganzen 11 Arten auf, so daß er also, obschon er zu den bekannten 4 neue Species hinzufügt, doch um 3 Arten weniger hat als Wagler. Diesen Ueberschuß hat der letztgenannte Naturforscher dadurch erhalten, daß er, der Vollständigkeit wegen, auch diejenigen Arten von Levaillant, welche, wie der R. Levaillantii, Tocard, Forsterorum, erythrosoma, in keiner der bekannten größeren Sammlungen vorzukommen scheinen, da sie weder Wagler noch Gould in selbigen gesehen haben, mit aufzählt. Dasselbe gilt auch vom Toucan Edwards (R. piscivorus Auct) Endlich macht Wagler selbst in seinen Nachträgen bemerklich, daß R. Tucai und dicolorus nur eine einzige Art bilden dürfen, wodurch die Zahl seiner Species auf 13 herab gebracht wird.

Wagler hatte die Tukans in 2 Abtheilungen gesondert; zur ersten zählte er die Arten mit weissem, zur andern die mit gelbem Vorderhalse. Gould bedient sich zur Errichtung von Abtheilungen eines andern Merkmales, nämlich der Färbung der obern Schwanzdeckfedern, wodurch er auch eine Abtheilung mehr gewinnt. Er giebt hierüber folgendes Schema, dem wir noch einige weitere Bemerkungen beyfügen.

a) Obere Schwanzdeckfedern gelb.

α) Vorderhals weiß.

* 1. R. culminatus. Schnabel schwarz, nur Firste und Binde an der Basis gelb, seitlich zusammengedrückt und kurz (4 — 5″ lang). Eine neue Art aus Mexiko.

2. R. Cuvieri Wagl. Vom vorigen durch den ungleich längern, seitlich stark gewölbten, aber keineswegs an der Spitze so stark hakenförmig herabgezogenen Schnabel hinlänglich verschieden (Schnabel ist 8″ lang und seitlich schwarz).

3. R. erythrorhynchus Auct. Schnabel seitlich roth.

β) Vorderhals gelblich überflogen.

* 4. R. citreopygus. Schnabel ganz schwarz, nur die Basis mit blauer Binde (5″ lang). Neue Art wahrscheinlich aus Peru.

γ) Vorderhals gelb.

* 5. R. osculans. Schnabel ganz schwarz, Basis und Firste strohgelb (4 1/2″ lang). Neue Art aus Brasilien, in der Wiener Sammlung.

b) Obere Schwanzdeckfedern weiß.

α) Vorderhals weiß.

6. R. Toco Auct. Hinlänglich bekannt.

β) Vorderhals gelb.

7. R. carinatus Swains. Schnabel bunt mehrfarbig.

* 8. R. Swainsonii. Schnabel schwarz, obere Hälfte des Oberkiefers gelb (5 1/4 — 6″ lang). Als neu aufgestellt, obschon es dem Verf. selbst nicht unwahrscheinlich ist, daß R. ambiguus Swains. nur eine Abänderung hievon seyn möchte. Auch der Tocard von Levaillant könnte ein verbleichtes Exemplar von dieser Art gewesen seyn, woraus sich die weiße Färbe des Vorderhalses erklären ließe; die rothe Färbung der oberen Schwanzdecken, statt der weissen, wäre freylich alsdann als eine artistische Willkühr anzusehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1836.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum etc.

(Schluß.)

Einzelne Stücke des folgenden Cap. ann. 803 (p. 100) sind schon unter den von Karl dem Großen, Ludwig dem Frommen und Lothar für die Lombardey gegebenen Gesetzen anzutreffen, andere hingegen sind neu. Wahrscheinlich in das folgende Jahr 804 ist das aus einem Pariser Codex entnommene Capitulare de latronibus (Nr. 68. p. 129) zu setzen. Dasselbe enthält eine nicht uninteressante Stelle über den Eidhelfereid und den gerichtlichen Zweykampf. Steht nämlich der Räuber im Begriffe sich durch einen Eid zu reinigen (se exsedoniare, exidoneare) und ein Anderer will gegen ihn auftreten, so soll jener die Hand vom Altare hinwegziehen, bevor seine Consacramentalen geschworen und dann sollen sie beyde mit Knütteln den Zweykampf bestehen (exeant in campum cum fustibus).

Zu den Volksrechten, welche unter Karl dem Großen Zusätze erhalten haben, gehört außer der Lex Salica und Ripuariorum insonderheit auch die Lex Bajuvariorum. Diese Zusätze waren schon früher bekannt, nur war man wegen der Zeit, in welche dieselben zu setzen seyen, uneins. Einige waren der Meynung, sie seyen im Jahre 788 nach der Besiegung Thassilo's gemacht worden und so hat sie denn auch Walter in seiner Ausgabe des Corpus juris Germanici antiqui unter die ersten Kapitularien Karls des Großen gestellt. Da sich nun in den ältesten Handschriften bereits der Ausdruck Imperator für Karl vorfindet, so hat der Herausgeber kein Bedenken getragen, diese Zusätze dem Jahre 803 einzureihen. Sie erscheinen hier in zwey Abschnitten: Capitula quae ad legem Baioariorum domnus Karolus serenissimus imperator addere jussit, ut bannum ipsius quislibet inrumperit componere debeat und 2) Capitulare Baioariorum aus einem Wiener Codex; dieß letztere Stück findet sich aber auch schon in der Sammlung des Benedict Levita. — Auch sonst finden sich hier manche Verschiedenheiten in Betreff der Zeitbestimmung vor; z. B. das Capitulare d. causis regni Italiae (ann. 793 bey Walter) findet sich hier als ein Capit. generale beym Jahre 783; das Capit. I. ann. 312 bey Walter, hier als: Capit. de exercitu promovendo ann. 803, in eben dieses Jahr ist auch das bisherige Capit. 4. ann. 806 gestellt. — Dagegen ist wiederum völlig neu ein Capit. Aquigranense ann. 805 (N. 70. p. 130), welches den vom Heereszuge entlassenen Großen des Reichs zur allgemeinen Bekanntmachung mitgetheilt worden ist; dieselben sollen besonders darüber wachen, daß den auf einem Feldzuge mit dem jüngern Karl begriffenen Bischöfen und Grafen kein Schade durch ihre daheim (gewöhnlich dnrch den Germanismus ad casam: zu Hause, ausgedrückt) gebliebenen Angehörigen geschähe. Solche malefactores sollen in cippo (eigentlich ein Block, in welchen die Füße der Uebelthäter gesteckt wurden) et in carcere bis zur Rückkehr ihrer Herren verwahrt werden. — Besondere Berücksichtigung verdienen sodann zwey aufeinander

folgende Kapitularien, das eine de disciplina Palatii Aquisgranensis, das andere de Moneta. Ersteres hatte schon Baluze und nach ihm Walter unter der Ueberschrift de ministerialibus palatinis herausgegeben und etwa ins Jahr 801 gesetzt; in den M. G. steht dasselbe beym Jahre 809 aus dem Grunde, weil eben damals der Hof Karls des Großen von einer Menge unnützen Gesindels überfüllt war und in dieser Hinsicht allerdings einer etwas strengeren Disciplin bedurfte. Die Handschrift, aus welcher dieses Kapitulare geschöpft ist, ist für den gegenwärtigen Herausgeber bis auf ein Wort lesbar geworden, dadurch sind nicht nur mehrere Lücken ausgefüllt, sondern auch der ganze Schluß, drey neue Kapitel, hinzugefügt worden. Im Einzelnen wäre nachstehendes zu bemerken. Im ersten Kapitel heißt es, jeder Ministerialis palatinus solle zuerst nach seinen eigenen Leuten und dann bey seinen Genossen forschen, si aliquem inter eos, vel (— so liest Walter —) apud vos ignotum hominem vel meretricem latitantem invenerit; dafür hat Pertz die unstreitig richtigere Lesart vel apud eos igrotum (i. e. aegrotum) h. etc. Im zweyten und dritten Kapitel wird durch Ausfüllung großer Lücken erst ein Sinn in die Worte gebracht. In den drey hinzukommenden Kapiteln wird bestimmt, daß die Pfaltzgrafen dafür sorgen sollen, daß die Kläger nach Einreichung der Klagschrift nicht länger im Palaste verweilen, ferner, daß über die Bettler und Armen Magistri zur Aufsicht bestellt werden, und daß jeden Sonnabend Bericht über die Resultate aller in diesen Kapitularien verordneten Nachforschungen abgestattet werden soll (Ueber die Ministerialen zur Zeit Karls des Großen überhaupt vergl. v. Fürth, die Ministerialen. S. 24 u. f.). Das Kapitulare de Moneta ist voller Lücken und daher auch ein Gegenstand künftiger sorgfältiger Investigation. Auch die beyden wichtigen Kapitularien: Beneficiorum fiscorumque regalium describendorum formulae (N. 101. p. 175) und das de villis imperialibus (Nr. 102. p. 181) sind in eine spätere Zeit (ann. 812) als nach den bisherigen Ausgaben gestellt.

Eine weitere Vergleichung der neuen Ausgabe dieser wichtigen Rechtsmonumente mit den früheren würde die Grenzen einer bloßen Anzeige überschreiten; wir überlassen sie daher füglich — da unsere Leser ohnehin von der Wichtigkeit des ganzen Unternehmens überzeugt seyn werden — dem Privatstudium derer, welche sich speciell mit der deutschen Rechtsgeschichte beschäftigen. Wir machen nur noch insbesondere auf die sorgfältige Bearbeitung aufmerksam, welche die beyden Kapitularien-Sammlungen des Ansegisus und Benedict Levita erfahren haben, so wie auf die in die Vorrede des Herausgebers zu der ersteren eingeschaltete alte Uebersetzung des Capit. IV. 18; welche unser deutscher Grammatiker einer genauen Kritik unterworfen hat. So finden wir denn p. 260 und 261 die ältere, oft fehlerhafte Ausgabe dieses Kapitulars von Brower und daneben Grimm's Recension derselben abgedruckt. Letzterer hat aber mit gewohnter Vorsicht nur die offenbaren Unrichtigkeiten bey Brower geändert und ist der Meynung, daß dieses Stück in lothringisch-trierischer Gegend um den Schluß des neunten, oder den Beginn des zehnten Jahrhunderts entsprungen seyn mag. — Das ebenfalls interessante Sprachdenkmal, das Pactum Argentoratense zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, vom Jahre 842 findet sich schon im zweyten Bande der Monumenta Germaniae (S. 665. 666) ebenfalls von Grimm's Bemerkungen begleitet, abgedruckt; hier ist (S. 375) nur der Text wiedergegeben.

Sehr gespannt sehen wir jetzt der neuen Bearbeitung der Leges barbarorum entgegen, von welcher wir uns nicht minder Bedeutendes, als von dieser vortrefflichen Ausgabe der Kapitularien versprechen, wie wir denn überhaupt uns nicht genug freuen können über den glücklichen Fortgang dieses der deutschen Nation wahrhaft würdigen Werkes.

Phillips.

A Monograph of the Ramphastidae, or family of Toucans. By John Gould. London 1833 – 1835. 3 Hefte in gr. Fol. mit 33 kolorirten und einer schwarzen Tafel.

(Schluß.)

c) Obere Schwanzdeckfedern roth.

α) Schnabel schwarz.

9. R. vitellinus Illig. Ohrgegend weiß.

10. R. Ariel Vig. Ohrgegend mit dem Vorderhals gleichfarbig. Diese Art hat Wagler unter dem Namen R. Temminckii beschrieben; da indeß Vigors um ein Jahr früher sie benannt, so muß billiger Weise des Letzteren Name den Vorzug behalten. Höchst wahrscheinlich ist sie auch identisch mit R. Tucanus Linn., obschon diese Art gelbe Schwanzdeckfedern haben soll. Eine solche Färbung kann entweder auf einer zufälligen Abänderung, oder vielleicht selbst auf einem Irrthum beruhen; wenigstens ist es auffallend, daß Gould einen Vogel von dieser Färbung der Schwanzdecken in keiner der vielen von ihm besuchten Sammlungen gesehen hat.

β) Schnabel grünlich.

11. R. dicolorus Auct. Gould ist mit Wagler darin einverstanden, daß R. Tucai gleichfalls hierher zu zählen sey.

II. Pteroglossus.

Von dieser Gattung beschreibt Wagler im Systema avium 12 Arten; außerdem fügt er in den verschiedenen, vorhin erwähnten Nachträgen noch 5 hinzu, so daß also die ganze Anzahl seiner Arten auf 17 sich beläuft, worunter nur eine, nämlich P. Aldrovandi, ungewiß ist. Gould beschreibt 22 Arten, worunter alle von Wagler aufgeführten Species, mit Ausschluß des zweifelhaften P. Aldrovandi und des von dem Verf. nicht gekannten P. Poeppigii, begriffen sind, so daß also in vorliegender Monographie 6 sichere Arten mehr als bey Wagler vorkommen.

a) Unterleib zwey- oder mehrfarbig.

α) Brust und Bauch gelb, gebändert.

1. P. Aracari Auct. Bauchbinde roth, Oberschnabel gelblich.

*2. P. castanotis Gould. Bauchbinde ebenso, aber Oberschnabel halb gelb, halb schwarz, Ohrgegend und Schenkelfedern kastanienfarben (Schnabel 5″ lang). Neue, seltene Art aus Brasilien.

3. P. regalis Licht. Bauchbinde vorn schwarz, hinten roth, Brust mit schwarzem Fleck. Dieser Name ist identisch mit P. torquatus Wagl.

*4. P. pluricinctus Gould. Bauchbinde ebenso, aber breiter, Brust mit breiter schwarzer Binde (Schnabel 4 1/2″ lang). Neue seltene, von Natterer in Brasilien aufgefundene und allein in der Wiener Sammlung vorhandene Art.

β) Brust roth.

5. P. bitorquatus Vig. Brust oben mit einem schmalen oder keinem gelben Bande.

6. P. Azarae Wagl. Brust oben mit einer breiten schwarzen Binde durchzogen.

γ) Brust und Bauch gelb, nicht gebändert.

7. P. viridis Auct. Oberschnabel zur Hälfte gelb, zur Hälfte orangeroth.

8. P. Humboldti Wagl. Oberkiefer gelb mit schwarzen Zeichnungen, Unterkiefer schwarz. Das einzige Exemplar, das der Verf. in allen von ihm besuchten Museen zu sehen bekam, ist dasjenige, welches in der hiesigen Sammlung aufgestellt ist.

9. P. inscriptus Swains. Schnabel gelb mit schwarzen Zeichnungen.

δ) Brust und Vorderhals einfarbig, Bauch andersfarbig.

† Oberkiefer schwarz gefleckt.

10. P. maculirostris Cuv. Schnabel weißlich.

*11. P. Nattereri Gould. Schnabel bis zur Spitze roth (2 5/8″ lang). Neue seltene, in der Wiener Sammlung aufgestellte Art aus Brasilien.

12. P. Reinwardtii Wagl. Schnabel bräunlich roth, an der Spitze schwarz. Die Abbildung hat Gould nach dem Exemplare der hiesigen Sammlung verfertigt, dem einzigen, das er in den europäischen Sammlungen antraf.

†† Schnabel schwarz.

13. P. Culik Wagl. Schnabel an der Basis roth.

14. P. Langsdorffii Wagl. Schnabel ohne rothe Basis. Auch von dieser Art besitzt unsere Sammlung das einzige Exemplar, welches bekannt ist.

b) Unterleib einfarbig.

α) Mantel andersfarbig.

15. P. ulocomus Gould, Unterleib gelb, roth gefleckt, Rücken zum Theil roth. Diese Art ist nicht neu, wie Gould meint, sondern schon früher von Wagler (Ausland 1830. S. 470, und Isis 1832 S. 280) unter dem Namen P. Beauharnaesii beschrieben; Gould's Name ist daher zu unterdrücken, und bloß der von Wagler gegebene beizubehalten. Schade, daß der Verf. den P. Poeppigii Wagl. (Isis 1832. S. 1250), welcher dieser Art durch die hornartigen Kopffedern sehr nahe verwandt ist, nicht gekannt hat, und also auch keine Abbildung von ihm liefern konnte.

*16. P. hypoglaucus Gould. Unterleib blaulich grau; Oberkiefer roth mit gelber Basis, letztere mit schwarzem Fleck, Unterkiefer vorn schwarz, hinten gelb

mit schwarzem Fleck, (Schnabel 4″ lang). Neue, seltene Art aus Columbien.

17. P. Bailloni Levail. Unterkiefer gelb. P. Chrysis Licht. (Verzeichniß von Säugeth. und Vögeln. Berlin 1835 S. 7) ist hiemit identisch.

β) Mantel fast gleichartig.

† Steiß andersfarbig.

18. P. prasinus Licht. Oberschnabel gelb, Strich auf der Firste, an den Ladenrändern und vor den Nasenlöchern schwarz; Unterkiefer schwarz mit gelber Einfassung an der Basis. (Schnabel 3″ lang). Diese, im Berliner Kabinet vorfindliche Art hat Wagler zuerst, und zwar unter dem Namen P. pavoninus beschrieben.

* 19. P. pavoninus Mus. Monac. Oberkiefer gelb, an den Seiten ins Grüne übergehend, Basis desselben schwarz, das auf der Firste einen großen dreyeckigen Fleck und längs den Ladenrändern einen schwarzen Strich, der jedoch vor der Spitze aufhört, bildet; Unterkiefer wie bey vorigem (Schnabel $3\frac{1}{2}$″ lang). Gould bemerkt hiebey: „Kein anderes Exemplar als das einzige in der Sammlung zu München ist zu meiner Kenntniß gekommen; eine Etikette mit der Inschrift P. pavoninus war an demselben befestigt, und es scheint eine neue Acquisition zu seyn, da es nicht in der schätzbaren Monographie von Wagler erwähnt ist.“ Gould hat es allerdings errathen, daß diese Art erst in neuern Zeiten der k. Sammlung zugekommen ist, indem sie im Jahre 1834 von Herrn Baron von Karwinski erworben wurde. Der Name P. pavoninus kommt dagegen bereits früher bey Wagler in seinen Nachträgen (Isis 1829 S. 507) vor; aber seine Beschreibung, obschon nach dem Gefieder vollkommen hiemit übereinstimmend, paßte doch hinsichtlich der Färbung des Schnabels auf unsern Vogel nicht. Daher wurde auch der Etikette der Name von Wagler zur Gewähr für die Bestimmung nicht beygesetzt; die Benennung P. pavoninus aber auf die älteren Autoritäten von Latham und Linné (Ed. XIII. I. 1. p. 353) gegründet, einstweilen gelassen, bis weitere Aufschlüsse sich ergeben würden. Diese haben wir nun durch Gould's köstliche Darstellung des P. prasinus erhalten, aus welcher nicht blos der große Unterschied in der Färbung des Schnabels beyder Arten, die übrigens dem Gefieder nach nicht zu unterscheiden sind, sondern auch die abweichende Gestalt des Schnabels recht bestimmt ersehen wird, indem dieser bey unserm P. pavoninus bedeutend länger, gestreckter, und keineswegs an der Spitze so hakenförmig herabgezogen ist als bey P. prasinus. Die Artsdifferenz beyder ist uns daher jetzt ausser allem Zweifel; ebenso, daß Wagler's P. pavoninus verschieden ist von dem unsrigen, dagegen synonym mit P. prasinus Licht. . Es fragt sich nur noch, welche Art, der Priorität in der Namengebung zu Folge, als P. pavoninus zu bezeichnen sey. Zieht man die älteste Beschreibung, nämlich die von Fernandez (Hist. animal. nov. Hisp. p. 51) zu Rathe, woher allein Latham, Linné, Vieillot ꝛc. Kenntniß von ihrem P. pavoninus haben, so deuten die Merkmale seines Xochitenucatl: „rostrum quaternas pene uncias longum, et luteo ac nigro varium colore“ vielmehr auf den P. pavoninus unserer Sammlung, als auf den von Wagler (den P. prasinus Licht.) hin. Es wird daher am Richtigsten seyn, und alle fernere Verwirrung am bestimmtesten verhindern, wenn in Uebereinstimmung mit Gould, der Name P. pavoninus unserer hiesigen Art, der von P. prasinus (pavoninus Wagl.) aber der Berliner Art belassen wird.

†† Steiß gleichfarbig.

20. P. sulcatus Swains. Bürzel gleichfarbig; Spitzen der Schwanzfedern ebenfalls gleichfarbig.

*21. P. Derbianus Gould. Bürzel gleichfarbig; Spitzen der mittelsten Schwanzfedern kastanienbraun (Schnabel $3\frac{3}{8}$″ lang). Neue, in der Sammlung des Grafen von Derby aufgestellte Art, welche aus den Kordilleren herrührt. Sie ist außerordentlich nahe verwandt mit der vorigen Species, von der sie sich, außer dem angeführten Kennzeichen, noch durch robustere Gestalt, und stärkeren, weniger verdünnten Schnabel unterscheidet.

*22. P. haematopygus Gould. Bürzel roth. Neue, den beyden vorigen sehr nahe stehende Art, von ihnen jedoch durch den rothen Bürzel, kürzeren Schnabel ($2\frac{3}{4}$″ lang), und die braune Spitze der vier mittleren Schwanzfedern hinlänglich verschieden. *Aus Südamerika.*

Der Vers. ist der Meynung, daß aus den 5 zuletzt genannten Arten eine eigene Gattung gebildet werden könne, der er unter dem Namen Aulacorhynchus folgende Merkmale giebt: „Schnabel verhältnißmäßig kurz, seitlich gefurcht, Firste breit und flach, Basis des Unterkiefers sich schief hinter die Augenlinie ausdehnend. Flügel kurz und abgerundet, die 4te Schwungfeder die längste, die 5, 6 u. 7te fast gleicher Länge. Schwanz verhältnißmäßig kurz, und minder deutlich stufig als bey Pteroglossus. — Diese Gruppe zeichnet sich durch einfarbiges grünes Gefieder aus, dessen Federn locker und zerschlissen sind.“ Ref. ist der Meynung, daß das ornithologische System der unhaltbaren Gattungen ohnedieß schon so viele besitzt, daß man eine neue desselben Schlages, wie es Aulacorhynchus ist, nicht weiter zulassen solle.

Beygefügt ist noch dieser Monographie eine Anatomie der Tukans, welche Owen nach Untersuchung des R. Ariel und erythrorhynchus geliefert hat. Von ersterer Art ist sie bereits ausführlich in den Proceedings of the Committee of science and corresp. of the zoolog. soc. of London Part. II. 1832. p. 42 mitgetheilt.

J. U. W.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.

Bayerische Staatsbibliothek München

10711788

10711788

10711788